Nordamerika's Bewohner, Schönheiten und ...

Traugott Bromme

US 10048.39.17

Harvard College Library

FROM THE

BRIGHT LEGACY

One half the income from this Legacy, which was received in 1880 under the will of

JONATHAN BROWN BRIGHT

of Waltham, Massachusetts, is to be expended for books for the College Library. The other half of the income is devoted to scholarships in Harvard University for the benefit of descendants of

HENRY BRIGHT, JR.,

who died at Watertown, Massachusetts, in 1686. In the absence of such descendants, other persons are eligible to the scholarships. The will requires that this announcement shall be made in every book added to the Library under its provisions.

Digitized by Google

Digitized by Google

5 47

Digitized by Google

BENJAMIN FRANKLIN.

Stuttgart, J. Scheible's Buchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Nordamerika's

Bewohner, Schönheiten

und

Naturschätze

im Allgemeinen

und die

brittischen Besitzungen

insbesondere

geschildert von

Traugott Bromme.

Mit zwei Stahlstichen und achtundvierzig Kupfertafeln.

Stuttgart:

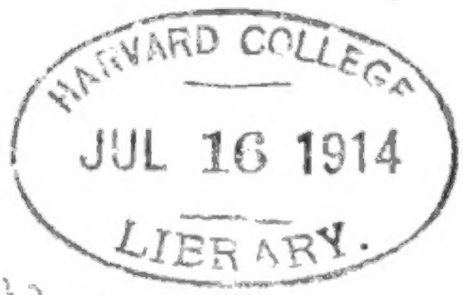
J. Scheible's Buchhandlung.

1839.

(Ladenpreis 7 fl. 12 kr.)

Digitized by Google

wb r00048.39.17



Wright fund.

7802
22

Digitized by Google

Beschreibung

von

Nord-Amerika.

Digitized by Google

Digitized by Google

Einleitung.

Ueberſicht des ganzen Erdtheils.

I. Entdeckung des Landes. — Name. — Lage. — Grenzen. — Grösse.

a) Entdeckung des Landes.

Die weſtliche Halbkugel unſerer Erde, durch Chriſtoph Columbus zuerſt als feſter, bewohnbarer Körper in die Erdkunde eingeführt, durch ihn zuerſt ein neuer Erdtheil aufgeſchloſſen, der dem abentheuerlichen Geiſte des fünfzehnten Jahrhunderts neue Spannkraft, eine neue Richtung verlieh, faſt ganz Europa aufforderte, das neu eröffnete Feld der Thätigkeit zu bebauen, bekannter zu machen, und zur Stillung des, durch die viel verſprechenden Berichte jenes kühnen Seemannes und ſeiner Gefährten erwachten Golddurſtes, zu benutzen, war, trotz aller Widerſprüche ausgezeichneter Gelehrten, ſchon den Alten bekannt, und wenn auch nur einzelne Hinweiſungen in den Schriften der alten Geographen und Geſchichtsforſcher gefunden werden, wenn man die Schilderungen Plato's auch als phantaſtiſche Dichtung verwirft, Plato's Atlantis für nichts als ein allegoriſches Gemälde der Sitten und Regierungsform ſeines Vaterlandes betrachtet, was übrigens durch nichts erwieſen wird, läßt ſich doch mit Gewißheit annehmen, daß die civiliſirten Völker des Alterthums, die Aegypter, Phönizier, Griechen und Römer, die weſtliche Welt kannten, einzelne Theile derſelben beſuchten, und ſelbſt Denkmale daſelbſt hinterließen, deren Erforſchung und Erklärung dem laufenden Jahrhunderte vorbehalten iſt. — Obgleich eine Beweisführung dieſer Behauptung: ob und wie weit die transatlantiſche Welt den Alten bekannt war, nur für den Geſchichtsforſcher vom Fache beſondern Werth haben kann, dieſe uns hier aber zu weit von unſerm Zwecke entfernen würde, auch ſchon bewährte Alterthumsforſcher wie Sickler in ſeiner Beſchreibung von Huehuetlapallan, und von Minutoli, Beweiſe aufgeſtellt haben, und wir durch Waldecks und Nebels Forſchungen im Innern Guatimala's und Mejico's, noch mehreres erwarten dürfen, möchte es doch nicht überflüſſig ſeyn, die Stellen zu citiren, in welchen die Gelehrten des Alterthums auf eine weſtliche Welt nicht nur hindeuten, ſondern ihr, in Hinſicht ihrer Größe, ſelbſt einen Vorzug vor der alten Welt einräumen; die Vergleiche zu betrachten, welche Natur- und Sprachforſcher neuerer Zeit aufſtellten, Hypotheſen durch Thatſachen zu erklären, nicht zu gedenken der übereinſtimmenden Traditionen und Sagen der Ureinwohner des Weſtens, die ſich, jede Mitfelzeit vergeſſend, bis auf unſere Tage fortgepflanzt haben.

Mag auch Plato's Atlantis eine Dichtung ſeyn, merkwürdiger iſt es, daß er ſelbſt davon als von einer, von den Aegyptern erfundenen Fabel ſpricht, die Solon

von jenen erlernt habe! mag auch, was Aelian von der Rede des Sylenus an Midas, den König der Phrygier erwähnt, eine Erdichtung, und die Prophezeiung des Seneca (in Medea) eine poetische Entzückung seyn, zuverlässiger und bestimmter ist Diodor von Sicilien (Lib. 6. Bibl.), welcher den Phöniziern die Entdeckung der westlichen Welt zuschreibt, die, ein Handel und Schifffahrt treibendes Volk, die Inseln und Küstenländer im mittelländischen und atlantischen Meere, in der Nord- und Ostsee, als Strebepunkte ihres Handels betrachteten, und bald nach dem trojanischen Kriege an den Küsten des atlantischen Meeres Kolonien anlegten. Die früheste Kunde ihrer Unternehmungen verliert sich im Dunkel der Mythologie, und in jener Zeit war es, wo ein Schiff, daß außerhalb der Säulen des Herkules durch einen mehrtägigen Sturm fortgerissen, nach einer von den abendländischen Küsten weit entfernten Insel, von großem Umfange, getrieben wurde. Nach ihrer glücklichen Zurückkunft gaben die Seefahrer von jenem Lande die erste Nachricht, schilderten die dort befindlichen Ströme als schiffbar, die Gebäude prachtvoll, den Boden reich und ergiebig, und setzten die Tyrrhener und Carthager von ihrer Entdeckung in Kenntniß. — Die Letzteren nützten die ihnen vom Mutterstaate mitgetheilte Kunde des fremden Landes, schickten Kolonisten nach dorthin ab, und verhinderten die Tyrrhener, die ihnen lange Zeit die Herrschaft im mittelländischen Meere streitig machten, ein gleiches zu thun; sie allein wollten im Besitz des neu entdeckten Landes bleiben, sahen dasselbe als einen Zufluchtsort an, wenn ihnen etwa ein Unglück begegnen, und ihr Reich vernichtet werden sollte, schlossen alle andern Handelsnationen von demselben aus, und hielten die Fahrt dahin geheim, ja verbargen dieselbe hinter abenteuerlichen Mährchen. — Auch Aristoteles und Theophrastos erwähnen die Entdeckung jenes großen, mit dichten Wäldern und großen Flüssen versehenen Landes, nach welchem im Jahre 356 der Stadt Rom (251 vor der Zerstörung Carthago's), ein carthagisches Schiff durch unbekannte Meere nach Südwesten zu dringen gewagt, und nach welchem später, gereizt durch die Fruchtbarkeit des Landes, mehrere carthagische Familien ausgewandert, und führen noch an, daß die mißtrauischen Vorstände Carthago's, befürchtend, die Kolonie möge dem Glücke der Republik Abbruch thun, die von der Insel zurückgekommenen heimlich tödten ließen. — Nach welchen Theil des großen Westlandes indeß der Sturm die Phönizier verschlagen, wo die carthagische Kolonie ihren Sitz genommen, darüber sind die Meinungen der Gelehrten getheilt, und da nun Diodorus, Aristoteles und Theophrastos bestimmt von einer Insel sprechen, die Griechen aber den Unterschied zwischen Insel und Halbinsel nicht so genau nehmen, und deshalb selbst die Halbinsel Morea die Pelopsinsel nannten, könnte eine der größern Antillen, oder auch Brasilien als das erste, den Alten bekannt gewordene Land der neuen Welt angenommen werden; — für beides sprechen Beweise: auf Haity, einer der großen Antillen, fand man Spuren eines, ehemals sehr beträchtlichen, zur Zeit der Ankunft Columbus aber schon längst verfallenen Bergbaues, der von einem cultivirten Volke der Vorzeit herzurühren schien, indem die damaligen Bewohner Haitys in der Kunst, Metalle aus dem Schooße der Erde zu gewinnen, ganz unwissend waren, und die dazu gehörigen Werkzeuge weder kannten, noch aus Mangel des Eisens fertigen konnten (Deubner). Andere, wie Emannel de Moraes, im 10. Buch seiner Geschichte Brasiliens, nehmen Brasilien als den Ansiedelungspunkt der Carthager an, und nach den, von den Alten angegebenen Merkmalen des neuen Landes; große Wälder, fruchtbarer Boden und schiffbare Ströme, so wie nach der südwestlichen Lage, welche Brasilien gegen Afrika hat, an dessen nordwestlicher Küste auch carthagische Kolonien blühten, ist es sogar wahrscheinlicher, daß Brasilien der Ort der carthagischen Niederlassung gewesen sey. — Durch Zufall, nur dadurch, daß er die afrikanische Küste vermied, entdeckte Pedro Alvarez de Cabral im

Jahre 1500 jenen unermeßlichen Landstrich; konnten nicht die Carthager auf ähnliche Art, dadurch, daß sie Afrika rückwärts ließen, 1900 Jahre früher dorthin gelangen? — Auch die Griechen scheinen, wenn wir in das mythische Zeitalter zurückgehen, Kenntniß vom Daseyn einer westlichen Welt besessen zu haben, wenigstens waren ihnen bereits die Gorgonen, oder die Inseln des grünen Vorgebirges, und die Hesperiden, oder die canarischen Inseln, jenseits des Oceans, bekannt, wo die Phantasie das Elysium hingezaubert, und Ptolomäos nennt eine derselben ausdrücklich Canaria; so erwähnt Pausanias eine Erzählung des Euphemus, der durch ein heftiges Ungewitter an das äußerste Ende des Oceans verschlagen worden sey, wo, seiner Aussage nach, Inseln anzutreffen wären, welche die Seeleute Satyrides nannten, und die von wilden Menschen bewohnt würden, deren Haut röthlich aussähe, und welche Schwänze hätten den Pferdeschweifen nicht unähnlich. Euphemus Beschreibung der Insulaner trifft vollkommen mit den Caraiben, den frühern Bewohnern der Antillen überein, die natürliche Röthe ihrer Haut, die durch die Anwendung des Rocou noch erhöht wird, und die, allen barbarischen Nationen Amerika's noch jetzt eigene Zierde ihres Anputzes, zumal beim Beginn eines Krieges, vielleicht auch der, vom Scheitel herabwallende Haarbusch, wird die, von den Seefahrern angeführten Schwänze gewiß hinlänglich erklären, ohne das Daseyn von Panen und Satyren blindlings anzunehmen.

Von Massilie (Marseille) aus, jener von den Phokäern gestifteten Kolonie, wurden, nachdem der erste Versuch der römischen Streitkräfte gegen das meerbeherrschende Carthago gelungen war, Entdeckungsreisen im atlantischen Ocean veranstaltet; Pytheas segelte über die gaditanische Meerenge hinaus nach dem fernen Norden, Euthymenes über dieselbe hinab zum Aequator, und der berühmte Feldherr Sertorius, wollte sich, von der übrigen Welt geschieden, in den glücklichen Inseln festsetzen, wurde aber durch die, in seinem Gefolge befindlichen unruhigen Cilicier gezwungen, sein Vorhaben aufzugeben. Durch die mauritanischen Könige Hiempsal und Juba erhielten die Römer wichtige Aufschlüsse über Afrika und die atlantischen Inseln, auf sie berufen sich Sallust und Solinus, und die Glaubwürdigkeit jener Berichte, und der römischen Schriftsteller, die sie erwähnen, wird dadurch noch erhöht, daß Juba aus punischen Geschichtsquellen schöpfte. Der jüdische Geschichtschreiber Josephus, ein Zeitgenosse Nero's, macht folgende Schilderung: den ganzen Erdkreis hat der Römer unbesiegte Tapferkeit durchlaufen; ja ihre Habsucht strebte noch auf etwas weiter, als auf diesen Erdkreis; noch jenseits des Oceans haben sie eine andere Welt gesucht, und Waffen und Heere in das zuvor unzugängliche Brittanien gebracht, und — was das Merkwürdigste ist, jener jüdische Geschichtschreiber bringt nicht eine andere Welt überhaupt, sondern eine andere bewohnte Welt in Erwähnung! — Auch Virgil (Aen. VI. 576. sq.) weiß von einem atlantischen Lande, das außerhalb der bekannten Welt liegt, und Tibullus (in Missal. 148) von einer im Ocean enthaltenen Welt, als anderer Hälfte unserer Erdkugel. — Der Tragiker Seneca läßt der Medea die Entdeckung eines großen Landes im Ocean voraussagen, eine Prophezeiung, die wenigstens eine dunkle Kenntniß der Römer von diesem Lande voraussetzt, und beim Redner Seneca erklärte sich Avitus bestimmt, daß im Weltmeer fruchtbare Länder enthalten seyen. Manilius erwähnt neuer Welten, deren nähere Bekanntschaft das Meer verhindere, und selbst Clemens von Rom, der Schüler der Apostel schreibt im 20sten Kapitel des ersten Briefes an die Corinthier: „der den Menschen unzugängliche Ocean und die Welten jenseits desselben.“ Ammian. Marcellins spricht mit Bestimmtheit von einer Insel, die größern Umfang habe als Europa, und die Spanier entdeckten römische Denkmäler im Innern Amerika's, in Chile eine Stadt, deren Thore und

Häuser mit vielen zweiköpfigen Adlern verziert waren, und die sie deshalb Kaiserstadt hießen, und in den Goldgruben eine Münze mit dem Gepräge des Kaisers Augustus, die von dem Erzbischof Johann Rufus von Cosenza dem Pabste als Geschenk zugeschickt wurde (Deubner).

Daß mit dem Verfall des Römerreiches, auf welches die Barbaren mit Macht hereinstürzten, das atlantische Meer sich allmählig aus den Augen der, von allen Seiten bedrängten Kaiserstadt verlor, da sie selbst ihre näheren Besitzungen aufgeben, Brittanien sich selbst überlassen, Gallien den Franken, und Spanien den Sueven und Gothen überlassen mußten, und daß die Fahrt dorthin, die Ahndung einer neuen Welt im Westen, unter den Römern und ihren Feinden ganz in Vergessenheit gerieth, ist nicht zu verwundern, eben so wenig, daß die räuberischen Vandalen in Afrika keinen Sinn für Erweiterungen der Länderkunde bezeigten, nur nach den Schätzen Rom's strebten, und noch weniger, daß nach der Auflösung des weströmischen Kaiserthums, die Sorgfalt des oströmischen oder griechischen, sich nicht auf ferne Besitzungen außerhalb des mittelländischen Meeres erstreckte.

Jahrhunderte verschwanden und der westlichen Länder geschah nirgends Erwähnung; germanische Völkerstämme überschwemmten Süd- und Mittel-Europa, und in deren erledigte Sitze an der Elbe und dem Main rückten die Slaven vor; ein Länderstreit erhob sich und des Meeres wurde nicht gedacht, bis sich die nordischen Küstenvölker, theils durch Noth, theils durch Uebervölkerung und die Lage ihres Landes veranlaßt, mehr und mehr dem Seewesen widmeten, zuerst als Seeräuber die benachbarten Meere durchzogen und endlich aus glücklichen Abenteurern bald mächtige Eroberer wurden. Die Liebe zur Schifffahrt stieg — schon im Anfang des neunten Jahrhunderts wagten sich normännische Schiffer in's mittelländische Meer — und mit ihr der Entdeckungsgeist der Seefahrer; Grim Gamle fand im Jahre 861 die Faröer Inseln, und gründete auf derselben eine Kolonie; Naddok, ein anderer Normann, der nach den Faröern zu reisen beabsichtigte, entdeckte durch Zufall die Insel Island, der er den Namen Snäland gab, Flokko aber, der nach ihm die Insel aufsuchte, der Menge Eis wegen „Island" benannte. — Im Jahre 874 gründete Ingolf, in Verbindung mit den Häuptern der norwegischen Ritterschaft, welche gleich ihm sich der Alleinherrschaft des Königs Harald Haarfager entziehen wollten, die erste Niederlassung auf Island; von jener Zeit an beginnen die schriftlichen Urkunden der Isländer und mit der vollkommensten Genauigkeit kann man von jenem Jahre an, die See- und Entdeckungsreisen der Scandinavier verfolgen. In weniger als einem Jahrhundert war Island ein blühendes Reich; — Isländische Fahrzeuge bedeckten damals die nordischen Meere, und von hier aus unternahmen die Scandinavier neue Entdeckungsreisen (Schriften der Kiöbenhavner Gesellschaft, Bd. 8. auch Cranz a. a. O.). Erik Raude, der Sohn Thorwalds, eines begangenen Mordes wegen auf drei Jahre aus Island verbannt, segelte im Jahre 981 von Island aus nach Norden, wo schon früher Gunbiörn, der Entdecker der Westküste Islands und der nach ihm benannten fischreichen Klippen, Land gesehen haben wollte, entdeckte nach kurzer Zeit ein neues Land, dessen Vorsprung er den Namen Herjolfs Näs gab, fuhr längs der Küste dieses Landes nach Südwest, überwinterte auf einer angenehmen, im Eingange eines Sundes liegenden Insel, den er Eriks Sund benannte, und untersuchte im nächsten Jahre den neuentdeckten Landstrich, den ein mildes Klima beherrschte, dessen Flächen und Hügel vom üppigsten Grün überzogen wurden, und dem er nach jenem Grün den Namen Grönland gab. Im dritten Jahre kehrte Erik nach Island zurück, erzählte dort von seinen Entdeckungen, und leicht wurde es ihm die Isländer zu bereden, jenes herrliche Land in Besitz zu nehmen und eine Kolonie daselbst anzulegen. 985 schiffte sich Erik Raude mit 25 wohlversehenen Schiffen

nach Grönland ein, von denen aber nur 14 hingelangten, die übrigen durch Stürme vernichtet wurden; bald folgten Schiffe auf Schiffe, in kurzer Zeit war die Oſt- und Weſtküſte des Landes mit blühenden Kolonien eingewanderter Isländer und Norweger bedeckt, und durch den erſten gelungenen Verſuch ermuthigt, erwachte das Verlangen nach neuen, unbekannten, nur geahnten Ländern, — von hier aus unternahmen nun die Scandinavier ihre Entdeckungsreiſen, und die Begier nach Abenteuern, der unruhig ſtrebende Geiſt, über Land und Meer ſich in der Welt umzuſehen, welcher ſeit den früheſten Zeiten den Charakter des Normanns bezeichnete, iſt aus jenen Entdeckungsreiſen, von denen uns Are Frode, Sturleſon, Landnama- und Eyrbyggia-Saga die Geſchichte aufbewahrt haben, hinlänglich zu erkennen, und nach jenen Urkunden wollen wir hier die Entdeckung der neuen Welt durch die Scandinavier ausführlicher entwickeln. Treffen wir auch hier, in Hinſicht der Zeit der Entdeckung Grönlands auf verſchiedene Daten, die uns in Zweifel laſſen, ob Grönland wirklich erſt im Jahre 982 entdeckt worden ſey, wie Snorro Sturleſon, der Nomophylax von Island, der um das Jahr 1215 lebte, in ſeiner isländiſchen Chronik, und der Geſchichtsforſcher Torfäus in ſeiner Groenlandia antiqua, berichten, oder ob Grönland ſchon 150 Jahre früher durch Normänner oder Isländer entdeckt und bevölkert worden, da Pabſt Gregor IV. in einer Bulle vom Jahre 835, an Ansgarius, den erſten Apoſtel des Nordens, der Isländer und Grönländer namentlich erwähnt, auch die Normanen, als ſie 874 Island entdeckten, wirklich daſelbſt Spuren früherer, und zwar chriſtlicher Bewohner: hölzerne Kreuze und allerlei auf iriſche und brittiſche Art gefertigtes kleines Zeug gefunden, können wir hier doch, da außer jener Bulle alle Nachrichten ſchweigen, nur den oben angeführten ſchriftlichen hiſtoriſchen Denkmälern folgen, da dieſe die einzigen, aber auch ſicherſten ſind, die uns mit der Entdeckung der neuen Welt durch die Scandinavier bekannt machen. Im Anfange des eilften Jahrhunderts, zur Zeit als Olaf Tryggvaſon in Norwegen für das Chriſtenthum ſtritt, findet man die erſten Nachrichten von den Entdeckungsreiſen, welche die Isländer von Grönland aus unternahmen, und von denen Sturleſon in Olaf Tryggvaſons Sagen, die intereſſanteſten der Nachwelt aufbewahrt. — Hier nur die, welche auf unſern Gegenſtand Bezug haben und beweiſen, daß die Scandinavier mehr von der weſtlichen Welt kannten, als Grönland.

Biörn Herjulfſon, ein Isländer und Anverwandter Ingofs, des Stifters der Isländiſchen Kolonie, hatte nach der Weiſe der Vikinger, ſchon in früher Jugend ſeine Züge angefangen, und war im Beſitz eines eigenen Fahrzeuges, mit welchem er ſich längere Zeit in Norwegen aufhielt. Während dieſer Zeit verließ ſein Vater, Herjulf Bardarſon, in Erik Raude's Gefolge Island, und zog mit Jenem nach Grönland, wo er ſich am äußerſten Ende von Oſterboygden, welches nach ihm den Namen Herjulfs Näs erhielt, niederließ. Den Sommer darauf kam Biörn von Norwegen nach Island zurück, erfuhr hier, daß ſein Vater nach Grönland ausgewandert ſey, und beſchloß, nach kurzem Aufenthalte, obgleich ihm die Fahrt nach jenem unentdeckten Lande unbekannt war, und er ſowohl als ſeine Gefährten, von welchen noch keiner das grönländiſche Meer befahren hatte, die Unternehmung ſelbſt für gewagt anſahen, dem Vater zu folgen und ſich auch in jenem neuen Lande niederzulaſſen. Mit günſtigem Winde verließen ſie Island, doch ſchon nach drei Tagen, als ſie kein Land mehr erblicken konnten, überzog ein dichter Nebel das ganze Meer, ein ſtarker Nordwind erhob ſich und artete in Sturm aus, und mehrere Tage wurden ſie herumgeſchleudert, ohne zu wiſſen, wo ſie ſich befänden; — endlich legte ſich der Sturm, das Wetter klärte ſich auf, und von neuem konnten ſie die Segel brauchen; am Abend deſſelben Tages erblickten ſie im Weſten Land, hielten daſſelbe aber nicht für Grönland, da dort hohe Schneegebirge das ſicherſte Kennzeichen ſeyn ſollten; als ſie näher

kamen, erblickten sie ein, mit Wäldern bedecktes flaches Land, und hin und wieder kleine Hügel, — an's Land zu gehen wagten sie nicht und segelten weiter; nach zwei Tagen erblickten sie von neuem flaches, mit Wald bedecktes Land, der Wind starb weg und die Mannschaft des Fahrzeugs schlug vor, hier zu landen um Wasser und andere Bedürfnisse, deren sie benöthigt waren, einzunehmen; doch Biorns Vorsicht erlaubte es nicht. Nunmehr setzten sie mit einem sich erhebenden Südwestwinde ihre Reise drei Tage lang fort, nach welcher Zeit sie wieder ein mit kahlen Felsen und Eisbergen bedecktes Hochland erblickten, längs dessen Küste sie hinsegelten, einen Landungsplatz zu suchen, bald aber fanden, daß das neu entdeckte Land eine Insel sey. Der Wind blies fortwährend gut, immer aus Südwest, und unsere Abenteurer steuerten gerade Nord, in das Meer hinaus; doch immer mehr verstärkte sich der früher so günstige Wind und fast alle Segel mußten eingezogen werden; — noch vier Tage währte die Fahrt ehe sie Herjulfs Näs, die Südspitze Grönlands, erreichten, und Biörn Herjulfson nach langer Irrfahrt, seinen Vater Herjulf wiederfand.

Untersuchen wir alles was Sturleson über Biörn Herjulfson's Reise uns aufbewahrt hat, so wird die Vermuthung zur Gewißheit, das jenes unbekannte Land, welches Biörn entdeckte, die Küste Nord-Amerika's war; bemerken wir die Richtung des Windes, mit welchen er von Island absegelte, Sturleson's Nachricht, daß ein starker Nordwind das Fahrzeug mehre Tage nach fernen unbekannten Küsten trieb, daß Biörn von jenen unentdeckten Ländern mittelst eines Südwest-Windes Grönland erreichte, und jene Länder bei seiner Abreise zur linken Hand liegen ließ, die Scandinavier selbst aber, um von Island nach Grönland zu gelangen, nördlich segeln mußten, so können wir gar nicht zweifeln, daß die Isländer, und von diesen Biörn Herjulfson und seine Gefährten, die Entdecker von Nord-Amerika waren (s. Schriften der Kiöbenhavner Gesellschaft Th. 8.; — Svea, 1818. 1s Heft. — Crantz Geschichte von Grönland Bd. IV. §. 7).

Biörn verfolgte seine Entdeckungen nicht, ruhig lebte er nach überstandenen Gefahren bei seinem Vater in der jungen aufblühenden Kolonie auf Grönland; doch das Gerücht seiner abenteuerlichen Fahrt verbreitete sich wie ein Lauffeuer über den ganzen Norden; einer andern Weisung, das Land wieder aufzusuchen, welches Biörn entdeckte, bedurfte es bei den jungen, zu muthigen Unternehmungen stets geneigten, scandinavischen Vikingen nicht. Leife Erikson, ein muthiger Jüngling, Erik Raude's, des Stifters der grönländischen Kolonie, Sohn, der im Jahre 999 nach Norwegen reißte, um König Olaf Tryggvason Bericht über die neue Kolonie abzustatten, und einen Winter an dessen Hofe verlebte, auch dort die christliche Religion annahm, die ersten christlichen Priester nach Grönland hinüber brachte, und seinen Vater und den Rest der Kolonie vermochte, die christliche Religion anzunehmen, stellte sich an die Spitze der neuen Unternehmung, kaufte Biörn Herjulfson's Schiff, und verband sich mit 35 muthigen Leuten, Biörn's Entdeckung zu verfolgen. — Nach Sturleson's Berichte dieser Unternehmung, welchen wir hier folgen, fand Leife das Land, welches Biörn zuletzt entdeckte, zuerst: Es war ein gebirgiges, fast von aller Vegetation entblößtes Land und nicht einmal Gras hier zu finden. Das Innere des Landes bildeten hohe, mit Schnee bedeckte Gebirge, von welchen sich nakte Felsen bis an die Küste erstreckten. Leife gab diesem Lande den Namen Helluland, d. h. armes, unfruchtbares Land, und setzte, ohne sich aufzuhalten, seine Reise weiter fort. Bald erreichte er eine andere, minder unwirthliche Küste, an welcher er landete. Der Strand war überall mit weißem Sande bedeckt, und in der Ferne erblickten die Seefahrer eine große Ebene, welche ein dichter Wald begrenzte. Sie gaben dem Lande den Namen Markland, und entdeckten nach zweitägigem Segeln von neuem Land, dessen nördliche Küste durch eine Insel gedeckt wurde, auf welcher sie landeten, und

Buſchwerk und ſüße Beeren fanden. Von hier aus fuhren ſie in den Sund hinein, der die Inſel vom feſten Lande trennte, fanden aber das Waſſer im Sunde ſo ſeicht, daß das Fahrzeug öfters auf den Grund gerieth, und nur nach und nach durch die wiederkehrende Fluth höher hinaufgebracht werden konnte. Hierauf landete Leife am Ausfluß eines Stromes, welcher ſich in's Meer ergoß, und ſegelte endlich denſelben aufwärts, bis zu einem See, in welchem das Schiff vor allen Winden hinlänglich geſchützt lag. Hier landeten ſie ihre Vorräthe und ſchlugen am Ufer Hütten auf, um daſelbſt zu wohnen, errichteten auch ſpäter ein ordentliches Gebäude und beſchloſſen hier zu überwintern. Nahrungsmittel fanden ſie hinlänglich in den fiſchreichen Flüſſen, welche das Land durchſchnitten, vorzüglich bemerkten ſie ſchöne Lachſe, und größere Fiſche als ſie bis dahin gekannt. — Das Land war ungemein fruchtbar, das Klima äußerſt angenehm, die Früchte des Landes ſehr ſchmackhaft, das überall wachſende Gras blieb faſt immer grün, und während des ganzen Winters fror es nicht, oder nur unbedeutend. Unſere Reiſenden bemerkten ferner, daß man hier nicht nöthig habe, ſich für den Winter mit Futter zu verſehen, und daß hier die Tage faſt gleich lang, wenigſtens gleichmäßiger als in Grönland und Island wären. — Sturleſon ſagt: „Sol hafdi thar eiktar stad oc dagmala stadum skammdeigi.“ Verſchieden und weitläuftig iſt dieſe Stelle ſchon von vielen Gelehrten erklärt und erläutert worden, wie man in Lagerbring, Peringskiord, Torfäus u. a. nachſehen kann, wir folgen hier der Erklärung Schönings, welcher dieſe Stelle folgendermaßen überſetzt: Die Sonne ging auf um 7½ Uhr des Morgens (dagmala stad), und nieder um 4½ Uhr des Abends (eiktar stad), als hier der kürzeſte Tag war (um skammdeigi).

Leife Erikſon und ſeine Gefährten bemerkten dies als eine ganz beſondere Erſcheinung, und allerdings mußte dieſes Verhältniß einem Grönländer oder Isländer, beſonders auffallend ſeyn. — Schöning zeigt in ſeiner nordiſchen Geſchichte, nach Vidalins Angabe, daß dort, wo Leife ſich befand, der kürzeſte Tag neun Stunden lang war, folglich muß jenes Land, nach des Aſtronomen Bugge's Berechnung, in der Nähe des jetzigen Boſton, ungefähr unter dem 41° nördlicher Breite geweſen ſeyn. Man kannte allerdings in jener Zeit noch keine ſo genaue Berichtigung des Zeitmaßes, als jetzt, und Sturleſon's Nachrichten erlauben keine ſo genaue Vergleichung der Zeitbeſtimmung, daß wir mit unſerer Angabe auf die Minute mit jenen übereinſtimmen könnten, jedoch führen die, in jenen alten geſchichtlichen Erzählungen mitgetheilten Angaben, zu dem Reſultate, daß die Entdeckungsreiſe des Leife und ſeiner Gefährten ſich vom 49° bis herab zum 41° nördlicher Breite, alſo von den Küſten Labradors und Neufundlands bis zu den Küſten des jetzigen Staates Neu-York, erſtreckt haben mag. — In der Nähe Neufundlands muß man das Helluland unſerer Reiſenden ſuchen, das Winland, wie Leife die Gegend nannte, in welcher er überwinterte, mag wahrſcheinlich das heutige Penſylvanien oder Neu-York, Markland die Küſte der Halbinſel Cap Cod geweſen ſeyn.

Wie weit die von Leife beſchriebenen klimatiſchen Verhältniſſe des Winlandes mit dieſer Angabe übereinſtimmen, wollen wir in Folgendem beobachten, doch vorläufig auch noch bemerken, daß, da unſere Erde ſeit den früheſten Zeiten ſo vielen und höchſt bedeutenden Veränderungen des Klima's unterworfen geweſen, wir auch hier nicht alles nach der Minute beſtimmen können. — Mögen Andere dieſe Erſcheinungen erklären wie ſie wollen, wir halten uns an die geſchichtlichen Fakta's, welche vor uns liegen, und nicht beſtritten werden können. — Leife's erſtes Geſchäft war, ein Wohnhaus und Hütten für den Winter zu bauen, und das Land zu unterſuchen, was ihm um ſo nöthiger ſchien, als einer ſeiner Gefährten, ein deutſcher Seemann Namens Tyrker, bald nach dem Bau der Wohnungen vermißt, und erſt, nach langem beſchwerlichen Suchen, hüpfend und jubelnd im Walde aufgefunden wurde; — auf die

Frage was dieſe Munterkeit hervorgebracht, erzählte er, daß er ſolche Trauben gegeſſen, aus denen man in ſeinem Vaterlande Wein bereite, und Leife, nachdem er ſelbſt die Trauben geſehen und gekoſtet, benannte nach ihnen das Land „Winland," welchen Namen es auch in allen isländiſchen Urkunden beibehalten hat. — Später haben Gelehrte die Wahrheit dieſer Erzählung, welche Sturleſon mittheilt, in Zweifel ziehen wollen; man hat nicht geglaubt, daß Trauben wild in Nord-Amerika wachſen, bis mehre neuere Reiſende und Schöning in ſeiner nordiſchen Geſchichte Beweiſe aufführten, daß dies, und zwar in Virginien der Fall ſey. — Auch ich kann als Zeuge dieſer Behauptung auftreten, denn ſehr häufig fand ich auf meinen Reiſen in Amerika, in den Jahren 1820 bis 1824, nicht nur in Virginien, ſondern ſelbſt in den Wäldern Penſylvaniens, Neu-Jerſey's und Neu-York's, ja ſelbſt an den Ufern der nördlichen Seen in Canada, wildwachſenden Wein, von nicht unangenehmem Geſchmack, und in Arkanſas und am rothen Fluſſe, ganze Hügel mit Reben bedeckt. — Ferner erzählt Sturleſon, daß in jenem neuen Lande der Waizen wild wächſt, und Herr Schröder behauptet, daß dies der Mais geweſen, ſey, der überall in Amerika wachſe, Herr Kalm aber, der berühmte ſchwediſche Reiſende, widerſpricht ihm und behauptet, daß das, was Leife geſehen, weder Waizen noch Mais, ſondern Elymus avenarius geweſen ſey, der an der ganzen nordamerikaniſchen Küſte, ja ſelbſt auf Neu-Fundland wachſe, und von Ferne geſehen Aehnlichkeit mit Saatfeldern habe; auch ich ſtimme hier Herr Kalm bei, denn der Mais wird nirgends in Amerika wildwachſend gefunden! — Ferner bemerkten unſere Reiſenden eine Holzart, welche ſie Moſur nannten und welche ſo groß war, daß ſie zum Häuſerbau angewandt werden konnte. Wahrſcheinlich war dieſes eine Birke, denn noch jetzt heißt die Betula saxatilis in der isländiſchen und ſchwediſchen Sprache: Moſur. — Bei Eintritt des Frühlings rüſteten ſich die kühnen Seefahrer zur Rückreiſe, füllten ihr Fahrzeug mit den oben angeführten Produkten, und gingen unter Segel; mit günſtigem Winde erreichten ſie, ohne Helluland und die andern, auf ihrer Herreiſe beſuchten Küſten zu ſehen, in kurzer Zeit Grönland. — Erſtaunen muß man über den Muth der kühnen nordiſchen Vikinge, welche entblößt von allen, ſpäter erfundenen nautiſchen Inſtrumenten und Hülfsmitteln, ſich dem offenen Meere anvertrauten, und nicht wie noch ſpäter die ſüdeuropäiſchen Seefahrer ängſtlich an der Küſte hinſegelten, um ja nicht das Land aus dem Geſichte zu verlieren. —

Schnell verbreitete ſich das Gerücht von Leife Erikſons Landa fundi (neuentdeckten Ländern), und viele grönländiſche Koloniſten vereinigten ſich, an den Entdeckungsreiſen Theil zu nehmen. — Leife blieb bei ſeinem Vater in Brattehlid am Eriksfiord, und gab ſein Fahrzeug an ſeinen Bruder, Thorwaldr Erikſon, welcher mit 30 Gefährten nach dem Winlande ſchiffte, daſſelbe bald erreichte, und ſchon im nächſten Frühjahr anfing die Küſten zu befahren. Der Strand war mit weißem Sande bedeckt, ganz wie es Leife gefunden hatte, und wie noch jetzt die ganze Küſte Nord-Amerika's gefunden wird. Das Land ſelbſt war ſehr anmuthig und mit Wald bewachſen; vor den Küſten waren Inſeln und Felſenriffe zerſtreut, und hin und wieder fand Thorwaldr ſeichte Stellen, bemerkte aber keine Spuren von Menſchen oder Thieren. Auf einer weiter weſtlich liegenden Inſel fanden ſie eine Hütte, doch keine Bewohner; den Sommer darauf ſetzten die Reiſenden ihre Unterſuchungen an der Küſte fort, und ſegelten, nach Sturleſons Bericht, vorzüglich nach Weſten. Nunmehr beſchloß Thorwaldr die öſtlichen und nördlichen Küſtenländer zu beſuchen, und rüſtete zu dem Ende das Schiff von neuem aus, da er bis jetzt ſtets mit ſeinem Boote auf Unterſuchungen ausgegangen war. Im zweiten Sommer ſegelten ſie in einen Meerbuſen ein, welcher von waldigen Anhöhen umgeben war, und unterſuchten die darin zerſtreut liegenden Inſeln; in einem Vorgebirge liefen ſie unglücklicherweiſe

mit dem Schiffe auf, und beschädigten daſſelbe ſo, daß ſie den größten Theil des Jahres verwenden mußten, es wieder in Ordnung zu bringen, der Kiel war geborſten und völlig unbrauchbar; unſere Seefahrer brachten daher denſelben an's Land, richteten denſelben auf dem Vorgebirge auf, und nannten daſſelbe Kiälarnäs. Die Gegend, in der ſie gelandet, fanden ſie ſo angenehm und vortheilhaft gelegen, daß Thorwaldr beſchloß, hier eine Kolonie anzulegen, ſich wiederum an Bord ſeines nunmehr wiederhergeſtellten Schiffes begab, doch kaum dort angelangt, drei kleine mit Fellen überzogene Boote bemerkte, die auf das Schiff zuſteuerten, in deren jeden drei Bewohner des Landes ſich befanden, die Sturleſon „Skrälinger" nennt, unter welchen Namen die grönländiſchen Koloniſten die Eskimo's kannten. — Die Saga's von Arne Frode u. A. geben zugleich eine Beſchreibung jener wilden Völkerſtämme, welche genau mit den Nachrichten neuer Reiſender übereinſtimmt; ſie ſind klein von Geſtalt, häßlich, wohnen in Höhlen in der Erde, bedienen ſich der Pfeile und Wurfſpieße als Waffen, und fahren in Cajaken (Booten von Fellen). — Thorwaldr Erikſon, ſtatt die Ankunft der Skrälinger ruhig abzuwarten, rüſtete ſich zum Kampfe, nahm alle Wilden, bis auf einen, der ſich in ſeinem Boote rettete, gefangen und ließ ſie niedermetzeln; abgemattet vom Kampfe kehrten unſere Reiſenden an's Land zurück, und legten ſich dort zur Ruhe nieder; doch nur zu bald wurden ſie durch ein Geſchrei aus ihrem Schlummer aufgeſchreckt, die Skrälinger näherten ſich in großer Anzahl, den Kampf zu erneuern; — ſchnell eilten die Seefahrer an Bord zurück, ſetzten ſich hinter den, ſie vor den Pfeilen ſchützenden Wänden des Schiffes in Vertheidigungszuſtand, und ſchlugen nach einer Stunde die Wilden in die Flucht; ein Pfeil durchdrang Thorwaldr Erikſon's Bruſt, er ſtarb an der tödtlichen Wunde, und wurde, nach ſeinem Willen, an der Stelle begraben, wo er eine Kolonie anlegen wollte; zu Kopf und Füßen ſeines Grabes wurde ein Kreuz gepflanzt, und das Cap ſelbſt nach dieſen „Kroſſa-Näs" benannt. — Seine Gefährten blieben bis zum nächſten Frühjahr am Lande, beluden dann ihr Fahrzeug mit den Produkten des Landes, und kehrten nach Grönland zurück, wo ſie ohne Unfälle ankamen und in Eriksfiord landeten, und nach Sturleſon, dem Leife Erikſon, der daſelbſt wohnte, wichtige Nachrichten mittheilten. — Die nächſte Reiſe nach dem Winlande unternahm Thorſtein Erikſon, Thorwaldr's anderer Bruder, mit ſeinem Weibe Gudrid, ſeinen Kindern und allen ſeinen Leuten, im Ganzen 25 Perſonen, um Thorwaldr's Leichnam zurück nach Grönland zu bringen, und Beſitz von dem, durch ſeine Brüder entdeckten neuen Lande zu nehmen, ſein Fahrzeug aber wurde von widrigen Winden nach der Weſtküſte Grönlands verſchlagen, und er und faſt alle ſeine Gefährten daſelbſt von Krankheit aufgerieben. Dieſes traurige Ereigniß ſchreckte indeß den reichen Thorfin Karlſefne nicht ab, an eine neue Reiſe nach dem Winlande zu denken, denn damals betrachteten, nach Sturleſon, die grönländiſchen Koloniſten das Winland als ein gelobtes Land, wo man Reichthümer und Ehre gewinnen konnte. Thorfin, ein angeſehener Isländer, der erſt vor kurzem aus Norwegen gekommen, und ſich mit Gudrid, Thorſtein's Wittwe, verheirathet hatte, verband ſich mit 70 Gefährten, unter denen fünf Weiber waren, und begab ſich mit denſelben und ſeiner Frau am Bord ſeines Fahrzeugs; in kurzem vereinigten ſich noch mehrere mit ihm, und bald ſah er ſich Anführer von drei Schiffen und 140 Gefährten. Dies war die erſte große Reiſe, welche nach dem Winlande unternommen wurde, und ſchien auf Gründung einer Kolonie berechnet zu ſeyn, denn, wie Sturleſon ausdrücklich bemerkt, hatten ſie Vieh, Werkzeuge und Hausgeräthe aller Art mitgenommen, und eine Verabredung getroffen, alle Güter des Landes zu gleichen Theilen unter ſich zu vertheilen. — Thorfin landete glücklich im Winlande, und bezog das Gebäude, welches früher Leife Erikſon dort aufgeführt hatte, brachte auch alles mitgenommene Geräthe hier unter. —

Die mannigfaltigſten Lebensmittel fanden unſere Seefahrer im Ueberfluß, vorzüglich aber Früchte und Fiſche; auch trieb die Fluth einen Wallfiſch an's Land, der ihnen eine willkommene Speiſe war, obgleich ſie deſſen Fleiſch nicht ſehr wohlſchmeckend fanden. Im Winter vernahmen ſie nichts von den Skrälingern, doch im Frühlinge näherten ſie ſich den Wohnungen der Seefahrer, ſchienen aber jetzt friedlicher geſinnt zu ſeyn, und knüpften einen Tauſchhandel mit den Koloniſten an, der aber, da die Skrälinger nur gegen Waffen vertauſchen wollten, gar bald von Thorfin unterſagt wurde; einem der Wilden gelang es indeß, eine Streitart zu entwenden, die er alsbald an einen ſeiner Gefährten verſuchte; da aber die Befriedigung ſeiner Neugierde den Tod des Andern herbeiführte, ergriff ein Dritter die Streitart und warf ſie in's Meer. — Drei Jahre verweilte Thorfin in Winland, kehrte dann nach Grönland zurück und brachte ſo viele werthvolle Güter mit dorthin, daß bei Vielen der Wunſch rege wurde, ihr Glück im Winlande zu verſuchen. Thorfin ſelbſt ging nach Island und baute dort ein prachtvolles Haus; nach ſeinem Tode unternahm Gudrid eine Reiſe nach Rom, und endete ihr Leben in einem Nonnenkloſter auf Island, welches ihr im Winland geborner Sohn Snorro, daſelbſt gegründet hatte. — Mittlerweile rüſteten zwei Isländer, Helgo und Finbog, jeder ein Schiff mit 30 Mann Beſatzung aus, und nahmen Freidis, eine Tochter Erik Raude's mit ſich nach Winland; bald jedoch erregte jenes Weib einen Aufſtand, in welchem 30 Perſonen, und unter dieſen Helgo und Finbog, getödtet wurden, worauf ſie nach Grönland zurückkehrte, und dort, von Jedermann verabſcheut, ihr Leben im Elend endete. Der Reſt der Koloniſten flüchtete wahrſcheinlich, oder zerſtreute ſich im Lande aus Furcht vor Strafe, wenigſtens findet man ſeit jener Zeit keine zuſammenhängenden Berichte, außer daß im Jahre 1121, alſo hundert Jahre nach der Entdeckung des Winlandes, Biſchof Erik von Grönland ſich dorthin wendete, um ſeine verlornen Landsleute zu bekehren, die größtentheils noch Heiden waren.

Gegen vierhundert Jahre blühte Grönland als norwegiſche Kolonie, und bald, nachdem durch Leife das Chriſtenthum dort eingeführt, die Zahl der Bewohner durch fortwährende Einwanderungen ſich mehrte, überall Kirchen, und ſelbſt Klöſter im Lande errichtet wurden, machte ſich König Sigurd von Norwegen das neue Land zinspflichtig. Unter der Regierung Magnus (1256) verſuchten die Koloniſten ſich zu empören, doch wurden ſie durch Beiſtand des däniſchen Königs Erik Glipping, welcher eine anſehnliche Flotte dahin ſandte, im Jahre 1261 zum Frieden gezwungen; freiwillig unterwarfen ſie ſich jetzt dem norwegiſchen Scepter, verſprachen einen billigen Tribut zu zahlen, und die Regierung, den norwegiſchen, vom König ernannten, Deputirten, nach den isländiſchen Geſetzen zu überlaſſen. — Grönland wurde ſchon 1120 zu einem Bisthum erhoben, und 16 Biſchöfe folgten auf einander, die unter dem Erzbiſchof von Drontheim ſtanden, ob aber der 17te Biſchof, der im Jahre 1408 ernannt wurde, je nach dorthin abgegangen, darüber ſchweigen die Berichte; ſeit jener Zeit hörten die Reiſen nach Grönland auf, die neue Welt kam in Vergeſſenheit, den Normännern aber bleibt die Ehre, in der zweiten Periode der Geſchichte, im Mittelalter, zuerſt die weſtliche Welt betreten zu haben. (Mallet Introduct. à l'hist. de Danemark p. 174 — 90. Torfaeus a. a. O.). Die Reiſen Madoc's, des zweiten Sohnes Owen-Gnyneths, des Fürſten von Wales, der aus Mißmuth über das Nichterhalten der väterlichen Herrſchaft im Jahre 1170 England verließ, um jenſeits des Meeres ſein Glück zu verſuchen, der nach Weſten ſegelte und Irrland in nördlicher Richtung liegen ließ, der nach zweimonatlicher Fahrt ſich am Ziele ſeiner Wünſche ſah, und in einer Gegend landete, die alle Annehmlichkeiten des Lebens, ein herrliches Klima bot, der Befeſtigungen dort anlegte, 120 ſeiner Gefährten als Beſatzung zurückließ, nach Wales eilte, um ſeine Kolonie zu verſtärken und ſich mit

den nöthigen Geräthen zu versehen, und dessen reizende Beschreibung vom neu entdeckten Lande eine Menge Walier bewog, dem Rufe des Prinzen Folge zu leisten, und ihn auf 10 Schiffen nach dem Lande ihrer Hoffnung zu begleiten, führe ich hier nur erzählungsweise an, da die Abfahrt der 10 Schiffe das letzte Faktum war, dessen die cambrischen Geschichtsschreiber erwähnen; dem ungeachtet lebte das Andenken dieser nordischen Argonauten noch lange Zeit in Liedern fort, und der walische Barde Meredith-ap-Rhees, der 1477 starb, hat sie noch besungen. — Kein Lied, kein Steinbild beurkundet den Ort, wo sich die walische Kolonie zuerst niederließ, und nur hin und wieder erblicken wir sie, in einzelnen Indianerstämmen, vom Lichte der Geschichte flüchtig umglänzt.

Authentischere Dokumente über Seefahrten, die von Europa aus nach der westlichen Welt gemacht wurden, besitzen wir in den Berichten der Gebrüder Zeni, zweier venetianischer Edlen, die im Jahre 1380 in die Dienste eines Fürsten der Farör und Schetlands Inseln getreten, 1388 bis 1390 eine Reise nach dem Westen unternahmen. Nicolo Zeno scheiterte mit seinem Schiffe an der Küste des räthselhaften Friesland a, doch wurde die ganze Mannschaft gerettet, und beide Brüder untersuchten hierauf einen Theil des nördlichen Amerika, den sie Drogeo benannt, und der, ihrer Beschreibung nach, das heutige Neu-Schottland seyn muß; von Estotiland a, wahrscheinlich dem heutigen Neu-Fundland sprachen sie nur nach den Berichten eines friesländischen Schiffers, der eine Reise dorthin gemacht hatte, und erwähnen auch nur kurz der Entdeckung der Insel Icaria, durch den friesländischen Fürsten Zichmni, dessen weitere Versuche uns indessen unbekannt geblieben sind. — Erst 1558 gab ein Nachkomme Nicolo Zeno's, dessen Reise in Venedig heraus, die Karte dazu cirkulirte schon lange im Publikum, und wahrscheinlich hatte nach ihr der Venetianer Andreas Bianco seine Weltkarte gebildet, von der noch jetzt zwei Exemplare, das eine auf der Markusbibliothek zu Venedig vom Jahre 1436, das andere auf der Großherzoglichen Privatbibliothek zu Weimar, vom Jahre 1422, Zeno's Entdeckungen, und die Kenntniß des Mittelalters von einer westlichen Welt beurkunden. Auf beiden Karten ist im Westen, doch außerhalb der Gradirung, eine große, durch eine Böschung in zwei Hälften getheilte Insel, die den Namen Antilia führt, von denen die önrdliche größer als die südliche ist; die Umrisse beider Hälften scheinen willkührlich hingeworfen zu seyn auf Zeno's Seekarte aber sind Drogeo und Estotiland beide niedergelegt. — Auch andere gleichzeitige Denkmäler sind noch vorhanden, die auf eine Kenntniß der westlichen Welt vor Columbus hinweisen, und unter den Handschriften, welche der Cardinal Bessarion der öffentlichen Bibliothek von Venedig hinterließ, war auch im Portolano (Beschreibung der Seehäfen), das der Venetianer Candidus im Jahre 1424 entworfen hatte, mit einer Seekarte vom atlantischen Ocean, worauf die antillischen Inseln abgezeichnet sind. — Martin Beheim, ein Nürnberger in portugiesischen Diensten, der Fayal und 1482 das Königreich Congo auf der Küste von Afrika entdeckte, fand im folgenden Jahre den Weg nach Brasilien, ja drang sogar bis zum Lande der wilden Patagonen hinab; durch die von ihm für den König von Portugal entworfene Karte aufmerksam gemacht unternahm es Magellan, den Weg jenes großen Seefahrers zu verfolgen, und entdeckte auf demselben die, nach ihm benannte Durchfahrt. — Kein Jahrhundert war reicher an interessanten Entdeckungen, in keinem wurden so viele Länder und Staaten in unsere Erdkunde eingeführt, als im funfzehnten, wo namentlich die Portugiesen einen unsterblichen Ruhm sich erwarben; doch erst Columbus war es vorbehalten, im letzten Zehn des Jahrhunderts durch seine Entdeckung der neuen Welt, allen ähnlichen Unternehmungen die Krone aufzusetzen. — Christofora Colombo, oder Colon, wie er sich später in Spanien

nannte, geboren 1442 im genuesischen Dorfe Cargoleto, hatte sich von früher Jugend an durch gründliches nautisches Studium zum tüchtigen, einsichtsvollen Seemanne gebildet, war vertraut mit dem Meere, hatte, angeeifert durch die Entdeckungen der Portugiesen, selbst bereits verschiedene Fahrten unternommen, und war durch diese, und durch fortgesetztes Studium zu der Ueberzeugung gelangt, nach Westen zu einen näheren, weniger gefährlichern Weg nach jenen gold- und gewürzreichen Inseln Indiens auffinden zu können, als den bis dahin eingeschlagenen. Zu unbemittelt, das Unternehmen auf eigene Hand beginnen zu können, wandte er sich an seine Landsleute um Unterstützung, wurde aber von ihnen verlacht und abgewiesen, und gleiche Behandlung ward ihm an den Höfen von Portugall, Frankreich und England; erst acht Jahre später gelang es ihm, den spanischen Hof für seinen Plan empfänglich zu machen, diesen zur Entdeckung und zur Besitznahme einer neuen Welt gewissermaßen zu zwingen, und durch Freundes Beistand unterstützt, von der Königin Isabelle ein kleines Geschwader von drei elenden Fahrzeugen zur Ausführung seines Unternehmens zu erhalten. — Nicht hierher gehört die ausführliche Geschichte seiner Reisen und Entdeckungen, deren Washington Irwing und Navarette ausführliche, mehrbändige Werke gewidmet haben; wir begnügen uns nur in der Kürze anzuführen, daß Columbus seine kühne Fahrt am 3. August 1492 von Palos aus begann, und nach vielen ausgestandenen Gefahren am 7. Oktober desselben Jahres auf Guanahani, einer der Lucayen, die westliche Welt betrat; — von hier aus gelangte er nach Cuba und Haity, und wie aus einem Zauberspiegel traten bald darauf die übrigen Theile des neuen Kontinents aus ihrem Dunkel hervor. — Ehre dem Columbus, dem Entdecker, dem Wiederfinder einer längst verschollenen Welt! einer Welt, die von der Vorsehung bestimmt schien, zuerst dem muthvollen Zeitalter neue Spannkraft, gewissermaßen eine neue Richtung zu geben, und zuletzt der Schutzort aller Bedrückten der alten Welt zu werden! — Irrte auch Columbus darin, daß er die von ihm entdeckten Länder für die weit vorgestreckte östliche Küste Asiens, und den Orinoco für einen der vier Ströme von Eden, den heiligen Wohnsitz des ersten Menschengeschlechtes hielt, groß ist die Bescheidenheit, mit welcher er in einem Briefe an Raphael Sanxis, dem königl. Schatzmeister, vom 14. März 1493, den uns eine seltene Schrift, die in die Wiege der Buchdruckerkunst gehört, aufbewahrt hat, von seinen Entdeckungen spricht; zwar schreibt er sich, und zwar mit Recht, die Ehre der Entdeckung zu, deutet aber auch zugleich auf frühere, unbestimmte Nachrichten. Was man für Mährchen hielt, hatte er, durch die That bestätiget, allen ihm folgenden Seefahrern den Weg zu neuen Entdeckungen gebahnt! —

Auf einer zweiten Fahrt fand Columbus 1495 die Karaiben, 1496 Puerto-Rico und Jamaica, und auf seiner dritten, 1498, Trinidad, die Mündung des Orinoco, und die Küste von Paria und Cumana, mithin das feste Land von Süd-Amerika. Im Jahre 1502 unternahm Columbus seine vierte Reise nach West-Indien, untersuchte auf dieser die Küste von Honduras, und kam auf den Isthmus von Panama. — Mit Undank von denen belohnt, für welche er unermeßliche Reiche entdeckt, wurde ihm nicht einmal die Belohnung, die neue Welt nach seinem Namen benannt zu wissen, und erst im neunzehnten Jahrhundert nahm die, von ihm entdeckte nördliche Hälfte Süd-Amerika's, als selbstständiges Reich, den Namen ihres Entdeckers an. —

Von diesem Zeitpunkte an vermehrte jedes Jahr die Kenntniß der neuen Welt. 1496 sah Giovanni Gaboto oder Cabot, die Küste von Labrador; 1497 fand Sebastian Cabot, ein Venetianer in englischen Diensten, Neu-Fundland und befuhr die Küste Nord-Amerika's von der Straße Davis bis gegen Florida. — Den 16. Mai 1499 landete Alphons von Ojeda, in Gesellschaft des

Américus Vespucius, eines Florentiners, und Johann de la Cosa, eines der geschicktesten Steuerleute, die der Zeit in Spanien gelebt, auf dem festen Lande von Amerika, 200 Meilen östlich vom Orinoco, und kreuzte längs der Küste bis zum Cap de la Vela, entdeckte den Maracaibo-See, und gab einem Flecken, den er auf dem Wasser gebaut fand, den Namen Venezuela oder Klein-Venedig, der bis zur neuesten Zeit, mit weniger Unterbrechung, dem ganzen Lande blieb. — Vespucius machte die Beschreibung dieser Reise zuerst bekannt, und suchte die Welt zu überreden, daß er der Erste gewesen, der das feste Land von Amerika betreten. — Am Ende desselben Jahres entdeckten Christoph Guerro und Peter Alonso Ninno, die Spitze Ayola, westlich von der Margaretheninsel. Den 26. Januar 1500 landete Vincent Yannez Pinzon an einem Vorgebirge, dem er den Namen Cayo de Consolation beilegte, und war der erste Spanier, der südlich den Aequator durchschnitt; in demselben Jahre entdeckte der Portugiese Pedro Alvarez Cabral, von einem Sturm an die Küste geworfen, Brasilien, und Gaspar de Cortereal fand die Küste von Neu-Fundland. 1501 beschiffte Roderich von Bastidas und Johann von Cosa, die Nordküste Süd-Amerika's, und entdeckte mehr denn 100 Meilen weit die Küsten jenseits des Cap de la Vela. 1502 unternahm Columbus seine vierte Reise, entdeckte das Cap Gracias a Dios, und den Hafen Portobello, und 1503 die Landschaft Veragua. 1504 wurde die große Bank von Neu-Fundland bekannt, und biscaische, betragnische und normanische Schiffer betrieben auf derselben einen bedeutenden Stockfischfang. 1506 schifften die Franzosen Jean Denis und Comart nach Neu-Fundland, und nahmen eine Karte von dieser Insel auf; 1507 drangen Diaz von Solis und Vincent Yannez Pinzon in die Mitte der Hondurosbay, und gaben ihr den Namen Nativita, auch entdeckten sie einen Theil von Yucatan; 1508 segelte Thomé Aubart von Dieppe nach Canada, und brachte einen Indianer von dort mit zurück; Ocampo umschiffte die Insel Cuba und Ponce de Leon Puerto-Rico; 1509 passirten Diaz von Solis und Pinzon die Linie, beschifften die Küste Brasiliens und ließen aller Orten Kennzeichen des Eigenthums für die Krone Kastiliens zurück; Johann von Esquibel nahm auf Befehl Diego Colombo's Jamaica für die Spanier in Besitz, und legte daselbst eine Niederlassung an; 1510 eroberte Ponce de Leon Puerto-Rico; Ojeda und Nicuessa schifften von Hispaniola nach dem Isthmus von Panama, und legten, dieser in Gold-Kastilien, jener in Neu-Andalusien, Niederlassungen an; in demselben Jahre erbaute Ojeda die Stadt St. Sebastian de Buena Vista und Nicuessa eine kleine Niederlassung zu Nombre de Dios; Enciso legte den Grund zur Stadt St. Maria, an der Küste Dariens, der ersten auf dem festen Lande von Amerika. 1511 bemächtigte sich Diego Velasquez der Insel Cuba, und wurde von Diego Colombo zum Gouverneur daselbst eingesetzt; 1512 entdeckte Ponce de Leon Florida und die Martyrs; 1513 den 25. September erblickte Vasco Nunez von Balboa, von einem Kaziken geleitet, die Südsee, und nahm am 29. im Namen Kastiliens Besitz davon, auch entdeckte er viele kleine Inseln, an deren Ufern Perlen gefischt wurden, und nannte sie die Perleninseln; 1514 gründete Don Pedrarias oder Peter Arias Davila, Niederlassungen in den Landschaften St. Martha und Carthagena; 1515 machte der Spanier Alonzo Perez de la Rua den Anfang der Entdeckung Peru's, und Diego von Albitez entdeckte den Fluß Chagre; 1516 legte Espinola den Grund der Stadt Nata, in der Landschaft Veragua, der ersten spanischen Stadt an der Südsee; am 1. Januar desselben Jahres entdeckte Diaz von Solis den Rio Janeiro, und hierauf den Rio de la Plata,

den er nach seinem Namen benannte; hier kaum gelandet, wurde er von den Wilden getödtet. 1517 untersuchte Hernandez de Cordova die Halbinsel Yucatan genauer; 1518 entdeckte Johann von Grijalva die Küste von Neu-Spanien, und die vor derselben liegenden Inseln; Espinosa gründete Panama. 1519 segelte Ferdinand Cortez von der Havanna, zur ferneren Entdeckung von Merico oder Neu-Spanien ab, landete jenseits St. Juan d'Ulloa, und erbaute die Stadt Villa Ricca de la Vera Cruz; eroberte in demselben Jahre Merico, und sendete Diego von Ordas ab, den feuerspeienden Berg Popocatepetl, in der Landschaft Tlascala, in Augenschein zu nehmen; 1520 untersuchte Bartholomäus de las Casas Cumana; Magellan durchsegelte die nach ihm benannte Meerenge, und entdeckte die Südspitze Amerika's; Gonzalvo von Umbria untersuchte die südliche, Franz Pizarro und Diego von Ordas die nördliche Seite von Merico; Montezuma erklärt sich für einen Vasallen des Königs von Spanien und sendete Tribut an denselben; Lucas Vasquez von Ayllan setzt die Entdeckung von Florida fort. 1521 macht sich Cortez zum Meister von ganz Merico, und macht dem mericanischen Reiche ein Ende. 1522 Gil Gonzalez d'Avila untersucht die Küste nord- und südwärts des Isthmus von Panama: Parillas entdeckt die Landschaft Mechoacan; 1523 Johann Verazzani, ein Florentiner in französischen Diensten, macht seine erste Reise nach Nord-Amerika; 1524 Garcia Joseph de Loyasa durchsegelt die magellanische Meerenge; Verazzani untersucht auf seiner zweiten Reise die Küsten von Nord-Amerika, von Florida bis hinauf nach Cap Breton; die Spanier Estevan Gomez und Aylon suchen vergeblich eine westliche Durchfahrt durch Nord-Amerika nach Ostindien; im November desselben Jahres segelte Franz Pizarro von Panama ab, seine Entdeckungen zu vollenden, und die Eroberung von Peru zu versuchen. 1525 dritte Reise Verazzani's nach Nord-Amerika; der Spanier Martin de Villalobos legt eine Kolonie auf Margaretha an; Diego von Almagro schifft mit Verstärkung für Pizarro nach Peru; 1526 entdeckte Sebastian Cabot, nun in spanischen Diensten, Paraguay; Franz Pizarro kommt in Peru an; 1527 Franz von Montejo, ein Spanier, reist nach Yucatan und gründet daselbst eine Niederlassung; Johann Bermudez entdeckte die nach ihm benannten Inseln; Pizarro kehrt, nachdem er die Küste von Peru, von dem Hafen Santa an bis in die Gegend von Quito entdeckt, nach Panama zurück. 1528 Narvaes, ein Spanier, entdeckt das Land der Apalachen in Florida; 1529 nehmen die Augsburger Handelsleute Welser, durch Ambrosius Alfinger, einen Deutschen, Venezuela in Besitz; 1530 Pizarro schifft sich zu Nombre de Dios ein, die Entdeckung von Peru fortzusetzen; Nunno de Guzman entdeckt Falisco und Culuacan; Christoph von Onnate gründet die Stadt Guadalarara in Neu-Gallizien: Diego von Ordas entdeckt die Landschaft Chiapa; 1531 Pizarro erobert Peru; 1532 Diego von Ordas geht den Orinocco hinauf; Nunno de Guzman findet die Landschaft Cinaloa; Peter von Hereida, ein Spanier, gründet die Stadt Carthagena; 1533 Bezerra und Grijalva entdecken Californien; der Missionar Marco de Niza durchreist das Innere Neu-Spaniens; Pizarro läßt den König Atahualpa hinrichten und macht dem Reiche der Ynkas ein Ende. 1534 Pizarro unterwirft sich die Landschaft Cuzco; Cortez läßt die Küste der Südsee bis Acapulco untersuchen; Jaques Cartier, ein Franzose, erneuert die, von Verazzani angefangenen Entdeckungen und findet die Mundung des St. Laurenzflusses; 1535 Pizarro gründet die Stadt Lima, und gibt ihr den Namen los Reyes; Pedro de Mendoza die Stadt

Buenos Ayres am Rio de la Plata; Cartier's zweite Reise nach Nord-Amerika; er entdeckt die Insel Anticosty, geht den St. Laurenz bis Montreal hinauf, und nimmt Besitz von Canada. 1536 Diego de Almagro entdeckt von Peru aus Chile; Sebastian Belalcazar die Landschaft Popayan; Johann von Ayola setzt seine Entdeckungen im Innern Paraguay's fort; 1537 erobert Fernando de Sota Florida; 1538 untersucht Fernando de Lugo das Innere Neu-Granadas, und den Lauf des Magdalenenflusses; 1539 Marco de Riza entdeckt die Landschaft Cibola; Franz von Tello beschifft die ganze Westküste Californiens; 1540 Gonzales Pizarro entdeckt das Land los Quiros, im Innern Süd-Amerika's, später la Canelle genannt; Franz d'Orellana den Amazonenstrom; Vasquez de Cornedo setzt die Entdeckung Californiens fort, und findet Quivira und einen Theil der Nordwestküste; 1541 Pedro von Valdivia setzt die Entdeckung von Chile fort, und gründet daselbst mehre Niederlassungen; der Deutsche Philipp von Hutten unternimmt eine vergebliche Entdeckungsreise nach dem ersehnten Eldorado; der Franzose de la Roque, Herr von Roberval, gründet auf Cap Breton eine französische Kolonie; Alphonsus durchforscht die nördlichen Theile von Canada und Labrador; 1542 der Portugiese Ruis Cabrillo, in spanischen Diensten, untersucht die Nordwestküste bis zum Cap Mendocino; Perez von Quesada macht neue Entdeckungen im Innern Neu-Granada's; Diego von Rojas entdeckt Tucuman; Cabesa de Vaca erbaut Buenos Ayres von neuem, schifft den Parana und Paraguay aufwärts und veranlaßt in jenem Lande einige Niederlassungen. 1543 Moscaso von Alvarado, einer der Gefährten Ferdinand Sato's, gelangt den Missisippi herab bis an's Meer; 1545 werden durch Villaroel die Bergwerke von Potosi entdeckt; 1548 Ruffo von Chavez entdeckt viele neue Landschaften westlich vom Plata und Paraguay und grundet die Stadt Santa Cruz de la Sierra; 1549 in Tucuman werden Niederlassungen angelegt; die Portugiesen nehmen Brasilien in Besitz; 1554 Franz von Ybarra entdeckt die Minen von St. Barbe und St. Johann in Neu-Biscaya, und gründet in Tupia und Cinaloa Niederlassungen; 1555 Durand von Villegagnon, ein Franzose, gründet zu Rio Janeiro eine französische Kolonie; 1556 fand der Mönch Andreas Urdanietta die Behringsstraße, welches die Spanier verheimlichen; Hurtado de Mendoza erobert Choco; 1557 Juan Labrilleres untersucht die südliche Küste von Chile; 1562 Jean de Ribaud gründet eine französische Niederlassung in Florida; 1573 Juan de Gorey gründet die Stadt Choco; 1574 die Insel Juan Fernandez wird von den Spaniern entdeckt; 1576 Martin Frobisher findet bei Grönland die nach ihm benannte Meerenge, und untersucht die Küsten Grönlands und des nordöstlichen Europa's. 1579 entdeckt Franz Drake, nördlich von Californien, Neu-Albion; 1582 Augustin Ruiz und Anton von Espeja entdecken Neu-Mexiko; 1583 Gilbert Humphrey nimmt im Namen Englands von Neu-Fundland Besitz, und legt den Stockfischfang hier an; Richard Granville, ein Engländer, gründet eine Niederlassung in Florida; 1584 gründete Walther Raleigh, durch Philipp Amidas und Arthur Barlow, die Kolonie Virginien, und brachte die Kartoffel nach Europa; 1585 — 1587 beschiffte der Britte Davis die nordöstliche Küste Amerika's und entdeckte die, nach ihm benannte Straße; 1589 Peter von Sarmiento entdeckt die Küste des Südmeeres, vom 49° südl. Breite bis an die magellanische Meerenge; 1591 der Däne Friedrich Anschild überwintert in der Hudsons-Bay, und leitet einen Pelzhandel ein, jedoch

ohne eine Niederlassung zu bewerkstelligen; 1592 de Foco oder Apostolos Valerianos, beschifft die Nordwestküste, und glaubt eine Durchfahrt gefunden zu haben; 1595 Walter Raleigh entdeckt Gujana; 1596 Wilhelm Barents entdeckt Spitzbergen; 1598 la Roche setzt Cartiers Entdeckungen fort; entdeckt die Sandinsel und einen Theil Acadiens; 1599 Juan de Onnate macht große Eroberungen in Neu-Mexico; die Spanier untersuchen die Südspitze von Amerika; 1604 beendigen Pierre de Guast und Samuel de Champlain die Entdeckung Acadiens, bereisen den südlichen Theil Canada's, und legen auf der Insel St. Croix eine Niederlassung an. — Von dieser Zeit an mehren sich die Ansiedelungen in Nord- und Süd-Amerika und West-Indien; — im Laufe eines Jahrhunderts war eine Erdveste, von deren Daseyn bisher nur einzelne Völker des Alterthums dunkle Kenntniß hatten, aufgeschlossen, und wenigstens die Umrisse dieses Erdtheils genauer bestimmt worden; den folgenden Jahrhunderten war es vorbehalten, das Innere des neuen Landes näher zu erforschen! — unermeßliche Binnenländer waren noch zu durchstreifen, und alle Länder, welche der Golddurst in unsere Erdkunde eingeführt, harrten nur wissenschaftlicher Untersuchung, um mehr als den Namen nach zu existiren; — die große Frage, ob Amerika sich bis zum Pol hinauf erstrecke, ob es mit Asien zusammenhänge, ward erst im 18ten und 19ten Jahrhundert gelößt, und die Bemühungen eines Behring, Thirikoff und Nowositzoff zur genauern Bestimmung des nordwestlichen, oder russischen Amerika, der Spanier Juan de Ayala und de la Bodega y Quadra Forschungen an der Nordwestküste und deren Entdeckungen, Vancouver's und Cook's Reisen und Erfolge, Hearnes und Mackenzies Wanderungen durch den Norden bis zum Eismeer; Pike's und Long's Reisen zur Erforschung des Innern Nord-Amerika's, Humboldt's Untersuchungen der spanischen Besitzungen; la Condamines und seine Gefährten, Don Juans und Don Ulloas, so wie später des Prinzen von Neuwied, Spix und Martius, Eschwege, Pöppig und d'Orbignys Reisen zur speziellern Kunde des südlichen Amerika's, und die von England aus veranstalteten Reisen eines Roß, Parry, Franklin Beechy und des jüngern Roß in Länder, wo das ewige Eis bisher den Nachforschungen fast unübersteigliche Hindernisse in den Weg legte, und die durch sie für die Erdkunde gewonnenen Resultate, werden ewig unvergeßlich bleiben. — Alle Reisende, die seit dem Schluß des 16ten Jahrhunderts die westliche Welt, oder Theile derselben durchwandert, und die Ergebnisse ihrer Wanderungen bekannt gemacht, hier namentlich aufführen zu wollen, würde die Grenzen dieses Werkes überschreiten, und ich verweise auf die, dem Vorberichte beigefügte Literatur der von mir benutzten Schriften aller Nationen, und das, jedem Lande vorangehende Verzeichniß der, über dieselben erschienenen Schriften. — Noch ist die Entdeckung Amerika's nicht geschlossen, noch ruhen tausende von Quadratmeilen, die noch nie der Fuß eines Europäers betreten, und noch jetzt durchwandern wissenschaftlich gebildete Männer die westliche Welt, und befahren deren Küsten, die Kunde derselben zu vermehren.

b) Name.

Die im Westen liegende Erdveste, die als halb fabelhaftes Land von den Völkern des Alterthums: Atlantis, später Antilia genannt, nach ihrer Einführung in die neuere Erdkunde durch Columbus aber als „neue Welt" bezeichnet wurde, führt ihren Namen weder nach dem normannischen Entdecker, noch nach dem Manne, der sie längst geahnt, und nach langen Sorgen, Mühen und Bitten erst mit den

ſpärlichſten Mitteln verſehen wurde, ſie aufzuſchließen. — Columbus, der in den ihm zugeſtandenen Bedingungen vom 17. April 1492, ſchon im Voraus mit hohen Würden belehnt wurde, der nach glücklicher Ausführung ſeines Unternehmens, nach ſeiner Rückkunft, unter dem Geläute aller Glocken in Palos einzog, dem man königliche Ehre erwieß, und mit allen Kennzeichen eines beſondern und ſchmeichelnden Vorzugs bei Hofe empfing, den der König bei ſeinem öffentlichen Auftreten ſtets zur Seite hatte, und dem die Großen des Reichs dieſelbe Ehre als dem Könige bezeigten, dem der Ehrentitel „Don“ zugeſtanden, und ihm und ſeiner Familie ein prächtiges Wappen verſtattet wurde, in deſſen erſtem und zweitem Felde die Wappen von Caſtilien und Leon, im dritten eine blaue mit ſilbernen Inſeln bedeckte See, die zur Hälfte vom feſten Lande umgeben war, und im vierten im blauen Felde goldene Anker führten, deſſen Helmzierde in einer Weltkugel beſtand, uber welcher ſich ein Kreuz erhob und daß von der, Columbus Verdienſte bezeichnenden Inſchrift: por Castilla, y por Leon, nuevo Mundo hallò Colon, umzogen war, und dem der König, durch ein neues Patent vom 28. May 1493, alle ſeine Privilegien von Neuem beſtätigte; der ſpäter in Ketten geworfen, nach Spanien zurückgeſchafft und dort mit Ungerechtigkeiten überhäuft wurde, ihm ſeiner Ehrenämter und ſeines Vermögens zu entziehen, mußte es erleben, daß ein Anderer, der die Bahn, die er zuerſt betreten, verfolgte, der zuerſt den Spaniern das Goldland Mexico zeigte, Columbus Verdienſte nicht nur zu ſchmälern trachtete, ſondern ſeinen Namen auf den unentdeckten Welttheil übertrug.

Americus Vespucius, ein reicher Kaufmann aus Florenz, geübter Seemann und Aſtronom, nahm, in Geſellſchaft des Johann von La Coſa, Theil an einer Fahrt, die Ojeda, ein ſpaniſcher Edelmann, deſſen ſich Columbus zur Entdeckung der Goldminen Cibao's bedient hatte, zur Fortſetzung der Entdeckungen unternehmen wollte. Den 20. Mai 1499, als Columbus von ſeiner dritten Reiſe zurückgekehrt war, reiſte Vespucius, unter Ojeda, von Spanien ab, berührte die Küſte Cumana's, entdeckte den Meerbuſen von Venezuela, und kehrte über Margaretha und Hispaniola nach Caſtilien zurück; obgleich weder Admiral noch Befehlshaber der Flotte, mit welcher er ausgegangen, eignete er ſich die Ehre dieſer Reiſe zu, und rühmte ſich, daß man ihm die Entdeckung des feſten Landes zu verdanken habe, obgleich Columbus daſſelbe bereits vor ihm betreten hatte. — Das von ihm publizirte Werk*) jetzt eines der ſeltenſten Bücher, hat, trotz dem, daß die darin erzählten Vorfälle durch öffentliche Zeugniſſe umgeſtoßen wurden, Ojeda ſelbſt gerichtliches Zeugniß gegen Vespuci ablegte, ſeinen Namen unſterblich gemacht, die „neue Welt“ wurde nach ſeinem Namen benannt, und als „Amerika“ trat das weſtliche Land, als vierter Welttheil, in unſere Erdkunde ein.

Als Süd-Amerika, oder vielmehr die ſpaniſchen Kolonien Süd-Amerika's, ſich vom Mutterlande losſagten, vereinigten ſich drei der freigewordenen Staaten unter dem Namen „Columbia“ und ſuchten in demſelben den tiefverkannten Entdecker der längſt verſchollenen Atlantis zu verewigen; Parteienhaß aber ſcheint das ſchöne Band wieder zerreißen zu wollen, und nur in Nord-Amerika wird der gleiche Name, für ewige Zeiten, in Ortſchaften, Staaten, Flüſſen, Cantons und dem Bundesdiſtrikte der Union, unverändert fortleben.

c) Lage. — Grenzen. — Größe.

Amerika wird durch zwei große Halbinſeln gebildet, die durch einen über 30 Meilen langen und 12 Meilen (an einer Stelle nur 6 Meilen) breiten Iſthmus verbunden

*) Cosmographiae Introductio cum quibusdam Geometriae ac Astronomiae principiis ad eam rem necessariis, insuper quatuor Americi Vespucii Navigationes. 4to. St. Diey. M.CCCCC.VII. —

werden, macht einen Erdtheil für sich, und umfaßt, außer den großen beiden Halbinseln, Nord- und Süd-Amerika, alle, zu beiden Seiten der Küste liegende Inseln, die Nord- und Südpolarländer der westlichen Hemisphäre, und die zwischen Nord- und Süd-Amerika sich ausbreitende, unter dem Namen „Westindien“ bekannte Inselgruppe. — Nach Asien ist Amerika der größte Erdtheil, hinsichtlich seiner Ausdehnung aber der Erste unsers Erdballs, da er sich vom 54° 20′ südl. Br. bis über den 73° nördl. Br. und vom 212° 20′ bis zum 341° 24′ 40″ östl. Länge von Ferro erstreckt; — vom Cap San Roque in Brasilien, dem östlichsten Punkte, bis zur Westspitze der Halbinsel Alaschka, dem westlichsten Point des Landes, im russischen Amerika, dehnt sich das Land, mehr als 129 Längengrade aus, während die geographische Breite, vom Cap Froward, im Süden, bis zum Eiskap, im Norden, über 127 Breitengrade in sich begreift. Noch höher hinauf, bis über den 81° ziehen sich die Nordpolarländer, von denen nur die Küstenstriche, und diese, mit Ausnahme von Spitzbergen, auch nur unvollkommen, bekannt sind; wollten wir aber diese, und alle die Inseln mitrechnen, die in geographischer Beziehung der westlichen Erdhälfte angehören, so würde die Länge 160, die Breite vom Süden nach Norden 149 Grade in sich fassen. Die beiden Halbinseln, aus welchen Amerika besteht, haben, die Nördliche vom Osten nach Westen, von Herjoß Noß bis zum Cap Prinz Wales, eine Ausdehnung von 1500, die Südliche, vom Cap Blanco bis zum Cap Roque von 765 geogr. Meilen; die Länge des ganzen Erdtheils, vom Cap Horn im Süden, bis hinauf zum Eiskap im Norden, wird in gerader Linie auf 1983 geogr. Meilen geschätzt.

Ringsum vom Meere umgeben, wird Amerika im hohen Norden vom nördlichen Eismeer, im Osten von demselben und dem atlantischen Ocean, im Süden vom südlichen Weltmeer, und im Westen vom großen Weltmeere, der Südsee oder dem stillen Meere und der Behringsstraße begrenzt. — Die Größe der westlichen Erdveste wird sehr verschieden angegeben: Balbi schätzt sie in runder Summe auf 750.000, nach neuerer Berechnung aber auf 696.625 geogr. □Meilen. Der Schwede Gräberg genauer auf 743.600, Hassel auf 657.117 □Meilen und zwar: Nord-Amerika mit 304.776; Süd-Amerika 296.359; Westindien 4.530 und die Polarländer mit 51.522 □Meilen; Morse berechnet sie in der American Geography auf 651.162, im American Gazetteer auf 753.000, und Templeman, mit Einschluß der Inseln auf 675.560 □Meilen. Folgende Berechnung des Flächeninhaltes der westlichen Welt, zu denen der Verfasser die besten amerikanischen Karten zum Grunde legte, bei den frühern spanischen Besitzungen Humboldts Angaben, bei Westindien aber, in dieser Uebersicht von Zach's Berechnungen benutzte, dürfte sich wohl der Wahrheit am meisten nähern. Zur Vergleichung sind bei Nord-Amerika Hassels Berechnungen zugleich mit angegeben.

a) Nord-Amerika: 337.976 □Meilen.

	Nach Hassel.	Nach eigener Berechnung.
1. die britischen Besitzungen	121.700 □M.	
a. Hudsonsbayländereien . . .	24.950	
b. Ober-Canada	4.762	
c. Unter-Canada	10.477	
d. Neu-Braunschweig	1.320	
e. Neu-Schottland	893	
f. Cap-Breton	224	
g. Prince-Edwards	102	
h. Neu-Fundland	1.710	

	Nach Hassel.	Nach eigener Berechnung.
i. britisches Binnenland . . . 54.300		
k. britisches Columbien 12.500		
		111.238 □M.
2. russische Besitzungen an der Nordküste, nach der Grenzbestimmung von 1825	24.000 "	32.100 "
3. französisches Nord-Amerika		6 "
4. dänisches Nord-Amerika, Grönland und Spitzbergen		35.230 "
5. Vereinigte Staaten, nach Werden von Hassel:	100.942 "	
a. der Staat Maine 1.668 2/3		
b. " " Neu-Hampshire . 442		
c. " " Vermont . . . 485 2/3		
d. " " Massachusetts . . 371 1/3		
e. " " Rhode-Island . 64 2/3		
f. " " Connecticut . . 222 1/3		
g. " " Neu-York . . . 2.200		
h. " " Neu-Jersey . . . 328 1/3		
i. " " Pensylvanien . . 2.092 2/4		
k. " " Delaware . . . 95 1/3		
l. " " Maryland . . . 514 1/3		
m. " " Ohio 1.833 2/3		
n. " " Kentucky . . . 1.857 1/3		
o. " " Tennessee . . . 1.966 2/3		
p. " " Virginien . . . 3.047 2/3		
q. " " Nord-Carolina . 2.085 2/3		
r. " " Süd-Carolina . . 1.428 1/3		
s. " " Georgien . . . 2.771 1/3		
t. " " Alabama . . . 2.419		
u. " " Mississippi . . . 2.159 2/3		
v. " " Louisiana . . . 2.285 1/3		
w. " " Indiana . . . 1.726 1/2		
x. " " Illinois 2.809 2/3		
y. " " Missouri . . . 2.871 1/3		
z. der Distrikt Columbia . . 4 6/7		
aa. das Gebiet Florida . . . 2.750		
bb. " " Michigan . . 1.607 1/3		
cc. " " Nord-West . . 6.995		
dd. " " Arkansas . . . 5.962		
ee. " " Missouri u. Oregan . . . 46.285		
		101.350 "
6. Der Freistaat Meriko, nach Humboldt		42.653 "
7. " " Guatimala		15.499 "
		337.976 "

b. Westindien, nach den v. Zach'schen Berechnungen:

1.	Das spanische Westindien	2.409¾	□M.
2.	„ britische „	689	„
3.	„ französische „	59	„
4.	„ dänische „	8½	„
5.	„ schwedische „	2¾	„
6.	„ niederländische „	15	„
7.	Die Insel Haity	1.346	„
8.	Die Bermudas	45	„
	. . . .	4.575	□M.

c. Süd-Amerika, nach Humboldt und Hassel:

1.	Columbia mit Quito	88.200	„
2.	Peru, im alten Umfange	21.663	„
3.	Chile, im alten Umfange	10.440	„
4.	Buenos Ayres	52.076½	„
5.	Patagonien	22.348½	„
6.	Die Falklands-Inseln	156½	„
7.	Die Gallapagos	209½	„
8.	Das Kaiserthum Brasilien	99.720	„
9.	Die Kolonie Surinam	520	„
10.	„ „ Demerary und Berbice . .	410	„
11.	„ „ Cayenne	710	„
12.	„ „ Staatenland	5	„
	. . . .	296.359	„

d. Polarländer:

1.	Nord-Polarländer, außer Grönland und Spitzbergen	14.500	„
2.	Süd-Polarländer, nach Hassel	11.522	„
	Summe des Flächeninhalts der westlichen Erdveste	664.932	□M.

II. Physische Beschaffenheit.

a) Gestaltung des Landes. — Oberfläche. — Boden.

Die Sucht der Geographen neuerer Zeit, durch scharfe Umrisse die Physiognomie einer ganzen Erdveste geben zu wollen, soll uns hier nicht verleiten, ein ähnliches Beginnen in Bezug auf Amerika zu wagen, da solche allgemeine Umrisse nie ein richtiges Bild des zu beschreibenden Landes zu geben vermögen, der Wissenschaft selbst schaden, und nur, als geographische Gemälde und Naturschilderungen den Leser entzücken können. — Kein Theil unsers Erdballs bietet zwar zu solchen Gemälden mehr Stoff, als Amerika, wo die Natur dem Lande scheinbar einen ganz eigenen Charakter von Größe und Erhabenheit aufgedrückt zu haben scheint, wo himmelanstrebende Gebirge, deren Gipfel sich in den Wolken verlieren, weniger durch ihre Höhe überraschen, als dadurch, daß ein jäher Abhang den Fuß derselben von der Ebene trennt; wo, wie in Süd-Amerika, kein allmähliger Uebergang statt findet; wo die Hochebenen, deren natürliche Lage schon die Höhe unserer Schweizergebirge übertrifft, sich nur zwischen der Cordillera und der Südsee hinziehen; wo im Osten dieser Kette unermeßliche Sevennen sich ausdehnen, und nach Süden zu in baumlose Pampas übergehen; wo undurchdringlicher Urwald die Flußthäler bedeckte, die Anden im Felsengebirge Nord-Amerika's auslaufen und ein Flußthal im Westen begrenzen, wie kein ähnliches von gleicher Ausdehnung in unserer alten Welt gefunden wird. Nord-Amerika selbst bildet zum größten Theil ein Hochplateau, das von hohen Gebirgszügen eingefaßt, von Riesenströmen durchbrochen wird; der Boden ist im Ganzen, bis dort wo ewiges Eis die Produktion hindert, fruchtbar, ja üppig, und die Behauptung mehrer neuern Schriftsteller, daß der Boden der neuen Welt lange nicht so kraftvoll als der Europa's, oder gar des reichen Indiens sey, daß der Pflanzenwuchs weniger üppig, die Thiere dort von geringerer Stärke und Schönheit wären, ja daß selbst der Mensch dort weniger gedeihe, der eingewanderte Europäer dort in seiner Nachkommenschaft ausarte, sind hinlänglich schon von Jefferson widerlegt worden. Nur fehlgeschlagene Hoffnungen und Erwartungen können jene Schriftsteller veranlaßt haben, dergleichen widersinnige Behauptungen aufzustellen. Man betrachte den Reichthum der Natur der westlichen Welt, in allen ihren Abtheilungen; dort, wo nicht wie im hohen Norden die Strenge des Klima's der Vegetation feindlich entgegen tritt, wo erst zusammenhängende Wälder, oder ausgedehnte Sevennen und Proiries beginnen, von dort aus vermehrt sich die Ueppigkeit des Bodens in demselben Verhältniß, als man dem Tropenlande sich nähert. Die gigantische Vegetation jener Gegenden hat den Humus in ungeheueren Schichten aufgethürmt; ganze Wälder sind hier, wie z. B. im ausgedehnten Mississippithale, im Laufe von Jahrhunderten zusammengestürzt und gefault, und haben eine Dammerde gebildet, die dem Anbauer einen unerschöpflichen Schatz von Pflanzennahrung darbietet, in welcher alles mit geringer Mühe gedeiht, und der Ertrag ewiger Ernten vorbereitet

iſt, ſobald fleißige Hände den reichen Boden aufſchließen. — Der rieſenhafte Pflanzenwuchs, den man durch die ganze weſtliche Welt findet, der nach den Tropen zu in himmelanſtrebende Waldungen übergeht, widerlegt hinlänglich die Behauptungen jener Schriftſteller, und wie könnte auch ein Boden ſchwach genannt werden, auf welchem ſchon in früheren Zeiten, Thiere wie das Mammuth einheimiſch waren, wo jetzt noch unzählige Heerden von Biſons und anderm Wilde, überflüſſige Nahrung finden, und die der alten und neuen Welt gemeinſchaftlich angehörenden Thiere, hinſichtlich ihrer Größe und Gewichts nicht den geringſten Unterſchied erkennen laſſen. — Daß auch der Menſch in Amerika nicht ausgeartet iſt, haben die Bewohner des Weſtens hinlänglich bewieſen; wer kann den Söhnen der Freiheit moraliſche und phyſiſche Kraft abſprechen! glaubt irgend Jemand, daß Europäer in derſelben Zeit mehr gethan, geleiſtet haben würden? — Die politiſchen Verirrungen Süd-Amerika's und Mexico's, die noch bis zur Stunde in Frage ſchweben, will man in dieſen einen Mangel an phyſiſcher und moraliſcher Kraft zu finden vermeinen, was doch nur Folge der frühern vernachläßigten Erziehung iſt, oder hält man die Neger Haity's für weniger kräftig als ihre Brüder in Afrika! — Daß äußere Einwirkungen des Klima's auf die Ausbildung jener Kraft bedeutenden Einfluß hat, iſt nicht zu beſtreiten, kein Land aber bietet auch eine ſolche außerordentliche Verſchiedenheit des Klima's als Amerika, das bei der großen Ausdehnung des Landes vom Norden nach Süden alle Klimate durchläuft und von der erſtarrendſten Kälte unter den Polen, bis zur brennendſten Hitze unter dem Aequator übergeht; deß ungeachtet iſt Amerika, im ganzen genommen, ungleich kühler, als die correſpondirenden Länder der alten Welt, wozu die Geſtaltung des Landes nicht wenig beiträgt. Nord-Amerika iſt im Ganzen weit kälter als Europa, die Jahreszeiten und deren Wechſel weniger regelmäßig, und Hitze und Kälte gehen mehr in Extreme über. — Süd-Amerika, an und für ſich ſchon höher gelegen als die nördliche Hälfte der neuen Welt, wird im Weſten durch eine hohe Gebirgskette eingeſchloſſen, von welcher ſich eine unermeßliche Menge Waſſer über das Land ergießt, das überall Friſche und Kühlung verbreitet, und nach Süden zu läuft das Land in einen ſpitzen Winkel aus, der ſchon an die Polarregionen grenzt. Der mittlere Theil Amerika's, der die beiden Halbinſeln mit einander verbindet, iſt überall ſo hoch gelegen, daß dort eine mäßige Temperatur herrſcht, und nur in den Thälern, oder auf den Niederungen der Küſte empfindet man die drückende ungeſunde Hitze der tropiſchen Sonne. — Die Urſachen dieſer gemäßigteren Temperatur bezeichnete bis jetzt noch Niemand richtiger als unſer berühmter Humboldt, im erſten Bande ſeiner Gemälde der Natur: die mäßige Breite dieſer Erdveſte, ihre Verlängerung gegen die Pole, der Ocean, deſſen ununterbrochener Spiegel durch die Paſſatwinde beſtändig bewegt und gereinigt wird; — flieſſende, ſehr kalte Gewäſſer, welche ſich von der magellaniſchen Straße bis Peru erſtrecken; zahlreiche, reichlich mit Quellen ausgeſtattete Gebirgsketten, deren Gipfel ſich weit über die Region der Wolken erheben; Ueberfluß an ungeheuer großen Flüſſen, welche nach vielfältigen Umwegen das Meer erreichen, ſandloſe Wüſten, die folglich weniger empfänglich ſind den Wärmeſtoff aufzunehmen, undurchdringliche Wälder, welche die Ebenen des Aequators bedecken und nach allen Richtungen von Flüſſen durchzogen werden, die in den von den Oceanen und von den Gebirgen des Landes entferntern Theilen eine unermeßliche Menge von Waſſer verbreiten, welches ſie an ſich gezogen haben, oder das ſich durch den Vorgang der Vegetation bildet: alle dieſe Urſachen erzeugen in den Niederungen von Amerika ein Klima, welches ſehr ſonderbar durch ſeine Friſche und Feuchtigkeit von dem in Afrika abſticht. Dieſen Urſachen muß man die ſo ſtarke, die ſo üppige, ſo ſaft- und laubreiche Vegetation zuſchreiben, welche dem neuen Kontinente angehört. In Nord-Amerika, deſſen Ausdehnung nicht in die heiße Zone reicht, wohl aber den Pol umſchlingt, wie Kapitän Roß auf ſeiner letzten Reiſe

dargethan, hat die eisige Luftschichte, die diesem Kontinent eigen ist, keine Luftschichte des Aequators zum Gegengewichte, weßhalb die Ausdehnung des Polar-Klimas hier bis zum Wendezirkel reicht, da die hier regelmäßig dominirenden Nord- und Nordwestwinde, die, ohne durch bedeutende Höhen aufgehalten zu seyn, vom Polarmeer her die ungeheuren Flächen des Binnenlandes durchstreichen können, ein ewiges Ringen der Hitze und Kälte hervorbringen, und die Jahreszeiten mit erstaunlicher Schnelligkeit wechseln lassen. — Die Westküste Nord-Amerika's, durch die Felsengebirge vom rauhen Nord geschützt, haben eine weit gemäßigtere Temperatur wie die Küstenländer am atlantischen Ocean — Neu-Californien und Neu-Albion sind vorzüglich begünstigt und schon jenseits der Alleghany-Hügelkette ist das Klima angenehmer und theilweise regelmäßiger als im Osten dieses nach Nordost steigenden Gebirgszuges, wenn auch nicht so bedeutend, als es selbst, ohne genauere Prüfung neuere Reisende gemacht. — Daß die in Amerika vorherrschende Kälte und Nässe einen bedeutenden Einfluß auf die Beschaffenheit des Boden äußert, daß Länder, die unter gleichen Breiten mit denen der alten Welt liegen, dort bedeutend kälter und deßhalb, trotz des reichen Bodens wie in den Hudsonsbayländereien und Labrador weniger produktiv sind, ist nicht zu leugnen, wird aber einst dort die Kultur des Landes solche Fortschritte gemacht haben als in Deutschland, das nach Tacitus Beschreibung ebenfalls ein rauhes, fast nichts producirendes Land war, dann wird auch mit dem fortschreitenden Landbau das Klima freundlicher werden und mit dem Verschwinden der Waldungen und Sümpfe und der Beseitigung der jetzt nutzlos liegenden Proirien, ein gleichmäßigerer Wechsel der Jahreszeiten eintreten; dann wird Amerika nichts zu wünschen übrig lassen, und die wirkliche Unabhängigkeit von allen andern Erdtheilen errungen haben, nach welcher Europa schon seit Jahrhunderten fruchtlos kämpfte! —

b) Gebirge.

Amerika wird, wie jeder andere Theil unsers Erdballs, durch verschiedene große Gebirgsketten durchzogen, die alle, mehr oder weniger mit dem riesenmäßigen, sich weithin verzweigenden Gebirge in Verbindung stehen, daß sich unter verschiedenen Namen und häufig unterbrochen, längs der westlichen Küste des Festlandes vom Süden nach Norden, gegen 2.500 Meilen weit fortzieht, und wenn wir das Ganze der Erdkugel betrachten, gleichsam eine Fortsetzung der Gebirgskette zu seyn scheint, die als Hauptgebirgsrücken der alten Welt, das Kafferland, Arabien, Persien und die Mongolei durchzieht, durch die Beringsstraße kaum unterbrochen, sich in Amerika als Felsengebirge zeigt, nach Süd fortlaufend das Bergplateau von Mejico bildet, und endlich in die Bergkette der Anden übergeht. — Die *Cordilleras de los Andes*, das andische Kettengebirge, welches die ganze Westseite von Süd- und theilweise auch von Nord-Amerika einnimmt, und Amerika der ganzen Länge nach in zwei ungleiche Hälften theilt, und als fast unübersteiglicher Wall die Südsee vom atlantischen Ozean scheidet, bildet den Hauptstock der Gebirge Amerika's und alle andere Bergsysteme des Westens, von denen wir in Süd-Amerika, außer dem Hauptstock zwei, in Nord-Amerika drei, und im colombischen Mittelmeere eins annehmen können, hängen mehr oder minder von den Anden ab oder stehen durch Landrücken oder Hochebenen mit ihnen in Verbindung. —

1. Die Anden, *Cordilleras de los Andes*, deren Mittelpunkt von Humboldt untersucht und bekannt gemacht, deren südliche und nördliche Fortsetzungen fast nur im Umrisse bekannt sind, nehmen ihren Anfang an der äußersten Südspitze Amerika's, an der Magelhaus-Straße unter dem 54° 30′ südl. Br., wo Staatenland und Feuerland, als ansehnliche Glieder der Kette vereinzelt aus dem

Meere emporſteigen und das Cap Froward die Fortſetzung anknüpft. Sie theilen ſich in zwei, von Süden nach Norden und Nordweſt laufende, ungeheuere Wälle, ſteigen anfangs in niedern Hügeln auf, erheben ſich aber bald zu einer ſchwindelnden Höhe, die ewiger Schnee und Eis bedeckt, und gewähren mitten unter dieſen Eisfeldern dem Auge das überraſchende Schauſpiel einer, im höchſten Contraſt der Elemente aus dem erſtarrten Eiſe ſich hebender Kegelkette auflodernder Vulkane, deren Flamme an den umher lagernden Gletſchern leckt, und ſie zu Flüſſen ſchmilzt. Von der Nordſeite der Magelhaniſchen Straße, von den Caps Froward und Olands an ziehen ſie ſich in zwei Ketten, der öſtlichen und weſtlichen bis zum Cap Paria, am Eingange des gleichnamigen Golfs, folgen immer ziemlich parallel den Küſten des ſtillen Meeres und entfernen ſich ſelten über 6 Meilen von derſelben. Das zwiſchen ihnen und dem Geſtade liegende Land macht im Weſten nur eine Terraſſe der Bergkette aus, während das öſtlich derſelben ſich öffnende Land bis zum atlantiſchen Ozean in eine ausgedehnte Ebene ſich verflächt. — Herr v. Humboldt trennt die Andenkette in vier Abtheilungen, von denen die patagoniſchen Andes vom Cap Froward bis zum 44° ſüdl. Br., die Andes von Chile oder Potoſi, vom 44° bis 20°, die Andes von Peru, der Hauptſtock des Gebirges, wo ſich die verwickeltſten Knoten ſchürzen und die höchſten Kuppen emporheben, von den Höhen bei Porco bis nordweſtlich vom Plateau Almaguer, unter 1° 50′ ſüdl. Br. fortziehen, und endlich in die Cordilleren von Neu-Granada übergehen. Die erſte ſüdlichſte Abtheilung, welche den Namen *Cordillera di Sierra Nevada* führt, iſt auf ſeinen Kuppen, von denen ſich einige, obgleich hier überall Meſſungen fehlen, 18 — 20.000 Fuß erheben, durchaus mit Schnee bedeckt, und hat unter den 45° 10′ den Vulkan S. Clemente, unter den 43° 50′ den Vulkan Minchimadiva und unter den 43° 10′ den Vulkan Medielana. An der Bay von Puralia, wo ſich der Contao einmündet, zieht ſich die Cordillera bis dicht an's Meer, von dort aus aber läuft der Hauptkamm, den Namen *Cordillera nevada de los Andes* beibehaltend, links Chile als Hochterraſſe laſſend, rechts aber nach Oſten kleinere Berg- und Hügelketten in die Ebenen von Patagonien und Buenos-Ayres ausſendend, in ziemlich gerader Linie nach Peru hinauf, ja ſcheint ſogar, ſüdlich von Mendoza dem Laufe der Gewäſſer nach zu ſchließen, einen bedeutenden Landſtrich durch einen Landrücken zu umgeben, der nur an einer einzelnen Stelle von dem Ausfluß des Lago de Silveiro durchbrochen iſt. Von hier an folgen ſich mehrere Becken, die man beinahe Steppenbecken nennen könnte, und namentlich das, deſſen tiefſter Punkt den Lago de Andalgala, unter 26° 30′ ſüdl. Br. bildet und einige andere Becken, die ſich gegen Oſten öffnen. Auch dieſer Theil der hohen Kette iſt mit ewigem Schnee bedeckt und bietet in ihrem Bereiche, von der Bay von Puralia, unter dem 41° 25′ ſüdl. Br. an bis zum 25° 30′ auf einer Strecke von 16 Breitengraden folgende 23 Vulkane, die faſt fortwährend lebendig ſind oder doch von Zeit zu Zeit Feuer und Rauch auswerfen: der Pucarcague an der Bay von Puralia unter 41° 25′; der Queeh, Guanahuca, Oſorno und Ranco zwiſchen den 40° — 41° 10′; der Chinal unter 39° 5′; der Villarica unter 38° 50′; der Callagui unter 38°; der Vellada unter 37° 25′; der Antojo im Oſten des Vellada unter den 37° 25′; der Tucapel unter 36° 48′; der Chillan unter 36° 2′; der Peteroa der bedeutendſte und furchtbarſte von Allen, unter den 34° 51′; der Mapo unter 33° 30′; der San Jago unter 32° 48′; der Aconagua unter 31° 59′; der Longotonda, Chuapa und Limari zwiſchen 31° und 32°; der Coquimbo unter 30° 20′; der Copiapo unter 27° 30′; der Malfin unter 26° 20 und der Antaſo unter den 25° 30′ ſüdl. Br. Ein beträchtlicher Aſt der chiliſchen Anden löſt ſich im mittleren Theile der Hauptkette ab, nimmt ſeine Richtung nach

Südoſten, durchſtreift als hohes Gebirge von Tucuman die Freiſtaaten von Rio de la Plata und verliert ſich unmerklich in den Llanos von Tucuman; die Höhe dieſes Bergzuges iſt noch nicht genau bekannt, wenig Punkte indeß dürften ſich über 6.000 Fuß erheben. [In neuerer Zeit hat Dr. Pöppig durch ſeine Forſchungen im Innern Chile's manches Neue in Bezug auf den Gebirgsſtamm der chiliſchen Anden bekannt gemacht, welches wir hier, um nicht zu ſehr in's Specielle einzugehen, nur kurz bemerken und auf die ſpäter folgende Beſchreibung von Chile hinweiſen. — Die Anden von Peru ſchließen ſich den vorhergehenden an, und palten ſich in der Nähe der Stadt Potoſi unter 19° 35' ſüdl. Br. in zwei große Ketten, welche eine ungeheure Hochebene von 12 — 13.000' über dem Meere einſchließen, ſich unter dem 14° wieder vereinigen und die Anden von Vilcanote und Cuſco bilden. Die weſtliche Kette, Cordillera de la Coſta, läuft in gewiſſer Entfernung mit dem Ufer des ſtillen Meeres parallel, doch iſt die zwiſchen liegende Hochterraſſe breiter als weiter im Süden. Der Hauptkamm, die königliche Cordillera, Cordillera de los Andes, durchſtreicht öſtlich das Innere des Landes und umſchließt die ſogenannte Sierra, nackte Felſen und Berge, die hin und wieder durch fruchtbare Thäler durchſchnitten werden und in ihrem Innern die reichſten Silberadern enthalten, und die große Ebene, welche das Baſin des Titicaca-Sees bilden. — Die Hauptkette der Anden beſteht aus Thonſchiefer; die öſtlichen Seitenwände bieten große Maſſen von Kalkſtein und Sandſtein und zeigen ſtreckenweiſe Granit und Gneis. Die weſtliche Cordillera iſt im Allgemeinen die höhere, da ſie an vielen Stellen (nach Pentland) eine abſolute Höhe von 22 — 24.000 (engl.) Fuß erreicht, während die öſtliche zwiſchen 19° und 16° 45' ſüdl. Br. faſt nirgends 17.000' überſteigt; nur in der letzten Breite zeigen ſich hier Ausnahmen; um Cuzco und la Paz überragen einige Kuppen ſogar die weſtliche Kette; der rieſenhafte Illimani erhebt ſich auf 24.200 Fuß. der Cururana und einige andere Punkte ſind dieſer Höhe nahe und unter dem 16° 10' ſüdl. Br. erreicht der höchſte Gipfel der Nevada de Sorata eine Höhe von 25.250 Fuß. Auch in dem allgemeinen Charakter ſind, nach Pentland, beide Ketten dieſer Anden verſchieden: die Höhen der weſtlichen ſind größtentheils dom- oder glockenartig geſtaltet, während die der öſtlichen gezackt und ſomit ſägenförmig erſcheinen. Nach Oſten und Weſten fallen beide Ketten ſteil ab, doch die weſtliche gegen das Baſin des Titicaca-Sees in minderem Grade als die öſtliche. Die Breite der weſtlichen Kette beträgt 20 geogr. Meilen, die der öſtlichen iſt ſchwieriger zu beſtimmen, da auf der Oſtſeite mehrere Seitenzweige auslaufen, deren Länge man als einen Theil der Breite der Hauptkette betrachten kann; auf dem ſchmalſten Punkte unter den 17° 58' ſüdl. Br. beträgt dieſelbe etwa 7 geogr. Meilen, auf dem breiteſten über 14 geogr. Meilen; die Geſammtbreite beider Ketten, einſchließlich des Baſins des Teticaca-Sees, doch abgeſehen von den Seitenarmen, wechſelt zwiſchen 40 und 60 geogr. Meilen, mit den Seitenarmen beträgt ſie über 100. — Nach früheren Angaben erreichten die Anden Peru's die Höhe der Berge von Chile oder die Schneeregion nicht, und nur die Gipfel des Illimani und Cururana ſeyen mit ewigem Schnee bedeckt; Pentland aber hat dargethan, daß ſie nicht nur mit jenen wetteifern, ſondern dieſelben noch übertreffen, daß die Linie des ewigen Schnees in dieſem Erdſtriche ſehr hoch ſey, und die beiſpielloſe Höhe von 17.000 Fuß erreiche. Das hohe Baſin des Titicaca, das amerikaniſche Tibet, die große Waſſerſcheide Süd-Amerika's, iſt wie ein Spiegel, der die Strahlen der Hitze mächtig zurückwirft, gerade wie die ähnlich gebildeten Ebenen Tibet's die Veranlaſſung ſind, daß an dem nördlichen Abhang des Himalaya, die Schneelinie gleichfalls höher hinaufgerückt iſt, und der vulkaniſche Charakter des Landes, obgleich man hier wenigere und unbedeutendere Vulkane als weiter in Süden findet, und die Nähe des Meeres mögen hier ebenfalls das Ihrige dazu beitragen.

Die östliche Kette der Anden, welche nordöstlich streichend, den östlichen Abhang des Titicaca-Basins bildet, zertheilt sich hier in mehrere Zweige, unter denen die Cordillera de Ancuma und de Vileanona nach Osten divergiren, sich in der bolivischen Provinz Cochabamba in die Sierras Altissimas, die Sierra de Cochabamba und de Santacruz zerspalten, nach den Ländern der Moros und Chiquitos immer niedriger werden, und sich endlich im Hochlande von Matto-Grosso verlieren. — Vom 14° an zieht sich die Hauptkette der Anden wiederum parallel mit der Küste und setzt weiter nördlich, zwischen den 11° und 10° 50′ zwei ausgedehnte Ketten ab, von denen die östliche Cordillera de Muna genannt, die Thäler des Pachitea und der Aguaitia von dem Thale des Huallaga, die mittlere, längere Kette, die den Namen der Cordillera de Chachapoyas oder Pataz führt, mit dem Hauptkamm gleichlaufend, das Huallaga-thal von dem des neuen Marañon oder Tunguragua trennt, und jenseits dieses Flusses den Pongo de Manseriche bildet. Die großen, zwischen diesen Ketten sich öffnenden Thäler, werden durch die Gebirgsknoten von Lora, Assuay, Chisinche und Pasto durchsetzt, und die verschiedenen Ketten scheinen unter 1° 30′ und 0° 15′ südl. Br. wieder zusammenzustossen, um jenen ungeheuren Gebirgsknoten zu bilden, der das herrliche Thal von Quito umfaßt und eine Masse Bergreihen in sich vereinigt, die noch bis vor Kurzem für die höchsten der ganzen Welt gehalten wurden; hier erheben sich der Chimborasso zu 20.158′, der Cotopari zu 17.712, der Antisana zu 17.958′ über den Spiegel des Meeres; Bergkolosse die, wie der Pichincha und eine Menge anderer hier sich erhebender Berge, theils noch Vulkane sind, theils früher Vulkane waren. Auch hier ist der Charakter dieses Theiles der Andenkette von unsern Gebirgszügen in Europa verschieden; nicht aus verwittertem Kalkstein oder aus Granit bestehen dort die höchsten Gipfel, sondern aus Porphyr, grünem Geschiebe, Klangsteinen und Basalt und sind hier und da in Säulen getheilt, die dem Auge von weitem die Ansicht einer unermeßlichen Kette von Thürmen bietet. Unterirdisches Feuer hat sich durch diese ungeheuren Felsenmassen einen Weg gebahnt, und die Seitenflächen desselben mit Gagath und porösem Mandelstein bedeckt (Humboldt), doch nur die Krater der niedern Andenkette ergießen Lava, während die der Pic's, Wasserschlacken und Thon ausschleudern, die mit Schwefel und Kohlen vermischt ist. Das Gebirge der Anden erscheint nach allen Richtungen von Thälern und Schluchten durchbrochen; alle zwischen den verschiedenen Ketten liegenden Hochebenen ziehen sich als wahre Längenthäler von Süden nach Norden, die Querthäler gleichen unausgefüllten Gängen, die erst durch Spaltungen entstanden zu seyn scheinen. In der Nähe von Popoyan theilt sich das Gebirge von Neuem in drei Ketten und bildet die Cordilleras von Neu-Granada; die westlichste derselben, die Choco-Kette, löset sich unter den 0° 30′ nördl. Br. bei Otavalo vom Hauptstamme ab, ist die bei weitem niedrigere und führt anfangs den Namen Cordillera de Sindagua, sie streicht nach Norden parallel mit der Küste der Südsee und scheidet das Cauca-Thal von den Küstengegenden; westlich von St. Antonio de Toro trennt sie sich in zwei Aeste, von denen der rechte unter dem Namen Sierra de Venata gerade nach Norden streicht und an dem Golf von Darien sich verflächt, der linke aber als Cordillera grande de los Andes den Isthmus durchschneidet, der Nord-Amerika mit Süd-Amerika verbindet und sich als schützender Damm in ziemlich gleicher Entfernung zwischen beiden Meeren lagert. Die mittlere Kette der Anden, auch die von Quindiu genannt, ist bei weitem die höhere, sie läuft gerade Nord und scheidet das Thal des Magdalenen-Flusses von dem der Cauca und führt den Namen der Sierra Nevada; nach Absetzung der westlichen Kette nimmt sie den Namen der Sierra de Guanacas an, stößt in der Nähe der Laguna

de Papas die östliche Kette von sich ab und zieht sich von hier, immer in nördlicher Richtung streichend, als Paramo de Ruz, Sierra de Guali und Sierra grande de Guanoco zwischen dem Magdalenenflusse und der Cauca, sich allmählich verflächend bis zu deren Vereinigung unter den 9° n. Br. — Die östliche Kette, die Sierra de la Suma Paz, welche sich unter den 1° 30′ n. Br. vom Hauptstamme ablöset, zieht sich als Sierra de Pardaos von Südwesten nach Nordost durch Columbien, scheidet St. Fé de Bogota von St. Juan de los Llanos und sendet geringere Ketten, wie die Sierra de Yaquesa und Paramo de Chisga nach Osten aus; unter den 7° n. Br. verzweigt sich die Hauptkette in zwei Aeste, welche sich um den Maracaibo-See nach Nord schlingen; der linke, westliche, die Sierra de Peija, endet mit den Vorgebirgen Vela, Gallinas und Espada am Meere und hat die Sierra de Sta. Maria nach Westen als Ausläufer, der östliche zieht sich als Sierra de Merida und Paramo de Rosa bis an den traurigen Golf, von wo aus er einen südöstlichen Ausläufer die Alta Garcia nach Carracas macht und in den niedern Anhöhen des Orinoco verschwindet. Die Höhe der drei Ketten der Anden von Granada, und zwar der westlichen, schätzt man nach Humboldt auf 4.500; die der mittleren, deren Hochkamm fortwährend mit Schnee bedeckt ist, und über welchen die hohen Gipfel Guanacas, Buragan und Quindiu, der Nevado de Huila mit 16.800 und der Pik von Tolima mit 17.190 Fuß hervorragen, auf 15—17.000 Fuß und die der östlichen, über welcher der Cingaza, der Paramo de la Sumapaz und die Cerros de S. Fernando und Tuquillo sich erheben, fast nirgends über 12.000 Fuß; — kein Gipfel dieser Kette erreicht die Schneelinie und nur periodenweise überzieht eine leichte Schneedecke den hohen Kamm dieses Gebirgszuges.

Abhängig vom Andensysteme und früher irrthümlich als Ausläufer der Cordilleren von Neu-Granada betrachtet, zieht sich im columbischen Departement Magdalena die abgesonderte Gruppe der Sierra Nevada von Santa Maria, die Cerros de Bergantin und die Sierra de Paria, welche sich am Golfe von Paria endet und ferner die Höhen der Inseln, welche sich längs der Nord-Küste Süd-Amerika's vom Maracaibo-See an bis zum Cap Paria ziehen. — Im Süden schließen sich der Andenkette die Gebirgszüge der Archipeln von Patagonien, Chiloe und Chinos, so wie die des magellanischen Archipels an, und correspondiren mit den noch weiter entfernten Bergen der Falklands Inseln. —

2. Das zweite Gebirgssystem der westlichen Hemisphäre ist das Parime- oder Caracas-Guyanische System, — eine unregelmäßige Anhäufung hoher und gedehnter Gebirge, die ohne mit der Andenkette oder den brasilischen Gebirgen in Verbindung zu stehen, die große Landstrecke durchschneidet, welche unter dem Namen Guyana theils zu Colombien und Brasilien, theils zum holländischen, französischen und britischen Amerika gehört und von dem Orinoco, den Cassiquiare, Rio Negro und Marañon begrenzt wird; — ausgedehnte Ebenen, Llanos und Sevennen und ungeheure fast undurchdringliche Urwälder trennen die einzelnen Berg- und Hügelketten von einander, deren Inneres, ja selbst ihr wahres Streichen, fast noch ganz unbekannt ist. — Zwei breite Landrücken, von denen der eine die Sierra von Parime, vom Rio Negro herzieht, und die Quellenwässer des Orinoco umschließt in der Sierra Juraguaca zu Bergen aufsteigt, sich östlich verlängert, als Sierra Paracaina die Gegend des colombischen und brasilischen Guyanas überschreitet, weiterhin den Namen der Sierra de Acaray annimmt und von der Gränze der brasilischen Provinz Para als Sierra Tumucumaque der Mündung des Marañon zuläuft und nach den Sevennen zu sich verflächt, der Andere

als Sierra Magnalida von Rio Meta herziehend, Guyana betritt, bilden den Hauptstock des guyanischen Gebirgssystems, senden Strahlen und Ausläufer nach Norden und Nordwesten aus, unter denen die Sierra Mei, de Rimocotte, de Usupama, de Acha und Ymataca die bedeutendsten sind und die beiden letztern sich dem Orinoco nähern und haben selbst in Brasilien, am linken Ufer des Maranon zwischen Almeirim und Outeiro zwei Bergketten, die Serra Velha und Serra de Paru, die als abhängig von ihnen zu betrachten sind. Das Innere des guyanischen Systems ist fast noch gar nicht untersucht; der höchste bekannte Punkt desselben ist der Pik von Duida am Orinoco nördlich von Esmaralda, der sich zu einer Höhe von 7800 Fuß erhebt.

3. Das brasilische Gebirgssystem, früher als Fortsetzung der Anden betrachtet und in seiner Höhe überschätzt, nach neueren Untersuchungen aber als eigenes System erkannt, verbreitet sich über den ganzen Osten von Süd-Amerika und schürzt seine höchsten Knoten in der Provinz Gojaz; der Hauptstock des Gebirges findet sich östlich von Araguay und Parana und beginnt beim Zusammenflusse des Tiete mit dem letztern. Drei große Ketten, die mit verschiedenen Neigungen von Norden nach Süden ziehen und viele Zweige nach allen Richtungen ausstoßen, bilden die Hauptadern des Systems und von ihnen scheint die (von Eschwege benannte) Serra do Espinhaço, da sie die höchste und am wenigsten unterbrochene ist, die Centralkette des brasilischen Gebirges zu seyn. Vom rechten Ufer des San Francisco durchstreicht sie von Norden nach Süden die Provinz Bahia wo ihre Ausläufer den Namen der Serra de Manguira und Serra das Almas führen, scheidet als Serra de Moginacu, Minas-Geraes von San-Paulo, als Serra de Canastra, de Marcella, de Laureo casto und Areea Minas-Geraes von Gojaz, nimmt im südlichen Theile von Minas-Geraes den Namen Serra de Montequeira an, scheidet als Serra de Tabatinga die Provinz Goyaz von Bahia, sendet unter dem 11° süd. Br. einen Ausläufer westlich bis zum rechten Ufer des Tocantin und einen anderen ausgedehnteren, dessen verschiedene Abtheilungen den Namen der Serra de Guacuraguas, de Pianhi, wo sich derselbe in den Küstensevennen verflächt; die Hauptkette durchschneidet dann San-Paulo und den nördlichen Theil der Provinz San-Pedro, berührt die westliche Grenze von Rio de Janeiro und zieht sich südlich bis zum Ufer des Uruguay vom 10° bis 28° südl. Br. — Die höchsten Gipfel dieser ausgedehnten Kette befinden sich in der Provinz Minas-Geras zwischen dem 18° und 21° südl. Br., wo sich der Itacolumi bei Villa Ricca, der höchste des ganzen Systems 5.850, die Serra da Frio bei Villa de Principe 5.500 und die Serra da Piedade 5.460 Fuß erhebt; Granitformation ist meistens vorherrschend; Schnee fällt selbst auf den höchsten Gipfeln nicht und unerschöpfliche Gold- und Diamantengruben machen diesen Theil des Gebirgsstockes noch berühmter.

Die östliche Kette des brasilischen Gebirgssystems, das Küstengebirge, Serra do Mar, zieht sich fast parallel mit der Küste vom 16° bis 32° südl. Br., verlängert sich im Norden durch einige schwache Ausläufer bis zum Cap San-Roque, durchstreicht mit einigen Unterbrechungen die Provinzen Rio Grande, Paraiba, Pernambuco, Alagoa, Sergipe, Bahia, Espiritu-Santo, Rio de Janeiro, San Paulo und San-Pedro und hängt durch einige Nebenketten in Minas-Geraes und Bahia durch die Serra do Esmeraldas und Serra Semora mit der Kette von Espinhaco zusammen. In der Provinz Rio grande zieht sich das Küstengebirge als Monte Tayo, Serra de San-Catarina und Serra Tapollunea de Monte grande bis zum See Patos, setzt als Cordillera de Bitounas, Serra dos

Tabes und de Ignacio seinen Zug bis zur Südgrenze Brasiliens fort, führt in Buenos Ayres die Namen Serra de San Paulo und Asperezas de Nicoperas und verflächt sich nach San Sacramento am Rio de la Plata zu, von wo aus die Sierra de Oro, Pedra Iman und del Campanero nach Westen ziehen. An Höhe gibt diese östliche Kette der mittleren im allgemeinen nichts nach, doch nur erst einige Punkte, die Serra d'Araſoiaba, südwestlich von San-Paula, 4.050 Fuß und die Serra Tingua, nördlich von Rio de Janeiro, 3.450 Fuß, ſind bis jetzt näher beſtimmt.

Die weſtliche Kette, die längſte, aber auch niedrigſte der drei Hauptketten, die Serra dos Vertentes, trennt die Zuflüſſe des Maroñon, Tocantin und Parnahiba von denen des San-Francisco, Parana und Paraguay und erſtreckt ſich von der nördlichen Grenze der Provinz Seara, einen Bogen durch Piauhi, Pernambuco, Minas-Geraes, Goyaz und Matta-Groſſo beſchreibend, bis zum weſtlichſten Ende von Matta-Groſſo, führt hier die Namen: Serra Allegre, Serra de Taucatinga, de Araras, dos Pirineos (die eigentliche Serra dos Vertentes), Serra de Santa-Marta, dos Bororos, Campos-Pareſis und Serra Urucumanacu, und ſteht durch Querjoche oder Nebenketten, von denen die oben angeführten Serra de Ibiapaba, Negra, da Canaſtra, Marcella, Serra dos Chriſtaes, de Piauhi und Serra de Tabatinga die bedeutendſten ſind, mit der Centralkette in Verbindung. — Nur der mittlere Theil der weſtlichen Kette, die Serra dos Pirineos erreicht eine anſehnliche Höhe, doch auch hier überſteigt keiner der vielen Gipfel 3000 Fuß; weſtlich vom Araguay beſteht der Gebirgszug nur aus Landrücken und Hügeln, und ſchließt ſich an das Gebirge oder vielmehr Hochplateau Pareris an, welches ſich in der Mitte Süd-Amerika's ausbreitet, und von weitem geſehen den Wellen des Meeres gleicht, da es meiſtens aus Sandhügeln gebildet völlig dürre, und wie die Steppen in Aſien und Afrika, aller Kultur unzugänglich ſeyn ſoll; das Hochplateau Pareris bietet die einzige Verbindung des Andenſyſtems mit dem braſiliſchen Gebirgsſyſtem und bildet trotz ſeiner ausgedehnten hochliegenden Sümpfe und leichten Sandhügel, den Centralpunkt der ſüdlichen Hälfte der ſüdlichen Halbinſel, da demſelben mehrere große Ströme ihr Daſeyn verdanken und unter andern, dort der Paraguay und Madeira ihren Urſprung nehmen. Noch zu unbekannt ſind jene Gegenden, und was man weiß, dankt man den mündlichen Ueberlieferungen von Reiſenden, die meiſtens nicht mehr als die Ufer der Flüſſe geſehen hatten, auf denen ſie die unermeßlichen Länderſtrecken durchreiſen und die irgend ein Abenteuer in jene unbekannten Gegenden führte, die aber denn meiſtens eben ſo wenig Vorkenntniſſe als Luſt hatten, um richtig beobachten zu können.

4. Das Miſſouri-merikaniſche Gebirgsſyſtem, das größte Gebirgsſyſtem Nord-Amerika's, eine Fortſetzung der großen Andenkette, umfaßt alle Gebirge, welche weſtlich vom Miſſiſſippi, dem Winnipeg-See und dem Mackenzieſluſſe liegen, und erſtreckt ſich vom Iſthmus von Panama wo ein 300—900 Fuß hoher Landrücken, durch ein breites Granitplateau gebildet, zweien Meeren Trotz bietet, bis jenſeits des 58ſten Breitengrades, und ſendet von dort aus, nach geringen Unterbrechungen, Ausläufer und abhängige Ketten bis zum Polarmeer. Schon in Veragua erhebt ſich das Bergplateau zu einer bedeutenden Höhe, durchzieht als Cordillera von Guatemala, nahe an die Küſte der Südſee ſich haltend, ganz Mittel-Amerika, und ſetzt, nach dem merikaniſchen Meerbuſen zu, mehrere Hochterraſſen ab, welche durch eine abgeſonderte Bergkette durchſchnitten werden, die durch die Halbinſel Yucatan ſtreicht. Von hier zieht ſich die Hauptkette des Gebirges, immer mehr an Ausdehnung und Höhe gewinnend, als Cordillera von Oaxaka, durch den gleichnamigen

Staat, durchstreicht dann, sich nordwestlich wendend, die Staaten Puebla, Meriko und Queretaro und bildet das ungeheure Bergplateau Merico's, welches gegen die Südsee nur eine schmale, nach dem mexikanischen Golf hingegen eine breitere Terasse absetzt. — In Guatemala theilt sich der Hauptzug des Gebirges in zwei Ketten, von denen die mächtigere die nordöstliche, die schwächere die südwestliche Hälfte des Nicaragua-Sees umzieht und sich oberhalb des Sees Leon, an der Grenze von Honduras, wieder mit der erstern vereinigt und einen Gebirgsknoten bildet, der mehrere unbedeutende Ketten nach der Musquito-Küste und Cap Honduras absetzt. Die südwestlichste Hauptkette, die sich näher am See hält und denselben von der Südsee scheidet, besitzt eine Reihe hoher Pike, meist lebender Vulkane, unter denen der Tenonko, Miraval, Orosi und im Nordwesten des Sees Leon, der Telica und del Viejo die Bemerkenswerthesten sind; die nordöstliche Hauptkette umfaßt ein mächtiges Hochplateau, hält sich aber wie die vorige, dem Hauptkamme nach ebenfalls dem Australocean zu und geht zwischen Guatemala auf der einen Vera Paz und Chiapa auf der andern Seite nach Merico hinüber, und besitzt, wie die vorige, eine Menge von Vulkanen, deren wichtigste der St. Miguel, Tecapa, Boslan, Sacateteluco, Sonsanate, Guatemala, oder Agua und de Fuego, Suchitepec, Sapotitlan, Amilpas und Socenusco, sämmtlich gegen den Australocean zustehen. Kein Theil Amerika's, kein Theil der großen Andenkette ist merkwürdiger, als dieser, da er, mit Ausnahme der Insel Para, auf dem verhältnißmäßig kleinsten Raume, die größte bekannte Zahl von Vulkanen zu enthalten scheint, von denen der größte Theil durch jährliche Ausbrüche das reiche umliegende Land gefährten. Die höchsten Punkte Guatemala's erreichen eine Höhe von 14.000 Fuß und der Silla de Veragua, im Departement des Isthmus wird 8.400, der Vulkan d'Agua bei Guatemala, 13.980, der Vulkan del Fuego ebendaselbst 13.760 Fuß geschätzt. — Von der Grenze Guatemala's nimmt die Hauptkette des mexicanischen Gebirgssystems eine nordwestliche Richtung an, durchstreicht die Mitte der mexikanischen Landenge und verbreitet sich nach Osten und Westen so, daß die Staaten Oaraca, Vera Cruz, Puebla, Merico und Valladolid fast als eine einzige Bergplatte mit terrassenförmigen Abstufungen erscheinen; dieses Bergplateau hat fast durchgehends eine Höhe von 6.000 bis 8.500 Fuß und der Gebirgskamm hebt sich über dasselbe theils in zerstreuten Bergen, theils in geordneten Bergreihen, jedoch mit ungleichen Streichen, hervor, und hat in seiner Mitte zwischen dem 18° und 22° nördl. Br. die höchsten Vulkane und Pike der nordamerikanischen Anden, den Popocatepetl von 16.626, den Pik von Orizaba oder Citlaltepetl 16.302, den Iztaccihuatl 14.736, den Schneeberg (Nevado) von Toluca 14.232, den Nauhcampatepetl 12.534 Fuß Höhe, den Tustla, Jorullo, Colima und viele Andere, die jetzt zu ruhen scheinen aber auch früher nie so furchtbar in ihren Ausbrüchen als die Vulkane von Guatemala waren. — Der Hauptstamm der mexicanischen Kette, der bis nach Queretaro den Namen der Cordillera von Merico führte, erhält hier, zwischen Zimalpau und Real del Doctor, den Namen Sierra del Madre oder Tepe Suenne, setzt seine frühere nordwestliche Richtung durch Guanaruato fort, wo er die reichsten Silberminen in sich birgt, gewinnt im Norden dieses Staates eine außerordentliche Breite und theilt sich in drei Arme, von welchen der mittlere als Centralkette der Anden, die Wasserscheide zwischen den Gewässern des Golfs und des Australoceans macht, sich durch die Provinzen Zacatecas, Durango und Chihuahua ausbreitet und nach Norden zu streichend die Namen Sierra de Carcay, Sierra de Acha, de los Mimbres, Gruellas und Sierra Verde annimmt, die östliche

sich nach Charcas, Real de Catorce und Texas richtet und sich in Neu-Leon nach den Ufern des Rio del Norte zu verflächt, die westliche aber sich über Guadalaxara verbreitet, bei Bolanos verflächt, den Staat Sonora bis an die Ufer der Gila durchstreicht, unter dem 30° nördl. Br. am Meerbusen von Californien als Sierra Tarahumara von neuem eine bedeutende Höhe erreicht und dort die, wegen ihrer Goldwäschereien berühmten, Berge von Pimeria alta bildet. Die Hauptkette der Sierra del Madre wird auf ihrem langen Zuge von vielen kleinen Gebirgszügen und abhängigen Berggruppen begleitet, von denen die Sierra de la Florida, de las piernas de Donna Maria, del Barigon, de Pilares, del Chanate, del Diablo, de los Organos, de Guadalupe, del Sacramento, obscura und de Almagre nach Osten, die Sierra de Cosninas, de los Guacaros, de Chegin, de Sel gemme und de Timpanogos nach Westen abstreifen. Der höchste Punkt der Kette soll der Pik auf der Sierra Verde zwischen 40° — 41° nördl. Br. seyn, und dieser eine Höhe von 11.000 Fuß besitzen. — Bis hierher ist die Hauptkette der nordamerikanischen Anden immer noch auf mericamischem Gebiete geblieben, indem sie aber ihre Richtung nach Norden fortsetzt, löset sie sich unter 45°, dort wo der Missouri und Clark ihre Quellen haben, als Felsengebirge oder Rocky Mountains von der Sierra Verde und steigen in gerader Kette nach Nordwesten, wo sie sich nach und nach verflächen und nach dem Polar-Ocean zu verlieren. Die Ausläufer der Felsengebirge im Osten ist die kleine Gruppe des Ozarkgebirges (Mount Cerne) jenseits des Arkansas, die südöstlichen Gebirge, die unweit der Quellen des Saskatschawan das Felsengebirge verlassen, nach Nordosten bis an den Missisippi oder Churchill streichen, sich von da südöstlich bis an den Obern See senken und von dort einen großen Bogen nach Südwesten beschreiben und ihre Zweige bis zum Missouri erstrecken, und die nordöstlichen Gebirge, die unter 64° 30′ nördl. Br. vom Felsengebirge, abgehen und nach der Hudsons-Bay, im Südosten aber um den Winnipeg-See bis an den Obern-See streichen. Im Westen haben die Felsengebirge mehrere bedeutende Ausläufer, und eine Küstencordillera; die durch Querjoche mit ihnen verbunden, gewissermaßen eine Seitenkette bildet, welche vom Cap Lucas, der Südspitze Californiens ausgehend, bis zum westlichsten Ende der Halbinsel Alaschka eine doppelt gekrümmte Linie beschreibt. In Californien noch, von geringer Höhe, steigt diese Küstencordillera in Neu-Californien als Sierra Lucia und Sierra San-Marcos, nach Osten und Südosten streichend, allmählig immer höher auf; setzt als Hauptkette immer unweit der Küste sich hinziehend, ihre Richtung nach Norden durch die das Gebiet Oregon bildenden Küstenländer Neu-Albion und Neu-Georgien fort, bietet hier die hohen Gipfel Helens, Olympus und Backez, zieht sich in vielen nach Osten gerichteten Krümmungen durch Neu-Hanover, Neu-Cornwallis und Neu-Norfolk, wendet sich hier nordwestlich, erreicht seine größte Höhe und verzweigt sich in verschiedenen Strichen im russischen Amerika, wo unsere genauere Kenntniß dieses Gebirgszuges aufhört, und wir nur so viel wissen, daß noch Alaschka hohe Berge bietet und Kapt. Beechey auf seiner letzten Reise, am westlichsten Ende des Festlandes von Amerika, an der Beringsstraße, einen Berggipfel von 2.580 Fuß Höhe gefunden hat. Die Bergreihen der großen Archipele Quadra-Vancouvez und der Aleuten so wie der einzelnen längs der Küste liegenden Inseln Kuniwok, Pribilow, Kodiak, Banks ꝛc. sind als abhängig von dieser Küstencordillera zu betrachten und größtentheils Ausläufer derselben. — Auch die Felsengebirge sind dort, wo sie von Europäern überstiegen wurden, von ziemlicher Höhe,

	Fuß.
Alleghany Mountains, mittlere Höhe	2.400
Porcupine Mountains, im Land der Chippeways, südlich vom Obern-See	2.400
Cumberland-Gebirge, mittlere Höhe	2.200
Moose Mount, Neu-Hampshire	2.008
Neu-Beacon, der Höchste der „Highlands," Neu-York	1.658
Butter-Hill, ebendaselbst	1.529
Griggs Hill, Vermont	1.507
Mars Hill, Kanton Washington, Maine	1.504
Bull Hill, eine der „Highlands," Neu-York	1.484
Old Beacon, ebendaselbst	1.471
Mauch Chunk Mount, Kanton Northampton, Pensylvanien	1.460
Crows Nest, Highlands, Neu-York	1.418
Barre Mount, ebendaselbst	1.350
Pocono Mount, Kanton Northampton, Pensylvanien	1.300
Mount Tom, Kanton Hampshire, Massachuetts	1.200
Blue ridge, Pennsylvanien	1.200
Break Neck Hill, Highlands, Neu-York	1.187
Blue Hills, Kanton Hartford, Conecticut	1.000
Mount Holyoke, Kanton Hampshire, Massachusetts	990
Anthony's Nose, Kanton Putnam, Neu-York	935

6. Das Nordpolar-System, das bis jetzt noch unbekannteste Gebirgsſyſtem der weſtlichen Welt, welches von vielen Geographen als abhängig vom nördlichen Theile des Miſſouri-mexicaniſchen Gebirgsſyſtems betrachtet wurde, aber, da es ſich nach den Felſen-Gebirgen zu verflächte, eben ſowohl als das Appalachiſche ein eigenes Syſtem bildet, durchzieht die Polarländer Nord-Amerika's, umzieht die Hudſons-Bay, ſtreicht nach dem Winnipeg-See und um dieſen herum; zieht ſich ſüdöſtlich bis zum Obern-See, nimmt dort den Namen der Landeshöhe an, bildet die Grenze zwiſchen den beiden Canadas mit Neu-Wales und Labrador und verflächt ſich nach dem Lorenzbuſen zu; — ein Zweig deſſelben begleitet den Polar-Ozean und Bergzüge und Kuppen der einzelnen Inſeln ſind von ihm abhängig; obgleich im Norden der Baffinsbay als Gebirge ſich verflächend, und gänzlich in Eisberge übergehend und durch einen ſchmalen Sund von Grönland getrennt, ſcheint es doch in den ungeheuren Gletſchern jenes Landes eine Fortſetzung zu finden, erhebt ſich wieder zu bedeutender Höhe und läuft in verſchiedenen Zweigen ſüdlich und ſüdöſtlich ſtreichend, in Grönland als Vorgebirge aus. — Die Beſtandtheile dieſer Gebirge ſind meiſtens Gneiß, Granit und Porphyr; der allgemeine Charakter deutet auf Urgebirge; die, Verſteinerungen enthaltende, Kalkformation fehlt im höchſten Norden und Grönland ganz, oder zeigt ſich als Jura- und Apenninkalk mit Uebergängen zum Marmor. — Ungeheure Lager von Baſalten, die ſich in prismatiſchen Säulen erheben, findet man zwiſchen 70° — 77° und eben dort, in Grönland einen Vulkan, der noch 1783 Feuer ausgeworfen haben ſoll.

7. Das Antillen-Syſtem, welches wir ſpäter in ſeinen einzelnen Theilen ausführlicher betrachten werden, iſt nur zum Theil wie die Inſeln Trinidad, Tabago und Margaretha, welche ſich ſowohl durch ihre Geſtalt, ihre Lage und Oeffnung ihrer Thäler, als durch ihre Gebirgsart, als Verlängerung des Küſtengebirges von Cumana zeigen, eine Fortſetzung der Andenkette, der größere Theil, namentlich die Gebirge der großen Antillen hingegen, ſcheinen, da man in

ihnen einen Centralpunkt findet, von dem die Flüsse nach allen Richtungen abfließen, und die verschiedenen Gebirgsreihen sich in einem Schlußpunkt vereinigen, eigene Systeme zu bilden, die unter sich wieder in Verbindung stehen. — Der größte Theil der antillischen Gebirge ist Urgebirge, der Kern Granit mit Kalksteinlagern überdeckt; die oben angeführten Inseln aber bestehen aus Thonschiefer, auf welchen quarziger eisenhaltiger Sandstein, auf diesen weicher und grober Sandstein und Thon und endlich vegetabilische Erde lagert. Die Höhe der wenigsten Gipfel ist bekannt, doch scheinen sie sämmtlich 8.000 Fuß nicht zu übersteigen. Der Potrillo bei Trinidad und der höchste Gipfel der Sierra de Cobre auf Cuba sollen eine Höhe von 8.400 Fuß besitzen, die blauen Berge auf Jamaika 6.828 (nach Andern 7.483), Anton-Sepo oder der Pik der Grande-Serrania auf Haity 8.300, der Sattelberg daselbst 6.930, die Insel St. Eustach 6.000, Mount Misery auf St. Christoph 3.486, die Soufrière auf Guadeloupe 4.668, die Insel Dominica 5.800, der Piton du Carbet auf Martinique 3.714, der Montagne Pelée daselbst 4.152 und der Morne Garou auf St. Vincent 4.740 Fuß über der Meeresfläche.

c) Hochebenen und Vertiefungen. — Thäler und Ebenen. — Vorgebirge.

Eine große Menge Hochebenen, die sich theils durch ihre Erhebung über der Meeresfläche, theils durch ihre üppige Vegetation und ihre außerordentliche Länge und Breite vor denen der alten Welt vortheilhaft auszeichnen, bedecken die Binnenländer des südlichen und nördlichen Amerika's und stehen mit denen Asiens und Afrika's in keinem Vergleich, sind der sicherste Beweis der Vorzüge Amerika's, schon als Land betrachtet und für die Zukunft die unerschöpfliche Quelle des Wohlstandes der westlichen Welt. Betrachten wir die beiden Hochebenen Asiens, die beide in der gemäßigten Zone gelegen, bei einer absoluten Höhe von 6 — 8.000 Fuß, nur eine dürftige Vegetation entwickeln, auf denen das Wasser mangelt oder die einzelnen Tümpel und Flüsse nur brakisches Wasser bieten, auf denen sich der Baumwuchs in verkrüppelten Sträuchen verliert und die kaum Gras genug erzeugen, die Heerden der auf ihnen herumstreifenden Nomadenhorden nothdürftig zu erhalten, und von denen die östlichste sogar eine der unwirthbarsten Wüsten der Erde, die Schamo, einschließt, mit dem Hochplateau Nord-Amerika's, das einen reichen, zum Anbau aller Arten Cerealien und Fabrikgewächsen geeigneten Boden, herrliche Waldungen, die üppigste Vegetation und einen Ueberfluß an Wasser bietet, vergleichen wir die Hochebene der arabischen Halbinsel mit den fast unter gleicher Breite liegenden Hochthälern von Quito und Paſtos dem Hochplateau von Mexico! — ist Jene nicht ein Sandmeer, aus welchen nur einzelne fruchtbare Oasen wie Inseln auftauchen, während diese mit allen Reizen einer schönen Landschaft geschmückt, die entzückendsten und reichsten Gegenden der Erde bieten! — und die Sandwüsten Amerika's, die Wüste von Sechura, an der Küste von Truxillo in Peru, die Wüste von Atacama, die sich mit wenigen Unterbrechungen von Tarapaca in Peru bis in die Gegend von Copiapo in Chile erstreckt, die große Wüste von Pernambuco, welche sich zwischen Pernambuco, dem San-Franzisco, Crato Seara und Natal ausbreitet und einen großen Theil des nordöstlichen Brasiliens bedeckt, dem ungeachtet aber der Kultur zugängig ist: die durch ihren Reichthum an Steinsalzlagern berühmte, von vielen großen Flüssen durchschnittene, sogenannte Wüste von Nuttal, am Abhange der missouri-mexicanischen Anden, zwischen dem

obern Arkanſas und dem Paduca, was ſind dieſe im Vergleich mit der großen, aller Kultur unfähigen und unzugängigen Sahara, in deren glühendem Sande alles Leben erſtarrt! — Wo finden wir Hochebenen wie uns Süd-Amerika einige bietet, wo wie in Quito unter der Linie ein ewiger Frühling herrſcht, wo ein Terrain, das auf wenigen Stunden, alle Klimate in ſich vereinigt?

Die vornehmſten Hochebenen der weſtlichen Welt ſind, im Süden beginnend:

Das peruaniſche Plateau, welches die Hochländer der Republiken von Rio de la Plata, Peru und Bolivia vom 26° bis herauf zum 6° ſüdl. Br. umfaßt, und aus welchen ſich das Becken des Titicaca-Sees, für ſich allein eine Hochebene, wiederum über die Peruaniſche erhebt, und zu einer Höhe von 11.900 bis 12.600 Fuß hinaufſtrebt. Nächſt dieſem ſind die höchſten Theile dieſes Plateaus: die Hochländer der Provinzen Truxillo, Tarma, Huamanga und Cuzko in Peru; die von Charcas, Potoſi und La Paz in Bolivia und die von Jujuy, Salta und Tucuman in den vereinigten Provinzen von Rio de la Plata, deren Höhe von 3.600 bis 8.400 Fuß beträgt.

Das Centralplateau von Süd-Amerika, welches die Provinz Matto-Groſſo und einen Theil von Goyaz und San-Paulo in Braſilien, den Staat Paraguay, Chaco in Rio de la Plata und die Länder der Chiquitos und Moxos in Bolivia in ſich begreift und deſſen Höhe früher von vielen Geographen übertrieben wurde, hat nach einzelnen Meſſungen ſpaniſcher Gelehrten nur eine mittlere Höhe von 1.000 bis 1.600 Fuß.

Das braſiliſche Plateau, unter welcher Benennung wir hier die höchſten Theile der Flußbecken des San-Francisco und des Parana in Minas-Geraes und San-Paulo, ſo wie die obern Theile der Provinzen Rio de Janeiro, Eſpiritu-Santo, Bahia, Pernambuco und Piauhy zuſammenfaſſen, erreicht eine Höhe von 1.200—2.200 Fuß.

Das columbiſche Plateau, die Vereinigung aller Hochthäler der Provinzen Aſſuay und Ecuator im Freiſtaat Ecuador, und die von Cundinamarca und Boyaka, in Neu-Granada, erhebt ſich von 4.800 bis 8.000 Fuß.

Das guyaneiſche Plateau, die große vom Orinoco, Rio Negro, Maranon und atlantiſchen Ocean eingeſchloſſene Inſel, die das britiſche, holländiſche und franzöſiſche Guyana in ſich faßt, theils zu Columbien und Braſilien gehört, hat von 1.000 bis 2.400 Fuß Höhe.

Das mexicaniſche Plateau, welches die Hochländer von Guatemala in ſich begreift, in Mexico aber vom Staate Oaxaca bis nach Chihuahua ſich erſtreckt, erreicht eine mittlere Höhe von 3.600 bis 7.400 Fuß.

Das miſſouri-columbiſche Plateau, eine der ausgedehnteſten Hochebenen, auf welcher die bedeutendſten Flüſſe des Weſtens, der Miſſouri, der Platte, der Osage, der Yellowſtrom, der Arkanſes, der Redriver, Rio del Norte, Colorado, Lewis, Columbia, Mackenzie und Saskatſchawan ihren Urſprung nehmen, hat eine Höhe von 2.100 — 3.500 Fuß.

Das apalachiſche Plateau, welches die Hochebenen der Union, namentlich aber der Staaten Maine, Neu-Hampſhire, Maſſachuſetts, Vermont, Neu-York, Neu-Jerſey, Penſylvanien, Maryland, Virginien, Nord- und Süd-Carolina, Georgien, Alabama, Tenneſſee und eines Theils von Kentucky, umfaßt, außer dieſen aber noch einige Theile von Unter-Canada und Neu-Braunſchweig in ſich begreift, ſteigt von 1.000 — 3.000 Fuß Höhe.

Das Plateau der Seen, welches den nördlichen Theil der vereinigten Staaten, namentlich den weſtlichen und nördlichen Theil von Neu-York, den nördlichen Theil von Ohio und Indiana und den nordöſtlichen Theil von Illinois, ganz

Michigan, das Huron-Gebiet, faſt ganz Ober-Canda, und die weſtlichen Hudſons-Ländereien in ſich begreift, iſt weniger eine Hochebene, als eine hier durch Abflüſſe verbundene, dort durch Granitketten und Dämme getrennte Sammlung merkwürdiger Vertiefungen oder Senkungen der Oberfläche, wie man ſie nirgends mehr in Amerika antrifft; denn obgleich der Spiegel jener fünf großen canadiſchen Seen oder Binnenmeere und der andern weſtlich von ihnen liegenden Landſeen, weit über dem atlantiſchen Oceane erhaben liegt, iſt doch der Grund derſelben weit unter dem Niveau des Meeres; — ſo iſt der Spiegel des Ontario 216 Fuß über dem Meere erhaben, deſſen Grund aber 204 Fuß unter dem Meeresniveau; und der Obere-See, deſſen Spiegel 558′ über dem Meere liegt, beſitzt eine Tiefe von 840 Fuß, und iſt folglich 282 Fuß unter dem Meeresniveau; daſſelbe iſt mit dem Erie-See, dem Huron und Michigan der Fall, und ſelbſt der Grund des tief im Weſten liegenden Winnipeg-Sees iſt tiefer als der Spiegel des atlantiſchen Meeres. — Bedeutende Thäler, deren Boden an ſich ſchon beträchtlich über der Meeresfläche erhaben liegt, und deren Seitenwände ſich noch überdieß durch ihre große Höhe auszeichnen, ſind von bedeutender Ausdehnung, faſt nur in Süd-Amerika zu finden, wo das Thal von Quito in Columbien die Thäler der Flüſſe Cauca und Magdalena daſelbſt, die des Tunguragua und Jauja in Peru, das Thal des San-Franzisco in Braſilien, das Becken des Titicaca-Sees, eines in Hinſicht ſeiner hohen Lage und Ausdehnung beſonders merkwürdigen Thales und das Thal des Rio del Norte in Mexico die bemerkenswertheſten ſind, und wo das Thal des Chota bei Quito eine ſenkrechte Tiefe von 4.824, das Thal des Rio Catacu in Peru eine Tiefe von mehr als 4.200 Fuß erreichen und der Grund beider nach eben ſo hoch über der Meeresfläche erhaben liegt.

An Ebenen enthält Amerika die größten unſers Erdballs. — Die Ebene des Rio de la Plata, welche einen Flächenraum von mehr als 70.000 □Meilen umfaßt, erſtreckt ſich von den Anden im Weſten bis zum atlantiſchen Ocean und von den Gebirgen Braſiliens bis herab zur magellaniſchen Meerenge und umfaßt Patagonien, den größten Theil der Staaten des la Plata, die Länder der Chiquitos, Chaco und Paraguay, die Republik Uruguay und den ſüdweſtlichen Theil von Braſilien; — ein Theil derſelben ſind die ausgedehnten Pampas von Buenos Ayres, die bei gänzlichen Mangel an Waldungen einen Ueberfluß an Gräſern bieten, auf welchen unzählige Heerden verwilderter Rinder, überflüſſige Weide finden. Die Ebene des Maranhon, im mittlern Theile Süd-Amerikas, umfaßt mehr als die Hälfte von Braſilien, das ſüdliche Columbien, das öſtliche Peru und das nördliche Bolivia und begreift mit der Ebene des Orinoco, welche die Llanos von Neu-Granada, Carracas und Venezuela umfaßt und ſich vom Caqueta bis zu den Mündungen des Orinoco, längs dem Guaviare, Meta und dem untern Orinoco erſtreckt, einen Flächenraum von nahe an 162.000 □Meilen, von denen auf die Letztere 16.500 □Meilen kommen. — Unter einem heißen feuchten Klima gelegen, entfalten dieſe Ebenen in ihren unermeßlichen Wäldern eine Ueppigkeit des Pflanzenwuchſes, der nichts ähnliches in der alten Welt zur Seite geſtellt werden kann, und gegen welche ſelbſt die üppigſte Vegetation Indiens zurückbleibt. —

Die Ebene des Miſſiſſippi, die einzige Nord-Amerika's, von welcher die Ebene des im Norden fließenden Mackenzie-Stromes, da ſie von ihr nur durch wellenformiges Land geſchieden wird, eine Fortſetzung iſt, und welche ſich von den Eisgefilden des Polarmeeres bis zum Delta des Miſſiſſippi und vom miſſouri-mexicaniſchen Gebirgsſyſtem bis zu den Apalachen zieht, iſt unſtreitig die größte Ebene unſers Erdballs, und umfaßt einen Flächenraum von 150.000 geogr. □Meilen; im hohen Norden mit Eis und Schnee bedeckt, gedeihen an ihrem ſüdlichen Ende alle

Erzeugniſſe der Tropenwelt und ihre Mitte bedecken unabſehbare Sevennen und Prairies, durch welche ſich hunderte der ſchönſten Flüſſe winden, deren Ufer mit Gürteln des hochſtämmigſten Waldes eingefaßt ſind.

Die Meeresküſten der weſtlichen Welt, und da vorzüglich die Oſtküſte Nord-Amerika's, ſind größtentheils Ausläufer der verſchiedenen Ebenen oder durch Wellenſchlag gebildetes angeſchwemmtes Land, der höhere Norden hingegen, ſo wie die weſtindiſchen Inſeln, ein Theil der Oſtküſte Süd-Amerika's und die ganze Weſtküſte längs dem Auſtralocean, von der magellaniſchen Meerenge an, bis hinauf zu den ruſſiſchen Beſitzungen, theils ſteiler Abfall der verſchiedenen Hochebenen und Plateaus, theils als ſchroffe Vorgebirge endende Ausläufer verſchiedener Bergketten und Gebirgszüge, zwiſchen denen fruchtbare maleriſch gelegene Thäler ſich eröffnen. Nur die bemerkenswertheſten Gebirge können wir hier erwähnen, die detaillirtere Beſchreibung der Küſte und ſeiner Ausläufer wird bei Betrachtung der einzelnen Länder nachgeholt werden.

a) Am Nordpolar-Ocean liegen von Norden nach Süden:

Cap der ſieben Inſeln auf Spitzbergen, 80° 30′ nördl. Br.
Süd-Cap auf Spitzbergen, 76° 2′ nördl. Br.
Cap Parry am Davis-Sund, Oſtküſte von Grönland, 72° 12′ nördl. Br.
Brewster am Scoresbys Sund, Oſtküſte von Grönland, 70° 12′ nördl. Br.
Dan, Oſtküſte von Grönland, 65° 45′ nördl. Br.
Farewell auf der Inſel gleiches Namens, Südſpitze von Grönland, 59° 42′ nördl. Br. 332° 23′ 46″ L.
Iſabella und Alexander an Smiths Sund, nördlichſter Punkt der Baffinsbay, 77° 5′ nördl. Br.
York, Weſtküſte von Grönland, Prinz Regentenbay, 74° 40′ nördl. Br.
Wilcar, Weſtküſte von Grönland am Ikareſarſuk Sund, 73° 30′ nördl. Br.
Swartehuk, Weſtküſte von Grönland, 71° 12′ nördl. Br.
Nordhuk Disko Island, Weſtküſte von Grönland, 70° 25′ nördl. Br.
Deſolation, Weſtküſte von Grönland, 60° 47′ nördl. Br.
Clarence auf Nord-Devon, 76° 32′ nördl. Br. und 300° 40′ L.
Cockburn, Nord-Devon, Baffinsbay 74° 49′ nördl. Br. und 298° 49′ L.
Walter Bathurſt, Prinz Wilhelms Land, Baffinsbay, 73° nördl. Br.
Graham Moore, Prinz Wilhelms Land, Baffinsbay, 72° 55′ nördl. Br. und 301° 16′ L.
Kater, Prinz Wilhelms Land, Baffinsbay, 71° 53′ 50″ nördl. Br. und 287° 31′ L.
Adair, Nord-Galloway, Baffinsbay, 71° 24′ nördl. Br. und 307° 34′ L.
Pembroke, 62° 57′ nördl. Br., 295° 40′ L.
Diggs an der Hudſonsbay, 62° 41′ nördl. Br. und 298° 50′ L.
Walſingham, 62° 39′ nördl. Br., 299° 52′ L.
Reſolution, an der Hudſons-Straße, 61° 29′ nördl. Br. und 312° 30′ L.
St. Gilles, auf Labrador, 55° 40′ nördl. Br. 321° 32′ L.
St. Francis, auf Labrador, 52° 40′ 30″ nördl. Br. 322° 8′ 30″ L.
Charles, auf Labrador, 52° 16′ 30″ nördl. Br. 322° 11′ 30″ L.

b) Am atlantiſchen Ocean von Norden nach Süden:

Belle Isle, in der gleichnamigen Straße, 51° 58′ nördl. Br., 322° 19′ L.
Bauld, Nordſpitze von Neu-Fundland, 51° 39′ 45″ nördl. Br. 322° 12′ 10″ L.
Bonavista, Oſtküſte von Neu-Fundland, 48° 30′ 30″ nördl. Br, 325° 10′ L.

St. John, Oſtküſte von Neu-Fundland, 50° 9′ 30″ nördl. Br., 322° 2′ L.
St. George, Weſtküſte von Neu-Fundland, 48° 30′ nördl. Br. 318° 19′ 27″ L.
Ray, Weſtküſte von Neu-Fundland, 47° 37′ nördl. Br. 318° 31′ L.
Spear, Oſtküſte von Neu-Fundland, 47° 31′ 22″ nördl. Br. 325° 2′ 10″ L.
Race, Südoſtſpitze von Neu-Fundland, 46° 40′ nördl. Br.. 324° 36′ 30″ L.
Nordcap auf Cap Breton, 47° 2′ nördl. Br. 317° 22′ L.
Nordcap auf St. John, 47° nördl. Br. 313° 39′ L.
Canſo, auf Neu-Schottland, 45° 33′ nördl. Br., 316° 10′ L.
Sable, auf Neu-Schottland, 43° 23′ 45″ nördl. Br. 312° 10′ L.
Anna, in Maſſachuſetts, 42° 45′ nördl. Br., 307° 17′ L.
Cod, Maſſachuſetts, 42° 4′ nördl. Br., 307° 24′ L.
Sandy-Hook, im Staate Neu-Jerſey, 40° 25′ nördl. Br. 303° 26′ L.
May, im Staate Neu-Jerſey 38° 56′ 46″ nördl. Br. 302° 38′ L.
Hinlopen, im Staate Delaware, 38° 46′ nördl. Br., 302° 27′ 30″ L.
Henry, Virginien, 36° 57′ nördl. Br., 301° 18′ 30″ L.
Hatteras, im Staate Nord-Carolina, 35° 14′ 30″ nördl. Br.
Lookaut, im Staate Nord-Carolina,
Fear, im Staate Nord-Carolina, 33° 50′ nördl. Br., 299° 23′ L.
Cannaveral, an der Oſtküſte von Florida, 28° 18′ nördl. Br. 297° 6′ 23″ L.
Florida, Südſpitze der Halbinſel Florida, 25° 40′ nördl. Br. 297° 22′ 30″ L.

c) Im mexicaniſchen Golfe und dem karaibiſchen Meere:

Abaco, Oſtcap der Inſel, 26° 29′ 52″ nördl. Br., 300° 39′ 24″ L.
St. Antonio, Weſtſpitze von Cuba, 21° 55′ nördl. Br., 292° 42′ 38″ L.
Corientes, auf Cuba, 21° 46′ nördl. Br. 293° 16′ 30″ L.
Cruz, auf Cuba, 19° 47′ 16″ nördl. Br., 299° 59′ 30″ L.
Bueno, auf Cuba, 20° 6′ 10″ nördl. Br., 301° 38′ 18″ L.
Maiſy, Oſtſpitze von Cuba, 20° 16′ 40″ nördl. Br., 303° 36′ 45″ L.
Groß-Inagua, Weſtpoint der Inſel, 21° 3′ 41″ nördl. Br., 304° 52′ 17″ L.
Le Mole St. Nicholas, auf Haity, 19° 51′ nördl. Br., 304° 13′ L.
Francais, auf Haity, 19° 46′ 20″ nördl. Br., 305° 29′ 50″ L.
La Roche, auf Haity, 19° 37′ 45″ nördl. Br., 307° 28′ 53″ L.
Iſabelique, auf Haity, 19° 58′ 43″ nördl. Br., 306° 23′ 10″ L.
Cabron, auf Haity, 19° 21′ 52″ nördl. Br., 308° 21′ 31″ L.
Tamana, auf Haity, 19° 16′ 26″ nördl. Br., 308° 26′ 12″ L.
Raphael, auf Haity, 19° 10′ nördl. Br., 308° 41′ 13″ L.
Engaño, auf Haity, 18° 34′ 42″ nördl. Br., 309° 14′ 8″ L.
Saona, Oſtſpitze der Inſel an der Oſtküſte von Haity, 18° 12′ nördl. Br., 309° 8′ 30″ L.
Mongan, auf Haity, 17° 42′ nördl. Br., 306° 22′ L.
Jacmelle, auf Haity, 18° 12′ 40″ nördl. Br., 304° 57′ 23″ L.
Jeremias, auf Haity, 18° 40′ 30″ nördl. Br., 303° 32′ 52″ L.
Tiburon, auf Haity, 18° 19′ 20″ nördl. Br., 303° 5′ 45″ L.
St. Mark, auf Haity, 19° 2′ 18″ nördl. Br., 304° 44′ 53″ L.
Morant, Oſtſpitze von Jamaica, 17° 57′ 45″ nördl. Br., 301° 34′ 37″ L.
Portland, auf Jamaica, 17° 11′ nördl. Br., 300° 41′ 25″ L.
Nordweſt, auf Puerto Rico, 18° 31′ 18″ nördl. Br., 210° 27′ 27″ L.
Oſtcap der Inſel Anguilla, 18° 24′ 30″ nördl. Br., 214° 29′ 58″ L.
St. Francois, auf Puerto Rico, 17° 50′ 55″ nördl. Br., 312° 3′ L.

St. Jean, Oſtſpitze der Inſel St. Johann, 18° 20′ 30″ nördl. Br., 312° 52′ 36″ L.
Nordoſtcap der Inſel Montſerat, 16° 47′ 35″ nördl. Br., 315° 26′ 20″ L.
Salomon, auf Martinique, 14° 29′ 40″ nördl. Br., 316° 30′ 58″ L.
Galera, auf Trinidad, 10° 45′ nördl. Br., 317° 4′ L.
Catoche, auf der Halbinſel Yucatan, 21° 14′ nördl. Br., 292° 7′ L.
Gracias a Dios, an der Küſte von Honduras.
Codera, Küſte von Caracas, 10° 35′ 45″ nördl. Br., 311° 40′ 30′ L.
Galinas-Point und
Cap Paria, an der Küſte von Columbien.

d) Am ſüdlichen atlantiſchen Ocean:

Barima, an der Küſte von Cumana, 8° 45′ nördl. Br., 316° 23′ L.
Naſſau, an der Küſte von Guyana, 7° 40′ nördl. Br., 318° 4′ L.
Orange, franzöſiſches Guyana, 4° 15′ nördl. Br., 320° 14′ L.
Nord, franzöſiſches Guyana, 1° 48′ nördl. Br., 321° 28′ L.
St. Roque, Küſte von Braſilien, 5° 28′ ſüdl. Br., 341° 24′ 40″ L.
St. Auguſtin, Braſilien, 8° 13′ ſüdl. Br., 341° 19′ L.
St. Antonio, 13° 0′ 44″ ſüdl. Br., 339° 8′ 9″ L.
St. Thomas, Braſilien, 21° 51′ ſüdl. Br., 336° 50′ 40″ L.
Trio, Braſilien, 23° 1′ 18′ ſüdl. Br., 336° 3′ 30″ L.
St. Maria, Südſpitze von Braſilien, 34° 39′ ſüdl. Br., 323° 30′ L.
St. Antonio, Buenos Ayres, 36° 19′ 36″ ſüdl. Br., 320° 52′ 30″ L.
Dyer, 48° 5′ 55″ ſüdl. Br., 302° 5′ L.
Desvolos, in Patagonien, 48° 18′ 20″ ſüdl. Br., 311° 32′ 23″ L.
Barreras, in Patagonien, 49° 42′ ſüdl. Br.
Buentiempo, Patagonien, 51° 34′ ſüdl. Br.
Virgines, Patagonien, 52° 24′ ſüdl. Br., 309° 14′ 23″ L.
Delgada, Patagonien, 52° 20′ ſüdl. Br.
St. Gregory, Patagonien, 52° 43′ ſüdl. Br.
Froward, Patagonien, 53° 53′ 43″ ſüdl. Br., 306° 35′ L.
Gallant, Patagonien, 53° 50′ ſüdl. Br., 304° 25′ L.
Percival, auf Falkland, 51° 47′ ſüdl. Br., 316° 26′ 53″ L.
Oxford, auf Falkland, 51° 55′ ſüdl. Br., 316° 41′ 23″ L.
Meredith, auf Falkland, 52° 3′ 20″ ſüdl. Br., 317° 10′ 23″ L.
Boqueron, auf dem Feuerlande, 53° 27′ ſüdl. Br., 307° 40′ 3″ L.
Valentin, auf dem Feuerlande, 53° 45′ ſüdl. Br.
Orange, auf dem Feuerlande, 52° 28′ 30″ ſüdl. Br., 308° 22′ 30″ L.
Eſpiritu Santo, auf dem Feuerlande, 52° 42′ ſüdl. Br., 309° 41′ 23″ L.
Diſeada, auf dem Feuerlande, 53° 4′ 15″ ſüdl. Br., 303° 9′ 27″ L.
St. Ines, auf dem Feuerlande, 54° 7′ ſüdl. Br., 310° 41′ 3″ L.
St. Diego, 54° 36′ 30″ ſüdl. Br., 312° 36′ L.
Gloucester, 54° 30′ ſüdl. Br., 304° 38′ 6″ L.
Buen Succeſſo, auf dem Feuerlande, 55° 1′ 30″ ſüdl. Br., 312° 21′ 53″ L.
Horn, auf dem Feuerlande, 55° 58, 30″ ſüdl. Br., 310° 18′ 31′ L.
Deſolation, auf dem Feuerlande, 54° 55′ 13″ ſüdl. Br., 305° 22′ L.
St. Juan, auf Staatenland, 54° 47′ 10″ ſüdl. Br., 313° 57′ 30′ L.
Pilares, auf dem Feuerlande, 52° 43′ ſüdl. Br, 302° 45′ 31″ L.

e) Am Auſtral-Ocean, von Süden nach Norden:

Victoria, auf Patagonien, 52° 26′ ſüdl. Br., 302° 48′ 41″ L.
St. Lucia, auf Patagonien, 51° 30′ ſüdl. Br., 302° 14′ 36″ L.
Iſabella, 51° 51′ 40″ ſüdl. Br., 302° 30′ 6″ L.
St. Jago, auf Patagonien, 50° 43′ 30″ ſüdl. Br., 302° 9′ 23″ L.
Tres Puntas, auf Patagonien, 50° 2′ ſüdl. Br., 301° 54′ 23″ L.
Montague, 49° 7′ 20″ ſüdl. Br., 302° 5′ 56 L.
Tres Montes, auf Patagonien 46° 58′ ſüdl. Br., 302° 12′ 6″ L.
Quilan, auf der Inſel Chiloe, 43° 42′ ſüdl. Br., 302° 5′ L.
Quidal, in Chile, 41° 8′ ſüdl. Br., 302° 13′ L.
Rumos oder Rumena, in Chile, 37° 9′ ſüdl. Br.
Curaoma, in Chile.
Aguja, in Peru, 5° 45′ ſüdl. Br., 296° 39′ L.
Blanco, in Peru, 3° 54′ ſüdl. Br., 296° 21′ L.
St. Helena, in Quito, 2° 32′ ſüdl. Br.
St. Lorenzo, in Quito, 1° 51′ ſüdl. Br.
Paſſado, in Quito, 0° 18′ ſüdl. Br.
St. Francisco, in Columbien, 0° 50 nördl. Br., 297° 34′ L.
Manglares, in Columbien, 1° 5′ nördl. Br.
Mariana in Columbien, 2° 0′ nördl. Br.
Corrientes, in Columbien, 5° 30′ nördl. Br.
Guatemala, in Guatemala, 15° 5′ nördl. Br., 286° 48′ L.
Los Angelos, in Merico, 15° 55′ nördl. Br., 279° 14′ L.
Corrientes, in Merico, 20° 26′ nördl. Br., 272° 38′ L.
St. Lucas, Südſpitze von Californien, 22° 52′ nördl. Br., 267° 55′ 45″ L.
La Conception, Californien, 34° 4′ nördl. Br., 257° 23′ L.
Pinos, Californien, 36° 38′ nördl. Br., 256° 1′ 45″ L.
Mondocino, Neu-Californien, 40° 27′ nördl. Br., 253° 10′ 30″ L.
Blanco, Vereinigte Staaten, 42° 13′ nördl. Br.
Orfort oder Diligencias, 42° 51′ nördl. Br., 252° 53′ 45 L.
Gregory, Vereinigte Staaten, 43° 26′ nördl. Br., 253° 11′ L.
Foulweather, Vereinigte Staaten, 44° 49′ nördl. Br., 253° 11′ L.
Flattery, Vereinigte Staaten,
Scolt, auf Quadras-Vaucouvers Inſel,
Hector oder St. James, auf Königin Charlotte Inſel,
Omaney, 56° 9′ 30″ nördl. Br., 243° 7′ L.
Edgecambe, im ruſſiſchen Amerika, 57° 2′ nördl. Br., 241° 13′ 30″ L.
Greville, 57° 34′ 30″ nördl. Br.
Newnham, 58° 42′ nördl. Br., 215° 16′ L.
Fairweather, ruſſiſches Amerika, 58° 50′ 40″ nördl. Br., 240° 21′ L.
Phipps, ruſſiſches Amerika, 59° 32′ 45″ nördl. Br., 237° 51′ 43″ L.
Douglas, 58° 53′ nördl. Br., 204° 48′ 36″ L.
Hinchinbrook, ruſſiſches Amerika, 60° 12′ 30″ nördl. Br., 236° 9′ 29″ L.
Prinz Wales, an der Beringsſtraße, 65° 46′ nördl. Br., 209° 19′ L.
Lisburn, in der Beringsſtraße,
Eiscay, an der Beringsſtraße, 70° 29′ nördl. Br., 215° 54′ L. und
Barrow, am Polar-Ocean, 71° 23′ 31 ′ nördl. Br., 221° 18′ L. der äußerſte Punkt, nach welchen man bis jetzt von Weſten herkommend gelangt iſt, und der nördlichſte Punkt des Feſtlandes von Amerika. —

d) Gewässer.

Ein Blick auf die Karte schon zeigt, daß Amerika der wasserreichste Theil unsers Erdballs ist, daß er die größten Flüsse des Erdbodens besitzt, daß drei Oceane seine Küsten bespülen, und daß die vielfach durchschnittenen Küsten eine Menge von Buchten und Bayen bilden, denen man in andern Welttheilen den Namen von Meeren beilegen würde; dazu kommt noch eine große Menge von Binnenseen, die, obgleich keiner von ihnen die Größe des caspischen Meeres erreicht, sich mit den größten der alten Welt messen können, und einen der vorstechendsten Züge in der physischen Geographie Amerika's bilden. Diese, große Länderstrecken bedeckenden Süßwassersammlungen, die ausgedehnten Stromgebiete und die unermeßlichen Küstenstriche, sind die Hauptursachen des feuchten, ja nassen Klima's der neuen Welt, nur durch sie lassen sich die verschiedenen klimatischen Verhältnisse Amerika's näher bestimmen. — Drei Oceane mit meerähnlichen Buchten, die wir in den folgenden Abschnitten näher betrachten wollen, begrenzen und umschließen das transatlantische Reich, und empfangen die Wassermassen, die den Erdtheil nach allen Richtungen durchschneiden, aber nur mit wenigen Ausnahmen ostwärts der, fast den ganzen Erdtheil durchstreichenden, Andenkette und ihrer Fortsetzung im Norden, den Namen von Strömen und Stromgebieten verdienen, westwärts derselben aber größtentheils als Gebirgswässer, nach kurzem Laufe in's Meer fallen.

Zur schnellen Uebersicht scheiden wir die Gewässer Amerika's: aa in Meere: bb Straßen; cc Binnenseen; und dd Flüsse, erwähnen aber, um nicht den Leser durch weitläuftige, unvermeidliche Wiederholungen zu ermüden, nachdem wir bis hierher den ganzen Welttheil in seinen Hauptumrissen gezeichnet haben, unter den beiden letzten Rubriken cc und dd nur das, was auf Nord-Amerika Bezug hat, da diesem Theile der westlichen Welt hier einzig die beiden vorliegenden Bände gewidmet sind.

aa) Meere.

1. Der atlantische Ozean, welcher die ganze Ostseite Amerika's bespült und sich von der nördlichsten Polar-Region bis zum südlichen Polar-Kreis erstreckt, der bekannteste und besuchteste aller Meere, der jetzt außer einzelnen Klippen und kleineren Bänken, nichts für die Geographie Interessantes zur Entdeckung mehr bietet, dessen Einbuchten und meerähnliche Bayen jetzt hinlänglich bekannt, und dessen Küsten durch die Bemühungen englischer und spanischer Ingenieurs genau vermessen sind, wie vielleicht nur die wenigsten, länger besuchten Gestade der alten Welt, hat seit den letzten zehn Jahren durch das Werk der englischen Hydrographen, welches wir in Nord- und Süd-Amerika und Westindien fortschreiten sehen, eine ganz neue Gestaltung in seinen Konturen bekommen, uns erst belehrt, wie wenig wir bisher mit den Küstengegenden, welche sie untersuchen, bekannt gewesen sind, und wie namentlich die Bemühungen des Kapt. Fitzroy in Süd-Amerika, des Kapt. Owen in Westindien und des Kommander Bayfield an der Küste Nord-Amerika's und im St. Lorenzstrom, ein neues Licht über die Gestaltung des atlantischen Oceans verbreiten. — Tiefe Einschnitte in die Küste Amerika's beschreibend und drei bedeutende Mittelmeere bildend, von denen das letztere, das colombische Mittelmeer, wiederum in zwei Abtheilungen zerfällt, bietet der atlantische Ocean in seinem bekannten Golfstrom, eine der merkwürdigsten Erscheinungen. — Dieser Golf, eine Strömung im Ocean, die in ungleichem Abstande von der Küste, vom Cap Agi an, zwischen Florida und Cuba hervor, bis nach den Bänken von Neu-Fundland, unter den 41° 30′ nördl. Br. läuft, sich dann nach Südosten wendend, der Küste von Afrika nähert, längs derselben in südlicher Richtung

fortſtrömt und endlich in dem Strich der tropiſchen Paſſatwinde die Gewäſſer erſetzt, die jene Winde von Afrika ab nach den weſtindiſchen Inſeln treiben und ſo ebenfalls wieder in den weſtindiſchen Meerbuſen und durch die Strömung gezwungen längs den Küſten von Mexico, Louſiana und Florida zu ſeinem Urſprunge zurückkehrt, den ewigen Kreislauf rings um den Ocean von neuem zu beginnen, hat dort, wo er aus dem Meerbuſen von Mexico tritt, eine Breite von ſechs, am obern Ende aber, an Afrika's Küſte, zwiſchen 20° und 27° nördl. Br. eine Breite von 110 — 115 Meilen, eine dunklere, faſt indigoblaue Farbe und eine größere, vom 13 — 15° abweichende Waſſerwärme, als der übrige Theil des Meeres; ſein Waſſer leuchtet bei Nacht nie, erzeugt aber in den höheren kalten Breiten, namentlich auf den Bänken von Neu-Fundland, dicke Nebel. Auf die Luft äußert die Strömung eine merkliche Wirkung, und iſt jedenfalls Urſache, daß in der gemäßigten Zone die weſtlichen, in der kalten die öſtlichen Winde vorherrſchen. Die mittlere Schnelligkeit der Strömung beträgt durchſchnittlich vier See-Meilen in der Stunde, und Seefahrten, die von Nord-Amerika aus nach Europa unternommen werden, ſind durch dieſelbe um $^1/_3$ kürzer als die von Europa nach Nord-Amerika, um ſo mehr, da faſt $^3/_4$ des Jahres weſtliche Winde die Fahrt unterſtützen. Gegen die Strömung zu ſegeln iſt unmöglich und Schiffer, welche von Europa aus, einen nord-amerikaniſchen Hafen ſuchen, ſind gezwungen längs der Küſte Europa's durch das biscayiſche Meer bis herab zu den azoriſchen Inſeln, und von da aus nordweſtlich, den Golf an ſeiner breiteſten Stelle durchſchneidend, nach den Bänken von Neu-Fundland hin, zu ſteuern, von dort aus aber, längs der Küſte Amerika's hinſegelnd, den gewünſchten Hafen zu ſuchen. — Aehnliche Strömungen als der Golf, doch von minderer Bedeutung, findet man außerdem längs dem Geſtade der Baffinsbay und den Küſten Grönlands, zwiſchen den weſtindiſchen Inſeln und von den Küſten Braſiliens an bis zu dem Vorgebirge der guten Hoffnung. — Den nördlichſten Theil des atlantiſchen Oceans an der Küſte Amerika's, bildet die große Baffins-Bay, richtiger das Baffins-Meer genannt, ein großes vom 60° bis 77° nördl. Br. hinaufreichendes Binnenmeer, zwiſchen der Weſtküſte Grönlands im Oſten und Nord-Devon, Prinz Wilhelms Land, Nord-Galloway, Nord-Air und Cumberland, im Weſten, welches durch die, über 90 Meilen breite Davis-Straße mit dem atlantiſchen Ocean durch Smith's Sund wahrſcheinlich mit dem nördlichen Eismeere von Spitzbergen, und durch die Lancaster-Barrow-Straße mit dem arctiſchen Oceane Amerika's in Verbindung ſteht; die übrigen, meiſt unbedeutenden Einbuchten dieſes, ſchon 1616 entdeckten Binnenmeeres ſind, im Oſten: die Melville-Bay, der Ikareſarſuk-Sund, Horn-Sund, Omenaks-Fjord und die Disco-Bay; im Weſten: Jones-Sund, Lancaster-Sund, und die Bayen Hamilton, Home und Sheffield. — Undurchdringliche Eismaſſen, die es unmöglich machen, ſich der nördlichen Küſte des Baffins-Meeres zu nähern, hinter denen aber, nach Grönland zu, eine Kette hoher Berge ſich erhebt, laſſen es unentſchieden, ob Grönland mit dem auf der Weſtſeite gelegenen Lande zuſammenhänge oder nicht; Kapt. Roß, der auf der Oſtſeite bis zum 77° 40′ nördl. Br. hinauf drang, folgert, daß, wenn es auch dort eine Durchfahrt gebe, dieſe doch durch feſtes Eis verſchloſſen und unzugänglich ſeyn müſſe, und daß nur durch den Lancaster-Sund eine Durchfahrt in's arctiſche Meer, und durch dieſes in's große Weltmeer, bewerkſtelligt werden könnte. Die Bemühungen eines Parry und Roß haben viel zur Berichtigung der Kenntniß des Baffins-Meeres beigetragen, leider aber ſind durch ſie de Fontés Entdeckungen in den Hintergrund getreten, ja faſt ganz vergeſſen, obgleich eine Vergleichung der neuern Entdeckungen mit denen de Fontés 1640, nur wenig neues bietet, und nur Kapt. Roß Auffindung des magnetiſchen Pols eine ehrenvolle Ausnahme davon macht. — An Inſeln, deren die alten Karten eine große Menge

angeben, beſitzt das Baffins-Meer nur wenige, dagegen bietet die, durch kleine Einfahrten durchſchnittene Küſte Grönlands deren unzählige; James-Inſel, welche die ältern Karten verzeichnen, exiſtirt gar nicht, oder iſt vielleicht der öſtlichſte Vorſprung von Cumberland, dagegen finden ſich häufig große, Inſeln ähnliche Eismaſſen von 50 bis 60 ja 100 Meilen Länge und einer Höhe von 300 — 400 Fuß, die bald feſtliegend, bald von der Strömung fortgetrieben, oft mondenlang unverändert beſtehen, bald durch Stürme gegen einander geworfen, zergehen und eben ſo oft ſich von neuem ſammeln. — Bis auf die, dem Schiffer öfters gefährlichen Eisberge und Felder bietet das Baffins-Meer ein offenes ſicheres Fahrwaſſer, und den Wallfiſchfängern, die hier von England und den Vereinigten Staaten, von den Hanſeſtädten, Holland und Dänemark aus hier den Rieſen des Meeres nachſpüren, ein weites offenes, wenn auch beſchwerliches Feld der Thätigkeit. Fünf- bis ſechshundert Schiffe durchkreuzen jährlich das Baffins-Meer, und längs der Oſtküſte Grönlands, um Thran und Barden zu gewinnen, und ſo anſehnlich der Gewinn noch iſt, den die Ausrüſter der Fahrzeuge daraus ziehen, ſo unbedeutend iſt er im Vergleich mit den Erträgen der Ausrüſtungen des 16ten und 17ten Jahrhunderts, wo die Wallfiſche in größerer Menge und von anſehnlicherer Länge die Baffins-Bay und alle arctiſchen Gewäſſer durchfurchten, — mit dem König der Tiefe, der, um den Verfolgungen zu entgehen, neue Zufluchtsörter aufſuchte, hat ſich der größte Theil der Seefahrer aus dem Baffins-Meere hinweggewandt, und jetzt ſind es vorzüglich die Küſten Braſiliens, die Südſpitze Süd-Amerika's und die Meere um Neu-Schottland, Japan, Spitzbergen und der Nordweſtküſte Amerika's, bis zur Behringsſtraße, wo jetzt engliſche und amerikaniſche Schiffer dem Wallfiſch nachſpüren. — Südweſtlich von dem Baffins-Meere öffnet ſich, durch die Hudſons-Straße, die durch verſchiedene, bis jetzt erſt nur wenig bekannte Inſeln in die Cumberland-, Frobiſcher- und eigentliche Hudſons-Straße geſchieden wird, die Hudſons-Bay, ein großes Binnenmeer, das ſich vom 55° bis hinauf zum 65° nördl. Br. und vom 274° bis 299° L. erſtreckt, und im Oſten von der Oſtmain von Labrador, im Weſten von Neuſüd- und Neunord-Wales umſchloſſen wird, und im Norden durch Fox Chamel und die Fury- und Hecla-Straße mit den, von Roß auf ſeiner letzten Reiſe entdeckten Golf von Boothia, zuſammenhängt, eine Menge Inſeln enthält, von denen Southampton, Mansfield, Nottingham und Salisbury im Norden, und die Inſel Agomska und Charlton im Süden die bedeutendſten ſind. Der Spiegel dieſes großen Binnenmeeres beträgt mehr denn 14.000 □ Meilen, und iſt wie das Baffinsmeer im Winter überall mit Eiſe bedeckt, ja ſelbſt im Sommer treiben noch Eismaſſen und Schollen umher, die ſich in den kleinern Bayen aufſtauen und die Durchfahrten verſtopfen, ſo daß die Cumberlands- und Frobiſchers-Straße jetzt gar nicht mehr zu paſſiren iſt, und die Hudſons-Straße, welche zwiſchen der Inſel Reſolution und den Button-Inſeln, die ihren Eingang bilden, eine Breite von drei Meilen hat, nur während der heißen Monate Julius bis September durchſegelt werden kann. Die Fahrt auf dem Hudſonsmeere iſt, ſelbſt in der beſten Jahreszeit, gefährlich, da faſt fortwährend Stürme, aus Nordweſten hauſen, und eine Menge von Untiefen das Fahrwaſſer zu ſehr beengen. Die Küſte des Hudſonsmeeres iſt eine Reihenfolge großer Bayen, die durch vorſpringende Caps geſchieden werden; in der Straße iſt die große, nach Süden eindringende Ungaoh-Bay, mit ihrer noch nicht genau bekannten weſtlichen Einbucht, die Hopes Advance Bay; im Hudſonsmeere: die Richmond- und Musquito-Bay im Oſten, die große James-Bay im Süden, und Rupperts-Bay, Corberts- und Chesterfield-Inlet, die Wager- und Repulſe-Bay und Lyons-Inlet im Weſten. —

Von der Hudſons-Bay, oder richtiger vom Cap Chidley an, dehnt ſich der atlantiſche Ocean bis herab zum ſüdlichen Polarkreiſe, und beſchreibt auf dieſer ganzen

Strecke nur einen einzigen Binnenmeer ähnlichen Buſen, den Golf von Merico, macht aber bis dahin an den Küſten Nord-Amerika's folgende bedeutende Einbuchten:

a. Den Golf des St. Lorenz, eine große Bay, die ſich vor der Mündung des St. Lorenzſtromes, zwiſchen Unter-Canada, Labrador, Neu-Fundland, Cap Breton, Neu-Scotland und Neu-Braunſchweig ausbreitet, viele größere und kleinere Inſeln enthält, unter denen Anticosti, Prinz Edward und die Magdalenen-inſeln die anſehnlichſten ſind, und durch die Straße von Belle-Isle im Nordoſten zwiſchen Labrador und Neu-Fundland, durch die ſüdliche Einfahrt, im Oſten zwiſchen Neu-Fundland und Cap Breton, und durch das Gut of Canſo, einer ſchmalen Einfahrt im Südoſten zwiſchen Cap Breton und Neu-Scotland, mit dem atlantiſchen Ocean in Verbindung ſteht. Der Golf iſt Sommer und Winter offen, iſt reich an Fiſchen und mit den Küſten Neu-Fundlands die wahre Pflanzſchule britiſcher, franzöſiſcher und amerikaniſcher Seeleute, und hat vom Cap Rozier an der Küſte von Canada bis Cap Ray auf Neu-Fundland eine Weite von 59, von der Esquimaux-Bay in Labrador bis Neu-Scotland, eine Weite von 82 Meilen. In ſeinem Innern öffnen ſich die Bayen Chaleur und Miramichi.

b. Die Fundy- oder Argal-Bay, eine große, gegen 30 Meilen weit in's Land hineintretende Bay, zwiſchen Maine und Neu-Braunſchweig auf der einen, Neu-Scotland auf der andern Seite. Sie eröffnet ſich zwiſchen den kleinen Inſeln der Penobscot-Bay und dem Cap Sable auf Neu-Scotland wird von hohen Ufern begrenzt, und hat im Südweſten die Paſſamaquodi-Bay, im Südoſten die St. Marys-Bay, im Nordoſten die Shepody-Bay und im Nordweſten die Bay von Minas; mehrere Inſeln liegen in ihr zerſtreut, doch nur Grand Manan von der Mündung des St. Croix iſt von Bedeutung.

c. Die Penobſcot-Bay, vom Entdecker zuerſt Norombega genannt, an der Küſte von Maine, zwiſchen Mount Desart Island und Cap Benabedeck, mit einer Menge von Inſeln, Klippen und Bänken, unter denen die For, Haut, Long und Deer-Inſeln die größten ſind.

d. Die Casco-Bay, ebenfalls an der Küſte von Maine, zwiſchen Cap Small Point im Nordoſten und Cap Elizabeth im Südweſten, eine große faſt gegen 300 kleine Inſeln enthaltende Bay.

e. Die Ipswich-Bay, an der Küſte von Maſſachuſetts, nördlich vom Cap Ann.

f. Die Boſton- oder Maſſachuſetts-Bay, zwiſchen Cap Ann und Marſhfield Point.

g. Cap Cod-Bay, an der Küſte von Maſſachuſetts, zwiſchen Gurnet Point im Weſten und Cap Cod im Oſten.

h. Barnſtable-Bay, an der Küſte von Maſſachuſetts, im Süden der Cap Cod-Bay.

i. Buzzards-Bay, ebenfalls an der Küſte von Maſſachuſetts, bildet mit der vorigen die lange ſandige Halbinſel, deren äußeres Ende den Namen des Cap Cod führt; ſie liegt unter den 41° 25′ nördl. Br. und öffnet ſich zwiſchen Seakonnet Point und der Südweſtſpitze von Cattahunk, einer der Elizabeth-Inſeln.

k. Die Narraganſet-Bay, an der Küſte von Rhode Island; zwiſchen Seakonnet Point und Point Judith, mit den Einfahrten Seakonnet, Rhode Island und Narraganſet, und den Bayen Mount-Hope und Providence im Innern, eine der größten und ſchönſten Bayen.

l. Der Long-Island-Sund, an der Küſte von Connecticut und durch Long-Island vom Ocean getrennt.

m. Die Rariton-Bay, die Einfahrt nach Neu-York, zwiſchen Long-Island und Neu-Jerſey.

n. Die Delaware-Bay, zwiſchen Neu-Jerſey und Delaware.

o. Die Cheſapeake-Bay, an der Küſte Virginiens, zwiſchen Cap Charles und Cap Henry, die größte Bay der vereinigten Staaten, die tief in's Innere Marylands eindringt, und zu beiden Seiten große Bayen bildet, deren ſpäter bei Maryland und Virginien Erwähnung geſchehen ſoll.

p. Der Albemarle-Sund, ein großer Haff an der Küſte von Nord-Carolina, der durch den Roanoke Julet mit dem Meere in Verbindung ſteht.

q. Der Pamliko-Sund, ein anderer großer Haff an der Küſte von Nord-Carolina, der durch den Ocracoke den Sund mit dem Meere verbindet.

r. Der Golf von Mexico oder das colombiſche Mittelmeer, ein weiter meerähnlicher Meerbuſen, welcher ſich zwiſchen Nord- und Süd-Amerika ausbreitet, im Norden von der Südküſte der vereinigten Staaten, im Weſten von den Küſten von Merico und Guatemala, im Süden von Columbia, oder der Maine von Süd-Amerika, und im Oſten durch die Inſeln Cuba, Haity, Porto-Rico und die kleinen Antillen über und unter dem Winde begrenzt, und durch die Halbinſel Florida, die Inſel Cuba und die Halbinſel Yucatan, in zwei Meere zweiten Ranges geſchieden wird: 1. der eigentliche Golf von Mexico, welcher den ganzen nördlichen und weſtlichen Theil des colombiſchen Mittelmeeres umfaßt, durch die alte und neue Bahama-Straße mit dem atlantiſchen Ocean in Verbindung ſteht, und ſich zwiſchen Yucatan und Cuba, gegen das caraibiſche Meer eröffnet. Er umfaßt einen Spiegel von nahe an 18000 □Meilen, doch auf denſelben nur unbedeutende Küſteninſeln und Schollen oder Kayen. An der Weſtküſte von Oſt-Florida bildet er die Bayen Chatam oder Ponce, St. Juan, Carlos und die Tampa oder Eſpiritu Santo-Bay, weiter aufwärts Vacaſſay- und die große Appalache-Bay; an der Küſte von Weſt-Florida: die St. Joſeph, St. Andreas, Santa Roſa und Penſacola-Bay; an der Küſte von Alabama: die Mobile-Bay; an der Küſte von Louiſiana, den See Borgne, die Atchatalaya- und Vermillon-Bay, an der Küſte von Texas, die Galveston- und San Bernardo-Bay, von wo aus ſich ſandige Nehrungen längs der Küſte Merico's hinziehen und Haffe einſchließen, von denen die unter den Namen von Lagune Madre, de Morales, de Tamiagua und de Terminos die anſehnlichſten ſind; oberhalb der letzten Lagune öffnet ſich die große Campeche-Bay. 2. Das Caraibiſche oder Antillenmeer, Mar del Norte, die zweite Abtheilung des colombiſchen Mittelmeeres öffnet ſich zwiſchen Cap Catoche auf Yucatan und dem Cap St. Antonio auf Cuba, wird von Guatemala, der ſpaniſchen Maine und den antilliſchen Inſeln eingeſchloſſen, durch welche letztere eine Menge von Durchfahrten nach dem atlantiſchen Meere ſtatt finden, und hat, außer einer Menge kleiner Inſeln, längs der Küſte des Kontinents, die große Honduras-Bay, die Lagunen Bras, Cartago, Blewfields und de Chiriqui, an der Musquito-Küſte; den Meerbuſen von Darien, den Meerbuſen von Maracaibo, den Golf von Coro, den Golfo Triſte, die Bay von Cariaco und dem großen Meerbuſen von Paria. Die Weite des caraibiſchen Meeres, von Yucatan bis zu den Caraiben beträgt 380, die größte Breite, von dem Iſthmus bis zur Inſel Cuba 180 geogr. Meilen.

An der Küſte Süd-Amerika's bildet der atlantiſche Ocean, der vom Aequator an, bis hinab zum Cap Horn, den Namen des äthiopiſchen Meeres, ſpecieller aber von der Mündung des Marañon bis zu der des La Plata den Namen Mar Brazilico, von dort bis zur Südſpitze des Mar Magellanico führt, folgende Bayen und Einbuchten:

s. Die Bay des Orinoco, zwiſchen der Inſel Trinidad und dem Cap Barima.

t. Die Bay von St. Luis oder den Buſen des Marañon, an der Küſte Braſiliens, unter 2° 30′ ſüdl. Br.

u. Bahia de St. Joze, an der Küſte Braſiliens, öſtlich von der vorigen.

v. Die Allerheiligen-Bay, unter 12° 42′ ſüdl. Br., die ſchönſte und ſicherſte Bay der braſiliſchen Küſte.

w. Die Bay von Rio de Janeiro, unter 23° 56′ ſüdl. Br. mit ſchmalem, zwiſchen ſteilen Felſenmaſſen durchführendem Eingang.

x. Die Sagaſui- oder Paranagua-Bay, unter 25° 30′ ſüdl. Br. an der Küſte Braſiliens.

y. Die Santos-Bay, an der Küſte Braſiliens.

z. Der Meerbuſen des Rio de la Plata, zwiſchen Cap S. Maria und S. Antonio, eine der größten Bayen Süd-Amerika's.

aa. Die Bahia Sin Fondo-Bay, ohne Grund, auch de S. Matias genannt, an der Küſte Patagoniens, zwiſchen der Halbinſel St. Joſeph und der Mündung des Rio Negro.

bb. Die Neue Bay, Bahia Nueva, an der Küſte von Patagonien, unter 42° 45′ ſüdl. Br.

cc. Die Hummer-Bay, Bahia de los Camarones, ſüdlich von der vorigen, unter 44° 45′ ſüdl. Br.

dd. Die St. George's-Bay, zwiſchen dem Cabo de tres Puntas und der Punta de S. Antonio, an der Küſte Patagoniens, unter 46° ſüdl. Br.

ee. Die Naſſau-Bay, auf der Südſeite von Terra del Fuego, der Vereinigungspunkt zweier Meere, auf deren weſtlichem Point die Wogen des großen Weltmeeres donnernd brechen, und vor welchen Cap Horn den Wendepunkt der Oſt- und Weſtſeite Süd-Amerika's bildet.

2. Der Auſtral-Ocean oder das große Weltmeer, auch die Südſee oder das ſtille Meer genannt, welches die Oſtküſten der alten Welt mit den Weſtküſten der Neuen verbindet, umfluthet die ganze weſtliche Seite Amerika's, von Cap Horn an, bis hinauf zur Behringsſtraße, beſchreibt aber dort weit weniger beträchtliche Einbuchten als das atlantiſche Meer im Oſten des Kontinents; die Vornehmſten derſelben ſind von Süden nach Norden:

a. Der Golf von S. Trinidad, zwiſchen Patagonien im Norden und der Inſel Madre de Dios im Süden, wo er ſich zwiſchen Cap de tres Puntas und Corno öffnet, und um die Inſel herum, durch eine ſchmale Straße, Brazo de la Conception, einen ſüdlichen Ausgang bildet.

b. Der Golf von Peñas, an der Küſte von Patagonien, zwiſchen der Halbinſel Tres Montes und der Inſel Campana, unter 47°—48° ſüdl. Br. In ihm liegt die Inſel Xavier und die Gruppe der Guyaneco-Inſeln.

c. Der Meerbuſen von Chiloe, ein Inſelmeer, welches ſich vom Cap de tres Montes bis zur Point Quidal, der Südſpitze des Feſtlandes von Chile erſtreckt, und ſich öſtlich bis am Fuß der Anden ausdehnt, im Weſten aber von der Inſel Chiloe begrenzt wird. — Die Länge des ganzen Golfs, deſſen innerer Theil den Namen Anond führt, mit welchen früher der ganze Golf bezeichnet wurde,

beträgt 65 geogr. Meilen; der mittlere Theil an der Südspitze von Chiloe, dem Vulkan Guaiteca gegenüber, führt den Namen des Golfs von Guaiteca, der südliche Theil hingegen wird als Golf von Chonos bezeichnet. Mehr als 80 kleine Inseln liegen im Golfe zerstreut, die theils von spanischen Ansiedlern, theils von Indianern bewohnt sind, zum größten Theil aber noch wüst liegen, und wie der Golf ihr Entstehen wohl größtentheils den, hier häufig wiederkehrenden, Erdbeben verdanken mögen.

d. Die Bay von Merillones, an der Küste von Atacama, unter 23° südl. Br.

e. Der Golf von Guayaquil, an der Küste von Quito, zwischen Punta de S. Helena und Cabo Blanco, unter 3° südl. Br., mit der Insel Puna, auf welcher Franz Pizarro 1530 zuerst landete.

f. Die Bay del Chocò oder Bonaventura, an der Küste von Chocò, unter 4° 30′ nördl. Br., mit der Insel del Rapoſo.

g. Die Bay von Panama, an dem gleichnamigen Isthmus, ein herrlicher Meerbusen, der zwischen der Puntamala und Punta de S. Francisco Solano eine Breite von 31 Meilen hat, und von dieser Linie an über 27 geogr. Meilen weit in's Land hinein tritt, bildet im Innern einige bedeutende Binnenbusen, von denen sich auf der Westseite, zwischen Punta mala und de Chame der Golf von Parita, diesem gegenüber, zwischen Punta Gorda und de Garrachine, der Golf St. Michael öffnet; vor diesem letztern erhebt sich der Archipelago de las Perlas, eine Gruppe freundlicher Inseln, zwischen denen die Perlenfischerei eifrig betrieben wird.

h. Der Golf von Nicoga oder Salinas, an der Küste von Costarica, in Guatemala.

i. Der Golf von Papagayo, an der Küste von Nicaragua, nördlich vom Cap S. Catalina, welcher durch den Rio de Partido mit dem Nicaragua-See in Verbindung steht.

k. Die Bay von Conchagua, an der Küste von Guatemala.

l. Die Bay von Jiquilisco, früher Fonseca, an der Küste von Guatemala, nordwestlich von der vorigen.

m. Der Golf von Tehuantepec; an der Küste von Oaxaca, Merico.

n. Der Meerbusen von Bajonna, nördlich von der Punta Tintogue, an der Küste von Guadalaxara.

o. Der Golf von Californien oder das rothe Meer, der größte Golf am Australocean, eröffnet sich bei Cap St. Lucas, der südlichsten Spitze Californiens, und erstreckt sich zwischen Californien und Sonora, bei einer Breite von 15 — 30 Meilen, gegen 165 Meilen weit, nach Nordwesten zu in's Land hinein, bis zur Mündung des Collorado. In seinem Innern sind mehrere Inseln zerstreut, von denen Papagos im Norden, St. Inés, Tiburon, la Tortuga, del Carmen, Catalana, St. Cruz, St. Ignacio, St. Joſe, Eſpiritu Santo und Ceralbo, die bedeutendsten sind.

p. Die Bay de Todos los Santos, an der Westküste von Californien.

q. Die Bay von Monterey, zwischen Cap Monterey und der Punta Anna Neuvo, an der Küste von Neu-Californien.

r. Die Bay von St. Francisco, unter 38° nördl. Br., zu Merico gehörig.

s. Die Trinidad-Bay, an der Küste von Neu-Albion, zwischen Cap Mendocino und Point St. George.

t. Der Golf Georgia, an der Küste von Neu-Georgien, vor welchem die große Insel Quadra-Vancouver liegt, und zu welchem im Süden die

Juan de Fuca-Straße, im Norden der Königin Charlotte-Sund führen.

u. Der Croß-Sund oder Tchinkitane-Bay, an der Küste von Neu-Norfolk.

v. Behrings- oder Admiralitäts-Bay, unter 59° 30′ nördl. Br., nördlich vom Cap Phipps.

w. Prinz Williams-Bay, zwischen 59° 30′ und 61° nördl. Br. und 230° bis 232° 40′ L., westlich von der Point Gores und östlich vom Cap Suckling begrenzt, bietet in ihrem Innern verschiedene Hafen und Binnen-Bayen, unter denen Comtrollers-Bay, die Bay Hidalgo und der Hafen Valdez die bemerkenswertheſten ſind; eine große Menge Inſeln füllen den innern Theil der Bay, und in ihrem Eingang lagern die Inſeln Montague, Kayes und Middleton.

x. Cooks Inlet, eine der größten Einbuchten der Nordweſt-Küſte, zwiſchen Cap Douglas und Chatam, hat vor ſich die große Inſel Kodiak.

y. Die Briſtol-Bay, welche weſtlich vom Cap Nevenham, öſtlich von der Halbinſel Alaſchka begrenzt wird, hat mehrere kleine Einbuchten, und ſteht durch einen ſchmalen Inlet mit dem See Pergvolok durch den Igtiagikfluß mit dem See Schelechoff in Verbindung.

z. Der Norton-Sund, unter dem 64° 6′ nördl. Br., zwiſchen Cap Rodney und Cap Shallow-Water, im Süden der Behringsſtraße.

Den nördlichſten Theil des Auſtraloceanes bildet das Meer von Kamtſchatka, welches ſich zwiſchen Amerika und Aſien ausbreitet, und durch die Halbinſel Alaſchka, und die Gruppe der Aleuten, vom großen Weltmeer geſchieden wird. Wie das Baffinsmeer im Oſten, iſt auch dieſer Theil des Auſtraloceanes faſt fortwährend mit Eiſe belegt, und Eisſchollen und Felder machen auch hier wie dort die Fahrt unſicher und beſchwerlich. Die Bemühungen eines Cook, Kotzebue, Beechey und anderer, die von hier aus Verſuche machten in den Polarocean vorzudringen, ſind zwar größtentheils vergeblich geweſen, haben aber doch dargethan, daß eine Durchfahrt möglich ſey! — Wo jetzt die Waſſer des nördlichen Polaroceans durch die Behringsſtraße in das Weltmeer hinüber fluthen, hing einſt wahrſcheinlich Amerika mit Aſien zuſammen, bis eine Revolution der Urzeit beide Erdtheile gewaltſam trennte, und den Wäſſern einen Abzug gewährte, die früher wahrſcheinlich den Norden Aſiens bedeckten.

3. Der Nordpolarocean, den zu erforſchen und eine Durchfahrt zu erzwingen, ſchon ſeit zwei Jahrhunderten die bewährteſten Seemänner aller Nationen ſich bemühten, iſt jetzt, bis auf eine Strecke von wenigen Graden, zwiſchen Point Barrow, 71° 23′ 31″ nördl. Br. und 221° 18′ 6″ L. und Point Beechey, 70° 30′ nördl. Br., und zwiſchen Cap Turnagain und Cap Franklin, in ſeinen Küſten-Konturen hinlänglich bekannt, obgleich auch dort noch für die Erdkunde vieles zu gewinnen iſt. Die neuern Reiſen nach jenen, mit ewigen Eis bedeckten Küſten und Polarmeere haben, im Vergleich der Mühen und Widerwärtigkeiten, welche die Reiſenden auf denſelben erdulden mußten, nur wenige Reſultate geliefert; ja des Neuen faſt nichts; die Erdkunde erhielt Beſtätigungen früherer Entdeckungen, die, wie die de Fontes, 1640, als ungewiß und der Beſtätigung bedürfend, in den ältern Karten eingetragen, in den neuern aber von unſern zeichnenden Geographen ganz weggelaſſen waren. — Beſtochen durch die Drangſale und Gefahren, in denen die Roß und Parry Jahrelang ſchwebten, überſchätzte man deren Leiſtungen, prüfte nicht, was die Wiſſenſchaft durch dieſelben gewonnen, und verkannte die Entdeckungen der ältern Reiſenden ja zum Theil ſelbſt der Neuern, von denen in Grah und Scoresby im Oſten, und Beechey im Weſten viele ruſſiſche, dem Namen nach faſt ganz unbekannte Seefahrer, ja ſelbſt einzelne Wallfiſchfänger durch ihre, der Admiralität

eingesandten Notizen, mehr für die Wissenschaften gethan haben, als jene Reisenden, die nur durch ihre Leiden unsere Theilname erregen.

Der Nordpolarocean umfluthet den ganzen obern Theil von Nord-Amerika, und beginnt, um ihn, da wir die Baffins- und Hudsons-Bay als Theile des atlantischen Oceans betrachteten, in naturgemäßere Grenzen zu bringen, im Osten am Lancastersund des Baffinsmeeres, durch welchen er mit dem atlantischen Ocean, im Westen mit der Behrings-Straße, durch welche er mit dem Australocean zusammenhängt. — Noch keinem Europäer ist es gelungen, durch die Eismassen bis zum Nordpol vorzudringen, oder eine Durchfahrt nach der Behrings-Straße zu bewerkstelligen, so viel aber haben die Reisen von Parry und Roß dargethan: daß Amerika mit keinem Polarlande zusammenhänge; — einzelne Inseln in diesem Polarmeere, von denen Cornwallis, Bathurst, Melville und Sabine, unter 75° nördl. Br. die nördlichsten sind, waren das Ergebniß jener Reisen; nördlich von ihnen hinderten Eismassen ein weiteres Vordringen, obgleich nach den Berichten des Eskimos, ein eisfreies Meer sich hinter jenen eröffnen solle.

Die Halbinsel Boothia Felix, Kapt. Roß neueste Entdeckung, die schon de Fonte als große, und zwar sehr bevölkerte Insel angiebt, auf deren Südwest Seite Roß den magnetischen Pol entdeckte, deren Nord- und Westseite aber noch ganz unbekannt ist, so wie der York Archipel und Franklins- uud Liverpool-Bay, sind die wichtigsten Punkte des amerikanischen Polaroceans, Sabine Insel aber, eine der North Georgian Gruppe, wahrscheinlich auf immer das Thule der neuern Seefahrer! —

Das Polarmeer von Spitzbergen, der nördlichste Theil des atlantischen Oceans, bietet im Norden Spitzbergens kein Land, und Seefahrer sind mit Gewißheit bis zum 83° nördl. Br. hinauf gelangt, ja einzelne Walfischfänger wollen selbst bis zum 88° nördl. Br. vorgedrungen seyn, ohne Land, oder mehr als fluthendes Treibeis gesehen zu haben.

Die Wahrscheinlichkeit, selbst Gewißheit einer nordwestlichen Durchfahrt unterliegt wohl keinem Zweifel mehr, ob man aber je dahin gelangen könne, selbige als Handelsstraße zu benutzen, ist sehr in Zweifel zu stellen.

bb) Meerengen und Straßen.

Die durchschnittene, mit tausenden von Inseln bedeckte Küste Amerika's bietet eine Menge von Straßen, von denen wir hier, da es unmöglich wäre, alle zu specificiren, die wichtigsten derselben aufführen, und hier wie bei den Meeren, mit der Ostküste Nord-Amerika's beginnen:

1. Sir Thomas Smiths-Sund und Einfahrt, im Norden der Baffins-Bay, zwischen Cap Isabella und Alexander, welche Grönland vom nördlichen Baffinslande trennt, durch Eismassen gefüllt, aber undurchgängig ist.

2. Die Lancaster-Barrow-Straße, zwischen North-Devon und Prinz Wilhelms Land, führt aus dem Baffinsmeere in den durch Parry entdeckten Theil des Nordpolaroceans.

3. Die Davis-Straße, zwischen Grönland und der Insel Cumberland, führt aus dem Baffinsmeer in den atlantischen Ocean.

4. Die Cumberland-Frobisher- und Hudsons-Straße führen aus dem nördlichen Theil des atlantischen Oceans in die Hudsons-Bay.

5. Rowes Welcom, zwischen der Insel Southampton und der westlichen Küste der Hudsons-Bay führt von Chesterfields Inlet zur Repulse-Bay. —

6. For Chaenel, zwiſchen Cumberland und der Halbinſel Melville, verbindet durch die folgende Straße die Hudſons-Bay mit dem Golf von Boothia.

7. Die Furie- und Hecla-Straße, zwiſchen der Halbinſel Melville und Cockburn führt aus dem Golf von Boothia in den For Channel.

8. Die Straße von Belle-Isle, zwiſchen Neu-Fundland und der Küſte von Labrador, und

9. Die Canſo-Straße, zwiſchen der Inſel Cap Breton und Neu-Schottland, führen aus dem atlantiſchen Ocean in den Buſen des St. Lorenz.

10. Der neue Bahama-Kanal, zwiſchen der Oſtküſte Florida's und dem Archipel von Bahama;

11. Die Straße von Florida, eine Fortſetzung des vorigen, zwiſchen der Südſpitze Florida's und der Nordküſte von Cuba, verbindet den atlantiſchen Ocean mit dem Golf von Mexico.

12. Der Providence-Kanal, die Hauptdurchfahrt für Schiffer durch den Archipel von Bahama.

13. Der alte Bahama-Kanal, zwiſchen den Bahamas und der Nordküſte von Cuba.

14. Der Kanal von Yucatan oder Cordova, zwiſchen dem Cap Catoche auf Yucatan, und dem Cap St. Antonio auf Cuba, führt aus dem Antillenmeere in den Golf von Mexico.

15. Das Drachenmaul, zwiſchen der Halbinſel Paria und der Inſel Trinidad, verbindet die Bay von Paria mit dem Antillenmeere und dem atlantiſchen Ocean.

16. Die Magellans-Straße, zwiſchen Patagonien und dem magellaniſchen Archipel, eine der längſten bekannten Straßen, verbindet den atlantiſchen mit dem Auſtralocean.

17. Die Straße le Maire, zwiſchen dem Feuerlande und Staatenlande, die gewöhnliche Durchfahrt für Schiffer, die ſich aus dem atlantiſchen in den Auſtralocean, oder umgekehrt aus dieſem in jenen begeben wollen.

18. Der Kanal des Bragle, zwiſchen dem Feuerlande im Norden, und den Inſeln Hoſte und Navarin im Süden.

19. Die Lord Nelſons-Straße, zwiſchen der Weſtküſte von Patagonien und der Inſel Patagoniens.

20. Die Straße de la Conception, zwiſchen der Weſtküſte von Patagonien und Madre de Dios.

21. Die Straße Meſier, zwiſchen Patagonien und der Campana (Inſel Wellington).

22. Der Kanal St. Barbara, zwiſchen den Inſeln St. Cruz, St. Barbara, St. Catallina, St. Clemente und St. Juan und der Weſtküſte von Neu-Californien.

23. Die Johnſton-Straße, zwiſchen der Inſel Quadra-Vancouver und Neu-Georgien.

24. Die Straße von Clarence, zwiſchen dem Prinz Wallis Archipel und der Küſte von Neu-Cornwallis.

25. Die Straße Chatham, zwiſchen König Georg III. Archipel, und dem Feſtlande, verbindet den Chriſtian-Sund mit dem Croß-Sund oder der Tchinkitane-Bay.

26. Die Chelekoff-Straße, zwiſchen der Inſel Kodiak und der Halbinſel Alaſchka.

27. Die Iſanak-Straße, zwiſchen Umanak und der Halbinſel Alaſchka.

28. Die Samganudha-Straße, zwiſchen den Inſeln Unalaſchka, Kutan und Kighilga auf der einen, und Unalga Kugalga und Akoani auf der andern Seite, und

29. Die Behringſtraße, welche bei einer Breite von 12 geogr. Meilen, das Feſtland Amerika's von Aſien trennt, und das Weltmeer mit dem Polarocean verbindet.

cc. Binnenſeen.

Kein Theil unſers Erdballs bietet der Seen ſo viele, als Amerika, vorzüglich aber jener Theil Nord-Amerika's, welcher zwiſchen dem 40° und 67° nördl. Br. und dem 250 — 310° L. liegt. Alle auch nur den Namen nach aufführen zu wollen, würde eine der ſchwierigſten, ja trockendſten Arbeiten ſeyn, und wir begnügen uns, hier nur die wichtigſten aufzuführen, um mit dem merkwürdigen Waſſerſyſtem näher bekannt zu werden, welches dieſelben bilden.

Im Norden Amerika's beginnend, finden wir im Gebiet Mackenzieriver, des Hudſon Territoriums:

a. Den großen Bären-See, unter dem 65° nördl. Br., öſtlich von Mackenzieriver, und durch den, 140 Yards breiten Bärenfluß in denſelben abfließend. Der See iſt von anſehnlicher Größe und bildet mehrere bedeutende Buchten und Bayen, von denen Keith und Smiths-Bay im Weſten, Deaſe und Mc. Taviſh-Bay ſich im Oſten befinden. Dicht an ſeinem Abfluß iſt das Fort Franklin angelegt.

Ein Konglomerat kleiner Seen, von denen der Martin- oder Marder-See der bedeutendſte iſt, und die ihre Waſſer einander zu führen, leiten vom Bären-See ab, zum:

b. Großen Sclaven-See, der ſich von 60° 30′ — 63° nördl. Br. ausdehnt, durch den Sclavenfluß die Wäſſer des Athabasca und die Flüſſe Yellow Knife, Clowey, Thetinah, Buffaloe und Hay in ſich aufnimmt, und durch den kleinen See und den Mackenzieſluß in den Polarocean abfließt.

c. Der Büffel-See, unter 67° nördl. Br., öſtlich vom Kupferminenfluſſe, iſt der nördlichſte der bis jetzt in Nord-Amerika bekannten Seen.

d Der Athabasca-See, in dem nach ihm benannten Diſtrikt, ſüdlich vom Bärenſee, nimmt den großen Athabasca- und den Friedensfluß, und durch den ſchwarzen See die Waſſer des Wollaſton in ſich auf.

e. Der Wollaſton-See, ſüdlich vom vorigen, liegt auf der Waſſerſcheide der Hudſons-Bay-Ländereien, und fließt durch den Clennsfluß und ſchwarzen See in den Athabasca-, durch den Deerriver in den Hirſch-See (Deer lake) ab.

f. Der kleine Sclaven-See, unter 55° 20′ nördl. Br., am Fuße des Felſengebirges.

g. Die Cheſterfield- oder Churchill-Seen, eine Kette von Land-Seen, die ſich vom 59° 40′ — 64° nördl. Br., längs der Weſtküſte der Hudſons-Bay hinziehen, größtentheils ihre Wäſſer einander zuführen, und theils in Cheſterfields Inlet, theils in der Hudſons-Bay dieſelben ausſchütten; die bedeutendſten derſelben ſind die Seen: Rapaſhiſh, Doobaunt, Yath-Kyed, Titmeg, Magnuſe, Nipaſche, Wheldy, Northlined und Berabzen.

h. Der Hirſch-See (Deer lake), ſüdlich vom Wollaſton-See, und durch einen Abfluß mit den Churchillriver verbunden.

i. Die Nelſon-Seen, ein Konglomerat größerer und kleinerer Seen, die die Diſtrikte Nelſon, York und Island durchſchneiden, und von denen: Too-oot-awney, Mooſe, Etanee, Waskayow, Shetnaney, Aſſean, Croß, Holey, Fiſhing, Mercy, der Katzen, Salmen und Weißfiſchſee, die bemerkenswertheſten ſind.

k. Der Winnipeg-See, der Winipigoos und Manitoba im Diſtrikt Norway und Swan river der Hudſon-Bay-Ländereien, zwiſchen 50°

37′ und 53° nördl. Br., drei Seen, die dicht bei einander gelegen, einen Einzigen durch Landzungen unterbrochenen zu bilden scheinen, bieten zusammen einen Spiegel von 1.200 □Meilen Oberfläche. Durch kleine Flüsse hängt er mit mehreren der umliegenden Seen zusammen, empfängt die Gewässer des Pike, Brockenrivers, des aus dem Hohsee kommenden Winnipeg, des rothen Flusses und Assiniboin und des Sashatchawan; sein Ausfluß ist der Nelson, welcher bei Fort York und die Severn, welche beim gleichnamigen Fort in die Hudsons-Bay münden.

l. Der Holz- oder Wald-See, unter dem 49° nördl. Br., südöstlich vom Winnipegsee, vom Winnipegfluß durchströmt und mit dem Obernsee durch den Regenfluß und See in Verbindung, enthält mehrere Inseln, ist rings um dicht bewaldet und hat eine Länge von 12, eine Breite von 4 — 8 Meilen.

m. Der Regensee, die Verbindung zwischen dem vorigen und dem Obernsee, hat 16 — 18 Meilen Länge und eine Breite von 3 — 4 Meilen.

n. Der Obernsee (Lake superior), das caspische Meer Amerika's, zwischen Canada und den vereinigten Staaten, einer der größten Binnenseen der bekannten Erde, liegt zwischen 46° 10′ und 49° 0′ nördl. Br., hat eine Länge von 105 und eine Breite von 38 Meilen, und umfaßt im Spiegel einen Flächenraum von nahe an 1.800 □Meilen oder nach Darby's Berechnung: 836.352 Millionen □Fuß. Von hohen felsigen dicht bewaldeten Ufern umgeben, liegen um ihn herum herrlich reiche Ackerländereien, durch welche sich gegen 40 Flüsse winden, die ihre Wässer dem See zu bringen, der nach dem Huron zu, nur einen einzigen Abfluß, den Marienkanal hat, durch welchen er mit großem 20 Fuß hohen Fall seine überflüssigen Gewässer entladet. — Das nördliche Ufer des Sees, welches sich halbmondförmig vom Westen nach Osten zieht, bietet mehrere kleine Einbuchten, der südliche Theil hingegen, durch weit vortretende Caps durchbrochen, einige ansehnliche Bayen, von denen West-Bay die bedeutendste ist. — Die in den Obernsee mündenden Flüsse sind weiter unten angegeben, und die, in ihm zerstreut liegenden Eilande, werden wir in der Topographie specieller betrachten.

o. Der Huronsee, südöstlich vom vorigen, zwischen 43° 0′ und 46° 23′ nördl. Br., wird wie der vorige durch die Demarkationslinie von 1783, durchschnitten, und die größere Hälfte des Sees mit der St. Josephs- und den Manitoulin-Inseln den Britten, die kleinere, westlich gelegene mit der Straße von Makinac und der Insel Michillimakinac, den vereinigten Staaten zugetheilt. Der Gestalt nach ist der See sehr durchbrochen und stößt große Buchten und Bayen in's Land hinein ab, von denen wir auf der nördlichen Seite die von hohen felsigen Ufern begrenzte Airds und Gloucester-Bay, auf Great Manitoulin die Portage-, Middle-, Providence- und Michaels-Bay, den Golf von Manitoulin, die James-Bay und den Small- und Hudsons-Sund bemerken. Die Ostseite des Sees bildet die große Georgian-Bay, in welche sich Henvey- und Bing-Inlet, der Parry-Sund, die Gloster- und Nottawassaga-Bay, Owens-Sund, Colpays-Bay, Melville-Sund und die Dyer-Bay eröffnen. Die Westseite des Sees, welche vom Staate Michigan begrenzt wird, hat außer der Donners-Bay die große Saginaw-Bay, durch welche die gleichnamigen Flüsse münden, und führt im Süden durch den St. Clair oder Sinclair river die Wässer des Huron-Sees dem St. Clair-See zu. — Die Länge des Huron von Norden nach Süden beträgt 50, die Breite von Osten nach Westen 35 Meilen, der ganze Flächeninhalt 750 □Meilen oder nach Darby 557.568.000.000 □Fuß. — Das Ufer der Nord- und Ostküste ist größtentheils hoch und felsig, im Westen sanft gewellt, hügelig und sanft ansteigend; die Schiffahrt

auf dem See selbst für die größten Fahrzeuge sicher, obgleich öfters furchtbare Stürme den See aufwühlen, und die Tiefe bis 900 Fuß, und selbst an der Küste, mit wenigen Ausnahmen 50 und 60 Fuß.

p. Der Michigansee, westlich vom vorigen, und ganz im Gebiete der vereinigten Staaten liegt zwischen 41° 48′ und 46° 30′ nördl. Br., hat von Norden nach Süden eine Länge von 71, von Osten nach Westen eine Breite von 12 — 20 Meilen, und umfaßt einen Flächenraum von 964 □Meilen, oder nach Darby eine Oberfläche von 376.898.400.000 □Fuß. Im Westen und Norden vom Huron-Gebiete, im Osten vom Staate Michigan und im Süden von Indiana und Illinois begrenzt, empfängt er aus diesen Staaten mehr als hundert größere und kleinere Flüsse und Creeks, und führt deren Wasser durch die Straße von Michillimakinos dem Huronsee zu. Die Ufer des Sees sind sanft ansteigend, im Osten und Süden meist sandig und barem und mit Nadelwaldung bedeckt, und herrlich zu Fischerstationen geeignet, die Westküste fast bis dicht an's Wasser meist artbares, mit Laubholz bestandenes Ackerland; die einzige bedeutende Einbucht des Sees ist die, im Westen sich eröffnende Green-Bay, welcher der Outagamy oder For river die Wasser des Winebagosees zuführt. — Der Michigan bietet eine herrliche sichere Schiffahrt, und in der Mitte eine Tiefe von 900 Fuß.

q. Der St. Clairsee, zwischen Ober-Canada im Osten und dem Staate Michigan im Westen, empfängt durch den St. Clair river die Wasser des Huronsees und führt durch den Detroit in den Eriesee; er trägt mehrere Inseln, unter denen Warlpole, Harsons und Stromneß-Insel die bedeutendsten sind, und bietet, obgleich er nur eine Ausdehnung von 6 Meilen und einen Flächenraum von 36 Meilen hat, eine herrliche Schifffahrt, begünstigt durch eine Tiefe von 350 — 400 Fuß.

r. Der Eriesee, der südlichste der fünf großen canadischen Seen, breitet sich zwischen dem 41° 25′ und 42° 55′ nördl. Br. und 295° — 298° 22′ L. aus, hat von Südwest nach Nordost eine Länge von 50, von Norden nach Süden eine Breite von 12 — 16 Meilen, und bedeckt einen Flächenraum von 613 □Meilen, nach Darby's Berechnungen aber 418.176.000.000 (!) □Fuß. Im Norden wird er von Ober-Canada, im Osten von Neu-York, im Süden von Pensylvanien und Ohio, und im Westen von Michigan begrenzt, durch den großen Eriekanal und dem Hudsons fluß mit dem atlantischen Ocean, durch den Ohiokanal, den Ohiofluß und Mississippi mit dem merikanischen Meerbusen durch den St. Clairsee und dessen Abfluß mit dem Huron-, und durch den Niagara mit dem Ontariosee verbunden. Der Erie liegt 555 Fuß über dem atlantischen Ocean, und hat eine mittlere Tiefe von 120 Fuß. Die Küste desselben ist sanft gekrümmt und bietet in den Flußmündungen herrliche Ankerplätze für kleinere Fahrzeuge, eigentliche Buchten aber nur zwei, im Südwesten des Sees, die Miami- und Sandusky-Bay. Unzählige Flüsse und Creeks münden in den Erie, von denen die bedeutendsten weiter unten aufgeführt sind, die andern aber in der Topographie berührt werden sollen.

s. Der Ontariosee, der östlichste der fünf großen canadischen Seen, in welchen sich die Wasser des Obernsees, des Huron, Michigan, St. Clair und Erie sammeln, und durch den St. Lorenz dem atlantischen Ocean zuströmen, wird wie die genannten, durch die Demarcationslinie durchschnitten, und zur Hälfte den Briten, zur Hälfte den Amerikanern zugetheilt; er liegt zwischen 43° 10′ und 44° 11′ nördl. Br., hat von Westen nach Osten eine Länge von 48, von Norden nach Süden eine Breite von 7 — 12 Meilen, und umfaßt im Spiegel einen Flächenraum von 496 □Meilen, oder nach Darbey 209.724.480.000 □Fuß. Die mittlere Tiefe des Sees

beträgt 500 Fuß, doch variirt dieſelbe ſehr, iſt aber nirgends unter 18, an den meiſten Plätzen aber 300 Fuß, und nur in der Mitte des Sees hat man auf 900 Fuß noch noch keinen Grund gefunden. Eine Menge Flüſſe führen ihre Waſſer dem See zu, wie weiter unten angegeben, und an Bayen und Buchten bildet er im Weſten: die Burlington-Bay, den Presquile Hafen und Quinté-Bay im Nordoſten, die große und kleine Sandy-Bay, die Peters- und Prinz Edwards-Bay, im Nordoſten; auf der Inſel Prinz Edwards, die Hendersons- und Black-Bay im Oſten und die Mexico-, kleine und große Sodus- und die Port-Bay im Süden. An Inſeln iſt die Oſt- und Nordoſt-Seite reich, und durch den See der tauſend Inſeln, dem Anfang des großen St. Lorenz, oder wie er auf der Neu-Yorker Seite heißt: des Cataraqui, geht er durch die St. Lorenzbay dem atlantiſchen Ocean zu.

t. Der Nipiſſing-See in Ober-Canada, ein bedeutender See, der einen Flächenraum von 92 □Meilen bedeckt, eine Menge kleiner Ströme in ſich aufnimmt, durch mehrere Trageplätze (Portages) mit dem Ottawa river in Verbindung ſteht, und durch den Frenchfluß ſeine Wäſſer dem Huronſee zuführt, liegt unter 46° 25′ nördl. Br.

u. Der Temiscaming-See, nördlich vom vorigen, unter 47° 35′ nördl. Br. zieht von Norden die Wäſſer der Labarinthſeen an ſich, und hat den Ottawa river als Abfluß.

v. Der Abbitibbee-See, unter 49° nördl. Br., im gleichnamigen Diſtrikt von Neu-Südwales, ein großer, inſelreicher, noch wenig bekannter See, der ſein Waſſer durch den Abbitibbeefluß dem Mooſe, und durch dieſe der James-Bay des Hudſons-Meeres zuführt.

w. Der Simcoe-See, im Diſtrikt York, Ober-Canada, unter 44° 28′ nördl. Br., ein von reichem Lande umgebener See von 7 Meilen Länge und einer Breite von 4 Meilen, der ſein Waſſer durch den Severnfluß der Gloſter-Bay des Huron-Sees zuführt, im Süden die Cookes-, im Weſten die Kempenſelat-Bay bildet, und von Oſten den Talbot und Black river, von Süden den Holland in ſich aufnimmt.

x. Der St. John-See in Nieder-Canada, unter 48° 35′ nördl. Br., eine anſehnliche Waſſermaſſe, die einen Flächenraum von 32 □Meilen bedeckt, und durch den Saguenay in den St. Lorenz abfließt.

y. Der Misſtiſſinoy in Labrador, ein bedeutender See, unter 50° 40′ nördl. Br., deſſen Waſſer der Rupperts fluß der James-Bay des Hudſon-Meeres zuführt.

z. Der Nemiskan in Labrador, weſtlich vom vorigen, deſſen Waſſer ebenfalls der Rupertsfluß an ſich zieht.

aa. Der Piretibbi- und Manicougan-See in Labrador, öſtlich von den vorigen.

Alle andern Seen der britiſchen Beſitzungen, die ſämmtlich von unbedeutenden Umfange ſind, folgen ſpäter in der Topographie und eben ſo die Binnenſeen der vereinigten Staaten, die faſt alle, von geringerm Umfange ſind als die canadiſchen Seen, und von denen wir hier nur die größten nach den Staaten aufführen, in denen ſie ſich ausbreiten.

aa. Im Staate Maine:

1. Der Mooſehead, im Kanton Lincoln, von 8 Meilen Länge und 3 Meilen Breite.

2. Der Umbagog, auf der Grenze von Neu-Hampſhire, durch welchen der Sagadahok ſtrömt.

3. Der Sebacook oder Sebago, im Canton Cumberland.

4. Die drei Schoodiak-Seen, im Canton Washington, aus welchen der Schoodiak abfließt.

5. Der Kawakusaki, auf der Grenze von Neu-Braunschweig.

bb. In Neu-Hampshire:

1. Die Winnipescogee oder Richmond, unter 43° 45′ nördl. Br., und durch Moultonboro- und Meredith-Neck in drei Theile zerschnitten.

2. Der New-Found-Pond, der östlich in den Pemiwagasset abfließt.

3. Der Sunnapee, der sich durch den Sugar mit dem Connecticut verbindet.

4. Der große Ossipee.

cc. In Vermont:

1. Der Memphramagog, der zur kleinern Hälfte in Vermont, zur größern in Nieder-Canada liegt, und durch den Magog und St. Francis river in den St. Lorenz abfließt.

2. Der Champlain-See, unter 44 bis 45° nördl. Br., der zum größten Theil die Grenze zwischen Vermont und Neu-York bildet, und durch den Nordkanal mit dem Hudson, durch den Westkanal, mit dem Erie und durch den Richelieu oder St. John, mit dem St. Lorenz in Verbindung steht. Von Norden nach Süden ist der See 17½ Meile lang, von Osten nach Westen 3 Meilen breit, und hält nach Hutchins, 36,70, nach meiner Berechnung 34¼ □Meilen im Spiegel. Im Süden, wo er durch einen natürlichen Kanal in den St. George-See übergeht, zieht er sich in den Narrows, einem engen Felsenbette zusammen, behält aber selbst auch dort eine Tiefe von 100 — 130 Fuß, während dieselbe in der Mitte des Sees 350 — 600 Fuß beträgt. Im Norden macht er mehrere Inseln, und beschreibt längs der Küste die West-Bay, die Clovenrock-, Pichon- und Cumberland- und in Nordosten die große Missisqui-Bay.

dd. Im Staate Neu-York:

1. Der See St. George, 7½ Meilen lang, 1½ Meile breit.

2. Der Oneida-See, von 4 Meilen Länge, und einer Breite von 1 Meile.

3. Der Skaneatetes-See.

4. Der Owaska-See oder Awasco.

5. Der Cayuga-See, von 8 Meilen Länge.

6. Der Seneca-See, ebenfalls von 8 Meilen Länge.

7. Der Canandaigua-See, und

8. Der Honcove, der Hemlock, der Chautauque und der Otsego-See.

dd. In Michigan:

1. Die Oakland-Seen, ein Konglomerat kleiner fischreicher Seen, zwischen 42° 25′ und 42° 50′ nördl. Br.

2. Der Maskegon, durch welchen der gleichnamige Fluß strömt, und

3. Der Kekalamazoo, durch welchen der Kekalamazoofluß dem Michigan-See zugeht.

Südlich vom 41° nördl. Br. verschwinden die Binnenseen in den östlichen Staaten fast ganz, westlich aber vom Michigan treten sie von neuem wieder hervor, und ziehen sich von den Quellen des Mississippi südlich, den westlichen Theil des Mississippithales hinab bis zur Grenze von Mexico, und westlich bis jenseits der Felsengebirge.

ee. In Louiſiana, namentlich aber in der Nähe des Miſſiſſippi-Delta's erweitern ſich dieſelben von neuem und erreichen eine bedeutende Ausdehnung; die vorzüglichſten ſind hier:

1. Der Biſtineau, am obern Theile des rothen Fluſſes, im Diſtrikt Natchitoches.
2. Der Caddo, weſtlich von demſelben, und in den Red river abfließend.
3. Der ſpaniſche See, im Weſten der Stadt Natchitoches.
4. Der Cattahoola im Weſten des Ouachita- oder Waſhitafluſſes und von dem Cattahoola und little River durchſtrömt.
5. Der Maccrepas, öſtlich vom Miſſiſſippi, welchen der Amite river durchſtrömt, und ſeine Waſſer
6. Den Pontchartrain-See zuführt, dieſer iſt der größte Binnenſee Louiſiana's, empfängt eine Menge größerer und kleinerer Ströme und mündet durch zwei Kanäle in
7. Den See Borgne, welcher durch mehrere Inſeln vom mexicaniſchen Meerbuſen getrennt wird.
8. Der See Lery, zwiſchen dem Miſſiſſippi uud See Borgne.
9. Der Black, ſüdöſtlich vom vorigen, und durch den Bayou aux Boeuf mit denſelben verbunden.
10. Der Barataria, der Alemande, der kleine und runde See, der Daspit, der Neret, der Cherimaches, der Lobos, der Mermentau, der Calcaſiu, Marſh- und Sabine-See, alles Binnenſeen, die weſtlich vom Miſſiſſippi ſich bis zur Grenze von Mexico ziehen.

ff. In Florida:

1. Der St. George, in der Mitte der Halbinſel Tegſte.
2. Der Valdez- und Monroe-See, ebenfalls auf der Halbinſel.
3. Der Mayaco, der größte Floridas.

gg. In Mexico:

1. Der Chapala, im Staate Guadalajara, durch welchen der Rio grande de St. Jago ſtrömt.
2. Die Seen des Thals von Mexico, unter denen der Tezcuco der bedeutendſte iſt.
3. Der Pascuaro und Cuiſco in Valladolid.
4. Der große Timpa nogos, etwa unter 41° nördl. Br., durch welchen der Felipe abfließt.
5. Der Parras und Cayman.
6. Der Tomiacua, mehr ein durch eine ſandige Nehrung vom mexicaniſchen Meerbuſen getrennter Haff, unterhalb Tampico, und
7. Der Yuta oder Salzſee, unter 41° 30′ nördl. Br., unweit der Grenze der vereinigten Staaten, in welchen außer mehreren kleinen Strömen der White Mud river mündet.

hh. In Guatemala oder den Vereinigten Staaten von Mittel-Amerika:

1. Der Nicaragua-See, der bedeutendſte der Mittel-Amerikaniſchen Seen, der einen Flächenraum von nahe an 200 □Meilen umfaßt, und eine Länge von 32, eine Breite von 20 Meilen und eine Tiefe von 50 — 60 Fuß hat. — Rings von hohen Bergen umgeben, die hier ſanft anſteigen, dort als ſchroffe Felſen ſich aus dem Waſſer erheben, hier mit üppigem Urwald bedeckt ſind, dort mit terraſſenförmig angelegten

Gärten und Feldern wechseln, hier als ſanft abgerundete Kuppen erſcheinen, und dort unter fortwährenden Rollen und Donnern, Feuer und Rauch auswerfen, hat dieſer See unſtreitig die maleriſchſten Umgebungen, gewährt er den reizendſten Anblick einer großartig wechſelnden Maſſe, ein Panorama wie man nur ſelten in gleicher Fülle, zuſammengedrängt findet. Die Ufer ſind rings um angebaut und mit Pflanzungen der herrlichſten Tropengewächſe bedeckt, eine Menge größerer und kleinerer Inſeln erheben ſich über der Oberfläche des Sees, von denen nur erſt eine, Ometep, in Kultur genommen iſt, und eine große Anzahl kleiner Ströme, von geringem Laufe, führen ihre Waſſer dem großen Becken Mittel-Amerikas zu, welches nur einen einzigen Abfluß, den St. Juan, zum mexicaniſchen Meerbuſen hat, vielleicht aber auch durch unterirdiſche Kanäle mit dem nahen Ocean in Verbindung ſteht, da alle Orkane, die den Ocean bewegen, auch auf ihn ihre Wirkung äußern, und ſeine Fluthen gleich den Meereswogen in Bewegung bringen.

2. Der Managua oder St. Leon, nordweſtlich von Nicaragua, der eine Länge von 10 und eine Breite von 6 Meilen hat, mehrere Zuflüſſe empfängt, und durch einen natürlichen Kanal ſein Waſſer dem Nicaragua-See zuführt.

3. Der Atitan, in der Provinz Solola, von Oſten nach Weſten 6 Meilen, von Süden nach Norden 3 Meilen breit, und ringsum von Bergen und Felſen von unregelmäßiger Geſtalt eingeſchloſſen, iſt mehr eine rieſenmäßige, mit Waſſer gefüllte Felſenſpalte als ein See, und von unergründlicher Tiefe, wenigſtens hat man auf 300 Faden noch keinen Grund gefunden; ſein Waſſer iſt ausnehmend kalt und birgt nur Gründlinge und kleine Krebſe in ſeinem Innern; er empfängt mehrere anſehnliche Ströme, hat aber keinen ſichtbaren Abfluß, und gleichwohl bemerkt man nicht, daß die Waſſermaſſe des Sees zu irgend einer Jahreszeit zunähme.

4. Der Itza oder Peten, in der Provinz Vera Paz, hat 5½ Meilen im Durchmeſſer, eine Tiefe von 15 — 30 Faden, und trägt auf der Oſtſeite fünf kleine Inſeln. — Der Itza führt ſein Waſſer der Honduras-Bay zu.

5. Der Guija, in der Provinz St. Salvador, iſt 5 Meilen lang und 2 Meilen breit. Der Lempa führt ſein Waſſer dem Auſtralocean zu.

ii. Im Weſten Nord-Amerikas ſind:

1. Der Clamet-See, an der Grenze von Merico, unter 42° 15′ nördl. Br., deſſen Waſſer der Clamet oder Tootonez river dem Auſtralocean zuführt.

2. Der Yourpell, im Norden des vorigen, aus welchen der R. Malheur, einer der Tributaries des Saptin- oder Lewisfluſſes abläuft.

3. Der Kulleespelm, welchen der Clark river, einer der Zuflüſſe des Columbia durchſtrömt.

4. Der Coohamie- oder Flatbow-See, in welchen der Mc. Gillivray mündet, und als Coohamifluß der Columbia zufließt.

5. Der Okanagan, unter 50° nördl. Br., deſſen Waſſer der gleichnamige Fluß dem Columbia zuführt.

6. Der Chattnognik oder Earbobs, ein beträchtlicher See, durch welchen der Columbia ſtrömt.

7. Der Schewhep-See, unter 52° 10′ nördl. Br., durch welchen der Thompſons river dem Frazer zuſtrömt.

8. Der Cranberry-See, unter 54° nördl. Br.

9. Der Frazers-See, aus welchem der gleichnamige Fluß nach Oſten abfließt.

10. Der Stuarts-See, öſtlich vom vorigen, deſſen Abfluß den Frazersfluß verſtärkt.

11. Der Kilmaur- oder Babine-See, nordwestlich vom vorigen, durch welchen der Simpsonsfluß dem Prinz Wales Archipel durch den Observatory Inlet zufließt.

12. Der Schelegoff-See, im russischen Amerika, unter 59° nördl Br., dessen Wasser der Igtiagikfluß der Bristol-Bay zuführt.

13. Der Illima, im Osten des Schelegoff, und durch einen Abfluß mit ihm verbunden.

14. Der Pergvolok, südlich vom Schelegoff, auf der Halbinsel Alaschka, fließt in die Bristol-Bay des Meeres von Kamtschatka ab.

dd) Flüsse, Ströme und Stromgebiete.

Fünf Wasserscheiden, von denen die bedeutendste, die missouri-mexicanische Andenkette, in Nord-Amerika die westlichen Stromgebiete von den östlichen trennt, die zweite eine Hochfläche bildet, die in geringer Breite, zwischen 48° und 49° nördl. Br. von jener ab nach Osten zieht, die dritte, die Kette der Alleghanies und Apalachen, das Uferland des atlantischen Meeres vom Mississippithale scheidet, die vierte, als Höhenzug die Wässer des St. Lorenzflusses von denen der Baffins-Bay und die fünfte die der Baffins-Bay vom Nordpolarocean trennt, sind die Hauptwasserscheiden Nord-Amerika's, während Süd-Amerika deren nur vier aufzuweisen vermag. Der Lauf der verschiedenen Flüsse aber, zeigt erst das mannigfach modificirte Gehänge des Landes, und wie hier einzelne Ströme beweisen, daß nur der Zufall eine gewaltsame Erderschütterung, eine den ganzen Erdtheil, vielleicht den ganzen Erball berührende Umwälzung, ihr Bette gebildet, ihren Lauf geregelt haben kann, zeigen andere, die sich in Seen, zum Theil wie in Süd-Amerika, oder westlich des Mississippi, am rothen Flusse und Arkansas, in Salzseen verlieren, daß ihr Stromgebiet noch keineswegs ausgebildet ist, daß sie erst noch mit der Zeit ihr Bett graben, und durch allmählige Durchbrüche, neue Ausflüsse, ja neue Stromgebiete schaffen werden. — Amerika besitzt die größten Flüsse des Erdbodens, von denen die folgenden die größeren Flußgebiete bilden, und welche wir, mit dem Nordpolarocean beginnend, nach der Ordnung der Meere aufzählen, in welche sie sich münden.

a. Der Nordpolarocean empfängt:

1. Den Mackenziefluß, einen der größten Ströme des Nordens, der aus zwei Quellenflüssen bestehend, von denen der östlichere, der la Biche, Elk oder Athabasca, unter 52° 20′ nördl. Br., aus einem kleinen See, am Fuße des Mount Hooker, nur wenig Meilen von Columbia river entfernt, entspringt, nach Nordost strömend, von der linken die Wässer des kleinen Sclavensees, von der rechten den Pembina, und weiter unten, unter 56° 30′ nördl. Br. den Red-Willow- und Pelicanfluß und durch diese die Wässer des Croß-, Büffel- und schwarzen Bärensees in sich aufnimmt, durch den Athabascasee hindurch geht und durch diesen widerum die Wässer die Wollaston, schwarzen und weißen Sees empfängt, der westliche hingegen, der Unjigah oder Friedensfluß, westlich der Felsengebirge durch die Vereinigung verschiedener Abflüsse der Pikes und Mc. Leods-Seen mit dem Finlay river entsteht, ansehnliche Fälle bildend durch tiefe Schluchten der glänzenden Gebirge sich windet, östlich derselben durch den Nerf, Daim und großen Smokyfluß verstärkt, weiter unten von Süden, den Loonfluß in sich aufnimmt, unterhalb Vermillon einen bedeutenden Fall bildet und am nordwestlichen Ende des Athabasca-Sees sich durch mehrere Arme mit dem Elkriver vereinigt; — von hier aus nehmen die vereinigten Ströme den Namen des Sclavenflusses an strömen nach Norden

durch den großen Sclavenſee und verlaſſen im Weſten denſelben als Mackenzie. Nördlich vom Sclavenſee nimmt der Mackenzie den von Nordoſten kommenden Hornbergfluß, von Südweſt den Red-Knife, Trout und la Cacheriver und den großen, weſtlich der Felſengebirge entſpringenden, und durch den Itzehadze und Nahaney verſtärkten Turnagain oder Liardsfluß in ſich auf, empfängt von Oſten die Wäſſer des großen Willow-, Greaſy-, Schwarzwaſſer- und großen Bärenſees, von Weſten den Dahadiny und Peefluß, und ergießt ſich durch eine große, inſelreiche Mündung, unter 69° 14′ nördl. Br. in den Polarocean. — Hohe, mit Schnee bedeckte Gebirge begrenzen nach der Mündung zu, ſeine weſtlichen Ufer, und auch die vor und in derſelben liegenden Inſeln, von denen Garry-, Richard- und die Wallfiſch-Inſel, die anſehnlichſten ſind, ſind fortwährend mit Schnee bedeckt. — Der Lauf des Mackenzie von der Quelle des Athabasca bis zur Mündung, beträgt 430 Meilen.

2. Der Kupferminenfluß, der wie der vorige ſich als ſelbſtſtändige Strombildung kund gibt, obgleich er von geringerer Bedeutung iſt, entſpringt am weſtlichen Abfall eines unbedeutenden Hochlandes, unter 64° nördl. Br., ſtrömt urſprünglich nach Südweſten bis zum Cheeſadawſee, richtet, verſtärkt durch denſelben ſeinen Lauf nach Norden, empfängt die Wäſſer der Providence-, Snare-, Point-, Contwoyto- und Büffelſees, und mündet unter 68° 5′ nördl. Br. in den York Archipel. —

3. Back river, deſſen Lauf unbekannt iſt, mündet unter 67° 54′ nördl. Br. durch Bathurſt Inlet in den Coronation Golf. —

b. In Baffins-Bay münden, von Weſten:

4. Der Clydeſtrom, an der Küſte von Nord-Galloway, unter 70° 12 nördl. Br.

Von Oſten: eine Menge Fiords, deren nähere Angabe bei der Topographie Grönlands folgt.

c. In das Hudſonsmeer:

5. Der Churchill oder Miſſinnippi, deſſen Quelle der Biberfluß, aus dem kleinen Inſelſee in der weſtlichſten Ecke des Diſtrikts Engliſh river, unter 54° 30′ nördl. Br. entſpringt, zuerſt nach Oſten ſtrömt, die Waſſer einiger kleinen Seen in ſich aufnimmt, hierauf nach Nordoſten gewendet, den Duca-, la Croſſe- und Primeaufee durchſtrömt, als Miſſinnippi eine Kette kleiner Seen bildet, und bei Rouge Fort den Namen Churchill annimmt; von hier aus ſtrömt er nach Oſten, empfängt von Süden die Wäſſer des Biber- und Pelikanſees, vom Norden durch den Wapescow die des Wollaſton- und Hirſchſees, macht den anſehnlichen Kettlefall, vereinigt oberhalb Fort Nelſon durch den Burntwoodfluß ein Konglomerat von größern und kleinern Seen, mit dem Nelſonfluß, ſtrömt von Fort Nelſon aus nordoſtwärts in den Big- oder Indianſee, aus welchen er in zwei Armen wieder herauskommt, von denen der nördliche als Sealfluß den Mooſe-, Ta-da-cool-le- und Too-vot-aw-neyſee durchſtrömt, und ſich in den Hudſonsbuſen mündet, der öſtliche dem Sandyſee zufließt und aus dieſem, wiederum in zwei Arme getheilt hervortritt; der ſüdliche derſelben, den Namen Churchill beibehaltend, nimmt die Wäſſer des Wascayowſees in ſich auf, und beſchreibt bis zu ſeiner Mündung in die Hudſons-Bay mehrere reißende Fälle, der andere durchſtrömt den See Etance, bietet unterhalb deſſelben ebenfalls eine bedeutende Stromſchnelle und mündet oberhalb

Fort Churchill als Thakus Kaw. — Die Länge des Churchill beträgt 160 Meilen.

6. Der Nelson, ebenfalls ein bedeutender Strom, der durch die Vereinigung der beiden Arme des Saskatchawan gebildet wird, von denen der nördliche oder Bourbon river, unweit Acton-House, am Fuße des Felsengebirges, unter 52° 30′ nördl. Br., entspringt, seinen Lauf nach Osten wendet, und außer mehren kleinern Flüssen den Battle river, und den südlichen Arm in sich aufnimmt; der Letztere entspringt als Bull Pound river am Fuß des Königsberges, auf dem Gebiete der vereinigten Staaten, unter 48° 15′ nördl. Br., verstärkt sich durch den von West kommenden Askow und nimmt vereinigt den Namen Monkouwan, und später nach seiner Vereinigung mit dem, von Nordwest kommenden, Red-Deer river, den des Saskatchawan South Branch an; — verbunden durchströmen beide Flüsse mit nach Nordost gerichtetem Laufe den Fichten- und von diesem an südwestlich den Cedernsee, geht durch den großen Winipegsee, und führt nun als Nelson das Wasser dieses Sees, und durch einige Nebenflüsse die Wasser der Seen Cigne, Tisquiau und Assean, bei Fort York, durch die Ruppertsbay, dem Hudsonsmeere zu, nachdem er im ganzen eine Strecke von 200 Meilen durchlaufen.

7. Der Hill river oder Hayes, ein Abfluß des Pathapow Winepee-Sees, und durch einige Zubringer mit dem Holy-, Fishing- und Swampy-See in Verbindung, mündet südlich vom Fort York in die Ruppertsbay.

8. Die Severne besteht aus zwei Armen, von denen der westliche einen Abfluß des Winipegsees bildet, nach Osten durch den Adler-, Family- und Froschsee strömt, der südliche aus dem Savernsee abfließt, den St. Josephs- und Catsee als Cat river durchströmt, sich bei Severnhouse mit den erstern vereinigt, und nach Nordost laufend, von Süden den Deerfluß und den Abfluß des Troutsees, vom Norden den Biberfluß in sich aufnimmt, und bei Fort Severn sich in das Hudsonsmeer stürzt.

9. Der Albany wird durch die Abflüsse mehrer, im Norden des Obernsees liegenden Seen, namentlich des St. Ann, Maminiska, Langensees und Asimagoin und durch Vereinigung der Flüsse: South river, Caponcacawmistik, Necoucawmistik und Tickmeg Creek gebildet, ist, obgleich breit und tief, von nur unbedeutender Länge, und mündet in die Jamesbay des Hudson. Auf der in seiner Mündung liegenden Insel befindet sich das Fort Albany.

10. Der Moosefluß, Süd-Branch und Abbitibbe, drei zusammen bei Fort Moose in die Jamesbay mündende Flüsse, sind Abflüsse kleiner Seen im Norden des Obernsees, und entspringt der erste aus dem Missinabe, der letztere aus dem Abbitibbesee, ihr Lauf ist nur unbedeutend.

11. Der Rupertsfluß, auf der Eastmain, ein Abfluß des Mistassinniesees, mündet, westlich strömend, in die Jamesbay.

12. Der Slute oder Main Oriental oder Eastmain river auf der Eastmain, führt die Wasser des Uspinagawsees ebenfalls der Jamesbay zu, und steht durch kleinere, natürliche Kanäle, mit der Kette kleiner Seen in Verbindung, die sich längs der Grenze von Labrador nach Norden ziehen.

13. Der Koksakfluß, die Grenze zwischen Labrador und dem Distrikt Rupert river, entspringt in der Nähe des Mistassinniesees, unter 51° 45′ nördl. Br., wird durch die von Südwest kommenden Flüsse Smooth Rock, Seal und Kenogummise verstärkt, und führt die Wässer der Seen Coopishegaw, Copimescaw, Caniapuscaw, Machiston und Methy, der Ungavabay der Hudsonsstraße zu.

d. In den atlantiſchen Ocean mündet:

14. Der St. Lorenz, der große Abfluß der canadiſchen Seen, deſſen eigentlicher Quellenfluß der St. Louis, unter 48° 40′ nördl. Br., ſüdlich vom Regenſee entſpringt, zuerſt nach Süden, ſpäter aber nach Südoſten läuft, und in die Weſtbay des Obernſees mündet, beſteht aus einer Kette zuſammenhängender Seen, die, obgleich ſie Meeren gleichen, um das Stromgebiet dieſes Fluſſes richtiger beurtheilen zu können, als der oberſte Theil dieſes Stromes betrachtet werden müſſen, wenn auch der Name St. Lorenz nicht an ihren Ufern gehört werden ſollte, und die Verbindungen zwiſchen den verſchiedenen Seen andere Namen führen. Der St. Louis iſt, wie ſchon oben geſagt, der weſtlichſte Zufluß des Obernſees; aus dieſem ſtrömt das Waſſer durch den 20 Fuß hohen Fall St. Marie in den Huronſee, welcher zugleich durch die Waſſer des Michiganſees durch die Straße Makinas verſtärkt wird. Durch die Straße Sin Clair ergießt ſich der Huron in den kleinen See St. Clair, und aus dieſem durch die Straße Detroit in den Erieſee, von wo aus er durch den Niagara und deſſen weltberühmten Fälle in den Ontarioſee herabſtürzt. Bei Kingſton, unter 44° 20′ nördl. Br. tritt der St. Lorenz unter dem Namen des Sees der tauſend Inſeln aus dem Ontario, wendet ſich unter dem Namen Cataraqui nach Nordoſten, bildet die Inſeln St. Francis, des trois Chenaux, Long Sault, Bernard, de Chenal, St. Regis, und mehre kleinere, beſchreibt bis dahin einige bedeutende Fälle, unter welchen der Long Sault der gefährlichſte iſt; erweitert ſich nordöſtlich von den Fällen zu einem See, der den Namen St. Francis führt, vereinigt ſich durch den See der zwei Berge mit dem bedeutenden, von Nordweſten kommenden Ottawafluß, theilt ſich hier in drei Arme, von denen der ſüdliche ſich wiederum erweitert und den See St. Louis bildet, und umſchließt die bedeutenden Inſeln Perrat, Montreal, Bizard und Jeſus; — vom Südende der Inſel Montreal eingeengt, und von beiden Seiten mit hohen Granitufern eingeſchloſſen, macht der St. Lorenz hier den großen Fall la Chine, um welchen herum ein Kanal nach Montreal führt; erweitert ſich nordwärts von Montreal von neuem zum St. Petersſee, an deſſen weſtlichem Ufer eine Menge Inſeln zerſtreut liegen, und ſtrömt von dort, in bedeutenden Krümmungen nach Nordoſt bis Quebec, wo ſchon ſeine Mündung anfängt, durch die mitten inne liegende Inſel Orleans aber in zwei Kanäle, den nördlichen und ſüdlichen, geſchieden wird; unterhalb Orleans erweitert ſich der St. Lorenz zu einer großen Bay, die eine Unzahl von Inſeln bietet, und mündet zwiſchen Cap Montpellier im Norden, und Cap Chat im Süden bei einer Breite von 14 Meilen in den Golf St. Lorenz. — Der Lauf des ganzen Stromes vom Urſprung des St. Louis bis zu ſeiner Mündung beträgt 397 Meilen, von da an aber, wo er als St. Lorenz bezeichnet wird, vom See der tauſend Inſeln an, nur 109 Meilen; die Waſſermaſſe aber, die er dem Oceane zuführt, iſt ſtärker als die, welche dieſer durch den Miſſiſſippi erhält, und Darby berechnet ſolche auf 1.672.704.000 Kubikfuß in einer Stunde. Die vornehmſten Zuflüſſe des St. Lorenz, von Kingſton an, ſind, vom Norden her:

a. Der Ottawa oder Uttawas, ein anſehnlicher Strom, der ſeinen Urſprung aus den Labyrinthſeen, unter 48° 15′ nördl. Br. nimmt, 8 Meilen ſüdlicher durch den Temiscamingſee, und weiter unten durch den Metabetchuan-See ſtrömt, ſich hier mit dem von Nordweſten kommenden Montrealfluß vereinigt, und eine Reihe von Fällen und Stromſchnellen bildet, die in ſpätern Zeiten das benachbarte Land, wenn die Bevölkerung bis hierher vordringen ſollte, gar bald durch die reiche überflüſſige Waſſerkraft emporbringen wird; durch viele, in der Nachbarſchaft liegende Seen, die nur unbedeutende Tragplätze (Portages) zwiſchen ſich haben

könnte von hier aus leicht eine Verbindung zum Nippissing, und von dort, wo der Fluß sich zum Allumetsee erweitert, und die große Insel Black river umschließt, durch zwei Tragplätze, oder Stechung zweier kleiner Kanäle, eine Wasserverbindung mit dem Huronsee bewerkstelligt werden; im Towassip Albaford empfängt der Ottawa von Norden den R. du Moine, weiter unten, der Black river Insel gegenüber, von Nordosten den Black river, macht am südlichen Ende des Allumetsees einen großen Fall, und weiter unten eine, zwei Meilen lange Stromschnelle, erweitert sich dicht unterhalb derselben, seinen Lauf wie früher südöstlich fortsetzend, abermals zu einem See, der nach dem, von Nordosten einmündenden Fluß den Namen Coulongesee erhalten hat, theilt sich an dessen Südspitze in zwei Arme, die beide durch bedeutende Fälle durchbrochen werden, und umschließt die große, mit Bergen und dichtem Wald bedeckte Insel Grand Callumet; von hier beschreibt der Fluß drei lange, aber schmale Seen, Roche Fendre, des Chats und Chaudiere, die unter sich durch Engen von bedeutendem Fall verbunden werden, von denen die Fälle des Chaudiere, nach den Fällen des Niagara, die berühmtesten in Canada sind; bis dahin nimmt er von Süd und Südwest den Bonne Chaur, Madawaska und Mississippi, und Hull gegenüber den Rideau-Kanal und Fluß, von Norden her den Gatineaufluß in sich auf, ändert seinen Cours nach Ost-Nordost, bis zu seiner Mündung in den See der beiden Berge, und empfängt bis dorthin von Norden den R. aur Lievers, R. Petit Nation, Kingham und R. du Nord, von Süden eine Menge unbedeutender Flüsse und Creeks. Durch den See der beiden Berge mündet er bei der Insel Montreal in den St. Lorenz und endet dort seinen 110 Meilen langen Lauf.

b. Der St. Maurice, ein breiter Strom und Abfluß der Seen, die am Fuße der Landeshöhe, der Wasserscheide Canada's und des Hudsongebietes zerstreut liegen. Der See Oskelanaio ist die wahre Quelle des St. Maurice, welcher von dort bis zum Croßwaysee den Namen Meltalabolinefluß führt, von dort aber den des St. Maurice annimmt, mit ansehnlichem Fall in den Chawgois oder Ocoutsiousshtasee hinüber stürzt, von dort den Kickandatch durchströmt, und bis zu seiner Mündung seinen Lauf südöstlich beibehaltend, eine Menge kleiner Flüsse und Creeks und die Abflüsse verschiedener Seen in sich aufnimmt, eine fast fortwährende Reihe von Stromschnellen bildet und zwei Fälle macht, von denen der obere, bei la Tuque eine senkrechte Höhe von 60, der untere bei Grand des Pills eine Höhe von 20 Fuß hat. An der Ostseite des Städtchens Three Rivers mündet der St. Maurice, ist aber der vielen Schnellen und Inseln wegen nur für Boote stellenweise fahrbar.

c. Der Fluß Batiscan, welcher sich bei der gleichnamigen Ortschaft, der St. Anna, welcher zwischen St. Maria und St. Anna, und der Jacques Cartier, welcher St. Croix gegenüber mündet, sind kleine aber ziemlich breite Ströme und können mehre Meilen aufwärts mit Booten befahren werden.

d. Der Saguenay, ein wasserreicher Strom, der von der Landeshöhe herab rollt, einen südöstlichen Cours strömt, bis zum See St. John sieben Fälle von 10—35 Fuß Höhe macht, dort durch den See von Norden die Wasser des Mißlossiori und Paribocka, von Nordosten des Kacuathieue vom Süden des Ouiatchouanishflusses, den Abfluß des Bouchettesees, und die Flüsse Metabelchonem und Kinlepabrian in sich aufnimmt, als breite gefährliche Stromschnelle den See verläßt, beinahe östlich strömt, von beiden Seiten eine Unzahl kleiner Flüsse in sich aufnimmt, und bei Talousac in den St. Lorenz mündet.

Von Süden her strömen dem St. Lorenz zu:

aa. Der La Grasse river, Racket und St. Regis, aus dem Staate Neu-York

bb. Der Chateauguay, welcher in den See St. Louis mündet.

cc. Der Sorel, auch Richelieu oder St. John genannt, welcher bei William Henry das Waſſer des Champlainſees dem St. Lorenz zubringt.

dd. Der Yamaska, welcher in den St. Petersſee mündet.

ee. Der St. Francis, der durch drei Kanäle in die St. Francisbay des St. Petersſees mündet, und

ff. Der Chaudiere, welcher oberhalb Quebec, bei Neu-Liverpool mündet, und durch ſeine Fälle bekannt iſt.

15. Der Riſtigouche, die nördliche Grenze zwiſchen Neu-Braunſchweig und Nieder-Canada, wird durch die am Fuße des Quamquerticook Mounts und des Sugar loaf hill entſpringenden Flüſſe Waganſis, Troubleſome, Wembrook und Pſcudy gebildet, durchſtrömt einen felſigen aber reichen, und durch eine Menge von Bächen und Creeks durchſchnittenen Landſtrich in nordöſtlicher Richtung, nimmt aus Unter-Canada die Flüſſe Goummitz, Gaduamgouiehoue, Miſtoue und den großen Matapediac; aus Neu-Braunſchweig: den Mogabach, Gagouchigaouway und Upſalquiſh in ſich auf, macht oberhalb Mans Point, wo er durch eine Kette von Inſeln durchbrochen wird, mehrere Fälle, bildet hier die große nach ihm benannte Bay, und mündet zwiſchen Point Migouacha im Norden und Indian Point im Süden, in die große Bay Chaleurs.

16. Der Miramichifluß in Neu-Braunſchweig, ein kleiner, bis zur Vereinigung ſeiner beiden Zweige aber breiter ſchiffbarer Strom, mündet in die Miramichibay des Golfs von St. Lorenz.

17. Der St. John, der größte Fluß Neu-Braunſchweigs, entſpringt in Nieder-Canada, aus den Seen St. John und Ontastaquatgamook auf dem nördlichen Abfalle der Landeshöhe, welche den Staat Maine von Canada trennt; ſtrömt einen beinahe nördlichen Cours und nimmt nach ſeiner Vereinigung mit dem von Südweſt kommenden Daaquem den Namen Walloſtook an, ändert von hier bis zur Mündung des von Norden kommenden Madawaska ſeinen Lauf nach Nordoſt, beſchreibt von hier bis zum Raagaoubskihankfluß, unterhalb deſſen Vereinigung er einen großen, 75 Fuß hohen Fall macht, einen Bogen nach Südoſt, ſtrömt dann bis zu den Meductic-fällen, bis wohin er außer mehren kleinen Zuflüſſen von Weſten den Arooſtook, von Oſten den Salmon und Tobiquesfluß in ſich aufnimmt, beinahe Süd, ändert von hier bis zur Belle-Isle-Bay ſeinen Lauf nach Südoſt, dann bis zur Grandbay Südweſt, und mündet durch eine natürliche Schleuße in die Fundybay. — Seine ganze Länge beträgt 85 Meilen.

18. Der Schoodic, der Grenzfluß zwiſchen Neu-Braunſchweig und Maine, entſpringt oberhalb des Chiputnaticookſees, wo er denſelben Namen führt, in vielen Krümmungen nach Südoſten ſtrömt, bei den obern Fällen, nachdem er durch einen natürlichen Kanal die Waſſer der Schoodicſeen aufgenommen, den Namen Schoodic oder Scotic annimmt, und durch die Paſſamaquoddiebay der Fundybay zueilt.

19. Der Penobſcot, im Staate Maine, entſpringt aus zwei Quellenflüſſen an der Nordgrenze des Landes, von denen der öſtliche den Namen Matangamooktook, der weſtliche, welcher die Seen Cheſunkook, Matangamook und Bameolumpkok durchſtrömt, den Namen Pabookatnactook führt, nach ihrer Vereinigung von Oſten den Matawampkeag, von Weſten den Piſalaquis in ſich aufnimmt, nach Süden ſtrömt, den Kondeskeagfall macht, und als Inſelſee bei einer Breite von einer Stunde der Penobſcotbay zueilt. Schiffe von 60 Tonnen können 5 Meilen den Fluß aufwärts ſegeln, und bis Belfaſt Schiffe von 200 Tonnen gelangen. Oberhalb des Falles iſt er für Boote 15 Meilen weit fahrbar.

20. Der Kennebeck, im Staate Maine, beſteht wie der vorige aus zwei Aermen, von denen der öſtliche als Mooſe river den Mooſeheadſee durchſtrömt, der weſtliche als Dead river ſich mit dem erſtern vereinigt und nun den Namen Kennebeck annimmt; in vielen Krümmungen nach Süd und Südoſt ſtrömend, macht er den Karriotunkfall, und nimmt den Auſtin, Sandy, Weſſeronſaeg und Sebaſticook in ſich auf, nähert ſich dem Ocean und empfängt vor ſeiner Einmündung nach dem von Nordweſt kommenden Sagadahok oder Amariscoggin, der aus Neu-Hampſhire kommend, den See Umbagog durchſtrömt. Der Kennebeck macht außer dem obengenannten Fall mehre Katarakte und Schnellen, iſt aber bis zum Cuſhnoogfall, bis wohin die Fluth ſteigt, für Schiffe von 100 Tonnen fahrbar. Auch der Sagadahok hat mehrere Fälle, und der Pegepscutfall unterbricht die Schifffahrt auf demſelben.

21. Der Connecticut, der Hauptſtrom der Staaten Neu-Hampſhire und Connecticut, entſpringt aus einem Sumpf in den Hochlanden, welche Vermont und Neu-Hampſhire von Nieder-Canada trennen, unter 45° 10′ nördl. Br., ſtrömt einen ſüdlichen Lauf von 75—80 Meilen, und iſt bis Hartford, wohin die Fluth ſteigt, für Seeſchiffe, weiter hinaufwärts aber, wo ſein Lauf durch mehre Fälle und Schnellen unterbrochen wird, nur für Boote fahrbar. Er mündet zwiſchen Saybrook und Pipeſtave-Point, bei einer Breite von 500 Yards in den Long-Island-Sund.

22. Der Hudſon gehört ganz dem Staate Neu-York an, und wird durch zwei Quellenflüſſe gebildet, von denen der weſtliche im Kanton Herkimer, unter 44° 10′ nördl. Br. aus mehren kleinen Seen abfließt, und nach Südoſten ſtrömt, der öſtliche aber in Eſſer auf einem Landrücken entſpringt, nach Süden zu den Scroonſee durchſtrömt, unterhalb deſſelben einen Fall macht, und unter dem 43° 28′ nördl. Br. mit dem weſtlichen Arm ſich vereinigt. Von hier an ſetzt der Hudſon ſeinen Lauf in ſüdöſtlicher Richtung fort, macht die Hadley-, 1 Meile ſüdlicher die Jeſſups- und 2 Meilen weiter herab die Glen'sfälle, und ſtrömt von Albany an, bis zu ſeiner Mündung, in völlig ſüdlicher Richtung herab. — Unterhalb Albany wird der Fluß durch mehre Inſeln und Schollen unterbrochen, und hat eine Breite von einer halben Stunde, in den Hochlanden aber, wo hohe felſige Ufer ſein Ausbreiten verhindern, engt er ſich bis auf 5—600 Fuß ein; ſüdlich von da breitet er ſich von neuem aus und bildet die ſogenannte Haverſtrawbay, und geht weiter hin in den Tappanſee über, der eine Länge von 3 Meilen und eine Breite von beinahe 1 Meile, auch eine Tiefe von 6—7 Faden (36—42 Fuß) hat. Die Inſel Manhattan theilt nun den Hudſon in den Oſt- und Nordſtrom, von denen der erſtere die Oſtküſte der Inſel beſpühlt, und durch das Hellgate die Neu-Yorkbay mit dem Long-Island-Sund verbindet, der Letztere an der Weſtküſte der Inſel herabgeht, die Neu-Yorkbay durchſtrömt und zwiſchen Staaten-Island und Sandy Hook in den atlantiſchen Ocean mündet. Der ganze Lauf des Hudſon beträgt 65 Meilen, und ſteigt die Fluth in demſelben im Sommer 35 Meilen aufwärts bis zu den Flats, im Winter aber 37 Meilen bis zur Mündung des Mohawks. Im Sommer iſt ein Theil ſeiner Ufer öfters Ueberſchwemmungen ausgeſetzt, im Winter aber friert er ſelbſt in ſeinen Mündungen feſt zu, und die Bay von Neu-York kann nach Long-Island hinüber mit ſchweren Frachtwagen befahren werden. Bis zur Stadt Hudſon hinauf iſt der Strom für Seeſchiffe fahrbar, weiter hinauf bis zur Mündung des Mohawk können nur Jachten von 20 Tonnen Laſt gelangen und oberhalb Albany nur Segelboote, Bateaux und Flachboote, den ſeichten Fluß paſſiren. — Die Tributaries des Hudſon ſind, vom Weſten:

a. Der Sacondago, welcher im Kanton Warren entſpringt, und ſich durch die Desconta und die Waſſer des Piſekaſees verſtärkt;

b. Der Mohawk, der Zubringer des großen Eriekanals; er entſpringt im Kanton Oneida an der Oſtſeite des Jellisfondaberges, ſtrömt erſt 4 Meilen ſüdlich bis zum

alten Fort Stanwix, dann 28 Meilen östlich, durch ein fruchtbares, hier und da durch Felsen eingeschlossenes Thal, nimmt die Canada in sich auf und macht mit dieser einen 15 Fuß hohen Fall, vergrößert sich hierauf durch die Garoga, den Otsquaie und Shohari, macht dann bei einer Breite von 1.000 Fuß den großen 70 Fuß hohen Wasserfall Kohos oder Cohoez, unterhalb dessen eine 1.100 Fuß lange, auf 13 steinernen Pfeilern ruhende Brücke, beide Ufer des Flusses mit einander verbindet. Dicht unterhalb der Brücke umschließt der Fluß mehrere Inseln und mündet eine Stunde weiter, Lousingburgh und Troy gegenüber, $1\frac{1}{2}-2$ Meilen nördlich von Albany, durch drei Arme in den Hudson.

c. Der Katskill, ein kleiner, bei dem gleichnamigen Städtchen einmündender Fluß, und

d. Der Wallkill, im Kanton Ulster.

Von Osten münden in den Hudson:

e. Der Battenkill, welcher aus Vermont herüber strömt.

f. Der Housack, der, aus Vermont kommend, den Kanton Rensellaer durchströmt.

g. Der Fishkill, welcher im Kanton Dutcheß, Neu-Windsor gegenüber, mündet und

h. Der Kroton, der durch West-Chester in den Tappansee fällt.

23. Der Delawarefluß, der Chihohocki der Indianer, wird im Staate Neu-York durch die Vereinigung zweier Zweige gebildet, von denen der nördliche, der Mohawk- oder Cooqugo-Arm unter 42° 25′ nördl. Br. aus dem Ustayanthosee abfließt, einen südwestlichen Cours strömt, später aber nach Südosten herüber wendet und unter 42° nördl. Br. die pensylvanische Grenze durchkreuzt, $1\frac{1}{2}$ Meile von da den von den Katskillbergen herabkommenden Popachton-Arm in sich aufnimmt, nach seiner Vereinigung mit diesem, bis zum 41° 21′ nördl. Br. Südost bei Süd strömend, die Grenzen der Staaten Pensylvanien und Neu-York bildet, und bis dahin verschiedene Stromschnellen und Katarakte macht, unter denen die Cedar-Falls unter dem 41° 27′ nördl. Br., der Kuschitunk- und Butlersfall die bedeutendsten sind. An der Grenze des Kantons Sulivan und Orange nimmt der Delaware den Miagwink, und in Orange den Neversink in sich auf, wendet sich von hier Südwest nach den blauen Bergen, welche nach Neu-Jersey hinüber streichen, und deren Kette er durchschneidet, strömt dann in Krümmungen Süd bis zum 40° 32′ nördl. Br., von da Südost bis Bordentown, hierauf wiederum Südwest, bei Philadelphia und New-Castle vorbei, ändert eine Meile unterhalb des letztern Orts seinen Cours nach Südost in Süd und ergießt sich zwischen Kap May und Kap Henlopen, unter 38° 55′ nördl. Br. in den atlantischen Ocean. Vom 41° 21′ nördl. Br. bis herab zum 39° 50′ bildet er die Grenze von Pensylvanien und Neu-Jersey, von da bis zu seiner Mündung die Grenze des letztern Staates und Delaware. An Tributaries empfängt er aus Neu-Jersey: den Minisink, Flatt, Pawlins, Pecasset, Muskonetgung, Whitehaken, Burndmill, Neshachackaway, Looklong, Watchoak, Attibakhing, den Sandpink, unterhalb dessen Mündung er einen Katarakt macht, den Bish, Ancocus, Coopers, Timber, Manto, Raccoow, Oltman, Alloway, Cohansey und Morris, alles unbedeutende Flüsse, von denen keiner, trotz ihrer Breite, schiffbar ist; aus Pensylvanien: den Equimunk, Hollister, Lackawaxen, Shohola, den Bigbush, den Broadhead, Lehigh und den schönen 28 Meilen langen Schuylkill, und aus dem Staate Delaware: den Brandywine, Christianna, Apoquinimink, Blackbird, Duck, Jones, Motherkill, Mispilion, Cedar, Slaughter und Prince-Hook Creek. Bis Philadelphia trägt der Delaware die größten Seeschiffe; bis Trenton hinauf können aber Jachten, Dampfboote und größere flachbootige Fahrzeuge gelangen. Von Trenton aufwärts wird die Bootfahrt durch 14 Fälle und Stromschnellen, von denen außer den obengenannten, der Pewost-, Sarton-, Howell- und Corpellfall die ansehnlichsten sind, zwar gehindert, bei hohem Wasser aber nicht unterbrochen und die Produkte des Binnenlandes können zwei Drittel des Jahres ungehindert verschifft

werden. — Im letzten Winter hatte der Schauer damit die Gut-Schaffung zu thun, und heute war dieser wieder Vorsteher, bis der Tod ihn, wie den Meisterlosen, von seinem Amte abberief.

Der Schauermann, der Schauer, der Schauerherr, der Schauervorsteher und zwar Zunftschauer, heißt verschiedene Orte von Hessen durchkommen, und von Hessen durchkommen

über Havre de Grace, an seiner Mündung kann er mit Schiffen von 200 Tonnen Last befahren werden, bis zu den Bald-Friars-Fällen aber ist er für große Boote schiffbar.

25. Der Potowmak, welcher von seinen Quellen bis zur Mündung in die Chesapeakebay die Grenze zwischen Maryland und Virginien bildet, entsteht aus zwei Armen, von denen der nördliche, welcher den Namen Cohongoranto führt, an der Westseite der Backbone-Mountains, eines Zweiges der Alleghany's, in West-Maryland entspringt, sich durch den Styr, New-Creek und Paterson verstärkt, und mit dem Wappocomo, oder dem südlichen Arme, der am Fuße der Jacksonberge in Virginien seinen Ursprung nimmt, vereinigt. Von hier strömt der Potowmak mit nach Nordosten gerichtetem Lauf bis Cumberland, ändert dann seinen Cours in vielen Krümmungen nach Ost, bis zur Mündung des Conecocheague, eines großen Creeks, welcher von Pensylvanien herabkommt, wendet sich dann nach Südosten, wo er die von Südwesten kommende Shenandoah in sich aufnimmt, drängt sich durch die blauen Berge, und in derselben Richtung bei Georgetown und Washington vorbei, bis Alexandria; von hier richtet er seinen Lauf südwestlich bis New-Marlborough, Maryland-Point gegenüber, dann wieder nordöstlich bis Port-Tobacco, und von hier südöstlich bis zu seiner Mündung in die Chesapeakebay, zwischen Point Lookout im Norden und Smith's Point im Süden. Auf seinem gegen 50 Meilen langen Lauf, nimmt er außer den oben erwähnten Flüssen und Creeks folgende in sich auf, und zwar auf der Seite von Maryland: den Sauvage, George, Evits, den Sawmill, Flintstone, den 15 Milen-Creek, den Sideling Hill, Conoloway, Licking, Green Spring, den kleinen und großen Conecocheague, Antietam, den Cotocton, die Monococy, kleinen Seneca, Wats, Rock-Creek, und den East Branch oder die Anakostia, den Oxen, Broad, Piscataway, Matawoman, Chicomoxen, Nanjemy, den Tobacco und Wicomico river. Aus Virginien empfängt er: den Cacapon oder Capocapeon, die Shenandoah, den Goose- und Broad-Creek, den Occoquam, Chopowamsie und mehrere kleine Creeks von nur unbedeutendem Laufe.

Bei seiner Mündung ist der Potowmak 1½ Meile breit; 6 Meilen höher hinauf, bei Namonybay 1 Meile, bei Aquia ⅗ Meilen, bei Hallowingbay ⅓ und bei Alexandria ¼ Meile; an der Mündung hat der Strom 7 Faden Tiefe, an der St. George's Insel 5, von Swans Point bis Alexandria 4, und bis hinauf nach Georgetown 3 Faden. — Oberhalb Georgetown ist die Schifffahrt durch mehrere Fälle unterbrochen, und diese sind: die kleinen Fälle ⅗ Meilen von Georgetown, die auf ⅔ Meilen 36 Fuß und 8 Zoll Fall haben, durch einen Kanal aber umfahren werden können; die großen Fälle, 1¾ Meile höher hinauf, welche in einer Entfernung von ⅔ Meilen 76 Fuß Fall haben. Hier ist der Fluß 2.600 Fuß breit, doch nur an einer Stelle stürzt er eine senkrechte Höhe von 15 Fuß herab; auch hier umfährt man den Katarakt mittelst eines Kanals. Die Senecafälle sind 1 Meile oberhalb der letztern und bestehen in einer bloßen Stromschnelle, deren ganzer Fall kaum 10 Fuß beträgt, durch Aussprengen sind sie schon seit vielen Jahren schiffbar gemacht. — Zwölf Meilen höher hinauf sind, etwas unterhalb der Vereinigung der Shenandoah, die Shenandoahfälle, welche in einer Entfernung von ⅗ Meilen gegen 30 Fuß Fall haben, aber auch bereits so weit gereinigt sind, daß große, mit 200 Barrels Mehl beladene Boote von Cumberland aus bis zu den großen Fällen herunter gehen können. Gegenwärtig ist man noch im Begriff, den Potowmak und Ohio mittelst eines Kanals zu verbinden, dessen später noch gedacht werden soll.

26. Der Rappahannock in Virginien, entspringt am Fuße der blauen Berge, durch die Vereinigung des Hedgeman und Rapidan, und ist von dort an, wo er einen Fall bildet, bis zu seiner Mündung in die Chesapeakebay, zwischen Windmill- und Stinggray-Point, 24 Meilen weit schiffbar; er nimmt eine Menge nur unbedeutender

Creeks und Runs in sich auf, hat aber an seiner Mündung eine Breite von einer Meile und eine Tiefe von 6 Faden.

27. Der Jamesfluß, der wichtigste Strom Virginiens, welcher im Pendleton-Kanton, am Fuße des Jacksongebirges, unter 33° 25′ nördl. Br. durch die Vereinigung des Jackson und Carpenter gebildet wird, dort den Namen Fluvannah führt, durch den Craigs-, Catawber- und Looneys Creek von Südwesten, durch den Cow Pasture und North river aber von Nordosten verstärkt, die blauen Berge durchbricht, von Nordwesten her den Tye-, Rockfish- und Hardware river in sich aufnimmt, oberhalb Elk Island die Rivannah mit sich vereinigt, von hier den Namen Jamesriver annimmt, dicht oberhalb Richmond eine große Stromschnelle macht, dann den von Westen kommenden, und oberhalb Petersburg durch mehrere Katarakte unterbrochenen Appamatox, bei Dances Point den von Nordosten einmündenden, von Nordwesten herströmenden Chickahameny, und weiter unten von Süden den Nansemond und Elizabeth an sich zieht, und zwischen Old-Point-Comfort und Willowby-Point durch eine breite Mündung der Chesapeakebay zuströmt, hat innerhalb seiner Mündung, an seiner nördlichen Seite die Rhede von Comfort, auf welcher Schiffe auf eine Tiefe von 50—70 Fuß sicher ankern können. Fregatten können 7 Meilen den Fluß aufwärts bei Jamestown, und Schiffe von 125 Tonnen bis zu den Rocketts von Richmond gelangen. Auch die Tributaries des James sind schiff- und bootbar, der Appomatox trägt kleine Seeschiffe bis Petersburg, der Nansemond bis Suffolk, und an den Kayen von Norfolk können die größten Fregatten ungehindert anlegen.

28. Der Roanoke in Nord-Carolina, ein großer reißender Strom, wird durch zwei Quellenflüsse, den Smith- oder Staunton river und den Dan gebildet, die im Westen Virginiens entspringen und zwar der erstere am Abhange der Alleghany's im Kanton Montgomery, der südöstlich strömend von Westen die Wasser des Blackwater und Pigg, von Norden die des Otter, Falling und little Roanoke rivers an sich zieht, der letztere hingegen aus dem Kanton Patrik nach Nord-Carolina abfließt, sich dort durch den Buffaloe und Peters-Creek verstärkt, nach Osten strömt, von Norden den Mayo, Irvine und Banniſter, von Südwesten den Hyco-otee mit sich vereinigt, und in Halifax mit den Staunton den Roanoke bildet, welcher von hier aus, in südöstlicher Richtung strömend, in Nord-Carolina nur geringe Zuflüsse hat, und sich im innersten Winkel des Albemarlesundes ausmündet. Für Schaluppen und kleine Fahrzeuge ist er bis zu den Fällen oberhalb Halifax schiffbar; seine Quellenflüsse hingegen tragen nur Flachboote.

29. Der Tar oder Pamlico entspringt im Norden von Nord-Carolina, im Kanton Granville, wo er durch Zusammenfluß des Charlotte- und Hartline-Creek gebildet wird, nach Südosten strömend den großen Swift- und Fishing-Creek in sich aufnimmt, und nach einem Lauf von 28 Meilen in den Pamlicosund abfließt. Bis Washington 8 Meilen aufwärts ist er für Schiffe, die nicht über 9 Fuß Wasser ziehen, fahrbar, Flachboote aber können 10 Meilen weiter bis Tarborough gelangen.

30. Die Neuse, ebenfalls eine der Zuflüsse des Pamlicosundes entspringt im Kanton Person in Nord-Carolina, wird durch den Flatt river und Eno verstärkt, strömt einen südöstlichen Cours, nimmt außer mehreren Creeks von Norden den Littleriver und Coteckney, von Südwesten den Trent in sich auf, und mündet nach 30-meiligem Lauf in den Pamlicosund. — Seeschiffe von 9 Fuß Tiefe können bis Neu-Bern, 2½ Meilen den Fluß aufwärts gelangen, Boote aber 20 Meilen höher hinauf.

31. Der Cape Fearfluß, eine der besten inländischen Wasserstraßen Nord-Carolina's, besteht aus zwei Flüssen, den Nordwest- und Nordost-Cape-Fear, die sich etwas oberhalb Wilmington vereinigen, von dort nach Süden strömen und durch zwei Kanäle in's atlantische Meer münden, von denen der südwestlichste und ansehnlichste

dieſer Kanäle ſich zwiſchen Smith's- und Oakesinſel öffnet und auf der vorliegenden Barre bei niederm Waſſer 10 Fuß Tiefe hat; die neue Einfahrt iſt zwiſchen der Seeküſte und Smith's-Inſel und erlaubt Schiffen, welche 10 — 11 Fuß tief gehen, ohne Gefahr einzulaufen und 5 Meilen aufwärts bis Wilmington zu ſegeln; große Boote können 13 Meilen weiter bis Fayetteville, und noch kleinere bis Haywood.

Der Nordweſt-Cape-Fear wird durch den Zuſammenfluß des Haw und Deep gebildet, die beide für Boote 10 Meilen aufwärts ſchiffbar ſind, $1^1/_2$ Meile unterhalb ihrer Vereinigung durch den Buckhornfall unterbrochen werden, und weiter unten noch eine Stromſchnelle, den Smiliesfall machen, unterhalb deſſen er den von Nordweſten kommenden Black river in ſich aufnimmt.

Der Nordoſt-Cape-Fear entſpringt an der Nordgrenze des Kantons Dublin, ſtrömt in beinahe ſüdlicher Richtung, und iſt für kleine Seeſchiffe bis 4 Meilen oberhalb Wilmington, für große Boote 8 Meilen weiter bis South-Waſhington, und für Rafts bis Sarecto fahrbar.

32. Der Big-Pedee, welcher bei ſeinem Urſprunge den Namen Yadkin führt, iſt einer der bedeutendſten Ströme der beiden Carolina's; er entſpringt an der Oſtſeite der Alleghany's, an der Nordgrenze von Nord-Carolina, richtet ſeinen Lauf ſüdſüdöſtlich, 12 Meilen, vereinigt ſich 1 Meile unterhalb der Narrows mit dem von Weſten kommenden Rocky river, nimmt hier den Namen Big-Pedee an, durchſtrömt die Kantone Montgomery und Anſon und überſchreitet die Grenze von Süd-Carolina, ſetzt ſeinen Lauf in gleicher Richtung fort, bildet die Südgrenze von Marlborough, durchſtrömt Marion und Georgetown, und ändert bei Yahani-Fähre ſeinen Cours nach Süd, bis zur Stadt Georgetown, wo er mit dem Black, Waccamaw und Big-Sampitt die Winyawbay bildet, und durch dieſe, $2^1/_2$ Meilen unterhalb Georgetown, dem Meere zueilt. — Bei Salisbury iſt der Fluß 1.200 Fuß breit, doch 5 Meilen ſüdlicher wird er durch zwei Berge, the Narrows, bis 100 Fuß zuſammengedrängt; die dadurch erzeugte Stromſchnelle und Enge erſtreckt ſich gegen eine halbe Meile weit, und unterbricht die Schifffahrt, andere Schnellen ſind ſeit 1818 durch die Yadkin-Schifffahrtsgeſellſchaft von Wilkin C. H. bis Cheraw-Hill beſeitigt und der Strom bis zur Grenze von Süd-Carolina ſchiffbar gemacht worden.

33. Der Santee in Süd-Carolina, entſteht aus zwei Quellenflüſſen, den Congaree und Wateree, von denen der erſtere durch Vereinigung des Broad und Saluda river gebildet wird, die im Weſten Süd-Carolina's am Abfall der Tryon- und Nunie-Mountains entſpringen und bei Columbia zuſammenſtoßen. Der Wateree kommt aus Nord-Carolina, wo er als Catawbaw zwiſchen den Montague Hills und Brushy Mountains ſeinen Urſprung nimmt, durch eine große Menge von Creeks ſich verſtärkt, in Süd-Carolina den Namen Wateree annimmt, hier von Oſten die Creeks Sugar oder Shugaw, Bertly, Kemp, Cedar, Singleton, Beaver, White Oak, Gray-Quarter, Sanders, Pinetree, Town, Swift, Raſton Buck und Shanks, von Weſten den Mill, Crowders, Altiſon, Fiſhing, Rocky, Crooked, Dutchman, Coll, Sawney, den Jumping Guller, Spears und Cornal mit ſich vereinigt, bei Belleville mit dem Congaree den Santee bildet, ſich von hieraus nach Südoſten wendet, und durch zwei Arme, die unterhalb St. James eine große von vielen Bächen durchſchnittene Inſel umſchließen, ſich als Nord- und Süd-Santee in den Ocean mündet. Die Santee iſt bis Belleville hinauf ſchiffbar, der Congaree kann mit größeren Fahrzeugen bis Columbia, und der Wateree bis zum Gulf bei Camden, wo eine Stromſchnelle, die auf $^1/_2$ Meile gegen 90 Fuß Fall hat, die Schifffahrt unterbricht, befahren werden, und oberhalb der Fälle können große Boote bis Morgantown in Nord-Carolina gelangen.

34. Die Savannah, der Grenzfluß zwiſchen Süd-Carolina und Georgia, wird durch die Vereinigung des Tugelo und Keowee gebildet, die beide in dem

apalachiſchen Gebirge entſpringen, vereint einen ſüdöſtlichen Cours bei Petersburg vorbei ſtrömen, wo die Savannah den von Nordweſten kommenden Broad river, einen bedeutenden Strom in ſich aufnimmt, ihren alten Cours bei Auguſta, Ebenezer und Savannah vorbei verfolgt, und ſich unter dem 32° nördl. Br. durch den Tybeeſund in's atlantiſche Meer ergießt. Aus Süd-Carolina empfängt die Savannah eine Menge kleiner Creeks, unter denen der Johns und Stevens die bedeutendſten ſind; aus Georgien hingegen: den Beaverdam, den Broad oder Salwegee river, den Fiſhing, den Little, den großen Bryar, Tucaſakin, Ebenezer, Auſtins und Pipe maker's Creek. Für große Fahrzeuge iſt der Fluß, da er in mittler Höhe nur 16 Fuß Waſſer hat, nur bis zur Stadt Savannah, 3½ Meilen aufwärts ſchiffbar, Schiffe von 70 Tonnen und 100 Fuß lange Kielboote, die mit 80—90 Orthoſt Tabak beladen werden, können 68 Meilen weiter bis Auguſta gelangen, da der Fluß hier immer noch 750 Fuß breit iſt, und eine Tiefe von 10—16 Fuß hat. Etwas über eine Stunde oberhalb Auguſta wird die Schifffahrt durch Fälle unterbrochen, doch oberhalb dieſer gehen 30-tonnige Fahrzeuge bis Vienna, und Boote können bis zur Mündung des Tugelo gelangen.

35. Der Ogeechy in Georgia, entſpringt an der öſtlichen Grenze des Kantons Greene, durchſtrömt mit nach Südoſten gerichtetem Lauf das Innere Georgia's, nimmt eine Menge von Creeks und Flüſſen in ſich auf, unter denen der von Weſten kommende Cannouchee der bedeutendſte iſt, und mündet nach 40-meiligem Lauf durch den Oſſabawſund in den Ocean. Nur kleine Fahrzeuge können in ſeine Mündung gelangen, Flachboote hingegen trägt er bis Louisville.

36. Die Alatamaha in Georgia, entſpringt im Kanton Habersham, wo ſie den Namen Oconee führt, in ſüdlicher Richtung ſtrömend, ſich durch den Crooket, Town und Boron Creek verſtärkt, an der Grenze von Tatnel ſich mit dem anſehnlichen Oakmulgee verbindet und hier den Namen Alatamaha annimmt, ihren Cours nach Südoſten wendet, nach 50-meiligem Lauf unterhalb Darien ſich theilt, und durch den Alatamaha- und den St. Simonsſund ſich in's atlantiſche Meer mündet. Bis Darien trägt ſie Seeſchiffe, für Fahrzeuge von 30 Tonnen iſt ſie bis Milledgeville ſchiffbar, und Boote können auf dem Oconee 60 Meilen aufwärts gelangen.

37. Der St. John, der Hauptfluß von Oſt-Florida, entſpringt aus dem Mayaca- oder Eſpiritu-Santo-See, unter dem 26° 40′ nördl. Br., verfolgt faſt während ſeines ganzen Laufes einen nördlichen Cours, breitet ſich zu Zeiten zu kleinen Seen aus, von welchen der St. Georgeſee der bedeutendſte iſt, beſchreibt bei Rollstown einen weiten Bogen nach Oſten, ſetzt von Poppa und Piccolata aus bis Jackſonsville ſeinen frühern Cours, bei einer Breite von ½ Meile, gerade Nord fort, wendet ſich von hier nach Oſten, und ergießt ſich bei St. Mateo unterm 30° 36′ nördl. Br. in's atlantiſche Meer. Bis zum St. George iſt er für Schiffe, die 9 Fuß Waſſer ziehen, zugänglich, Boote aber trägt er bis zum Valdez und Monroeſee.

e. In das colombiſche Mittelmeer oder den Golf von Mexiko münden:

38. Der Apalachicola, der Hauptfluß Weſt-Florida's, wird durch die Vereinigung des Cattahouchy und Flint gebildet, von denen der erſtere im Kanton Habersham, Georgia, entſpringt, nach Südweſten ſtrömt, aus Rabun den von Weſten kommenden Chota river, und weiter unten den, die Oſtgrenze der Cherokees bildenden Cheſtatee in ſich aufnimmt, hierauf ſeinen Cours nach Süden wendet, von Oſten den Indian, Tomahawk, Cuſſeta und Pulauta, von Weſten den Cedar, Owl, Uchee, und Pallachuchee Creek empfängt, an der Grenze von Florida, bei Britiſh Fort den Flint in ſich aufnimmt, und mit ihm vereinigt als Apalachicola Florida

durchſtrömt. Der Flint entſpringt ebenfalls in Georgien, an der Südgrenze von Dekalb, ſtrömt bis zu den Fällen oberhalb Early Courthouſe, mit den Cattahouchy parallel, empfängt bis dahin von Oſten außer mehren unbedeutenden Flüſſen den kleinen und großen Beaverdam-Creek, von Weſten den Moculee und Zichapooney, wendet ſich von hier ſüdweſtlich bei Bainbridge und Fort Scott vorbei, nimmt vorher den von Nordweſten kommenden Chickaſaw in ſich auf, und vereinigt ſich mit dem Cattahouchy. Der Apalachicola empfängt in Florida den, den Hortsſee durchſtrömenden Chipola, und ergießt ſich durch eine mehrfache Mündung in den St. George'sſund. — Sein ganzer Lauf bis zu den Quellen des Cattahouchy beträgt 108 Meilen, doch nur bis Bisfluenz können Fahrzeuge, die nicht über 6 Fuß Waſſer bedürfen, gelangen, weiter aufwärts können ſeine beiden Arme nur mit Booten befahren werden.

39. Der Mobile in Alabama, welcher in die gleichnamige Bay mündet, hat zwei Quellenflüſſe: den Alabama und Tombigbee, welche ſich oberhalb Fort Stoddart mit einander vereinigen, 1½ Meile ihren Lauf als Mobilefluß fortſetzen, ſich dann in drei Arme zertheilen und eine Menge größerer und kleinerer Inſeln umſchließen, und als Mobile, Middle river und Tenſaw der Mobilebay zuſtrömen. — Der Alabama entſpringt im Gebiete der Cherokees in Georgia, wird durch die beiden Quellenflüſſe Cooſa und Tallapooſa gebildet, die ſüdlich ſtrömend bei Fort Jackſon zuſammenſtoßen, richtet von hier aus ſeinen Lauf nach Südweſten, empfängt von Nordoſten den Autauga und Mulberry-Creek, den großen Cahawba river, den Bogue Chito, Fosters, Beaver und Bear-Creek, von Süden den Catama, Pintelata, Letohachy, Ceder, Pine Barren, und mehre andere kleine Zuflüſſe, und ſtrömt den Tombigbee zu; dieſer entſpringt im Staate Miſſiſſippi, richtet ſich ſüdöſtlich bis Demopolis, wo er ſich mit dem von Norden kommenden Black Warrior oder der Tuscalooſa vereinigt, bis dahin von Oſten den Lurapatilla, Lookſookpallah, Kincades und Sipſey, vom Weſten den Quibby, und weiter unten den Bouge Toogoloo, den Okechie, Killbuck, Oackluppa, Talmoonee, Sinta Bogue und Johnſon's-Creek in ſich aufnimmt, und von Demopolis aus bis zur Vereinigung mit dem Alabama gerade Süd ſtrömt.

Der Tombigbee hat einen Lauf von 95 Meilen, und bildet mit dem Black Warrior ein fahrbares Waſſerſyſtem von 190 Meilen. Der Alabama iſt völlig ſchiffbar, und auch ſeine Zuflüſſe die Cooſa, Sallapooſa und die Catawba, können mit Booten bis an ihre Fälle befahren werden.

40. Der Pascagoula im Staate Miſſiſſippi, hat zwei Quellenflüſſe, den Chickaſawhay, welcher im Lande der Choctaws bei Yakuneetown entſpringt, dort den Namen Oaktibbehaw führt, erſt Südweſt dann Süd ſtrömt und mit dem von Norden kommenden Buckatanny vereinigt den Namen Chickaſawhay annimmt, und den Leaf, welcher im Kanton Simpſon entſpringt, durch den Sun und Leafridge-Creek, den Huſhlupbatcher und Tally Hoomafluß verſtärkt, einen ſüdöſtlichen Cours ſtrömt, im Kanton Green mit dem vorigen den Paſcagoula bildet, von hier aus nach Süden ſtrömt, mehre Werder umſchließt, von Weſten den Black und Reed, von Oſten den Escatappa in ſich aufnimmt, und durch mehre Arme durch die gleichnamige Bay in den Golf von Mexico mündet. — Der Pascagoula iſt mit ſeinen Zuflüſſen gegen 50 Meilen aufwärts fahrbar.

41. Der Pearl im Staate Miſſiſſippi, entſpringt im Lande der Choctaws, unter 32° 52′ nördl. Br., ſtrömt bis zu den Fällen in ſüdweſtlicher Richtung, von da aber ſüdlich und ſüdſüdöſtlich, empfängt von Oſten außer mehre Creeks den anſehnlichen Strong river, von Weſten den Copiah, Bahala, Bogue Luſa, Black und Bogue Chitto, und mündet durch drei Arme, die mehre fruchtbare Werder umſchließen, theils in den Pontchartrainſee, theils in den Kanal, welcher den Pontchartrain mit dem See Borgne

vereinigt. Der Pearl ist über 40 Meilen schiffbar und hat hinlängliche Tiefe, die Mündung aber ist verschlämmt und hat nur 7 Fuß Wasser.

42. Der Mississippi, der Vater der Ströme, der wichtigste Fluß Amerika's, bildet unstreitig das größte und verbreitetste Wassersystem des ganzen Erdballs, da er mit seinen verschiedenen Armen und Zuflüssen zwei Drittel der gesammten vereinigten Staaten bewässert, und durch ihn mit leichter Mühe, wie auch bereits theilweise geschehen, eine Inland-Verbindung des ganzen Nord-Amerika hervorgebracht werden könnte. Das Stromgebiet des Mississippi umfaßt einen Flächenraum von 68.000 □M., und zwar gehören zu demselben:

vom Missouri, dem Missourigebiete und dem westlichen Binnenlande zwei Drittel	50.450
von dem nordwestlichen Gebiete, die Hälfte	3.500
der ganze Staat Illinois, in runder Summe	2.500
von Indiana, neunzehn Zwanzigstel	1.540
von Ohio, vier Fünftel	1.485
von Pensylvanien, ein Drittel	675
von Neu-York, ein Hundertstel	25
von Maryland, ein Hundertstel	5
von Virginien, zwei Fünftel	1.220
von Nord-Carolina, ein Fünfzigstel	45
von Süd-Carolina, ein Einhundertfünfzigstel	9
von Georgien, ein Hundertstel	28
der ganze Staat Kentucky	1.920
ganz Tennessee	2.035
der Staat Mississippi, ein Drittel	770
von Louisiana, zwei Drittel	1.560
in ganzer Summe:	67.767 □Meilen.

Die Quellen des Mississippi, nach welchen schon viele Reisende vergeblich forschten, wurden durch Hr. Schoolkraft, der im Auftrag seiner Regierung eine Reise nach demselben unternahm, den 13. Juli 1832 entdeckt, und das Plateau, auf welchem der Mississippi, der Lorenzstrom und der in den Winnipegsee fallende Red river entspringen, ist unstreitig der merkwürdigste Zug in der Hydrographie Amerika's. Es ist das Tafelland zwischen den Gewässern der Hudsonsbay und des mexicanischen Golfs, und auf ihn entspringen zugleich die entferntesten Zuflüsse des St. Louis, der die ganze Kette der unter 14 angeführten Seen durchlaufend, als Quelle des großen St. Laurenz betrachtet werden muß. An Ort und Stelle führt der Landrücken, der das Mississippithal und den Red river scheidet, dort wo man vom Lac Plaie zum Ottertailsee hinübergeht, den Namen Hauteur des Terres Mountains, wendet sich von dort nördlich, nur die Zuflüsse des Rivière des Corbeaux von denen des Red rivers zu trennen, und erstreckt sich über beide Zweige des Mississippi, durchsetzt den westlichen bei den kleinen Felsenfällen (little rock falls), zieht sich nordwestlich vom Lac Traverse und dem Turtlesee, und läßt sich in der Wasserscheide zwischen dem Turtle- und rothem See abermals wieder erkennen (Schoolkraft Narrative, etc. New-York 1834).

Der Mississippi entspringt aus dem Itascasee, einer klaren durchsichtigen Wasserfläche, die von unregelmäßiger Form eine Ausdehnung von $1\frac{3}{4}$ — $1\frac{1}{2}$ Meile hat, unter 47° 11′ nördl. Br. und fließt in einer Breite von 10 — 12 Fuß, und einer Tiefe von 12—18 Zoll als West Fork des Mississippi nach Norden ab, empfängt unter

47° 24′ den kleinen von Südoſt kommenden Cano river, vereinigt ſich ſüdlich vom Irvingſee mit den von Süden kommenden Plantagenian oder der South Fork des Miſſiſſippi, deren Quelle, der Uſawaſee, nur 6 engl. Meilen nordöſtlich vom Itascaſee entfernt iſt, durchſtrömt vereint den Irvingſee (unter 47° 38′ nördl. Br.), fällt aus dieſem in den Lac Traverſe, und ſtrömt von hier Oſtſüdoſt nach dem Caßſee ab, in deſſen oberen Theil der von Nordweſt kommende Turtleſluß mündet, der unter 47° 50′ nördl. Br. aus dem Turtleſee abfließt, auf ſeinem nur 6 geogr. Meilen langen Laufe nicht weniger als zehn kleinere und größere Seen bildet, und früher für die Hauptquelle des Miſſiſſippi gehalten wurde. — Dies iſt der ſchwache Urſprung des mächtigen Stromes, der vielleicht mehr Grade der Breite durchſtrömt, als irgend ein anderer Fluß in der Welt, und deſſen Länge man, vom Itascaſee bis zur Belize nicht unter 632 geogr. Meilen (3.160 engl. Meilen) anſchlagen kann; deſſen Quelle 160 Fuß über den Caßſee und 1.490 Fuß über den atlantiſchen Ocean erhaben liegt, und der, aus einem ſchweren und ausgedehnten Bette von Diluvialboden entſprungen, über Urgeſtein lagert, ſich gar bald eine tiefere Bahn eingräbt, vom Caßſee öſtlich ſtrömend in den Winnipecſee hinüber geht, von dort nach Südoſt ſich wendend, den kleinen Winnipec durchfließt, durch die Leech-Lake-Fork die Waſſer des Leech-Lake (Blutegel-See's) an ſich zieht, gegen 60 geogr. Meilen weit über Urgeſtein läuft, bis er in den Fällen von St. Anthony und Pukaigama über die kohlenhaltige Kalkſteinformation hinabſtürzt, die unterhalb dieſer Punkte ſo weit ſich ausdehnt und ſo reich an Mineralien iſt. Bis dahin empfängt der Miſſiſſippi von Oſten aus dem Nordweſt-Gebiete den Wildoats- und Meadow-River, den Abfluß des Sandy- und Red-Cedar-Sees, den Muddy- und Skrub-Oak, unterhalb deſſen er einen Fall macht, den Back, St. Francis und Rum, beſchreibt hier den 58 Fuß Fall habenden St. Anthonys Katarakt, und bildet nach Aufnahme des St. Croixfluſſes den ſchönen See Pepin, an deſſen unterem Ende er die Gewäſſer des Chippewayfluſſes aufnimmt. 18 Meilen weiter unterhalb mündet der Ouisconſin und aus dem Staate Illinois der Rock river und Illinois, einer ſeiner bedeutendſten Zuflüſſe, nach deſſen Vereinigung er mit dem Miſſouri zuſammenfließt, mit einem Fluß, der in Hinſicht ſeiner Wichtigkeit bisher mit Unrecht dem Miſſiſſippi nachgeſetzt wurde, da er von ſeinen Quellen bis zur Vereinigung mit dem Miſſiſſippi doppelt ſo lang als jener iſt. Vom Weſten empfängt der Miſſiſſippi: den Pine river, de Corbeaux, den Elk, Sack, Crow, St. Peters, Cannon, den obern Jaway, Gayard, Yellow, Turkey, Tete de Mort, Wapiſapinacon, den untern Jaway, den Moyen, Wyaconda und Salt-River. — Unterhalb der Vereinigung mit dem Miſſouri empfängt der Miſſiſſippi aus Illinois: die Cahoika, den Kaskaskias, den großen über 200 Meilen langen Ohio, welcher Illinois von Kentucky ſcheidet; aus Kentucky: den little Obion und Bayou Deſhe; aus Tenneſſee, den Redfoot, großen Obion, Forked Deer river, Big Hatchee und Wolf; aus Miſſiſſippi: den Yazoo, Big Black, Tallahala, Homochito und Bufaloe; von Weſten unterhalb der Mündung des Miſſouri, den Merrimack; aus Arkanſas: den St. Francis, White river und Arkanſas; in Louiſiana vom Weſten den Red river, nach deſſen Aufnahme ſich der Strom in mehre Arme theilt, von denen der weſtliche als Atchafalaya river, die andern als Bayous oder natürliche Kanäle dem Golfe zueilen, und das Land in mehrere große Inſeln durchſchneiden, von denen Point Coupée, Lafourche und Orleans die bedeutendſten ſind. Der Hauptſtrom des Miſſiſſippi ſtrömt bei Neu-Orleans vorbei und mündet durch fünf Päſſe: den Paß à Loutre, Belize oder Nordoſt-Paß, den Süd- und Südweſt-Paß in den Golf. Alle dieſe Mündungen ſind ſo verſchlämmt, daß nur Schiffe, die nicht mehr als 12 — 16 Fuß Waſſer ziehen, durch dieſelben gelangen können; jenſeits der Mündungen aber trägt der Strom Schiffe von 800 Tonnen.

Das Becken des Miſſiſſippi entwickelt im größten Maßſtabe die Wirkung des

fließenden Waſſers auf der Oberfläche eines großen Continents, und kein Fluß erläutert das Geſetz, daß eine Vermehrung der Waſſermaſſe keine verhältnißmäßige Zunahme der Breite zur Folge habe, ja oft von einer Verringerung des Bettes begleitet ſey, auf eine anſchaulichere Weiſe, denn bei der Vereinigung mit dem Miſſouri iſt er über 3.000 Schritte breit, wovon etwa der dritte Theil auf den erſtern kommt; von da an aber bis zur Mündung des Ohio beträgt ſeine Breite nur etwa 1.500 Schritte; auch die Vereinigung mit dem Ohio, St. Francis, dem weißen Arkanſas und rothen Fluſſe bringt nur eine höchſt unbedeutende Vermehrung der Breite hervor, und obgleich einige Stellen in ſeinem mittleren Laufe vorkommen, wo er ſich eine engliſche Meile, ja noch weiter ausbreitet, ſind dieſes doch nur Ausnahmen ſeiner unbeträchtlichen Durchſchnittsbreite, die bei Neu-Orleans nur etwa 1.200, bei Fort Plaquemine 1.500 Schritte beträgt. — Der obere Lauf des Miſſiſſippi, welcher an den St. Anthonys-Fällen endet, führt durch einen Boden, der aus den Trümmern von Granitfelſen und anderem Urgeſtein beſteht, die früher durch Meeresfluthen gebrochen, hier in einzelnen Erhöhungen und merkwürdigen Landrücken aufgeſchichtet wurden, wie ſie noch jetzt den äußern Anblick des Landes bezeichnen. Nur durch die Wirkung des Waſſers konnten dieſe Veränderungen vor ſich gehen, denn nur dieſes allein konnte ſolche Maſſen zerreiben und zertrümmern; in welcher Art und Weiſe aber das Waſſer ſich hier verlor, dieſe Forſchung wäre gewiß nicht ohne Intereſſe, und einen Fingerzeig hierüber kann die Art geben, wie die größten und ſchwerſten Trümmer aus ihrem urſprünglichen Orte fortgeführt wurden, da merkwürdigerweiſe nämlich dieſe Maſſen immer kleiner werden, je weiter man den Miſſiſſippi hinabgeht, ſchon in den weiten Ebenen des Mittellaufs ſeltener werden und am unteren Laufe ganz verſchwinden (ſ. die Ströme der Erde. Ausland 1835).

Das Thal des Miſſiſſippi, welches unterhalb der Fälle beginnt, iſt eine ausgedehnte Alluvialebene, die zu beiden Seiten von langen, ſenkrecht abfallenden Bergreihen, ſogenannten „Bluffs“ begrenzt werden. Dicht unterhalb der Einmündung des Ohio iſt dieſe Ebene von 6 — 10 geogr. Meilen breit, wieder abwärts erweitert ſich aber dieſelbe aufs Dreifache. Die Bluffs der Oſtſeite der Ebene, von den St. Anthonysfällen bis zur Mündung des Ohio ſind ſenkrecht abſchneidend. Kalkſtein und Mergellager, auf der Weſtſeite bis dahin theils Sandſtein-, theils Muſchelkalkbänke, weiter abwärts, im Oſten Kalkſteinfelſen, wie die vier Chikaſaw-Bluffs, im Weſten terraſſenförmige Thon- und Mergellager, die weſtlich, wie unterhalb Neu-Madrid, von einer Granitkette begrenzt werden. Von der Mündung des Illinois bis zu der des Ohio durchſchneidet der Miſſiſſippi die Mitte der Ebene, in gleicher Entfernung von den beiderſeitigen Bluffs, vom Ohio an aber bis Neu-Madrid drängt er nach Weſten, unterwäſcht den Fuß der hohen ſteil abfallenden Ufer, und ſchwemmt nach Oſten zu nun Ländereien an; ſüdlich von dieſem Punkte durchwühlt er abermals die Mitte der Ebene und drängt von der Mündung des St. Francis an, von wo aus alle große Nebenflüſſe von der Weſtſeite einfließen, und eine abſchüſſige Maſſe von Thon und Sand auf dieſer Seite des Thales abgelagert haben, nach Oſten vor, und kommt von dort an bis zu ſeiner Mündung niemals wieder mit den weſtlichen Felſenbluffs in Berührung; fortwährend werden die öſtlichen Kalkſteinfelſenufer vom Miſſiſſippi unterwaſchen, und langſam aber unabläſſig dringt der Fluß nach Oſten vor. —

Von ſeinem Urſprung bis zur Mündung des Ohio gleicht der Miſſiſſippi in ſeinem Laufe allen andern großen Flüſſen, von dort an aber beginnt ſein Wühlen, als wäre er erſt im Begriff ſich einen Lauf zu erzwingen, ein neues Bett ſich zu bahnen; beſchreibt von hier aus auf ſeinem Laufe ungeheure gleichmäßige Curven, und zwar auf eine ſo regelmäßige Weiſe, daß die Schiffer und Indianer die Entfernungen danach berechnen. Jeder ſolchen Krümmung gegenüber findet ſich eine Sandbarre, deren auswärts gebogene

Form der inneren Seite der Krümmung genau entſpricht, und indem nun der Fluß dieſe Krümmungen immer tiefer ausgräbt, kehrt er oft in ſeinem Laufe ſo weit gegen einen frühern Punkt deſſelben zurück, daß man nach einer Fahrt von 5 — 6 geogr. Meilen, oft kaum eine halbe Stunde von dem Punkt entfernt iſt, von dem man abfuhr, und öfters durchbricht bei hohem Waſſerſtande der Strom die ſchmale Landzunge, bildet durch dieſen „Abſchnitt“ („cut off“ der Anwohner) eine neue Inſel, und ſtrömt mit reißender Schnelligkeit durch dieſes neue, in wenig Tagen, ja oft nur Stunden zu 80 — 100 Fuß tief ausgehöhlte neue Bett. — Von der Mündung des rothen Fluſſes an, von wo das Delta des Miſſiſſippi beginnt, löſen ſich zu beiden Seiten des Fluſſes Aerme oder Bayous vom Hauptſtrom ab, die alle wieder unter ſich und mit den Moräſten und vielen kleinern und größern zwiſchenliegenden Seen, durch natürliche Kanäle verbunden, alle zum Inundationsſyſtem des Miſſiſſippi gehören, und in ihrem höheren oder niederen Waſſerſtande von dem des Hauptſtromes abhängen. Die mittlere Tiefe des Fluſſes beträgt 130 Fuß, wächſt aber bei hohem Waſſer einige 20 Fuß höher an und beträgt zu jener Zeit bei Neu-Orleans 168 Fuß. – Das Anſchwellen des Miſſiſſippi beginnt Mitte Januar und dauert bis Anfang Junius; von da an fällt er, und im Oktober ſteht er am niedrigſten. Zur Zeit ſeines jährlichen Steigens tritt er aus ſeinen Ufern, und nimmt, vom Einfluß des Ohio bis zu ſeiner Mündung, eine Breite von 4 — 5 Meilen ein, ſetzt, wenn er ſeine Ufer überſchwemmt, Schlamm und Sand ab, den er in Menge mit ſich führt, und gleicht in ſeinem Delta, nach Lyell (Principles of Geology, third edition, Vol. III, pag. 358), eher denen, die ſich in Binnenſeen bilden als im Meere, da Ebbe und Fluth, obgleich ſie bis Neu-Orleans, 21½ Meilen von ſeiner Mündung reichen, im ganzen merikaniſchen Golfe nur ſchwach ſind. Die gröbern Theile ſeiner, mit der Fluth herabkommenden Erdmaſſen, fallen zuerſt nieder, und der ſtärkſte Abſatz derſelben findet ſich in der Nähe der Ufer, wo er am ſandigſten iſt; die feineren Theilchen werden weiter fortgeführt, und bilden einen harten, fettigen, ſchwarzen Boden, daher iſt auch das, von dieſem Fluß angeſchwemmte Land unmittelbar am Ufer am höchſten, und fällt wie ein natürliches Glacis nach beiden Seiten ab. So erklärt es ſich, weshalb der Miſſiſſippi ganz im Gegenſatz gegen andere Flüſſe, welche mit ihren getheilten Armen eine weite Landſtrecke umfaſſen, vielmehr eine große Landzunge ins Meer vorſchiebt, die, nur ſeit Neu-Orleans gebaut wurde, ſich ſchon um mehre Meilen verlängerte — Als Waſſerſtraße betrachtet, iſt der Miſſiſſippi ſchon jetzt der wichtigſte Fluß der Welt, und einſt, wenn Nordamerika noch weiter in der Kultur fortgeſchritten ſeyn wird, die unermeßlichen Binnenländereien ſich der Landwirthſchaft eröffnet haben werden, wird er, und durch ihn Neu-Orleans, die Achſe ſeyn, um welche ſich der Handel der ganzen weſtlichen Welt drehen wird. — Von ſeinen Zuflüßen berühren wir hier nur den Miſſouri und Ohio, von denen der erſte:

a. Der Miſſouri am Fuße der Felſengebirge, unter 44° nördl. Br. entſpringt, und durch den Zuſammenfluß des Jefferſon, Madiſon und Gallatin gebildet wird, einen nördlichen Cours ſtrömt, und vom Weſten her den Gooſe, Pryor, Ordway, Dearborn und Skishaquaw, von Oſten den Smith in ſich aufnimmt, von hier ſeinen Lauf nach Nordoſt verändert, unterhalb der Mündung der Medicin-Fork einen 170 Fuß hohen Katarakt macht, von Weſten ſich durch den Tanſey, von Norden durch die Maria, den Stone Wall, Thomſon, Turtle, Windſor, North-Mountain, Taapat, Wiſer, Bratton, Gibſon, Pine, Warner, Milk, Ayalia, Porcupine, Martha, Iber, White Earth, Hallſtrand, Great Penn, Orion und Miry ſich verſtärkt, von Süden bis dahin den Portage-Creek, den Snow, Slaughter, Bighorn, Judith, St. Mount, Little Dog, Muscle Shell, Burnt Lodge, White Beard, Snik Lodge, den Big- und Little Dry, den Indian, den 2.000 Milles Creek, den gegen 100 geogr. Meilen

langen Yellow-Stone, Eddy's und den kleinen Missouri in sich aufnimmt, bei dem alten Fort Mandan sich plötzlich nach Süd wendet, wo ihm von Osten her der Shepherd, Fish, Warreconne, Sarharne, Stone, Idol, Otter und Smoke, von Norden und Nordosten her der Red Stone oder James, der White Earth und die drei Pässe des Sioux, der Floyd,-Soldier, Boyes, Musquito, Nishnahatona, Naudoway, Türkis und Little Platte zuströmen, und empfängt von Westen den Knife, Chechetar, Heart, Cannon Ball, Maripa, Wetarhoo, Sawarcarna, Sentinel, Shienne, Teton, Turkey, Corbus, White, Poncora, den Quicourt oder Running Water, White Point, Warrandysenche, den großen Platte oder Nebrasca, den Weeping, kleinen und großen Nemawhaw, den Loup und Independence, und den großen Kanzas. Im Staate Missouri verstärkt sich der Strom von Norden durch den Tyger, Waconda, Grand, Chariton, Good Woman, Monitou, Rock, Cedar, Charette und Osage Woman, von Süden durch den Salt, Mine, Osage, Gasconade, den Buffaloe, St. John, Wood und Bonhomme und vereinigt sich im Camp Bellefountain mit dem Mississippi. — Das Wassersystem des Missouri und seiner schiffbaren Zuflüsse verbreitet sich über 3.000 Meilen, und nach Will. C. Preston's Tabelle ist der Missouri 659½, der Gasconade 40, der große Osage 120, der Mine 10, der Chariton 6, der Grand 120, der Kanzas 240, der Naudoway 20, der Nemawkaw 6, der Platte mit seinen Zuflüssen 400, der little Sioux 12, der Floyds 8, der Big Sioux 40, der James 60, der White 120, Teton 20, Shienne 200, Wetarhoo 46, Cannon Ball 30, Knife 10, der kleine Missouri 40, der White Earth 12, der Yellow Stone 240, dessen Zuflüsse 300, der Poccupine 10, der Milk 20, der Muscle Shell 200, der Bighorn 12, die Maria und ihre Zuflüsse 140, die Zuflüsse des Osage 60, und die des Kanzas 20 Meilen aufwärts schiffbar.

b. Der Ohio, der schöne Fluß der Indianer, wird durch Zusammenfluß des Alleghany und der Monongahela bei Pittsburg, zweier ansehnlichen schiffbaren Flüsse, gebildet. Der Erstere derselben entspringt im Kanton Potter in Pensylvanien, unweit des Sinemahoning, eines schiffbaren Stromes, welcher der Susquehannah zueilt, windet sich nördlich, durchströmt den südwestlichen Theil Neu-Yorks, ändert dann seinen Lauf nordwestlich und später südwestlich, überschreitet abermals die Grenze Pensylvaniens, behält diesen Cours bis Franklin in Venango bei, strömt hierauf südöstlich bis in die Mitte des Kantons Armstrong, wo er den kleinen Mahoning in sich aufnimmt, und setzt seinen frühern Lauf südwestlich bis Pittsburg fort. Auf seinem Laufe nimmt er von Osten die Oswaga, den Tanangwant, Kenjua, den Teomsta, den 6 Mile Run, Tobys Creek oder Clarion river, den Red Bank, Mahoning, den Mohulbukitum, Crooked, Kiskimanitas oder Conemaugh river, von Westen oder dem rechten Ufer, den Conewango, Broken-Straw, Pit-hole, Oil, French, Sandy und Bear Creek in sich auf. Der Alleghany ist weit hinauf schiffbar, und auch mehre seiner Zuflüsse können mit Booten befahren werden. — Die Monongahela entspringt am Fuße der Laurell hills in Virginien, windet sich nördlich, in Osten bis zur Grenze Pensylvaniens, nimmt hier den Cheat in sich auf, wird von dessen Mündung an schiffbar, und strömt, nachdem sie von Westen den Dunkart, Whitley, Fork und Pigeon, und von Osten den Red Stone und großen Youghiogeny in sich aufgenommen, in nördlicher Richtung ihrer Vereinigung mit dem Alleghany zu. Bei ihrer Mündung ist die Monongahela 1.200 Fuß breit, 3½ Meile höher hinauf, beim Einfluß des Youghiogeny 900 Fuß, und bei der Mündung des Cheat, 6½ Meilen zu Wasser, 800 Fuß. Der ganze Lauf der Monongahela beträgt 44 Meilen, doch nur bis zur Mündung des Cheat ist die Schiffahrt frei; höher hinauf unterbrechen Stromschnellen die Fahrt, und nur nach heftigen Regengüssen sind diese mit Booten zu passiren.

Der bei Pittsburg gebildete Ohio richtet von hier seinen Lauf nach Nordwesten,

verſtärkt ſich in Penſylvanien durch den Chartier, Raccoon und Big-Beaver, und geht unterm 40° 31′ nördl. Br. nach dem Staate Ohio über, beſpült aber nur die Grenze dieſes Staats, und ſcheidet bis zu ſeiner Mündung in den Miſſiſſippi: Virginien von Ohio, und Kentucky von den Staaten Ohio, Indiana und Illinois. — Die Hauptrichtung des Ohioflusſes, welcher in ſeinen Krümmungen alle Striche der Windroſe berührt, iſt ſüdweſtlich, die Länge ſeines Laufes 206⅗ geogr. Meilen und ſein Stromgebiet, nach Bradbury, 198.464 engl. — 9.344½ geogr. □Meilen. — Aus Virginien empfängt er an Zuflüſſen, außer einer Menge kleiner Creek's, die ſpäter berührt werden ſollen, die kleine Kenhawa, die große Kenhawa, die in Nord-Carolina entſpringt, die Iron Mountains durchbricht, und in Virginien ſich von Oſten durch den Green Briar, den Gauley, Elk river und Pocatalico, von Weſten durch den Eaſt, Blue Stone und Coal river verſtärkt, mehre Stromſchnellen bildet, welche die Schifffahrt behindern; den Guyandot und den Sandy river, der mit dem Tug Branch die Oſtgrenze Kentucky's bis zum Cumberland-Gebirge bildet. — Aus dem Staat Ohio empfängt der Strom, der 84 Meilen lang deſſen ſüdliche Grenze beſpült, und der bei hohem Waſſer im Frühjahr und Herbſt für Schiffe von 300 Tonnen, im Sommer aber nur für Flachboote fahrbar iſt, eine Breite von 1.200 — 4.500 Fuß hat, eine Menge kleiner Inſeln trägt, ſo lange er aber dem Staate Ohio angehört, keinen einzigen Fall oder Stromſchnelle macht, den Beaver-, Yellow-, Wheeling-, Captian- und Sunfiſh-Creek, den little Muskingum, den Duck, den großen 45 Meilen langen Muskingum mit ſeinen Hauptarmen, den Tuscarawa und White-Woman, der 28 Meilen aufwärts für große Boote fahrbar iſt; den kleinen und großen Hockhocking, der in der Nähe ſeiner Quellen zwei hohe Katarakte macht, und bis an den untern 14 Meilen aufwärts mit Booten befahren werden kann; den Shade, Leading, Racoon, Symmes, little Scioto mit dem Hale-Creek; den Scioto, dieſer Centralfluß des Staats Ohio, der unter dem 40° 42′ nördl. Br., unweit der Quellen des Sandusky, des Erie entſpringt, in ſüdlicher Richtung den Staat durchſtrömt, nach 34-meiligem Lauf ſich bei Portsmouth mit dem Ohio verbindet, für große Boote 26 Meilen aufwärts, für kleinere faſt bis zu ſeinen Quellen ſchiffbar iſt, und von Weſten her den Rush, Darby, Deer und Paint, von Oſten den Big-Belly, Walnut, Whetſtone und Salt in ſich aufnimmt. Bis zur Mündung des Big-Belly zieht ſich der große Ohio-State-Canal, der Portsmouth mit dem Erieſee verbindet, längs ſeiner Ufer und geht von da nach Nordoſten ab. — Unterhalb des Scioto münden in den Ohio: der Brush, White oak, little Miami und der Big Miami, welcher 15 Meilen aufwärts ſchiffbar iſt. — Aus Indiana münden in den Ohio: Tanners-Creek, der Loughery, der Venoge- oder Indian-Creek, der Wyandot, Big Blue, little Blue, Anderſon, Great Pigeon und der Wabaſh der Hauptfluß des Staats, welcher im Nordweſten des Staats Ohio entſpringt, weſtlich vom Fort Recovery nach Indiana hinübergeht, dort von Oſten den Salamanic, Miſſiſſiney, Stoney, Wild Cat, Coal, Sugar, Buſſeron und den großen White river, von Weſten den Eel, Tippecanoe, Pine und den großen und kleinen Vermillion in ſich aufnimmt. Der Lauf des Wabaſh beträgt 109 Meilen, wovon 94 mit größeren und kleineren Booten befahren werden können, und faſt alle ſeine Zuflüſſe ſind einige Meilen aufwärts bootbar. — Aus Kentucky ſtrömen dem Ohio, der bei Louisville eine bedeutende Stromſchnelle macht, um welche ſich ein Kanal zieht, folgende Zuflüſſe zu: der little Sandy, Tygerts-Creek, der Kinniconick, der Saltlick, der Licking river, von 40 Meilen Länge; der Kentucky, welcher den nach ihm benannten Staat in nordweſtlicher Richtung 56 Meilen weit durchſtrömt, bei hohem Waſſer 36 Meilen weit, bei niederm Waſſer aber nur bis Frankfort ſchiffbar iſt, bei ſeiner Mündung eine Breite von 750 Fuß und eine Tiefe von 16 Fuß hat, — und auf ſeinem Laufe den North-, Middle- und South-Fork, den Station-Camp,

Red, Dicks, Elkhorn und Eagle in ſich aufnimmt. — Der Salt river, welcher durch Floyds- und Rolling-Fork, und letztere wiederum durch die Beech-Fork verſtärkt wird. Der Green, der nach einem Lauf von 56 Meilen bei einer Breite von 600 Fuß mündet, bis zu ſeinen Fällen aufwärts befahren werden kann, und von Oſten den Rough und Pander, von Weſten den Big Barren, den Muddy river, Pond und Deer an ſich zieht. — Der Trade water; — der Cumberland river. der eine Strecke von 100 Meilen durchſtrömt, bei ſeiner Mündung 900, bei Naſhville in Tenneſſee 600 Fuß breit iſt, und vom November bis Junius eine Tiefe von 20, den Reſt des Jahres 12 Fuß Tiefe hat, bis Naſhville für große Fahrzeuge, für Boote von 15 Tonnen aber 60 Meilen weiter aufwärts ſchiffbar iſt und ſich durch den Straight, Laurel, Rockcaſtle, Buck, Pitmans, Red river, Sinkingfork und Levingſton von Oſten, von Weſten hingegen durch den Big Poplar, South-Fork, Obies und Wolf, die Caney-Fork, den Stones und Harpeth river, verſtärkt. — Der Tenneſſee, der aus Tenneſſee herüberkommend, nur 20 Meilen weit Kentucky durchſtrömt und zuletzt mehre kleine Creeks von nur unbedeutendem Laufe. — Aus Illinois empfängt der Ohio: den kleinen Wabaſh, der durch den großen mündet, den Saline river und Caſh, und endigt hier bei Trinity und Cairo ſeinen, über 1.000 engl. Meilen langen Lauf, in den Miſſiſſippi. —

43. Atchafalaya river, der weſtliche Ausläufer des Miſſiſſippi, vielleicht auch in frühern Zeiten, ehe ein Durchbruch den Red river mit dem Miſſiſſippi vereinigte, die Fortſetzung des Red rivers, eine Vermuthung, die um ſo wahrſcheinlicher iſt, als noch jetzt ein Hauptarm des Letztern, der Bayou Lamonric, welcher bei den Fällen oberhalb Alexandria nach Südoſten abläuft, durch den Lake Perles ſeine Waſſer dem Atchafalaya zuführt, geht 3 engl. Meilen unterhalb der Mündung des Red rivers vom Hauptſtrome ab, verſtärkt ſich durch die Waſſer des Bayou Rouge, des Courtableau, des Bayou Crocodile und Fuſilier von Weſten, nimmt von Norden den Maringuin und Plaquemines in ſich auf, durchſchneidet Unter-Louiſiana mit ſeinen Armen in viele bedeutende Inſeln, von denen Point Coupée und Weſt Baton Rouge die anſehnlichſten ſind, durchſtrömt den großen See Chetimaches, nimmt von Weſten den Bayou Teche in ſich auf, und mündet durch mehrere Arme in die große Atchafalaya-Bay. Der Atchafalaya und alle mit ihm communizirenden Bayous ſind für große Boote ſchiffbar und eröffnen eine herrliche Inland-Verbindung.

44. Der Mermentou in Louiſiana, ein kaum 10 Meilen langer Küſtenfluß, der durch Zuſammenſtrömen der Bayous Nezpique, Cane, Plaquemine und Queite Tortue gebildet wird, in allen ſeinen Zweigen bootbar iſt, die große Opelouſas-Prairie durchwindet, den Little- und Mermentouſee durchſtrömt und durch die Niederungen und Rohrbrüche Attakapas dem Golfe zueilt.

45. Der Calcaſiu in Louiſiana, entſpringt im Kanton Natchitoches, unweit des Bayou d'Arbane, eins der Zuflüſſe des Red, ſtrömt zuerſt einen ſüdöſtlichen, ſpäter einen ſüdweſtlichen Cours, durch die große Calcaſiu-Prairie, empfängt von Weſten den Cane, Meadow, Galina und Turkey-Creek, und mündet durch den gleichnamigen See in den mexicaniſchen Golf. Der Lauf des Calcaſiu beträgt 30 Meilen, für große Boote iſt er 18 Meilen aufwärts ſchiffbar.

46. Der Sabine, der Gränzfluß zwiſchen Louiſiana und Mexico, entſpringt im Staate Texas, tritt ſüdöſtlich ſtrömend auf die Grenze von Natchitoches, und windet ſich in einem nach Südweſten gekrümmten Bogen durch den Sabineſee, in den von Weſten der Rio de las Nieves und der Rio de las Flores münden, in den Golf. Aus Texas empfängt er außer den von Nordweſten herſtrömenden Tayac, eine Menge noch unbenannter Zuflüſſe, aus Louiſiana den Dugans, Darby's, Lafittes und Pauls Creek; den Scie river, die Bayous Lenan, Taureau und Couco und den Indian-Creek; ſein

Lauf beträgt 87 Meilen, und für Boote von 20 Tonnen iſt er 56 Meilen aufwärts ſchiffbar.

47. Der Rio de la Trinidad im Staate Texas, ein 80 Meilen langer Strom, der von Norden nach Süden fließend in die Calveſtonbay mündet, zuvor aber einen Arm, den Rio Barroſo, nach Südoſten in eine mit der Bay communizirende Lagune abgeſtoßen hat.

48. Der Rio Colorado de Texas, entſpringt am nordöſtlichen Abhange des Gebirges San Saba aus einem kleinen See, wird durch die von Südweſten kommenden Rio Florida und Rio de San Saba verſtärkt, empfängt in Texas eine Menge noch unbenannter Zuflüſſe, und mündet nach einem 160 Meilen weiten, nach Süd gerichtetem Lauf in die St. Bernardobay, vor welcher ſich die Inſel San Louis hinzieht. Die vor der Mündung liegende Barre hat nur 7 Fuß Waſſer, aufwärts aber iſt die Schifffahrt für Fahrzeuge, die 10 Fuß Waſſer ziehen, 47 Meilen, und für Boote 60 Meilen höher hinauf offen.

49. Der Rio de San Antonio im Staate Texas, entſpringt aus der Laguna de las Yuntas, ſtrömt ſüdöſtlich und mündet nach 48meiligen Lauf in eine der großen Lagunen, die ſich, durch Nehrungen vom Golf geſchieden, von der Mündung des Rio del Norte bis zum Rio Colorado hinziehen, und mit der S. Bernardobay communiziren.

50. Der Rio de las Nueces, ebenfalls der Abfluß einer Lagune am ſüdöſtlichen Abhange des Sabagebirges ſtrömt einen ſüdöſtlichen Cours, und mündet nach einem Lauf von 110 Meilen, in eine der großen Küſtenlagunen; der durch die Nehrung führende Paß hat nur 4 Fuß Waſſer, die Mündung des Fluſſes ſelbſt eine Tiefe von 9 Fuß, und 8 Meilen höher hinauf ſelbſt 15 Fuß.

51. Der Rio Bravo del Norte, der größte aller Ströme Mexico's, entſpringt auf dem Gebiet der Vereinigten Staaten, zwiſchen 40° und 41° nördl. Br., am nordöſtlichen Abhange der Sierra de las Grullas, ſtrömt von ſeinen Quellen aus Südoſten nach Neu-Merico, durchſchneidet dieſe Provinz in ſüdlicher Richtung, und verſtärkt ſich durch den Conejos, Chamas und Conchos und eine Menge anderer, nur unbedeutender Zuflüſſe; im Norden von Bolſon de Mapimi, etwa unter 29° 30′ nördl. Br. beſchreibt er bis dahin, fortwährend zu beiden Seiten von hohen Gebirgen eingeſchloſſen, einen bedeutenden Bogen nach Nordoſten, empfängt dort den mit ihm gleichlaufenden Rio de Puerco und betritt unterhalb deſſen Mündung die Ebenen von Cohahuila, die er in ſüdöſtlicher Richtung durchſtrömt, von Weſten den, aus der Lagune Agua Verde abfließenden Sabinas in ſich aufnimmt, und durch Neu-Santander ſeine Waſſer dem Golfe zuführt. — Der ganze Lauf des Rio del Norte beträgt 250 Meilen, die Breite an ſeiner Mündung 1.200 Fuß; die vor derſelben ſich hinziehende Barre von Santiago hat 10 Fuß Waſſer, der Fluß ſelbſt bis zur Mündung des Puerco 18′ Tiefe, weiter aufwärts bis zum Preſidio del Paſſo del Norte können große Boote gelangen, höher hinauf aber wird die Fahrt durch Schnellen unterbrochen. Der Rio Bravo del Norte hat, wie die größern Zuflüſſe des Miſſiſſippi, ſeine periodiſchen Anſchwellungen; vom April an, wo der Schnee in den Sierren de las Grullas und Verde ſchmilzt, wächſt ſein Waſſer an, erreicht bis Mitte Mai ſeinen höchſten Stand, und fällt dann wieder bis Anfang Julius. — In den Monaten Auguſt und September iſt er oft ſo ſeicht, daß er an Stellen, wo die Strömung nicht zu reißend iſt, mit Pferden paſſirt werden kann, im Herbſt aber erreicht er, durch regelmäßige Regengüſſe verſtärkt, ſeinen gewöhnlichen Stand.

52. Der Rio del Tigre entſpringt an der Oſtgrenze von Duranga, ſtrömt nach Südoſten und mündet nach 20-meiligem Lauf, oberhalb der Boquillas Cerradas, in den Golf.

53. Der Rio de las Palmas oder Santander entſpringt im Weſten von Leon, ſtrömt wie der vorige nach Südoſten, verſtärkt ſich durch mehre kleine Zuflüſſe und mündet über die Barra de Santander in den Golf. — Die Barre iſt ſo ſeicht, daß Schiffe, die über 10 Palmen tief gehen, am Einlaufen verhindert werden.

54. Der Rio Tampico wird durch Zuſammenſtoßen des Rio Panuco und des Tula oder Moctezuma gebildet, von denen der erſtere im Staate St. Louis Potoſi, der letztere im Staate Merico ſeinen Urſprung nimmt. Vereint ſtrömen beide nach Oſten durch die Lagune Chairel, erweitern ſich oberhalb Altamira zur Lagune von Tampico, und münden über die Barre von Tampico in den Golf.

55. Der Rio de Nantla oder Tlapacoyan,

56. Actopan,

57. Rio de Jamapa oder de Medellin, drei Küſtenflüſſe im Staate Vera-Cruz.

58. Der Rio Blanco, im untern Theile auch Rio de Alvarado genannt, entſpringt aus der Sierra Madre bei Aculpingo, durchſtrömt Orizaba, Cordova und Vera-Cruz, verſtärkt ſich durch den Cezetillo, Juan de Dioſca, Jeguchalapa, Patatlec, Tequecholapa, Chicomapa, St. Antonio, Rio Seco, Atoyac, Chiquihuite, Alejo, Mitlat, Zapote und Amates, und mündet bei Alvarado durch eine Lagune in den Golf. —

59. Der Rio de St. Juan oder Tecomate, entſpringt aus den Gebirgen von Villa Alta im Staate Oajaca, empfängt eine Menge unbedeutender Zuflüſſe, bildet weſtlich und öſtlich von Tlacotalpam zwei Bifurkationen, von deren letztern der Hauptſtrom den Namen Tecomate annimmt, ſich mit dem Coſamaloapam und del Paſo vereinigt, die Lagunen Tequiapa und Embarcadero bildet, und endlich drei Leguas ſüdweſtlich von Alvarado in die mit dem Golf communizirende Lagune del Madero mündet.

60. Der Huaſacualco oder Rio de Goazocoalcos, entſpringt aus den im Süden des Staates Vera-Cruz gelegenen Mixes-Gebirgen, vereinigt ſich bei Fabrica del Paſſo mit dem aus den Gebirgen von Tarifa, im Staate Oajaca, kommenden Rio del Paſſo und mündet 7 Leguas unterhalb Minotitlan, über die Barra de Goazocoalcos in den Golf.

61. Der Rio de Tabasco oder Grijalva, ein beträchtlicher Strom in Guatemala, entſpringt auf dem öſtlichen Abfall der Anden in Chiapa, ſtrömt bis Acapala einen nordweſtlichen Cours, wendet ſich hier, im Norden durch hohe Gebirge eingeengt, nach Nordoſten und mündet in den Golf.

62. Der Rio de Sumaſinta in Guatemala, ein bedeutender für flache Boote fahrbarer Fluß, der Yucatan von Chiapa und Tabasco trennt, ſich zur Lagune de Balchaca erweitert, und aus dieſer in die Lagunas de Terminos mündet.

63. Der Balize river, ein unbedeutender Küſtenfluß der Halbinſel Yucatan an der Hondurasküſte, der in das Antillenmeer mündet und nur deßhalb hier bemerkt wird, da die Engländer an demſelben das Recht der Mahagonie- und Farbe-Holz-Fällung und eine Niederlaſſung beſitzen.

64. Der Rio Yare oder Nuevo Segovia, der beträchtlichſte Strom der Musquitoküſte, entſpringt im Staate Nicaragua, durchſtrömt Poyais und mündet unterhalb dem falſchen Cap Gracias a Dios.

65. Der Rio St. Juan deßhalb der merkwürdigſte Strom der vereinigten Staaten Mittel-Amerika's, als durch ihn eine Verbindung des atlantiſchen Meeres mit dem Auſtralocean zur Ausführung gebracht werden könnte. Der St. Juan iſt der öſtliche und einzige Abfluß des großen Nicaraguaſees, deſſen Waſſer er dem Antillenmeer zuführt, hat eine bedeutende Breite und Tiefe, um große Schiffe tragen zu

können, theilt ſich aber, ehe er ſeine Mündung, den Hafen St. Juan de Nicaragua, erreicht, in ſechs Arme, die ſtellenweiſe zu ſeicht ſind, größeren Schiffen den Durchgang zu erlauben, und wird auf ſeinem Laufe durch einige 30 Schnellen und Katarakte unterbrochen, die indeß am leichteſten zu beſeitigen ſeyn dürften. Schon vor einigen Jahren hatte die Bundesregierung von Mittel-Amerika Unterhandlungen mit Kapitaliſten von Neu-York angeknüpft, die Ausführung einer Verbindung der beiden Oceane in's Werk zu ſetzen, die letztern bürgerlichen Unruhen aber brachten die Verhandlungen und Ausführung in's Stocken und die Vermeſſung des Terrains, durch welche die Möglichkeit eines Durchſtichs ermittelt wurde, ſind bis jetzt die einzigen Reſultate des beabſichtigten Unternehmens. Mit Leichtigkeit würden, wenn eine Mündung des St. Juan ausgetieft und die Stromſchnellen durch Ausſprengen beſeitigt wären, Schiffe bis zum weſtlichen Ufer des Nicaraguaſees gelangen können, von dort aus ſind nur 5 Meilen bis zum Papagayo-Buſen des Auſtraloceans, und nicht viel weiter zum Rio Tampisco, deſſen unterer Theil ebenfalls ſchiffbar iſt, und in den Golf von Salinas mündet. Die Waſſertheilungslinie zwiſchen dem Nicaraguaſee und dem Golf von Salinas hat dort, wo ein Durchſtich möglich wäre, eine Höhe von 63 Toiſen, zwiſchen dem See und den Papagayobuſen nur 21½ Toiſen. Eine dritte Verbindung des atlantiſchen mit dem Auſtralocean, durch den Nicaragua, würde durch den Rio Toſta zu vermitteln ſeyn; der in geringer Entfernung von dem Managua- oder St. Leonſee, der mit dem Nicaragua durch einen natürlichen Kanal in Verbindung ſteht, dem Hafen Realejo des Auſtraloceans zuſtrömt, und eine Waſſerſcheide von 43⅓ Toiſen Höhe zwiſchen ſich lagern hat. — Der St. Juan empfängt von Norden mehre kleine Zuflüſſe, von Süden hingegen den für große Boote fahrbaren Rio de Coſta Rica und den Sarapiqui.

66. Der Rio delos Talamancas, ein unbedeutender Küſtenfluß in Guatemala, der 8 Meilen für Piroguen aufwärts ſchiffbar iſt, macht die Grenze der colombiſchen Provinz Veragua und iſt mithin der ſüdlichſte Strom Nord-Amerika's.

f. In den Auſtralocean münden, von Süden an gerechnet:

67. Der Rio Lempa in Guatemala, ein Abfluß des Sees Guija, der ſich weſtlich von der Jiquiliſco- oder Fonſeca-Bay einmündet; er empfängt aus Salvador mehrere Zuflüſſe, hat über die Hälfte ſeines Laufes eine Breite von 300 Fuß und hinlängliche Tiefe für große Piroguen, ſeine Mündung aber wird durch eine ſeichte Barre verſchloſſen.

68. Der Rio Grande, auch Sonſonate und Zezontlatl oder Fluß der 400 Quellen genannt, eine Vereinigung einer Menge von Bächen und Quellen, iſt 4 Meilen aufwärts für große Boote fahrbar, und mündet in den Hafen von Acajutla.

69. Der Guacalat in Guatemala, entſpringt auf der Grenze von Sacatepeque und Chimaltenango, ſtrömt nach Südweſt, nimmt bei Guatemala la vieja den Namen Magdalena an, und unterhalb dieſer Stadt den Penſativo und mehre kleinere Ströme in ſich auf, und mündet über die Barre von Iztapa. — Bis Guatemala la vieja iſt er für Piroguen und Flachboote ſchiffbar.

70. Der Rio Verde, der bedeutendſte Fluß des Staates Oajaca, entſpringt auf der Mirteca alta, ſtrömt zuerſt ſüdlich dann ſüdweſtlich und mündet, nachdem er mehre anſehnliche Zuflüſſe in ſich aufgenommen, im Oſten der Cerro de Plata.

71. Der Rio Tololotlan oder Rio grande de St. Jago, einer der größten Flüſſe Merico's, entſpringt weſtlich der Hauptſtadt Merico, wo er den Namen Lerma führt, ſtrömt nach Nordweſten, vereinigt ſich an der Grenze von Guanajuato mit dem von Nordoſten kommenden Lara, nimmt hier den Namen des Rio grande de St. Jago an, ändert ſeinen Lauf nach Weſten, durchſtrömt den See von

Chapala, verläßt diesen, nordwestlich strömend als Rio Tololotlan, und mündet durch zwei Arme, die eine große und mehre kleinere Inseln umschließen, in den Australocean. Auf der in seiner Mündung liegenden Insel befindet sich die Stadt und der Hafen St. Blas. —

73. Der Rio Gila entspringt im Innern Neu-Mexico's aus einer engen Schlucht der Sierra de los Mimbrenos, in der Nähe heißer Quellen, strömt einen südlichen Cours durch ein enges, von hohen Bergen eingeschlossenes Thal, welches durch einen von Osten nach Westen streichenden Gebirgsarm geschlossen wird, stürzt sich hier in eine Höhle, und erscheint auf der andern Seite schäumend und brausend, und von neuem die schroffen Gebirge durchschneidend; empfängt weiter unten den westlichen Arm und den gleich großen, von Nordost kommenden Rio San Francisco, ändert seinen Lauf nach Westen, bahnt sich noch einmal einen Weg durch einen, sich ihm entgegenstellenden Gebirgsarm, durch eine tief unzugängliche Schlucht, verstärkt sich dann durch den großen, von Südosten kommenden Ciataro oder Biberfluß und von Norden durch verschiedene kleinere Zuflüsse, setzt seinen Lauf nach Westen fort, und ergießt sich, ein für große Fahrzeuge schiffbarer Fluß, in die Mündung des Colorado.

74. Der Rio Colorado in Neu-Mexico, entspringt auf dem westlichen Abhange der Sierra de los Grullas, einen Seitenarm der Sierra Verde, etwa unterm 41° 15′ nördl. Br., wo er den Namen Rio Rafael führt, strömt nach Südwesten durch ein von hohen Bergen eingeschlossenes 1 — 1½ Meile breites Thal, nimmt bei dem Monte de Selgemme den von Süden kommenden Rio de Nuestra Sennora de los Dolores, welcher durch den Rio de St. Favier verstärkt wurde, in sich auf, und von hier den Namen Rio Zaguananas an, ändert hierauf seinen Lauf nach Süden, durchfließt bei einer Breite von 6—900 Fuß ein, nicht über 2.000 Schritte breites, von hohen Felsenwänden eingeschlossenes Thal, und betritt nach einem Laufe von etwa 60 Meilen im Gebirge die Ebene durch eine tiefe ungangbare Schlucht, nimmt hier den von Osten kommenden und durch den Rio de las Alamos verstärkten Rio de Nabajoa und weiter unten den Jaquesila in sich auf, setzt von hier an als Colorado seinen Lauf nach Südwesten fort, empfängt von beiden Seiten eine große Anzahl kleiner Ströme, und kurz vor seiner Mündung den großen, von Ost herströmenden Gila, und ergießt sich als großer schiffbarer Fluß, unterm 27° 30′ nördl. Br., in den californischen Meerbusen. Der Lauf des Colorado beträgt 194 Meilen, von denen gegen 100 Meilen mit großen Booten, die ersten 25 Meilen selbst mit kleinen Seeschiffen befahren werden können; Ebbe und Fluth wirken auf den Colorado ein, und selbst noch mehr als 20 geogr. Meilen oberhalb der Einmündung des Rio Gila ist die Fluth noch bemerkbar.

75. Der Rio St. Felipe in Neu-Californien, entspringt in den Gebirgen, die westlich das Thal des Colorado begrenzen und ihn zwingen, als Zaguananas seinen Lauf nach Süden zu richten, durchströmt in vielen Krümmungen ein bergigtes, von vielen kleinen, den St. Felipe zueilenden Strömen durchschnittenes Land, und mündet bei St. Louis in den Australocean.

76. Der Rio de S. Bonaventura entspringt auf den südwestlichsten Ausläufern des Felsengebirges, unter 42° 10′ nördl. Br., strömt einen südwestlichen Cours, nimmt von Osten den Bernave in sich auf, durchfließt den Sale oder Tegujosee, verstärkt sich unterhalb demselben durch den von Norden kommenden St. Diego und Restrillo, erweitert sich unterhalb S. Antonia zu einer ziemlich großen Bay, und mündet bei Cap de las Esteros, unterm 35° 40′ nördl. Br. in den Australocean.

77. Der S. Francesco oder Timpanogos, ein Abfluß des Timpanogos-Sees, läuft mit dem vorigen parallel und wird im Norden von der Sierra de Nevada, im Süden von einem Ausläufer der Felsengebirge eingeschlossen, und von diesen

Gebirgen ab, durch mehrere kleine Zuflüsse verstärkt; in der Nähe seiner Mündung erweitert er sich zu einem See süßen Wassers, in welchen einige Inseln verstreut liegen, und mündet durch den schönen sichern Hafen von S. Francesco.

78. Der Columbia oder Oregan, der größte Fluß der Westküste, entspringt unter 49° 50′ nördl. Br. am westlichen Abhange des Felsengebirges, strömt zuerst, längs der Gebirgskette sich hinziehend, einen nördlichen Cours, beschreibt dann bei Arthalasca, durch einen Nordwest streichenden Ausläufer des Felsengebirges zurückgedrängt, einen Bogen nach Süden, und behält diese Richtung, ein enges in Ost und West durch steile Felsenketten begrenztes Thal durchrauschend, bis zum Chastnounik oder Carbots-See bei; durchströmt denselben und empfängt kurz nach seinem Austritt den von Ost kommenden und durch eine Menge von Fällen unterbrochenen Abfluß des Flatbow-Sees, und durch diesen die Wasser des Cootoonoy rivers, der in der Nähe der Quellen des Columbia entspringt, und zuerst einen südlichen, später aber einen nach Nordwest gerichteten Lauf verfolgt.

Von hier wendet sich der Columbia nach Südwest, nimmt 15 Meilen tiefer den von Südost kommenden Flathead oder Clark in sich auf, der durch drei Arme gebildet und durch den Kokalahishket und Hohilpo verstärkt, ihm die Wasser des Flathead oder Saleesh und des Kuleeshpelm-Sees zuführt, empfängt weiter unten von Südost den Spocain oder Lautar, den Abfluß des Point-Hearts-Sees, und beim Handelshaus der Nordwest-Kompagnie den von Nord kommenden Otchenankane, ändert von hier seine Richtung in vielen Krümmungen nach Süd, empfängt von Nordwest den durch den Selartar verstärkten Tapetete, von Ost den großen Saptin- oder Lewisfluß, der durch zwei Arme gebildet wird, von welchen der nördliche im Felsengebirge, unweit der Quellen des Missouri, der südliche unfern der Quellen des Colorado, am nördlichen Abhange der Sierra Verde entspringt; der südliche Arm des Lewis, durch die von Nord kommenden Creeks Wiser und Henry und mehre kleinere Flüßchen verstärkt, durchbricht ein, an Wild verschiedener Art reiches, dicht bewaldetes und nur von Indianern, vom Stamme der Absaroka's bewohntes Land, macht einige Schnellen und Fälle, strömt bis zur Vereinigung mit dem nördlichen Arm, von den Fällen gerade Nord, zieht bis dorthin von Ost den Shushpellaminemo und durch diesen die Wasser des Shalett-See's, und weiter unten den Nemosluß, von West den Shecomshent, Walshlemo, Flint, Port-pellah und Innakar an sich, wendet sich von hier zuerst Nordwest und nimmt von Südwest den Willewah, von Nordost weiter unten den durch den Chopunnish verstärkten Kuskuskee in sich auf, dreht hier nach West und vereinigt sich endlich mit dem Columbia, der hier seine Richtung nach West ändert, und bis zu seiner Mündung in den Australozean, eine Menge Krümmungen nach Nordwest und Südwest beschreibend, unverändert beibehält, und bis dorthin von Nord den Datarack, Crusalto, und jenseits des Küstengebirges den Seal Chuhwanahiook, Kewelisti und und den Jackson, von Süden aber den Wollowallah, Youmalolam, le Page, den Towarnabrooks und durch den großen, durch den Callapoewah, Callapoio und Klakamus verstärkten Multnomah oder Wallamaut, an sich zieht. Oberhalb der Mündung des letztern Flusses beschreibt der Columbia einen 150 Fuß hohen Katarakt, und weiter aufwärts noch einige kleinere; bis zu dem ersten aber ist der Fluß, dessen ganzer Lauf 263 Meilen beträgt, selbst für größere Handelsfahrzeuge schiffbar. Die Mündung des Columbia ist breit und sicher, hat ansehnliche Tiefe, und bildet die Bay Baker.

79. Der Tacoutche-Tesse oder Frazers river, ein ansehnlicher Strom der Nordwest-Küste, dessen Quellen nicht bekannt sind, der aber wahrscheinlich unter 54° 30′ nördl. Br. am westlichen Abfall der glänzenden Gebirge entspringt, in vielen Krümmungen nach Süd strömt, unter einer Menge Zuflüssen von Ost den

Kaſhmin an ſich zieht, und unter 49° 15′ nördl. Br. und 254° 55′ Länge in die Burrard-Bay des Meerbuſens von Georgia mündet.

g. In die größern Binnenſeen ergießen ſich, und zwar:

aa) In den großen Sclaven-See.

1. Der große Fluß, welcher von Nord kommend das Waſſer mehrer Binnenſeen dem See zuführt.
2. Der Anantfluß, von Nordoſt in Nord, welcher die Seen Point, Methye und Anant durchſtrömt.
3. Der Abfluß des Theye-noye-kied-Sees von Nordoſt.
4. Der Clowey von Oſt, deſſen nördlicher Arm das Waſſer des Clowey, der ſüdliche das Waſſer des Kreynick- und Bedoed-Sees herbeiführt.
5. Der Sclavenfluß, der von Süd kommend die Waſſer des Athapescow-Sees zuführt und als Mackenzie wieder abfließt.
6. Der Bufaloe von Südweſt und
7. Der Horn Mountriver von Norden.

bb) In den Winipeg-See.

1. Der Saskatchawan, ſiehe oben 6. Nelſon, von Nordweſt.
2. Der Aſſinibames oder rothe Fluß, von Südweſt.
3. Der Winipeg, welcher von Südoſt kommend die Waſſer des Waldſees und durch ſeinen nördlichen Arm ein Konglomerat kleiner Seen mit dem Winipeg-See verbindet.
4. Der Pikefluß, ein Abfluß des gleichnamigen Sees, von Oſten.
5. Der Abfluß des Martin-Sees von Weſt.

cc) In den Obern-See.

1. Der St. Louis, der Quellenfluß des St. Lorenz, ſ. oben 14. St. Lorenz; von Weſt.
2. Der Regenfluß, der Abfluß des Regenſees, von Nordweſt.
3. Der Abfluß des rothen Sees, von Nord.
4. Der ſchwarze Fluß, von Nord.
5. Der Nipigan von Nord, ein Abfluß des Annimpig-Sees.
6. Der Montreal, von Süd und durch bedeutende Fälle unterbrochen.
7. Der Donagau, von Süd.

dd) In den Huron-See.

1. Der St. Marie, von Nordweſt, der Abfluß des Obern-Sees.
2. Der Theſſalon, von Nord.
3. Der Miſſiſſauga, von Nord.
4. Der Spaniſh river, von Nordoſt.
5. Der Canze, von Nordoſt, ein durch 6 Fälle unterbrochener Abfluß des Miſſiſſing-Sees.
6. Der Moon river, von Oſt, welcher die Waſſer einer Menge kleiner Seen dem Huron zuführt.
7. Die Severn, der Abfluß des Simcoe-Sees, von Oſt.
8. Der Nottowaſſaga, von Süd.
9. Der Maitland river, von Oſt; und
10. Der R. aux Sables, von Süd, aus Ober-Canada.
11. Der Black river, von Weſt, aus Michigan.
12. Der Saginaw, von Süd, aus Michigan.
13. Der Donnerfluß, von Weſt, aus Michigan.
14. Der Michillimakinak, der Abfluß des Michigan-Sees.

ee) In den Michigan-See.

1. Der Fuchsfluß, von West, mündet in die grüne Bay des Sees.
2. Der Metwakee, von Nordwest.
3. Der Masquelonge, von Nordwest.
4. Der Chicago, von Südwest, aus Illinois.
5. Der St. Joseph, von Ost, aus dem Staate Michigan.
6. Der Kekalamazoo, von Ost, und durch den Kekalamazoo-See strömend.
7. Der Grand river, ebenfalls von Ost, aus Michigan.
8. Der Maskegon, von Nordost durch den Maskegon-See.
9. Der White river, von Nordost, durch den Canton Oceana.
10. Der Pent Water river, von Ost, im Canton Isabella entspringend, und die Indianer-Länder Michigans durchströmend.
11. Der Ottoway river, von Südost, aus den Indianer-Ländereien Michigans.

ff) In den St. Clair-See.

1. Der St. Clair oder Sinclair river, welcher von Nord strömend, die Wasser des Huronsees dem St. Clair zuführt, durch 8 Kanäle mündet und von West den Pine und Belle river in sich aufnimmt.
2. Die Thamse, von Ost aus Ober-Canada.
3. Der Clinton, von West, aus Michigan.

gg) In den Erie-See.

1. Der Detroit river, von Nord, der Abfluß des St. Clairsee's, in welchen von West der R. Rouge mündet.
2. Der Ouse oder Grand river, einer der ansehnlichsten Ströme von Ober-Canada, mündet, von Nordwest kommend, in den nordöstlichen Theil des Sees.
3. der Buffaloe, von Ost aus dem Staate Neu-York.
4. Der Calaraugus, von Südost aus Neu-York.
5. Der Cuyahoga river, von Süd aus Ohio.
6. Der Vermillon, von Süd aus Ohio.
7. Der Maumee, von Südwest, der Grenzfluß zwischen Ohio und Michigan.
8. Der Otawa, von West aus Michigan.
9. Der Raisins, von West aus Michigan.
10. Der Huron river, von Nordwest, welcher ebenfalls aus dem Innern Michigans kommt, und durch diesen die Wasser der Seen von Washtenav und Oakland.

hh) In den Ontario-See.

1. Der Niagara, von Süd, der Abfluß des Erie-Sees, der zwischen hier und dem Erie den berühmten Katarakt macht.
2. Der zwölf Meilen Creek, von Süd, nur dadurch merkwürdig, daß in seinen untern Theil der Welland-Kanal mündet, der den Erie mit dem Ontario verbindet.
3. Der Geneseee, von Süd, der in Pensylvanien entspringt, den Staat Neu-York durchströmt, bei Rochester von dem großen Erie-Kanal durchschnitten wird, und bei Charlotte in den Ontario mündet.
4. Der Onondaga river oder Oswego, von Süd, aus dem Staate Neu-York, der die Wasser der kleinen Neu-Yorker Seen dem Ontario zuführt.
5. Der Black river, von Ost, der im Canton Hamilton, Staat Neu-York, entspringt, durch den Moose river verstärkt einen 65 Fuß hohen Katarakt macht, außerdem den Independant und Beaver und eine Menge kleinere Zuflüsse an sich zieht, und in die Black Bay des Ontario mündet.

6. Der Trent, welcher von Nordweſt her aus Ober-Canada kommt, und die Waſſer des Rice-Sees, und des Otanabee die des Forellenſees (Trout lake) dem Ontario zuführt.

7. Der Humber, der von Nord kommend in den Hafen von Toronto oder York-Hafen mündet.

8. Der Etobicoke und Credit, zwei kleine Flüſſe, die von Nordweſt her aus Ober-Canada in den See gehen.

ii) In den St. John-See, Nieder-Canada.

1. Der Chaudiere, der Quellenfluß des Saguenay, kommt von Nordweſt und führt die Waſſer des Twaſhega oder Roche Coupé und des Salmon rivers dem See zu; er macht 4 Fälle von 120 Fuß Höhe und einige Stromſchnellen.

2. Der Kacuathieue von Nordweſt.

3. Der ſchöne Fluß Kinlepabiran von Süd, der durch den R. des Aulnes verſtärkt, die Waſſer des Kiguagomiſchisk dem St. John zuführt.

4. Der Kuſhpaheganiſh von Süd.

5. Der Metapelchonem von Süd.

6. Der von Süd kommende und mehre Katarakte und Schnellen machende Abfluß des Bouchette- und Commiſſioners-See, die wiederum die Waſſer des Quaquagamack- und Quaquagamackſis-Sees, und von Weſten den Gouldies- und Davisfluß, von Norden den Red und von Oſten den Deep river an ſich ziehen.

7. Der Ouiatchouaniſh von Südweſt.

8. Der la Choſſe und Kotachau von Weſt.

kk) In den Champlain-See.

1. Der Miſſisqui von Oſt, aus Vermont.

2. Der Moille von Oſt, eben daher.

3. Der Onion von Südoſt, der wie der vorige in Vermont entſpringt.

4. Der Sable von Südweſt, aus dem Staate Neu-York und

5. Der Saranac, welcher von Südweſt kommend, bei Plattsburgh dem See zuſtrömt.

Die Zuflüſſe der kleineren Seen, wahre Steppenflüſſe, von denen ſich viele, nicht im Sande wie in Afrika und Aſien, ſondern in Seen verlieren, die zum Theil keinen Abfluß haben und ihr Waſſer verdunſten laſſen, die große Menge von Kanälen, die einen Theil Nord-Amerikas nach allen Richtungen durchſchneiden und die zweckmäßigſten und nützlichſten binnenländiſchen Verbindungen hervorbringen, und die große Menge von Heilquellen, die faſt in jedem Staate und von allen Arten gefunden werden, übergehen wir hier, und verweiſen auf die Topographie, wo ſelbige ausführlicher behandelt werden ſollen.

c) Naturprodukte Nord-Amerika's

Reich an Naturprodukten aller Art vereinigt Nord-Amerika die Erzeugniſſe faſt aller Länder der Erde in ſeinem Innern, und weder die edlen Metalle Braſiliens, noch das nutzbare Eiſen, oder unentbehrliche Salz, fehlen unter den Hülfsquellen des Landes, deſſen Reichthümer mit jedem Jahre mehr aufgeſchloſſen werden. Die Tropenprodukte Aſiens und der Südſee gedeihen dort in reichlicherm Maße ſelbſt, als im Vaterlande, und die gewöhnlichen Bedürfniſſe des Lebens bringt das Land in großem Ueberfluß und von vorzüglicher Güte hervor. Das Paradoxon, welches Büffon aufgeſtellt, daß die Thierwelt in Amerika jener der alten Welt weit nachſtehe, hat ſich von ſelbſt widerlegt, oder wird bei Betrachtung der transatlantiſchen Thierwelt in ſich

ſelbſt zerfallen. Hat auch Nord-Amerika nicht ſolche koloſſale Quadrupeden aufzuweiſen, als der alte Kontinent, findet man dort auch weder den Elephanten noch das Rhinozeros, den Hippopedemus, noch die Giraffe oder das Kameel der öſtlichen Hemiſphäre, noch die blutdürſtigen Raubthiere, die Afrika und Südaſien unſicher machen, reiche Entſchädigung wird ihm dafür durch viele Gattungen von Landthieren, die denen ihrer Gattung auf der alten Erde weit vorſtehen, durch ungeheure Seethiere, die ſich in ſeinen Meeren herumtummeln, und nur gelegentlich als Ueberläufer an den Küſten der alten Welt erſcheinen; durch den Reichthum der Pflanzenwelt, der jeden Einwurf, als wäre Amerika in ſeinem gemäßigten und heißen Erdgürtel ſpärlicher bedacht, als ſey der Baumwuchs dort ärmlicher, der Pflanzenwuchs minder ſaftig und kraftvoll, da doch gerade der größte Reichthum des Landes in einem überaus fruchtbaren, wohlbewäſſerten, mannichfaltigen Boden beſteht, der größtentheils noch mit den ſchönſten Bäumen beſetzt iſt, deren Austilgung ſich die Einwohner zum Hauptgeſchäfte machen.

Der ſüdliche Theil Nord-Amerika's, und ſeit einigen Jahren auch die, als arm an Mineralien verſchrienen ſüdöſtlichen Staaten der Union, können mit Recht das Vaterland der edlen Metalle genannt werden, denn nirgends noch wurde ſo viel Gold gefunden als in Guatemala, Mexico, den Carolinas, Georgien und Alabama; in keinem andern Theile der Erde zeigt die Pflanzenwelt eine größere Mannigfaltigkeit, und obgleich die Flora Amerika's noch nicht hinlänglich bekannt iſt, kann man ſie doch für reicher als die übrigen Welttheile annehmen, und weder in Europa, Aſien noch Afrika, zeigt das Thierreich, in ſeiner Geſammtheit betrachtet, eine ſo charakteriſtiſche Phyſiognomie als in Amerika, denn nicht nur die Gattungen, auch die größere Zahl der Geſchlechter iſt dieſem Erdtheil eigenthümlich, und ohne Analogie mit den Geſchlechtern anderer Erdtheile. — Nur im Norden, wo das ruſſiſche Nord-Amerika in Erdzungen und Inſeln ausgehend, faſt Aſien berührt, findet man dieſelben Thiere, wie in den Polargegenden der alten Welt; andere Thiere, wie unſere Hausthiere, die Amerika urſprünglich nicht beſaß, ſondern dort eingeführt wurden, ſind jetzt auch dort einheimiſch, ohne ſich weſentlich verändert zu haben, und alle Arten finden hier ihre Repräſentanten. — Betrachten wir die einzelnen Reiche der Natur Nord-Amerika's und deren Schätze, ſo finden wir:

A. Aus dem Mineralreiche:

A. Erden und Steine:

1. Kieſel:

a. den gemeinen Quarz, und zwar von dieſem den ſtänglichen, dichten und körnigen, der in mancherlei Farben vorkommt, braun und röthlich, am häufigſten aber weiß. — Man findet ihn gewöhnlich in derben Maſſen, zuweilen mit Spuren einer Kriſtalliſation, oft in Begleitung des edlen Quarzes, in allen Staaten öſtlich der blauen Gebirge, vorzüglich aber in Nord- und Süd-Carolina, Georgien, Alabama, Kentucky und Miſſouri, — den feſten Quarz, aus welchem die Indianer ihre Keulen und Meſſer verfertigten; — den körnigen gemeinen Quarz, der feinkörnig im Bruche in verſchiedenen Farben, als weiß, grau, röthlich, hellbraun, dunkelbraun und gelblich vorkommt, und von welchen man feſten und loſen unterſcheidet. — Aus dem loſen oder dem Quarzſand beſteht die große Sand-Prairie in Weſt-Arkanſas, mehre kleine Prairies in Miſſouri, Illinois und Michigan, alle längs der Küſte lagernde Sandbänke, namentlich aber die Bänke von Neu-Fundland, und die breite Sandküſte von Oſt-Florida. Als Mehl- oder Quellſand bildet er das Bett der unzähligen Bäche des Weſtens, als Perlſand oder Grand beſteht er aus gröberen, halb durchſichtigen Körnern, und wird, namentlich in Pittsburg und Baltimore zur Fabrikation

aller Arten von Glas verwandt; als Flugsand, einen mit Thon und Kalktheilen vermischten und vom Winde leicht zerstiebbaren oder beweglichen Sand, am häufigsten an der Küste der Neu-England-Staaten und auf Kap Cad. — Quarzbreccie wird im blauen Gebirge gefunden, und eben daselbst Quarzkristalle, die den schönsten farbigen Edelsteinen nichts nachgeben.

b. an Jaspis: den erdigten und ebenen, farbige und bunte Jaspisse, Nephrite, Jaspisachate und Sinopel findet sich derb in ganzen Gebirgsmassen, und als Gerölle in mehren Gegenden der Alleghanys.

c. Jaspisartiger Kieselschiefer findet sich in verschiedenen dunklen Farben, bildet in den Felsengebirgen und den nördlichern Ausläufern der Alleghanys und Apalachen ganze Gebirgsmassen, und kommt von solchen abgelöst auch als Gerölle in allen Theilen von Nord-Amerika vor.

d. von Hornsteinen, splittrigen und muschlichen Hornstein, meistens in unreinen in einander übergehenden Farben; ersterer häufig in Kentucky und Missouri, wo er derb und stalactitisch angetroffen wird, als Holzstein in West-Virginien vorkommt, und als muschlicher Hornstein in Pensylvanien und Maryland gefunden wird. — Als derbe Feldkiesel und derbe Felskieselpudding häufig in Nord-Carolina in der Goldregion und im metallreichen Cherokkerlande.

e. von Kieseln, Feuersteine oder Kreidekiesel häufig in den Kalkgebirgen Pensylvanien, Kentucky und Tenneſſee, und zwar meistens in rundlicher Gestalt. — Calcedone in mehren Abarten, Karneole von blutrother, brauner und gelber Farbe, in Geröllen und derb; — Achate in verschiedenen Farben und Zeichnungen im ganzen Felsen Opale, größtentheils von weißer Farbe, Chrysoprase, Sardonixe.

f. von Kieselhydrat: Tripel, von gelber, graulichweißer und weißer Farbe.

g. von Pyraphrolith: Pechsteine, die halbhart und derb in ansehnlichen Lagern vorkommen und zum Bauen benutzt werden. — Der gemeine Bimstein von lichtgrauer Farbe, der in der missouri-mexikanischen Andenkette in Menge gefunden wird, und oft in großen Massen auf dem Missourifluß herab treibt, oder sich auf den Sandbänken des Missouri festlagert.

h. Feldspathe trifft man derb und eingesprengt in Granit, Sienit und Gneis, zuweilen auch in Prismen krystallisirt. Nach der Verwitterung, oder schon während seiner Auflösung wird er erdig und geht in Kaolin über, in welcher Gestalt er doch stets Spuren seiner Entstehung zurückläßt. In eignen Lagern ist er selten anzutreffen, sonst in beinahe allen Theilen Nord-Amerika's zu finden. Lasurstein von röthlich-blauer Farbe wird derb und eingesprengt in Begleitung des körnigen Kalkes und des Schwefelkieses in Mexico, und hin und wieder in Neu-England gefunden.

i. an Edelsteinen, hat man bis jetzt Topase, Smaragde, Beryllе und Chrysolithe gefunden, bis jetzt aber noch nicht beachtet.

2. Kalk, kohlensaure Kalkerde, und zwar:

a. Kalkspathe von verschiedenartiger Färbung, mit mehr durchscheinender als durchsichtiger Krystallisation, und von diesen den gemeinen, der als Gangmasse beinahe in allen Gebirgen jüngerer Formation vorkommt, und wo er Raum findet, in sogenannten Drusen anschießt; der körnige, von unbedeutender Härte, der in seine Gefüge den Uebergang zum Marmor bildet; der schaalige, der größtentheils stalaktitisch in den Höhlen der Gebirge von Kentucky und am Gasconadefluß vorkommt.

b. der Faserkalk, von welchem der gemeine in zusammenhängenden Stücken vorkommt, an welchen das geradfasrige Gefüge deutlich zu erkennen ist, und der schaalige in verschiedenen Höhlen Kentucky's gefunden wird.

c. an Kalkſteinen, den gemeinen, der häufig mit Verſteinerungen unabgeſondert und marmorartig gefärbt, in allen Theilen Amerika's, namentlich aber in Virginien, Maryland und Penſylvanien gefunden wird; — der ſchiefrige, welcher in Penſylvanien aus geraden dicken Platten gebrochen wird.

d. Marmor, am häufigſten von dunklen Farben, in allen Staaten Nord-Amerika's.

e. Schaalenkalk, als Erbſenſtein in den Apalachen, als Sprudel- oder Rindenſtein an den Heilquellen in Virginien, Neu-York und am Waſhitafluß.

f. Tuffkalk, gewöhnlich in gelblichen oder bräunlichen Farben, öfters mit Eindrücken vegetabiliſcher Subſtanzen, in Weſtpenſylvanien und Ohio.

g. Kreide, mit Feuerſteinen und Muſchelverſteinerungen in ganzen Gebirgsmaſſen, in Neu-Scotland, an den Küſten der Weſtindiſchen Inſeln und in verſchiedenen Theilen des Landes.

h. Gyps und Selenit.

i. Mergel in allen Arten, und zwar Mergelſtein, der als gemeiner Mergel in großen, meiſt runden und eckigen Stücken gebrochen wird, gewöhnlich in Abſonderungen, der auch wohl in homogenen Maſſen erſcheint, und oft Verſteinerungen führt, der als Mergelſchiefer in verſchiedenen Farben, grau, gelblichweiß, ochergelb, röthlich, auch wohl bräunlich geadert, in Maſſen gefunden wird, deren mehrentheils 1 — 2 Zoll dicke Schiefer ſich leicht trennen laſſen, und auf ihrer Oberfläche gemeiniglich mit einer dünnen Ocherrinde oder mit dendritiſchen und andern Zeichnungen verſehen ſind; — der Mergeltuff und die Mergelerde, die nach dem Verhältniß der Hauptbeſtandtheile unter ſich, als Mergelkalk oder Thonmergel, und wenn ſie viel Kieſelſand enthält, als ſandiger Thon- oder Kalkmergel bezeichnet wird, findet ſich in allen Theilen Amerika's, die reichſten Mergellager aber, die ganze Gebirgsmaſſen bilden und als „Bluffs“ die Niederungen des Miſſiſſippi und Miſſouri begrenzen, weſtlich der Alleghanys in aufgeſchwemmtem Lande.

k. Stinkkalk und Stinkmergel, Stinkſtein in Schiefern und ſchaaliger Stinkſtein, machen mehrentheils ganze Lager in Uebergangs- und Flötzgebirgen aus, im Cumberlandgebirge Kentucky's, und Stinkſpath kommt in Gängen in Tenneſſee und Kentucky vor. — Anthrokonit, oder ſchwarzer Marmor bricht häufig in Weſt-Virginien, Maryland und Penſylvanien. — Bitterkalk und Dolomit ſchichtenweiſe im Urkalk des Ozark und Felſengebirges. — Baryt, Withenit ſowohl als Schwerſpath wird in allen öſtlich gelegenen Staaten der Union, in Nieder-Canada und Labrador in Menge gefunden.

3. Granaten, ächte ſowohl als grüne, in kleinen abgeſonderten Stücken, auch oft in Glimmerſchiefer und in Granit eingeſprengt, in Nieder-Canada, Neu-Scotland und den Neu-England-Staaten, in Mexico und Guatemala. An der Nordweſtküſte und in Oregon ſollen ſie ſich zolldick in Serpentinfelſen mit Hornblende und Talk vermengt befinden. — Schörl, Turmelin und Kyanit von hellblauer Farbe, hin und wieder ſchattirt oder geflammt, in Menge in Grönland.

4. Aus der Familie des Thons:

a. Kaolin von grauer mit wenigem Roth oder Gelb vermiſchter Farbe, in verſchiedenen Theilen der Union und Ober-Canada. — Ziegel-, Pfeifen- und Töpferthon. — Zerreibliches Steinmark von weißer, lichtgrauer und röthlicher Farbe, in Pulverform oder als zuſammenhängende lockere Maſſe im Granit und in andern Gebirgstheilen eingeſchloſſen, im Alleghanygebirge und weſtlich des Miſſiſſippi. — Bergſeife; — Gelberde; — Bolus; — Walkererde; — Thonſand; — Tripel; — Thonſtein in eignen Lagern im Staate Neu-York, Ohio

und den ſüdweſtlichen Staaten der Union. Thonſteinbreccie. — Thonſchiefer im Alleghany und blauen Gebirge; — ſchwarze Kreide.

b. Speckſtein, verſchiedene Arten; — Seifenſtein; — Serpentin. — Aſternephrit u. a. —

c. Hornblende, und zwar die gemeine, oder Hornblendeſchiefer von grünlichſchwarzer Farbe; — glänzender Hornfels und Hornfelsſchiefer; Trapp; Trappfels. —

d. Glimmer, als Gemengtheil des Granits und Sienits, überall; — in großen Tafeln in Nieder-Canada, Labrador und Grönland. — Topfſtein von graulichgrüner Farbe und ſchieferähnlichem Gefüge, in den Canada's, den Felſengebirgen, Oregon und der Nordweſtküſte; eine Abart deſſelben wird von den Indianern der Nordweſtküſte bisweilen Pfundweiſe gegeſſen.

e. Asbeſt, als Bergflachs ſowohl, als auch gefilzt, als Bergleder. —

5. Zeolithen in verſchiedenen Farben, in Menge unter Granit, in Grönland und Labrador.

6. Vulkaniſche Produkte, als vulkaniſche Erde, Sand, Breccie, Lava und Bimſtein, in Guatemala, Mexico, im Felſengebirge und auf Grönland.

7. Mulm, als graue oder ſchwarze Dammerde, überall in Nord-Amerika.

8. Strontianiten von gelblicher, gräulicher und hellgrauer Farbe, derb und in prismatiſchen Kryſtallen und Spieſen, in der Union, Guatemala und Mexico; — Cöleſtin in Penſylvanien.

9. Von Geſteinen:

a. den Gneis, ein aus unmittelbar zuſammengefügten Feldſpath-, Quarz- und Glimmertheilen beſtehendes Geſtein, das zugleich eine körnige und ſchiefrige Textur hat; in welchen Feldſpath und Quarz in zuſammenliegenden Körnern auftreten und ſo ein granitiſches Gefüge hervorbringen, während ihre Aggregate ſich wieder in Lagen darſtellen, die durch Glimmerblättchen abgeſondert, ſchiefrige Gefüge bilden. Der Gneis enthält oftmals Hornblendekryſtalle; am meiſten findet man Granaten in ſeiner Maſſe eingeſchloſſen; — ſo kommt er in Grönland vor, wo die Kryſtalle dieſes Minerals oft von der Größe einer Nuß und in außerordentlicher Menge eingeſprengt erſcheinen. Granaten von rother ſowohl als grüner Farbe, werden ebenfalls in großer Menge in dem Gneiſe von Guatemala und Mexico gefunden.

Der Gneis erſcheint, wo er auch in Amerika vorkommt, als deutlich geſchichtetes Geſtein, und wo er auf einer Granitmaſſe ruht, folgt er ſtets mit ſeinen Schichten den Unebenheiten und Biegungen derſelben.

Unter allen Felsarten Amerika's enthält der Gneis die meiſten Erze, und es giebt kaum ein Metall, welches nicht in ihm, und zwar in ſolcher Menge gefunden würde, daß es den Anbau verlohnen dürfte. — In Mexico und Guatemala iſt der Gneis weniger metallreich; — im Norden des Landes bildet er das vorherrſchende Geſtein und in der Miſſouri-Andenkette die höchſten Züge des Gebirges.

b. der Glimmerſchiefer, welcher ſich vom Gneiſe hauptſächlich durch das Fehlen des Feldſpaths auszeichnet, enthält in Amerika die meiſten fremdartigen Geſteine eingelagert, und wechſelt nicht nur mit Gneis und Thonſchiefer in ſeiner Lagerung ab, ſondern geht ſelbſt, wie in den Alleghany's und blauen Bergen, je zuweilen in einer und derſelben Schicht, in dieſe Gebirgsarten über.

Im apalachiſchen Gebirgsſyſtem erſcheint er an den verſchiedenſten Punkten, und wo man ihn auch findet, iſt er reich an Metallen, welche in ihm häufiger in Lagern als auf Gängen erſcheinen. Man findet in ihm in den vereinigten Staaten und den Canadas Kupfer, Zinn, Kobalt und Eiſen, in den Carolina's und Alabama Gold, und im Lande der Cherokees und Tenneſſee Silber.

c. der Thonſchiefer, welcher ſchon oben unter 4 erwähnt wurde, iſt das am ausgezeichnetſten geſchichtete Geſtein Amerika's, und kommt in ausgedehnten Lagern in den Alleghanys, den blauen und Cumberlands-Gebirgen vor. Er iſt reich an Metallen, beſonders diejenige Varietät deſſelben, welche den Namen Grauwackenſchiefer erhalten hat. —

d. der Porphyr.

e. der Syenit.

f. der Grünſtein.

g. der Granit iſt in Amerika am weiteſten verbreitet, gleicht oft ungeheuern Quaderlagern, mit Abſonderungen durch Klüfte und Spalten, zeigt ſich an andern Orten, namentlich nördlich der großen Canadiſchen Seen in wild übereinander gehäuften Blöcken, deren Ecken durch das Wetter abgerundet ſind, oder erſcheint, wie an den nördlichen Küſten, zu ſpitzen Felsgipfeln aufgethürmt. In Mexico hat man ihn nur in der Nähe der Küſte von Acapulco beobachtet, und auf dem mexicaniſchen Plateau iſt er von ungeheuren Porphyrmaſſen überlagert, oder vielmehr in dieſelben übergegangen.

h. die ungeſchichteten Geſteine neuerer Bildung, als der Baſalt, der Grünſtein, die Wacke, der Thonſtein, Klingſtein, Syenit, Augitfels, Hyperſthenfels, Porphyr, Mandelſtein, Konglomerate und der Pechſtein, deren Hauptbeſtandtheile Feldſpath, Hornblende und Augit ſind, bilden den Boden ziemlich ausgeſtreckter Landſtrecken in Nord-Amerika, ſind aber weder ſo allgemein verbreitet als die geſchichteten Urgeſteine, noch als die geſchichteten Flötzgebirgsarten, ſcheinen partielle und unabhängige Gebilde zu ſeyn, ſtehen indeſſen auch gewöhnlich in Verbindung mit Erhöhungen der Oberfläche, treten ſehr häufig in Gängen auf, die ſich zuweilen zu den größeren Maſſen zurück verfolgen laſſen, zuweilen aber auch abgeſondert erſcheinen. Im Granite kommen ſie nur auf Gängen vor, in den geſchichteten Geſteinen aber ſowohl in Gängen als auch in Maſſen, die, nur theilweiſe betrachtet, Lager zu ſeyn ſcheinen.

B. An Salzen findet man:

1. Laugenhaltige Salze, Natrum und Soda in verſchiedener Geſtalt, und von

2. zuſammengeſetzten Salzen:

a. Vitriol. — Kupfervitriol; — Eiſenvitriol; — vermiſchten Vitriol; — Kobaltvitriol.

b. Alaun, und zwar: thonigte Alaunerde, und von natürlichem Alaun haarförmigen, faſrigen, muſchlichen und mehligen in zerreiblichen Stalaktiten.

c. vitrioliſches Bitterſalz in einigen Seen des Waſſers, in Weſt-Arkanſas und im Felſengebirge, und eben daſelbſt mehliges und haarförmiges natürliches Bitterſalz.

d. Salpeter. — Kalkſalpeter. — Salmiak — und

e. Kochſalz, ſowohl Quell- und Bayſalz, als auch Steinſalz, und die beiden erſtern Arten faſt in allen Staaten Nord-Amerika's.

C. Brennbare Mineralien:

1. Diamanten, aber ſelten, in Mexico.

2. Schwefel, als Schwefelblumen und Stalaktit in der Nähe der Vulkane Guatemala's, Mexico's und der Felſengebirge; — in faſiger Geſtalt in den Schwefelklüften zu Guadeloupe; in Gyps und Thonlagern in Mexico und Guatemala; als Nieren und Neſter in verſchiedenen Theilen der Union; in Thonſchiefer im blauen Gebirge; — an Kalk und Gypsſtein im Cumberlandgebirge in Kentucky; — mit Erde vermengt in Guatemala und eben dort und in Guadeloupe und einigen andern weſtindiſchen Inſeln in durchſcheinenden Stücken. Mit Metallen verbunden kommt er als

Schwefelkies und Blende im Weſten der Union, und den weſtlichen Staaten Merico's vor; — als Schwefel-Hydrat wird er in Geſtalt eines weißlichen Sediments in den Baſſins der Schwefelquellen am Waſhita und dem Red river, und in den Leitungsröhren der Schwefelquellen in Weſt-Virginien als harte und feſte, beinahe klingende, 1 — 1½ Zoll dicke, grünlich gelbe und ſchwammige Subſtanz angetroffen.

3. Graphit, gemeiner ſowohl, als auch Kohlenblende, kommt gewöhnlich in Lagermaſſen oder eingeſprengt in Urgebirgsarten in faſt allen nordamerikaniſchen Staaten vor; — blättriger Graphit wird im Staate Neu-York, in Neu-England und Grönland angetroffen.

4. Erdfette, und zwar:

1) Berg- und Steinöl, Naphta, Erd- und Bergharz, in Ober-Canada und faſt allen, an die canadiſchen Seen grenzenden Ländern. 2) Steinkohlen in allen Arten; von der Schwarzkohle: die Glanzkohle, Schieferkohle, Kännelkohle, Grob- und Rußkohle, von der Braunkohle die gemeine und prismatiſche Pechkohle, Gachat oder ſchwarzer Bernſtein, die gemeine und tropezoidiſche Braun- oder Moorkohle, die ebene Braun- oder Erdkohle, die holzförmige und erdige Braunkohle theils in bedeutenden Maſſen, theils in ausgedehnten Lagern oder auch wohl eingeſprengt, in Grönland, Labrador, den Canada's, Neu-Braunſchweig und Neu-Scotland; — die Schwarzkohle und alle benannten Abänderungen derſelben werden als Flötzmaſſen und zwar in Begleitung von Schwefelkies (ſelten Kupferkies), von Kalkſpath, Quarz u. ſ. w. angetroffen. 3) Torf, der nur in ſofern hier angeführt werden muß, als er mit erdharzigen Theilen verſehen iſt, findet ſich in verſchiedenen Gegenden Neu-Englands; der Baggertorf, ein torfartiger ſchwarzer Schlamm weſtlich vom Miſſiſſippi, am Red river und Arkanſas; — Pechtorf mit Schwefelkies am obern Theile des Miſſiſſippi, und an verſchiedenen Orten der Hudſonsländereien.

D. Metalle.

1. Platina, gediegen und mit wenigem Golde in kleinen ſphäroidiſchen loſen Fragmenten, in den Goldminen von Guatemala; — mit Quarz und Zirkon gemengt in St. Domingo; unter dem Namen Polyxen mit Eiſen, in der Geſtalt kleiner Körner, in den vereinigten Staaten und Merico.

2. Gold, gediegen und mit zufälligen Beimiſchungen in Guatemala, Merico, Neu-Carolina, Georgien, Alabama, Domingo, außerdem im Urgebirge und in Gängen jüngerer Formation, auf faſt allen weſtindiſchen Inſeln und in Neu-Merico.

3. Silber, theils gediegen, theils als Silberkies, Kupfer-Fahlerz, Schwarzgiltigerz, Graugiltigerz, Weißgiltigerz, Bleiſchweif, Rothgiltigerz und Zundererz in den vereinigten Staaten von Merico, und da vorzüglich im Staate Guanaruato, St Luis de Potoſi und Zacatecas ꝛc., in der Union in Virginien, wo ſeit einigen Jahren Gruben in Orange grave und Greenbriar eröffnet wurden, und im Weſten Nord-Carolina's, auch in Miſſouri wurde im Blei viel Silber gefunden, und in Alabama und Arkanſas hat man mehre bedeutende Adern entdeckt.

4. Queckſilber, theils gediegen, theils als Amalgam; — gediegen in kuglicher Geſtalt, von Zinnober und Amalgam begleitet, in ſeinem Muttergeſtein, dem Kalkſpath, Thonſchiefer und Sandſtein zerſtreut, in den vereinigten Staaten von Merico, und eben daſelbſt auch in kryſtalliniſcher Form, und eingeſprengt in Geſellſchaft des gediegenen Queckſilbers und Zinnobers. In der Union erhält man das Queckſilber als Zinnober und Leber-Erz aus den Queckſilberblenden.

5. Blei iſt in Nord-Amerika am meiſten verbreitet; gediegen findet man es faſt in allen Staaten Merico's und der Union; bei Behandlung der ſilberhaltigen Erze wird es als Nebenprodukt gewonnen, als Bleiſchweif und Bleiglanz (Galena) aber, in unerſchöpflichen Maſſen in Illinois, Miſſouri, Virginien und Neu-York gefunden.

6. Kupfer in allen Farbennüancen bis zum Feuerroth findet man in Nord-Amerika in ungeheuren Massen; gediegen in Würfeln, drei- und vierseitigen Pyramiden, in Säulen, Platten und Blättchen, haar-, drath- und traubenförmig, zähnig u. s. w. im nordwestlichen Gebiet, in Michigan, Ober-Canada, am obern See, wo es in ungeheuern Stücken vorkommt, in den Hudsonsländereien, vorzüglich aber am Kupferminenfluß; — eingesprengt und derb, im Schwerspath, Zeeloth, Gneus, Flußspath und Quarz, gewöhnlich von rothem Eisenocher, Kupferroth, auch wohl von Kupfergrün und Kupferkies begleitet, im Nordwestgebiete, im nördlichen Theile von Illinois, im Staate Indiana, Ohio und Neu-York, und durch alle Staaten Mexico's; außerdem wird es in der Union in unzähligen „Foundaries", aus Kupferkies, Kupferglanz, Kupferfahlerz, Schwarzgiltigerz, Kupferwismuth u. s. w. gewonnen.

7. Eisen findet sich in Nord-Amerika in allen Gestalten; — gediegen theils eingesprengt in einigen Erzen, theils unter den Produkten einiger verloschenen Vulkane des Westens, theils von Blei und Eisenerz begleitet in Missouri; als Meteoreisen in den Canada's und den Hudsonsländereien, als Sumpfeisenstein, Rasenerz, Magneteisenstein, Braun- und Gebbeisenstein in Maine, Massachusets, Connecticut, Neu-York, Pensylvanien, Neu-Jersey, Maryland, Süd-Carolina, und in fast allen Staaten von Mexico und Guatemala.

8. Zinn, in den vereinigten Staaten nur in geringer Menge; häufiger in Mexico und da besonders im Staate Guadalaxara, wo dieses Metall als edler Zinnstein derb und eingesprengt in Körnern und Stücken von unbestimmter Gestalt vorkommt, theils in Begleitung von Wasserblei, Arsenikkies, Wolfram, Schwerstein, Apatit, Bergkrystall und Flußspath gefunden wird, theils als faseriger Zinnstein in unförmlichen Stücken von verschiedener Nüance des Braunen bis ins Gelbe übergehend, vorkommt.

9. Zink und edler Galmey, ersterer von zinnweißer Farbe und blättriger Textur, letzterer in verschiedenen Farben, graulich, gelblich weiß und braun, theils von blättrigem Gefüge, in Octaedern und Prismen krystallisirt, theils strahlig und derb, auch in Stalaktiten vorkommend, in Missouri, Illinois und Maryland. Gemeiner Galmey von bläulich grüner, gelblicher und brauner Farbe, und erdigtem Gefüge, findet man durchlöchert, tropfsteinartig, zerfressen, derb und auch eingesprengt in Begleitung von Bleiglanz und edlen Galmey im Minendistrikt Missouris, im nördlichen Theile von Illinois und in Neu-Mexico, so wie in einigen der letzten Staaten, wo er aber leider noch nicht genutzt wird.

10. Wismuth wird im Urgebirge in Begleitung von Kupfernikel, Spieskobalt, Wismuthocher, Bleiglanz, Quarz und Hornstein, in Gestalt des regulären Octaeders und Rhomboeders in Blättchen, moosförmig, derb und eingesprengt, in Missouri, Illinois, überall im Alleghany-Gebirge und den Neu-England-Staaten gefunden, und könnte, da man Silberwismuth, Nadelerz, Wismuthglanz und Kupferwismuth in Massen findet, in Menge gewonnen werden.

11. Spießglanz kommt in Spießglanzkiesen, als Spießglanzerz und als gediegener Spießglanz in verschiedenen Formen, traubig, nierenförmig derb oder eingesprengt, und auch krystallinisch, in den vereinigten Staaten von Mexico vor; in der Union wird er in Virginien und den Carolina's gefunden, und in den mexicanischen Staaten Zacatecas, S. Luis de Potosé und Guanaruato findet er sich im Silberspießglanze, welches aus vorwaltendem Silber und Spießglanz besteht.

12. Arsenik wird gediegen in Begleitung des Arsenikkieses, des Rothgiltigerzes und des Silberspießglanzes, derb und eingesprengt, oder traubig, porös und nierenförmig, an einigen Orten in den vereinigten Staaten von Mexico gefunden; Arsenikblüthe haarförmig, schlackig und erdigt, in abgesonderten Stücken, in

Gängen, in Missouri, Arkansas und dem Cumberlandgebirge angetroffen; — Arsenikkiese sind überall in der Union verbreitet.

13. Kobalt als feste oder lockere Kobaltschwärze, theils als dichter weicher Körper, theils in erdiger Gestalt an verschiedenen Orten der Union, wird aber noch nicht benutzt.

14. Nickel im Minendistrikt Missouri's und Illinois, wo man seiner, als eines angeblich werthlosen Minerals, nicht achtet.

15. Braunstein in derben Massen und in Begleitung anderer Braunsteinabänderungen, in Pensylvanien, Neu-York und Neu-England; der dichte Graubraunstein in Indiana, Illinois, und Missouri; das Braunsteinoxyd in allen Staaten, wo Mergellager ruhen. —

16. Wolfram in Pensylvanien, Maryland und dem Alleghany-Gebirge, im Staate Neu-York und Missouri.

17. Molybdän, blättrig in Grönland und Labrador; schuppig in Neu-York und den Neu-England-Staaten; in Lagermassen, oder eingesprengt in Urgebirgsarten in fast allen Staaten der Union und Merico's.

18. Chromium in verschiedenen Theilen der Union, namentlich aber in Menge in Maryland, Pensylvanien und Nord-Virginien.

B. Aus dem Pflanzenreiche.

Nur auf diejenigen Pflanzen, die in Nord-Amerika allgemeiner verbreitet sind, können wir bei der folgenden Uebersicht unsere Aufmerksamkeit richten, auf die, welche hinsichtlich ihres Baues von den Pflanzen anderer Erdtheile sich unterscheiden und Nord-Amerika vorzugsweise angehören.

Die Flora der Polarregion, die erst seit einigen Jahren durch englische Gelehrte aufgeschlossen wurde, bot des Neuen gar wenig, denn die Niederungen Grönlands, die an der Baffins- und Hudsonsbay und dem Polarmeer sich hinziehenden Länder erzeugen Pflanzen, die fast in Allen denen unserer europäischen Hochalpen gleich sind; verkrüppelte Weiden, Birken und Zitterpappeln und einige Nadelhölzer sind die einzigen Bäume, die in den Polarländern Nord-Amerika's gefunden werden. Krautartige Pflanzen findet man daselbst nur in geringer Menge, doch unterscheiden sie sich von denen der östlichen Hemisphäre durch ihre große Blumen und kurze Lebensdauer; Kryptogamen hingegen sind dort in ihrem Vaterlande, und Moose und Flechten, die überall dort den Boden und die aufsteigenden Felsen bedecken, scheinen alle andern Pflanzen dort verdrängen zu wollen.

Die beiden Canada's machen, vom Felsengebirge an bis zur Mündung des St. Lorenz, für die Vegetation den Uebergang aus der kalten zur gemäßigten Zone, und obgleich die Gewächse des Nordens auch hier noch vorherrschend sind, findet man doch schon Pflanzen, die den mittlern Theilen Nord-Amerika's angehören, und alle Getreidearten gedeihen hier vortrefflich.

Weiter südlich vermehrt sich die Zahl der Gattungen, die Pflanzen entwickeln ihre schönste Pracht, und schon zwischen 43° und 45° nördl. Br. findet man Gewächse, wie Europa unter gleicher Breite nicht aufzuweisen vermag. Wo zeigen unsere Waldungen unter gleicher Breite solche Bäume wie die verschiedenen Magnalien, und den Tulpenbaum, und welche Schönheit entfalten nicht in Nord-Amerika die europäischen Waldbäume, die Eichen und Nadelhölzer. — Eine Menge, jetzt in Europa eingebürgerter Gewächse haben die vereinigten Staaten zum Vaterlande, und dort schon, obgleich das Klima dort rauher als unter gleicher Breite in Europa ist, bemerkt man schon eine Mischung tropischer Formen, Laurusarten, Passifloren, Cassien, Cactus, Bignonien, Orchideen u. s. w.

Die Flora der Nordweſtküſte hat viel Uebereinſtimmendes mit der der vereinigten Staaten, und der des gegenüberliegenden Sibiriens, und neuere Reiſende haben aus jener Gegend ſchon viele Gewächſe in europäiſche Gärten verpflanzt, wie die zweifarbige Wanzenblume, die Clarkia und Eſchholzia. Betrachten wir den ſüdlichen Theil Nord-Amerika's, ſo finden wir eine, von der vorigen ganz verſchiedene Pflanzenwelt, die Flora der heißen Zone, die in Mexico und Guatemala durch die Meereshöhe des Bodens modificirt wird, und während wir auf den weſtindiſchen Inſeln, den Küſten Mexico's und auf der Halbinſel Oſtflorida reine Tropengewächſe erblicken, zeigt uns das Hochgebirge des Feſtlandes ſowohl, als die Inſeln, Pflanzen, deren Bau die größte Aehnlichkeit mit Pflanzen der gemäßigten Zone hat, und im Tropenklima des Landſtrichs, der ſich vom 17° bis zum 21° nördl. Br. ausbreitet, theilt ſich die Tropenzone, nach von Humboldt, von der Tiefe nach der Höhe gerechnet, in drei Bezirke, den heißen, den gemäßigten und kalten.

Der heiße Bezirk erhebt ſich von der Meeresfläche bis zu einer Höhe von 300 Toiſen, hat eine mittlere Temperatur von 26° (nach dem hunderttheiligen Thermometer), und bringt an eigenthümlichen Pflanzen verſchiedene Palmen, Borragineen, Leguminoſen, Labieen, Rubiaceen, Solaneen u. ſ. w. in Menge hervor.

Der gemäßigte Bezirk, das Plateau von Mexico, erhebt ſich von 300 bis 1.100 Toiſen über das Meer, hat eine mittlere Jahreswärme von 25° bis herab auf 17°,5, und trägt eine Menge fruchttragender Bäume und Sträucher, verſchiedene Eichen- und Taxusarten, und die verſchiedenen Dahlia-Gattungen, die jetzt in Europa die Zierde vieler Gärten ausmachen.

Im kalten Bezirke, in welchen die mittlere Temperatur von 17°,5, bis 0°,8 wechſelt, liegt Toluca, und alle Ortſchaften Mexico's, die zwiſchen 1.200 — 2.400 Toiſen Meereshöhe liegen, gehören demſelben an. Hier erheben ſich hohe, mit Schnee bedeckte Gebirge, an deſſen Grenze Cariophylleen und Rhodoraceen wachſen, Pflanzenfamilien, die faſt ſämmtlich dieſem Klima eigenthümlich ſind. Im mittleren Theile dieſes Bezirks findet man Pflanzen, die zwar dem Geſchlechte nach in Europa einheimiſch ſind, hier aber in andern Gattungen erſcheinen, wie Valerianen, Roſen, Veilchen, Salbey u. a. und der Handbaum (Cheirostemon platanoides) Humboldts, die nördlich von Toluca in ganzen Wäldern vorkommt.

Das Küſtenland Mexico's und Guatemala's, im Oſten ſowohl als im Weſten, und ſämmtliche weſtindiſche Inſeln zeichnen ſich durch ihre üppige Tropen-Vegetation aus, und gewähren dem landenden Europäer einen entzückenden Anblick; die wogenden Palmen, die, mit Ausnahme der Dattelpalmen und einiger Chamaerops-Gattungen, überall wachſen, wo das Tropenklima herrſcht; die baumartigen Farnkräuter, die ſich hier mit der vollen Majeſtät der Palmen erheben, die zahlreichen Gattungen der Cyatheen, des Pteriden, der Aspidien, der Doradillen, dieſer Hauptunterſcheidungszeichen der Pflanzenwelt in den Antillen, und Mexico; die verſchiedenen Cactusarten und Agaven, ein wahrer Segen für einen Theil von Mexico, die Cacao-Waldungen, die mannichfachen Muhaarten, der Rocou, die Ananas und Vanille, und Hunderte nützlicher Gewächſe, die nicht nur den Eingebornen dienlich, ſondern auch in Europa für Künſte und Gewerbe unentbehrlich geworden ſind; dann die, aus andern Erdtheilen hierher verpflanzten Gewächſe, der Kaffee, das Zuckerrohr, die Baumwollenſtaude, der Indigo und Reis, Pflanzen deren vermehrter Anbau die Geſtalt mancher Gegend faſt ganz verändert, den Reichthum der weſtindiſchen Inſeln, Mexico's, Guatemala's und der ſüdlichen Theile der vereinigten Staaten in's unglaubliche vermehrt und geſteigert hat.

Den ganzen Pflanzenreichthum Nord-Amerika's ſpecificiren zu wollen, würden mehre Bände nicht hinreichen, und wir begnügen uns hier nur die Pflanzen mit ihren

Fundörtern zur leichtern Uebersicht und zum Nachschlagen in alphabetischer Ordnung aufzuführen, die allgemeiner verbreitet, vorzüglich nützlich und heilsam oder schädlich sind, bemerken auch zugleich die Klasse und Ordnung nach Willdenow, so wie die deutschen Namen der Gattungen.

Nord-Amerika besitzt von:

Acacia. Willdenow. Klasse 23. Ordnung 1 der Mimosa. Lin. *)

farnesiana. L. ♄ in St. Domingo, von 15 Fuß Höhe, gelbrothen wohlriechenden Blumen in runder Quaste.

leucocephala. ♄ in den feuchten Niederungen der Kempechebay.

scandens. L. die Seebohne, Thomasbohne, ♄ in Westindien, ein Windengewächs, das nach Art der Waldreben auf die höchsten Bäume steigt. Die Samen oder Bohnen in großen, 3—3½ Fuß langen und 5 Querfinger breiten, flachgedrückten Hülsen.

Acer. Lin. Ahorn. Willd. Kl. 23 O. 1.

dasycarpum. silberblättriger Ahorn. ♄ in Pensylvanien und den Carolina's.

negundo. L. eschenblättriger Ahorn. ♄ in allen Staaten der Union und Ober-Canada.

rubrum. L. Rother Ahorn. ♄ vereinigte Staaten und den beiden Canada's, auf feuchtem Grunde, erreicht eine Höhe von 70 Fuß.

saccharinum. Zuckerahorn, in allen nördlichen und mittlern Staaten der Union, und Ober-Canada.

striatum oder pensylvaticum. L. gestreifter Ahorn. ♄ in Canada und Pensylvanien, auch im Alleghany- und Cumberlandgebirge auf trocknem Boden.

Achania. Schreb. Tutenmalve, Schampappel. Willd. Kl. 16 O. 11.

malvaviscus. Aiton. ♄ auf den Antillen; mit schlankem grauen, 10 Fuß hohem Stamm, immer grünen harzförmigen Blättern, und das ganze Jahr hindurch schöne große, tutenförmig gewundene, scharlachrothe Achselblüthen mit doppeltem Kelche.

Achillea. Lin. Schafgarbe, Garbenkraut. Willd. Kl. 19 O. 2.

asplenifolia. ♃ mit rosenrothen Blumen, und gestreiften röthlichen Stengeln; in den mittleren Staaten der Union.

Achimenes, Brown. Pers. Kl. 14 O. 2.

coccinea. Pers. ♃ auf Jamaica; Zierpflanze mit scharlachrothen Achselblüthen.

Achras. Lin. Breiapfel, Sapotabaum. Willd. Kl. 5 O. 1.

sapota. Lin. ♄ auf den Antillischen Inseln, mit großen, eßbaren, sehr schmackhaften Früchten.

Actaea. Lin. Christophskraut. Willd. Kl. 13 O. 1.

racemosa. Lin. ♃ in den vereinigten Staaten; mit 4—5 Fuß hohem Stengel, doppeltgefiederten Blättern, und langen, weißen, oben etwas überhängenden Blüthentrauben.

Aesculus. Lin. Roßkastanie. Willd. Kl. 7 O. 1.

lutea. Wangenh. ♄ in Nord-Carolina, ein 50—70 Fuß hoher Baum.

macrostachya. Mich. ♄ in Georgien, Alabama und Westflorida.

ohiotensis. Mich. ♄ am Ohio, wird nur 15—20 Fuß hoch, aber sehr dick.

Pavia. Lin. ♄ in ganz Nord-Amerika.

---

*) Erklärung der Zeichen: ☉ einjährige, ♂ zweijährige, ♃ ausdauernde, ♄ holzige } Gewächse.

Agave. Lin. ♄ Willd. Kl. 6 O. 1.

americana. Lin. ♄ in Mexico, 15 — 20 Fuß hoch; der nackte Blumenſchaft äſtig, bildet eine Pyramide und iſt vom Auguſt bis October mit zahlloſen, grünlich weißen, viel Honigſaft enthaltenden Blumen bedeckt. Die Wurzelblätter groß, fleiſchig, mit Stacheln eingefaßt, und in einen Stachel auslaufend.

Foetida. Lin ♄ in Mexico und Guatemala, auch hin und wieder in Weſtindien. Schaft über 20 Fuß hoch, die Zweige veräſtelt und mit Tauſenden von grünlich weißen Blumen bedeckt.

virginica. Lin. 4 in Virginien, den Carolina's, Georgien und Florida; mit ſchmalen lanzettförmigen Blättern; Schaft mit ſtielloſen, grünlichen, wohlriechenden Blumen beſetzt.

Aletris. Lin. Hyacinth-Aloe. Willd. Kl. 6 O. 1.

farinosa. Lin. 4 überall in Nord-Amerika.

Allamanda. Lin. Allamande. Willd. Kl. 5 O. 1.

cathartica. Lin. ♄ an den niederen Flußufern der Kampechebay und Guatemalas.

Aloe. Lin. ♄ Willd. Kl. 6 O. 1.

verſchiedene Arten in Mexico und auf den weſtindiſchen Inſeln.

Amaryllis. Lin. Saronsblume. Willd. Kl. 6 O. 1. Lauter Prachtpflanzen.

Atamasco. Lin. 4 in den ſüdlichen Theilen der Union, Mexico und Weſtindien.

Belladonna. Lin. 4 in Guatemala und Mexico.

Formosissima. Lin. Jacobslilie. 4 in Mexico.

Reginae. Lin. 4 in Mexico und Guatemala.

Amorpha. Lin. Falſcher Indigo. Willd. Kl. 17 O. 4.

fruticosa. Lin. ♄ in Nord- und Süd-Carolina, ein Zierſtrauch von 8 — 10 Fuß Höhe, dem Indigo ähnlichen Blättern, und blauvioletten Blumen.

Ampelopsis. Mich. Willd. Kl. 5 O. 1.

quinquefolia. Mich. ♄ in allen Staaten öſtlich des Miſſiſſippi.

Amsonia. Walter. Amſonie. Willd. Kl. 5 O. 1.

angustifolia. Mich. 4 in Penſylvanien, Maryland, Virginien und Kentucky in feuchten Wäldern.

latifolia. Mich. 4 in Nord- und Süd-Carolina's feuchten Waldungen.

Amygdalus. Lin. Willd. Kl. 12 O. 1.

Persica. Lin. Pfirſchbaum. in der Union eingeführt, dort aber in ſolchem Ueberfluß, daß viele der weſtlichen Pflanzer die Schweine damit mäſten.

Andromeda. Lin. Andromede. Willd. Kl. 10. O. 1.

acuminata. Ait. ♄ in Florida, Alabama, Miſſiſſippi und Louiſiana.

axillaris. Lan. ♄ in den beiden Carolina's und Georgien.

calyculata. Lan. ♄ in Canada und den Neu-England-Staaten.

marginata. Duham. ♄ in Georgien, Carolina und Weſt-Florida.

mariana. Lin. ♄ in Maryland und Virginien.

racemosa. Lin. ♄ in Penſylvanien Ohio und Neu-York.

speciosa. Mich. ♄ in beiden Carolina's und Virginien.

Annona. Lin. Flaſchenbaum, Eier-Rahm-Apfel. Willd. Kl. 13. O. 6.

tripetata. Ait. ♄ auf den großen Antillen, in Guatemala und Mexico, erreicht eine Höhe von 11 — 12 Fuß und bringt eine apfelförmige, vortreffliche Frucht.

Apocynum. Lin. Hundekohl, Hundsgift. Engl. Dog's-bane. Willd. Kl. 5. O. 2.

androsaemifolium. Lin. Fliegenfalle. 4 in Virginien, den beiden Carolina's, Georgien und Florida.

Aquilegia. Lin. Akeley. Engl. Columbine. Willd. Kl. 13. O. 5.

canadensis. Lin. 4 in allen Staaten nördlich von Penſylvanien.

Arachis. Lin. Erdnuß. Engl. Earth-Nut. Willd. Kl. 17. O. 4.

hypogaea. Lin. ⊙ in Mexico einheimisch; jetzt aber auch auf fast allen westindischen Inseln und den südlichen Theilen der Union angebaut, liefert ein gutes Speiseöl.

Aralia. Lin. Aralie. Willd. Kl. 5. O. 5.

spinosa. Lin. Engl. Angelica-Tree. ♄ in den Carolina's und Georgien.

Aracauria. Juss. Andentanne. Willd. Kl. 22. O. 13.

excelsa. Aiton. ♄ auf den Inseln der Nordwestküste.

Areca. Lin. Arekabaum. Engl. Cabbage-Tree (Kohlbaum). Willd. Kl. 21. O. 8.

oleracea. Lin. ♄ auf den caraibischen Inseln und der Halbinsel Florida.

Argemone. Lin. Stachelmohn. Willd. Kl. 13. O. 1.

mexicana. Lin. ⊙ Zierpflanze in Mexico, mit glänzend gelben Blumen und weißgeaderten, stacheligen Blättern.

Aristolochia. Lin. Osterluzey. Engl. Birthwort. Willd. Kl. 20. O. 5.

sipho. Herit. ♄ in allen Staaten der Union, mit 20 und 30 Fuß langen Ranken, und purpurrothen einblättrigen Blumen.

tomentosa. Sims. ♄ in den mittlern und westlichen Theilen der vereinigten Staaten.

trifida. ♄ in Westindien und Guatemala.

Asclepias. Lin. Schwalbenwurz. Engl. Swallow-wort. Willd. Kl. 5. O. 2.

curassavica Lin. ♄ Zierpflanze in Westindien.

incarnata. Lin. 4 in Virginien, den Carolina's und Georgien.

syriaca. Lin. Seidenpflanze. 4 überall in der Union.

tuberosa. Lin. 4 in allen östlichen Staaten der Union, in Kentucky und Tennessee.

Asimia. Decandolle. Willd. Kl. 13. O. 6.

triloba. Dec. ♄ in West-Virginien, Kentucky, Pensylvanien und den Carolina's.

Aster. Lin. Aster, Sternblume. Engl. Starwort. Willd. Kl. 19. O. 2.

dumosus. Lin. 4 mit kleinen weißen Blumen, in den vereinigten Staaten.

grandiflorus. Lin. 4 in allen mittleren Theilen Nord-Amerika's; mit einzelnen purpurfarbigen Erdblumen, mit Citronengeruch.

novae angliae. Lin. 4 in Neu-England und Neu-York, wird 6—8 Fuß hoch; mit violet-blauen, rispenförmigen Blumen.

puniceus. Lin. 4 überall in Nord-Amerika, — mit großen grünrothen, oder purpurfarbigen Blumen.

rubricaulis. Lam. 4 in den vereinigten Staaten und Ober-Canada.

sericeus Vent. ♄ an den Ufern des Mississippi und Red rivers.

spectabilis. Aiton. 4 an der Westküste von Nord-Amerika.

Azalea. Lin. Azalee. Willd. Kl. 5. O. 1.

calendulacea. Mich. ♄ in Pensylvanien, Ohio, Kentucky und Tennessee, hiervon zwei Spielarten; A. crocea und A. flammea.

nudiflora. Lin. ♄ überall in Nord-Amerika, mit den Spielarten: A. alba, bicolor, carnea, coccinea major und minor, papillionacea, partita und rutilans.

viscosa. Lin. ♄ in Virginien, mit unzähligen Spielarten.

Baccharis. Lin. Kreuzwurz. Engl. Flowman's Spikenard.

halimifolia. Lin. ♄ in Georgien und Florida.

Bambusa. Schrober. Bambus. Engl. Bamboo-Cane. Willd. Kl. 6. O. 1.

arundinacea. ♄ auf den westindischen Inseln.

Batschia. Mich. Pers. Kl. 5. O. 1.

sericea. 4 in Virginien und im Westen der Alleghany's. — Mit der Wurzel färben die Indianer ihren Körper roth.

Befaria. Lin. Befarie, Bejarie. Willd. Kl. 11. O. 1.
racemosa. Vent. ♄ in Florida.
Begonia. Lin. Begonie, Schiefblatt. Willd. Kl. 21. O. 7.
acuminata. ♄ in den Niederungen der Hondurasbay.
dichotoma. ♄ in Guatemala.
macrophylla. ♄ in Jamaika und Martinique.
nitida. ♄ auf den Bergen in Jamaika.
Berberis. Lin. Sauerdorn, Berberisbeere. Engl. Barberry. Willd. Kl. 6. O. 1.
vulgaris. ♄ überall in Nord-Amerika.
Besleria. L. Beslerie. Willd. Kl. 14 O. 2.
melittifolia. Lin. ♄ in allen wärmern Gegenden Amerika's.
Betula. Lin. Birke. Engl. Birch. Willd. Kl. 21. O. 7.
lenta. Lin. ♄ in allen Staaten nördlich von Maryland. 60—70 Fuß hoch.
nigra. Lin. ♄ in Canada und Virginien. 90 Fuß Höhe; in verſchiedenen Spielarten.
Bidens. Lin. Zweizahn. Willd. Kl. 19. O. 1.
leucantha. Willd. ☉ in Virginien.
Bignonia. Lin. Bignonie. Engl. Trumpet-flower. Willd. Kl. 24. O. 2.
capreolata. Lin. ♄ in Virginien.
Catalpa. Lin. Trompetenblumenbaum. Engl. Common Catalpa. ♄ in den Carolina's, Georgien und Florida.
radicans. Lin. ♄ von Penſylvanien bis herab nach Florida.
Bixa. Lin. Orleanbaum, Roucou. Engl. Anotta. Willd. Kl. 13. O. 1.
Orellana. Lin. ♄ in Guatemala und den niedern Theilen Merico's.
Boltonia. Heritier. Boltonie. Willd. Kl. 19. O. 2.
asteroides. Mich. 4 an den Teichen und Niederungen in Virginien.
glastifolia. Herit. 4 in Penſylvanien und Virginien.
Bouvardia. Salisb. Bouvardie. Willd. Kl. 4. O. 1.
triphylla. ♄ in Merico.
Bromelia. Lin. Ananas. Engl. Pine-apple. Willd. Kl. 6. O. 1.
ananas. Lin. ♄ in Weſtindien, Guatemala und Merico.
Brunsfelsia. Lin. Brunsfelſie. Willd. Kl. 14. O. 2.
americana. Lin. in Weſtindien und Merico.
undulata. ♄ in Barbados und Jamaika.
Bumelia. Swartz. Hochſtamm, Eiſenholz. Willd. Kl. 5. O. 1.
tenax. Willd. in Carolina.
Buphthalmum. Lin. Ochſenauge. Engl. Ox-eye. Willd. Kl. 19. O. 2.
helianthoides. Lin. 4 überall im nördlichen Amerika.
Cacalia. Lin. Peſtwurz, Löwenpflanze. Willd. Kl. 19. O. 1.
suaveolens. Lin. 4 in Virginien.
Cactus. Lin. Fackeldiſtel. Willd. Kl. 12. O. 1 in verſchiedenen Arten in Weſtindien und Merico.
melocactus. Lin. ♄ in Weſtindien.
Caesalpinia. Lin. Cäſalpinie. Willd. Kl. 10. O. 1.
pulcherrima. Swartz ♄ in Weſtindien.
sappan. ♄ Braſilienholz, in Weſtindien und der Campachebay.
Callicarpa. Lin. Schönbeere. Willd. Kl. 4. O. 1.
americana. Lin. ♄ in Carolina.
Calliopsis. Reichenbach. Schöngeſicht, Doppelgeſicht. Willd. Kl. 19. O. 3.
bicolor. Rchb. ☉ an den Ufern des Miſſouri.

Calycanthus. Lin. Kelchblume, Gewürzbaum. Engl. Allspice. Willd. Kl. 12. O. 5.
floridus. Lin. ♄ in den Carolina's.
laevigatus. Willd. ♄ auf hohen Bergen in Carolina und Virginien.
Canna. Lin. Blumenrohr, Krebsblume. Engl. Indian-Shot. Willd. Kl. 1. O. 1.
angustifolia. Lin. ♃ in Weſtindien und Mexico.
flaccida. Salisbury. ♃ in Süd-Carolina.
gigantea. ♃ am Miſſiſſippi und den weſtlich gelegenen Ländern; in Florida.
glauva. ♃ Lin. in den feuchten und warmen Gegenden von Carolina bis Florida.
Cannabis. Lin. Hanf. Engl. Hemp. Willd. Kl. 22. O. 5.
sativa. Lin. ☉ in verſchiedenen Gegenden Nord-Amerika's wild.
Capsicum. Lin. Spaniſcher Pfeffer. Willd. Kl. 5 O. 1.
annum. Lin. ☉ auf den weſtindiſchen Inſeln, — in Mexico und Guatemala.
Cassia. Lin. Caſſia. Willd. Kl. 10. O. 1.
fistula. Lin. ♄ in Weſtindien.
grandiflora. ♄ in Mexico.
marylandica. Lin. ♄ in Virginien und Maryland.
Senna. Lin. Sennesſtrauch. ☉ in Weſtindien.
Castanea. Miller. Kaſtanienbaum. Engl. Chesnut. Willd. Kl. 21. O. 7.
americana. ♄ überall in Nord-Amerika, in verſchiedenen Spielarten.
pumila. Miller. ♄ Zwergkaſtanie. Engl. Chincapin. von Virginien bis Florida.
Ceanothus. Lin. Seckelblume. Willd. Kl. 5. O. 1.
americanus. Lin. ♄ in Virginien und den Carolina's.
Cecopria. Lin. Kanonenbaum, Trompetenbaum. Engl. Snake Wood. Kl. 22. O. 2.
peltata. Lin. ♄ auf Jamaika und den caraibiſchen Inſeln.
Celastrus. Lin. Celaſter. Engl. Staff-Tree. Wild. Kl. 5. O. 1.
scandens. Lin. Baummörder. ♄ in den Canada's.
Celosia. Lin. Hahnenkamm. Engl. Cocks-Comb. Willd. Kl. 5. O. 1 in vielen Arten.
Celtis. Lin. Zürgelbaum. Engl. Nettle-Tree. Willd. Kl. 5. O. 2.
cordata. ♄ überall in den vereinigten Staaten und den Canada's.
occidentalis. Lin. ♄ faſt überall in Nord-Amerika.
Cephalanthus. Lin. Kopfblume. Engl. Button Wood. Willd. Kl. 4. O. 1.
occidentalis. Lin. ♄ in den vereinigten Staaten und Canada.
Cercis. Lin. Judasbaum. Engl. Judas Tree. Willd. Kl. 10. O. 1.
canadensis. Lin. ♄ in Penſylvanien, Virginien und den Carolina's.
Cereus. Lin. Fackeldiſtel. Willd. Kl. 12. O. 1.
flagelliformis. Lin. ♄ Schlangenaloe, in Mexico.
grandiflorus. Lin. ♄ in Jamaika.
Cestrum. Lin. Zeſter, Hammerſtrauch. Willd. Kl. 5. O. 1.
maorophyllum. ♄ auf den Antillen, vorzüglich auf Portorico.
nocturnum. ♄ in Weſtindien.
vespertinum. Lin. auf den Antillen.
Chelone. Lin. Schildblume, Boothfaden. Willd. Kl. 14. O. 2.
barbata. Cavanilles. ♃ in Mexico.
campanulata. Cav. ♃ ebendaſelbſt.
glabra, obliqua und pubescens. Lin. ♃ in Virginien und bis nach Canada.
Chenopodium. Lin. Gänſefuß. Engl. Goose-Foot. Willd. Kl. 5. O. 2.
ambrosioides. Lin. Jeſuitenthee. ☉ in Mexico.
Chionanthus. Lin. Schneeblume. Engl. Fringe-Tree. Willd. Kl. 2. O. 1.
virginica. ♄ in Penſylvanien, Maryland und Virginien.

Cinchona. Lin. China. Fieberrindenbaum. Willd. Kl. 5. O. 1.
caroliniana. ♄ in den Carolina's und Georgien.
officinalis. ♄ Lin. in Mexico und Guatemala.
Citrus. Lin. Orangenbaum. Willd. Kl. 18. O. 1 in allen Arten, jetzt in Weſtindien und Louiſiana.
Clematis. Lin. Waldrebe. Engl. Virgin's Bower. Willd. Kl. 13. O. 6.
crispa. Lin. ♄ in den Carolina's.
viorna. Lin. ♄ und virginiana. ♄ in den ſüdlichen Staaten der Union.
Clethra. Lin. Willd. Kl. 10. O. 1.
acuminata. Mich. ♄ und alnifolia. Lin. ♄ in naſſen Gegenden Nord-Amerika's.
paniculata. Aiton. ♄ und pubescens. Willd. ♄ ebendaſelbſt.
Clusia. Lin. Cluſie. Engl. Balsam-Tree. Willd. Kl 23. O. 1.
flava. Lin. ♄ Baum von 20 Fuß Höhe, in Jamaika.
Cobaea. Cavanilles. Willd. Kl. 5. O. 1.
scandens. Cav. ♄ in Mexico, wo dieſe Pflanze Yerra morada, blauer Epheu heißt.
Cochlearia. Lin. Willd. Kl. 14. O. 1.
armoracea. Lin. Meerrettig. Engl. Horse-Radish. ♃ wild in Maryland, Virginien und Penſylvanien.
Cocos. Lin. Cocospalme. Engl. Cocoa-Nut-Tree. Willd. Kl. 21. O. 6.
nucifera. Lin. in Weſtindien und Mexico.
Coffea. Lin. Kaffeebaum. Willd. Kl. 5. O. 1 jetzt überall in Weſtindien, Guatemala. und Mexico.
Commelina. Lin. Commeline. Willd. Kl. 3. O. 1.
tuberosa. Lin. ♃ in Mexico.
Comptonia. Gärtner. Comptonie. Willd. Kl. 21. O. 3.
asplenifolia. Gärt. ♄ von Florida bis Virginien.
Cordia. Lin. Cordie. Sebeſtenbaum. Willd. Kl. 5. O. 1.
macrophylla. Lin. ♄ 50—60 Fuß hoch; überall auf den Antillen.
Coreopsis. Lin. Wanzenblume. Willd. Kl. 19. O. 3.
auriculata. Lin. ♄ — tenuifolia. Ehrh. ♃ — tripteris. Lin. ♃ und verticillata. Lin. ♃ im mittlern Theile Nord-Amerika's.
Cornus. Lin. Hartriegel. Engl. Dogwood. Willd Kl. 4. O. 1.
alba. Lin. ♄ in Canada. — alternifolia. Lin. überall in der Union und Canada.
canadensis. Lin. ♄ in Neu-England und Canada. — florida. Lin. ♄ in Penſylvanien, Virginien und Carolina.
sanguinea. Lin. ♄ und sericea. Heritier. ♄ von Penſylvanien bis Florida.
Corylus. Lin. Haſelnußſtrauch. Engl. Hazelnut-tree. Willd. Kl. 21. O. 7.
rostrata. Aiton. ♄ von Canada bis herab nach Florida.
Cosmos. Cavanilles. Willd. 19. O. 3.
bipinnatus. Cav. ⊙ ♃ Zierpflanze in Mexico.
Crataegus. Lin. Hagedorn, Weißdorn. Engl. Hawthorn. Willd. Kl. 12. O. 2.
cordata. Aiton. ♄ überall in Nord-Amerika. — sorbifolia. ♄ ebendaſelbſt.
Crinum. Lin. Hackenlilie. Willd. Kl. 6. O. 1.
americanum. Lin. ♃ und erubescens. Aiton. ♃ in den wärmern Theilen Nord-Amerika's.
Cucumis. Lin. Gurken. Willd. Kl. 21. O. 8 in verſchiedenen Arten.
Cucurbita. Lin. Kürbis. Engl. Gourd. Willd. Kl. 21. O. 8 in ganz Nord-Amerika in hundert verſchiedenen Arten und Abarten, von der Herkuleskeule bis zum Pommeranzenkürbis.

Cypripedium. Lin. Frauenſchuh. Engl. Ladies-Slipper. Willd. Kl. 20. O. 2.
pubescens. Willd. 4 an ſandigen Flußufern in Carolina, Georgien und Florida.
Cyrilla. Lin. Cyrille. Wille. Kl. 5. O. 1.
caroliniana. Mich. ♄ in Carolina, Virginien und Kentucky.
Datura Lin. Stechapfel. Engl. Thornapple. Willd. Kl. 5. O. 1.
ceratocaula. ☉ und 4 auf der Inſel Cuba.
Stramonium. ☉ überall in Nord-Amerika.
suaveolens. Humb. ♄ in Mexico.
Decumaria. Lin. Zehnerblume. Willd. Kl. 11. O. 1.
barbarea. Lin. ♄ in den Carolina's.
Delphinium. Lin. Ritterſporn. Engl. Larkspur. Willd. Kl. 13. O. 3.
azureum. Mich. 4 in Georgien und Carolina; verſchiedene Spielarten.
exaltatum. Aiton. 4 überall in der Union und Canada.
Dianthus Caryophillus. Lin. 4 Willd. Kl. 10. O. 2 verſchiedene Arten wild.
Diervilla. Miller. P. Kl. 5. O. 1.
canadensis. Willd. in Canada und Neu-England.
Dionaea. Lin. Fliegenfalle. Willd. Kl. 10. O. 1.
muscipula. Lin. Venusfliegenfalle. Engl. Venus's Flytrap. 4 in Carolina u. Florida.
Dioscorea. Lin. Yamswurzel. Willd, Kl. 22. O. 6.
sativa. Lin. 4 in Weſtindien, Mexico, Guatemala, Louiſiana.
Diospyros. Lin. Perſimanpflaume. Engl. Date-plum, Persimons. Willd. Kl. 23. O. 2.
virginiana. Lin. ♄ in Carolina, Virginien und Maryland.
Dirka. Lin. Lederholz. Engl. Leather wood. Willd. Kl. 8. O. 1.
palustris. Lin. ♄ in Canada und Virginien.
Dodecatheon. Lin. Götterblume. Engl. Cowslip. Willd. Kl. 5. O. 1.
meadia. Lin. 4 in Virginien.
Dracocephalum. Lin. Drachenkopf. Engl. Dragon's-head. Willd. Kl. 14. O. 1.
virginianum. Lin. 4 in Virginien und Carolina.
Duranta. Lin. Durante. Willd. Kl. 14. O. 2.
Plumierie. Lin. ♄ auf den Antillen, und dort 12—15 Fuß hoch.
Elymus. Lin. Haargras. Engl. Lyme-grass. Willd. Kl. 3. O. 2.
arenarius. Lin. 4 auf dem Flugſande am Meeresufer der Oſtküſte.
Epidendrum. Lin. Baumwurzler. Willd. Kl. 20. O. 1.
cochleatum. Lin. 4 Prachtpflanze auf den Antillen.
Epigaea. Lin. Landkraut. Willd. Kl. 10. O. 1.
repens. Lin ♄ überall in Nord-Amerika.
Eranthemum. Lin. Willd. Kl. 2. O. 1.
bicolor. Schrank. auf Jamaika, Domingo und Cuba.
Erica. Lin. Heide. Engl. Heath. Willd. Kl. 8. O. 1 verſchiedene Arten.
Erodium. Heritier. Reiherſchnabel. Engl. Heron's bill. Willd. Kl. 16. O. 3.
moschatum. Lin. ☉ in Guatemala und Mexico.
Erythrina. Lin. Korallenbaum. Engl. Coral-tree. Willd. Kl. 17. O. 4.
Corallodendron. Lin. wahrer Korallenbaum. ♄ auf den Antillen.
herbacea. Lin. 4 in Carolina und Florida.
Erythronicum. Lin. Hundszahn. Engl. Dog's-Tooth Violet. Willd. Kl. 6. O. 1.
americanum. Lin. 4 überall in den vereinigten Staaten und Canada.
dens canis. Lin. 4 in Virginien. — longifolium. Lin. 4 in den vereinigten Staaten.
Eugenia. Lin. Eugenie. Willd. Kl. 12. O. 1.
uniflora. Lin. in Guatemala und Mexico.
Eupatorium. Lin. Alpkraut, Walddoſt, Waſſerdoſt. Willd. Kl. 19. O. 1.

Eupatorium altissimum. Lin. ♃ — aromaticum. Lin. ♃ — purpureum. Lin. ♃ in der Union und Canada.

Euphorbia. Lin. Wolfsmilch. Engl. Spurge. Willd. Kl. 11. O. 3.
cyathophora. Jacq. ♄ in den wärmern Gegenden Amerika's.
punicea. Swartz. ♄ auf den großen Antillen.

Evonymus. Lin. Spindelbaum. Engl. Spindel tree. Willd. Kl. 5. O. 1.
americanus. Lin. in Virginien und Carolina.
atropurpureus. Jacq. überall in Nord-Amerika.

Excoecaria. Lin. Blendbaum, Blindbaum. Willd. Kl. 23. O. 1.
glandulosa. Swartz. ♄ — lucida. Swartz. ♄ — tinifolia. Sw. ♄ in Weſtindien.

Fagus. Lin. Buche. Engl. Beech. Willd. Kl. 21. O. 7.
ferruginea. Aiton. überall in Nord-Amerika; in vielen Spielarten.

Ficus. Lin. Feige. Engl. Fig tree. Willd. Kl. 23. O. 2.
elastica. Noiſette. ♄ in Weſtindien und Mexico.
nymphaeifolia. Lin. ♄ in Guatemala.

Fragaria. Lin. Erdbeere Engl. Strawberry. Willd. Kl. 12. O. 5.
elatior. Ehrh. ♃ Garten-Erdbeere, wild im Miſſiſſippithale.
grandiflora. Ehrh. ♃ in Mexico und Guatemala.
virginiana. Ehrh. ♃ in Virginien und Carolina.

Fraxinus. Lin. Eſchenbaum. Engl. Ash tree. Willd. Kl. 23. O. 2.
alba. Bosc. ♄ überall im nördlichen Amerika, bis 80 Fuß hoch.
carolinana. Lam. ♄ in Carolina, Georgien, Florida und Alabama, in vielen Spielarten.
pubescens. Lam. ♄ — quadrangulata. Mich. ♄ — serratifola. und viridis in allen weſtlichen Staaten und nördlich von Maryland.

Fumaria. Lin. Erdrauch, Hahlwurzel. Engl. Fumitory. Willd. Kl. 17. O. 2.
fungosa. Aiton. ♂ in Penſylvanien und Canada.
glauca. Curtis. ☉ in Canada.
sempervirens. ♂ in Virginien und Canada.

Galardia. Lamarck. Gaillarde. Willd. Kl. 19. O. 3.
bicolor. Lam. ♂ in den vereinigten Staaten und Ober-Canada.

Gaultheria. Lin. Gaultherie. Willd. Kl. 10 O. 1.
procumbens. Lin. ♄ in den mittlern Staaten Nord-Amerika's.

Gaura. Lin. Prachtkerze, Stolzenkraut. Willd. Kl. 8. O. 1.
biennis. Lin. ♂ in Virginien und Penſylvanien.

Gelsemium. Mich. Gelſemie. P. Kl. 5. O. 1.
sempervirens. Pers. ♄ in den vereinigten Staaten.

Gentiana. Lin. Enzian. Engl. Gentian. Willd. Kl. 5. O. 2.
Pneumonanthe. Lin. ♃ auf feuchten Sevennen und Prairies in Nord-Amerika.

Georgina. Willd. Georgine, Dahlie. Willd. Kl. 19. O. 2.
coccinea. Willd. ♃ — variabilis. Willd. ♃ in Mexico, beide in vielen Spielarten, mit Blumen von allen Farben.

Gleditschia. Lin. Gleditſchie; Bohnenbaum. Willd. Kl. 23. O. 2.
monosperma. Walther. ♄ — aquatica. — carolinensis. — Spielarten in Carolina und Georgia.
triacanthos. Lin. in Canada.

Gloriosa. Lin. Prachtlilie. Willd. Kl. 6. O. 1.
superba. Lin. ♃ in Louiſiana, Florida und Mexico.

Gloxinia. Hertier. Gloxinie. Willd. Kl. 14. O. 2.
speciosa. Ker. ♃ — trichotoma. Manch. ♃ in Guatemala.

Glycine. Lin. Glycine; Süßbohne. Willd. Kl. 17. O. 4.
Apios. 4 in Virginien. — frutescens. Lin. ♄ in Carolina.
Gomphrena. Lin. Kugel-Amaranth. Engl. Globe-amarant. Willd. Kl. 5. O. 2.
globosa. Lin. ☉ in Weſtindien.
Gordonia. Lin. Gordonie. Willd. Kl. 16. O. 11.
Lasianthus. Lin. ♄ in den feuchten Niederungen von Florida, Georgien und Carolina.
pubescens. Lam. ♄ in Florida und Alabama.
Gossypium. Lin. Baumwolle. Engl. Cotton. Willd. Kl. 16. O. 11.
herbaceum. Lin. ☉ in Weſtindien und den ſüdlichen Theilen der vereinigten Staaten.
Guajacum. Lin. Franzoſenholz. Engl. Lignum-Vitae-tree. Willd. Kl. 10. O. 1.
officinale. Lin. ♄ in Guatemala, Mexico und Weſtindien.
sanctum. Lin. ebendaſelbſt, beſonders häufig auf Haity.
Guajava. Gärtner. Guajave. Willd. Kl. 12. O. 1.
pyriformis. ♄ in Weſtindien.
Gymnocladus. Lam. Nacklaf; Bondukbaum. Willd. Kl. 22. O. 9.
canadensis. Lam. ♄ in Canada.
Haematoxylon. Lin. Blauholz; Campecheholz. Engl. Logwood. Willd. Kl. 10. O. 1.
campechianum. Lin. auf Jamaika, Haity, der Campeche- und Hondurasbay.
Halesia. Lin. Haleſie. Engl. Snowdrop tree. Willd. Kl. 11. O. 1.
tetraptera. Lin. ♄ in Carolina.
Hamamelis. Lin. Zuckernuß. Engl. Witch-Hazel. Willd. Kl. 4. O. 2.
virginica. Lin. ♄ in Virginien, und allen ſüdlichen Staaten der Union.
Helenium. Lin. Samenkraut. Willd. Kl. 19. O. 2.
autumnale. Lin. 4 in der Union und Canada.
Helianthus. Lin. Sonnenblume, Engl. Sunflower. Willd. Kl. 19. O. 3.
altissimus. Lin. 4 in Penſylvanien.
annuus. Lin. ☉ in Mexico und Guatemala.
giganteus. Lin. 4 — laetiflorus. Pers. 4 — multiflorus. 4 Lin. in den vereinigten Staaten.
Heliconia. Lin. Helikonie. Willd. Kl. 5. O. 1.
Bihai. Willd. 4 — humilis. Jacq. 4 und psittacarum. Lin. fil. 4 in Weſtindien und Mexico.
Helicteres. Lin. Schraubenbaum. Engl. Screw tree. Willd. Kl. 16. O. 10.
jamaicensis. Lin. ♄ am Meeresſtrande zu Jamaika und Cuba.
Heliotropium. Lin. Sonnenwende. Engl. Turnsole. Willd. Kl. 5, O. 1.
corymbosum. Ruiz. ♄ in Mexico und Guatemala.
odoratum. ♄ in Mexico und auf den Prairien des Weſtens.
Helonias. Lin. Helonie. Willd. Kl. 6. O. 3.
latifolia. Mich. 4 in den Swamps von Maryland bis Florida.
Heuchera. Lin. Heuchere. Willd. Kl. 5. O. 2.
americana. Lin. 4 überall im nördlichen Amerika.
Hibiscus. Lin. Eibiſch. Willd. Kl. 16. O. 11.
coccineus. Mich. ♄ — incanus. Wendl. ♄ in Carolina.
Manihot. ♄ in Weſtindien.
palustris. Lin. 4 in Virginien und Canada.
speciosus. Aiton. ♄ in Süd-Carolina und Florida.
Hippophaë. Lin. Pferdedorn. Engl. Sea-Buckthorn. Willd. Kl. 22 O. 4.
canadensis. Lin. ♄ in Canada und Neu-England.

Humulus. Lin. Hopfen. Engl. Hop. Willd. Kl. 22 O. 5.
Lupulus. Lin. 4 in Nord-Amerika, in feuchten niedrigen Waldgegenden.
Hydrangea. Lin. Willd. Kl. 10 O. 2.
arborescens. Lin. ♄ in Virginien und Carolina.
nivea. Mich. ♄ in allen Staaten zwiſchen Maryland und Canada.
quercifolia. Bartr. ♄ in Florida.
Hyperanthera. Forskel. Belzennuß. — Engl. Horse-Radish tree. Willd. Kl. 10 O. 1.
moringa. Vahl. ♄ in Weſtindien, Mexico und den ſüdlichen Theilen der vereinigten Staaten.
Hypericum. Lin. Hartheu, Johanniskraut. — Engl. St. John's Wort. Willd. Kl. 18 O. 4.
pyramidalum. Aiton. 4 in Kentucky, den Carolina's und Virginien. — prolificum. Lin. ♄ ebendaſelbſt.
Jacquinia. Lin. Jacquinie. Willd. Kl. —
aurantiaca. Aiton. ♄ in den wärmern Gegenden Amerika's.
Jatropha. Lin. Brechnuß. — Engl. Physic-nut. Willd. Kl. 22 O. 8.
multifida. Lin. — napaeifolia. Desrouſſaux. — panduraefolio. Andrews. Urens. Lin. auf den Antillen und in Merico.
Ilex. Lin. Stechpalme. — Engl. Holly. Willd. Kl. 4 O. 4.
Aquifolium. Lin. ♄ in Virginien, den Carolina's, Georgien und Florida, in vielen Spielarten.
cassine. Lin. ♄ in Carolina und Florida.
Illicium. Lin. Badian. Sternanies. — Engl. Aniseed Tree. Willd. Kl. 13. O. 6.
floridanum. Lin. in Florida.
parviflorum. Mich. ♄ in Florida, Georgien und Alabama.
Impatiens. Lin. Balſamine. — Engl. Balsam. Willd. Kl. 5 O. 1.
noli tangere. Lin. Springkraut. ⊙ in Ohio, Indiana, Michigan und Canada.
Indigofera. Lin. Indigo. Will. Kl. 17 O. 4.
juncea. ♄ in Virginien, den Carolina's und Florida.
tinctoria. Lin. ♄ in Weſtindien und den ſüdlichen Theilen der vereinigten Staaten.
Inga. Willd. Inge. Willd. Kl. 23 O. 1.
marginata. Willd. auf Barbados und den übrigeen Antillen.
vera. Willd. ♄ in Guatemala und Merico.
Ipomoea. Lin. Trichterwinde. Willd. Kl. 5 O. 1.
Batatas. Poiret. 4 ♂ in Weſtindien.
coccinea. Lin. ⊙ auf Domingo. — I. hederacea. Lin. ⊙ ebendaſelbſt und auf Cuba.
mutabilis. ♄ in Guatemala und Merico. — I. purpurea. ⊙ ebendaſelbſt.
Iris. Lin. Schwertel, Schwertlilie. Willd. Kl. 3 O. 1.
versicolor. Lin. 4 — I. virginica. Lin. 4 in Virginien.
Itea. Lin. Itea. Willd. Kl. 5 O. 1.
virginica. Lin. ♄ in Virginien.
Juglans. Lin. Nußbaum. — Engl. Walnut. Willd. Kl. 21 O. 7.
alba. Lin. ♄ — I. cinerea. Lin. ♄ — I. nigra. Lin. überall in Nord-Amerika.
Pekan. Walter. in Illinios und Indiana.
Juniperus. Lin. Wachholder. — Engl. Juniper. Willd. Kl. 22 O. 13.
bermudiana. Lin. auf den Bermuden und an der Küſte der vereinigten Staaten.
virginiana. Lin. ♄ die rothe Ceder, in Carolina und Virginien.
Justicia. Lin. Juſtizie. Willd. Kl. 2 O. 1.
bicolor. Sims. ♄ — I. cristitata. Jacq. ♄ in Guatemala.
quadrifida. Wahl. ♄ in Merico.

Kalmia. Lin. Kalmie. Willd. Kl. 10 O. 1.
angustifolia. Lin. ♄ in den vereinigten Staaten und Ober-Canada.
glauca. Aiton. auf Neufundland.
hirsuta. Walter. — K. latifolia. Lin. — und K. rosmarinifolia, in Süd-Carolina, Georgien und Florida. —

Lantana. Lin. Lantane, Mehlbaum. Willd. Kl. 14 O. 2.
aculeata. Lin. — L. gamara. Lin. — L. involucrata und L. odorata. in Guatemala und Merico.

Laurus. Lin. Lorbeerbaum. — Engl. Laurel. Willd. Kl. 9 O. 1.
Benzoin. Lin. Benzoin-Lorbeer. — Engl. Benjamin's Tree. ♄ in Virginien an feuchten Orten; in Maryland.
Borbonia. Lin. ♄ in Georgien, Carolina und Florida.
geniculata. Mich. ♄ in Carolina und allen südlichen Theilen der Union.

Laurus. Lin.
Sassafras. Lin. ♄ Saſſefras, in den vereinigten Staaten.

Ledum. Lin. Kienpoſt; Porſt. Willd. Kl. 10 O 1.
buxifolium. Aiton. Engl. Boxtree-leaved Dendrium. in Carolina und Virginien.
latifolium Lam. in den Sümpfen von Grönland und den nördlichen Theilen Amerika's.

Liatris. Schreber. Prachtſchecke. Willd. Kl. 19 O. 1.
elegans Willd. — L. macrostachya. Mich. 4,— L. spicata. Willd. 4 in den mittlern Theilen der Union.

Lilium. Lin. Lilie. Willd. Kl. 6 O. 1.
canadense. Lin. 4 — L. coccineum. 4 — L. superbum. Lin. 4 überall in Nord-Amerika.

Limonia. Lin. Limonie. Willd. Kl. 10 O. 1.
trifoliata. Lin. in Weſtindien.

Liquidambar. Lin. Amberbaum. Willd. Kl. 21 O. 7.
styraciflua. Lin. Storax-Amberbaum, in den wärmeren Theilen Nord-Amerika's, bis 40° nördl. Br.

Liriodendrum. Lin. Tulpenbaum. — Engl. Tulip-tree. Willd. Kl. 13 O. 6.
tulipifera. Lin. ♄ überall in den vereinigten Staaten, in vielen Spielarten: L. acutiloba. Mich. — L. flava. — L. integrifolia und — L. obtusiloba. Mich.

Lobelia. Lin. Lobelie. Willd. Kl. 5 O. 1.
cardinalis. Lin. Cardinalsblume. 4 in Virginien, den Carolina's und Florida.
Fulgens. Willd. 4 in Merico. — L. hirsuta. Lin. ♄ in den vereinigten Staaten.
splendens. Willd. 4 in Merico und Louiſiana. — L. syphilitica. Lin. 4 in Virginien.

Lonicera. Lin. Geisblatt; Specklilie. — Engl. Honey-Suckle. Willd. Kl. 5 O. 1.
Flava. Sims. in Carolina. — L. grata. Aiton. — L. parviflora. — L. sempervirens. Lin. und L. virginica überall in den vereinigten Staaten.

Lopezia. Lin. Lopezie. Willd. Kl. 1 O. 1.
mexicana. Lin. ⊙ in Merico.

Lupinus. Lin. Wolfsbohne; Feigbohne. — Engl. Lupine. Willd. Kl. 17 O. 4.
perennis. Lin. 4 in Canada und der Union.
variegatus. Poiret. 4 in Nutkaſund, und am St. Lorenz in Canada.

Lycium. Lin. Bocksdorn; Teufelszwirn; — Engl. Box-Thorn. Willd. Kl. 5 O. 1.
in verſchiedenen Arten.

Lycopersicum. Miller. Liebesapfel. — Engl. Love-apple Tomata. Willd. Kl. 5 O. 1.
esculentum. Miller. ☉ in Mexico, Westindien und den vereinigten Staaten.
Lycopus. Lin. Zigeunerkraut. — Engl. Water-Horehound. Willd. Kl. 2 O. 1.
aquaticus. in den Swemps und feuchten Prairien, der mittleren und westlicheren Staaten.
Magnolia. Lin. Magnolie, Biberbaum. Willd. Kl. 13. O. 6.
acuminata. Lin. in Pensylvanien. — M. cordata. Mich. in Carolina.
glauca. Lin. überall in der Union. — M. grandiflora. Lin. in Carolina und Florida.
macrophylla. Mich. — M. pyramidata. Bartr. — und M. umbrella. in Virginien und Carolina.
Malpighia. Lin. Malpighie. Engl. Barbadoes-Cherry. Willd. Kl. 10 O. 3.
glabra. Lin. in Jamaika und Westindien überhaupt. — M. urens. Lin. auf den Antillen.
Malva. Lin. Malve. Engl. Mallow. Willd. Kl. 16. O. 8.
umbellata. Cavan. ♄ in Mexico.
Mammillaria. Haworth. Willd. Kl. 12. O. 1.
simplex. Haw. ♄ auf Felsen im wärmern Amerika.
Martynia. Lin. Gemshorn. Willd. 14. O. 2.
anguloso. Lam. ☉ in Mexico. — M. annua. Lin. ♂ an den Ufern des Mississippi.
diandra. Glorin. ☉ in Mexico und Guatemala.
proboscidea. Aiton. ☉ in Florida.
Maurandia. Jacquin. Maurandie. Willd. Kl. 14. O. 2.
semperflorens. Jacq. 4 in Mexico.
Melia. Lin. Zedarach. Engl. Bead-tree. Willd. Kl. 10. O. 1.
sempervirens. Schwartz. ♄ in Jamaika und Domingo.
Melissa. Lin. Melisse. Engl. Balm. Willd. Kl. 14. O. 1. in verschiedenen Arten.
Mentha. Lin. Münze. Engl. Mint. Willd. Kl. 14. O. 1. in allen Arten wild in den vereinigten Staaten.
Mentzelia. Lin. Mentzelie. Willd. Kl. 13. O. 1.
aspera. Lin. ♄ in Guatemala und Mexico.
Menyanthes. Lin. Biberklee, Fieberklee. Engl. Buck-Bean. Willd. Kl. 5. O. 1.
trifoliata. Lin. 4 in allen Swamps der Union. — M. minor. Mich 4 in Carolina.
Mimosa. Lin. Sinnpflanze. Willd. Kl. 23. O. 1.
aculeatocarpa. Ostega. — M. asperata. Lin. ♄ in Vera Cruz.
cornigera. Lin. Engl. Cuckold-Tree. ♄ in Mexico und Cuba.
Mimosa. Lin.
pudica. Lin. Engl. Humble plant. ♂ ♄ in Westindien und Mexico.
quadrangularis. ♄ in Guatemala. — M. sensitiva. Lin. ♄ in Mexico und dem Mississippithale.
Mimulus. Lin. Gauklerblume. Engl. Monkey flower. Willd. Kl. 14. O. 2.
glutinosus. ♄ — M. luteus. 4 in Guatemala und Mexico.
ringens. Lin. 4 in Virginien und Carolina.
Mirabilis. Lin. Wunderblume. Willd. Kl. 5. O. 1.
Jalapa. Lin. 4 in Westindien. — M. longiflora. Lin. 4 in Mexico.
Mitchelia. Lin. Mitchelle. Willd. Kl. 4. O. 1.
repens. Lin. ♄ in Virginien, Carolina und Maryland.
Momordica. Lin. Balsamapfel. Willd. Kl. 21. O. 8.
Elaterium. Lin. Eselsgurke. Engl. Squirting Cucumber. ☉ im Süden der Union

Monarda. Lin. Monarde. Willd. Kl. 2. O. 1.
didyma. Lin. Jeſuitenthee. Engl. Oswega Tea. ♃ in Penſylvanien und Neu-York.
fistulosa. Lin. ♃ in Canada.
Morus. Lin. Maulbeerbaum. Engl. Mulberry. Willd. Kl. 21. O. 4.
rubra. Lin. ♄ in Canada und den ganzen vereinigten Staaten.
Musa. Lin. Piſang, Adamsfeige. Engl. Plantain-Tree. Willd. Kl. 23. O. 1.
coccinea. Andr. -- M. paradisiaca. Lin. — M. sapientum. Lin. in Weſtindien und Merico.
Myrthus. Lin. Myrthe. Engl. Myrtle. Willd. Kl. 12. O. 1.
Pimenta. Lin. Nelkenpfeffer; Neue Würze. Engl. Allspice-Tree, Piment. ♄ in Weſtindien.
Napaea. Lin. Napäe. Willd. Kl. 16. O. 8.
laevis. Lin. ♃ in Virginien. — N. lobata. ♃ in Virginien und Carolina.
Narcissus. Lin. Narziſſe. Willd. Kl. 6. O. 1 verſchiedene Arten in Louiſiana und an den Ufern des Miſſiſſippi.
Neottia. Swartz. Neottie. Willd. Kl. 20. O. 1.
speciosa. Sw. ♃ in Guatemala.
Nepeta. Lin. Katzenminze. Engl. Catmint. Willd. Kl. 14. O. 1.
Cataria. Lin. ♃ in Maryland und Penſylvanien.
Nerium. Lin. Oleander. Willd. Kl. 5. O. 1.
Oleander. ♄ in den feuchten Niederungen Haity's.
Nicotiana. Lin. Tabak. Willd. Kl. 5. O. 1.
Tabacum. Lin. ☉ in den ſüdlichen Theilen der vereinigten Staaten bis Maryland, in Weſtindien und Merico.
Nolana. Lin. Schellenblume. Willd. Kl. 5. O. 1.
prostrata. Lin. in Merico's Sandgegenden am Meere.
Nymphaea. Lin. Seeroſe. Engl. Water-Lily. Willd. Kl. 13. O. 1.
alba. Lin. ♃ — odorata. Aiton. ♃ — und rubra. Andr. ♃ in Florida und Weſtindien.
Nyssa. Lin. Tupelo. Willd. Kl. 23. O. 2.
aquatica. Lin. ♄ — candicans. Mich. — granditendata. Mich. — und villosa Mich. in den vereinigten Staaten und Canada.
Oenothera. Lin. Nachtkerze. Willd. Kl. 8. O. 1.
biennis. Lin. Rapontica, Rapunzel-Sellery. ♂ in Virginien.
purpurea. Curtis. ☉ — suaveolens. Desfont. ☉ ♂ überall in den vereinigten Staaten.
tetraptera. Lin. ♃ in Merico.
Olea. Lin. Olivenbaum. Willd. Kl. 2. O. 1.
americana. Lin. ♄ in Carolina und Florida, in mehren Spielarten.
Opuntia. Miller. Willd. Kl. 12. O. 1.
coccinellifera. Lin. — ficus indica. — speciosa. — vulgaris in Weſtindien, Merico und Guatemala.
Orchis. Lin. Knabenkraut. Willd. Kl. 20. O. 1 verſchiedene Arten, in den vereinigten Staaten.
Oryza. Lin. Reis. Willd. Kl. 6. O. 2.
sativa. Lin. in den ſüdlichen Staaten der Union und Weſtindien.
Oxalis. Lin. Sauerklee. Engl. Wood Sorrel. Willd. Kl. 10. O. 5.
violacea. Lin. ♃ in Virginien und Canada.
Pachysandra. Mich. Dickfaden. Willd. Kl. 21. O. 4.
procumbens. Mich. ♃ auf den Alleghany's und blauen Bergen.

Pancratium. Lin. Gilgen, Kraftblume, Machtlilie. Willd. Kl. 6. O. 1.
calathiforme. Redouté. 4 in Guatemala.
caribaeum. Lin. 4 auf Jamaika und den Antillen.
distichum. Curtis. 4 in Mexico. — P. maritimum. Lin. 4 in Carolina am Meeresstrande.

Panicum. Lin. Hirse. Engl. Panic grass. Willd. Kl. 3. O. 2.
miliaceum. Lin. ☉ in Haity und den südlichen Staaten der Union.

Passiflora. Lin. Passionsblume. Willd. Kl. 16. O. 3.
alata. ♄ in Westindien.
coerulea. Lin. ♄ in Mexico und den großen Antillen.
cuprea. Lin. ♄ auf Providence und den Bahama's.
holosericea. Lin. ♄ im Staate Vera-Cruz.
lunata. Smith. ♄. — maliformis. Lin. — minima — und quadrangularis. Lin. ♄ auf allen westindischen Inseln.

Petalostemum. Mich. Kronfaden. P. Kl. 17. O. 1.
violaceum. Mich. 4 in Illinois.

Phlox. Lin. Flammenblume. Engl. Lychnidea. Willd. 5. O. 1.
acuminata. Pursh. 4. — carolina. Lin. 4. — divaricata. Lin. 4. — glaberrima. Lin. 4. — maculata. Lin. 4. — ovata. Lin. 4. — paniculata. Lin. 4. — pilosa. Lin. 4. — reptans. Mich. 4. — setacea. Lin. 4. — suaveolens. Aiton. — subulata. Lin. 4 — und undulata. Aiton. 4 in den vereinigten Staaten und Canada.

Phyllanthus. Lin. Blattblume. Wild. Kl. 21. O. 8.
falcatus. Persoon. auf den Bahamainseln.

Physalis. Lin. Judenkirsche. Engl. Winter-Cherry. Willd. Kl. 5. O. 1.
pubescens. Lin. ☉ ♂ in Westindien und Mexico.

Phytolacca. Lin. Kermesbeere. Willd. Kl. 10. O. 6.
decandra. Lin. 4 in Virginien und Maryland.

Pinus. Lin. Fichte. Engl. Pine. Willd. Kl. 21. O. 8 davon in Nord-Amerika aus der Familie Pini, Fichten, Kiefern. Engl. Pines:
Pinus maritima. Meerstrandsfichte. Engl. Maritime Pine. in Neu-England.
P. palustris. Miller. Sumpffichte. Swamp Pine, in den Sümpfen von Nord-Carolina.
P. resinosa. Aiton. und P. rigida. Miller, in Virginien.
P. Strobus. Weymouthskiefer, Weymouths Pine, in Virginien und Canada.
P. Taeda. Lin. Fackelfichte, und P. variabilis. Lambert, in Carolina und Virginien.
aus der Familie Larices, Lerchenbäume, Larches:
Pinus americana. Poiret. Engl. Red Larch. — P. Larix, — Common Larch, und P. pendula, Trauerlerche, in verschiedenen Spielarten.
aus der Familie Picaea, Tannen. Engl. Spruces oder Firs:
Pinus Abies. Rothtanne, Tannenföhre. Engl. Common Spruce. in beiden Canada's.
P. alba. Aiton. in Neu-England und Canada. P. balsamea. Lin. Balsamtanne. Balm of Gilead.
P. canadensis. Aiton. Hemlockstanne. Engl. Hemlock-Spruce. — P. nigra und P. Picea. Lin. Pechtanne. Engl. Silver-Fir. in den vereinigten Staaten und Canada.

Pitcairnia. Heritier. Pitcairnie. Willd. Kl. 6. O. 1.
latifolia. Aiton. ♄ in Westindien.

Platanus. Lin. Platane. Engl. Plane Tree. Willd. Kl. 21. O. 7.

Platanus occidentalis. Lin. überall in Nord-Amerika, wo er in feuchten Gegenden, am Ufer der Bäche und Flüſſe, eine Höhe von 60 — 70 Fuß erreicht; in mehren Spielarten.

Podalyria. Lin. Podalyrie. Willd. Kl. 10 O. 1.
alba. Lin. ♃ in Carolina. — P. australis. Lin. ♃ ebendaſelbſt und in Florida.

Podophyllum. Lin. Fußblatt. Engl. Duck's-foot. Willd. Kl. 13 O. 1.
peltatum. Lin. ♃ in den vereinigten Staaten.

Polemonium. Lin. Speerkraut. Engl. Greek Valerian. Willd. Kl. 5 O. 1.
reptans. Lin. ♃ auf den Gebirgen in Virginien und Maryland.

Pontederia. Lin. Pontederie. Willd. Kl. 6 O. 1.
cordata. Lin. ♃ in den Wäſſern von Virginien, den Carolina's und Florida.

Populus. Lin. Pappel. Engl. Poplar. Willd. Kl. 22 O. 7.
angulata. Aiton. in Virginien und Carolina.
balsamifera. Lin. Balſampappel, in Carolina, Georgien und Alabama.
candicans. Aiton. — P. grandidentata. Mich. — heterophylla. Lin. — monilifera. Aiton. — tremuloides. Mich. und P. viminea. Desfont. überall in den vereinigten Staaten und Ober-Canada.

Portulaca. Lin. Portulak. Engl. Purslane. Willd. Kl. 11 O. 1.
oleracea. Lin. ☉ in Weſtindien, Merico und Louiſiana.

Potentilla. Lin. Potentille. Willd. Kl. 12 O. 5 in verſchiedenen Arten.

Prinos. Lin. Engl. Winter-Berry. Willd. Kl. 6 O. 1.
verticillatus. Lin. ♄ in Sümpfen von Virginien und Penſylvanien.

Prunus. Lin. Pflaumen. Willd. Kl. 12 O. 1.
americana. Lin. — avium. Lin. — cerasus. Lin. — und P. domestica, bereits in allen Arten in den vereinigten Staaten angebaut; einheimiſch aber:
lusitanica. Lin. in Penſylvanien.
pumila. Lin. Zwergkirſche, in Canada und Michigan.
virginica. Lin. in Maryland und Virginien, 80—100 Fuß hoher Baum.

Psidium. Lin. Gujavabaum. Engl. Guava. Willd. Kl. 12 O. 1.
pyriferum. Lin. ♄ in Weſtindien.

Ptelea. Lin. Kleebaum, Lederblume. Engl. Shrubby-Trefoil. Willd. Kl. 4 O. 1.
trifoliata. Lin. in den vereinigten Staaten.

Pulmonaria. Lin. Lungenkraut. Engl. Lungwort. Willd. Kl. 5 O. 1.
virginica. Lin. ♃ in Virginien.

Pyrola. Lin. Wintergrün. Willd. Kl. 10 O. 1.
maculata. Lin. ♃ überall in Nord-Amerika.

Pyrus. Lin. Birnbaum. Willd. Kl. 12 O. 4.
angustifolia. Aiton. ♄ mit kleinen ſauren Früchten.
Botryapium. Lin. fil. Traubenbirne. ♄ in Virginien und Canada.
communis. Lin. und P. malus. Lin. in den vereinigten Staaten in großer Menge angebaut.
ovalis. Wild. Engl. Spiked-Hawthorn. ♄ in den nördlichen Theilen der vereinigten Staaten und Canada.

Quassia. Lin. Quaſie, Bitterholz. Willd. Kl. 10 O. 1.
amara. Lin. ♄ in Guatemala und Weſtindien.

Quercus. Lin. Eiche. Engl. Oak. Willd. Kl. 21 O. 7.
alba. Lin., in Canada bis gegen Florida, 70—80 Fuß hoch, 6—7 Fuß im Durchmeſſer.
aquatica. Mich. im Süden der vereinigten Staaten; 30—40 Fuß hoch.

Quercus bicolor. Willd., in feuchten Gegenden der vereinigten Staaten; Höhe 60—70'.
Castanea. Willd., in den fruchtbarſten Gegenden der vereinigten Staaten, bis 80 Fuß hoch, mit eßbaren Früchten.
occinea. Wangenh. in Carolina und Virginien.
imbricaria. Mich. Latteneiche. Engl. Tile-cupped Oak. in Penſylvanien und Illinois.
lyratha. Mich. in den Swamps und an den Flußufern der beiden Florida, Georgien und Carolina.
macrocarpa. Mich., überall in den vereinigten Staaten.
montana. Willd., auf dem Alleghany-Gebirge, mitten unter Steinen und Felſen, 60 Fuß hoch.
nigra. Lin. in den trocknen und ſandigen Gegenden der ſüdlichen vereinigten Staaten.
olivaeformis. Mich. überall in Nord-Amerika.
Phellos. Lin. Weideneiche, in feuchten Gegenden von Nord-Amerika, 50—60 Fuß hoch.
Prinos. Lin. Zaubereiche, in feuchten, ſchattigen Waldungen der ſüdlichen vereinigten Staaten; 80—90 Fuß hoch, und mit wohlſchmeckenden Früchten.
rubra. Lin. Engl. Champion-Oak. in Carolina und Canada.
sessiliflora. Smith. im Alleghany-Gebirge.
stellata. Willd. in den vereinigten Staaten und Canada, 40—50 Fuß hoch.
tinctoria. Willd. Färbereiche, Quercitroneneiche. Engl. Dyer's Oak. in Penſylvanien bis herab nach Florida, und in verſchiedenen Spielarten.
virens. Aiton. im Süden der vereinigten Staaten, namentlich aber in Louiſiana.

Ranunculus. Lin. Ranunkel; Hahnenfuß. Engl. Crow-foot. Willd. Kl. 13 O. 6. in verſchiedenen Arten in den vereinigten Staaten.

Rhexia. Lin. Rhexie. Willd. Kl. 8 O. 1.
virginica. Lin. 4 in den Sümpfen von Virginien und Carolina.

Rhizophora. Lin. Wurzelbaum. Willd. Kl. 11 O. 1.
Mangle. Lin. in Weſtindien, Mexico und Florida, an den Seeküſten.

Rhododendrum. Lin. Alpenroſe. Willd. Kl. 10 O. 1.
maximum. Lin. und Rh. minus. Mich. überall in Nord-Amerika.

Rhodora. Lin. Roſenholz. Willd. Kl. 10 O. 1.
canadensis. Lin. im nördlichen Theile der vereinigten Staaten und Canada.

Rhus. Lin. Sumach. Willd. Kl. 5 O. 3.
Cotinus. Lin. in Canada, Michigan und Illinois.
Toxicodendrum. Lin. Gift-Sumach. Engl. Poison-Oak-Sumach, in Virginien bis Canada.
typhinum. Lin. Engl. Virginian-Sumach, von Virginien bis herab nach Florida.

Ribes. Lin. Krausbeere. Engl. Currant. Willd. Kl. 5 O. 1.
aureum. Purſh. goldgelbe Johannisbeere. Engl. Golden Currant., überall in der Union und Canada.
Cynosbati. Lin. Canadiſche Stachelbeere.
floridum. Herit. Penſylvaniſche Stachelbeere.
nigrum. Lin. überall in Nord-Amerika.

Ricinus. Lin. Wunderbaum. Engl. Palma Christi. Willd. Kl. 21 O. 8.
communis. Lin. in Weſtindien und dem Süden der vereinigten Staaten.

Rivina. Lin. Rivine. Willd. Kl. 4 O. 1.
humilis. Lin. Engl. Downy Rivina. auf den caraibiſchen Inſeln.

Robinia. Lin. Schotendorn. Willd. Kl. 17 O. 4.

Robinia hispida. Lin. Engl. Rose-Acacia, in Carolina, Florida, Virginien und Pensylvanien.

Pseudacacia. Lin. falſche oder weiße Acacie, überall in Nord-Amerika.

squamata. Vahl. auf den weſtindiſchen Inſeln.

viscosa. Ventenat., auf den apalachiſchen Gebirgen.

Rosa. Lin. Roſe. Willd. Kl. 12 O. 5.

blanda. Aiton. Labradorroſe, an der Hudſonsbay.

carolina. Lin. Schirmroſe, überall in den vereinigten Staaten, in vielen Spielarten.

cinnamomea. Desvaux. Engl. Cinnamon-Rose, in der Union in drei Spielarten, als: scandens, striata und virginiana, die in feuchtem Boden gegen 15 Fuß hoch wird.

lucida. Ehrh. in verſchiedenen Spielarten, in der Union.

muscosa. Aiton. in Carolina, Georgien und Alabama.

parviflora. Ehrh. in Carolina. — R. turgida. Perſoon. in allen öſtlichen Staaten der Union.

Rubus. Lin. Brombeere. Engl. Bramble. Willd. Kl. 12 O. 5.

articus. Lin. ♃ in Canada und den Hudſonsbay-Ländereien.

odoratus. Lin. ♄ in Canada und den vereinigten Staaten.

Rudbeckia. Lin. Rudbeckie. Willd. Kl. 19 O. 3.

amplexifolia. Willd. ☉ in Merico. — R. augustifolia. Lin. ♃ in Virginien.

hirta. Lin. ♂ in Florida, Carolina und Virginien.

laciniata. Lin. ♃ in Virginien und Canada. — purpurea. Lin. ♃ ebendaſelbſt auf Bergen.

Ruellia. Lin. Ruellie. Willd. Kl. 14 O. 2.

infundibuliformis. Andr. ♄ in Weſtindien.

Russellia. Jacquin. Ruſſelie. Willd. Kl. 14 O. 2.

multiflora. Sims. ♄ im Staate Vera Cruz und Texas.

Saccharum. Lin. Zuckerrohr. Engl. Sugar-Cane. Willd. Kl. 3 O. 2.

officinarum. Lin. ♃ in Weſtindien, Guatemala, Merico und Louiſiana.

Salicornia. Lin. Glasſchmalz. Engl. Glasswort. Willd. Kl. 1 O. 1.

herbacea. Lin. ☉ ♂ am Meeresſtrande von Virginien, Carolina und Georgien.

Salvia. Lin. Salbey. Engl. Sage. Willd. Kl. 2 O. 1.

amarissima. Oſtaga. ♃ in Merico.

chamaedryoides. Cav. in Neu-Spanien und Louiſiana.

coccinea. Lin. ♃ in Florida. — S. leonuroides. Glorin., in den Gebirgen Guatemala's.

pseudo-coccinea. Jacq. in Merico und Guatemala.

Sanguinaria. Lin. Blutwurz, Blutpflanze. Engl. Puccoon. Willd. Kl. 13 O. 1.

canadensis. Lin. Engl. Bloodwort-Puccoon. ♃ in Canada und Neu-England.

Sanguisorba. Lin. Wieſenknopf. Willd. Kl. 4 O. 1.

canadensis. Lin. ♃ und media. Lin. ♃ in Canada.

Sanvitalia. Cavanilles. Sanvitalie. Willd. Kl. 19 O. 2.

procumbens. Willd. ☉ in Merico.

Sarracenia. Lin. Sarrazenie. Willd. Kl. 13 O. 1.

flava. Lin. ♃ in Merico und Guatemala.

purpurea. Lin. ♃ in Canada.

Saxifraga. Lin. Steinbrech. Willd. Kl. 10 O. 2 verſchiedene noch nicht beſchriebene Arten.

Schinus. Lin. Mollebaum. Willd. Kl. 22 O. 9.

Schinus molle. Lin. ♄ in Guatemala.
Secale. Lin. Roggen. Willd. Kl. 3. O. 2.
cereale. Lin. ☉ ♂ alle Arten, jetzt in Menge angebaut.
Senecio. Lin. Kreuzkraut. Engl. Groundsel. Willd. Kl. 19 O. 2.
aureus. Lin. 4 in Virginien und Canada.
Sida. Lin. Willd. Kl. 16 O. 8.
abutilon. Lin. Gemeine Sida; Sammetpappel. Engl. Broad-leaved-Sida. ☉ in Westindien.
angustifolia. Cav. 4 — S. arborea. Lin. ♄ — und S. cristata. Lin. in Guatemala.
Dilleniana. Willd. ☉ und S. mollis. Ortega. ♄ in Mexico.
Sideroxylum. Lin. Eisenholz. Engl. Iron-wood. Willd. Kl. 5 O. 1.
atrovirens. Lam. ♄ und S. tenax. in Carolina und Florida.
Silene. Lin. Leimkraut. Engl. Catchfly. Willd. Kl. 10. O. 3.
coccinea. Mönch. 4 und S. virginica. Lin. 4 in den mittlern Staaten der Union.
Silphium. Lin. Silphie. Willd. Kl. 19 O. 4.
Astericus. Lin. — connatum. Lin. — laciniatum. Lin. — perfoliantum. Lin. — terebinthinaceum. Lin. und trifoliatum. Lin., überall in den vereinigten Staaten.
Sisyrinchium. Lin. Schweinsrüssel. Willd. Kl. 3 O. 1.
anceps. Lam. 4 in Virginien und Canada.
Bermudiana. Lin. 4 auf den Bermudischen Inseln. — S. bicolor. Redouté. ebendaselbst.
striatum. Smith. 4 in Mexico.
Solanandra. Pers. Willd. Kl. 16 O. 3.
cordifolia. Vent. 4 in Carolina.
Solandra. Swartz. Solandra. Willd. Kl. 5 O. 1.
grandiflora. Swartz in Jamaika.
Solanum. Lin. Nachtschatten. Willd. Kl. 5 O. 1.
esculentum. Dunal. Eyerpflanze; Melanzanapfel. Engl. Egg plant, night shade. ☉ in den vereinigten Staaten.
ovigerum. Dunal. Wahre Eyerpflanze. ☉ ebendaselbst in allen Staaten.
quercifolium. Lin. 4 und reclinatum. Herit. 4 in Guatemala.
tuberosum. Lin. Kartoffel. Engl. Common Potatoe. 4 wild in Guatemala.
Solidago. Lin. Goldruthe. Engl. Golden-Rod. Willd. Kl. 10 O. 2.
altissima. Lin. und bicolor. Lin. überall in Nord-Amerika.
canadensis. Lin. in Virginien und Canada.
Flexicaulis. Lin. — lanceolata. Aiton. — lateriflora. Aiton. — procera. Aiton. in Canada, Neu-England und Michigan.
Sonchus. Lin. Gänsedistel. — Engl. Sow-Thistle. Willd. Kl. 19 O. 1.
alpinus. Lin. 4 — canadensis. Fröhlich. 4 in Canada.
Floridanus. Lin. ♂ in Virginien und den westlichen Staaten.
macrophyllus. Willd. 4 überall in Nord-Amerika.
Sorbus. Lin. Eberesche. — Engl. Service Tree. Willd. Kl. 12 O. 3.
americana. Willd. ♄ — Engl. Mountain Ash, in den Bergwäldern von Neu-England und Canada.
domestica. Lin. Speierlingsbaum. — Engl. True Service Tree. ♄ auf dem Alleghany-Gebirge.
Spigelia. Lin. Spigelie. — Engl. Worm grass. Willd. Kl. 5 O. 1.
marylandica. Lin. 4 in Virginien, Maryland und Carolina.

Spiraea. Lin. Spierſtaude. Willd. Kl. 12 O. 4.
americana. Mich. 4 überall in Nord-Amerika.
hypericifolia. Lin. 4 — lobata. Murray. 4 in Ober-Canada und Michigan.
opulifolia. Lin. ♄ — tomentosa. Lin. ♄ — trifoliata. Lin. 4 überall in den vereinigten Staaten.

Stapelia. Lin. Stapelie. Willd. Kl. 5 O. 2. verſchiedene Arten in Weſtindien auf trocknen Stellen.

Staphylea. Lin. Pimpernuß. — Engl. Bladder-Nut. Willd. Kl. 5 O. 3.
trifolia. Lin. ♄ in Virginien.

Statice. Lin. Grasnelke. — Engl. Sea-Lavender. Willd. Kl. 5 O. 5.
Limonium. Lin. 4 am Meeresſtrande, von Virginien bis Florida.

Stevia. Cavanilles. Stevie. Willd. Kl. 19 O. 1.
Eupatoria. Willd. 4 — ovata. Willd. 4 in Mexico.
pedata. Cuv. ⊙ auf der Inſel Cuba und Haity.
punctata. Perſ. 4 — und serrata. Willd. 4 in Mexico und Guatemala.

Stewartia. Lin. Stewardia. Willd. Kl. 16 O. 8.
malochodendrum. Lin. Engl. Common Stewartia — und pentagina. Heritier, in Virginien.

Styrax. Lin. Storaxbaum. Willd. Kl. 10 O. 1.
laevigatum. Aiton. ♄ in Süd-Carolina, Georgien, Florida und Alabama.

Swietenia. Lin. Mahagonibaum. Willd. Kl. 10 O. 1.
Mahagoni. Lin. ♄ in Weſtindien, der Honduras- und Campechebay, und auf der Südſpitze von Florida.

Tagetes. Lin. Sammetblume; Todtenblume. Willd. Kl. 19 O. 2.
erecta. Lin. — Engl. African Marygold. ⊙ in Mexico.
lucida. Cav. Engl. Sweet scented tagetes. 4 — patula. Lin. ⊙ in Mexico.

Tamarindus. Lin. Tamarinde. Willd. Kl. 16 O. 1.
indica. Lin. in Weſtindien, Guatemala und Mexico.

Taxodium. Richard. Willd. Kl. 21 O. 8.
distichum. Richard. ♄ in Carolina, Virginien, Georgien, Florida und am Miſſiſippi.

Tecoma. Juſſieu. Willd. Kl. 14 O. 2.
pentaphylla. Lin. 4 auf den Antillen.

Theobroma. Lin. Willd. Kl. 18 O. 1.
Cacao. Lin. Cacaobaum. ♄ auf den weſtindiſchen Inſeln, Guatemala und Mexico.

Thuja. Lin. Lebensbaum. — Engl. Arbor vitae. Willd. Kl. 21 O. 8.
occidentalis. Lin. ♄ in Canada.
sphaeroidalis. Richard. ♄ in den Swamps der vereinigten Staaten.

Tiaralla. Lin. Spitzhut. Willd. Kl. 10. O. 2.
cordifolia. Lin. 4 überall in den vereinigten Staaten und Ober-Canada.

Tigridia. Juſſieu. Tiegerlilie. P. Kl. 3 O. 1.
Pavonia. Perſ. 4 Pfauen-Tiegerlilie, in Mexico.

Tilia. Lin. Linde. — Engl. Lime Tree. Willd. Kl. 13 O. 1.
alba. Aiton. ♄ überall in Nord-Amerika.

Tradescantia. Lin. Tradescantie. — Engl. Spider wort. Kl. 6 O. 1.
discolor. Smith. 4 — erecta. Cuv. ⊙ in Mexico.
rosea. Vent. 4 und virginica. Lin. 4 in Carolina und Virginien.

Trifolium. Lin. Klee. — Engl. Trefoil. Willd. Kl. 17 O. 4.
in verſchiedenen Arten einheimiſch.

Trillium. Lin. Dreizahl; Trillkraut. Willd. Kl. 6 O. 3.
sessile. Lin. ♃ in Carolina.

Triticum. Lin. Weitzen. Kl. 3 O. 2. in allen Arten, in den vereinigten Staaten und Ober-Canada in Menge angebaut.

Tropaeolum. Lin. Capucinerkreſſe. — Engl. Indian-Cress. Willd. Kl. 8 O. 1.
majus. Lin. ♃ ☉ — minus. Lin. ♃ ☉ und peregrinum. Lin. ☉ in Guatemala.

Ulmus. Lin. Ulme, Engl. Elm Tree. Willd. Kl. 5 O. 2. in mehren Arten, in den vereinigten Staaten und Canada.

Vaccinium. Lin. Heidelbeere. — Engl. Whortleberry. Willd. Kl. 8 O. 1.
amoenum. Aiton. — corymbosum. Lin. — tenellum. Aiton., in den vereinigten Staaten und dem ganzen nördlichen Theile von Amerika.

Vallisneria. Lin. Vallisnerie Willd. Kl. 22. O. 2.
spiralis. Lin. ♃ in den Lagunen Mexico's und Louiſiana's.

Vanilla. Miller. Vanille. Willd. Kl. 20. O. 1.
aromatica. ♄ in Weſtindien, Mexico und Oſtflorida.

Veratrum. Lin. Willd. Kl. 23 O. 1.
luteum. Lin. — viride. Aiton., überall in Nord-Amerika.

Verbascum. Lin. Königskerze. — Engl. Mullein. Willd. Kl. 5 O. 1. in mehren Arten, in den vereinigten Staaten.

Verbena. Lin. Eiſenkraut. — Engl. Vervain. Willd. Kl. 2 O. 1.
Aubletia. Lin. ☉ ♂ in Carolina, Virginien und Canada.
grandiflora. Mich. ☉ — hastata. Lin. ♃ und stricta. Ven. (Willd. Kl. 14. O. 1.) ♃ in Ohio, Indiana, Illinois und Penſylvanien.
urticaefolia. Lin. ♃ in Virginien und Canada.

Verbesina. Lin. Verbeſine. Willd. Kl. 19 O. 2.
Coreopsis. Mich. ♃ überall im nördlichen Amerika.

Vernonia. Schreber. Vernonie. Willd. Kl. 19 O. 1.
noveboracensis. Willd. ♃ in Carolina, Virginien, Penſylvanien und Neu-York.

Veronica. Lin. Ehrenpreis. — Engl. Speedwell. Willd. Kl. 2 O. 1.
carnulosa. Lam. — caroliniana. Walter. — laevis. Lam. — peregrina. Lin. ☉ — virginica. Lin. ♃ und viele andere Arten, überall in Nord-Amerika.

Viburnum. Lin. Schneeball. Willd. Kl. 5 O. 3.
Lentago. Lin. — nudum. Lin. — pruniſolium. Lin. — pyriſolium. Diſfont. — in den vereinigten Staaten und Canada.
tinoides. Lin. fil. im ſüdlichen Amerika, in Florida und Louiſiana, in feuchten Niederungen.

Viola. Lin. Veilchen. — Engl. Violet. Willd. Kl. 5 O. 1.
palmata. Lin. ♃ in Virginien, ſo wie einige andere Arten im Weſten des Miſſiſſippi.

Virgilia. Lamark. Virgile. P. Kl. 10 O. 1.
lutea. Mich. fil. ein Baum von 30—40 Fuß Höhe in Tenneſſee, Kentucky und Alabama.

Viscago. Heller. Beerentaubenkropf. Willd. Kl. 10 O. 3.
stellata. Reichenb. ♃ in den vereinigten Staaten.

Vitis. Lin. Weinſtock. — Engl. Vine-grape. Willd. Kl. 5 O. 1.
viniſera. Lin. ♄ in 8—10 verſchiedenen Arten überall in den vereinigten Staaten, bis an die Ufer der canadiſchen Seen; in vorzüglicher Menge in Penſylvanien, Maryland, Virginien, Florida, und in Weſt-Arkanſas und Texas in ganzen Bergen.

Ximenesia. Cavanilles. Ximeneſie. Willd. Kl. 19 O. 2.
encelioides. Cav. ☉ ♂ 4 in Mexico.
Yucca. Lin. Yucce. — Engl. Adam's Needle. Willd. Kl. 6 O. 1.
aloifolia. Lin. ♄ in Carolina, Florida und Mexico, in mehren Spielarten.
Draconis. Lin. ♄ in allen wärmeren Theilen Amerika's.
Filamentosa. Lin. ♄ in Virginien, Carolina, Georgien und Alabama.
gloriosa. Lin. ♄ in allen ſüdlichen Staaten der Union, in mehren Spielarten.
Zanthorrhiza. Heritier. Gelbwurzel. — Engl. Yellow-Rood. Willd. Kl. 5 O. 7.
apiifolia. Herit., in Carolina, Neu-Georgien und Oregan.
Zanthoxylum. Lin. Zahnwehbaum; Keulbaum. — Engl. Toothach Tree. Willd. Kl. 22 O. 5.
Fraxineum. Willd. ♄ in Canada, Penſylvanien, Virginien und Florida.
caribaeum. Gärtn. — clava Herculis. Duroi — und ramiflorum. Mich. Spielarten der vorigen in Florida, Alabama und Miſſiſſippi.
Zea. Lin. Türkiſcher Weitzen, Welſchkorn. — Engl. Indian Corn. Willd. Kl. 21 O. 3.
Mays. Lin. Mais ☉ in ganz Nord-Amerika, in mehren Spielarten, die ſich durch höheren oder niedrigeren Wuchs, durch frühere Reife und durch die Farbe der Körner unterſcheiden.
Zingiber. Gärtner. Ingwer. — Engl. Ginger. Willd. Kl. 1 O. 1.
officinale. Bosc. 4 in Weſtindien, namentlich auf den großen Antillen.
Zinnia. Lin. Zinnie. Willd. Kl. 19 O. 2.
elegans. Jacq. ſchöne Zinnie. ☉ in Mexico.
multiflora. Lin. ☉ — Engl. Redflowered Zinnia, in Louiſiana und Mexico.
tenuiflora. Jacq. ☉ und vertillata. Lin. ☉ in Mexico und Weſtindien.
Zygia. Brown. Willd. Kl. 23 O. 1.
marginata. ♄ auf den Antillen.

Andere Pflanzengattungen, die theils aus der öſtlichen Hemiſphäre nach Amerika verpflanzt wurden, theils mit europäiſchen Arten ganz gleich ſind, in Nord-Amerika aber in Menge vorkommen, werden in der Topographie, in ſo fern ſie für ein oder das andere Land beſonders Werth oder Intereſſe haben, ausführlicher berührt werden.

C. Aus dem Thierreiche.

Wie das Pflanzenreich hat auch das Thierreich in Nord-Amerika, in ſeiner Geſammtheit betrachtet, eine beſonders charakteriſtiſche Phyſiognomie, und nicht blos die Gattungen, auch die Mehrzahl der Geſchlechter iſt dieſem Theile der weſtlichen Welt eigenthümlich und ihre Analogie mit den Geſchlechtern anderer Erdtheile. Der hohe Norden, die Polarzone und deren Naturerzeugniſſe bleiben ſich in beiden Hemiſphären gleich, die mittlern Theile Nord-Amerika's haben europäiſche Thiergattungen aufgenommen, und ohne weſentliche Veränderung beibehalten, die Tropenzone aber beſitzt dieſelbe Mannigfaltigkeit, denſelben Reichthum an eigenthümlichen Geſchlechtern, wie die Tropenzone der alten Welt.

1. Säugethiere.

Erſte Ordnung: Primates.

1. Affen findet man nur in Guatemala, Mexico und Weſtindien, und da nur geſchwänzte oder Meerkatzen, theils als Sapajus, theils als Sanguinchen.

a. Klammaffen, Ateles: den marginatus, den pentadectylus und Arachnoides.

b. Brüllaffen, Mycetes, den Beelzebub, den Simia veniculus, S. capicina und S. apella.

c. Schweifaffen, Pithecia, den chiropotes; den Monacha; leucocephala und melanocephala.

d. Wickelaffen, Callithrix, den Cebus apella; cirrifera; barbata; nigra; albifrons; flava; hypoleuca und variegata; den Callithrix scieurea; infulata; lugens; moloch; personata; quadricolor; torquata und vilosa; und

e. Seidenaffen, Hapale, den Lacepedii, Midas, Oedipus, argentata, jachus, melanura, den Ursula gracilis, labiata, leonina und rosalia.

Zweite Ordnung: Mammalia quadrupeda.

2. Unter den Handfüßlern, Palmipoda:

a. Das Beutelthier, Didelphis, und zwar: Didelphis brachyura, brevicandis, cayopollin, crassicandis, lanata, marsupialis, murina, nana, opossum, trisriata und virginiana, in Guatemala, Merico, Weſtindien und den vereinigten Staaten.

b. Die Fledermaus, vespertilio, davon:
lasiuris, maximus und ruber, in Guatemala, Merico und Weſtindien, carolinensis und noveberacensis in Nord-Amerika.

c. Die Blattnaſe, Phyllostomus, darunter:
spectrum, in Merico, crenulatus, elongatus, frenatus, hastatus und lilium, in allen wärmeren Gegenden Nord-Amerika's.

d. Kantenlefzer, Noctilio; als:
leporinus und rufescens.

e. Täſchelfittige, Saccopterix, nur lepturus, und

f. Grämler, Dysopes, darunter:
amplexicandatus, ater, auripendulus, castaneus, crassicandatus, fusciventer und obscurus.

3. Von Zehen-Füßler, Digitato-unguiculata, findet man in Nord-Amerika:

A. Fleiſchfreſſende vierfüßige Säugethiere, Ferae.

1. Aus dem Geſchlecht Katze, felis,
Felis Onca, der Jaguar, oder amerikaniſche Tieger, in Guatemala und Merico.
f. concolor et discolor, der Cuguar, Puma, oder amerikaniſche Löwe, im ganzen wärmern Amerika.
f. catus; — Wulamech; Serval; — novae Hispaniae; — mellivora; — f. Lynx und f. Jaguarondi. —

2. Ursus. Bär, und zwar:
U. americanus, in faſt allen weſtlichen und nördlichen Staaten Nord-Amerika's; in verſchiedenen Spielarten.
U. glacialis, der Eisbär, am Polarozean, und der Baffinsbay.
U. gulo (gulo borealis), Vielfraß, und zwar: canescens, luscus, Wolfbär oder Wolverene; und vittatus, in Canada, Michigan und dem Nordweſt-Gebiete; — mapourito und suffocans in Merico.
Der U. meles, Dachs, in verſchiedenen Arten. Der Coati oder das Naſenthier, U. nasua, in mehren Arten in Merico und Guatemala, und
Ursus lotor (Procyon lotor), der Waſchbär, in allen wärmeren Theilen Nord-Amerika's, bis zum 45° nördlicher Breite.

3. Canis, der Hund, und zwar einheimiſch von:
Canis familiaris, der Haushund: Terrae novae, der Neufundländer auf Neufundland und Labrador.

C. mexicanus; gibbosus und nudus in Mexico und Westindien.

C. Lupus, der Wolf, in verschiedenen Arten, im Westen und Norden.

C. Vulpes, der Fuchs, und unter letzteren: Lagopus, der nördliche Polar- oder Eisfuchs; Alopex, der Brandfuchs; cinereo-argenteus, der dreifarbige Fuchs; decussatus, der Kreuzfuchs; der rothe, schwarze, weiße und virginische Fuchs.

4. Viverra. Ziebethkatze.

V. putorius, der Skunk, in Virginien und Canada, und V. genetta, ebendaselbst.

V. caudivolvula, der Kinkajou; Potto (Cercoleptes Schr.), sowohl caudivolvolus als lepidus in Mexico, Guatemala und Westindien.

5. Mustela, Wiesel, darunter:

M. erminea; — vulgaris, — zibellina, — vison, canadensis, — der Minx oder lutreola in verschiedenen Spielarten, überall in Nord-Amerika.

6. Lutra, Otter.

L. vulgaris (Mustela Lutra L.) gemeine Fischotter. — L. lutreola (Mustela lutreola L.) Sumpfotter. — L. lutris (Mustela lutris L.) Meerotter, und — marina, in den nördlichen Theilen Amerika's, bis herab zum 39° nördlicher Breite.

7. Erinaceus, Igel, in verschiedenen Arten.

8. Talpa, Maulwurf, ebenfalls in verschiedenen Arten.

9. Sorex, Spitzmaus, und zwar:

S. araneus; — S. aquaticus; — cristatus (Talpa cristata Cuv.); — longicandata, und moschatus.

B. Nagethiere, Glires.

1. Sciuri, Eichhörnchen, und zwar:

Sciurus aestuans; — capistratus; — caroliniensis; — cinereus; — flavus; grenadensis; — hudsonius; — mexicanus; — niger; — rufus; — striatus; — variegatus; — volans in mehren Arten, und volucella.

2. Myoxus, Schläfer, nur den

M. quercinus in Mexico.

3. Mures, Mäuse, darunter

mus musculus, Hausmaus; — M. sylvaticus; — M. agrarius und scricinus. von Ratten: Mus decumanus; — amphibius; — bursarius, die canadische Ratte oder Gonher und die Moschusratte.

4. Arctomys, das Murmelthier:

A. empetra, in Canada; — A. monax, in Maryland und Virginien; — monax Missouriensis, westlich vom Mississippi, und viscania, in Guatemala und Mexico.

5. Dipus, Springer. — Hiervon nur den Dipus canadensis; Engl. Jumping Mouse, im nördlichen Theile der vereinigten Staaten und Ober-Canada.

6. Lepus, Hase.

L. variabilis, und caniculus, im mittlern Theile Nord-Amerika's; — nanus bis zum hohen Norden hinauf.

7. Hystrix, Stachelschwein; als Hystrix und Loncheres, Lanzenthier, und zwar: H. dorsata, im Norden der vereinigten Staaten und den Canada's; — prehensilis, der Coandu; — insidiosa; — mexicana; — nycthemera; — rutila und tortilis, im Süden der Union und Mexico.

Loncheres brachiura; — chrysura und paleacea, in Guatemala und Mexico.

8. Castor, Biber.
   C. fiber, überall in Nord-Amerika: — in den wärmeren Theilen bewohnt er die kältern Gebirgsgegenden.
9. Cavia, Meerſchweinchen, und zwar als:
   Coelogenys, Backenthier, brunnea und rufa, und
   Dasyprocta, Steißthiere, acuschi und acuti, in Guatemala und Merico.
   Cavia aperea; — capybara und cobaya, ebendaſelbſt, in Weſtindien und dem Süden der Union.

4. Zehen-Hufer, Digitato-ungulata.

A. Pachydermata, ſchweinartige Thiere.

1. Tapirus, der Tapir.
   T. americanus, der Anta, der größte Vierfüßler in Merico.
2. Sus, das Schwein.
   S. scrofa, von Europa nach Amerika gebracht, hat ſich dort außerordentlich vermehrt, lebt verwildert in Weſtindien, und durchſtreift in großen Herden die Waldungen der vereinigten Staaten und der Canada's.
   S. tajassu (Dicotyles torquatus. Cuv.), das Biſamſchwein, Nabelſchwein, oder Pecary, als Dicotyles tajassu und Albirostris, in Guatemala und Merico.

B. Bradypoda. Faulthiere.

1. Bradypus, Faulthier, in Nord-Amerika nur in Merico und Guatemala, als:
   B. didactylus; — torquatus und tridactylus.
2. Myrmecophaga, Ameiſenbär, darunter:
   M. didactyla; — jubata; — tetradactyla und tamandua Cuv. in ſumpfigen waldigen Gegenden von Guatemala und Merico.
3. Dasypus, Gürtelthier.
   D. decumanus; — fimbriatus; — gymnurus und villosus, in Merico und Guatemala.

5. Hufer. Ungulata.

A. Solidungula. Einhufige Thiere.

1. Equus, das Pferd.
   E. caballus und E. asinus; Pferd und Eſel ſind aus Europa nach Amerika gebracht worden, haben ſich aber dort ſo ungemein vermehrt, daß man weſtlich vom Miſſiſſippi und auf der Halbinſel Florida das Pferd in großen Heerden wild antrifft. Eſelzucht wird in den vereinigten Staaten ſtark betrieben, und Maulthiere, Mulus, vom Eſelhengſte und von einer Pferdeſtutte, und Maulеſel, Hinnus, vom Pferdehengſte und einer Eſelinn, ſind namentlich in Virginien und Carolina, in Merico und auf allen weſtindiſchen Inſeln ungemein häufig.

B. Bisulca; Spalthufige Thiere.

1. Auchenia, Halsthiere, darunter:
   A. huanacus; — lama und vicunna, hin und wieder auf den ſteilſten Gebirgen, oder in der Nähe der Schneegrenze auf den Grasfluren von Guatemala und Merico; doch nicht einheimiſch.
2. Cervus, der Hirſch. Aus dieſem Geſchlechte beſitzt Nord-Amerika:
   C. alces, das Elenn oder Elk, auf den Felſengebirgen, dem Nordweſtgebiete und den Canada's, als Mouſethier auch in Neu-England, Neu-Braunſchweig und dem ganzen Weſten.
   C. dama, den Damhirſch, und C. elephas, den Edelhirſch, jetzt nur noch weſtlich vom Miſſiſſippi.

C. canadensis, in Canada und dem Norden und Westen der Union; — C. wapiti, den Wapiti am Missouri und in Arkansas. — C. mexicanus, überall in den vereinigten Staaten von Merico; — C. virginicus, vorzüglich in Westvirginien, Carolina, Georgien, Florida, Alabama, Mississippi, Tennessee und Kentucky. — C. tarantus in Grönland und Spitzbergen.

3. Antilope. Gazelle. — Mehre noch unbestimmte Arten dieser Thiergattung heerdenweise am obern Missouri. — A. rupicapra auf dem Felsengebirge.

4. Capra. Ziege.

Auch dieses Thier findet man in den Ebenen des obern Missouri in ganzen Heerden, die im Winter im schwarzen Gebirge Schutz suchen. In ihrer Größe weichen sie von unserer gemeinen Ziege, C. hircus, nicht sehr ab. — Außer ihnen findet man in Nord-Amerika:

C. ibex, den Steinbock, auf dem Felsengebirge und den höchsten Gebirgen von Jamaika und Domingo.

5. Ovis, das Schaf.

O. aries, ist ursprünglich nicht in Amerika einheimisch, hat sich aber, dorthin verpflanzt, weit verbreitet;

O. montana, das in Menge an den Felsengebirgen gefunden wird, kommt mit dem Argali der Berberey, O. ammon, überein.

6. Bos, Ochse. — Hiervon gehören Nord-Amerika ursprünglich an:

B. bison, der Bison oder Bufaloe, der zwischen 33° und 44° nördlicher Breite heerdenweise im Westen umherirrt, und oft bis 2.000 Pfund schwer wird.

B. moschatus, der Moschusochse, der sich nur zwischen 60° — 73° nördlicher Breite in Heerden von etwa 30 Stück findet, sich am meisten der Schneegrenze nähert, und gegen die sonstige Sitte der Ochsen, auch auf den Felsen umherklettert.

Unser Rindvieh ist erst von Europa in Nord-Amerika eingeführt worden, hat sich aber bereits ins Unglaubliche vermehrt.

Dritte Ordnung: Mammalia marina.

6. Robbenartige Säugethiere des Meeres:

1. Phoca, Robbe, in verschiedenen, zum Theil noch nicht beschriebenen Arten an der Küste von Neufundland, Labrador, der Hudsons- und Baffinsbay, dem Nordpolarozean und der Nordwestküste. — Ph. australis; — jubata und leonina an der Westküste von Merico und Californien.

2. Trichechus, Wallroß.

Tr. rosmarus. Heerdenweise auf dem Treibeise des Nordpols, an der Küste der Baffinsbay, des Hudsonsmeeres und Labrador, doch nirgends diesseits des 50° nördlicher Breite.

7. Seekühe.

1. Manatus, die Seekuh, und zwar:

M. americanus; — australis und fluviatilis, an der Westküste und in den Flußmündungen von Guatemala, Merico und den westindischen Inseln.

M. stelleri (Rytina. Ill.) Steller's Seekuh, deren Körper in einen Schwanz mit 2 Lappen endigt, familienweise an den Flußmündungen der Westküste von Nord-Amerika.

8. Wallfische, Cetacea.

1. Delphinus, Delphin, und zwar:

D. delphis, Tümmler; — D. phocaena, Braunfiſch, und D. orca, den Brauskopf, in den nördlichen Meeren, an der Küſte Neu-Braunſchweigs, Neu-Schottlands und der Union.

2. Monodor, Narval.
M. narval, und M. monoceros, im grönländiſchen Meere, um Spitzbergen herum, in der Baffinsbay und dem atlantiſchen Meere.

3. Physiter, Kaſchelot.
Ph. macrocephalus, Pottfiſch, an der Weſtküſte von Nord-Amerika; — Ph. catodon; — Ph. microps und turslo, im nördlichen Ozean.

4. Balaena, Wallfiſch, darunter:
B. boobs; — glacialis; — gibbosa; — mysticetus; physalus und rostrata, im hohen Norden, um Spitzbergen und Grönland; in der Baffinsbay, dem nördlichen Eismeere, und längſt der Nordweſtküſte von Amerika.

II. Vögel.

Erſte Ordnung: Landvögel. Aves terrestres, incolentes sicca.

A. Raubvögel, accipitres.

1. Vultur, Geier; hiervon in Nord-Amerika:
V. atratus; — aureus; — sacer; — in den vereinigten Staaten und den Conoda's.
V. gryphus, Condor, und V. papa, den Geierkönig in Mexico, Guatemala und den Antillen.

2. Falco, Falke, darunter:
F. albicille, Fiſchadler; — aquilinus; — buteo; — columbarius; — gallinarius; — haliaëtus; — harpya; — hudsonius; — leucocephalus; — morphnus; — niger; — assifragus; — palumbarius; — piscatorius; — pularius; — ranivorus; — regalis; rufus; — sparvenius; subbuteo und F. tinnunculus.

3. Strix, Eule, und zwar:
Str. acclamator; — arctica; — bubo; — flammea; — maxima; — nissoria; — nyctea; — passerina; — peregrinator a luco; — pythaules und scops.

B. Aßeln, Coraces.

4. Lanius, Würger, Neuntödter:
L. canadensis; — collurio; — excubitor; — garrulus; griseus; — minor und tyrannus.

5. Totus, Plattſchnabel, von denen 12—14 Arten im wärmern Amerika, in Mexico, Weſtindien und in dem ſüdlichen Theil der Union leben.

6. Caprimulgus, Nachtſchwalbe, Ziegenmelker:
C. americanus; — europaeus und luteolus.

7. Trogon, Kuruku, in verſchiedenen Arten, Farben und Größe in Mexico und Weſtindien.

8. Bucco, Bartvogel, ebendaſelbſt in einigen 20 verſchiedenen Arten.

9. Crotophaga, Madenfreſſer, als:
C. ani und C. major, im wärmern Amerika an feuchten Orten.

10. Corvus, Rabe.
C. carnivorus; — caryocatactes; — corax; — cornix; — cristatus; — floridanus; — maritimus und pica. —

11. Coracias, Racke, in einigen Arten in Mexico und Weſtindien.

12. Oriolus, Pirol.
O. Baltimorianus; — jupujaba; — phoeniceus und spurius.
13. Gracula, Atzel, davon:
Gr. cephalopteros; — gymnecephalus; — purpurea; — quiscula — und tristis, in den wärmern Theilen Nord-Amerika's.
14. Ramphastos, Pfefferfraß, Tukan,
in Mexico und Westindien in mehren Arten, Ramphastos sowohl als Pteroglossus.
15. Psittacus, Papagey:
davon in Mexico und Westindien den Ps. matrocercus oder aras, den rufirostris, den ochrocephalus, den Huacamaya, den Tozneneli, Cochotl und Quiltototi, und in den vereinigten Staaten den Ps. caroliniensis.

C. Spechte, Pici.

16. Cuculus, Kukuk.
C. caroliniensis, in der Union; — C. vetula, in Westindien und Mexico und mehre noch unbeschriebene Arten.
17. Trochilus, Kolibri,
hiervon einige 40 Arten allein in Westindien und Mexico; in den vereinigten Staaten nur: Tr. colibris; — minimus und rufus. — Von Muscicapa: cantatrix; — cristata; — nunciola; — subviridis und sylvicola.
18. Jynx, Wendehals, hiervon nur eine Art in Carolina und Westindien.
19. Alcedo, Eisvogel. Außer
A. alcyon, Ipsida und tridactyla, noch verschiedene Arten in den wärmern Theilen von Nord-Amerika.
20. Picus, Specht.
P. carolinus; — auratus; eburneus; — erythrocephalus; — hirundinaceus; — maculosus; — pileatus; — principalis; — pubescens; — varius und villosus.
21. Sitta, Spechtmeise, hiervon in Nord-Amerika zwei Arten:
S. capite nigro und S. capite fusco.

D. Singvögel, Passeres.

22. Sturnus, Staar,
St. niger; — cinclus; — carolinus; — praedatorius; — stercorarius und einige andere Arten.
23. Turdus, Drossel.
T. melodes; — migratorius; — minimus; — polyglottus; — roseus; — rufus und torquatus.
24. Ampelis, Seidenschwanz, nur
A. garrulus, überall in den vereinigten Staaten und Ober-Canada.
25. Motacilla, Bachstelze, als: Motacilla, Sylvia, Saxicola und Accentor, in Nord-Amerika einige 70 Arten, darunter:
M. atricapillus; — caroliniana; — icterocephala; — palustris und viatilis.
26. Alauda, Lerche, als Anthus und Alauda, und zwar:
A. campestris; — magna und migratoria, in ganz Nord-Amerika; — flava, in Mexico.
pratensis (Anthus), hoch im Norden.
27. Muscicapa, Fliegenfänger, verschiedene Arten, über ganz Nord-Amerika verbreitet, am häufigsten in der Union M. Tyrannus.

28. Parus, Meiſe, und zwar:
P. atricapillus; — aureus; — caeruleus; — candatus; — cedrus; — cristatus; — luteus; — peregrinus, — varius und viridis.
29. Pipra, Manakin, in mehren Arten in Guatemala:
P. rupicola, in den Felſenklüften des Innern Mexico's; — musica, auf Haity und Cuba.
30. Hirondo, Schwalbe, darunter:
H. apus; — pelasgia; — purpurea; riparia; — rustica und subis.
31. Fringilla, Finke, überall in allen Theilen Nord-Amerika's:
Fr. cardinalis; — cinerea, in Unalaska und der Nordweſtküſte; — domestica; — erithrophthalma; — hudsonia, an der Hudſonsbay; — lapponica, in Grönland; — montifringilla; — montium, in den Polarländern; — nivalis; — palustris und passerina.
32. Tanagra, Merle:
T. jacapa; — linaria ciris; — linaria cyanea und rubea, allgemein verbreitet.
33. Emberiza, Ammer, vorzüglich
E. livida; — nivalis, auf den Schneefeldern des hohen Nordens; — oryziphora, im Süden, und varia.
34. Loxia, Kernbeißer.
L. caerulea; — cardinalis; — chloris; — coccothraustes; — curvirostris, und pyrrhula.

E. Hühnerartige Vögel, Gallinae.

35. Columba, Taube; — unſere Haustaube in Nord-Amerika eingewandert; im mittlern Theile des Landes einige 20 Arten einheimiſch; am häufigſten aber die Wandertaube, C. migratoria, welche in wolkenähnlichen Zügen ganz Nord-Amerika durchſtreicht. — C. minuta, die Sperlingstaube, auf St. Domingo. — C. turtur, in Mexico, dem ſüdlichen Theile der Union und Weſtindien.
36. Tetrao, wildes Huhn, in mehren Geſchlechtern, als:
Tetrao, Ortygis, Syrrhaptes, Crypturus und Perdix, von der Schneegrenze bis zur heißen Zone verbreitet.
37. Numida, Perlhuhn, hiervon nur:
N. meleagris; das gemeine Perlhuhn, in Weſtindien, Mexico und dem ſüdlichen Theile der Union.
38. Crax, Hocko, als:
Crax, Opistocomus, Orthalida, Penelope und Urax, in Mexico und Guatemala.
39. Meleagris, Truthhahn, hiervon:
M. gallopavo, wild in den wärmern Gegenden Nord-Amerika's, und größer als im gezähmten Zuſtande. Er wird 30—40 Pfund ſchwer, und lebt heerdenweiſe in Wäldern.
40. Pavo, Pfau, wild im ſüdlichen Theile von Domingo.
41. Phasianus, Faſan.
Ph. gallus, in allen Arten jetzt eingebürgert; — Ph. colchicus und nycthemerus, wild durch alle vereinigten Staaten.
42. Psophia, Trompetervogel.
P. crepitans, in Guatemala und Mexico, auch auf einigen der weſtindiſchen Inſeln, wild und als Hausvogel benutzt, wo er zahmer als unſer gemeines Huhn wird.

Zweite Ordnung: Sumpfvögel, Grallae.

A. Reiherartige Sumpfvögel, Grues.

43. Ardea, Reiher, darunter:
A. alba; — canadensis; — cinerea; — ciconia; — cristata; — garzetta; — Herodias; — immaculata; — parva; — purpurea; — stellaris; — stellata; — violacea und virescens. — Grus clamator und Grus pratensis.
44. Phoenicopterus, Flammant, in mehren Arten, in Mexico und Westindien.
Ph. ruber, in Menge auf Haity.
45. Mycteria, Jabiru, auch Ciconia americana, in Guatemala.
46. Cancroma, Hohlschnabel.
C. cochlearia, in Mexico und Westindien.
47. Patalea, Löffelreiher.
P. ajaja, in den vereinigten Staaten.

B. Schnepfenartige Sumpfvögel, Gallinagines.

48. Tantalus, Ibis, Schlucker, Nimmersatt; hiervon:
T. albus; — fuscus; — ichthyophagus; — loculator; — pictus und ruber, in Westindien und den vereinigten Staaten.
49. Scolopax, Schnepfe, darunter: Numenius mit abwärts gebogenem, Scolopax und Totanus mit geradem, oder etwas aufwärts gebogenem Schnabel, und zwar:
Numenius albus; — americanus; — cinereus und fluvialis; von Scolopax:
Sc. arquata; — gallinago; — gallinula; — minor und rusa.
50. Recurvirostra, Säbelschnäbler; hiervon zwei Arten in Westindien und Florida.
51. Tringa, Strandläufer, Kibitz; in Nord-Amerika in einigen 40 Arten, die in die Geschlechter Tringa, Actitis, Strepsilas und Phalaropus vertheilt vorkommen, darunter:
Tr. cinerea; — fulicaria; — fusca; — grisea; — interpres; — maculata; — parva und rufa, in den vereinigten Staaten, Neu-Braunschweig und Neu-Scotland; Tr. pusilla, die kleinste aller Kibitzarten in Grönland.
52. Charadrius, Regenpfeifer, und zwar:
Ch. hiaticula, im Sommer in Grönland, im Winter in Westindien; — pluvialis, an der Küste von Labrador und der Union; — himantopus, in Westindien, Florida und Georgien; morinellus; — maculatus; — minor und vociferus, überall an der Küste von Nord-Amerika.
53. Haematopus, Austernfischer, vorzüglich:
H. ostralegus, überall in Nord-Amerika.

C. Hühnerartige Sumpfvögel, Ralli.

54. Parra, Spornflügler, in Nord-Amerika an Sümpfen.
P. chavaria, von der Größe eines Haushahns, auch als Hausvogel erzogen; — P. jacana, in Guatemala und Mexico.
55. Palamedea, Anhima.
P. cornuta, an wasserreichen Orten in Guatemala.
56. Rallus, Ralle, davon:
R. aquaticus minor; — carolinus und virginianus.
57. Fulica, Wasserhuhn.
F. atra, in Grönland, Labrador, den östlichen Staaten der Union und Westindien, — chloropus, in Nord-Amerika von Neu-York bis Carolina, in

Jamaika und Haity; — floridana, in Florida, Cuba und Jamaika; — porphyrio, im warmen Nord-Amerika, auch als Hausvogel.

Dritte Ordnung: Schwimmvögel, anseres.

A. Langflügelige Schwimmvögel, Longipennes.

56. Procellaria, Sturmvogel, als Procellaria, Haladroma und Pachyptila, darunter:
Procellaria gigantea, um Labrador; — pelagica, an der Küste von Neu-Scotland und den nördlichen Staaten der Union; — glacialis, in der Baffinsbay und an der Nordweſtküſte; — puffinus bei Grönland und Spitzbergen, und urinatrix, an Neufundland und der Nordweſtküſte.
57. Diomedea, Albatros, Schiffsvogel.
D. exulans, meiſtens im Norden und Nordweſten.
58. Larus, Möve.
L. albus minor; — alcus; — gavia; — griseus; — lestris; — parasiticus und ridibundus.
59. Sterna, Seeſchwalbe.
St. hirundo; — minuta und stolida, von Grönland abwärts bis Weſtindien, niſtet am Ufer im Sande; — leucopareia, an Flüſſen und Seen im Innern des Landes.
60. Phaëton, Tropikvogel, darunter:
Ph. aethereus, an der Küſte der vereinigten Staaten und Weſtindien.
61. Pelecanus, Pelikan, Kropfgans.
P. aquilas, in Weſtindien und Florida; — bassanus, in Grönland und an der Nordweſtküſte; — carbo; an der Hudſonsbay, in Grönland und am Auſtralozean; — graculus und Mississippi, an der Küſte der vereinigten Staaten und in Weſtindien; — P. onocrotalus, im wärmeren Theile Nord-Amerika's.
62. Plotus, Schlangenvogel.
P. anhinga und spodoa, in Guatemala, Merico und auf einigen der Antillen.

B. Entenartige Schwimmvögel, Lamellirostres.

63. Anas, Ente; als anas, anser und cygnus; darunter:
Anas acuta; — albeola; — americana; — arborea; — boschas; — bucephala; — clangula; — crecca; — discors; — fera; — fistulosa; — fusca; — histrionica; — hyemalis, — leucocephala; — migratoria; — mollissima; — picta; — principalis; — rustica; — spectabilis; — sponsa; — subcaerulea und torquata.
Anser canadensis; — cinereus und erythropus und Cygnus ferus auf den canadiſchen Seen.
64. Mergus, Säger; hiervon: M. merganser, in Grönland und an der Hudſonsbay; — albellus; — castor; — cuculatus und serrator, in den vereinigten Staaten und Canada.

C. Kurzflügelige Schwimmvögel, Brevipennes.

65. Colymbus, Taucher.
C. arcticus; — auritus; — colubrinus; — cudytes; — floridanus; — glacialis; — migratorius; minor; — musicus; — podiceps; — rufogularis, und troile (Uria); von den vereinigten Staaten bis zum höchſten Norden.

66. Alca, Papageitaucher.
A. arctica; — impennis; — mormon; — pica; — pygmaea und torda, gehören ſämmtlich dem nördlichen Polarmeer an.

III. Amphibien.

A. Schildkröten, Testudo; nur eine Familie, die ohne Grund in mehre Geſchlechter vertheilt worden. Nord-Amerika zählt deren einige 40 Arten, von 2 Zoll Länge bis zu einer Größe von 6—7 Fuß, und 4—5 Fuß Breite, und zwar als Land-, Süßwaſſer- und Seeſchildkröten; die größten ſind Bewohner des Meeres. — Am häufigſten findet man:

1. Testudo carolina; — clausa; — caretta, — coriacea; — denticulata; — fimbriata; — imbricata; — mydas; — orbicularis; — serpentina; — virgulata und viridis.

B. Schlangen, Ophidii.

2. Caecilia, Runzelſchlange, nur:
C. tentaculata, in Guatemala und den Niederungen Mexico's.
3. Coluber, Natter; hiervon:
C. aestivus; — annulatus; — atropos; — chersea; — constrictor; — dispar; — erythrogaster; — fasciatus; — flagellum; — fulvius; — leberis; — lucidus; — mycterizous; — prester; — punctatus; — sipedon; — striatulus.
4. Crotalus, Klapperſchlange.
Cr. durissus, in Mexico, Weſtindien und dem ſüdlichen Theil der vereinigten Staaten; — horridus, im gemäßigten Theile Nord-Amerika's.
5. Hydrus, Waſſerſchlange, in mehren Arten; im Meere ſowohl als im ſüßen Waſſer.
6. Boa, Rieſenſchlange, Schlinger.
B. cenchris und constrictor, in Guatemala und Weſtindien; — scytale, in Mexico.
7. Tortrix, Roller; hiervon nur:
T. scytale, in Guatemala und Mexico.
8. Amphisbaena, Ringelſchlange.
Hiervon 3 Arten im wärmern Theile Nord-Amerika's; — A. fuliginosa am häufigſten.
9. Anguis, Blindſchleiche, und zwar:
A. eryx; — lumbricalis; — maculata; — reticulata und ventralis.

C. Eidechſen.

10. Scincus, Skink, ein reichhaltiges Geſchlecht, in Weſtindien, Mexico und dem Süden der Union.
Sc. quadrilineatus, überall in Nord-Amerika.
11. Gecko, Gecko. In vielen Arten in Weſtindien und Florida.
12. Iguana, Leguan. Mehre Arten auf Domingo, Cuba und Jamaica; am häufigſten I. sapidissima.
13. Lacerta, Eidechſe.
Ein reichhaltiges Geſchlecht, von der Größe eines Zolles bis zu mehren Fußen; — überall in dem wärmeren Nord-Amerika.
14. Crocodilus, Krokodill, von dieſen hier nur:
Cr. lucius, der Alligator, welcher in den Seen und Flüſſen der ſüdlichen Staaten, namentlich in Florida und Domingo in ganzen Geſellſchaften vorkommt.

15. Salamandra, Salamander.
S. palustris, in Teichen und Brunnen, überall in den vereinigten Staaten; — cristatus und igneus.
Amphiuma means, in Louisiana, Florida, Georgien und Süd-Carolina.
16. Siren, Siren.
S. lacertina, in den Sümpfen von Carolina.

D. Frösche, Batrachii.

17. Rana, Frosch.
R. arborea; — bombina; — boans; — bufo; — cornuta; — esculenta; — maculata; — mugiens; — ocellata; — paradoxa und temporaria.

IV. Fische.

Erste Ordnung: Fische mit unbeweglichen Kiemen, Chondropterygii.

1. Petromyzon, Pricke. — Mehre Arten, theils an der Küste, theils im süßen Wasser; am häufigsten P. marinus.
2. Gasterobranchus, Bauchkiemenfisch; darunter: G. coecus, in den nördlichen Meeren.
3. Squalus, Hay, in vielen Arten, darunter:
Sq. acanthias; — canicula; — carcharias; — maximus; — pristis; — squatina und zygaena, in allen, Nord-Amerika begrenzenden, Meeren.
4. Raja, Roche, und zwar:
R. batis und clavata, in den nördlichen Meeren; — pastinaca, in Westindien, und der R. torpedo, Zitterroche, an der Küste und den Lagunen von Guatemala, Mexico und der Union.
5. Chimaera, Seeratze; hiervon nur eine Art: Ch. monstrosa, in den Meeren von Nord-Amerika.

Zweite Ordnung: Fische mit beweglichen Kiemenblättern unter einer unbeweglichen Decke, Branchiostegi.

6. Pegasus, Seedrache; davon lebt nur eine Art im Westindischen Meere.
7. Syngnathus, Nadelfisch, hinsichtlich seiner Fortpflanzung eine Art Beutelthier, in verschiedenen Arten um Neufundland, und unfern der Küste der Union; am häufigsten:
S. acus, die Seenadel, von 2 — 3 Fuß Länge, und S. hippocampus, das Seepferdchen, von 3 — 6 Zoll, im atlantischen Meere und Westindien.
8. Balistes, Hornfisch; in mehren Arten, die sich durch brennend lebhafte Farben auszeichnen, davon: B. monoceros und vetula, in den Westindischen Meeren.
9. Ostracion, Panzerfisch; — in Westindien, von $1\frac{1}{2}$ — 2 Fuß Länge.
10. Diodon, Igelfisch; als D. hystrix und D. mola, im mexicanischen Meerbusen, und längs der Küste des südlichen Theils der Union, selbst in den Flußmündungen.
11. Tetroton, Stachelbauch, mehre, noch unbeschriebene Arten, an der Küste von Guatemala.
12. Lophius, Froschfisch, und zwar:
L. piscatorius, von 6 — 7 Fuß Länge, im atlantischen Ozean; — vespertilio, an der Küste von Guatemala.
13. Cyclopteros, Bauchsauger.
C. lumpus, der Seehaase, an der Küste von Neuschotland; — liparis, in den Nordmeeren.

14. Synbranchus, Halskiemenfisch; im mexicanischen Meerbusen; darunter: S. marmoratus.
15. Sphagebranchus, Doppelhalskiemenfisch; verschiedene Arten an der Westküste; — rostratus, an der Ostküste von Guatemala.
16. Gymnothorax, Kehlbrustfisch, mehre Arten.
G. helena, in Westindien, und an der Westküste von Mexico.

Dritte Ordnung: Grätenfische, Ossiculati.

A. Ohne Bauchflossen, Apodes.

17. Muraena, Aal; darunter
M. anguilla, fast in allen Flüssen Nord-Amerika's und bis 5 Fuß lang, und M. conger, der Meeraal in Westindien, und längs der Küste der Union, von 5 — 10 Fuß Länge.
18. Gymnotus, Zitteraal; in mehren Arten in Westindien, und an der Westküste von Mexico.
19. Trichiurus, Spitzschwanzfisch; darunter:
Tr. lepturus, in Westindien, und zwischen den Bermudas.
20. Ammodytes, Sandaal; an den Küsten des atlantischen Ozeans im Norden; — A tobianus, gräbt sich einen halben Fuß tief in den Sand am Ufer ein.
21. Anarrhichas, Seewolf, in den nördlichen Meeren.
A. lupus, der Klippfisch oder Seewolf, wird über 7 Fuß lang.
22. Regalecus, Wurmfisch; darunter: R. glesne, im grönländischen Meere.
23. Stylephorus, Stielaugenfisch; mehre Arten:
St. chordatus, im mexicanischen Meerbusen; wegen seiner monströsen Gestalt merkwürdig.
24. Xiphias, Schwertfisch, von diesen der X. gladius, an den Bahamainseln; — velifer in Westindien.
25. Sternoptix, Brustfaltenfisch; hiervon St. diaphana, zwischen den Antillen.

B. Mit beweglicher Kiemendecke, — Bauchflossen vor den Brustflossen, Jugulares.

26. Callionymus, Spinnenfisch, im nördlichen atlantischen Ozean.
C. dracunculus, der Seedrache, und C. lyra, der fliegende Spinnenfisch.
27. Uranoscopus, Sternseher, in mehren Arten, in Westindien.
28. Gadus, Weißfisch, Schellfisch; in vielen Arten, die alle, bis auf G. lota, das atlantische Meer bewohnen.
G. aeglefinus, an der Küste von Neu-England; — callarias, geht in die Mündungen der Flüsse;
G. morrhua, der Stockfisch, Klippfisch, Laberdan, Kabeljau, in ungeheurer Menge auf der Bank von Neufundland, — merlangus und molva, an der Küste der Union; — lota, in allen bedeutenden Flüssen der östlichen Staaten der Union.
29. Blennius, Schleimfisch; davon:
Bl. gunellus und pholis, in den nördlichen Meeren; — viviparus im Polarozean und der Baffinsbay.

C. Mit beweglicher Kiemendecke, — Bauchflossen unter den Brustflossen, Thoracici.

30. Macrourus, Langschwanz, nur eine Art; M. rupestris, in den Buchten von Grönland.

31. Echeneis, Saugefiſch, Schildfiſch; davon:
E. neucrates, von 3—5 Fuß Länge, in Weſtindien; — remora, im Auſtralozean.
32. Coryphaena, Stutzkopf. — C. hippurus, Goldfiſch, in Weſtindien und der Küſte von Florida.
33. Gobius, Grundel; ein zahlreiches Geſchlecht, mit vielen, noch unbeſchriebenen Arten;
G. electris, im mexicaniſchen Meerbuſen, an der Küſte von Guatemala; — gobius und G. niger, in den nördlichen Meeren.
34. Cottus, Kaulkopf; mehre Arten in den nördlichen Meeren, darunter:
C. cataphractus, in den Flußmündungen von Neu-Braunſchweig und dem Golf von St. Lorenz; — C. scorpius, an der Küſte von Neu-England; — gobio, in den Bächen faſt aller nördlichern Staaten.
35. Scorpaena, Drachenkopf, im atlantiſchen Meere, und zwar:
Sc. porcus und Sc. scrofa.
36. Trigla, Seehahn; ein Raubfiſch, der alle Meere bewohnt.
T. cuculus, an der Küſte der Union; — gurnardus und hirundo, in den nördlichen Meeren; — volitans in Weſtindien.
37. Zeus, Spiegelfiſch; davon:
Z. argentatus, an der Küſte von Mexico; — Z. Brownii, bei Grönland und Labrador; — faber und vomer im mexicaniſchen Meerbuſen.
38. Pleuronectes, Schelle; und zwar:
P. flesus; — maximus; — platessa; — rhombus und rhomboides und solea, in den nördlichen Meeren.
39. Chaetodon, Klippfiſch; einige 30 Arten in Weſtindien, darunter:
Ch. aureus; — chirurgus; — faber; — pomacanthus und rostratus, der an den Ufern des Meeres in der Nähe der Flußmündungen lebt.
40. Sparus, Brachſen; in verſchiedenen Arten:
Sp. auratus, die Dorade, im atlantiſchen Meere; — chlorourus; — insidiator und pagrus, überall an der Küſte.
41. Scarus, Papageyfiſch.
Sc. croicensis, im Weſtindiſchen Meerbuſen.
42. Labrus, Lippfiſch; ein zahlreiches Geſchlecht, am häufigſten:
L. gomphosus und viridis in dem Weſtindiſchen Meere.
43. Sciaena, Umberfiſch; an der Oſt- und Weſtküſte von Nord-Amerika, darunter Sc. eques und Sc. longurus.
44. Bodianus, Bodian, in mehren Arten in den Meeren warmer Gegenden von Nord-Amerika.
45. Holocentrus, Sogofiſch, an den Küſten des atlantiſchen Ozeans; — H. polyprion, in Weſtindien.
46. Lutjanus, Lutjan, in den Meeren des wärmeren Nord-Amerika's.
47. Perca, Barſch. — Außer mehren Arten am häufigſten P. guttata, Blutbarſch, in Weſtindien.
48. Mullus, Meerbarbe, darunter:
M. barbatus und surmuletus, im Nordmeer und bei den Antillen.
49. Scomber, Makrele; hiervon am häufigſten:
Sc. caranx; — gladius, Schwertmakrele; — pelamys, Bonite; — Sc. scomper, in ungeheurer Menge an der Küſte von Neu-England; und Sc. thynnus, im atlantiſchen Meere.

50. Gasterosteus, Stichling, und zwar:
G. aculeatus, im süßen Wasser in ganz Nord-Amerika; — ductor, der Lootse, im atlantischen und dem Antillenmeere, folgt, wie die Haifische den Schiffen, und schwimmt stets vor dem Menschenfresser, Squalus carcharias, her; — glaucus und spinanchia, in den nördlichen Meeren.

D. Mit beweglicher Kiemendecke, und Bauchflossen am eigentlichen Bauche, abdominales.

51. Cobitis, Schmerle, in vielen Arten im süßen Wasser der Union und auf den Westindischen Inseln.
52. Silurus, Wels; darunter:
S. cyclopum; — glanis und militaris, in Guatemala, Merico und dem Westen der Union im süßen Wasser.
53. Loricaria, Panzerfisch, in Westindien und Merico.
54. Salmo, Salm; in zahllosen Schaaren an den Küsten von Nord-Amerika;
S. fario, in allen Creeks der nördlichen vereinigten Staaten; — S. salar und lavaretus in ungeheuren Zügen an der Küste der Union; — saurus, an den Antillen, und S. trutta, oft 30—40 Pfund schwer, in den Canadischen Seen und den nördlichen Meeren.
55. Clupea, Hering; davon:
Cl. alosa; — harengus und sprattus, in ungeheuren Zügen längs der atlantischen Küste und in der Delaware- und Chesapeake-Bay; — cyprinoides und encrasicolus, in den nördlichen Meeren.
56. Elops, Eidechsenfisch; nur eine Art:
E. vaurus, an der Küste der Hondurasbay.
57. Cyprinus, Karpfe; mehre Arten, im süßen Wasser sowohl als auch im Meere; am häufigsten C. leuciscus, im nördlichen Theile der vereinigten Staaten und Ober-Canada; C. barbus; C. blicca und brama, ebendaselbst.
58. Mugil, Meer-Aesche; — mehre Arten im atlantischen Meere.
59. Polynemus, Fingerfisch; davon:
P. plebejus, der Königsfisch oder Kalanim, in Westindien von bedeutender Größe.
60. Argentina, Silberfisch, an der Küste der vereinigten Staaten; darunter:
A. sphyraena und sagittalis.
61. Exocoetus, Flugfisch, in mehren Arten, im atlantischen Meere.
62. Esox, Hecht, sowohl im süßen Wasser als im Meere; darunter:
E. belone, im atlantischen Meere; — E. brasiliensis, im westindischen Meerbusen.
63. Fistularia, Pfeifenfisch; am häufigsten:
C. tabacaria, an den Antillen und der Küste von Merico; — aulostoma, in Westindien.

V. Mollusken.

Erste Ordnung: Kopffüßler, Cephalopoda.

1. Sepia, Dintenfisch, und zwar S. officinalis, im Westindischen Meere und an der Küste der Union.
2. Loligo, Kalmar. Von dieser Gattung nur sagittata, an der Küste von Merico.

3. Nautilus, Schiffsboot, und
4. Argonauta, Papiernautilus, in verſchiedenen Arten im atlantiſchen Meere.

Zweite Ordnung: Schnecken, Tentaculata.

5. Limax, nackte Landſchnecke in vielen Arten: am häufigſten:
   L. agrestis, — ater; — maximus und rufus, in den vereinigten Staaten.
6. Parmacella. Cuv., und
7. Onchidium, an der Küſte des atlantiſchen Meeres.
8. Helix, Schnirkelſchnecke, und die dazu gehörigen Geſchlechter: Bulimus, Carychium, Clausilia, Vertigo und Vitrina, in vielen Arten in Weſtindien, Merico und der Union.
9. Planorbis, Scheibenſchnecke, und
10. Limnaeus, Schlammſchnecke, in den Süßwaſſerſeen der Union und Canada's.
11. Clio, Flügelſchnecke; davon:
    C. borealis, in den nördlichen Meeren, eine vorzügliche Nahrung der Wallfiſche und pteropoda, im atlantiſchen Meere.
12. Doris, Doris, im atlantiſchen,
13. Tritonia, Tritonie, in den nördlichen Meeren.
14. Scyllaea, Tangſchnecke, in allen amerikaniſchen Meeren in nur einer Art, die ſich im Tang (fucus natans) aufhält.
15. Glaucus;
16. Eolis, und
17. Phyllidia, in verſchiedenen Arten im atlantiſchen Meere, in der Nähe der Küſte.
18. Pleurobranchus, Hautkiemenſchnecke;
19. Aplisia, Seehaaſe, und
20. Dolabella, in dem Weſtindiſchen Meere.

Von Schalſchnecken des Meeres:

21. Bulla, Blaſenſchnecke;
22. Ovula, Eyſchnecke, und
23. Cypraea, Porzellanſchnecke, in unzähligen Arten im mexicaniſchen Meerbuſen, an den Küſten der Antillen; von Letztern vorzüglich C. argus und C. tigris, an der Küſte von Haity.
24. Voluta;
25. Buccinum;
26. Murex;
27. Strombus;
28. Conus;
29. Trochus, und
30. Turbo, die Zierden der Kabinette, in vielen Arten an der Küſte der Union und im Weſtindiſchen Meere.
31. Haliotis, das Seeohr;
32. Patella, die Napfſchnecke, und
33. Chiton, die Käfermuſchel, ebendaſelbſt.

Dritte Ordnung: Kopfloſe Mollusken, Acephala.

34. Salpa, Salpe, im atlantiſchen Meere;
35. Asicidia, Seeſcheiden, an Felſen feſtſitzend, an der Küſte der Weſtindiſchen Inſeln.
36. Anodonta, Teichmuſchel, und

37. Cyclas, Kreismuſchel, in den kleinern Seen und Teichen der vereinigten Staaten.
38. Mytilus, Miesmuſchel;
39. Pinna;
40. Arca;
41. Tellina;
42. Mactra;
43. Donax;
44. Cardium;
45. Venus, und
46. Chama, worunter die Ch. gigas, von mehren Centnern, an der Küſte der vereinigten Staaten, in Weſtindien und an der Weſtküſte.

Von Bohrmuſcheln:

47. Mya, Klaffmuſchel;
48. Solen, und Sanguinolaria;
49. Pholas, und
50. Teredo, der Zerſtörer der Schiffe im atlantiſchen Meere, und faſt allen Bayen und Buchten der Union und Weſtindiens.

Von Auſtern:

51. Ostrea, und zwar: O. edulis; — malleus und follum.
52. Pecten, Kammmuſchel; hiervon:
P. jacobaeus; — maximus; — pallium; — pleuronectes und ziczac, auf Bänken längs der Oſtküſte der vereinigten Staaten und der Antillen.
53. Anomia, und
54. Spondylus, in mehren Geſchlechtern, an der Küſte der Union.

Von Rankenfüßlern:

55. Anatifa, und zwar am häufigſten laevis, und
56. Balanus, die Meereichel, an der Küſte des atlantiſchen Meeres.

VI. Inſekten.

A. Käfer, Coleoptera.

Davon findet man in Nord-Amerika die merkwürdigſten Arten in den Familien:

1. Hydrophilus;
2. Gyrinus;
3. Carabus, und zwar: C. auronitens und crepitans.
4. Elaphrus, der Strand-, und
5. Cicindela, der Sandkäfer in Weſtindien.
6. Staphylinus, als Staphylinus, Oxyporus und Paederus, in vielen Arten.
7. Elater, und
8. Buprestis, Prachtkäfer, von $1\frac{1}{2}$ — 2 Zoll Größe, in Merico, Guatemala und in Weſtindien.
9. Ptinus, Bohrkäfer, verſchiedene Arten in Weſtindien und der Union.
10. Bostrichus, Borkenkäfer, der Zerſtörer der Waldungen, häufig in den vereinigten Staaten und Canada, und zwar:
piniperda, im Nadelholze; serratus, an Buchen; fraxini, an Eſchen, und cylindrus, in alten Eichenſtämmen.

11. Dermestes, Speckkäfer; darunter D. pellio und paniceus.
12. Byrrhus, Wollkäfer, in mehren Arten.
13. Hister, Stutzkäfer, als zahlreiches Geschlecht.
14. Nitidula, Glanzkäfer;
15. Silpha;
16. Necrophorus, und
17. Clerus, Ameisenkäfer, in verschiedenen Arten in der Union und Westindien.
18. Scarabaeus, Kolbenkäfer, in ganz Nord-Amerika in Menge; darunter:
    Sc. Hercules, in Westindien und Mexico; — Actaeon, auf Jamaika und Haity; — Typhoeus, in Carolina; — Nasicornis, mehre Arten in den Waldungen der Union; Sc. lunaris, in allen vereinigten Staaten; — stercorarius und fimetarius, in Virginien und Maryland; — horticola, häufig auf Feldern in der Union; — nobilis, hemipterus, auratus, fastuosus und marmoratus, in den glänzendsten Farben und verschiedenen Arten, in Westindien und Mexico.
19. Lucanus, Schröter, in mehren Arten von 6 Linien bis 3 Zoll Länge, in den vereinigten Staaten.
20. Lampyris, Leuchtkäfer, auf den Antillen, in Guatemala und Mexico.
21. Cantharis, Afterleuchtkäfer, und mehre Arten aus den Geschlechtern Dryops, Lagria und Tillus, überall in den vereinigten Staaten.
22. Lytta, Blasenkäfer.
23. Meloe, darunter M. proscarabaeus und Cichorii, und
24. Mordella, in verschiedenen Arten.
25. Tenebrio, Schattenkäfer, als Opatrum, Pimelia, Scarites und Sepidium, in mehren Arten, in verschiedenen Theilen der Union und Canada's.
26. Necydalis, Bastard-Bockkäfer, und
27. Cerambyx, als Lamia, Prionus, Rhagium, Saperda und Sternocorus, darunter: C. longimanus, in Westindien und Mexico; — C. faber, in Carolina; — C. cerdo, — coriarius, — Heros und moschatus, in Virginien und allen mittlern Staaten der Union.

Von Rüsselkäfern:

28. Curculio und zwar C. frumentarius, in Pensylvanien und Neu-York; — C. palmarum, auf den Antillen; — C. nucum, in den Waldungen der vereinigten Staaten, und C. imperialis, in Mexico und Guatemala.

Von Blattkäfern, viele Arten aus den Geschlechtern:

29. Chrysomela;
30. Hispa, und
31. Cassida, die sich durch brennende Metallfarben auszeichnen, in Westindien, Guatemala, Mexico und dem südlichen Theil der vereinigten Staaten.
32. Coccinella, in mehren Arten, vorzüglich in Mexico und Guatemala, auch auf Haity und Cuba, und der Halbinsel Florida.

B. Schmetterlinge, Lepidoptera.

33. Papilio, Tagfalter, und zwar von Equites mehre Arten des Priamus, Machaon und Podalirius, in Mexico, Guatemala und Westindien; von Heliconiern (Heliconi) den Apollo, Polymnia, Cethosia Juno, Biblis, Satyrus diaphanus, Cassiae und Amathusia; von Danaiden den Cardamines, Rhamni, D. plexippus und Idea; von Nymphen (Nymphales): N. Achilles, Aglaja,

Antiopa, Atalanta, Dido, Jo, Iris, Morpho, Polychloros und Urticae, in mehren Arten in Westindien und den vereinigten Staaten.

34. Sphinx, Dämmerungsfalter, ebenfalls in großer Menge und Verschiedenheit, darunter Sp. Atropos, Pinastri und stellatarum, in Virginien und Pensylvanien.

35. Phalaena, Nachtfalter, als Attaci, Bombyces, Noctuae, Geometrae, Pyralides, Tortrices, Tineae und Alucitae, in Menge in Mexico, Guatemala, Westindien und der Union; am häufigsten Ph. atlas, Pavonia major und minor; Bombix quercifolia, pini, pityocampa und viele andere und öfters in manchen Jahren als Plage.

C. Halbflügler, Hemiptera.

36. Notonecta, und
37. Nepa, mehre Arten in Louisiana und Georgien.
38. Cimex, Wanze, in unglaublicher Menge in allen Theilen Nord-Amerika's, und zwar, als Acanthia, Coreus, Gerris, Lygaeus, Miris, u. s. w.
39. Aphis, in den vereinigten Staaten, darunter:
A. bursaria; — cerasi; — quercus und ribis.
40. Chermes, Blutsauger, in vielen Arten.
41. Coccus, Schildlaus, ein zahlreiches Geschlecht, von welchen:
C. caeti, die Cochenille, ursprünglich in Mexico und Guatemala zu Hause ist, und besonders gehegt wird; — auch auf Haity und der Halbinsel Florida. — C. Ilicis, Kermes, auf der Stecheiche (Quercus coccifera) in den vereinigten Staaten.
42. Cicada, in den Geschlechtern Cicada, Cercopis, Lystra, Membracis und Tettigonia, auf den Antillen, in Mexico und der Union.
43. Fulgora, Laternenträger, in mehren Arten in Westindien und Mexico.

D. Geradflügler, Orthoptera.

44. Gryllus, Heuschrecken, als Acrydium, Acheta, Locusta, Truxalis und Gryllus, in vielen Arten, überall.
45. Mantis, Fangheuschrecke, verschiedene Arten, auf Bäumen in Westindien.
46. Blatta, vorzüglich in Westindien in mehren Arten.

E. Netzflügler, Nevroptera.

47. Libellula, verschiedene Arten aus den Geschlechtern Libellula, Aeshna und Agrion, überall in Nord-Amerika. — L. virgo, in Carolina, Georgien und auf den Antillen; — puella, in den Niederungen Guatemala's, in Louisiana und Mississippi.
48. Ephemera, darunter vulgata, in den Niederungen der Union; — E. horaria, in Florida, wo sie, in der Mitte des Sommers, Abends in Wolken aus dem St. Johnsfluß aufsteigen.
49. Hemerobius, Landlibelle;
50. Termes, Termite, und
51. Myrmeleon, in vielen Arten in Westindien und Mexico.

F. Von Stachelfliegen, Hymenoptera, verschiedene Arten der

52. Tenthredo, darunter Lophyrus, in den Nadelwaldungen Carolina's; — lutea, in Pensylvanien.

53. Sirex, ebenfalls in Nadelholzwaldungen.
54. Ichneumon, in Westindien.
55. Cynips, ein zahlreiches Geschlecht in den vereinigten Staaten, darunter C. quercus folii, C. qu. petioli, pedunculi und ramuli, in den Eichenwaldungen der nördlichern Staaten.
56. Vespa, Wespe, in mehren Arten in Westindien.
57. Apis, Biene, jetzt überall wild im Westen der vereinigten Staaten; A. centuncularis, in Erdhöhlen in Mexico; einige noch unbeschriebene Arten in Westindien, worunter einige giftige auf den kleinen Antillen.
58. Formica, Ameise, eines der zahlreichsten Geschlechter in Westindien, Mexico, Guatemala und dem Süden der Union; darunter auf Haity und den andern Antillen F. cephalotes, die Zugameise, welche scharenweise nach bewohnten Orten zieht, in die Häuser eindringt, und Ratten, Mäuse, Spinnen und anderes Ungeziefer frißt und vertilgt.

G. Zweiflügler, Diptera.

59. Culex, Mücke, als Muskitos in fast 100 verschiedenen Arten, in Westindien, Mexico und fast ganz Nord-Amerika, bis zu den kältesten Landstrichen; ebenso:
60. Empis;
61. Bombylius;
62. Conops und
63. Musca, in zahlreichen Geschlechtern und Arten.

Von ungeflügelten Insekten bietet Nord-Amerika:

64. Pulex, als irritans, allgemein und als penetrans, Sandfloh oder Tschike, in Westindien, Mexico und Guatemala.
65. Lepisma, Schuppenthierchen; darunter L. saccharina, in Westindien.
66. Aranea, Spinne, in vielen schöngezeichneten Arten, von allen Größen; — in Westindien und Mexico vorzüglich A. avicularia.
67. Scorpio, Scorpion; einige Arten von bedeutender Größe in Westindien, Mexico und dem südlichen Theil der vereinigten Staaten.
68. Acarus, Zecke, davon A. ricinus, in Menge in Virginien, Carolina und Georgien.
69. Oniscus;
70. Scolopendra, und
71. Julus, Vielfuß, in mehren Arten, von letztern der oft 7 Zoll lange J. maximus, in Westindien.

Von ungeflügelten, wasserathmenden Insecten findet man:

72. Cancer, den Krebs, und zwar als Brachyuri, Parasitici, Macrouri und Squilla; darunter: C. Pagurus, in mehren Arten in Westindien und der Union; — C. ruricola, die Landkrebse, auf den Bahama's und den großen Antillen; — C. Bernhardus, auf den westindischen Inseln; — fluvialis, im Norden der Union und Canada; — C. gammarus, in Neu-England und Neu-Scottland; — C. crangon, bei Kap Cod.
73. Monoculus, Kiemenfuß, in mehren Arten in Westindien.

VII. Würmer. Vermes

Von nackten Würmern:

1. Lumbricus, den Regenwurm; darunter:
   L. terrestris und variegatus.
2. Hirudo, Blutegel, als H. octoculata, piscium und sanguisuga, den H. medicinalis findet man in Nord-Amerika nicht.
3. Arenicola, darunter A. piscatorum, im atlantiſchen Meere, am Geſtade im Sande.
4. Amphinome;
5. Aphrodita, die Seeraupe;
6. Spio, und
7. Nereis, in vielen Arten an der Küſte der weſtindiſchen Inſeln, Mexico's und der vereinigten Staaten.

Von Würmern, die in Röhren eingeſchloſſen ſind, und das Meer bewohnen:

8. Amphitrite;
9. Terebella;
10. Sabella;
11. Serpula und Siliquaria, Penicillus und Dentalium, an den weſtindiſchen Inſeln, den Bahama's und der Küſte von Oſt-Florida.

VIII. Zoophyten des Waſſers. Zoophyta.

Von Echinodermen:

1. Den Seeigel, Echinus, in mehren Arten, darunter esculentus.
2. Seeſtern, Asterias; als Comatula, Euryale und Ophiura, in Weſtindien und an den Küſten der vereinigten Staaten im Oſten und Weſten, und außerdem verſchiedene Arten der
3. Holothuria;
4. Actinia, und
5. Spinunculus; — Von
6. Meduſen, Quallen oder Meerneſſeln: Medusa aurita, Aequorea rosea, Dianaea denticulata und panopyra, mehre aus den Geſchlechtern Porpita und Velella, aus Physalia, Rhizophysa, Physsophora, Beroe und Lucernaria, im atlantiſchen und dem Auſtralozean.

Von Strahlenpolypen:

7. Die Zoantha Ellisii, und mehre Arten aus den Geſchlechtern Coryne und Pedicellaria.
8. Die Seefeder, Pennatula, in Weſtindien; — P. Encrinus, an der Küſte von Grönland.
9. Millepora;
10. Cellepora, und
11. Madrepora, an den weſtindiſchen Inſeln und der Küſte von Oſt-Florida.

Von Röhrenpolypen:

12. Sertularia, und zwar als: Anteunularia, Anguinaria, Campanularia, Cornularia, Plumularia und Serialaria.
13. Tubipora, davon T. musica, und
14. Tubularia, an der Küſte von Haity und Cuba.

Von Zellenpolypen:

15. Cellularia, in den Geschlechtern Adeona, Alveolites, Cellepora, Dactylopora, Eschara, Retepora und Tubulipora.
16. Corallina, Korallenmoos, in mehren Arten, und
17. Spongia, in einigen 30 Arten, im mexicanischen Meerbusen, im californischen Meerbusen, und an der Westküste von Mexico.

III. Einwohner.

Amerika, obgleich nach Asien der größte Erdtheil unsrer Weltkugel, ist dessen ungeachtet der menschenärmste, und nur Australien steht ihm in dieser Hinsicht nach; trotz der ungeheuren Ausdehnung der transatlantischen Welt, erhebt sich die Volksmenge nicht über 45 Millionen, und obgleich nach den Berichten der Spanier, bei der Entdeckung des Landes die westindischen Inseln, die Reiche der Azteken und Inca's, und der südliche Theil der jetzigen vereinigten Staaten, namentlich die Florida's, mit Menschen angefüllt waren, scheint doch die Bevölkerung auch damals jene oben angegebene Zahl nicht überstiegen, ja nicht einmal erreicht zu haben, denn jene Inseln und Reiche, in welchen sich die Bevölkerung drängte, waren die Glanzpunkte der vor-europäischen Kultur; alle andern Theile der unermeßlichen Erdveste lagen noch im rohesten Naturzustande, und deren Bevölkerung und dürftige Kultur mehrte sich erst, als der Golddurst und die wilde Eroberungssucht der Spanier, ihr Fanatismus und ihre Lust am Morden wilder Heiden, durch welche sie ein Gott wohlgefälliges Werk zu unternehmen vermeinten, einen Theil der Urvölker in die entferntern Gegenden des neuentdeckten Landes trieb, der größere Theil aber durch die furchtbaren Geschenke der alten Welt, den Branntwein und die Kinderblattern, vollends aufgerieben wurde, — seit jener Zeit sind die entstandenen Lücken durch Einwanderungen von Außen wieder gefüllt worden; alle Länder Europa's trugen dazu bei, die westliche Welt zu bevölkern, in welche sich bald nach Entdeckung derselben die seefahrenden Nationen Europa's theilten, und selbst Deutschland, das nie daran gedacht hatte, Unternehmungen im Westen auszuführen, und nur eine einzige Expedition in Amerika zur Entdeckung des „Goldlandes," Eldorado, zu der Zeit unternahm, als die Welser die Herrn der Terra Firma waren, trug so viel zur Bevölkerung Amerika's bei, daß jetzt allein in Nord-Amerika eine und eine viertel Million Deutsche und deren Nachkommen sich befinden. — Obgleich die Volksmenge von ganz Amerika nicht mit völliger Genauigkeit sich bestimmen läßt, da theils die Nordpolarländer uns noch zu unbekannt sind, theils in den westlichen Provinzen Nord-Amerika's, und im Innern Süd-Amerika's, ja fast in allen Provinzen ganze Völkerschaften leben, über deren Stärke uns alle nähere Nachrichten fehlen, und selbst in den geregeltern Reichen, namentlich Süd-Amerika's, die Angaben der europäischen Bevölkerung nichts weniger als genau sind, dürfte wohl die runde Zahl von fünf und vierzig Millionen der Wahrheit für den Augenblick am nächsten kommen; mit reißender Schnelligkeit aber mehrt sich von Jahr zu Jahr die Volkszahl, und durch den eignen Zuwachs, und die unterstützenden, fast mit jedem Jahre steigenden Einwanderungen kann man annehmen, daß für die nächsten Jahrhunderte, Amerika alle 25 Jahre seine Bevölkerung verdoppeln wird.

Ausführung von Arbeiten, die von der Gefahr betroffen sind, zu verhindern.

Ebenso, wie die Arbeiter, sind auch die Unternehmer verpflichtet, die Vorschriften der Unfallverhütungsvorschriften zu befolgen. Sie haben dafür zu sorgen, daß die Arbeiter diese Vorschriften befolgen. Sie haben ferner dafür zu sorgen, daß die Arbeiter, die mit der Ausführung der Arbeiten betraut sind, die Befähigung dazu besitzen. Sie haben ferner dafür zu sorgen, daß die Arbeiter, die mit der Ausführung der Arbeiten betraut sind, die Befähigung dazu besitzen. Sie haben ferner dafür zu sorgen, daß die Arbeiter, die mit der Ausführung der Arbeiten betraut sind, die Befähigung dazu besitzen.

Die Unternehmer sind verpflichtet,

Ich bin Ihnen, Herr Professor, für Ihre Mittheilungen sehr verbunden. Ich habe Ihnen zu danken für Ihren Aufsatz in Poggendorff's Annalen, für Ihre Abhandlung über Elektrodynamik, für Ihre Abhandlung über Elektrolyse, für Ihre Abhandlung über Elektrodynamik, für Ihre Abhandlung über Elektrodynamik, für Ihre Abhandlung über Elektrodynamik

VII. Südlich vom Arkanſasfluſſe, und zwiſchen dem Miſſiſſippi und Grand leben: 1. Die Caddoques oder Cados. 2. Die Yattaſſees. 3. Die Nandakoes. 4. Die Adaizes. 5. Die Aliche oder Eyeiſch. 6. Die Keyes oder Keychies. 7. Die Inies oder Tachies. 8. Die Nabedoches. 9. Die Bedies. 10. Die Accokeſaws. 11. Die Mayes. 12. Die Carankouas. 13. Die Cances, nicht mit den oben angeführten Kanzas zu verwechſeln. 14. Die Tankaways oder Tanks. 15. Die Tawakenoes, oder Troo-Canes (drei Röhre). 16. Die Towiaches, von den Franzoſen Panis genannt. 17. Die Hietans, Comanches oder Cumanchees. 18. Die Oconnees. 19. Die Natchitoches. 20. Die Boluxas. 21. Die Appalaches. 22. Die Alibamas. 23 Die Conchattas. 24. Die Pacanas. 25. Die Attakapas. 26. Die Appalouſas oder Opelouſas. 27. Die Tunicas. 28. Die Pascagolas. 29. Die Teniſaws. 30. Die Chactoos. 31. Die Waſhas. 32. Die Chactaws. 33. Die Arkanſas.

VIII. Weſtlich der Chippewan- oder Felſengebirge, leben: 1. Die Tus-he-pas. 2. Die Datlashoats. 3. Die Shoſhones oder Schlangen-Indianer. 4. Die Pohas. 5. Die Chopunniſh. 6. Die Willewahs. 7. Die Larlielos. 8. Die Hehighenimos. 9. Die Cutſanims. 10. Die Selloatpallahs. 11. Die Wollow-wallahs. 12. Die Piſhquitpahs. 13. Die Sqanaroos. 14. Die Shallatlos. 15. Die Shanwappans oder Chanwappans. 16. Die Chimnapuns. 17. Die Skaddals. 18. Die Waſh-how-pums. 19. Die Enes-hurs. 20. Die Echelouts. 21. Die Shahalas. 22. Die Smacchops. 23. Die Skikutes. 24. Die Wahkiakumes. 25. Die Catlamas. 26. Die Chinnooks. 27. Die Chilts. 28. Die Clatſops. 29. Die Clack-a-mus. 30. Die Callapoewahs. 31. Die Chilluk-kitte-quaws. 32. Die Nanſouds. 33. Die Slouacous. 34. Die Nagailler. 35. Die Altnaks. 36. Die Flachköpfigen oder Flat-head-Indianer. 37. Die Savalpees. 38. Die Canoes. 39. Die Spogans. 40. Die Sinnith-houmahnas. 41. Die Killamouks.

IX. Im Innern Mexiko's hauſen: a) im Oſten: 1. die Kéres. 2. Die Detaus oder Tetans. 3. Die Cumanches. 4. Die Tancards. 5. Die Li-Panis. 6. Die Apaches. 7. Die Mescalores. — b) im Weſten und Norden: 1. Die Raguapuis. 2. Die Nochis. 3. Die Yutas. 4. Die Taboguachis. 5. Die Moquis. 6. Die Nabajoas. 7. Die Cosminas. 8. Die Chemeguabas. 9. Die Guagaras. 10. Die Jeniguihs. 11. Die Tejuahs oder Tiguas. 12. Die Ymayas. 13. Die Yabipias oder Yahipais. 14. Die Jumas oder Yumas. 15. Die Apacherias. 16. Die Apaches-Chiricaguis. 17. Die Apaches-Gilenos. 18. Die Cocomaricopas. 19. Die Cajuenches. 20. Die Cupapas. 21. Die Papagas. 22. Die Seris. 23. Die Pimas. 24. Die Nichoras. 25. Die Mobas. 26. Die Onavas. 27. Die Nures. 28. Die Aibinas. 29. Die Siſibotaris oder Saboribas. 30. Die Batucas. 31. Die Huras. 32. Die Sonaras. 33. Die Heris. 34. Die Savaipures. 35. Die Coras. 36. Die Nayarits. 37. Die Huitcoles. 38. Die Tepehuanas. 39. Die Topias. 40. Die Ocaris. 41. Die Xirimes. 42. Die Sicurabas. 43. Die Hinas. 44. Die Huimis. 45. Die Tubars. 46. Die Sinaloas. 47. Die Tarahumaras. 48. Die Zuaques. 49. Die Magos. 50. Die Yaquis, 51. Die Guazavas. 52. Die Ahomes. 53. Die Hiaquis. 54. Die Guaimis. 55. Die Ocoronis. 56. Die Teguecas. 57. Die Tepahues. 58. Die Zoes. 59. Die Huites. 60. Die Opatas. 61. Die Eudeves. — c) Im mittlern und ſüdlichen Theile der mexikaniſchen Freiſtaaten: 1. Die Mixtecas. 2. Die Tepozcolulas. 3. Die Yanguitlans. 4. Die Thlahiacos. 5. Die Mictlantongos. 6. Die Zocques. 7. Die Mames. 8. Die Lacondonas. 9. Die Celdalas. 10. Die Chiapanecas. 11. Die Chontals. 12. Die Chochonas. 13. Die Mazatecas. 14. Die Chinantecas. 15. Die Zapotecas. 16. Die Popolucas. 17. Die Cuicatecas. 18. Die Cuiquilas. 19. Die Miges. 20. Die Matlazincas. 21. Die Totonacas. 22. Die Tatiquilhatis. 23. Die Chacahuarlis. 24. Die Ybabanas. 25. Die Tatimolos. 26. Die Mexicanas oder Apteken. 27. Die Cicimechen. 28. Die Huastecas. 29. Die Othomis. 30. Die Mechoacans. 31. Die Pirindas. 32. Die Taraſcans. — d) In Neu-Merico: 1. Die Kiaways. 2. Die Nanahas.

3. Die Tontos. 4. Die Mimbrenos. 5. Die Llaneros. 6. Die Lipanes. 7. Die Piras. 8. Die Xumanas. 9. Die Lanas. 10. Die Juras. 11. Die Pecuris. 12. Die Keras. — e) in Californien: 1. Die Laimones. 2. Die Colimies. 3. Die Monquis. 4. Die Pericues. 5. Die Waicuras. 6. Die Cochimas. 7. Die Utschitas. 8. Die Jkas. — f) in Neu-Californien: 1. Die Runselens oder Rumsens. 2. Die Escelens. 3. Die Eclemachs. 4. Die Achastlies. 5. Die Matalans. 6. Die Salses. 7. Die Quirotes.

X. In Guatemala, an unterwürfigen und bekehrten Jndianern, Jndios ladiños, und unabhängigen Stämmen, Jndios bravos oder barbaros: 1. Die Quichés. 2. Die Kachiquels. 3. Die Zutugils. 4. Die Mames. 5. Die Pocomams. 6. Die Pipils oder Nahuates. 7. Die Pupulucas. 8. Die Sincas. 9. Ein kleiner Stamm der Mexicanas. 10. Die Chortis. 11. Die Alaguilacs. 12. Die Caichis. 13. Die Poconchis. 14. Die Jxiles. 15. Die Zotzils. 16. Die Tzendals. 17. Die Chapanecas. 18. Die Zocques. 19. Die Coxohs. 20. Die Chasiabals. 21. Die Cholls. 22. Die Uzpantecas. 23. Die Lencas. 24. Die Aguacatecas. 25. Die Mayas. 26. Die Quecchis. 27. Die Moscos. 28. Die Xicaques. 29. Die Pohays. 30. Die Lacandons. 31. Die Mopans und 32. die Mosquitas.

Die indianische Bevölkerung der westindischen Jnseln, die sich bei Entdeckung des Landes, nach den glaubwürdigsten Nachrichten, auf mehr als drei Millionen Seelen belief, und die aus zwei Hauptracen, den Bewohnern der Lucayen und der größern Antillen, und den Caraiben bestand, ist fast ganz verschwunden; der erstere Stamm der Urbewohner ist ganz ausgerottet, und nur auf Haity leben noch einige Nachkommen derselben gemischten Blutes, und von den zweiten leben noch gegen hundert Familien, und die durch Vermischung mit Afrikanern entstandenen schwarzen Caraiben, auf einigen der kleinen Antillen!

Die in der vorstehenden Uebersicht aufgeführten 376 Nationen und Stämme, die noch jetzt, wenn auch zum Theil nur noch in einzelnen, oft vermischten, Familien Nord-Amerika bewohnen und ihre frühern zahlreichen Völkerschaften repräsentiren, beweisen durch die Mannichfaltigkeit ihrer Sprachen und Dialecte, daß schon in den frühesten Zeiten die Völker Amerika's in derselben wilden Abgeschiedenheit gelebt haben, in welcher sie sich noch jetzt befinden, und das nur die, jetzt ganz vertilgten, Völkerschaften des westindischen Archipels, und die in der Kultur schon weiter vorgerückten Bewohner Mexico's und Guatemala's die Azteken und Quichés, die ebenfalls jetzt nur noch in vermischten Familien fortbestehen, in engerem Staatsverband getreten waren, und dadurch solche bedeutende Fortschritte in der Civilisation gemacht hatten, als die jetzigen Ur-Eingebornen der westlichen Welt nicht zu begreifen vermögen.

Kaum durch Colon's neueste Auffindung den Europäern aufgeschlossen, versuchten fast alle Nationen Europa's, die Reichthümer der neu entdeckten Welt zu heben; Krieger und Abentheurer wanderten in Schaaren aus, ihre Eroberungssucht zu befriedigen, und ihren Golddurst zu löschen; Mönche, durch Fanatismus oder innere Ueberzeugung getrieben, im Westen das Kreuz zu predigen, und unter den Heiden ein geistliches Reich zu gründen, Handelsleute, Künstler und Handwerker, denen das Vaterland nicht gewährte, was die neue Welt ihnen bot, verließen ihre Heimath, die westliche Hälfte unsers Erdballs zu bevölkern, und die Nachkommen von sieben europäischen Völkern, die Britten, Spanier, Franzosen, Niederländer, Dänen, Schweden und Russen, unter welche sich über eine Million Deutsche zerstreuten, machten sich im Verlaufe dreier Jahrhunderte nach und nach zu Herren eines Erdtheils, der an Größe und Ausdehnung den alten um viele male übertraf. Die Urbewohner wurden verdrängt, oder durch die Geschenke der Europäer aufgerieben, die Bevölkerung Westindiens durch den Golddurst und den Fanatismus der Spanier ganz vertilgt, auch auf dem Festlande von Nord-Amerika hunderte von Völkerschaften ausgerottet, und jetzt sind die übrig ge-

bliebenen 376 Nationen und Stämme, die als Ueberbleibsel der frühern mächtigen Bewohner der westlichen Welt, vom Eismeer herab zur Landenge von Panama Nord-Amerika, größtentheils als Jäger durchirren, in Hinsicht ihrer Gesammtzahl, kaum der zwanzigste Theil der gegenwärtigen, durch Einwanderung erzeugten Bevölkerung.

Wie schon oben bemerkt, gehören die Ureinwohner Nord-Amerika's, zwei verschiedenen Menschenracen, und zwar die Eskimo's, welche fast über alle nördlichen Polarländer verbreitet zu seyn scheinen, ihrem Körperbau und ihrer Gesichtsbildung nach, der mongolischen Menschenrace an, während die eigentlichen Amerikaner, oder, wie sie in Amerika selbst genannt werden, die Indianer, eine eigene Race bilden, und von Blumenbach in seinen „Menschenracen" als loh- oder zimmetbraun von Farbe, mit schlichtem, schwarzem Haare und breitem, aber nicht plattem Gesichte, sondern „ausgewirkten Zügen" charakterisirt werden.

II. Die Eskimos.

Den hohen Norden Amerika's, Labrador, das Baffinsland und Grönland, den ganzen Küstenstrich längs dem nördlichen Eismeer, die Ländereien an der Behringsstraße, und von Alaschka an bis zum Prinz-Williamssund, bewohnen die verschiedenen, oben angeführten Stämme der Eskimos, die in ihrem Habitus sich mehr den Samojeden Asiens nähern, als den übrigen Bewohnern Amerika's, und einen ganz eigenen Sprachstamm, den der Karalit, bilden. Der Name Eskimo, den jene Stämme jetzt allgemein führen, bedeutet in der indianischen Sprache: Leute, die rohes Fleisch essen; sie selber nennen sich aber, voll des hohen Wahnes ihrer eigenen Vorzüge: Karalits, oder Männer, unter sich aber begrüßen sie sich als Innouk oder Brüder! —

1. Die Karalits.

Der Eskimo Grönlands ist von kurzer Statur, und seine Höhe überschreitet nur selten 5 Fuß; er besitzt eine gelbliche Gesichtsfarbe, einen schwarzen, dichten, steifen Haarwuchs, dicke, aufgeworfene Lippen, kleine, pechschwarze, hellsehende Augen, im ganzen genommen kleine, wohlgebildete Hände und Füße, und trotz seiner Kleinheit eine bedeutende Muskelkraft und viele Behendigkeit. Die Frauen der Eskimos sind noch kleiner und zarter gebaut als die Männer, aber eben so stark als diese, und zu aller Arbeit abgehärtet, ihre Gesichtsfarbe ist bläßer, und so lange der Jugend Frische sie umgiebt, ihre Gesichtszüge nicht ohne Reiz, doch leider verliert sich dieselbe schon im ersten Kindbett. Der Charakter der Eskimos bietet liebenswürdige Seiten, und leicht lenkbar, vermag man durch Güte mehr über sie, als durch Härte; gutmüthig, verträglich, offenherzig, munter und zufrieden, leben sie unter sich einig, und selten hört man von Hader und Zank, noch seltener aber von Schlägereien; bei Beleidigungen fordert der Beleidigte seinen Gegner nicht auf die Faust, sondern auf einen Wettgesang, zu welchem Zweck eine Versammlung veranstaltet wird, in welcher der Beleidigte in einem selbst verfertigten Liede seinen Gegner herabzusetzen und zu vernichten sucht, singend antwortet dieser, und die Versammlung entscheidet; trägt der Beleidigte dann den Preis davon, so hat er das Recht, vom Eigenthum des Gegners das Beste sich zuzueignen; unterliegt er, so sind Hohn und Spott sein Lohn.

Das Betragen der Eskimos ist frei und lebhaft, und ihre Munterkeit äußert sich vorzüglich in Scherzen, Gesprächen und einfachen Gesängen; in ihrem Umgange sind sie freundlich, angenehm und gefällig; ihr Vaterland schätzen sie über alles, und sind so stolz auf dasselbe, als die Römer der Vorzeit auf das ihre, und selbst die Gebildetsten

unter ihnen, die von dort aus nach europäischen Hauptstädten gebracht wurden, oder Frauen, die aus Liebe ihren dänischen Gatten nach Europa folgten, wurden von größerm Heimweh nach dem theuern Vaterlande und seinen Genüssen ergriffen, als je ein Schweizer nach seinen Bergen. Die eisigen Gefilde seiner Heimath gehen ihm über alles; vergebens bemüht man sich, ihm das Glück eines civilisirten Lebens anzupreisen: höchstens giebt er zu, daß dasselbe dem seinigen gleich komme, aber nie, daß es solches an Reizen und Annehmlichkeiten übertreffe. — Auch in den Niederlassungen der Dänen ist der Eskimo Grönlands nicht zu fesseln, und nie hält er sich länger dort auf, als seine Geschäfte erfordern. — Die Liebe der Eskimos zu ihren Kindern ist unbeschreiblich; nie schlagen sie dieselben, ja lassen sich lieber von ihnen schlagen, und doch wachsen dieselben zu liebevollen Söhnen und Töchtern auf, und beweisen so die natürliche Güte ihres Herzens. Die Eltern werden von den Kindern stets mit der größten Liebe gepflegt; ein Sohn, der sich verheirathet, stellt stets seine verwittwete Mutter an die Spitze seines Haushaltes. Gegen sein Weib ist der Eskimo stets liebevoll, nie schlägt er dasselbe, doch muß es stets die härtesten Arbeiten im Hauswesen übernehmen, und nur bei Erbauung der Hütten werden sie von den Männern mit Rath und That unterstützt. — Eifersucht ist kein Fehler des Eskimo, ja die des Westens boten ihre Weiber den englischen Matrosen in der Meinung an, daß die Kinder, welche sie von ihnen bekämen, in allen Stücken einen großen Vorzug vor ihnen haben würden. Sie bilden sich ein, sagt Ellis, daß ein jeder Mann in buchstäblichem Sinne seines gleichen zeuge, und daß der Sohn eines Kapitäns unfehlbar wieder Kapitän werden müsse.

Ehrlichkeit ist eine der Haupttugenden der grönländischen Eskimos, und Egede behauptet, daß ein Eskimo kein Stück Treibholz nehmen würde, was ein Anderer vor ihm gefunden, und mit einer Marke bezeichnet hätte. — Kapitän Roß sagt das Gegentheil von den Eskimos der arktischen Hochlande, die Alles nehmen was sie bekommen konnten, und es für gute Prise erklärten, obgleich sie wohl zu wissen schienen, daß ihr Beginnen Unrecht sey. — In sittlicher Beziehung stehen die getauften Eskimos nicht über ihren heidnischen Brüdern, und namentlich sind alle, die mit den dänischen Ansiedlern und den Wallfischfängern in Berührung stehen, weniger gutmüthig und harmlos, als die sogenannten wilden Eskimos, die noch nicht mit Europäern in Verbindung standen. — So lange der Wallfischfang dauert, so lange durch den stärkern Verkehr mit europäischen Schiffern den Eskimos Branntwein zugeführt wird, hört Zank und Hader unter ihnen nicht auf, und nur mit Mühe sind sie zu jener Zeit zu lenken. — Dies die Schattenseite ihres Charakters, zu welchem sich noch eine unbegreifliche Sorglosigkeit für die Zukunft gesellt, die nicht den laufenden Tag übersieht, das heute Gewonnene im Augenblick verzehrt, und für den kommenden Tag nichts übrig läßt, auch nie daran denkt, für einen Vorrath auf den Fall der Noth zu sorgen, weshalb denn auch nicht selten, wenn der Wallfisch, oder der Seehund die Küste verläßt, Hungersnoth bei ihnen einreißt.

Die Grönländer haben, wie alle Stämme der Eskimos, doppelte Wohnungen, für den Winter und Sommer; die erstern sind größtentheils an Felsenabhängen angelehnt, und so nahe als möglich am Strande, da dort die Kälte weniger streng ist, als im Binnenlande, und sie dort ihre Hauptbeschäftigung, den Seehundsfang, leichter betreiben können. — Die Winterwohnungen bestehen aus Erdhütten, die aus Torflagen und Glimmer, 2 — 3 Ellen hoch aufgemauert, von innen aber mit Moos ausgestopft sind; das Dach ist platt, von Strauchwerk geflochten und mit Torf gedeckt. Jedes Haus ist im Innern wie ein Pferdestall durch Pfosten in mehre Abtheilungen geschieden, und längs der Wand zieht sich eine Bank, die bei den Reichern mit Fellen, bei den Aermeren mit Moos bedeckt ist, um am Tage darauf zu sitzen und des Nachts zu ruhen. Der innere viereckige Raum jeder Abtheilung hat selten über 15 Fuß im Durchschnitt,

und in einem Hause leben öfters 7 bis 8 Familien! — Die Fensteröffnungen, welche den innern Raum erleuchten, sind mit Seehundsdärmen verklebt; in der Mitte der Höhle oder des Gemachs, oder, wenn mehre Familien ein Haus bewohnen, an jeder Pfoste, ist eine Feuerstelle, mit einer, mit Seehundsfett gefüllten, stets brennenden Lampe, über welcher die Bewohner zugleich ihre Nahrung kochen. Thüren findet man nicht, und deren Stelle vertritt ein langer, von Torf und Steinen gewölbter enger niederer Gang, den ein Mensch nur gebückt durchkriechen kann. Die Wohnungen werden durch die steinernen Lampen, in welchen statt des Dochtes Moos brennt, mit erwärmt, da aber die Wohnungen keine Schornsteine haben, verursacht der Dampf von 7 — 8 Lampen, die Ausdünstung einiger dreißig im engen Raum befindlicher Menschen, und die fortwährend über die Lampe kochende Speise, einen solchen betäubenden Geruch, daß nur ein Eskimo den Aufenthalt in solch einer verpesteten Athmosphäre behaglich finden kann.

Die westlichen Eskimos bauen ihre Winterwohnungen in runder, backofenähnlicher Form, zum Theil ebenfalls aus Torf und Stein, theils aus Schnee oder Eis, und gewöhnlich bewohnt nur eine Familie eine solche Schneehütte.

Kaum ist die Sonne hoch gestiegen, der Schnee kaum geschmolzen, als auch schon die Sommerwohnungen bezogen werden; es sind dieses leichte, auf 10 — 40 Stangen ruhende, mit Robben und Seehundsfällen bedeckte Zelte, die an beschützten Orten aufgeschlagen, und mit einem Vorhange von Seehundsdärmen versehen werden. Während der Sommerzeit wird meistens unter freiem Himmel gekocht; jede Familie hat ihr eigenes Zelt, in welchem alles viel reinlicher und ordentlicher, als in den Winterwohnungen ist.

Trotz der großen Unreinlichkeit und dem Schmutz, in welchem die Eskimos fast fortwährend leben, genießen sie einer starken und ununterbrochenen Gesundheit; ihre meisten Krankheiten sind Folge ihrer unordentlichen Lebensart, die sie durch Ruhe, Fasten und einige, in ihrer Nähe wachsende, heilsame Kräuter zu heben trachten. — Vor dem Tode fürchten sie sich, und bei Todesfällen verschwindet öfters die Gutmüthigkeit ihres Charakters: wenn eine Mutter stirbt, die ein kleines säugendes Kind hat, das noch keine groben Speisen genießen kann, begräbt man es lebendig, mit oder bald nach der Mutter; so auch manche alte kranke Wittwen, die keine Anverwandten haben, welche sie ohne Mühe ernähren können. Alte untaugliche Männer, die keinen Verwandten mehr haben, setzen die grönländischen Eskimos auf einer Insel aus, und lassen sie dort verhungern, und beim Tode eines verheiratheten Mannes, nehmen die zur Condolenz kommenden Personen, wenn die Hinterlassenen nicht stark genug sind, es zu verhindern, nach und nach alles mit, so daß die Wittwe und Kinder in Gefahr wären zu verhungern oder zu erfrieren, wenn nicht die erwachsenen Kinder der Mutter hülfreich unter die Arme griffen.

Die Kleidung der Eskimos besteht gewöhnlich aus den zusammengenähten Häuten verschiedener Land- und Seevögel oder Hemden von Rennthierfellen, über welche sie Pelze von Robbenfellen tragen, die einer Mönchskutte gleichen, an der Brust ohne Oeffnung sind, und über die Schultern geworfen werden müssen; die dicken weiten Pelzbeinkleider, die sie tragen, sind vorn und hinten zu, mit einem Riemen zusammengezogen und um die Lenden gebunden. Strümpfe, Schuhe, Beinkleider und Stiefeln, alles ist von Seehundsleder gefertigt und mit Pelz gefüttert.

Die Frauen unterscheiden sich in ihrer Tracht von den Männern durch einen breiten Zipfel, der hinten an ihrer Jacke bis zu den Ferfen herabhängt, und durch die Weite ihres Oberkleids, in welchem sie ihre Kinder auf dem Rücken zu tragen pflegen. Auch die Stiefeln sind weiter als die der Männer, und bei verheiratheten Frauen mit Fischbein aufgesteift, um, wenn sie ein Kind vom Arme herunter nehmen, dasselbe,

bis ſie es wieder herauf heben, in die Stiefeln ſtecken zu können. Sonſt iſt die Tracht der Weiber ganz denen der Männer gleich. — Bei den eigentlichen Eskimos im Baffinslande iſt die Kleidung der Männer und Frauen ganz dieſelbe, und beſteht aus dem Oberkleide aus Robben- oder Seehundsfell, die Haare nach außen gewandt, oben mit einer Oeffnung von der Größe des Geſichts, und unten wie ein Hemde geformt, das ſich hinten und vorn in einer Zunge endet; aus der Kappe oder Haube, die mit Fellen von Eidergänſen oder Alkin gefüttert, mit Fuchsfell eingefaßt und ſo eingerichtet iſt, daß ſie nach Belieben über den Kopf gezogen werden kann, oder über die Schultern zurückfällt, und aus dem Unterkleide, das kaum bis an die Knie reicht, und auch nach oben hin viel zu klein iſt; daſſelbe wird aus Bären- oder Hundefell verfertigt und mit Riemen aufgebunden, und wird zum Theil durch die Stiefeln verdeckt, die bis über die Knie hinauf reichen; die Stiefeln beſtehen aus Robbenfell, die Haare nach innen gekehrt, und deren Sohlen ſind mit der Haut des Seepferds oder Wallroſſes bezogen. — Einige der Weiber, namentlich an der Küſte von Labrador, tragen Hemden von an einander genähten Seehundsblaſen, die, wie alle ihre Kleidungsſtücke, ſehr ſauber genäht ſind. — Die Kleider werden durchaus von den Weibern verfertigt, die ſich dabei elfenbeinerner oder knöcherner Nadeln, und fein geſpaltener Robbenſehnen bedienen; ſie zeigen viel Geſchmack darin, und zieren dieſelben mit Streifen von Fellen verſchiedener Art, die ſie wie Säume und Schnüre auf ihre Kleider nähen.

Die Männer tragen ihr Haar kurz verſchnitten; manche Stämme vertilgen den Bart, andere laſſen denſelben buſchig wachſen; die Frauen tragen ihr Haar lang, und pflegen deſſen Wachsthum durch Waſchen mit Urin zu befördern, Egede fand es bis auf drei Ellen lang; — auf dem Wirbel wird es in Knoten zuſammengebunden und mit Glasperlen geſchmückt; bei Todesfällen naher Anverwandten wird es als Zeichen tiefer Trauer kurz abgeſchnitten. — Die Männer tätowiren ſich nie, was die Frauen öfter thun. Der größte Putz beider Geſchlechter beſteht aber darin, Kinn, Backen, Hände und Füße mit ſchwarzgefärbten Fäden zu durchziehen.

In der Wahl der Nahrung ſind die Eskimos nicht ekel; ſie genießen alles Fleiſch was ihnen vorkommt, mag es faul oder friſch ſeyn, und ſelbſt ihr Ungeziefer iſt ihnen willkommene Speiſe. Vormals war das Rennthierfleiſch ihre liebſte Nahrung; nun aber, da ſelbiges rar wird, ziehen ſie ihre Hauptgerichte aus dem Meere, das ihnen Wallroſſe, Seehunde, dann und wann einen Wallfiſch, Cetaceen, Muſcheln, Fiſche und verſchiedene Arten von Seetang liefert; auch das Fleiſch ihrer wenigen Landthiere verachten ſie nicht, und zur Zeit der Noth verzehren ſie ihre Hunde, und alles, was ſie von Vögeln und Vegetabilien habhaft werden können. Wenn ein Thier geſchlachtet iſt, ißt der Eskimo ein kleines Stück rohes Fleiſch oder rohen Speck davon, und trinkt von dem warmen Blute; das übrige wird mit Seewaſſer gekocht, oder im Schnee verwahrt, und das geronnene Blut zu Suppen benutzt. Gedörrte Fiſche, namentlich Heringe, ſind das tägliche Brod; die Gedärme der getödteten Thiere, werden ausgedrückt und verſpeiſt. Ihr gewöhnliches Getränk iſt klares Waſſer, in welches ſie noch Eis oder Schnee auflöſen; Branntwein iſt ihnen ein Hauptgenuß, und ſie wiſſen ſich denſelben von den landenden Schiffen zu verſchaffen. — Thran wird von ihnen nur als Heilmittel, nicht aber als Lieblingsgetränk genoſſen, wie früher irrig geglaubt wurde, doch machen ſie Angelikaſtengel auf originelle, aber höchſt unſaubere Art in Thran ein. Ihr Kochen und Eſſen iſt höchſt unreinlich; Abends halten ſie ihre Hauptmahlzeit, bei welcher die Männer allein und zuerſt ſpeiſen; gegen Gäſte ſind ſie höflich und zuvorkommend, und wenn ſie einen Europäer höflich bewirthen wollen, lecken ſie zuerſt das Fleiſch, ſo ſie ihm vorlegen, oder in den Mund ſtecken, ab. Wenn die Eskimos vollauf haben, iſt des Gaſtirens kein Ende, und ſtets folgt dem Mahle ein Tanz; zu andern Zeiten hungern ſie mehre Tage, oder nähren ſich

von Muscheln, Seegras und alten Fellen. Ausländische Speisen essen sie, außer Schweinefleisch, sehr gern, und sind, seit sie mit Europäern in Verbindung getreten, starke Raucher und Schnupfer.

Aeußerlich führen die Eskimos ein züchtiges Leben, man hört und sieht keine unanständigen Worte und Handlungen, und selten geschieht es, daß ein Mädchen Mutter wird, öfter aber kommt dieses bei verstoßenen Weibern oder Wittwen vor. Wenige haben mehre Weiber, von welchen sie sich nach Gefallen scheiden können, ein Fall, der jedoch selten vorkommt. — Eine Schande ist es, keine Kinder namentlich aber keine Söhne zu haben, deßhalb auch öfters beide Theile einen Angekok (Zauberer), oder einen Europäer angehen, ihnen dergleichen zu verschaffen. — Die Weiber zeugen wenige Kinder, gebähren leicht, und verrichten gleich nach der Geburt wieder alle ihre Arbeiten wie zuvor.

Die Kinder lieben sie sehr, lassen sie aber ohne alle Zucht aufwachsen, die auch hier überflüssig oder vergeblich wäre, da ein Eskimo sich eher tödten, als zu etwas zwingen ließe; ist etwas nicht nach ihrem Sinne, so sprechen sie schlecht weg: „ich wills nicht thun!“ und die Eltern lassen es dabei bewenden. Vom 10ten Jahre an werden die Söhne zum Bootfahren, vom 15ten oder 16ten an zum Seehundsfange angehalten. Im 20sten Jahre muß der Sohn sein Boot und Fanggeräthe selbst verfertigen, und sieht sich im 24sten, als Mann, nach einem eigenen Hausstande um. — Die Töchter verrichten bis zum 14ten Jahre nur leichte Hausarbeiten, warten Kinder oder holen Wasser, und verbringen ihre Zeit mit Plaudern, Singen und Tanzen, nach jener Zeit aber müssen sie nähen, kochen, gerben, und wenn sie stärker werden, im Weiberschiffe rudern und Häuser bauen helfen. Im 16ten Jahre sind die Mädchen mannbar, dann aber beginnt ihr trauriges Loos, denn die Weiber führen ein mühseliges, sclavisches Leben, welches bis an ihren Tod nichts als eine Kette von Arbeit, Furcht, Elend und Jammer ist. Alte Weiber kommen leicht in den Verdacht Hexen zu seyn, und werden dann gesteinigt, oder, werden sie Andern zur Last, und haben keine Kinder, die sich ihrer annehmen, so pflegt man sie lebendig zu begraben, oder zwingt sie, sich in's Meer zu stürzen, dessen ungeachtet gibt es mehr alte Frauen als alte Männer, und öfters erreichen sie ein Alter von 70—80 Jahren.

Die grönländischen Eskimos, von denen gegenwärtig wohl der dritte Theil zum Christenthum bekehrt ist, sind durch den Umgang mit Europäern eben nicht veredelt worden, obgleich Egede behauptete, daß schwerlich in einem andern Lande die niedern Volksklassen auf einer höhern Stufe der Ausbildung stehen könnten, als die getauften Grönländer, die alle, ohne Ausnahme zu lesen und schreiben verständen; — sieht man ihre mit Fett besudelten Gesichter und Hände, das unappetitliche Zurichten und Genießen ihrer Speisen, ihre schmutzigen, von Ungeziefer wimmelnden Kleider und Lagerstätten, so glaubt man nicht an jene gepriesene Ausbildung, bewundert aber desto mehr die Ordnung und Sittsamkeit, mit welcher oft 6, 8 — 10 Familien eine Hütte bewohnen, die kaum 60 Fuß lang und nicht über 15 Fuß breit ist, und bei aller ihrer Armuth, ihre Gastfreiheit, die sie den Europäern angedeihen lassen, die sich ihnen nahen, denn ein Eskimo selbst, wenn er auch noch so arm oder hungrig wäre, würde nie einem Andern, ohne Einladung, etwas zu essen abfordern; — wenn Alle nichts mehr haben, hungern sie geduldig, oder kauen altes Leder oder Felle, und nur die Noth ihrer Kinder geht ihnen zu Herzen.

Ihre Begierden und Neigungen wissen sie wohl zu verbergen, und sind gegen Andere bescheiden und freundlich. Sie lieben Scherze, und dadurch ist mehr bei ihnen auszurichten, als durch die vernünftigsten Vorstellungen oder durch Härte, durch welche sie nur noch halsstarriger werden. In ihrer Sprache haben sie kein einziges Scheltwort oder Fluch und selten kommt es zu einem Zank unter ihnen, da sie sich nicht leicht

widersprechen. Sie leben ruhig vor aller Art von Gewalt, und gewisse Laster sind ihnen theils unbekannt, theils nicht so stark oder in solchem Grade im Gange, als bei vielen Europäern, als: Fluchen, Schelten, Verläumden, Händel anfangen, unzüchtige Worte, Lügen, Betrügen und Stehlen; auch bei ihren Lustbarkeiten begehen sie keine Ausschweifungen, und selbst die Kinder, obgleich schlecht erzogen, beweisen doch den Eltern mehr Gehorsam, als man erwarten sollte. Alles dieses rührt aber theils aus ihren äußern Umständen, theils aus einem noch nicht so verdorbenen Naturtriebe her, und ist mehr ein Mangel der Laster als wahre Tugend, denn Egede, der die beste Gelegenheit hatte, ihren Charakter zu studiren, sagt selbst, daß sie nichts Gutes thun, wo sie nicht, und zwar bald, wieder etwas dagegen zu hoffen haben, und daß selbst die Frauen, kaltsinnig und unbarmherzig bei Anderer Unglück sind. Sie leben in den Tag hinein, und kümmern sich wenig um die Zukunft; was sie sehen gefällt ihnen, und wenn sie es auch nicht zu brauchen wissen, vertauschen sie ihre unentbehrlichsten Sachen dafür, und leiden lieber Noth. Gegen Wohlthaten, besonders der Europäer, sind sie unerkenntlich, und wenn ihre lang bezähmten Leidenschaften ausbrechen, wüthen sie desto heftiger.

Die noch ungetauften Eskimos haben weder Obrigkeiten, noch Gesetze, noch Strafen; doch haben sie gewisse hergebrachte Gewohnheiten, nach welchen sie sich statt der Gesetze richten, so weit und so lange es jedem gefällt. — Jeder Hausvater regiert sein Haus nach seinem Wohlgefallen und Niemand hat ihm in allen seinen Handlungen das geringste zu befehlen, was er thun oder lassen soll; selbst wenn mehre Familien zusammen wohnen, hat kein Familienvater dem andern etwas einzureden; wer sich über den andern zu beschweren Ursache hat, zieht den nächsten Winter, wenn die Winterhütten bezogen werden, nicht wieder in die alte Wohnung.

Die Jagd-, Fischerei- und Hausgeräthe der Eskimos sind einfach, aber wohl ausgedacht und für sie sehr bequem; Bogen und Pfeile sind bei den Getauften, die durch den Umgang mit Europäern Feuergewehre erhalten haben, größtentheils verschwunden; die Hausgeräthe sind aus Knochen, Fischbein und Holz, die Lampen aus Stein gefertigt; ihre Fischerei- und Wasserjagdgeräthe bestehen in verschiedenen Arten von Wurfspießen und Lanzen, von denen die hier unten angegebenen Instrumente: 1. 2 die Erneinik oder die Harpune mit der Blase und Leine; 3, 4 die Angovikak oder große Lanze; 5 die Kapot oder kleine Lanze; 6, 7 der Aglikak oder Wurfspieß; 8 der Nuguit oder Wurfspieß für Vögel und 9 die Keule am häufigsten im Gebrauche sind.

Die Boote der Eskimos sind ebenfalls sehr sinnreich construirt; die großen oder Weiberboote, Umiaks, sind gegen 50 Fuß lang, 4—5 Fuß breit und 3 Fuß tief, von leichten drei Finger breiten Latten, die mit Fischbein verbunden, und mit Seehundsfellen überzogen, die Näthe und Fugen aber mit altem Speck und Thran verklebt sind; diese Boote werden gewöhnlich von vier Frauen gerudert und eine fünfte steuert, und in demselben fahren sie mit ihren Zelten, Hausgeräth und Gütern, und 10 — 20 Menschen Ladung oft 100 — 200 Meilen weit auf dem Meere, gewöhnlich aber sechs Meilen des Tages. Die Männer fahren neben dem Boote her; des Nachts steigen sie aus, richten ihre Zelte auf, ziehen das Fahrzeug an's Land und tragen es wohl auch auf den Köpfen von einem Wasser zum andern.

Die kleinen oder Männerboote, Kayaks, sind gegen 18 Fuß lang, nicht über $1\frac{1}{2}$ Fuß breit und 1 Fuß tief, und in der Mitte mit einem Loche versehen, in welches der Eskimo hineinkriecht und den obern Theil des Leibes mit einem Wasserpelz fest zuschnürt, damit kein Wasser hineindringen kann. Mit einem solchen Boote vermag ein Grönländer täglich 10 — 12 Meilen weit zu fahren, fürchtet in demselben keinen Sturm, und hält sich, will ihn eine Welle umstürzen, mit dem Ruder aufrecht; wird

er deſſen ungeachtet umgeſchlagen, ſo richtet er ſich durch einen Schwung des Ruders von neuem wieder auf, verliert er aber daſſelbe, ſo iſt er ebenfalls verloren.

Gewöhnlich jagen die Männer in ihren Booten, namentlich aber nach Rennthieren, wenn dieſe über's Waſſer ſetzen; Robben und Seehunde aber belauſchen ſie am liebſten auf dem Eiſe.

Mit bewundernswürdiger Geduld ſitzt der Eskimo hinter einem ſchützenden Verſteck von Eis, das Emportauchen der Robben abzuwarten, oder ein anderes Wild zu belauern, iſt hier bereit mit ſeiner Lanze nach Fiſchen zu ſtechen, zu welchem Behufe er zuvor ein Loch in's Eis gehauen, und lauſcht auf der andern Seite, ob die Seehunde ſeine Oeffnung als Ausgang benutzen wollen.

Von einem natürlichen Eiswall geſchützt, durch vorgelegte Schollen geſichert, von einer bereits an der Leine hängenden harpunirten Robbe in die Tiefe gezogen zu werden, ſitzt hier ein Eskimo, mit aller Kraft die Leine zurückzuhalten, während ein anderer mit der Angovikak nach Robben ſticht, und im Hintergrunde zwei bemüht ſind, eine gefangene Robbe auszuwinden und ſich an ihrem Blute und friſchen Därmen zu laben.

Auf flachem Eisfelde hingeworfen, in ſeiner Pelztracht ſelbſt einer Robbe gleichend, erwartet der Eskimo ruhig, das aus den Fluthen ſich heraufwindende Wallroß, und ſchwerlich wird dem ernſten bedächtigen Lauſcher die nährende Beute entgehen.

Die Religionsbegriffe der Eskimo ſind ſehr verworren, zwar haben ſie einen Begriff von einem höhern Weſen, und glauben auch ein zukünftiges Leben, welches beſſer ſey als das jetzige, und nie aufhöre, glauben auch an einen guten Geiſt, den ſie Toraganſuck nennen, bezeigen aber demſelben keine Verehrung, und nur einige opfern ihm, neben einem großen Steine, ein Stück Seehundsſpeck, etwas Pelzwerk oder ein Stückchen Fleiſch von dem erſten geſchoſſenen Rennthiere. Den böſen Geiſt halten ſie für ein mächtiges Weſen, der andere Geiſter unter ſich habe, mit welchen ihre Zauberer, die Angekoks heißen, und großes Anſehen unter ihnen haben, in Gemeinſchaft ſtehen. Die großen Geiſter kann Niemand als ein Angekok ſehen, die geringern Geiſter aber, deren es in allen Elementen gibt, glauben alle zu erkennen. Religiöſe Feſte feiern die Eskimos nicht, nur wenn die Sonne aus ihrer langen Winternacht wieder zum Vorſchein kommt, begrüßen ſie ſolche mit Tänzen und Jubelgeſängen, ziehen in großen Truppen im Lande herum, um ſich auf's Beſte zu bewirthen, nach dem Schalle der Trommel zu tanzen und Geſänge erſchallen zu laſſen, deren Refrain, nach von Zimmermann, in folgenden Worten beſteht: „Die Sonne kommt zu uns zurück, amnah, ahjah, ah-ju, und bringt uns gutes Wetter mit! Amnah, ahjah, ah-ju!

Keine Art von Tradition iſt bei ihnen im Umlauf, wiſſen aber etwas von einer großen Fluth, bei welcher die Erde vom Waſſer überſchwemmt geweſen, und darin wie ein Kahn umgeſtürzt ſey. — Unerſchöpflich ſind ſie in der langen Winternacht mit Erzählen von Mährchen und Geſpenſtergeſchichten, mit denen ſie ſich, wie mit Geſang und Tanz, die Zeit verkürzen; während jener langen Nacht ſchlafen, wachen und eſſen die Eskimos ohne Zeit und Ordnung. — Wie die Indianer rechnen ſie nach Wintern, und theilen das Jahr nach den bei ihnen vorkommenden Naturereigniſſen; die Nacht berechnen ſie nach dem Auf- und Niedergehen gewiſſer Sterne, von denen ſie ſeltſame Begriffe haben, die Tage aber theilen ſie nach Ebbe und Fluth.

Die getauften Eskimos fügen ſich jetzt größtentheils den Vorſchlägen der Miſſionäre, die auch bei ihren Verheirathungen den Vermittler machen müſſen, die Braut aber in der Regel erſt nach langen Sträuben zur Einwilligung bewegen können. Die Heirathsfeierlichkeiten ſind ſehr einfach: am Hochzeitstage erſcheint die Braut niedergeſchlagen, ohne Haarſchmuck und in ihren Alltagskleidern, und vor dem Altare koſtet es viele

Ueberredung, um ihr das Ja oder einen bejahenden Blick abzugewinnen. Ein Mittagsmahl, zu welchem der Prediger gewöhnlich einen Scheffel Erbsen und eine Partie Stockfisch spendet, beschließt die Hochzeit, doch bleibt die Braut den ganzen Tag traurig, meidet das Brautbett, und ist erst oft nach einigen Tagen zu bewegen, dem Bräutigam das Recht des Gatten zuzugestehen. Bei den heidnischen Eskimos wird dieses Spiel noch weiter getrieben, der Bräutigam muß die Geliebte mit Gewalt entführen und doch läuft sie mehremale davon, so daß in frühern Zeiten die jungen Ehemänner, um ihre Frauen am Entfliehen zu hindern, genöthigt waren, ihnen die Fußsohlen und Ferſen aufzuſchneiden.

Gegen Kranke, namentlich gegen kranke Kinder, sind die Eskimos sehr zärtlich; ringt ein Kranker mit dem Tode, so legt man ihm seine beste Kleidung an und kreuzt die Beine unter die Schenkel. — Eine Leiche wird nie durch den Eingang, sondern durch die Fenster der Winterwohnungen, oder ein eingeschnittenes Loch der Zeltwand hinausgeschoben; der nächste Verwandte, mit seinen besten Sachen bekleidet, trägt die Leiche zu Grabe und bedeckt dasselbe, aus Furcht vor den Füchsen, mit Steinen. Ueber das Grab eines Mannes legt man dessen Kajak und die Wurfspieße des Verstorbenen; auf das Grab einer Frau ihr Nähzeug, damit es ihr in der andern Welt nicht daran fehle. Dem Todten legt man Leckerbissen in den Sarg, der einem viereckigen Kasten gleicht; die Weiber klagen, weinen und schluchzen laut auf, und setzen diese Klagen einige Wochen hindurch zu gewissen Stunden fort. Nach erfolgter Rückkehr vom Grabe endet der nächste Verwandte die Trauerfeierlichkeit durch eine Trauer- und Lobrede auf den Verstorbenen.

Die Sprache der Eskimo's hat außer einigen norsischen Worten durchaus keine Aehnlichkeit mit andern Sprachen, scheidet sich aber in mehre Dialekte, von denen der der arktischen Hochländer, der der Hudsonsbay, Labrador, Nord- und Süd-Grönland, bedeutend differiren. Der Humokydialekt wird für die Ursprache gehalten, unterscheidet sich aber, sowohl in der Aussprache, als auch in der Benennung verschiedener Gegenstände, vom grönländischen Dialekt, und dem der Eskimos im russischen Amerika. Adelung theilt die Eskimosprache in den östlichen Ast, der auf Grönland, Labrador und auf der Nordküste der Hudsonsbay, und den westlichen, der von den Eskimos des Baffinslandes und des russischen Amerika's gesprochen wird. Die Sprache ist weder so rauh, noch so unvollkommen, als wir von einem so uncivilisirten Volke erwarten sollten, ja in Sachen, die ein Eskimo zu denken und zu sprechen hat, ist sie so reich an Worten, als vielleicht nur die Chinesische; für jede Art von Thieren haben sie nach Alter, Geschlecht und Form eine andere Benennung, und für jede Art von Fisch ein eigenes Zeitwort, um das auszudrücken, was wir im gemeinen Leben mit „fischen" bezeichnen. Bei alle dem können sie viel mit wenig Worten sagen, ohne unverständlich zu werden, und dadurch, daß sie, wie die Indianer, mehre Worte in eins zusammen ziehen, können sie mit Leichtigkeit, ja mit Eleganz sich ausdrücken.

Das Volk der Grönländer nimmt mit jedem Jahre ab, und die ganze Bevölkerung wird 16 — 18.000 Seelen nicht übersteigen; — in den dänischen Kolonien auf West-Grönland fanden sich 1830: 9.132 christliche Individuen. Der hohe Norden soll, nach Berichten der Schiffer, ebenfalls bewohnt seyn, und auch Ost-Grönland, das gegenwärtig unter furchtbaren Eismassen verborgen liegt, ist, nach den Nachrichten der westlichen Grönländer bewohnt.

2. Die Humoky

oder eigentlichen Eskimos, wahrscheinlich das Stammvolk der über den ganzen Norden verbreiteten Nation, bewohnt die nördliche, östliche und westliche Küste von Labrador, bis herab zum 55° nördl. Br., am häufigsten aber die unwirthbarsten Gestade und

die längs den Küsten liegenden Inseln, wo sie ihrer Hauptbeschäftigung, dem Robbenschlag, am leichtesten nachgehen können. — In ihrer Körperbildung ähneln die Humoky ihren Brüdern in Grönland. Die Männer haben hohe, hervorstehende Backenknochen, eine breite Stirn und kleine Augen, eine platte Nase, einen großen Mund, weiße, regelmäßige Zähne und eine schmutziggelbe Gesichtsfarbe. Die Weiber sind von etwas hellerer Farbe, die Nase ist erhobener, und Kinn, Wangen und Stirn werden von ihnen, bei erreichter Mannbarkeit, tätowirt; an beiden Seiten der Stirn tragen die Weiber Locken und binden die übrigen Haare nach europäischer Art auf. Die Männer tätowiren sich nie, lassen aber dafür ein wenig Haare am Kinn und auf der Oberlippe stehen. Obgleich die Männer breitschultrig und etwas größer als die Grönländer, im allgemeinen 5 Fuß 5—8 Zoll hoch sind, besitzen sie weniger Muskelkraft als jene. — Auch sie besitzen Sommer- und Winterwohnungen; die erstern sind zeltförmig, werden auf der einen Seite durch ein Dreieck, auf der andern durch zwei an der Spitze befestigten Stangen gestützt. Das Dach besteht aus glatten Robbenhäuten, und auf der Spitze des Zeltes befindet sich ein horizontalliegendes Holz, an welchem sie die Haut des Wallrosses, welche ihnen zu Seilen und Leinen dient, trocknen. Am untern Ende des Zeltes befindet sich der Eingang, und nahe daran die Vorrathskammer, die stets mit rohem Fleische, Oel und Fischthran gefüllt ist, der obere Theil, unter dem Dreieck, ist mit Fellen geziert und dient zum Schlafgemach und zur Aufbewahrung des Jagd- und Fischereigeräthes. Den Winter über bewohnen die Humokys Erdhöhlen, die unsern Kellern gleichen; viele erbauen auch backofenähnliche Höhlen von Schnee, und Cartwright fand eine Eskimofamilie in einer solchen Höhle, die 10—12 Fuß im Durchmesser und eine Höhe von 7 Fuß hatte; ein großes Stück Eis diente vor dem Eingange als Thüre und eine Lampe erleuchtete das Innere, wo sich die Familie auf Robbenfelle gebettet hatte; eine andere Höhle unweit der erstern diente als Küche.

Die Humoky leben, wie die Grönländer, von Robben-, Wallroß- und Wallfischfleisch, von Fischen und dem Fleisch der Thiere, welche ihnen im Winter die Jagd liefert; obgleich sie den Gebrauch des Feuers kennen, essen sie doch lieber rohes Fleisch als gekochtes, durch welchen Gebrauch auch der indianische Name „Eskimos“ (von den albinaquischen Eskimantsic: Rohfleischfresser) herstammt.

Tänze, Vergnügungen, Sitten und Gebräuche der Humokys sind wie die der Grönländer; die heidnischen Stämme leben eben so sorglos und sind theilnamloser gegen die Ihrigen als jene: sie tödten die Mutter, wenn ein erstgebornes Kind stirbt, lassen alte schwächliche Personen umkommen, und sind hartherzig gegen Wittwen und Waisen, deren Eigenthum sie größtentheils wegnehmen, und dadurch oft zum Hungertode zwingen. — In den Missionen der Herrnhuther haben jene grausamen Gebräuche aufgehört; die Missionare haben ihre Zugehörigen in verschiedenen für die Fischerei nützlichen Kunstgriffe unterrichtet, haben Vorrathshäuser erbaut, und die Eskimos bestimmt, den zehnten Theil ihres Erwerbes für ihre unvermögenden Verwandten zurückzulegen. Diese vortrefflichen und wahren Christen haben bereits mehre Niederlassungen auf der Küste von Labrador gegründet; ihre Hauptstation ist zu Nain, im Norden, wohin die Brüder jährlich ein Fahrzeug mit Lebensmitteln ꝛc. absenden; zu Nain sind vier Missionäre, in Okkak drei, in Hebron fünf und in Hopedale vier; die Gesammtzahl der Brüder beträgt 29, die der bekehrten Eskimos 895, worunter ungefähr 320 Kommunikanten. — Mit Recht ist jene Mission der Unterstützung aller Christen, aller Menschenfreunde zu empfehlen, denn nur die reinste Christenliebe kann die Brüder bewegen, ihre Arbeiten in einem so traurigen Lande, als Labrador ist, fortzusetzen! — Schon haben sie mehre Schulen errichtet, die heiligen Bücher in die Sprache der Eskimos übertragen, und dieselben vermocht, einen

Schritt in der Civiliſation vorwärts zu thun. Nur dann, wenn alle Miſſionäre ſo wirken, wie die mähriſchen Brüder auf Labrador, kann unter den Heiden ſegensreich gewirkt, und mehr als Maulchriſten gebildet werden! — Die in Labrador und den Ländern der Hudſonsbay wohnenden Indianer halten die Eskimos für Zauberer und ſchreiben ihrem Einfluſſe alle ſie betreffenden Unglücksfälle zu, daher auch der ewige Kampf, der unverſöhnliche Haß, mit welchem ſie die armen Eskimos verfolgen, und dieſe zwingen, die unwirthbarſten Küſtenſtriche aufzuſuchen. So von allen Seiten gedrängt und verfolgt, mit Widerwärtigkeiten kämpfend und öfters von Hungersnoth heimgeſucht, vermindert ſich die Zahl der Humokys mit jedem Jahre; ein Theil hat ſich nach dem Norden gewandt, nach den Küſten des Eismeeres, und auf Labrador lebten 1833 im ganzen noch nicht 4.000 Seelen! — Ihre Todten pflegen die Humokys in Thierhäute zu wickeln und in Höhlen zwiſchen Felſen zu legen, dem Leichnam aber ſeine Waffen mitzugeben. — Erkältungskrankheiten findet man unter den Eskimos ſelten, der blättrige Ausſatz aber gehört zu den Krankheiten, denen ſie am meiſten unterworfen ſind; die Männer leiden häufig an Ophtalmien, und dieſerhalb tragen ſie auf ihren Jagden faſt fortwährend Schneeaugen, die aus Holz oder Knochen verfertigt ſind und hinten am Kopfe feſtgebunden werden; — in einem jeden Stücke befinden ſich zwei Spalten, die eben ſo lang wie die Augen, aber ſchmäler ſind, und durch welche ſie deutlich ſehen können. Dieſes einfache Inſtrument beugt der Schneeblindheit, einem ſehr ſchmerzhaften Uebel, welches durch den Glanz des von dem Schnee zurückfallenden Lichtes, namentlich im Frühjahr, verurſacht wird, vor, ſtärkt das Geſicht und die Eskimos ſind ſo daran gewöhnt, daß, wenn ſie etwas in ſehr weiter Ferne beobachten wollen, ſie alle Zeit ihre Schneeaugen zu Hülfe nehmen.

Das einzige Hausthier der Eskimo's iſt der Hund, von denen jede Familie eine Anzahl beſitzt; die Farbe deſſelben iſt größtentheils weiß, und an Bildung kommt er dem Wolfe nahe; er iſt wild und rauh, fällt Fremde an, iſt ſeinem Herrn zwar treu, aber ſtättiſch und nie liebkoſend; wegen ſeiner Dummheit kann er nicht zur Jagd gebraucht werden, ja er bellt nicht einmal ſondern heult nur, und dient nur zum Schlittenzuge, oder wenn Mangel an Lebensmitteln eintritt, zur Speiſe. Die Schlitten der Eskimos ſind von verſchiedener Größe und tragen in der Regel nur einen, öfters aber auch 4—6 Mann. Gemeiniglich werden ſie mit 6 Hunden beſpannt, von denen jeder ein Halsband von Robbenfell hat, an dieſem hängt ein 9 Fuß langer Riemen aus ſtarkem Leder, deſſen anderes Ende an den Vordertheil des Schlittens gebunden iſt; die Hunde ſtehen dicht neben einander und jeder zieht an einem einzigen Zugriemen, ohne Zügel. Kaum hören ſie den Knall der Peitſche, ſo ſetzen ſie ſich in Lauf und werden durch Zuruf oder Peitſchenknall leicht gelenkt. Da die Peitſche indeß der beſte Regierer iſt, geſchieht es häufig, daß ein Hund durch dieſelbe das Auge verliert, weshalb auch die Menge einäugiger Hunde bei den Eskimos bedeutend iſt; übrigens machen die Eskimos mit dieſen Schlitten Reiſen von 10—12 Meilen in einem Tage, und denen weiter landeinwärts wohnenden oder den Eskimo's der Hudſonsbayländereien und des Nordens ſind die Schlitten und Hunde eben ſo unentbehrlich als den Grönländern ihre Kajaks!

3. Die weſtlichen Eskimos

auf der Küſte des Baffinslandes, unterſcheiden ſich von ihren Stammbrüdern in Grönland und Labrador nicht im geringſten, außer daß ſie einen eigenen Dialekt ſprechen. Ihre Lebensart iſt dieſelbe, nur legen ſie ſich, da der Seehund auf ihren Küſten weniger häufig angetroffen wird, mehr auf Jagd und Fiſcherei. Nach Roß ſind dieſe Eskimos von ſchmutziger Kupferfarbe, etwa 5 Fuß hoch, das Geſicht breit, die Backen voll, rund und trotz des Oels und Schmutzes, das ſie bedeckt, röthlich; der Mund

groß und gewöhnlich halb offen, die Zähne weiß und regelmäßig, die Lippen dick, die Augen klein, schwarz, oval und sehr dicht neben einander stehend; das Haar schwarz, grob, lang und schlicht; der Bart schwach, dünn und auf Kinn und Oberlippe beschränkt; der Leib fleischig, die Hände dick und klein, die Finger kurz und die Füße sehr kurz und dick. Das Gesicht dieser Eskimos drückt zwar Gutmüthigkeit aus, aber demselben sind zugleich die unbeschreiblichen Züge von Dummheit und Wildheit beigemischt, die alle rohe Völker charakterisiren. Sie sind nur sparsam im Lande zerstreut, und ziehen nur familienweise oder in kleinen Gesellschaften umher. Ob das Binnenland eine größere Bevölkerung bietet als die Küste, ist nicht bekannt, doch unwahrscheinlich, da dasselbe rauher und unwirthbarer ist, und noch weniger Subsistenzmittel als die Küste bietet.

4. Die Aglemuten oder Tschuktschen

bewohnen den nordwestlichen Theil der westlichen Welt, das russische Amerika, namentlich aber die Küstenstriche, die sich von der Bristolbay bis hinauf zur Behringsstraße und von dort bis zum Eiscap ziehen. Erst vor einigen Jahren sind dieselben durch den russischen Midshipman Chromtschenko genauer bekannt geworden. Der Hauptstamm derselben wohnt um die Mündung des in die Bristolbay fallenden Flusses Ruschegak, wo selbst die Russen jetzt eine Niederlassung besitzen. Es sind Leute von mittlerem Wuchse, haben einen stolzen Gang, regelmäßige Züge und schwarze, straffe Kopf- und Barthaare. Die Unterlippe haben sie zu beiden Seiten des Mundes, so wie auch den Nasenknorpel durchstochen, und diese Oeffnung mit Knochen, Steinen, Muscheln oder hellblauem Aventurin geziert. Beide Geschlechter kleiden sich in Rennthierpelze, die Haare nach außen gekehrt, und die Frauen tragen noch außerdem eine Art weiter Beinkleider aus Seeotter- oder Rennthierhäuten, die mit den Stiefeln zusammengenäht sind.

Die Wohnungen der Aglemuten sind hügelförmige Erdhütten, aber mit einer Oeffnung zum Abzug des Rauchs versehen. Ihr Hausgeräth besteht in hölzernen Eimern, Schalen und Trögen verschiedener Größe, und Körben und ist mit besonderer Geschicklichkeit verfertigt. Ihre Töpfe aus Thon machen sie selbst, und kochen darin meistentheils alle fetten Speisen, wodurch diese höchst unreinlich und ekelhaft werden. — Die Nahrung der Aglemuten besteht größtentheils in Produkten des Meeres, doch jagen sie im Frühling und Herbst auch Rennthiere, dörren das Fleisch derselben an der Sonne, und gebrauchen deren Felle zu Kleidungen. Sie fangen viele Hausen und Seehunde und tauschen die Felle und den Thran der letztern an die benachbarten Stämme gegen Fluß- und Seeotterfelle. — Ihre Waffen bestehen in Lanzen, Pfeilen und Bogen, und ihre Baidaren oder Boote gleichen denen der Indianer an der Nordwestküste; sie sind selten über 12 Fuß lang, 20 Zoll breit, in der Mitte eben so tief und an beiden Enden wie die Kajaks scharf zugespitzt. Die kleineren sind nur für einen Menschen eingerichtet, die größeren für zwei und drei. Das Gerippe und der Kiel sind aus dünnen Latten von Tannenholz, die mit Wallfischsehnen verbunden und mit einer von Haaren befreiten Robben- oder Wallroßhaut, überzogen sind. Das Verdeck ist mit einer eben solchen Haut überzogen, und in demselben sind so viele runde Löcher, als das Fahrzeug Personen tragen soll. Die Ruderer sitzen auf dem Boden des Kahns und ragen mit dem Oberleib aus diesen Löchern hervor, die nur so groß sind, daß sie sich bequem darin bewegen können. Der Raum zwischen dem Körper und dem Verdeck wird vermittelst Blasen so verwahrt, daß auch nicht ein Tropfen Wasser eindringen kann. Diese Baidaren werden durch Ruder äußerst schnell fortbewegt, und die Aglemuten gehen mit ihnen bei jeder Witterung in See. — Die Aglemuten gelten übrigens am ganzen kamtschatkaischen Meere für die besten Jäger

und Fiſcher; — wie die Eskimos der Baffins- und Hudſonsbay beſitzen ſie auch Hunde, mit welchen ſie im Winter ihre Schlitten beſpannen.

Die Aglemuten ſind ein tapfres kriegliebendes, aber auch barbariſches und grauſames Volk. Der Zahl nach ſind ſie in Folge ihrer frühern Kriege mit ihren Nachbarn ſo zuſammengeſchmolzen und ohnmächtig geworden, daß ſie ſich unter ruſſiſchen Schutz begeben mußten. — Ihre Religion iſt ſchamaniſches Heidenthum. Vom Daſein eines einzigen höchſten Weſen haben ſie nicht den geringſten Begriff und auch keinen Namen dafür; ſie fürchten ſich vor böſen Geiſtern, denen ſie bei ihren Verſammlungen Opfer bringen, und vertrauen ihren Zauberern oder Schamanen, welche die Menge mit Götzenbildern von roher Arbeit verſehen.

Zu dem Volksſtamm der Aglemuten gehören:

a. Die Kitegnen, welche Cook am Polarozean fand und die ſich weiterhin nach Oſten zu verbreitet haben. In Sitten und Gebräuchen ganz den Eskimos Grönlands gleich, fehlt ihnen nur der Kajak. Sie leben größtentheils von dem Ertrage der Fiſcherei, und nur als Beihülfe von der Jagd.

b) Die eigentlichen Tſchuktſchen, welche die Küſten des Kamtſchatkiſchen Meeres, bis über Kotzebues-Sund bewohnen, haben wir erſt durch Kotzebue genauer kennen lernen, der ſie als Menſchen von mittlerer Statur und dicken Köpfen ſchildert: ſie ſind, ſagt Kotzebue in der Beſchreibung ſeiner Reiſen, über mittleren Wuchſes, von ſtarkem Körperbau und geſundem Anſehn, ihre Bewegungen lebhaft und ſie ſcheinen ſehr zum Scherze geneigt; ihre Geſichter, die etwas Zügelloſes, aber nichts Dummes haben, ſind häßlich und ſchmutzig, und zeichnen ſich durch kleine Augen und ſehr hervorſtehende Backenknochen aus: auf beiden Seiten des Mundes haben ſie Löcher, worin ſie mit blauen Glasperlen verzierte Wallroßknochen tragen, was ihnen ein fürchterliches Anſehen giebt. Das Haar hängt lang herunter, der Scheitel aber iſt kurz beſchoren, und Kopf und Ohren ebenfalls mit Glasperlen geſchmückt. Die Kleidung iſt aus Fellen, von dem Schnitte der in Kamtſchatka ſogenannten Parka, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie dort bis auf die Füße fällt und hier kaum die Knie bedeckt, dabei tragen ſie lange Hoſen und kleine Halbſtiefel von Seehundsfell. Ihre Waffen beſtehen aus Lanzen, Bogen, Pfeilen und einem 2 Fuß langen Meſſer, in einer Scheide, die ſie nie ablegen, ein Beweis, daß ſie mit andern Völkern in unaufhörlichen Fehden ſtehen. Ihre ſehr gut aus Eiſen gearbeiteten Lanzen gleichen denen, welche von den Ruſſen an die Tſchuktſchen in Aſia verhandelt werden, auch die Glasperlen, womit ſie ſich ſchmücken, ſind von derſelben Gattung, wie man ſie in Aſia findet; nach ihrer eigenen Ausſage ſollen ſie dieſe Waaren von den Tſchuktſchen aus Aſia erhalten, und ſelbige aus Kolyma ſelbſt holen (!!). Ihre Wohnungen ſind reinlich und bequem, der Eingang beſteht aus einer 3 Fuß hohen, durch Holz geſtützten Oeffnung, welche nach außen von beiden Seiten durch Erdwälle verlängert iſt; das Innere bildet einen 7 Fuß hohen, eben ſo breiten und 10 Fuß langen Raum, deſſen Wände und Decke mit Holz bekleidet werden. Zur Linken iſt eine Grube, welche die ganze Länge des Raumes einnimmt, und mit ſchwarzem Specke ausgefüllt wird; zur Rechten befindet ſich ein $2\frac{1}{2}$ Fuß tiefer und ziemlich ſchmaler Kanal von 7 Fuß Länge, durch welchen man kriecht und in einen Raum gelangt, der 6 Fuß Höhe und eine bretterne Wand vor ſich hat, durch welche man in ein geräumiges Vorzimmer, mit einem von einer Blaſe überzogenen Fenſter tritt. Hier ſind an der Seite $1\frac{1}{2}$ Fuß über dem Boden erhöhete breite Bretter zu Bettſtellen aufgeſtellt und an den Seitenwänden befinden ſich kleine Leitern zur Bewahrung der Geräthſchaften. Die Wände und Decken beſtehen aus ſchmalen Balken, deren ſichtbare Seiten abgeflächt werden. Die Fußböden ſind 3 Fuß über dem Boden erhöhet, und unter dieſen finden ſich die Vorrathskammern, vielleicht auch die Hundehäuſer. Die Geräthſchaften ſind ſehr ſauber gefertigt; die

Schlitten niedlich aus Fischbein und Wallroßknochen gearbeitet, und werden durch Hunde gezogen. — Die Tschuktschen theilen sich in mehre Stämme, sind ziemlich zahlreich, da sie das ganze Gestade von Kotzebues-Sund bis an die Landzunge Alaschka bewohnen, und stehen unter eignen Anführern. — Ihre Religion ist der Schamanismus; sie erkennen die russische Oberherrschaft an, doch der Tribut, den sie freiwillig in die russischen Handelsplätze bringen, ist gleichsam nur ein Zoll, durch welchen sie sich den Verkehr eröffnen, und der ihrer Unabhängigkeit nicht den geringsten Eintrag thut. Alle Tschuktschen und Eskimos sind Feinde der südlich von ihnen hausenden Indianer, und stehen mit ihnen in ewiger Fehde. — Sie sind wahre Ichthyophagen, und nebenbei Jäger, leben von Lachsen, Robben und Wallrossen, und bringen etwas Pelzwerk, Fische und Wallroßzähne in Handel. Ihre Gebräuche bilden den Uebergang von den Tschuktschen Asias zum Grönländer, und ihre Sprache ist ein Dialekt der Humoky-Sprache von Labrador.

c) Die Tschukotschen oder Tschugatschen bewohnen die Halbinsel zwischen Prinz-Williams-Bay und Cooks-Einfahrt, haben eine rein mongolische Physiognomie, einen dicken Kopf, ein rundes glattes Gesicht, hervorstehende Backenknochen, kleine schwarze Augen und pechschwarzes Haar, welches bei beiden Geschlechtern gewöhnlich in's Gesicht herab hängt. Die Männer haben zwischen dem Kinne und der vorstehenden Unterlippe einen, mit dem Munde gleiche Richtung habenden Einschnitt, wodurch sie das Ansehn erhalten, als hätten sie unter dem wahren Munde noch einen zweiten. Die Knaben haben diesen Einschnitt nicht, statt dessen aber mehre Löcher, und erst beim Eintritt der Mannbarkeit unterwerfen sie sich der Operation des Einschneidens. Auch die Weiber haben statt des Einschnitts Löcher, in welcher sie kleine Muscheln stecken. Beide Geschlechter durchbohren den Nasenknorpel und schmücken dieselben mit Federkielen und Stückchen Baumrinde. Nur bejahrte Personen tragen Bärte, alle aber, ohne Unterschied des Geschlechts und Alters, bemalen sich das Gesicht und andere nackten Theile des Leibes mit rothem Ocker, und nur bei der Trauer bedienen sie sich eines schwarzen Färbestoffes. Das Haupt schmücken sich alle mit Federn, und mehre tragen förmliche Federmützen.

d) Die Koniags oder Konägen, Stammverwandte der Eskimos, bewohnen die Halbinsel Alaschka, und haben sich von da auf Kodjak und die übrigen Fuchsinseln verbreitet; ihre Sprache ist von ausgezeichnet künstlichem Bau, ihre Sitten, Lebensart, Tracht, Waffen, und ihre ledernen Boote, gleichen ganz denen der in Osten lebenden Eskimos, und kaum ist ein Konäge von einem Grönländer zu unterscheiden.

e) Die Kinais, leben am Kamtschatkaischen Meere, zwischen dem Schelechoff-See und dem Kap Nevenham; ihre Anzahl ist unbedeutend, ihre Sitten und Gebräuche ganz die der Tschuktschen, ihre Sprache aber ein von jener verschiedener Dialekt.

5. Die Kenaizen oder Kenaitzinks, der letzte Stamm der Eskimos, bewohnen die nördliche Küste von Cooks Einfahrt; auch ihre Anzahl ist unbedeutend, und ihre Sprache ein Dialekt der Sprache der Tschugatschen, mit denen sie auch in Sitten und Gebräuchen übereinstimmen. Die Kußkochwagemuten und Kijachtegmuten, zwei Volksstämme eskimoischen Ursprungs, welche Chramtschenko, als an der Ostküste des kamtschatkaischen Meeres wohnend, anführt, sind bis jetzt nur dem Namen nach bekannt.

Hier zum Schluß noch einige Sprachproben aus der Sprache der Eskimos, die Roß und Crantz unter den Grönländern, und J. Long unter den Eskimo's der Küste von Labrador sammelte:

Grönländisch, nach Roß und Crantz.

Mann	Innuck.	Menschen	Innuit.

Sohn	Eura.	Robbe	Puſſi.
Tochter	Pani.	Eis	Licou.
Augen	Piſiok.	Seewaſſer . . .	Heniok.
Naſe	Kinjack.	Friſches Waſſer .	Hemuck.
Mund	Kanneck.	Nein	Nakric.
Haut	Haminuk.	Geht weg . . .	Naakrie ai ykaite.
Sonne	Succanuk.	Wallroß	Hawick.
Feuer	Innick.	Wallfiſch	Haphuk.
Hund	Kimuck.		

Zahlwörter

	nach Roß.	nach Crantz.
Eins	Allauſit	Attauſek.
Zwei	Ailek	Arlaek.
Drei	Pinguijuk . . .	Pingajuak oder Pingaſuk.
Vier	Siſſimat	Siſſamat.
Fünf	Tellemat	Tellimat.

Weiter als Fünf zählt der gemeine Grönländer nicht, und nimmt noch dazu die Finger zu Hülfe; Gebildetere gehen zur andern Hand und zu den Zehen über, nennen „Sechs: Arbennek“, haben aber von da bis zehn keinen beſondern Namen, ſondern zählen: noch zwei, noch drei, vier, fünf; elf heißt: Arkanget, ſechzehn: Arbarſanget, und die dieſen nachfolgenden Zahlen wiederum: noch zwei, noch drei, u. ſ. w.; ſtatt zwanzig ſagen ſie: Innuck, ein Mann, d. h. ſo viel Finger und Zehen ein Mann hat; ſtatt ſechzig Innuit pingaſut, drei Menſchen, und ſtatt Hundert: Innuit tellimat!

Die Humokys zählen nur bis vier; — fünf heißt eine Hand, und zwanzig, wie bei den Grönländern, ein Mann; was darüber iſt, bezeichnen ſie als unzählig.

Eins heißt in der Sprache der Humoky: Kombuk; zwei: Tigal; drei: Ké; vier: Miſſilagat. Eben ſo wenig Aehnlichkeit mit der Sprache der Grönländer haben andere Benennungen:

Der Kopf heißt .	Niakok.	der Regen . .	Killaluk.
der Fuß . . .	Itikak.	das Boot . . .	Kajak.
das Auge . . .	Killick oder Schick.	der Bogen . .	Petikſick.
das Haar . . .	Nutſchad	der Pfeil . . .	Katho.
das Ohr . . .	Tehiu.	das Meſſer . .	Schavié.
der Himmel . .	Taktuck oder Nabugakſche.	das Ruder . .	Pakotick.
		der Zahn . . .	Ukak.
die Sonne . .	Schikonak und Sakacnuk.	das Ei	Manneguk.
		der Hund . . .	Mické und Timitok.
das Waſſer . .	Sillakokto.	der Monat . .	Takock.

II. Indianer.

Die große Strecke Landes, welche ſich vom nördlichen Eismeer, von der Mündung des Kupferminenfluſſes bis zu der des Miſſiſſippi, vom ſtillen bis zum atlantiſchen Meere, und als rieſige Landenge zwiſchen dem ſtillen Meere und dem mexicaniſchen Meerbuſen, ſich an Süd-Amerika anſchließt, wird von 370 eingebornen Nationen und Stämmen bewohnt, die in ihrer Körperbildung, Charakter, Sitten und Gebräuchen, im allgemeinen mit einander übereinſtimmen, und einerlei Urſprungs zu ſeyn ſcheinen,

im ſpezielleren hingegen durch Sprache, Gewohnheiten und mehr oder weniger fortgeſchrittene Kultur weſentlich von einander verſchieden ſind.

Die Urbewohner Amerika's, obgleich wie alle übrige Völker der Erde aus einem Urſtamme herrührend, der, nach Blumenbach, in ſeiner Schrift de generis humani varietate nativa, in der caucaſiſchen Race zu ſuchen ſeyn dürfte, werden jetzt, und zwar mit Recht, einer eigenen Race zugezählt, da alle verſchiedene Stämme unter ſich, obgleich die des nördlichen Amerika's ſich mehr der mongoliſchen, die von Süd-Amerika der malayiſchen Race nähern, durch hundertjährige Vermiſchungen einen eigenen Typus erhalten zu haben ſcheinen, der jetzt allgemein unter dem Namen „Amerikaniſche Race" in der Wiſſenſchaft aufgenommen wurde.

Die Stammvölker Amerika's unterſcheiden ſich von den Bewohnern anderer Welttheile im allgemeinen durch die gelbe, oft zimmtbraune Farbe ihrer Haut, ihr ſchlichtes, ſtraffes, pechſchwarzes Haar, ihr breites, aber nichts weniger als plattes Geſicht, ihre breiten, hervorſtehenden Backenknochen und ihre ſtark ausgewirkten Züge; dies die Hauptmerkmale! Die Nebenmerkmale ſind nicht nur unter den verſchiedenen Hauptſtämmen, ſondern ſelbſt bei jedem Nebenſtamme merklichen Abweichungen unterworfen, und ich ſelbſt habe unter den Indianern, im Norden ſowohl als im Süden, ſo hübſche, runde und regelmäßig gebildete Geſichter geſehen, als man ſie nur bei uns in Europa antreffen kann! Die Augen der verſchiedenen Stämme ſind theils groß, theils klein, bei dieſem gerade, bei jenem ſchief geſchlitzt, die Naſen ſowohl gerade als auch gebogen, und unter einigen Stämmen kommen ſelbſt ſtumpfe Naſen vor, alle aber ſind mit breiten Naſenflügeln verſehen. — Im äußerſten Norden ſind ſie klein und unanſehnlich von Natur, wie die Hundsribben-Indianer; in der gemäßigten Zone ſind ſie von ſtarkem Körperbau und ſchönem Wuchſe, und unter den Tropen von unterſetzter Statur; doch auch alle dieſe Angaben ſind Ausnahmen unterworfen. — Eine kupferrothe Menſchenrace, wie man früher glaubte, exiſtirt in Amerika nicht, ſondern die Hautfarbe wechſelt zwiſchen gelb und dunkelbraun und iſt nach örtlichen Umſtänden verſchieden; einige ſind ſo gelbbraun, daß ſie den Mulatten nicht viel nachgeben; andere ſo hellbraun, daß man ſie vom gebräunten Europäer nicht unterſcheiden würde, wenn ihre Haare und dunklen Augen ſie nicht kenntlich machten. Die neugebornen Kinder der im nördlichen und mittlern Theile Nord-Amerika's wohnenden Indianer ſind von Natur weiß, etwas in's Gelbliche ſpielend, und nur die Erwachſenen werden von der Sonne, dem Fette und den Kräuterſäften, mit denen ſie ſich die Haut einreiben, gebräunt. Unter den Shawnes, Ottowas und Miamis, ja ſelbſt unter den faſt braunen Oſagen, ſind die mit Kleidungsſtücken bedeckten Theile des Körpers nur etwas gegelbt, und derjenige Theil des Gürtels, welcher fortwährend mit Kleidern bedeckt iſt, bleibt bei den Weibern immer weiß (Volney II. p. 435). Die Indianer Mexico's ſind ſchon bei ihrer Geburt gebräunt, und indianiſche Caziken, welche einer gewiſſen Wohlhabenheit genießen und bekleidet im Innern ihrer Häuſer leben, ſind am ganzen Körper, den innern Theil der Hände und Fußſohlen ausgenommen, rothbraun! (Humboldt, Verſuch; Bd. 1 p. 120).

Die Meinung einiger Schriftſteller, als wenn die Indianer, ſelbſt in ihren reifſten Jahren, blos Haare auf dem Kopfe hätten und alle übrige Theile davon frei blieben, iſt ebenfalls ungegründet, da ſie darin von andern Menſchen desfalls nicht verſchieden ſind. Weil ſie aber den Auswuchs der Haare auf ihrem Körper für häßlich halten, und deßwegen Haare und Bart auszuraufen pflegten, iſt es nicht beſonders auffallend, daß oberflächliche Beobachter ſie als völlig bart- und haarlos darſtellten. Mehre der weſtlichen Stämme tragen Bärte und an der Nordweſtküſte ſind ſie bei allen Urvölkern vorhanden.

Hinſichtlich der Lebensdauer beſteht ebenfalls kein Unterſchied zwiſchen den Indianern

und den Bewohnern der alten Welt. Manche erreichen ein hohes Alter; Humboldt erwähnt eines Indianers, der während seines Aufenthalts in Lima, in einem Alter von 143 Jahren starb (Humboldt Versuch Bd. 1 p. 123); 1819 starb in Rome, Staat Neu-York, der Vater Red Jackets, des Häuptlings der Seneca-Indianer, in einem Alter von 139 Jahren; Red Jacket selbst lebt noch, 107 Jahr alt, und unter den Stämmen des Westens findet man viele, welche ein Alter von 70, 80, 90, ja 100 Jahren erreichten, und immer noch verhältnißmäßig rüstiger sind, als Leute von gleichem Alter in Europa. — Heckewelder, der Tacitus der Indianer, sagt, daß alle Indianer, welche die Laster der weißen Leute nicht angenommen haben, ein gutes Alter von 70—90 Jahren erreichen, das wenige es bis auf 100 bringen, die Weiber aber, im Ganzen genommen, länger lebten als die Männer. Dessen ungeachtet leiden sie eben so von den Schwächen des Alters, wie die Weißen, und manche werden zu jener Zeit kindisch und unfähig sich selbst zu helfen.

In Ansehung der Leibeskräfte haben die Indianer Nord-Amerika's einen merklichen Vorzug vor den Bewohnern Süd-Amerika's, sind, im Ganzen genommen, starke Leute, und ihre unausgesetzten Uebungen und Anstrengungen geben ihrem Körper bedeutende Festigkeit. Man erstaunt über die Lasten, welche ein Indianer fortzuschaffen im Stande ist, wie oft ein Jäger, mit einem ganzen Hirsch auf dem Rücken, nach seinem Wigwam zurückkehrt, oder sie beim Häuserbau die dazu nöthigen Hölzer aus dem Walde holen, und auf den Schultern herbeitragen. Die Männer tragen ihre Lasten größtentheils auf dem Rücken, in einem Gürtel, welcher gegen die Brust anliegt, während die Weiber aller Stämme die Gewohnheit haben, die Kinder und alle andere Lasten, welche sie fortzuschaffen genöthigt sind, mit Hülfe eines Gürtels zu tragen, welcher gegen die Stirn anliegt.

An physischer Schwäche leiden die Indianer nicht, doch sind sie zu anhaltenden Arbeiten nicht geeignet, und deßhalb öfters von Reisenden für faul, träge und schwach ausgeschrien worden. Ein unwiderstehlicher Hang zu einem herumschweifenden Leben, die Abneigung gegen eine stete Beschäftigung, und daß sie aus eben dieser Ursache schneller ermüden als die Europäer, welche von Jugend auf an bestimmte Arbeiten gewöhnt sind, macht daß man den Indianer weder zum Ackerbau noch zu Handarbeiten benutzen kann. Selbst die zum Christenthum bekehrten Indianer waren nur mit Mühe an eine bestimmte Arbeit zu gewöhnen, und nimmt man sie nur auf einige Wochen in Dienst, um Wälder zu lichten und andere ähnliche Arbeiten zu verrichten, so gehört eine außerordentliche Aufmerksamkeit und eine vorzüglich sanfte Behandlungsweise dazu, sie beisammen zu halten, weil sie bei dem leisesten Mißvergnügen, das man merken läßt, gleich unzufrieden werden und davon laufen. Dieß ist ein angeerbtes Gefühl der Freiheit, das sich bei keinem Volke in dem Grade ausspricht, wie bei den Indianern, wahrscheinlich aber allen Jägervölkern eigenthümlich ist (Schmidt a. a. O. Bd. 2 p. 151). Die Männer sind starke Fußgänger, dabei leicht auf den Beinen und zum schnellen Laufen sehr geschickt. Sie haben dabei einen sehr feinen Geruch, und ein ungemein scharfes Gesicht und Gehör.

Das Gedächtniß der Indianer ist so stark, daß sie jeden kleinen Umstand anführen können, der vor vielen Jahren in ihren Rathsversammlungen vorgekommen ist. Ihre Einbildungskraft ist überaus lebhaft, und trägt nicht wenig dazu bei, daß sie in vielen Sachen leicht und geschwind eine Fertigkeit erlangen. Alle Künste, die zu ihrer Lebensart gehören, oder nach ihrer Einsicht zu ihrem Vortheil dienen, erlernen sie bald, und erhalten durch beständige Uebung und außerordentliche Aufmerksamkeit auf ihre Bedürfnisse, wozu sie von Jugend auf gewöhnt werden, manche Vorzüge vor andern Völkern; dazu kommt noch, daß sie für gewöhnlich nur wenig Gegenstände haben, auf welche sie ihre ganze Aufmerksamkeit richten, dieselbe also nicht sehr theilen dürfen,

und daß ihre Verſtandeskräfte nicht gering ſind, und daß ihre Ueberlegungs- und Beurtheilungskraft von Natur gut iſt, zeigt ſich bei vielen Gelegenheiten ſehr deutlich (Loskiel, p. 17).

Im gemeinen Leben und Umgang zeigen die Indianer nicht wenig guten äußerlichen Anſtand. Für gewöhnlich begegnen ſie ſowohl einander als auch Fremden freundlich und beſcheiden, behandeln einander mit Höflichkeit, und zeigen, wenn ſie nach langer Abweſenheit wieder zuſammentreffen, viel Gefühl, ohne in leeren Komplimenten auszuarten. Ihr ganzes Betragen erſcheint im allgemeinen geſetzt und vorſichtig. In wichtigen Fällen pflegen ſie jedes Wort und jede Handlung mit anſcheinender Gemüthsruhe und Ernſthaftigkeit zu überlegen, und ſich vor Uebereilung in Acht zu nehmen; bei genauerer Bekanntſchaft mit ihnen entdeckt man aber, daß ihre Vorſichtigkeit mehr aus Mißtrauen entſpringt, und ihre Gemüthsruhe mehr im Scheine beſteht. Die Kunſt ſich zu verſtellen verſteht der Indianer vollkommen; äußere Ruhe und Ernſt behaupten iſt männlich, und wenn der Indianer Hab und Gut durch Feuer verloren hat, wird er mit einer Ruhe davon ſprechen, als beträfe es die gleichgültigſten Dinge, obgleich auch in dergleichen Fällen der weniger Stolze deutliche Zeichen der Betrübniß blicken läßt. Hat man indeß ihn, oder die Ehre ſeines Stammes beleidigt, dann verſchwindet die Ruhe, und durch begeiſternde Reden ſucht er die Seinen zu einem Feldzug gegen den Beleidiger aufzufordern. Im Umgange mit einander ſchwindet der ſtarre Ernſt, den ſie gegen Fremde gern blicken laſſen; ſie ſind heiter und zu Scherzreden geneigt, aber dabei ſorgſam bedacht, einander nicht zu beleidigen. Bei ihren Grüßen beobachten ſie genau die unterſcheidenden Benennungen der Verwandtſchaft; bejahrte Perſonen, mit denen ſie nicht verwandt ſind, begrüßen ſie mit dem Namen Großvater und Großmutter; die gewöhnliche Art der Begrüßung aber ſolcher, die keine Verwandten ſind, geſchieht durch das Wort: Freund! — junge Leute bedienen ſich bei ihren Zuſammenkünften ſolcher Benennungen, die ihrem Stande oder ihren Jahren angemeſſen ſind, als: Kammerad, Günſtling, Geliebter ꝛc. und ſelbſt Kinder begrüßen einander mit Zärtlichkeit. — Zank und Schlägereien finden unter ihnen nie ſtatt; ſo etwas, ſagen ſie, ſchickt ſich nur für Hunde und Thiere.

Aechter Witz findet ſich bei ihnen nicht ſelten, und in ſinnreichen, ſatyriſchen Bemerkungen, die Lachen erregen, aber doch ſelten oder nie beleidigen, ſind ſie Meiſter; ſehen ſie einen ſchlechten Schützen mit ſeiner Flinte nach dem Walde gehen, ſo fragen ſie ihn wohl, ob er ausginge um Fleiſch zu holen, gegen Andere aber äußern ſie ſarkaſtiſch: nun werden wir Fleiſch bekommen, den der und der iſt auf die Jagd gegangen. Schließt ſich ein Feigherziger einem zum Krieg abgehenden Haufen an, fragen ſie wohl ironiſch: wenn er wieder zurückkehren würde, oder ſagen unter einander: wird er mit ſeinem Scalps dieſes Weges zurückkommen? — So vergleichen ſie die Engländer und Amerikaner mit einer Scheere, und ſagen: Nach der Einrichtung dieſes Inſtruments ſollte man meinen, als ob dieſe zwei völlig gleichen ſcharfſchneidigen Meſſer, wenn die Scheere zugemacht wird, mit ihren Schärfen auf einander treffen, und ſich abſtumpfen müßten, aber nicht ſo, ſie zerſchneiden nur, was zwiſchen ſie kommt. Eben ſo machen es die Engländer und Amerikaner, wenn ſie gegen einander Krieg führen, nicht ſie ſelbſt, ſondern wir armen Indianer, die zwiſchen ihnen ſind, gehen dabei zu Grunde. Auf dieſe Weiſe bekommen ſie unſer Land, und wenn ſie das haben, wird die Scheere zugemacht und bis auf weitern Gebrauch weggelegt (Heckewelder p. 117).

Die Geduld, Ruhe und Langmüthigkeit der Indianer iſt erſtaunlich, und eben ſo die Kraft, mit welcher ſie den Ausbruch ihrer Leidenſchaften zu verhüten trachten; alle Unglücksfälle, ſie mögen noch ſo unerwartet kommen, ertragen ſie mit einem ruhigen und geſetzten Weſen, ohne ein Wort zu ſagen oder eine Miene zu verändern, und ſelbſt ein Gefangener, der nicht weiß, ob er nicht in wenigen Stunden den

grausamsten Tod zu erwarten hat, scheint ganz unbekümmert zu seyn, und ißt und trinkt eben so fröhlich und scheinbar heiter, als diejenigen, in deren Hände er gefallen ist. Selbst unter der entsetzlichsten Qual, deren sie oft ausgesetzt werden, scheinen sie nicht allein heiter und ruhig, sondern sie fordern auch ihre Quäler heraus, und reitzen sie durch Vorwürfe zu noch größerem Zorn.

Im Umgange beider Geschlechter bezeigen sich die Indianer züchtig und anständig; ein ungesittetes, geiles Betragen wird öffentlich nie unter ihnen wahrzunehmen seyn, und hierin übertreffen sie die Völker der alten Welt bei weitem; dessen ungeachtet sind sie von der Unzucht nicht frei, und selbst unnatürliche Sünden unter ihnen nicht ungewöhnlich. — Unter den rohesten Stämmen herrscht eine ordentliche Verbindung zwischen Mann und Weib; in Gegenden, wo Nahrungsmittel mit größerer Beschwerde zu erlangen sind, begnügen sich die Männer mit einem einzigen Weibe, wo die Erhaltung leichter ist, erwacht der Reiz zur Vielweiberei, und das Band der Ehe wird oft aus nichtigen Ursachen aufgelößt. Der Zustand der Weiber ist, im Ganzen genommen, kränkend und elend; sie sind, wenn man die Menge ihrer Obliegenheiten betrachtet, die Sklavinnen ihrer Männer, ja Lastthiere, denen die schwersten und härtesten Arbeiten auferlegt werden, für deren Verrichtung sie selten einen Dank erhalten. Die Frauen sind nicht sehr fruchtbar, und bei manchen Völkerschaften viele Kinder dem Vater eine so große Last, daß er sie zu Zeiten der Noth verläßt oder umbringt, oder das säugende Kind mit der verstorbenen Mutter begräbt. — Sonst beweisen sie für ihre Kinder viele Liebe und Sorgfalt, lassen sie, so lange sie jung sind, nach ihrem Gefallen leben, und wenn sie ihr Brod selber erwerben können, sind sie vollkommen ihre eigenen Herrn, und begegnen den Eltern oft ungebührlich (H. Robertson p. 365). Manche Stämme treten nicht immer in eine förmliche Eheverbindung, sondern nehmen ein Weib auf längere oder kürzere Zeit, woraus jedoch für die Kinder kein Nachtheil entsteht. Bei einigen Nationen ist die Vielweiberei eingeführt; aber nicht allgemein, und die Meisten begnügen sich mit einer einzigen Frau, und von beiden Seiten ist man darüber einverstanden, nicht länger mit einander zu leben, als man einander gefällt. Die Arbeiten und Beschäftigungen der Weiber sind allerdings hart, in Vergleichung mit den Geschäften, welche in der civilisirten Welt dem weiblichen Geschlechte auferlegt werden, doch übernimmt die Indianerin jenen Antheil an den Mühseligkeiten, welche mit einem Leben im Stande der Wildheit verbunden sind, nicht nur freiwillig, sondern auch freudig, und man kann annehmen, daß *wahre* Liebe und Anhänglichkeit an einen Mann mehr unter den Indianern, als unter den civilisirtesten Bewohnern der alten Welt gefunden wird. Der Ehemann darf sein Weib entfernen, sobald es ihm gefällt, und auf gleiche Weise darf die Frau den Mann verlassen; mit der Verheirathung sind daher auch keine Gelübde, keine Versprechungen, noch irgend einige Ceremonien verbunden, und nur bei einigen Stämmen überreicht die Braut dem Bräutigam einen Teller mit Mais. Der Indianer nimmt seine Frau gleichsam auf Probe, doch mit dem festen Vorsatz, sie nicht zu verlassen, wenn sie sich gut beträgt, und vorzüglich nicht, wenn er Kinder von ihr hat, und die Frau, die dieß erkennt, thut von ihrer Seite alles mögliche, um ihrem Mann zu gefallen, vorzüglich wenn er ein guter Jäger oder Fallensteller (Trapper) ist, der sie durch seine Geschicklichkeit zu ernähren, durch seine Stärke und Herzhaftigkeit zu schützen vermag (Heckewelder S. 247). Den Mann sowohl als der Frau sind die einem jeden obliegenden Pflichten und Arbeiten bekannt. Es wird angenommen, daß der Mann eine Frau zu ernähren vermag, daß er ein Wohnhaus zu bauen verstehe, und die nöthigen Geräthschaften zum Arbeiten, ein Kanoe und Schüsseln, Näpfe und andere im Haushalt nöthigen Gefäße anzuschaffen wisse. Die Frau bringt dem Mann gewöhnlich einen oder zwei Kessel, und einige andere Küchengeräthe als Aussteuer mit, übernimmt die Haus- und Feldarbeiten und ist weit

entfernt, ihre Arbeiten für bedeutender als die des Mannes zu halten, deſſen Jagdbeſchäftigung das ganze Jahr fortgeht, während die ſchwerſte Bürde der Weiber, die Feldarbeit, ſie höchſtens ſechs Wochen im Jahre beſchäftigt.

Iſt ein indianiſches Paar kürzlich verbunden, ſo gibt ſich der junge Ehemann, ohne ein einziges Wort zu ſagen, recht viele Mühe, ſeiner Frau zu gefallen, und durch wiederholte Beweiſe von ſeiner Geſchicklichkeit in der Kunſt zu jagen, ihr bemerklich zu machen, wie glücklich ſie mit ihm ſeyn könne, und wie ſie nie Mangel leiden würde, wenn ſie lange mit ihm haushielte. Noch vor Anbruch des Tages wird er mit ſeiner Flinte davon gehen, und oft ſchon um die Zeit des Frühſtücks mit einem Reh, einem welſchen Hahn oder ſonſt einem Stück Wild zurückkehren. Er ſucht ihr zu zeigen, daß er im Stande ſey, Lebensmittel in's Haus zu bringen, ſo oft er wolle, und die Frau, ſtolz darauf, einen ſo geſchickten Jäger zum Manne zu haben, gibt ſich alle Mühe, ihm gefällig zu ſeyn und ſich ihm wohlgefällig zu machen.

Die Geſchäfte der Frauen ſind, bei näherer Bekanntſchaft mit den Indianern, weniger drückend oder beſchwerlich, als man beim erſten Anblick vermuthet. Die Mütter geben ſchon ihren Töchtern zu den Pflichten Anleitung, auf welche ſie in ſpätern Jahren erſt der geſunde Menſchenverſtand führen würde. Ihre Arbeit im Hauſe iſt unbedeutend; ſelten haben ſie auf mehr als einen Topf oder Keſſel Acht zu geben; im Hauſe gibt es nichts zu ſcheuern und nur weniges zu waſchen. Ihre Hauptbeſchäftigung iſt: Brennholz zu hauen und nach Hauſe zu tragen, die Felder zu bearbeiten, das Getreide auszuſäen und einzuerndten, das Korn zur Suppe in Mörſern zu ſtampfen und Brod in der Aſche zu backen. Gehen ſie mit den Männern auf einen Zug, oder nach den Jagd-Lagerplätzen und haben ſie keine Pferde bei ſich, ſo tragen die Frauen einige wollene Decken, eine zubereitete Hirſchhaut zu Schuhen und einige Küchengeräthſchaften und Lebensmittel in einem Pack auf dem Rücken, nie aber habe ich gehört, daß eine Indianerin über die Beſchwerde, ein ſolches Bündel tragen zu müſſen, geklagt hätte.

Die Frauen verrichten alle Geſchäfte, die außer dem Hauſe verrichtet werden müſſen, wie Land beſtellen, Herbeiſchaffen des Brennholzes, Zerſtampfen des Korns ꝛc., in Geſellſchaft anderer Frauen, auf welche Weiſe die Arbeit leicht und ſchnell von Statten geht; in den Zwiſchenſtunden thun ſie ſich gütlich an den Speiſen, welche der Mann aus dem Walde herbeigeſchafft hat, denn eine Hauptſache iſt es, daß es an Eſſen, namentlich an Fleiſch, nicht fehle, und vertreiben ſich die Zeit mit Schwatzen.

Wenn die Erndte geſammelt iſt, welches Ende Septembers zu geſchehen pflegt, haben die Frauen, bei den nördlich vom Ohio wohnenden Indianern, bis Ende Februar wenig mehr zu thun, als Holz zu holen und zu kochen, alsdann aber zieht die ganze Familie nach den Zuckerbereitungsplätzen, um Ahorn-Zucker zu kochen. Die Männer bauen für die Zeit des Kochens Hütten auf oder beſſern die alten aus und hauen Tröge verſchiedener Größe zum Sammeln des Saftes, während die Weiber das Zuckerſieden betreiben. In der Zwiſchenzeit gehen die Männer auf die Bärenjagd, und nur wenn ſie zu Hauſe bleiben, pflegen ſie den Weibern beim Einſammeln des Saftes zu helfen und in deren Abweſenheit nach den Keſſeln zu ſehen, damit der Syrop nicht überkoche. Wünſcht der Mann, daß während er jagt, ſeine Frau um ihn ſey, ſo ſagt er ihr nur, daß er an dem oder dem Tage nach dem oder dem Platze gehen und dort eine zeitlang jagen wolle und die Frau wird ruhig das Gepäck und die Lebensmittel beſorgen, alles nach dem Lagerplatze tragen und dort ſogleich ihre Haushaltung beginnen, als ob ſie zu Hauſe wäre. Sie gibt ſich Mühe, ſo viel Fleiſch als ſie nur kann an der Luft zu dörren, ſammelt den Talg ſorgfältig ein, hilft bei Bereitung der Häute, ſucht wilden Hanf zuſammen, um daraus Stricke, Traggürtel, Beutel und andere nothwendige Dinge zu verfertigen, und ſammelt Wurzeln zum Färben ein,

kurz, thut alles was ſie vermag, damit der Mann für nichts weiter zu ſorgen habe, als die wichtigſte Sache, das Fleiſch für die Haushaltung herbeizuſchaffen.

Trotz aller Arbeiten und Geſchäfte der Frauen ſind dieſelben weniger ſchwierig und angreifend als die der Männer, und wenn der Mann einen Theil der weiblichen Geſchäfte mit übernehmen wollte, müßte er nothwendig unter der Laſt ſeiner vereinten Geſchäfte unterliegen, und die ganze Familie mit ihm leiden. Auf ſeinen Anſtrengungen bei der Jagd beruht die ganze Exiſtenz der Seinen, und um fähig zu ſeyn, jene rauhe Beſchäftigung mit Erfolg zu treiben, muß er ſeine Glieder ſo geſchmeidig als möglich zu erhalten ſuchen, muß ſich hüten, dieſelben durch andere Arbeiten ſteif werden zu laſſen, da die Anſtrengungen der Jagd den Körper weit mehr angreifen, als die Arbeit mit den Händen. Ein deutſcher Jäger kennt die Beſchwerden einer Jagd nicht in dem Grade, als die Indianer dieſelben durchmachen müſſen. Weder ſtehende Gewäſſer noch Flüſſe, ſeicht oder tief, zugefroren oder offen, dürfen den Jäger aufhalten, wenn er einen angeſchoſſenen Hirſch oder einen verwundeten Bär vielleicht Meilen weit verfolgt, und im eigentlichen Sinne zu todte jagt. Er hat keine Zeit ſich zu beſinnen, ob nicht vielleicht ſein Blut zu erhitzt ſey, als daß er ſich ohne Gefahr in einen kalten Strom ſtürzen dürfe, denn das Wild, dem er nachjagt, iſt ſchnell davon. Mancher gefährliche Zufall ſtößt ihm oftmals als Jäger oder als Krieger, denn er iſt beides, zu, und ſelten bleiben die ſchmerzlichen Folgen, wie Gicht und Schwindſucht, aus, und nicht immer vermag das Schwitzhaus die Uebel zu heben. Die Häute und das Pelzwerk, welches die Jagd verſchafft, überläßt der Mann der Sorge ſeiner Frau, die ſie gegen Bedürfniſſe, welche der Haushalt erfordert, verkauft oder vertauſcht, und auch die Bedürfniſſe des Mannes nicht vergißt. Sind Schulden gemacht worden, entweder durch die Frau allein, oder durch Mann und Frau gemeinſchaftlich, oder iſt der Ankauf eines Pferdes nöthig, wird deren Abzahlung oder Anſchaffung ebenfalls von dieſem Vorrath beſtritten. Die von der Frau eingebrachte Erndte wird als Eigenthum des Mannes betrachtet, der, wenn er arme Verwandte hat, denſelben nach Gutdünken davon mittheilt, ohne die Frau darüber zu befragen; auch der Ahornzucker wird als Eigenthum des Mannes betrachtet. Der Grundſatz der Gütergemeinſchaft iſt unter den verſchiedenen Mitgliedern eines Stammes herrſchend, das ausſchließliche Eigenthumsrecht in den Familien aber durchgehends anerkannt, und es findet ſich nichts in dem Hauſe oder der Familie eines Indianers, das nicht einen beſondern Eigenthümer hätte, und jeder weiß was ihm zugehört. Eltern machen ihren Kindern Geſchenke und dieſe wiederum ihren Eltern; Niemand benutzt ohne Erlaubniß das Eigenthum eines Andern, und ein Vater wird zuweilen ſeine Frau oder eins ſeiner Kinder erſuchen, ihm ihr Pferd zu leihen, um auf die Jagd zu reiten. Ein Neſt junger Katzen oder ausgebrüteter Hühner hat oft ſo viele Eigenthümer, als einzelne Thierchen dazu gehören, und um eine Henne mit ihrer Brut zu kaufen, muß man oft mit allen einzelnen Gliedern einer Familie handeln. Dieſe Anerkennung des ausſchließlichen Eigenthumsrechts bringt unter den Indianern recht gute Wirkungen hervor, in deren Folge für jedes lebende Geſchöpf gehörig geſorgt, die Freigebigkeit unter den Kindern befördert, und bei reiferem Alter ihnen zur Gewohnheit wird.

So kalt und abgemeſſen der Indianer in ſeinem äußern Benehmen ſcheint, ſo zärtlich iſt er im Hauſe gegen die Seinen; er ſieht ſeine Frau gern hübſch gekleidet, und wenn dieſelbe die Häute und das Pelzwerk, welche er durch die Jagd erworben hat, verhandelt, liebt er es ſich in einiger Entfernung niederzuſetzen, um zu bemerken, was ſie ausſucht, und wie ſie mit dem Handelsmann eins wird. Findet die Frau etwas, wovon ſie glaubt, daß es ſich für ihren Mann ſchicke, oder ihm Vergnügen mache, ſo unterläßt ſie nie, es für ihn einzuhandeln, und macht ihm bemerklich, daß ſie es für ihn gewählt! Je mehr ein Indianer für ſeine Frau thut, deſto mehr wird er geachtet,

und die Weiber des Stammes ſagen von ihm: „dieſer Mann hat ſeine Frau wirklich lieb!“ Hat eine kranke oder ſchwangere Frau zu irgend einer Speiſe Luſt, es mag ſeyn was es will, und ſie ſey noch ſo ſchwer zu erlangen, der Ehemann macht ſich ſogleich auf, ſie zu beſorgen, und Heckewelder führt Beiſpiele auf, daß ein Mann 40 und 50 Meilen weit ging, um das Gelüſt ſeiner Frau nach einer Schüſſel Kranichsbeeren zu befriedigen, ein Anderer zur Zeit einer Hungersnoth das Verlangen ſeiner kranken Frau nach einem Gericht Welſchkorn dadurch Genüge that, daß er ſich zu Pferde nach Unter-Sandusky, eine Entfernung von 100 Meilen, auf den Weg machte, und mit einem Hutkopf voll Welſchkorn zu Fuß zurückkehrte, denn er hatte ſein Pferd für das Welſchkorn vertauſcht, und trug den Sattel nach Hauſe.

Um die Geſchäfte der einzelnen Glieder einer Familie bekümmert ſich weder der Mann noch die Frau; die Frau aber, die es weiß, wie ſehr der Vater ſeine Kinder liebt, iſt immer darauf gefaßt, ihm eins oder das andere aus ihrem Treiben zu erzählen, zumal wenn er eine zeitlang abweſend war.

Ein Mann läßt ſich ſelten, ja nie herab, ſich mit ſeiner Frau zu zanken, oder Scheltworte gegen ſie auszuſtoßen, ſelbſt wenn ſie ihm gerechte Urſache dazu gegeben haben ſollte, ſondern er nimmt, ohne ein Wort zu ſagen oder zu erwidern, ſein Gewehr, geht ins Holz und verweilt dort ein bis zwei Wochen jagend, ehe er wieder zurückkehrt; er weiß, daß dieſes die empfindlichſte Strafe für ſeine Frau iſt, denn hierdurch wird ſie nicht nur in einen Zuſtand der Ungewißheit gebracht, da ſie nicht wiſſen kann, ob er zurückkehren wird, ſondern ſie wird auch im ganzen Dorfe als eine ſchlechte zänkiſche Frau berüchtigt. Der Mann ſagt nämlich in dieſem Falle nicht, wie er ſonſt zu thun pflegt, wenn ſie gut mit einander ſtehen, um welche Zeit er zurückzukehren gedenkt, und die Nachbarn, ſchnell etwas argwöhnend, unterlaſſen dann nicht die Frau zu beſchämen, und ſolche Fragen an ſie zu richten, die ſie entweder nicht vermag oder ſich ſchämt zu beantworten. Kehrt der Mann am Ende zurück, ſo ſucht die Frau ihm durch ihre Aufmerkſamkeit zu zeigen, daß ſie ihr Betragen bereut, aber keins von beiden ſpricht ein einziges Wort über das was vorgefallen iſt; die Frau iſt nunmehr ernſtlich gewarnt, und muß ſich in ihrem Betragen künftig wohl vorſehen, damit der Mann nicht einmal ganz wegbleibt und eine andere Frau nimmt.

Die Ehen werden unter den Indianern auf verſchiedene Weiſe eingeleitet und geſchloſſen; wenn die beiderſeitigen Eltern eine Zuneigung zwiſchen zwei jungen Leuten bemerkt haben, unterhandeln ſie für ſie, und die Eltern des Bräutigams machen gewöhnlich den Anfang; die Mutter iſt die Unterhändlerin für ihn, und beginnt ihr Geſchäft damit, daß ſie eine gute Wildkeule, ein Stück Bärenfleiſch oder etwas ähnliches in das Haus der Braut bringt, und dabei nicht zu erwähnen vergißt, daß ihr Sohn das Wild erlegt habe; die Mutter der Braut, wenn ſie die Heirath billigt, auf welche, wie ſie aus dem Geſchenke ſchließt, die Abſicht gerichtet iſt, erwiedert dies damit, daß ſie auch eine gute Schüſſel Eſſen von ſolchen Nahrungsmitteln zubereitet, welche durch die Arbeit der Frauen gewonnen werden, dieſe in das Haus des Bräutigams bringt, und dabei ſagt: „dies iſt von meiner Tochter Felde, und ſie hat es euch zurecht gemacht!“ — Können nun in der Folge die Mütter einander die frohe Nachricht mittheilen, daß die jungen Leute geſagt hätten, was ihnen geſchickt worden wäre, ſey ſehr gut geweſen, ſo hat die Sache ihre Richtigkeit, und es iſt eben ſo gut als hätte der junge Mann dem Mädchen geſagt: ich bin im Stande, dich beſtändig mit Fleiſch zu verſorgen! und ſie hätte erwiedert: und ſolche gute Nahrungsmittel vom Felde werde ich dir verſchaffen! Von dieſer Zeit an werden ähnliche Geſchenke von beiden Seiten wiederholt, auch die Eltern beſchenken ſich gegenſeitig, und bei zunehmender Freundſchaft verrichten ſie ihre häuslichen und Feld-Arbeiten gemeinſchaftlich, bis endlich die

jungen Leute eins geworden ſind, beiſammen zu wohnen, und von den Eltern mit den nöthigſten Geräthſchaften verſehen worden.

Bei jungen Männern, die keine Eltern mehr haben, wird die Angelegenheit noch einfacher abgemacht; der Mann geht zu der Frauensperſon, die er zu heirathen wünſcht, und ſagt zu ihr: „wenn Du es zufrieden biſt, ſo will ich Dich mir zur Frau nehmen!“ Fällt die Antwort bejahend aus, ſo geht ſie entweder gleich mit ihm, oder findet ſich bei ihm auf einem verabredeten Platz ein; oder er geht zu dem Mädchen, die er zur Frau wünſcht, legt ſeine beiden Zeigefinger dicht neben einander und ſieht ihr ſtarr ins Geſicht; lächelt ſie, ſo iſts eben ſo gut als hätte ſie *ja* geſagt, und er nimmt ſie ohne weiteres mit nach Hauſe.

Bei den Chippeways wird die Bewilligung der Heirath beim Vater des Mädchens eingeholt; willigt der Vater ein, ſo wird eine Zuſammenkunft verabredet, zu welcher ſich der Liebhaber durch ein Schwitzbad vorbereitet. Dann kommt er mit der Geliebten zuſammen, ſetzt ſich auf die Erde und raucht ſeine Pfeife. Unter dem Rauchen wirft er beſtändig kleine Stückchen Holz, etwa einen Zoll lang, eins nach dem andern bis auf hundert, nach ihr; ſo viel Hölzer die Braut in einem Napfe aus Birkenholz auffangen kann, ſo viel Geſchenke muß ihr Liebhaber ihrem Vater geben, der dieſe als Bezahlung für ſeine Tochter betrachtet. Der junge Krieger giebt alsdann ein Mahl, wozu er die ganze Familie einladet. Nach geendigtem Mahle tanzen ſie und ſingen ihre Kriegslieder. Wenn die Luſtbarkeit vorbei iſt, und der Bräutigam und die Verwandten der Braut ſich gegenſeitig Geſchenke gemacht haben, bedeckt ſie der Vater mit einer Decke von Biberfell und giebt dem neuen Paare außerdem eine neue Flinte und ein Canoe von Birkenrinde, womit die Ceremonie endigt.

Bei den Nadoweſſiern muß der junge Mann erſt Beweiſe ſeiner Geſchicklichkeit ablegen, ehe er ein Mädchen als Frau einholen kann, keineswegs aber Knechtsdienſte verrichten, wie Carver in ſeiner Reiſe behauptet; auch bei den Sechs Nationen werden Beweiſe der Geſchicklichkeit erfordert, worüber folgende Erzählung eines mohawkſchen Kriegers über dieſen Gegenſtand das meiſte Licht verbreitet, und welche wir, um zugleich eine Probe der indianiſchen Erzählungsweiſe mit allen ihren Eigenheiten aufſtellen zu können, hier nach dem Originale mittheilen: „Maſſotawana, der Sohn des Wappanome, aus dem Dorfe Niskotowaſſe, von der Nation Chickeſaw, war ein Krieger und Jäger, der ſchon lange Proben ſeines Muthes und ſeiner Geſchicklichkeit abgelegt hatte. Er hatte ſich eine ſchöne große Hütte erbaut, worin ſein Feuer brannte und ſein Keſſel aufgehängt war. Er hatte Ueberfluß an Biber-, Büffel-, Fuchs- und Bärenfellen. Auf dem Fiſchfange war er eben ſo glücklich als auf der Jagd; im Kriege an Tapferkeit dem Ausgezeichnetſten unter uns gleich. Als er eines Tags ſein Canoe am Ufer des Fluſſes Caspetowagan ausbeſſerte, erblickte er Napotelima, die Tochter des Tatobamico, welche Waſſer ſchöpfen wollte. Ein ganz neues Gefühl ergriff ihn; er ging zu ihr und ſprach: Wollteſt Du wohl mein Feuer anblaſen? (heißt ſo viel als: willſt Du mein Weib werden). Sprich mit meinem Vater, antwortete ſie. Den andern Morgen beſuchte er Tatobamico bei ſeinem Feuer und ſprach: Willſt Du mir wohl Deine Tochter Napotelima zum Weibe geben? Morgen, antwortete der Greis, gehe ich auf eine ferne Jagd; willſt Du mich dahin begleiten? Ja, ſprach Maſſotawana. Sie gingen ab. Da aber die Fahrt auf dem Fluſſe wegen der Strömungen und Waſſerfälle ſehr beſchwerlich war, ſo mußte man über die erſtern mit langen Stangen zu kommen ſuchen, und bei den letztern das Canoe auf den Schultern bis an ſtillere Waſſer tragen. Auf dem beſtimmten Jagdreviere endlich nahm jeder ſeinen Diſtrikt vor ſich. Maſſotawana fing eine große Menge Hermeline in Schleifen, Wölfe in Gruben, Biber unter dem Eiſe, Füchſe in Schlingen und Hirſche auf dem Schnee. Nachdem er Felle und Fleiſch geräuchert hatte, brachte er alles zur Hütte des Tato-

bamico, der zu ihm sprach: Ei! ei! es freut mich sehr zu sehen, daß Du so behende und geschickt bist! Morgen gehe ich nach dem Dorfe; willst Du mit mir zurückgehen? Ja! antwortete Massotawana. Sie reisten ab; aber indem sie den Fluß Nissotowa hinabfuhren, stieß das Canoe auf einen Baumast und ward leck. Massotawana lud es aus, trug es unter einen Baum, und brachte einen ganzen Tag mit der Ausbesserung zu, ohne daß Tatobamica seinen Mund aufthat, oder die Hand anlegte. Am andern Morgen brachte er es wieder in den Fluß, packte die Ladung ein, und besuchte ihn bei seinem Feuer. Alles ist fertig, sobald Du Deine Pfeife ausgeraucht hast, kannst Du einsteigen. Hier ist Dein Ruder. Sie fuhren davon. Bei der Ankunft im Dorfe sprach Tatobamico: ich habe ein viersitziges Canoe nöthig, kannst Du mir eines machen? Das sollst Du sehen, antwortete Massotawana. Gleich den folgenden Tag machte er den Graben, der zur Form dienen sollte; ging in den Wald, Rinde von schwarzen Birken zum Ueberzuge zu holen, weiße Cedern zu den Brettern, Wassereschen zu den Ribben, Weiden zu den Näthen und Harz zum Verpichen. In einem halben Monde war das Canoe fertig. Da, sprach er zu Tatobamico, dies hast Du von mir verlangt; sieh zu, ob es dicht und gerade auf dem Wasser ist. Es ist trocken und gut gemacht, erwiederte Tatobamico. Bist Du zufrieden? fragte der junge Jäger. Noch nicht; diesen Abend sollte ich mit Fackeln fischen, aber in meiner Abwesenheit hat man diejenigen verbrannt, die ich da gelassen hatte. Kannst Du mir welche machen? Du sollst sehen. Bald darauf brachte er ihm sechs, jede drei Fuß lang. Hier sind noch Hirsch- und Büffelhäute; kannst Du sie im Rauche bereiten und mit Hirn gerben? Das sollst Du sehen; und einige Tage darauf brachte er sie ihm, sehr biegsam und gut zurecht gemacht. Kannst Du mit Fackeln fischen? Das sollst Du sehen, antwortete der junge Mann. Sie gingen zusammen, jeder fuhr in seinem Canoe, und Massotawana harpunirte eine große Menge Störe. Nach dem Beschlusse der Fischerei sprach Tatobamico: Komm, wärme Dich an meinem Feuer! Er ging mit. Fülle Deine Pfeife; wir wollen zusammen rauchen. — Ich sehe, fuhr der Greis fort, daß Du ein behender, geduldiger und unermüdeter Jäger bist; daß Du Canoes ausbessern und verfertigen kannst; daß Du mit dem Netze, bei Fackeln, unter dem Eise wie auf dem Wasser, bei Tag und bei Nacht zu fischen verstehst. Man sagt, daß Du schnell und zu allen Leibesübungen aufgelegt, daß Du ein eben so tapferer Krieger als Jäger bist; daß Du den Tod als den Weg ansiehst, der den Tapfern in das Land führt, das unsere Voreltern bewohnen; daß Du bereit bist, Dein Leben der Ehre unserer Nation und unseres Stammes aufzuopfern; daß Du selbst Deinen Wigwam gebaut, daß Du darin Dein Feuer unterhältst; daß Du den Kessel Deines alten Vaters zu füllen Dich bemühest; daß Du das Alter ehrst; daß Du lieber zuhörst, als sprichst; und endlich, daß Du das Feuerwasser (den Branntwein) der Weißen fürchtest. Da dem so ist, so bist Du werth Mann und Vater zu seyn. Geh zu meiner Tochter Napotelima, wiederhole ihr, was ich so eben gesagt habe, singe ihr Dein Kriegslied vor, und ist sie dann zufrieden, so mag sie Dein Feuer anblasen. Sei glücklich mit ihr, und sie mit Dir! Vergiß nie, was ein braver Mann den Weibern schuldig ist; ohne sie würden wir Bären und Wölfe auf Erden seyn. (Voyage à la Haute-Pensylvanie ꝛc. p. 142.)

Trotz der scheinbaren Gleichgültigkeit, mit welcher ein Indianer nach langer Abwesenheit seine Frau und Kinder empfängt, vernachläßigt er weder die Ansprüche der ehelichen noch väterlichen Zärtlichkeit; beim Eintritt ins Haus sagt er nur: Ich bin zurückgekehrt! worauf die Frau erwiedert: Ich freue mich! Hat er sich dann im Wigwam umgesehen, nach den Kindern gefragt und vernommen, daß sie sich alle wohlbefinden, spricht er: Ich bin froh! und dies ist fürs erste die ganze Unterredung zwischen Mann und Frau; auch erzählt er für jetzt nicht, was ihm auf der Reise begegnet ist, sondern erwartet die Mahlzeit, welche seine Frau für ihn bereitet. Nach einiger Zeit, wenn

die Leute aus dem Dorfe ſich vor ſeinem Hauſe verſammelt haben, hört ſeine Frau mit den Uebrigen ſeine Geſchichte der Länge nach.

Die Behandlung der Weiber iſt bei den verſchiedenen Völkerſchaften und Stämmen ebenfalls verſchieden, und je reiner die Indianer ihre Sitten bewahrt haben, je weniger ſie mit den Weißen in Berührung gekommen ſind, um ſo beſſer haben es die Frauen, um ſo mehr Freiheit wird ihnen geſtattet, und Manche von ihnen haben ſich bei einigen Stämmen ſelbſt eine große Herrſchaft angemaßt, großes Anſehen gewonnen, wie John Tanner, in ſeinen Denkwürdigkeiten, mehre Beiſpiele unter den Ottowas anführt, obgleich bei dieſen die Frauen in der Regel gerade am ſtrengſten gehalten werden, im buchſtäblichen Sinn Laſtthiere ſind, und nicht einmal von ihren Männern erben, da bei dem Tode derſelben alles wieder an die Verwandten fällt, oder weggegeben wird.

Wie ſchon oben geſagt, iſt bei den Indianern Vielweiberei erlaubt, und jeder folgt in dieſem Stücke ſeiner Neigung, obgleich die Meiſten nur eine Frau haben. Die Häuptlinge der nördlichen Stämme haben oft 4, 6, und noch mehr Weiber. Jedem ſteht es frei, ſo viel Weiber zu nehmen, als er deren, mit den davon zu erwartenden Kindern, ernähren kann. Es iſt nicht ungewöhnlich für einen Indianer zwei Schweſtern zur Ehe zu haben, ja öfters ſämmtliche Schweſtern eines Hauſes, und ungeachtet dieſer, nach unſern Begriffen unnatürlichen Verbindung, leben ſie in vollkommener Eintracht. Die jüngern Frauen ſind den ältern unterwürfig, und diejenigen, welche keine Kinder haben, verrichten für die fruchtbaren ſolche niedrige Geſchäfte, daß ihr Zuſtand nicht viel von Sclaverei verſchieden iſt. Deſſen ungeachtet vollführen ſie jeden Auftrag mit der größten Heiterkeit, in der Hoffnung, dadurch die Liebe ihres Gatten zu gewinnen, und auch ſo glücklich zu ſeyn, Mütter werden zu können, um die davon abhängende Achtung zu genießen. Es iſt nicht ungewöhnlich, daß ein Indianer, obgleich er mehre Frauen hat, ſich oft mehre Jahre lang nur zu einer einzigen hält — ja daß er manche in ihrem ganzen Leben nicht berührt. Dieſe werden zuweilen einem das Lager beſuchenden fremden Häuptling angeboten, und laſſen ſich dieſe, nur eine Zeitlang fortdauernde, Verbindung willig gefallen; ohne Einwilligung des Mannes aber würden ſie ſich keine ſolche Verbindung ungeſtraft erlauben dürfen. Bei den Kniſtinoes und andern weſtlichen und nördlichen, nur ſelten mit Europäern in Berührung kommenden Völkern, iſt es allgemein Sitte, den Häuptlingen ſowohl als andern den Stamm beſuchenden Kriegern, die Geſellſchaft ihrer Weiber aus Höflichkeit anzubieten, und vor der Ankunft der Europäer iſt dieſe Sitte allgemein üblich geweſen. Bei den Indianern, welche den Niederlaſſungen näher wohnen, ſind indeß manche dieſer Sitten abgekommen. (Carver ꝛc. p. 367). Bei manchen Stämmen wird der für den beſten Jäger gehalten, welcher die meiſten Weiber hat, weil er durch ſeine Betriebſamkeit für den Unterhalt derſelben ſorgen muß. — Sie lachen über die Anſiedler, daß dieſe nur eine Frau haben, und noch obendrein auf zeitlebens, da ſie der Meinung ſind, der gute Geiſt habe ſie erſchaffen um glücklich zu ſeyn, nicht aber um bei einander zu bleiben, wofern nicht ihre Gemüthsart und Neigungen übereinſtimmten.

Der Ehebruch wird von den Indianern für ein ſchändliches Laſter gehalten, und mit äußerſter Strenge beſtraft, die Frau entweder auf eine ſummariſche Weiſe vom Ehemann derb gezüchtigt oder ihre Naſe geſchändet, in früherer Zeit vom Manne ſogar abgebiſſen; bei einigen Stämmen ſucht der Mann gleiches mit gleichem zu vergelten, oder den Beleidiger aus der Welt zu ſchaffen. Die Ehebrecherin wird entweder blos verſtoßen, oder ebenfalls ums Leben gebracht. — So kalt und froſtig auch die Indianer in Anſehung des Geſchlechtstriebes ſcheinen, ſo keuſch die Frauen auch im allgemeinen während der Ehe ſind, ſo unenthaltſam ſind ſie als Mädchen; den jungen Kriegern fehlt es nicht an Gelegenheit, ihren Leidenſchaften Befriedigung zu verſchaffen, und nur zu dreiſt gehen ſie dabei zu Werke. Sie dringen des Nachts in die Hüt-

ten, zünden ein Licht an, welches sie in der hohlen Hand ängstlich zu verbergen suchen, wecken die Geliebte, und sind willkommen, sobald diese, wenn sie erwacht, das Licht ausbläst; hüllt sie sich aber ein, so zieht der Liebhaber mit einem Korbe ab. Die Indianerinnen sind, im Ganzen genommen, etwas reizbarer Natur, werden aber darum nicht weniger geschätzt, wenn sie vor ihrer Verheirathung ihren Neigungen sich überließen; ja, wie Carver erzählt, wurde eine Frau unter den Nadoweſſiern mit um so größerer Achtung behandelt, weil sie in jüngern Jahren ein Reisfest gegeben hatte, zu welchem vierzig der vorzüglichsten Krieger eingeladen waren, denen sie in ihrem Zelte Reis und Wildpret vorsetzte, und sie als Liebhaber erkannte. — Groß ist die Liebe der Indianer zu ihren Kindern, und der Erziehung derselben wird vorzügliche Aufmerksamkeit gewidmet. Sobald ein Kind geboren ist, geht die Mutter, in der Sommerzeit, an's Wasser und taucht ihr Kind ein, wickelt es hierauf in eine kleine wollene Decke, und bindet es auf ein mit Moos bedecktes Brett, welches oben am Kopfende einen Reif hat, so daß der Kopf des Kindes nicht beschädigt werden kann. Im Winter wird das Kind in Häute und Decken zugleich eingewickelt; in heißer Sommerzeit wird ein leichtes Tuch über den jungen Weltbürger gedeckt, um die in den Wäldern so lästigen Musquiten abzuhalten. Das Brett, auf welchem das Kind liegt, wird vermittelst eines breiten Tragbandes an der Stirn der Mutter befestigt und ruht auf ihrem Rücken. Eine Mutter säugt ihr Kind bis es vier, und zuweilen sechs bis sieben Jahre alt ist, und füttert es in der Zwischenzeit, wenn sie es haben kann, mit Brei aus Welschkorn und Milch; in entfernteren Gegenden nimmt sie statt dessen wilden Reis und Hafer, welche man von den Hülsen reinigt, zwischen Steinen zermalmt und mit Ahornzucker und Wasser kocht. (Long. 611 ff.)

Von der frühesten Zeit an sind die Eltern bemüht, den Geist der Unabhängigkeit bei den Kindern zu befördern, lassen ihnen stets freien Willen, und zwingen sie nie zu irgend etwas, verfehlen aber dabei nicht, ihnen Dankbarkeit gegen den großen Geist einzuflößen, der ihnen das Leben gegeben hat, und der durch einen seiner niederen Geister von oben herab ihnen Korn, Kürbisse, Melonen, Bohnen und andere Gemüsearten herabgesendet habe. Zugleich machen sie ihnen bemerklich, daß ihre Vorfahren, die dies alles aus den Händen des großen Geistes empfingen, gewußt hätten, was jenem guten Wesen am wohlgefälligsten sey, und auf welche Weise die Gunst desselben am sichersten erlangt werden könne; man weist sie an, bei denen, die Alles wissen, Belehrung zu suchen, von ihnen anzunehmen, und sie wegen der Weisheit und Kenntnisse, welche sie besitzen, zu ehren. Dies erweckt bei den Kindern ein lebhaftes Gefühl von Achtung für die Bejahrten, und ein ernstliches Verlangen, ihrem Rath und Beispiel zu folgen. Man reizt ihren jugendlichen Ehrgeiz, indem man ihnen sagt, daß sie mehr wären als alle übrige Geschöpfe, und daß sie Gewalt über sie haben sollten; man giebt sich Mühe, ihnen dies Gefühl recht frühzeitig einzupflanzen, und bald wird es auch in der That das leitende Princip ihres folgenden Lebens; man prägt ihnen ein, daß sie durch die Befolgung des Rathes des am meisten bewunderten und gepriesenen Jägers, Fallenstellers oder Kriegers, in der Folge eben den Grad des Ruhms, der diesem zu Theil geworden, auch erreichen würden, und daß, wenn sie sich nach den Rathschlägen der Bejahrten, der Oberhäupter der vorzüglichsten Weisen richteten, sie künftig auch einmal zur Ehre gelangen und zu den weisen Männern gerechnet werden könnten: ein ehrenvoller Titel, der keinen Indianer gleichgültig läßt. Man macht ihnen begreiflich, die Schwachen und Bejahrten zu ehren, und gut und dienstfertig gegen sie zu seyn, um wenn einst an sie die Reihe kommen sollte, die Schwäche des Alters zu fühlen, von ihren Nachkommen auf gleiche Weise behandelt zu werden. — Nachdem die Eltern diese Lehren dem zarten Gemüth der Kinder hinlänglich eingeprägt, suchen sie bei ihnen das Gefühl von dem Unterschied zwischen gut und böse zu erwecken;

sie sagen ihnen, daß es gute und böse Handlungen gäbe, und daß es bei ihnen stände, sowohl diese als jene auszuüben; daß aber gute Handlungen dem guten Geiste, der das Leben gegeben, wohlgefielen, daß alles Böse hingegen von dem bösen Geiste herkäme, der ihnen gar nichts Gutes gegeben habe und der ihnen auch nichts Gutes geben könne, da nichts dergleichen sich bei ihm finde, daß dieser sie um alles Gute, was sie vom guten Geiste empfangen hätten, beneide, und daß er weit unter dem guten Geiste stände.

Diese vorbereitenden Lehren erregen in den Kindern den Wunsch zu erfahren: was gut und böse sey, und wenn auch die Weise, auf welche dieser Unterricht vorgetragen wird, keine Lektion für eine bestimmte Stunde oder Tag, sondern vielmehr eine lange Folgereihe von mehr praktischen als theoretischen Belehrungen ist, welche sich nicht zu bestimmten Jahreszeiten wiederholen, sondern welche dem Kinde gezeigt, vorgehalten und begreiflich gemacht werden, erzeigt sich dieser Unterricht um so eindringlicher, als er nicht nur von den Eltern oder denen, die unmittelbar die Aufsicht über das Kind führen, ausgeübt wird, sondern daß die ganze Gemeinde insgesammt und gleichmäßig an der Leitung des aufwachsenden Geschlechtes Antheil nimmt.

Dieser Unterricht der Kinder geschieht aber nicht in einem gebieterischen abschreckenden Tone, sondern auf die sanfteste und einnehmendste Weise, und das väterliche Ansehen wird niemals durch harte Zwangsmittel gehandhabt, und weder durch Züchtigungen noch Drohungen suchen die Indianer einem Befehl Nachdruck zu geben oder Gehorsam zu erzwingen. Nur moralischer Zwang wirkt auf den Indianer, und der Stolz des Kindes ist das Gefühl, an welches man sich hält, und welches auch beinahe in jedem Fall das Beabsichtigte bewirkt. Ein Vater braucht nur in Gegenwart seiner Kinder zu sagen: „Ich wünsche, dies ausgerichtet zu haben.“ — „Ich wünsche, daß eins von meinen Kindern in dieser Angelegenheit für mich ginge.“ „Laß doch sehen, welches das gute Kind ist, das es thun will!“ und das Wörtchen gut wirkt mit Zauberkraft; — alle Kinder wetteifern mit einander, den Wünschen des Vaters zu entsprechen.

Bei dieser Art der Erziehung werden die Eltern, wie schon oben gesagt, vom ganzen Stamme oder der Gemeinde unterstützt; wird ein Kind von seines Vaters Hause ausgeschickt, um einer bejahrten Person eine Schüssel Essen zu bringen, so werden Alle im Hause dasselbe einstimmig ein gutes Kind nennen, werden fragen: wem gehört dies Kind, und wenn sie es vernehmen, ausrufen: Ei, hat die Schildkröte, oder der kleine Bär (wie nun des Vaters Name seyn möge) ein so gutes Kind! — Sieht man ein Kind, welches eine alte schwache Person führt, durch die Straße gehen, so werden alle Bewohner eines Dorfes, so daß es von ihm gehört werden kann, die etwa gegenwärtigen Kinder ermuntern, ein Beispiel daran zu nehmen, und Einer dem Andern zurufen, hinzusehen und zu bemerken, was für ein gutes Kind dies seyn müsse, das dem Alter so große Aufmerksamkeit beweise; oder: „möge der große Geist, der dies sieht, diesem guten Kinde ein langes Leben schenken!“ — Und so befolgt man fast in allen Fällen diese Weise, um die Kinder über das, was für sie gut, anständig und ehrenvoll ist, zu belehren; dahingegen wenn ein Kind etwas Böses begangen hat, der Vater zu ihm sagen wird: „Ach, wie schmerzt es mich, daß mein Kind diese böse That begangen hat! ich hoffe es wird nicht wieder geschehen!“ Dies wirkt gewöhnlich, zumal wenn es in Gegenwart Anderer gesagt wird. — Die ganze Anlage der Erziehung bei den Indianern ist mehr darauf gerichtet, den Geist zu erheben, als ihn niederzudrücken, und auf solche Weise entschlossene Jäger und furchtlose Krieger zu bilden.

Hat ein junger Bursche sein erstes Stück Wild erlegt, etwa einen Hirsch oder einen Bären, so werden die Eltern nicht ermangeln, in Gegenwart ihrer Kinder zu irgend

Jemand zu ſagen: „Der Burſch muß den ältern Jägern recht aufmerkſam zugehört haben, denn obgleich er noch jung iſt, hat er doch ſchon bewieſen, daß er ſelbſt einmal ein guter Jäger werden wird.“ — Hat auf der andern Seite ein junger Burſche keinen ſolchen Beweis geliefert, ſo wird man ſagen: er hat auf die Geſpräche der Aelteren nicht gemerkt! — Auf ſolche indirekte Weiſe wird den jungen Leuten über alle Gegenſtände Unterricht ertheilt, und dadurch, daß ſie den Bejahrten zuhören, wenn dieſe ſich über verſchiedene Gegenſtände unterhalten und dabei der Reihe nach erzählen, wie ſie zu Werke gegangen, lernen ſie die Kunſt des Jagens, Fallenſtellens und Kriegführens. Durch dieſe Art des Unterrichts wird ihre Ehrfurcht für das Alter lebendig erhalten, und noch durch die Betrachtung erhöht, daß ihnen in Zukunft dieſelbe Ehrfurcht bei ihren Erzählungen bewieſen werden wird. — Bei allen indianiſchen Nationen iſt dieſe Art Unterricht zu ertheilen üblich, und legt den Grund zu der freiwilligen Unterwerfung unter den Willen ihrer Oberhäupter, wodurch ſich die Indianer ſo ſehr auszeichnen. (Heckewälder S. 152.)

Auf den Anzug und Putz ihrer Kinder verwenden die Indianer wenig: bis in's ſechste Jahr und länger geht der Knabe nackt; die erſte Kleidung, die er bekommt, beſteht in einem ſchmalen Streifen von blauem Tuche, der zwiſchen den Beinen locker durchgeht, und mit einem Riemen angebunden wird. Den Mädchen hingegen wird, ſobald ſie gehen lernen, ein Röckchen umgebunden.

Gewöhnlich giebt der Vater ſeinem Kinde im fünften oder ſechsten Jahre einen Namen, der, nach ſeinem Vorgeben, ihm durch einen Traum bekannt gemacht worden. Dieſes geſchieht bei einem Opfer auf eine feierliche Weiſe durch Geſang. Das nennen ſie über das Kind beten! und eben ſo feierlich gehen ſie zu Werke, wenn ſie einen Erwachſenen, der ſchon einen Namen hat, um ihn zu ehren, einen dazu geben. Wenn aber die Mutter dem Kinde einen Namen giebt, macht ſie nicht ſo viel Umſtände, und nennt es gewöhnlich nach einer Eigenſchaft, die ihr an demſelben beſonders gefällt, als: das ſchöne Kind, das Großauge, u. dgl. Einem Kinde, das ſie nicht lieb haben, geben ſie auch wohl einen garſtigen Namen.

Wenn die Mädchen heran wachſen, ſo ſuchen die Mütter ſie nach und nach zur Arbeit zu gewöhnen, laſſen ſie daher gelegentlich ihnen zur Hand gehen, und ſind überhaupt darauf bedacht, daß ſie die weiblichen Geſchäfte in Zeiten lernen. Die Knaben aber werden zu keiner Arbeit angehalten, gehen ihren Einfällen nach, nehmen vor was ihnen beliebt, und Niemand wehrt ihnen. Richten ſie Schaden an, ſo werden ſie nur mit guten Worten darüber erinnert, und die Eltern vergüten den Schaden lieber doppelt und dreifach, als daß ſie ihre Kinder darüber beſtrafen ſollten.

Die Knaben üben ſich im Gebrauch des Bogens, und ſchießen nach einem Ziele, nach Tauben, Eichhörnchen u. dgl. Wächſt der Knabe noch mehr heran, ſo bekommt er eine Flinte oder gezogene Büchſe. Der erſte Hirſch, den er erlegt, veranlaßt ſtets eine Feierlichkeit, und iſt gar ein Bär ſeine erſte Beute, ſo iſt des Jubels kein Ende, und der Knabe oder Jüngling erhält die Weihe des Jägers.

Wenn wir auch auf der einen Seite annehmen, daß die Selbſterhaltung die Triebfeder iſt, welche die Indianer beſtimmt die Erziehung der Kinder auf dieſe Art zu bewerkſtelligen, ſo müſſen wir doch geſtehen, daß es die naturgemäßeſte Art der Erziehung iſt und wohl verdiente, von civiliſirten Völkern beachtet zu werden. Oft habe ich mit Erſtaunen bemerkt, wie artig und liebenswürdig die Kinder der Indianer ſeyn können und aufrichtig muß ich geſtehen, daß unter den Stämmen des Nordens, Südens und Weſtens, mit denen ich auf meinen Reiſen in Berührung gekommen, mir unter den Jungen nie ſolche ungeſchliffene Bengels vorgekommen ſind, wie man ſie häufig unter Hohen und Niedern in unſerem civiliſirten Europa trifft. Ihr Betragen iſt frei und keineswegs linkiſch, und ihre Offenheit und Gefälligkeit, beſonders aber ihre Achtung

gegen das Alter, ein wahres Musterbild für unsere deutsche Jugend. Ihr politischer Zustand trägt allerdings dazu nicht wenig bei, und die Lehren und die Erzählungen der Mütter, die Gespräche der Bejahrten, leisten mehr als Zwang und Strafen in Europa. Das Einzelne nicht verzogen werden, läßt sich nicht läugnen, doch auch diese Verzogenen sind keine Bürde des Stammes, weil sie größtentheils, wenn Verachtung sie straft, das Dorf verlassen. Die Mütter sind in den ersten Jugendjahren die Haupterzieherinnen oder Lehrerinnen, und bringen die Abendstunden meistens damit zu den Kindern die Züge des Muths, die Großthaten ihrer Väter, der Helden des Stammes zu erzählen, wie sie während ihres Lebens so und so viel Feinde getödtet, scalpirt oder verbrannt, oder wie sie, wenn sie das Unglück gehabt gefangen genommen zu werden, mit erhabenem Muthe die fürchterlichsten Martern erduldet. Zuweilen unterhalten sie die Kinder mit den innern Zwistigkeiten des Stammes, mit den Beschwerden über diese oder jene Nachbarn, mit behutsam zu nehmenden Maßregeln, um sich zu gelegener Zeit dafür rächen zu können, und geben ihnen leider auch auf diese Weise Unterricht in der Verstellung, der Grausamkeit, dem Hasse, der Behutsamkeit in der Rache und dem Blutdurst, während sie ihnen auf der andern Seite ein hohes, enthusiastisches Gefühl von ihnen selbst und von ihrer Nation beibringen. Man lehrt sie das Irdische verachten, Hunger und Durst zu ertragen, und den Martern mit mannhafter Stirn entgegen zu gehen, und führt ihnen Beispiele an, um sie mit dergleichen Ereignissen vertraut zu machen. Man prägt ihnen Muth und Standhaftigkeit ein, um sie einst zum Schrecken ihrer Feinde zu machen, sucht ihnen eine hohe Meinung von dem Heldenmuthe ihres Stammes beizubringen, und belehrt sie, daß es für einen Mann schändlich sey, bei irgend einer Gelegenheit Thränen zu vergießen; daher auch die Unerschütterlichkeit, durch welche sich die Indianer in den verschiedenen Lagen des Lebens auszeichnen.

Hat ein Knabe das vierzehnte Jahr erreicht, so erhält er bei mehren Stämmen die geistige Weihe, eine der seltsamsten Ceremonien, die jedesmal beim Eintritt in's Jünglingsalter vorgenommen zu werden pflegt. Man unterwirft um diese Zeit die Knaben einer abwechselnden Ordnung des Fastens und Medicinirens, und sucht sie durch Getränke berauschender Art in einen Zustand der Ueberspannung zu versetzen, in welcher sie Gesichte zu sehen vermeinen, und sich ihnen durch Träume die Zukunft offenbart. Zu diesem Ende erhält jeder Einzuweihende zuerst zwei Handvoll der Wurzel des Mai-Apfels, welche er in einem Tage aufzehrt, sie trinken einige Tage lang nichts als Wasser, in welchem die Blätter dieser Pflanze geweicht wurden, und essen während der Abenddämmerung zwei oder drei Löffel gekochten Mais. Vier Tage lang wiederholen sie diese Körperreinigung, und hüten während dieser Zeit das Wigwam. Den fünften Tag gehen sie wieder aus, bekleiden sich aber mit neuen Schuhen. Zwölf Manate lang dürfen sie weder Truthähne, noch Hühner, weder Bären- noch Rehfleisch, noch Salz genießen, und während dieser Zeit ist es ihnen verboten, die Ohren mit den Fingern zu reinigen, noch den Kopf damit zu kratzen, sondern sie müssen ein Stückchen Holz dazu nehmen. Vier Monate lang müssen sie ein besonderes Feuer unterhalten, und ihre Nahrungsmittel selbst zubereiten, im fünften Monde aber können sie von jemand anders kochen lassen, nur müssen sie sich immer zuerst bedienen, und dürfen nur einen Löffel und eine Schüssel haben. Mit jedem Neumond müssen sie vier Tage lang einen Aufguß von Schlangenwurzel trinken, und sich bis auf den Abend aller Nahrung enthalten, wo sie einige Löffel Mais zu sich nehmen dürfen. Im zwölften Monat verhalten sie sich vier Tage lang, wie zu Anfang der Weihe, und sammeln den fünften Tag die Spitzen der Maisstengel, die sie zu Asche brennen, und sich mit derselben den ganzen Körper einreiben. Am Ende des Monats nehmen sie ein starkes Schwitzbad, gehen darauf in's Wasser, und endigen so die Ceremonie. Bei

einigen Stämmen ist die Ceremonie der Weihe auf 6—8 Monate beschränkt, bei andern währet sie nur 12 Tage, bei allen aber wird sie unter der Oberaufsicht der Priester vollzogen.

In diesem durch Fasten, Brech- und Purgirmittel und narkotische Getränke aufgeregten Zustande geben die Indianer vor, außerordentliche Gesichte zu bekommen, und Zusammenkünfte mit dem Mannitto oder mit Geistern zu erringen, bei denen ihnen die wichtigsten Ereignisse ihres Lebens enthüllt und sie zugleich über ihren künftigen Beruf belehrt würden. Ist ein Knabe so eingeweiht, so gibt man ihm einen Namen, übereinstimmend mit den Gesichten, die er gesehen hat, und dem Schicksal welchem er, wie man glaubt, entgegen geht, und auf diese Weise in einen Zustand der höchsten Seelenspannung versetzt, tritt der Jüngling mit hoher Meinung von sich selbst in die Welt, und fühlt sich zu den kühnsten Unternehmungen begeistert.

Der Glaube an die Wahrheit dieser Visionen ist allgemein unter den Indianern, und vergebliche Mühe würde es seyn, ihnen zu beweisen, daß ihre Träume nichts als die Wirkungen einer erhitzten Einbildungskraft seyen; alle ihre Träume und Gesichte halten sie für Eingebungen eines Mannitto, und der Glaube daran flößt ihnen eine solche Stärke, Macht und Unerschrockenheit ein, welcher nichts zu widerstehen vermag; doch nicht Alle, die auf solche Weise eingeweihet wurden, sind für eine kriegerische Laufbahn bestimmt, und Mehre erfahren erst durch ihre Träume, daß sie Aerzte, Beschwörer oder sonst etwas im bürgerlichen Leben werden sollen. Es ist zum Erstaunen, sagt Heckewelder, was für eine Menge abergläubiger Vorstellungen den arglosen jugendlichen Gemüthern vermittelst dieser Träume eingeflößt werden, und es gibt sogar einige, welche auf diesem Wege angeleitet werden, an die Seelenwanderung zu glauben. Viele Indianer glauben, daß sie vermittelst jener Visionen wüßten, was aus ihnen werden würde, wenn sie stürben, wie ihre Seelen ihre Körper verlassen, und ihre Wohnung in denen noch ungeborner Kinder nehmen würden, und ihr Traditionsglaube leistet ihnen hierbei nicht wenig Vorschub. Heckewelder erzählt von einem sehr verständigen Indianer, der selbst von den Weisen sehr geachtet wurde, aber nicht von seinem Glauben an die Kraft der Weihe abzubringen war; er bezeugte, daß er eine deutliche Erinnerung von den Träumen und Gesichten habe, die ihm bei seiner Weihe vorgekommen wären, und daß er sich versichert hielte, sie rührten von der Wirksamkeit himmlischer Geister her. Er behauptete seltsame Dinge von seinem eignen übernatürlichen Wissen, welches er nicht blos zur Zeit seit Weihe, sondern zu andern Zeiten, ja selbst vor seiner Geburt erlangt habe. Er sagte, er wisse, daß er zwei Menschenalter hindurch gelebt habe, daß er zweimal gestorben sey, und zum drittenmale geboren worden wäre, um während der Dauer des jetzt lebenden Geschlechtes fortzuleben, worauf er sterben und nie wieder in dieses Land kommen werde. Tanners Pflegemutter stand bei dem Stamme der Ottowas, ihrer Träume und Gesichte wegen, in großem Ansehen, und obgleich ihr eigner Sohn sie verspottete, war sie doch das Orakel des ganzen Stammes.

Die Eigennamen, welche die Indianer führen, sind ziemlich willkürlich und werden ihnen in ihrer Jugend gewöhnlich nach Thieren verschiedener Art, als: Biber, Otter, Sonnenfisch, Klapperschlange u. s. w. gegeben; Andere führen auch Namen, welche in ihren persönlichen Eigenschaften oder in ihrem Aeußern liegen, oder zum Theil auch in Laune und irgend einem Einfall ihren Grund haben, und noch Andere werden ihnen von den Weihen beigelegt, wie z. B. Pfeife (Pipe), Weißauge (Whiteeyes), Hirschtödter (Killbuck) u. s. w., welches keine eigentlich indianischen Namen sind. Sie behalten nicht immer den zuerst angenommenen Namen bei und nehmen, gewöhnlich nach erhaltener Weihe, oder nachdem sie in den Stand der Männer getreten sind, einen neuen Namen an. Viele Namen sind Anspielungen sittlichen Betragens oder verdienst-

licher Handlungen und werden, ob sie gleich in der Ueberſetzung oft einen ganzen Satz bilden, gewöhnlich in einem einzigen Worte ausgedrückt, in deren Zuſammenſetzung die Indianer außerordentlichen Scharfſinn zeigen, wie Ottahtongoomlisheah, d. i. der große Vater der Schlangen, oder Honahpawiatin, der ſchnelle Läufer über die Berge, Namen zweier Krieger der Nadoweſſier. Fremde werden ſie nie bei ihren Namen nennen, ſondern ihnen allemal ſolche beilegen, welche von einer beſonderen, an der Perſon von ihnen bemerkten Eigenſchaft hergenommen iſt; ſo erhielt William Penn, als ihnen die Bedeutung des Namens Penn (Feder) geſagt wurde, von den Lenapes den Namen Miquon, von den Iroquesen den Namen Onas, welches in ihrer Sprache daſſelbe bedeutete, und Philadelphia hat bei den Indianern noch immer den Namen, womit ſie früher den Platz bezeichneten, ungeachtet aller Veränderungen, die dort vorgegangen ſind: Kuequenaku (koo-ek-wen-aw-koo), d. i. der Hain der langen Tannen.

Eine Folge der praktiſchen Erziehung der Indianer iſt die große Ehrfurcht, die ſie dem Alter beweiſen. Die Aeltern ſparen keine Mühe, dem Gemüthe der Kinder die Ueberzeugung einzuprägen, daß ſie ſich den Zorn des großen Geiſtes zuziehen würden, wenn ſie die vernachläßigten, denen ſeine Güte vergönnte, ein ſo hohes Alter zu erreichen und die er vor allen Gefahren des Lebens geſchützt; es iſt eine der moraliſchen und religiöſen Wahrheiten, welche ſie beſtändig vor Augen haben, daß der große Geiſt, der ſie erſchuf und ſo reichlich verſorgte, es den Aeltern zur Pflicht gemacht, für ihre Kinder ſo lange zu ſchaffen, bis ſie im Stande ſeyn würden, ſich ſelbſt zu helfen, und daß die Kinder die nämliche Sorge für die übernehmen müßten, die, vor Alter ſchwach geworden, ſich ihre Bedürfniſſe ſelbſt nicht mehr verſchaffen könnten. Bei dieſen Unterſtützungen des Alters bleiben die Indianer aber nicht bei dem durchaus Nothwendigen ſtehen und begnügen ſich nicht damit, die Bejahrten gegen das Umkommen vor Hunger und Kälte zu ſchützen, ſondern ſie laſſen ihnen an allen Freuden und Bequemlichkeiten des Lebens ihren Antheil haben. Es iſt wirklich ein rührendes Schauſpiel, die zarte Sorgfalt zu beobachten, welche ſie bei jeder Gelegenheit gegen alte und abgelebte Perſonen beweiſen, wie ſie, wenn ſie zur Jagd gehen, dieſelben auf ein Pferd oder in ein Canoe ſetzen und ſie durch die Waldungen mit zu ihren Jagdplätzen nehmen, um ſie durch den Anblick einer Beluſtigung zu erheitern, an welcher ſie aus Schwäche ſelbſt keinen Antheil mehr nehmen können; Andere gehen noch weiter und laſſen die grau gewordenen Veteranen dadurch Theil nehmen, daß ſie ein gejagtes Stück Wild umzingeln, daſſelbe unter den Schuß bringen und nun Junge und Alte zu gleicher Zeit darauf losfeuern, ſo daß es ſchwer wird zu ſagen, weſſen Schuß das Thier niedergeſtreckt und von den Jüngern allemal zu Gunſten der Aeltern entſchieden wird. Zu Hauſe werden die Bejahrten ſo behandelt und verpflegt, als ob ſie Lieblingskinder wären. Man hält ſie werth und liebkoſet ihnen, thut ihnen gütlich, wenn ſie geſund ſind, verpflegt ſie auf dem Krankenlager und kommt allen ihren Wünſchen zuvor. Die jungen Leute ſuchen ſie auf, denn die Unterredung der Bejahrten mit ihnen wird als eine Ehre betrachtet. Ihr Rath wird bei allen Gelegenheiten eingeholt, ihre Worte werden wie Orakel aufgefaßt, und wenn ſie zu Zeiten auch geſchwätzig ſind, oder im höchſten Alter kindiſch werden, giebt dieſes bei den Indianern nie Stoff zum Geſpött oder Gelächter. Bei jeder Gelegenheit, und in allen Verhältniſſen des Lebens nimmt bei den Indianern das Alter die erſte Stelle ein, und ſelbſt bei den Vergnügungen der Knaben unterwerfen ſich die Jüngern der Leitung des Aelteſten unter ihnen, der ihr Anführer, Befehlshaber und Sprecher iſt; werden ſie auf dem Wege von irgend Jemand angeredet, ſo wird keiner antworten, als der Sprecher, und dieſer Regel bleiben ſie ſtets getreu, und beobachten ſie, wenn ſie herangewachſen ſind; in keinem Falle wird ſich einer in einer Geſellſchaft oder einer Verſammlung einiges Anſehen

über den Anführer anmaßen, oder ihn zurecht weisen, wenn er den Weg verfehlen oder sich verirren sollte; noch viel weniger wird einer, dem er etwas sagt, widersprechen, wenn er nicht bestimmt um seine Meinung gefragt wird, und blos in diesem Falle, sonst nicht, wird er sein Urtheil, doch immer mit großer Bescheidenheit, aussprechen (Heckewelder, Kap. 17).

Viele Reisende und Geographen haben zu behaupten gewagt, daß alte Leute unter den Indianern nicht nur vernachläßigt und dem Mangel preisgegeben würden, sondern daß man sie sogar, wenn sie sich selbst nicht länger helfen könnten, gänzlich aus dem Wege räumte. In Nord-Amerika ist dieses aber nirgends der Fall, und wenn unter irgend einem Indianer-Stamm, Jemand, blos aus dem Grunde einen bejahrten Mann oder eine bejahrte Frau tödten würde, weil sie für die Gesellschaft unnütz und eine Last geworden sind, der Mörder augenblicklich zum Tode gebracht werden würde. Keine Handlung würde mehr Entsetzen und allgemeinen Abscheu erregen, als diese, und die Zeugnisse der verschiedenen Missionäre aller Religionspartheien, unter denen Heckewelder und Zeisberger oben an stehen, sprechen laut und hinlänglich gegen jene Verläumdungen; häufiger kommt es vor, daß bei vorgerücktem Lebensalter der Indianer den Tod mehr aufsucht, als fürchtet, namentlich wenn die Kinder dem Vater in die Ewigkeit vorangegangen sind. Daher die rührende Klage des alten Aguegon, welche uns die Voyage dans la Haut-Pensylvanie etc. aufbewahrte: „Was ist ein Jäger und ein Krieger, wenn er anfängt unter der Last der Jahre zu erliegen, wenn die Zeit das Mark seiner Gebeine ausgetrocknet und seiner Stirne die Furchen des Alters eingegraben hat? Von den Höhen seiner Jugend und seines Lebens herabgestiegen in die Thäler der Stille, der Dunkelheit und des Todes, wird er nie die Frühlingssonne wiedersehen, wird nie sein Haupt, das gebückt ist, wie die Aeste der Weide, unter der Last des Schnees, sich wieder erheben und wieder grünen. Sein Gang, vor kurzem stolz und rasch, wie der des Elenns, gleicht dem langsamen und krummen Schleppen der Schnecke, und er wird, wie dieses kriechende Thier, von den Vorübergehenden unter die Füße getreten. Bringt er seinen Kahn auf das Wasser, so lassen seine entkräfteten Hände das Ruder im Augenblicke der Gefahr entwischen, und der Strom reißt ihn bald vom Wasserfalle in den Abgrund der Zerstörung und des ewigen Vergessens hinab. Was ist ein Jäger und ein Krieger, dem das Zittern des Alters Hände und Füße wankend macht? Nicht im Stande seinen Bogen zu spannen, den Tomahawk zu führen, seinen Kessel zu füllen, ist er nichts als ein früher glänzendes, jetzt erloschenes Meteor, das nur Dampf hinter sich läßt; als eine Wolke, die ihres Donners sich entladen hat, und nun blos ein feuchter und leichter Dunst ist, mit dem die Winde ihr Spiel treiben. Die Ehrfurcht, welche seine Tapferkeit im Kriege, seine Geschicklichkeit auf der Jagd, und seine Worte im Rathe eingeflößt hatten, wird durch das kalte und unnütze Mitleid ersetzt, ein unmittelbarer Begleiter des Ueberdrusses und der Verachtung. Hat er, wie ich, in seinen Kindern den Trost und die Stütze seines Alters verloren, dann wäre es tausendmal besser gewesen, man hätte ihn nie unter die Menschen gerechnet. Er ist da, und ist nichts mehr. Schmerzen und lange Weile umlagern ihn. Seine Ohren verschließen sich; er wird taub gegen die Stimme der Freundschaft, wie gegen die der Natur, die im Gesange der Vögel so melodisch spricht. Seine Augen werden dunkel, er kennt seine Nachbarn und Verwandte nur noch an dem Drucke der Hände; sein Gedächtniß erlöscht allmählig, wie die Strahlen der Sonne. Die Jagd und die Fischerei, die Folge der Jahreszeiten, die Ankunft der Fische und Vögel, sind ihm nichts mehr, und bald werden die traurigen Ueberreste seines Geistes, seines Muthes und seiner Seele sich in das Dunkel des Todes verlieren. Vormals, als meine Kinder mich umringten, lebte ich in Hoffnung und Vergnügen, ich genoß weniger das Glück sie zu sehen, wie sie waren, als das,

ſie zu ſehen, wie ſie dereinſt ſeyn ſollten. Ihr Hingang hat meine Hoffnungen welk gemacht, wie Krieger das Gras verdorren machen, auf dem ſie lange ihr Lager hatten, wie die Hitze des Sommers das ſchöne Schilf des Ufers. Damals fürchtete ich den großen Pfeil des Agan-Matſchee Manitto (des böſen Geiſtes, der Unglück ſendet), der da trifft, ohne daß man ihn ſieht und hört; aber jetzt, was habe ich noch zu fürchten, da ich Alles verloren habe? Was mir noch vom Leben übrig iſt, verdient den Namen eben ſo wenig, als die von den Wolken geſchwächten, und von der unruhigen Oberfläche des Sees zurückgeworfenen Mondſtrahlen, den des Lichts.“

Iſt bei den Indianern nun die Schwäche des Alters eingetreten, ſo zeigt bei vielen der nördlichen Stämme der ergraute Krieger im Rathe an, daß er Willens ſey, ſein Klima zu verändern, daß er den Pfeil des Todes in ſeinem Innern fühle. Er reinigt ſich im Schwitzhauſe zu dieſer Veränderung, raucht mit ſeinem Stamme die Friedenspfeife, und ſingt ſeinen Todesgeſang; geht hinaus in den Wald und ſetzt ſich, ganz in ſeine Decke eingehüllt, unter einen Baum, wo er unbeweglich den Tod erwartet! Im Umgange mit einander oder mit Fremden ſind die Indianer höchſt liebenswürdig, und ſelbſt die fernſten Stämme entwickeln in ihrer Geſelligkeit eine Civiliſation, die Staunen erregt. Oefters war ich Zeuge ihrer Zuſammenkünfte, ihrer oft ſtundenlangen Unterredungen und Verhandlungen, ihrer gemeinſchaftlichen Arbeiten, Theilnehmer ihrer geſellſchaftlichen Jagden oder Fiſcherei, und kann mich keines Falls erinnern, wo ſie in Streit gerathen wären, oder bei Theilungen ihrer Jagdbeute die einzelnen Antheile gemißbilliget hätten; Jeder empfängt ſeinen Antheil mit den Worten: „Aniſchi,“ ich bin dankbar, gleich als ob er ein Geſchenk erhalten hätte. Die Indianer ſind ſehr geſellig, und die Männer eines Dorfes kommen öfters in der Abſicht zuſammen, ſich mit einander zu unterreden, und die gute Kammeradſchaft zu erneuern. Der Grundſatz, daß Gutes und Böſes nicht vereinigt in einem Herzen wohnen könne, dient ihnen bei allen Gelegenheiten zur Richtſchnur, und deshalb ſind ſie auch bei ihren gemeinſchaftlichen Jagden oder Reiſen, in größern oder kleinern Geſellſchaften, weder ungeduldig noch zänkiſch, noch beſchuldigen ſie Einen oder den Andern, daß er durch ſein Verſehen irgend einen Unfall herbeigeführt habe, ſelbſt wenn Einer durch die Sorgloſigkeit eines Andern ſeine ganze Habe verloren hätte, wird er nicht in Hitze gerathen, ſondern geduldig den Verluſt tragen, und bei ſich ſelbſt denken, daß Jener ſich ſelbſt ſchon genug kränke, und daß es unbillig ſeyn würde, ſeinen Schmerz noch zu vermehren. Bei allen Gelegenheiten urtheilen ſie mit Ruhe, und beſtreben ſich einen Unterſchied zwiſchen einem zufälligen Verſehen und einer abſichtlichen Handlung zu machen; erſteres, ſagen ſie, kann von einem Jeden begangen werden, man ſoll es deshalb nicht zu hoch aufnehmen oder beſtrafen, letztere hingegen, da ſie freiwillig, mit Vorbedacht ausgeübt wurde, muß die gehörige Beſtrafung empfangen. Heckewelder erzählt mehre Beiſpiele, bei denen man die ruhige Ueberlegung der Indianer bewundern muß, wie Einer den Andern, von welchem er ein Gewehr geborgt, beim Abnehmen deſſelben von der Wand des Wigwams aus Verſehen erſchoß, wie von allen Seiten des Hauſes das Geſchrei: „o, das Unglück!“ erſcholl, als unglücklicher Zufall aber immerfort die Sache betrachtet und behandelt wurde. Wie einer das Pferd ſeines Nachbars, während er auf dem Anſtand auf Bären war, erſchoß, und dieſer deshalb keine Entſchädigung haben wollte, weil er ihn hinlänglich überzeugt hatte, daß nur ein unglücklicher Zufall die Urſache geweſen.

Es gibt wohl kein Volk, was aufmerkſamer auf die gewöhnlichen Höflichkeiten im Umgange mit Andern wäre, als die Indianer; größtentheils entgeht dies aber gewöhnlich, wegen Mangel an Kenntniß ihrer Sprache, wie ihrer Sitten und Gewohnheiten, der Beobachtung der Reiſenden, obgleich auch einige ſchärfere Beobachter, wie unter andern Volney (T. II. p. 497) ſchon dieſen Gegenſtand berührten. Mit Vergnügen beobachtet

man die Aufmerkſamkeit, welche einer Perſon bei ihrem Eintritt in ein indianiſches Haus bewieſen wird; zuerſt ladet man den Ankommenden ein, ſich zu ſetzen, mit den Worten: „Setze Dich, mein Freund!“ wenn es ein Fremder oder kein Verwandter iſt, im letztern Falle aber ſetzt man die gehörige Benennung dazu. Man läßt nie eine Perſon ſtehen, für Alle ſind Sitze da, und wenn auch ein Dutzend nach einander hereintreten ſollten, ſo bekommt doch jeder einen Sitz, und der Fremde, wenn es ein Weißer iſt, den beſten. Darnach wird der Tabacksbeutel herumgereicht, und eine Pfeife iſt das erſte, was zum Genuß geboten wird. Ohne daß zwiſchen Mann und Frau ein Wort gewechſelt wird, geht letztere hin und bereitet für die Geſellſchaft etwas zu eſſen, und wenn ſie es aufgetragen hat, geht ſie in des Nachbars Haus, um dort der Familie zu ſagen, mit was für einem Beſuch ihr Mann beehrt worden ſey. Allerdings erwarten die Indianer von ihren Landsleuten bei Gelegenheit die Erwiederung einer ſolchen Aufmerkſamkeit und Gaſtfreiheit, doch iſt dies nicht ihre Hauptabſicht, denn viele Fälle hatte ich zu bemerken Gelegenheit, wo an keine Erwiederung zu denken war, wo die Armuth ſie nicht zuließ, oder wo die Entfernung des Wohnortes es den Beſuchenden unmöglich machte, ſeinem Wirthe dieſelbe Höflichkeit zu erweiſen.

In allen ihren Worten und Handlungen ſind die Indianer beſonnen und umſichtig, und nichts reißt ſie zu einer unmäßigen Hitze hin, als der Haß gegen ihre Feinde; in allen andern Fällen ſind ſie kaltblütig und außerordentlich vorſichtig, indem ſie ſich hüten, um keinen Preis die innern Bewegungen ihres Gemüths zu verrathen. So gibt der Indianer dem Freunde, auf den ein Feind am Wege lauert, nichts mehr als einen entfernten Wink über die Gefahr, wie etwa: „Es läge ein Hund im Wege, der ihm vermuthlich etwas zu Leide thun könnte!“ Hat ein Indianer auf der Jagd lange Hunger gelitten und kommt endlich zu der Hütte eines Andern, ſo hütet er ſich wohl, das geringſte Merkmal von Ungeduld oder von dem Hunger, der ihn quält, blicken zu laſſen, ſondern nachdem er eingeladen worden, in's Haus zu kommen, ſetzt er ſich und raucht in Ruhe ſeine Pfeife, als ob er ſonſt gar kein Bedürfniß fühlte. Er glaubt, ließe er ſein Verlangen blicken, ſo würde dies als ein Mangel an Standhaftigkeit betrachtet werden, und man würde ihn zu den alten Weibern rechnen. (Carver ꝛc.) Gegen einander ſind ſie außerordentlich freigebig, und wenn bei ihren Freunden etwa Mangel eintritt, ſo erſetzen ſie denſelben von dem Eignen was ſie übrig haben. Sie ſind bereit, bei Gefahren den Mitgenoſſen ihres Stammes Hülfe zu leiſten, ohne auf irgend eine Vergeltung zu rechnen, die billigen Belohnungen ausgenommen, welche die Indianer immer dem Verdienſte zutheilen.

Bei Beſuchen, welche ein Indianer irgend einer beſtimmten Perſon einer Familie macht, ſagt er es gleich beim Eintritt, wem der Beſuch gelten ſoll, worauf ſich die andern Glieder der Familie ſogleich an's andere Ende des Wigwams oder des Zeltes begeben, um die Unterredung nicht zu ſtören. Denſelben Gebrauch beobachtet man auch, wenn ein Mann einer Perſon vom andern Geſchlechte ſeine Aufwartung macht, nur muß derſelbe ſich in Acht nehmen, Liebesangelegenheiten nicht zum Gegenſtand ſeines Geſpräches zu machen, ſo lange es Tag bleibt. (Carver ꝛc. p. 241.)

Die Uneigennützigkeit iſt ein Hauptcharakterzug der Indianer, der nicht allein aus der gänzlichen Abweſenheit des Grundeigenthums unter ihnen entſpringt, ſondern, nach Heckewelder (112), einen religiöſen Grund hat. Sie glauben nämlich, daß der große Geiſt (Manitto) die Erde, und Alles was darin iſt, für das allgemeine Wohl der Menſchen hervorgebracht, und als er das Land, welches er *ihnen* zutheilte, mit Ueberfluß von Wild verſah, geſchah dieſes, ihrer Meinung nach, nicht zum Beſten einiger Weniger, ſondern zum Beſten aller Stämme, und Alles wurde den Menſchenkindern zu gemeinſchaftlichem Gebrauch gegeben. Was auf der Erde lebt, was aus

der Erde hervorwächſt, Alles was ſich in den Flüſſen und Gewäſſern der Erde findet, iſt Allen zuſammen gegeben worden und Jeder hat Anſpruch auf ſeinen Antheil. Dieſe bewundernswürdigen Grundſätze ſind die Quelle ihrer Gaſtfreundſchaft, die bei ihnen nicht als Tugend, ſondern als unerläßliche Pflicht beobachtet wird. Sie ſuchen, ſagt Heckewelder, keine Entſchuldigungen hervor, dem Geben zu entgehen, ſondern helfen dem Mangel ihrer Nachbarn bereitwillig ab. Sie ſind gaſtfrei ohne Ausnahme, und theilen ſelbſt mit Fremden den letzten Biſſen; ja, ſie würden ſich lieber ſelbſt mit leerem Magen niederlegen, als ſich nachſagen laſſen, ihre Pflicht verſäumt, und dem Mangel des Fremdlings, des Kranken oder Dürftigen nicht abgeholfen zu haben. Der Fremdling hat ſtets Anſpruch auf ihre Gaſtfreundſchaft, theils weil er von ſeiner Familie und ſeinen Freunden entfernt iſt, theils weil er ſie mit ſeinem Beſuche beehrt hat, und damit er mit einem guten Eindruck auf ſein Gemüth wieder von ihnen gehen ſollte; der Kranke und Arme, weil es ihm zukommt, aus dem allgemeinen Vorrath unterſtützt zu werden. Denn war das Fleiſch, welches man ihm reichte, aus dem Walde gekommen, ſo gehörte es Allen gemeinſchaftlich zu, ehe der Jäger es zu ſich nahm, und war es Getreide oder Gemüſe, ſo wuchs es auf dem gemeinſchaftlichen Boden empor, doch nicht durch menſchliche Macht, ſondern durch die des großen Geiſtes. Die Indianer betrachten ſich aus dem Grunde, daß ſie alle von einem Vater abſtammen, als eine große Familie, deren Mitglieder zu aller Zeit und bei allen Gelegenheiten dienſtfertig und gütig gegen einander zu ſeyn verbunden wären, um ſich ſo dem allgemeinen Familienhaupte, dem großen und guten Manitto, wohlgefällig zu machen. Das Geſpräch, welches Heckewelder, zur Erläuterung dieſer Lehre, in ſeinen Nachrichten aufführt, iſt höchſt bemerkenswerth, und überall wird man unter den Indianern ähnliche hören, wo die verſchiedenen Stämme ſich rein von europäiſcher Vermiſchung und Civiliſation gehalten haben.

Im Jahre 1777, erzählt Heckewelder, führten einige reiſende Indianer ihre Pferde auf meine kleine Wieſe, die ich zu Gnadenhütten am Muskingum beſaß, um während der Nacht darauf zu graſen. Am Morgen redete ich ſie an und fragte, warum ſie das gethan hätten? und ſuchte ihnen begreiflich zu machen, wie viel Schaden ſie mir verurſacht hätten, da ich Willens geweſen wäre, dieſe Wieſe in einigen Tagen abzumähen. Als ich meine Beſchwerde vorgetragen hatte, antwortete einer von ihnen: Mein Freund, Du ſcheinſt Anſpruch auf das Gras zu machen, welches meine Pferde gefreſſen haben, weil Du es eingezäumt hatteſt; nun ſag' mir aber einmal, wer hat das Gras wachſen laſſen? Kannſt Du es wachſen laſſen? Ich glaube nicht! und Niemand kann es außer dem großen Manitto! Er läßt es für Deine und meine Pferde wachſen! Siehe, Freund, das Gras, welches auf der Erde wächſt, gehört Allen zu, das Wild in den Wäldern gehört Allen zu! Sage, haſt Du niemals Wildpret oder Bärenfleiſch gegeſſen?" „Ja wohl, öfters," antwortete ich. „Nun, haſt Du denn jemals gehört, daß ich, oder irgend ein anderer Indianer ſich darüber beſchwerte?" „Nein!" „So laſſe es Dich denn nicht bekümmern, daß meine Pferde nur ein einziges Mal von dem Graſe, welches Du Dein nennſt, gegeſſen haben, da doch das Gras, welches meine Pferde aßen, eben ſo wohl wie das Fleiſch, welches Du aßeſt, den Indianern von dem großen Geiſte gegeben wurde. Ueberdieß wirſt Du finden, daß meine Pferde nicht alle Dein Gras gegeſſen haben, aber doch will ich, der Freundſchaft wegen, meine Pferde nie wieder in Deine Wieſe führen."

Die Gaſtfreundſchaft findet man unter allen indianiſchen Völkerſchaften Nord-Amerika's, und beruht dieſe Tugend nicht allein in der oben angeführten Lehre, ſondern auch in dem Bewußtſeyn, daß jedes Glied ihrer Familie, bei ihren häufigen Jagden und Streifzügen, in den Fall kommen kann, die Hülfe Anderer zu bedürfen, und daß folglich eine ſolche gegenſeitige Unterſtützung unumgänglich nöthig iſt. Die Leichtigkeit,

ihre geringen Bedürfniſſe wieder zu erſetzen, iſt ebenfalls eine Quelle ihrer Uneigennützigkeit, und anziehend ſind ihre Bemerkungen über unſer vergebliches Streben nach den Gütern dieſer Erde.

„Wer hat Deinen Leuten,“ fragten einſt zwei indianiſche Oberhäupter den Abgeordneten der amerikaniſchen Regierung, Richard Buttler, „den Wunſch in den Kopf geſetzt, beſſer gekleidet, beſſer geſpeiſt zu ſeyn, und ihren Kindern ſo und ſo viel Geld zu hinterleſſen? Fürchten ſie denn, Sonne und Mond möchten ihnen nicht aufgehen? der Thau der Wolken möge aufhören zu fallen, die Flüſſe vertrocknen, wenn ſie nach Weſten werden gegangen ſeyn? (Nach Weſten gehen, heißt ſo viel als ſterben.) Sie ruhen nie, wie die Quelle, die aus dem Felſen ſpringt, wie das Waſſer unſerer Strömungen- und Waſſerfälle. Kaum haben ſie ein Feld eingeerndtet, ſo bearbeiten ſie ſchon wieder ein anderes; nachdem ſie einen Baum umgehauen oder verbrannt haben, machen ſie ſich ſofort an einen andern, und als ob der Tag der Sonne nicht lang genug wäre, haben wir ihrer geſehen, die im Mondſchein arbeiteten. Was iſt denn ihr Leben gegen das unſrige, weil die Gegenwart ihnen nichts iſt? Es kommt, aber die Blinden, ſie laſſen es gehen! wir hingegen leben nur von der Gegenwart, wenn wir von unſern Jagden und Kriegen zurückgekommen ſind. Die Vergangenheit, ſprechen wir, iſt nichts, wie der Rauch, den der Wind vertreibt, und den die Luft verſchlingt; die Zukunft aber, wo iſt die? Du ſprichſt uns oft von dem Vorherſehen, dieſer Plage des Lebens, vor. Weiſt Du denn nicht, daß der böſe Geiſt es den Weißen gegeben hat, um ſie zu ſtrafen, daß ſie mehr wiſſen, als wir? Dies verwundet und ſpornt ſie unaufhörlich, ohne ſie je heilen zu können, weil es die Ankunft des Uebels nie verhindern kann, das ſich an die Erdenſöhne hängt, wie die Diſteln an die Beine des Reiſenden.“ (Voyage dans la Haute-Pensylv.)

Einfach in ihren Bedürfniſſen, wiſſen die Indianer doch ihren Umgebungen einen Reiz zu verleihen, der ſelbſt den Beifall des civiliſirten Europäers findet, namentlich iſt dieſes in ihren Wohnungen und Kleidungen der Fall, und obgleich die erſteren bei allen Völkerſchaften Verſchiedenheiten bieten, liegen dieſe doch mehr in den Anforderungen des milderen oder ſtrengeren Klimas, ſind genauer betrachtet in beiden Amerika's ſich gleich, zeigen aber bei weitem nicht den Kunſtſinn, der die Bewohner und Erbauer Palenkes oder Huehuetlapallan's, in Guatemala, beſeelt haben mag. Die Wohnungen der jetzigen indianiſchen Bevölkerung Nord-Amerika's haben theils die Form unſerer ſchlechteſten Dorfhäuſer, theils ſind ſie zeltartig, theils rund, und nach dem Klima, entweder offen, und nur mit einem Dache verſehen, oder mit Lehm, Stangen und Baumrinde verſchloſſen. (Schmidt ꝛc. 206.) Die allgemeinſte Art, wie ſie dieſelben errichten, geſchieht folgenderweiſe: Je nachdem die Wohnung (Wigwam, Haus) größer oder kleiner werden ſoll, werden vier, ſechs bis acht Pfoſten in den Grund getrieben, welche das Hauptgeſtell bilden. Zwiſchen dieſen Pfoſten werden dünne Pfähle in einer Entfernung von 2—3 Zoll eingerammt und mit Stangen verbunden, welche quer darüber hinlaufen. Dieſes Gitterwerk wird ſodann mit Lehm oder Thon verſtrichen, und manchmal mit verwitterten oder gebrannten Auſterſchaalen oder grobem Kalke bekleidet, wodurch es ein reinliches Anſehen erhält. Zum Verſchließen der Wände mit Baumrinde gebrauchen ſie die Rinde ſtarker Linden, welche ſie in großen Stücken von 3—4 Ellen ablöſen, mit Steinen glatt und eben preſſen, und von innen und außen auf das Geſtell des Hauſes mit Baſt, Weiden oder Schlingkräutern befeſtigen. Die Dächer werden entweder von Rinde, theils von Schilf, von Palmblättern, oder den 6—8 Fuß langen Blättern der Banane, nach der mehr ſüdlichen oder nördlichen Gegend, verfertigt, und die Dachbedeckung ziegelförmig über einander gebunden, auch die Wände zu Zeiten mit dieſem Material bekleidet. Andere Völkerſchaften gebrauchen dichte Matten von Schilf, oder auch Raſen oder Thierfelle zur Bedeckung

ihrer Häuſer, und einige Stämme des Nordweſtens leben, wie mehre Völkerſchaften Sibiriens, unter Zelten, welche ſie von Thierhäuten verfertigen; ſie wählen zu dieſem Zwecke Stangen von gehöriger Länge, binden zwei davon immer an ihren Enden mit Baſt an einander, richten ſie in die Höhe, und ziehen ſie unten ſo weit aus einander, als es der innere Raum des Zeltes erfordert. Hierauf richten ſie mehre von gleicher Länge auf und befeſtigen ſie ſo, daß ſie den beiden Hauptpfählen zur Stütze dienen. Das Dach beſteht aus Reh- oder Elennshäuten, die zuſammengenäht werden und von denen ſie eine hinlängliche Menge nehmen, um die Pfähle zu bedecken. Die Thüre beſteht in einer Oeffnung, in deren oberm Ende ein Fell als Klappe befeſtigt iſt. Die Zelte der Häuptlinge haben meiſtens vierzig Fuß im Umkreiſe, und ſind ziemlich bequem eingerichtet.

Die Hütten derjenigen Stämme, welche keine feſten Wohnplätze und Dörfer haben, ſondern fortwährend herum ziehen, ſind eben ſo einfach, und laſſen ſich leicht erbauen. Sie ſtecken kleine biegſame Stangen in die Erde, und biegen ſie, bis ſie oben an einander ſtoßen, und einen halbkreisförmigen Bogen machen, binden ſie zuſammen, und bedecken die Stangen mit Matten, die aus Schilf geflochten ſind, oder mit Birkenrinde, die ſie auf ihren Flußwanderungen beſtändig in ihren Kanoes zu dieſem Zwecke mit ſich herumführen. Dieſe Hütten und Zelte haben weder Schornſteine noch Fenſter, ſondern blos eine kleine Oeffnung mitten im Dache, durch welche der Rauch hinausziehen kann, die aber bei Regen und Schnee verſtopft werden muß, wo dann der Rauch den Aufenthalt in den Hütten äußerſt beſchwerlich macht. Das Innere der Wohnungen in den Dörfern wird größtentheils, wenn die Familie zahlreich iſt, in mehre Fächer oder Kammern abgetheilt, zu welchem Behuf die Indianer Pfähle in den Boden treiben, und die Zwiſchenräume mit Lehm ausfüllen, oder Matten dazu gebrauchen. Unter dem Dache ſind ihre Vorrathskammern, wo ſie ihre Nahrungsmittel auf Stangen aufbewahren, welche von dem, in der Mitte der Wohnung unterhaltenen Feuer, und dem ſtets aufſteigenden Rauche vor dem Verderben bewahrt werden. — Der Hausrath der Indianer beſteht entweder in Tiſchen und Bänken oder Stühlen, oder ſie bedienen ſich der Matten von Schilf, um zu ebener Erde ihre Nahrung zu ſich zu nehmen; bei einigen Stämmen des Weſtens, bei den Oconees und Cumanches, laufen längs den Wänden mit Schilfgras gepolſterte, divanähnliche Sitze, die zugleich zum Lager dienen; die nördlichen Stämme ſchlafen auf Fellen, vorzüglich auf Bärenhäuten, die reihenweiſe auf dem Boden ausgebreitet ſind. Wenn der Fußboden nicht groß genug zu Lagerſtätten für die ganze Familie iſt, ſo wird ein Gerüſte vier bis fünf Fuß hoch vom Boden errichtet, auf welchem die jüngern Kinder liegen. Am häufigſten findet man dieſe Einrichtung bei den canadiſchen Indianern und denen des Nordweſtens.

Zu ihren Wohnungen wählen die Indianer vorzüglich ſolche Gegenden, wo Holz und Waſſer in der Nähe, und niedrig liegendes Land zu Maispflanzungen zu haben iſt. Daher findet man ihre Dörfer gemeiniglich an einem Landſee, Fluſſe oder Creek, doch an erhabenen Orten, um bei den hohen Frühjahrswaſſern nicht in Gefahr zu kommen. Bei mehren Stämmen wird ein Haus von mehren befreundeten Familien bewohnt; unter den Delawaren hat aber jede Familie gern ihr eignes Haus, weshalb dieſelben auch meiſtens klein ſind. Bei Anlegung ihrer Dörfer befolgen ſie keinen Plan, ſondern jeder baut, wo und wie es ihm am ſchicklichſten oder bequemſten zu ſeyn dünkt, und eine Anzahl ſolcher Häuſer oder Hütten, die beiſammen ſtehen, machen ein Dorf oder eine indianiſche Stadt aus, und iſt der Ort mit dicht an einander geſetzten Pfählen (einer Art Palliſaden) umgeben, ſo wird er von ihnen für eine Feſtung gehalten. Selten haben dieſe Dörfer mehr als 40 oder 50 Häuſer, neben denen ſich Gartenanlagen befinden, alle Dächer haben aber, über dem Eingange des Hauſes, Vorſprünge, um darunter im Schatten ſitzen zu können.

Der Hausgeräthe ſind nur wenige, und dieſe ſind ſehr einfach; die Werkzeuge, die ſie zu deren Verfertigung gebrauchen, ſind ſo mangelhaft, daß es unmöglich iſt, etwas Vollkommenes mit ihnen herzuſtellen, oder es wird dazu ſo lange Zeit erfordert, daß die Meiſten von aller Handarbeit abgeſchreckt werden, die nicht äußerſt nothwendig iſt. Jetzt ſind faſt alle Stämme durch Händler mit eiſernen Keſſeln zum Kochen und mit Meſſern verſehen; die Ottowas und Chipewayans verfertigen Töpfe aus einer ſchwarzen Ton- oder Steinmaſſe, welche ſo hart iſt, daß weder Feuer noch Eiſen auf ſie einwirkt, und kochen in denſelben ihre Speiſen. Die Weiber bei andern Stämmen bereiten aus einer rothen Tonart Krüge, Näpfe und weithälſige Flaſchen, die ſie durch Einſchnitte verzieren und darin öfters großen Geſchmack beweiſen. In ihren Häuſern haben ſie eine Menge irdener, ſelbſt verfertigter Töpfe, Schüſſeln und Teller, oder ſie gebrauchen dafür hohle Kürbiſſe (Gourds), welche ſie in zwei Theile zerlegen, die ihnen zu Schüſſeln und Tellern dienen. Zum Kochen bedienen ſie ſich der Töpfe oder der eiſernen Keſſel, zum Braten aber, es ſey nun ein großes Stück Fleiſch oder ein ganzes Thier, z. B. ein Bieber oder ein Opoſſum, eines Bratſpießes von hartem Holze, deſſen Enden ſie auf gabelförmige Stangen legen, und zuweilen herumdrehen. Wenn das Stück kleiner iſt, ſo ſpießen ſie es auf die nämliche Art, und befeſtigen den Spieß in einer vertikalen Richtung, doch ſo, daß das Fleiſch nach dem Feuer zuhängt, und verändern deſſen Lage ſo oft, bis alles gehörig gebraten iſt. Fiſche werden größtentheils auf Kohlen geröſtet oder gebraten, bei manchen Stämmen aber auch als dicke Suppe gekocht, oder im Rauche getrocknet. Die Schüſſeln oder Schalen, auf denen die Speiſen aufgetragen werden, ſind aus den äſtigen Auswüchſen des Ahornbaumes gemacht, im Süden hingegen werden zerſchnittene Kalabaſſen und Flaſchenkürbiſſe dazu benutzt. Ihre Löffel ſind zierlich ausgearbeitet und aus dem Holze des Löffelholzbaumes geſchnitten; doch eſſen ſie auch öfters mit den Händen. — Die Weiber verfertigen eine Menge Weberarbeiten, als: Hängematten, Tapeten, Gürtel, Jagdtaſchen, Netze und andere Gegenſtände, welche unter ihnen gebräuchlich ſind, und namentlich ſind die ſüdlichen Indianer in dieſer Art Arbeit ſehr geſchickt. Die Waffen der Indianer beſtehen aus Pfeilen und Bogen, Streitärten (Tomahawks oder richtiger Tamahicans), Lanzen, Speeren, Streitkolben oder Keulen und Skalpirmeſſern. Pfeile und Bogen werden aus den härteſten Hölzern gemacht; die erſtern ſind drei bis vier, ja öfters 6 Fuß lang, an dem untern Ende geſpalten und mit ſchönen Federn geziert; die Spitze iſt ſehr ſcharf, und entweder mit Widerhaken verſehen, oder ſpießförmig. Theils gebrauchen ſie dazu im Feuer gehärtete Hölzer, theils ſcharfe Feuerſteine und andere harte Materialien. Die Bogen werden aus dem Holze der Bignonie, aus Hickary und verſchiedenen andern Holzarten gemacht; die Sehne beſteht aus thieriſchen Subſtanzen, in Mexico, Guatemala und bei den Caraiben aus den Faſern der Bromelia. Der Schaft des Pfeiles wird aus den härteſten Rohrarten gemacht. Die Streitärte oder Tomahawks ſind jetzt kleine Aexte aus polirtem Stahle, welche vornen die Geſtalt eines Beiles, und hinten die eines Hammers haben, um den Feind damit niederſchmettern zu können; früher beſtanden dieſelben aus einer ſchwärzlichen Steinart. Die Lanzen und Speere ſind acht bis zehn Fuß lang, und mit ſcharfen Spitzen verſehen; die Indianer bedienen ſich derſelben vorzüglich zu Pferde, namentlich die im weſtlichen Theile der vereinigten Staaten, und im nördlichen Theile Mexico's. Die Keulen oder Streitkolben haben eine Länge von drittehalb Fuß, ſind an einem Ende mit einer runden Kolbe verſehen, und bei den nördlichen Indianern, die mit den Europäern in Verbindung ſtehen, mit Nägeln oder ſcharfen Eiſenſtücken verſehen. Bei den Indianern von Guatemala und den Caraiben war die Keule die Hauptwaffe. Sie wurde von ſehr hartem Holze gemacht, war gegen zwei Zoll dick, zwei bis fünf Zoll breit, und mit ſcharfen Kanten verſehen. Auf ihren flachen Seiten wurden hübſche

Verzierungen eingeſchnitten, und dieſe mit allerhand Farben beſtrichen, wodurch ſie ein ſchönes Anſehen erhielten. Die Zeichen ihres Stammes ſind bei den Indianern gewöhnlich in ihre Keulen eingegraben. Mehre Stämme des Weſtens, namentlich die Cumanches und Oſagen, gebrauchen auch Schilde von hartem Buffaloe-Leder, da aber im Allgemeinen die Bedeckung des Körpers im Kriege für ſchimpflich gehalten wird, iſt dieſer Gebrauch größtentheils wieder abgekommen. Zur Zeit der Entdeckung Amerika's beſtand die Kleidung der Indianer des Nordens größtentheils in Thierhäuten und Federn, die der Bewohner Weſtindiens und Mexico's in baumwollenen Stoffen und Federn, ſchon damals aber bemerkte man bei allen Völkerſtämmen Amerika's einen außerordentlichen Hang zu Farbenreichthum in Kleidung und Körperſchmuck. Je mehr die Strenge des Klimas die Bedeckung des Körpers erfordert, deſto mehr iſt noch jetzt dieſer Hang ſichtbar, und die Sucht nach auszeichnenden Farben überall vorhanden. Die frühere Bedeckung mit Thierhäuten, die jetzt nur bei den entfernteſten Stämmen des Weſtens und Nordens allgemein mehr vorkommt, war, nach den Ausſagen der Indianer, nicht nur wärmer, ſondern auch dauerhafter als irgend ein wollenes Zeug, welches ſie ſeitdem von den weißen Leuten erhandeln. Die Indianer verſtehen die Häute auf eine beſondere Weiſe geſchmeidig zu machen; ſie zerlegen die Haut eines Buffaloes, nachdem ſie von dem Thiere genommen iſt, in zwei Theile, und reiben und räuchern die äußere Seite ſo lange, bis ſie vollkommen weich und trocken iſt. Dieſe Arbeit wird vorzüglich durch die Weiber verrichtet, und wenn ſie damit fertig ſind, werden die Häute mit Sehnen aufgenäht, und auf mannichfaltige Weiſe bemalt, oder mit den gefärbten Kielen des Stachelſchweins geziert, welche in unvergänglichen blauen, rothen, grünen oder gelben Farben prangen. Die Rehhäute erfordern eine etwas längere Zubereitung: man körnt ſie mit dem Skalpirmeſſer oder einem breiten Ribbenknochen des Elenns, und reibt hierauf das über dem Feuer zerlaſſene Hirn der Hirſche oder Büffel ſo lange in die Haut ein, bis deren Poren davon vollkommen geſättigt ſind. Hierauf wird ein kleines Loch in die Erde gemacht, ein langſames Feuer in demſelben unterhalten, und die Haut ſo lange darüber aufgeſpannt, bis ſie vom Rauche hinlänglich durchdrungen iſt. Auf beide Arten wird jede Haut, ſelbſt die des Büffels, ſo weich und geſchmeidig, daß ſie zu Kleidungsſtücken verarbeitet werden kann, und ein gutes Deckkleid (Blanket oder robe) von Büffel- oder Bärenhaut dient ihnen mehre Jahre, ohne ſich abzunutzen. Auch ihre Mäntel von Biber und Raccoonfellen ſind weich, warm und dauerhaft, und ſorgfältig nach dem Strich der Haare zuſammengenäht, damit der Regen davon ablaufen kann. Beim Tragen dieſer Pelzmäntel richten ſie ſich nach der Witterung, und tragen bei kaltem und trocknem Wetter die rauhe Seite einwärts, bei warmem und naſſem aber die Haarſeite nach außen. Die früher von Federn gemachten Decken waren ebenfalls warm und dauerhaft, und mit deren Verfertigung beſchäftigten ſich größtentheils die älteren Frauen, die in der Zuſammenſetzung der Farben beſondere Geſchicklichkeit bewieſen. Die Verfertigung derſelben erfordert viel Geduld; die Federn, größtentheils von Truthühnern oder Gänſen, werden ſo künſtlich gelegt, und mit Garn aus wildem Hanf oder Neſſeln ſo gut an einander gereiht, daß Kunſt und Geſchicklichkeit ihnen nicht abgeſprochen werden kann. Daſſelbe Talent zeigen ſie auch in Verfertigung ihrer Happis oder Traggürtel für Säcke und andere Laſten, die ſehr ſtark und dauerhaft gemacht werden.

Die jetzige Bekleidung beſteht in wollenen Decken, einfachen oder beſetzten Hemden, in Leggings oder Kamaſchen für die Männer und in kurzen, aus rothem, blauem oder ſchwarzem Tuch verfertigten Röcken für die Weiber. Die Wohlhabenden ſchmücken ſich noch außerdem mit Gürteln und Bändern von verſchiedener Farbe, mit Korallen und ſilbernen Spangen, und überlaſſen die Anordnung des Putzes den Frauen. Der Schmuck der Männer beſteht hauptſächlich in ſilbernen Armſpangen, in Bruſtplatten, ein oder

zwei um den Hals hängenden Wampumgürteln, und im Bemalen des Kopfes und Geſichtes mit verſchiedenen Farben. Die Frauen beſetzen ihre kurzen Röcke, und ihren aus rothem oder blauem Tuch gefertigten Ueberwurf mit bunten Bändern oder mit Gürtelbändern, an welche ſie eine Menge ſilberner Spangen oder kleine runde Schnallen befeſtigen. Ihre Beinbekleidung iſt auf dieſelbe Art verziert, und ihre Mockſens, Mockaſins (eigentlicher aber: maxen) ſind auf das Geſchmackvollſte mit den gefärbten Stacheln des Stachelſchweins, und außerdem noch mit allerlei Zierrathen beſetzt. An den Aenkeln tragen ſie kleine Glöckchen oder kupferne Schellen, um durch deren Klingen die Aufmerkſamkeit der Vorübergehenden zu erregen, und bei Tanzpartien bemalen ſie ſich das Geſicht mit rother Schminke, ſind aber bei deren Auftragung ſehr vorſichtig, um ihre Männer nicht zu beleidigen oder bei ihnen in üblen Verdacht zu kommen, da eine beſondere Art ſich zu ſchminken nur von leichtfertigen und unzüchtigen Frauen angewandt wird.

In dem Bemalen des Geſichts zeigen die Indianer große Geſchicklichkeit, und betrachten ſich nach Vollendung ihrer Arbeit mit großem Entzücken. Zu einem vorhabenden Tanze verwenden ſie einen ganzen Tag mit dem, was ſie Ankleiden (dressing) nennen, und Einer ſucht den Andern darin zu überbieten.

Beim Bemalen der Schenkel, Beine und der Bruſt wird zuerſt eine dünne ſchwärzliche Grundfarbe, oder auch ein Ueberzug von weißlichem Thon aufgetragen, und dann mit ausgeſpreizten Fingern geſchlängelte Striche in rother oder ſchwarzer Farbe darauf gezeichnet. Auch hierin, wie in den mannichfachen Zierrathen, iſt der Geſchmack der Indianer verſchieden und Jeder ſchmückt ſich nach ſeiner Laune, oder nach der Sitte ſeines Stammes. Wie die Frauen Glöckchen und Schellen an den Aenkeln tragen, ſo befeſtigen die Männer Hirſchklauen an ihren Kniebändern und Schuhen, wenn ſie mit Tanz ſich unterhalten wollen, denn ein Klingeln und Raſſeln halten ſie für unumgänglich nöthig, um ihre Kunſt im Tanze zu zeigen. Um die Haut des Geſichtes reiner zu erhalten und beſſer bemalen zu können, pflegen ſich die Indianer die Barthaare auszurupfen und bedienten ſich dazu früher einer zweiſchaligen Muſchel, welche auf einem rauhen Steine ſcharf gemacht wurde, jetzt aber eines Kupferdrahtes von ſchraubenförmiger Geſtalt. Bei vielen Stämmen iſt das Tättowiren eingeführt, beſonders aber iſt es bei denen gebräuchlich, die ſich durch ihre Tapferkeit ausgezeichnet und Ruhm erlangt haben. Die Operation des Tättowirens geht ſchnell vor ſich und verurſacht nur unbedeutende Schmerzen; die Figuren, die man eintättowiren will, werden auf der Haut in Umriſſen gezeichnet, von dem Operateur mittelſt zweier Nähnadeln, die an einem Hölzchen befeſtigt ſind, eines ſcharfen Feuerſteins oder Fiſchzahns auf den Linien des Umriſſes die Haut durchſtochen, ſo daß Blut hervordringt und dann das Ganze mit einem Pulver von verkohlter Pappelrinde gerieben, das man darauf eintrocknen läßt. Eine andere indianiſche Zierrath war in frühern Zeiten das Durchſchneiden des äußern Ohrs, eine Operation, welche man gegenwärtig nur noch bei den im Weſten wohnenden Stämmen findet: die jungen Indianer, welche ihre Kameraden in ihrem Anputze übertreffen wollen, durchſchneiden das äußere Ohr, ſo daß der äußere Rand von dem übrigen Theil der Ohrmuſchel getrennt wird; den Rand umwickeln ſie von oben bis unten mit Kupferdraht, bis das Gewicht den abgetrennten Rand in einen Bogen von 5 — 6 Zoll Durchmeſſer ausdehnt und ihn beinahe bis auf die Schulter herabzieht (Carver ꝛc. 227). Die Indianer ſind ſtolz darauf, große, weit ausgedehnte Ohren zu haben, da aber bei ihren Feſten oder auf der Jagd im Gebüſch oft mancher die Ohren verliert, oder dieſelben wenigſtens leicht zerriſſen werden, die Operation auch ſchmerzhaft iſt, und das Ohr lange Zeit zur Heilung erfordert, iſt dieſe Art ſich zu putzen ziemlich außer Gebrauch gekommen.

Die Kopfhaare laſſen die Indianer frei wachſen, und bei manchen hängen ſie bis

an die Kniekehlen herab, folgen aber in der Art ihren Kopf aufzuputzen der Gewohnheit ihres Stammes, und haben noch die nämliche Mode, die bei ihren Vorfahren schon vor undenklichen Zeiten herrschte. Sie flechten die Haare in Zöpfe, wie die Weiber der Schawanesen, Huronen oder Iroquesen, oder flechten das Haar in Bänder ein, wie die Weiber der Creeks und Cherokees, oder binden das Haar zwischen Platten von Silber, wie die Cumanches und einige andere mexicanische Stämme. Die Platten sind gegen vier Zoll breit und dünn geschlagen; die zunächst am Kopf sitzende ist die größte, die zweite etwas schmaler und geht zum Theil unter die erste hinunter, und auf diese Art befestigen sie sie in einander und machen sie enger, bis tief auf den Rücken herab. Die Weiber der meisten Stämme in Arkansas und dem Missouri-Gebiete theilen ihr Haar in der Mitte des Kopfes in zwei Zöpfe, die gegen die Ohren herabhängen. Diese Zöpfe sind gegen drei Zoll lang und wie ein Arm dick. Sie hängen senkrecht von beiden Ohren herunter und reichen bis an den unteren Theil derselben. Die Indianer salben ihre Haare fast durchgängig mit Bärenfett, um es recht glänzend zu erhalten und um das Wachsthum derselben zu befördern; auf den Antillen und in Mexico gebrauchen sie dazu das Carapat- oder Castoröl, welches aus der Frucht der Palma Christi gewonnen wird, und die Seminolen salben sich zu gewissen Jahreszeiten ihr Haar mit Schildkröteneieröl und reiben dasselbe auch auf dem ganzen Körper ein, um die Musquiten abzuhalten. Manche Indianerstämme, namentlich die Creeks, Seminolen und viele der mexicanischen Völkerschaften bedienen sich eines Federschmuckes, bereiten aus bunten Federn geschmackvolle Decken, hübsche Kopfbedeckungen und Federzierrathen für Handgelenke und Beine. Das Durchbohren des Nasenknorpels und der Unterlippe kommt an der Nordwestküste am häufigsten vor, und die Indianer am Prinz William's-Sund und auf Unalaschka tragen knöcherne Stifte und Holzpflöckchen in der Unterlippe und in den Ohren. Die Indianer des obern Wabash beschreibt Volney (II. 423 ꝛc.) als beinahe nackt und den Körper durch die Sonne und freie Luft bronzirt, von Fett und Rauch glänzend, das Gesicht mit schwarzer, blauer und rother Farbe in runden, viereckigen und andern Figuren bemalt; die Nasenwand durchbohrt, um einen dicken Ring von Kupfer oder Silber zu tragen; Ohrgehänge, die in drei Absätzen von den Ohren auf die Schulter herab reichen und in Ohrlöchern hängen, durch welche man den Finger stecken kann; vorn und hinten mit einer viereckigen, an einem Gürtel von Band oder Strick befestigten Schürze; die Schenkel und die Beine bald nackt, bald mit langen, aus Tuch verfertigten Strümpfen (leggings) bedeckt; mit Schuhwerk an den Füßen aus einer geräucherten Haut; in manchen Fällen mit einem Hemd mit weiten und kurzen Aermeln, mit blauen und weißen Bändern besetzt und um die Schenkel flatternd; über dem Hemde eine wollene Decke oder ein viereckigtes Stück Tuch über die eine Schulter geworfen, und unter der andern oder unter dem Kinne zusammengeknüpft. Um sich zu einem Feste oder zum Kriege zu schmücken, werden die Haare geflochten und die Flechten mit Federn, Kräutern, Blumen, ja selbst mit kleinen Knochen und den gefärbten Stacheln des Stachelschweins geziert; die Krieger tragen am Vorderarm breite kupferne oder silberne Ringe, welche den Halsbändern unserer Hunde ähnlich sind, und um den Kopf Binden (Diademes), welche aus silbernen Schnallen und Glasperlen verfertigt werden; in der Hand die Pfeife, oder das Skalpirmesser oder die Streitkolbe und den kleinen Toilettenspiegel, dessen jeder Indianer sich, um so viel Reize zu bewundern, mit größerer Koketterie bedient, als die eitelste Zierpuppe in Europa. Die Frauen, deren Schenkel etwas mehr bedeckt sind, unterscheiden sich von den Männern noch dadurch, daß sie fast beständig ein oder zwei Kinder auf dem Rücken in einer Art von Sack tragen, dessen Enden vor der Stirn zugeschürzt werden.

Je mehr man sich dem Süden nähert, desto mehr verschwindet die rauhe Pelz-

und Lederbekleidung; bei den Indianern Merico's und Guatemala's hat ſich überall eine Vorliebe für europäiſche Manufakturen eingeſchlichen; die Männer tragen leinene oder baumwollene Hoſen und ein kurzes Hemde, das jetzt bereits bei vielen Stämmen aus Baumwolle oder blau-wollenem Zeuge ſelbſt verfertigt wird. Die Weiber tragen Röcke von buntem Zitz, baumwollene Hemden und eine Art von blau und weiß geſtreifter Shawls. Bei den Caraiben auf den Antillen iſt eine Art Pagne faſt die einzige Bekleidung; es iſt dieſes ein Tuchſtreifen von 3—5 Zoll Länge und einer Breite von 10 Zoll, der an einer Schnur befeſtigt iſt, welche um die Lenden geheftet wird. Die Caraiben nennen es Camiſa; es beſteht aus Baumwollenzeug und iſt zum Theil mit Glaskorallen geziert und mit Franſen beſetzt. Am häufigſten trifft man es beim weiblichen Geſchlechte an und den Mädchen wird es gewöhnlich angelegt, wenn ſie ein Alter von 10 — 12 Jahren erreicht haben. Um dieſe Zeit erhalten ſie auch eine Art Knöchelbänder, welche ihnen oberhalb den Knöcheln und unterhalb der Wade angenäht werden, um die Beine dünne zu erhalten; ein Gebrauch, der nicht nur bei den Caraiben, ſondern faſt unter allen indianiſchen Völkern der ſüdlichen Staaten Merico's und Guatemala's üblich iſt.

Von allen Arten Zierrathen ſind die Indianer große Freunde; überall in Nord-Amerika tragen die Männer kupferne oder ſilberne Armringe, Bruſtplatten und mehr oder weniger Wampumſchnuren um den Hals. Die Wampums ſind Corallenſchnuren oder Halsbänder, die aus den innern und durchſichtigen Theilen der Klammmuſchel gemacht werden und als Bekräftigungsmittel ihrer verſchiedenen Reden und Verhandlungen dienen, und auf deren Gebrauch ich weiter unten wieder zurückkommen werde. Die in den ſüdlichen Theilen Nord-Amerika's lebenden Indianer ſchmücken ſich mit Armbändern aus Vogelknochen und Klauen, Muſcheln, Zähnen reißender Thiere, Beeren und Körnern. Die Caraiben der Antillen trugen eine Art Ohrringe, die ſie Caracoli nannten und die aus einem Metalle von beſonderer Miſchung verfertigt waren. Dieſelben hatten die Form eines Halbmondes und hingen an zwei kleinen Kettchen, welche in einem kleinen Ringe zuſammenliefen, der durch die Ohren geſteckt wurde. Auch durch die Scheidewand der Naſe wurden dergleichen Ringe gezogen und Caracolis daran befeſtigt, die bis auf die Bruſt herabhingen. Das Metall, welches die Indianer zur Bereitung ihrer Caracolis gebrauchten, erhielten ſie aus Süd-Amerika, es war von ganz beſonderem Glanze und hatte eine ſchöne Politur, die weder durch Seewaſſer, noch durch andere äußere Einflüſſe verwiſcht werden konnte. Ob daſſelbe Compoſition geweſen ſey oder ein eigenes Metall, iſt nicht bekannt, genug, daß es höher als Gold geſchätzt wurde, und das die Europäer, die es nachzuahmen verſuchten, es dennoch nie erreichen konnten. Die beſte Miſchung, welche dem Caracoli am nächſten kommt, beſteht aus ſechs Theilen feinen Silbers, drei Theilen reinen Kupfers und einem Theile feinen Goldes, kann aber gleichwohl nicht mit dem indianiſchen Kunſterzeugniſſe wetteifern (Archæologia americana, V. 1. p. 399). Die Caraiben und einige Stämme in Guatemala hatten außerdem, wie die Bewohner der Nordweſtküſte und die frühern der Florida's, die Gewohnheit, die Unterlippen zu durchbohren und in dieſen bei feſtlichen Gelagen Caracolis von 8 — 10 Zoll Länge zu tragen. Sonſt aber trugen ſie Stückchen Holz in Naſe, Ohren und Lippen, um das Verwachſen der Oeffnungen zu verhindern, oder zogen die prangenden Federn bunter Papageien durch dieſelben und hingen Kolibris in die Ohren, um ihr Aeußeres zu verſchönern.

Die Hauptnahrung der Indianer iſt das Wild ihrer Waldungen, die Fiſche ihrer Seen und Ströme und die Erzeugniſſe ihrer, ſich um ihre Wigwams ziehenden Gärten und Felder, die von den Frauen beſtellt werden, und Mais, Kartoffeln, Bohnen, Kürbiſſe, Melonen, Gurken, zuweilen auch Kohl und Rüben liefern. Die in den Wäldern und auf den Prairien wild wachſenden Wurzeln, Früchte, Nüſſe und Beeren

werden ebenfalls von ihnen benutzt, und bei manchen Stämmen sind diese wildwachsenden Erzeugnisse zur Zeit der Noth die einzigen Erhaltungsmittel.

Die Indianer halten für gewöhnlich nur zwei Mahlzeiten des Tages und ziehen es vor, des Morgens, ohne etwas gegessen zu haben, hinaus auf die Jagd zu ziehen. Der Hunger spornt zur Anstrengung an, indem er fortwährend an das Bedürfniß erinnert, da hingegen ein voller Magen den Jäger bequem, träge und nachlässig macht, mehr zu Hause verkehrt und seine Zeit zwecklos hinbringt. Trotz aller ihrer Betriebsamkeit vergeht indessen mancher Tag, ohne daß sie irgend eine Art von Wild antreffen, dessen ungeachtet aber setzen sie ihre Verfolgung fort, bis die einbrechende Nacht ihre Anstrengung unterbricht. Der Morgen und Abend, sagen sie, sind die angenehmsten Stunden für den Jäger, und deßhalb bricht der Indianer, der kein Fleisch mehr im Hause hat, schon vor Anbruch des Tages mit seiner Flinte auf, um noch vor dem Frühstück mit einem Hirsch, einem Truthahn, einem Bär, einem Racoon oder sonst einem Wildpret, welches die Jahreszeit gibt, aus dem Walde zurückkehren zu können. Während dessen hat schon die Frau den Mais gestampft, über dem Feuer gekocht, und das Brod gebacken; jede Familie erwartet den Vater zum Frühstück, und ist dieser jedoch bis um 10 Uhr des Morgens noch nicht zurückgekehrt, so hält die Famile ihre Mahlzeit und setzt einen Theil für ihn zurück. Die Indianer haben verschiedene Arten, ihren Mais zuzubereiten. Sie machen ein vortreffliches Allerlei (potage) daraus, indem sie es mit frischem oder gestampftem gedörrtem Fleisch, mit getrockneten Kürbissen, trocknen Bohnen und süßen Kastanien zusammen kochen. Zuweilen wird diese mußartige Suppe mit Ahornzucker oder Syrup gesüßt. Ein anderes wohlschmeckendes Gericht bereiten sie, wenn sie ihren zerstoßenen Mais mit den gereinigten Kernen der Hickorynuß kochen; zu diesem Zwecke zermalmen sie die Nüsse in einem Stampfblock, gießen nach und nach etwas warmes Wasser zu und stoßen die Nüsse so lange, bis das Wasser von den zerstoßenen Kernen das Ansehen von Milch bekommt; hierauf sondern sie mittelst Durchseihen die Milch von den Schalen, füllen mit ersterer den Kessel und kochen die geweichten Maiskörner zu einem kräftigen angenehm schmeckenden Brei.

Aus Kürbissen, Gurken und Bohnen wissen die indianischen Weiber die mannichfaltigsten Gerichte zu bereiten und sind in der Auswahl der Kürbisse und Gurken und in der Art sie zu kochen sehr sorgfältig. Je weniger Wasser man dazu gibt, desto schmackhafter wird, nach ihrer Aussage, das Gemüß, und wenn man sie ganz in ihrem Safte kochen würde, sollte es noch besser seyn. Beim Kochen decken sie die Töpfe, in denen gekocht wird, mit großer Sorgfalt mit Kürbiß- und andern großen Blättern zu und sind überhaupt sehr bemüht, alle Speisen reinlich zu bereiten. Aus Kranichsbeeren und Holzäpfeln und andern wildwachsenden Beeren bereiten sie vortreffliches Eingemachtes, indem sie dieselben gut durchkochen und mit Ahornzucker oder Syrup versüßen. Das indianische Brod wird auf verschiedene Art und aus verschiedenen Substanzen gemacht; die eine Art aus unreifem Mais, der noch in der Milch steht, die andere Art von derselben, aber völlig reifen trocknen Frucht; letztere wird so fein als möglich gestampft, dann durchgesiebt, zu Teig geknetet und von diesem Kuchen von 6 Zoll im Durchmesser und einen Zoll dick geformt. Die Kuchen werden in reiner heißer Asche von trockner Eichenrinde gebacken, und in den Teig dieser Kuchen mischt man öfters gekochten Kürbiß, frisch oder getrocknet, trockne Bohnen, süße gekochte Kastanien, getrocknetes wohlzerstampftes Wildfleisch, frische oder getrocknete Heidelbeeren oder Ahornzucker. Um die erste Art Brod zu bereiten, quetscht oder zerstampft man den unreifen, noch in der Milch stehenden Mais zu einem Brei, füllt diesen mittelst eines hölzernen Löffels in breite frische Maisblätter, rollt diese rund umher zu und bäckt den Teig dann in der Asche wie das andere Brod.

Die unentbehrlichſte, nahrhafteſte und am längſten vorhaltende Speiſe für Indianer iſt ihr **Psindamócan**, oder **Tasmanáne**, welche aus Mais bereitet wird. Die blaukörnige Art wird zu derſelben am meiſten vorgezogen, das Korn in heißer Aſche bis zum Aufſpringen geröſtet, dann gereinigt und geſiebt und hierauf in einem hölzernen Mörſer zu Mehl geſtampft, welchem ſie, wenn es recht gut werden ſoll, etwas Ahornzucker beimiſchen. Wollen ſie von dieſem Pulver Gebrauch machen, ſo nehmen ſie etwa einen Löffel voll in den Mund und trinken Waſſer nach, oder ſie miſchen einen Löffel voll in ein kleines Gefäß mit einer Pinte Waſſer und genießen es kalt. In ihren Lagern kochen ſie eine geringe Quantität der **Tasmanáne** mit Waſſer zu einem Brei und miſchen öfters noch geſtampftes Fleiſch darunter. Bei allen Reiſen, Jagdzügen oder Kriegsexpeditionen ſind die Indianer mit dieſer Speiſe verſehen, und da zwei Löffel voll eine hinreichende Mahlzeit für einen Tag iſt, brauchen ſie keine ſchwere Laſt für Mundvorrath bei ſich zu führen. Der Geſchmack der **Tasmanáne** iſt ſehr angenehm und Perſonen, die mit dieſer Speiſe nicht bekannt ſind, müſſen ſich in Acht nehmen, nicht viel davon zu genießen; mehr als ein Eßlöffel voll des trocknen Pulvers auf einmal zu nehmen, iſt gefährlich, da das Mehl im Magen außerordentlich aufſchwillt.

Die Fleiſchſpeiſen genießen die Indianer gekocht, auf Kohlen geröſtet und gebraten und halten viel auf gedörrtes Rindfleiſch, welches ſie im Mörſer ſtampfen und in geſchmolzenes Bärenfett tauchen. Mehre Stämme ſind ſehr eigen bei der Auswahl ihrer Fleiſchſpeiſen und entſchließen ſich nur im Fall der äußerſten Noth, Pferde-, Hunde-, Katzen-, Panther-, Fuchs- oder Wolfsfleiſch zu genießen; andere, wie die Chippewäer, ſind weniger eckel und eſſen von allen dieſen Thieren mit gutem Appetit. Die Iroqueſen und Nadoweſſier aßen ebenfalls von Allen und erſtere waren früher bei Bereitung ihrer Speiſen höchſt unreinlich: ſie trockneten die Eingeweide der Thiere, ohne ſie zu reinigen oder auszuleeren, ſchnitten ſie in Stücke und würzten ihre Suppen damit, und bei letztern war, nach Long (S. 145), Hundefleiſch eins der Hauptgerichte. Carver erzählt, daß die Nadoweſſier ſich bei allen ihren öffentlichen und großen Gaſtmahlen keiner andern Speiſe als des Hundefleiſches bedienen und daß, wenn die Aufnahme in eine gewiſſe Geſellſchaft ſtatt fände, der Aufzunehmende um jeden Preis fette Hunde anzuſchaffen verſuche. Durch das Hundefleiſch glauben ſie noch beherzter und mit dem Kriegsgeiſte mehr erfüllt zu werden, und, nach Loskiel (I. S. 188), hätten ſelbſt viele Frauen der Kriegsmahlzeit mit beigewohnt und von dem Hundefleiſch recht mit Appetit gegeſſen.

Die Lenapes und ihre verwandten Stämme ſind darin von den angeführten ſehr verſchieden, da ſie nicht nur ſehr reinlich im Eſſen ſind, ſondern lieber den heftigſten Hunger aushalten würden, als das Fleiſch der oben angeführten Thiere zu genießen. Bei aller Noth verzweifeln ſie nie an ihrem Schickſale, ſondern verlaſſen ſich auf ihre Anſtrengungen und den Schutz des allmächtigen Weſens, das ihnen das Leben gab. Heckewelder führt mehre Beiſpiele aus ſeinem Leben an, wo Indianer den Hunger freiwillig lieber überſtanden, als das Fleiſch eines, von ihnen für unrein gehaltenen Thieres genoſſen hätten. Auf einer Reiſe, die er vom Muskingum nach dem Big Beaver in Geſellſchaft von 25 Indianern unternahm, von denen fünf bejahrte Männer, der Reſt aber Weiber und Kinder waren, gingen die Lebensmittel zu Ende und durch das Uebertreten von zwei Flüſſen wurde ihre Weiterreiſe unterbrochen. Die mit Flinten verſehenen Männer wurden nun aufgefordert, in den Wald zu gehen und ſich nach etwas Wild umzuſehen, aber alle ihre Bemühungen waren vergebens, der Tag ging hin und alle kehrten, außer dem bekannten Popunhank, der ſich verirrt hatte, gegen Abend wieder zurück, ohne etwas anderes, als eine wilde Katze mitzubringen, welche der Wegweiſer geſchoſſen hatte. Die Indianer verzweifeln niemals, auch nicht unter den ſchwerſten Prüfungen, und ſie bedienen ſich auch in den mißlichſten Umſtänden

keiner niederſchlagenden Worte, ſondern ſuchen ſich vielmehr zu ermuntern und aufzurichten: dieſer National-Eigenthümlichkeit getreu, erklärte ſogleich einer der alten Indianer, die wilde Katze wäre gut, ſehr gut zu eſſen und er befahl, ſie unverzüglich an den Spieß zu ſtecken, zu braten und uns zum Abendeſſen zu bereiten. Während dem unterhielt uns der alte Indianer auf eine ſcherzhafte Weiſe über die herrlichen Sachen, die in dieſer Gegend zu bekommen wären, bis gegen 9 Uhr von dem, der die Küche beſorgt hatte, gerufen wurde, das Fleiſch wäre gar und wir möchten zum Eſſen kommen. Trotz des großen Hungers blieben Alle ſitzen und die Nacht verging, ohne daß irgend Jemand verſucht hätte, von der wilden Katze zu eſſen. Am andern Morgen wurde Thee gemacht und die wilde Katze kam wieder zum Vorſchein; derjenige, der ſie gebraten hatte, führte mancherlei an, was Appetit dazu machen ſollte, ſie blieb indeſſen immer noch unangerührt. Der Wegweiſer hatte ſich mittlerweile wieder aufgemacht, wo möglich etwas zu jagen und nach dem verlorenen Popunhank auszuſehen, und hatte auch das Glück, ihn 5—6 Meilen von unſerem Lager entfernt zu finden und zugleich einen Hirſch zu ſchießen, ſo daß nun Beide mit ihrer ſo willkommenen Beute in das Lager zurückkehrten. Alle waren erfreut durch die Ausſicht auf Sättigung, doch fand keine geräuſchvolle oder außerordentliche Freudenbezeigung ſtatt, vielmehr riefen Alle einſtimmig aus: Anischi, unischi, wir ſind dankbar! Nun wurde die Katze gänzlich aus dem Lager geworfen, ohne daß ſie angerührt worden war.

Bei dem Ueberfluß von Wild und Fiſchen, welche gewiſſe Jahreszeiten den Indianern liefern, würden dieſe, wenn ſie dieſe Nahrungsmittel gehörig ſammelten, einſalzten und aufbewahrten, nie vom Hunger zu leiden haben oder gar vor Mangel umkommen; da ſie indeſſen nicht daran gewöhnt ſind, Vorräthe von Lebensmitteln einzuſammeln und aufzubewahren, ein wenig Mais, Bohnen und etliche Kürbiſſe ausgenommen, gerathen ſie öfters in große Noth, zumal in Kriegszeiten. So oft ſie indeſſen auch von Hungersnoth heimgeſucht worden ſind, erwähnen ihre Ueberlieferungen doch nur einen einen einzigen Fall, wo das Leben eines Menſchen zur Erhaltung Anderer aufgeopfert wurde, obgleich ſie mehre Fälle erzählen, wo eine beträchtliche Anzahl von ihnen im eigentlichen Sinne vor Mangel umkam.

In dem Winter von 1739 — 1740, erzählt Heckewelder, deſſen die Indianer noch jetzt immer als des harten Winters gedenken, kam eine indianiſche Frau mit drei Kindern von jenſeit der Alleghany-Gebirge, um ihre Freunde auf der großen Inſel am weſtlichen Arm der Susquehanna zu beſuchen. Als ſie dieſen Fluß ungefähr in der Gegend von Achtſchingi Clammui (welches die Weißen in Chingleclamoohe umgewandelt haben) erreichte, fiel der Schnee, früher als man es ſonſt erlebt hatte, ſo tief, daß ſie nicht weiter fortkommen konnte. Sie fing an, ſich und ihren Kindern die Mundportionen abzukürzen, in der Hoffnung, daß das Wetter gelinder oder der Schnee ſo hart werden würde, daß ſie darüber gehen könnte; auch verlängerte ſie ihren Vorrath von Lebensmitteln mit Gras, was ſie am Ufer fand, und durch gewiſſe Baumrinden, welche ſie kochte, um ſie deſto verdaulicher zu machen. Es fiel aber immer mehr Schnee, bis auf 6 Fuß hoch, und ſie konnte zuletzt auch nicht einmal mehr jene kümmerliche Nahrung ſich verſchaffen, dabei ſchwärmten die Wölfe Tag und Nacht um ſie her und verſuchten mehrmals, in ihr kleines Lager einzubrechen, ſo daß ſie alle ihre Zeit anwenden mußte, Holz zu ſuchen, um ſich und ihre Kinder vor dem Erfrieren zu ſchützen und jene gefräßigen Thiere durch Feuerbrände, die ſie gegen ſie ſchleuderte, abzuhalten. Ihre Lage wurde zuletzt unerträglich, und da ihr kein anderes Rettungsmittel mehr übrig blieb, ſo beſchloß ſie, das jüngſte ihrer Kinder zu tödten, um die beiden andern und ſich ſelbſt vor dem ſchrecklichſten Tode zu ſchützen. Nach langem Zaudern führte ſie endlich den tödtlichen Streich, mit weggewandten Augen und mit zitternder Hand, indem ſie die Luft mit lautem Wehklagen erfüllte. Sie hoffte

nun einige Zeit und ſo lange, bis das Wetter ſich ändern würde, aushalten zu können, aber die Wölfe, welche das geſchlachtete Kind witterten, wurden wüthender als zuvor und ihre Gefahr nahm mit jedem Augenblicke zu. Sie erfüllte nur die Luft mit Geſchrei und Flehen zu dem großen Geiſte, daß er Mitleiden mit ihr haben und ſie retten wolle. Die Noth nahm aber immer noch zu, ihre fürchterliche Speiſe war beinahe verzehrt und keine Hülfe kam; ſchon dachte ſie daran, noch ein Kind zu opfern. Sie blickte die Kinder an, entſchloß ſich jetzt dieſes, dann wieder das andere zu tödten, bis die Kinder, die es merkten, was ſie vorhabe, darum fleheten, daß ſie alle mit einander ſterben möchten. Jetzt vernimmt ſie ein Geſchrei von zwei ſich nähernden Indianern, bald erſcheinen ſie wirklich auf ihren Schneeſchuhen, ſie haben Lebensmittel bei ſich und die Schreckensſcene hat plötzlich ein Ende. Die Männer verfertigten ein Paar Schneeſchuhe für die Frau und brachten ſie glücklich mit ihren beiden Kindern nach der Inſel. — Heckewelder kann ſich nicht erinnern, ob die Indianer ſich in Folge eines Traums, oder in Folge eines lebhaften Vorgefühls, daß ſie menſchliche Weſen in Noth antreffen würden, ſich nach dem Orte hingewandt hatten, wo ſie die Frau fanden; eine von dieſen beiden Urſachen aber geben ſie an. Man nannte dieſen Ort ſeitdem Enta Mohátink, d. h. „wo Menſchenfleiſch gegeſſen wurde", und dieſer Name iſt den dort wohnenden Indianern noch jetzt bekannt.

Nach Carver haben manche indianiſche Völkerſchaften weder Brod, noch Salz, noch Gewürz: ſie eſſen den wilden Reis, der in verſchiedenen Gegenden ihres Gebietes in großer Menge wächſt, aber ſie kochen ihn und eſſen ihn ohne weitere Beimiſchung. So geben die Nadoweſſier den Ahornzucker, den ſie bereiten, gewöhnlich nicht an andere Speiſen, ſondern eſſen ihn für ſich allein. Sie haben auch keine Vorſtellung von dem Gebrauch der Milch, die ſie ſich vom Buffaloe oder vom Elenn in Menge verſchaffen könnten, ſondern glauben, daß die Milch nur für die Jungen dieſer Thiere zur Nahrung geſchickt ſey. Die im Weſten des Miſſiſippi hauſenden Indianer und die in der Union hingegen ſind jetzt mit dem Gebrauch der Milch vertraut, und die Creeks und Cherokees in Georgien und Alabama treiben bedeutende Viehzucht und bereiten Butter und Käſe zum Verkauf.

Die Caraiben und mehre Stämme Merico's und Guatemala's, ſo wie die früheren Bewohner der Lukayen und Oſtflorida's hatten beim Röſten den Gebrauch, das Geflügel gleich mit den Federn ins Feuer zu werfen und nachdem dieſe verbrannt ſind, den Vogel, bis er gar iſt, in heiße Aſche zu legen. Sobald man ihn herausnimmt, fallen die verkohlten Federn leicht ab und der Vogel iſt rein und gut, ja das auf dieſe Weiſe zubereitete Geflügel iſt bei weitem ſchmackhafter, als das unſrige. Auch die Fiſche werden auf gleiche Art zubereitet und gewinnen ebenfalls an Geſchmack. Die Seminalen, Creeks und Cumanchees bereiten ihre Speiſen auf kleinen hölzernen Gerüſten, welche die Form einer Pyramide haben und die man gleich einem Dreifuß über das Feuer ſetzt; in der Mitte der Pyramide befindet ſich ein Gitterwerk, auf welches das Fleiſch gelegt und gebraten wird. Die wilden Stämme Guatemala's bereiten ihr Fleiſch nach Art der Südſee-Inſulaner; machen nämlich ein Loch in die Erde, zünden Feuer darin an und wenn es heiß genug iſt, nehmen ſie die glühenden Kohlen heraus, legen dann das Fleiſch, mit Blättern bedeckt, in die heiße Grube, bedecken es wieder mit Erde und zünden auf dieſer Feuer an. In kurzer Zeit iſt das Fleiſch gebraten und ziemlich wohlſchmeckend. Das Brod der Caraiben wird aus dem Mehl der Maniocwurzel bereitet und von denſelben Caſſada oder Caſſava genannt. In Weſtindien und Mittel-Amerika wird zu dieſem Zwecke die Maniocſtaude (Jatropha Manihot L.) in Menge angebaut, und da es deren eine Menge Arten gibt, die weiße, breitblättrige und rothe Maniocſtaude am häufigſten gezogen. Die Wurzel erreicht bei der weißen in 9, bei den andern Arten in 16 — 18 Monaten ihre vollkommene Reife,

wird dann ausgegraben, geſchabt und geraſpelt, die erhaltene Maſſe in einen cylinderförmigen drei bis vier Fuß langen und etwa ſechs Zoll im Durchmeſſer haltenden vom Baſt geflochtenen Beutel gethan, und durch Preſſen der ſchädliche ätzende Saft aus derſelben entfernt. Sobald der Manioc vollkommen ausgepreßt und trocken iſt, wird er fein zerrieben, geſiebt und zu dünnen Kuchen geknetet, die eine Dicke von zwei Zoll haben. Man legt dieſe auf heiße flache Steine, preßt dieſelben mit einem abgerundeten Holze aus einander, wendet ſie, bis ſie gehörig gebacken ſind, mehre mals um, und ſetzt ſie dann einige Stunden der Sonne aus, um alle Feuchtigkeit daraus zu entfernen. Auf dieſe Weiſe zubereitet, werden die Kuchen über zwei Fuß groß, kaum zwei bis drei Linien dick, und zeigen von außen eine goldgelbe, von innen eine ſchneeweiße Farbe. Sie ſind äußerſt zerbrechlich und faſt geſchmacklos, bis der Gaumen ſich daran gewöhnt hat. Auf gleiche Weiſe wiſſen die Caraiben aus zerriebenen Bataten eine Art Brod zu bereiten, indem ſie den Saft ausdrücken, und den zurückbleibenden mehlartigen Theil, mit Zucker und Gewürz vermiſcht, zu einem Teige kneten und backen. Auch die Bananen werden von den Indianern Mexico's und Guatemala's und den Caraiben Weſtindiens auf mannichfache Art benutzt; theils roh gegeſſen, theils gekocht oder geröſtet. Die Letztern brauchen ſie häufig als Mundvorrath auf ihren Seereiſen, und laſſen ſie zu dieſem Ende am Stocke reifen, ſchälen ſie dann, zerſtoßen ſie im hölzernen Mörſer zu einer teigartigen Maſſe, und formen kleine Kuchen daraus, die an der Sonne oder in heißer Aſche getrocknet werden. (Schmidt ꝛc. II. 188). Beim Gebrauch werden ſie in Waſſer aufgelöst, und daraus entweder ein angenehmes Gericht oder Getränk bereitet, je nachdem mehr oder weniger Flüſſigkeit hinzugefügt wird.

Das Getränk der nördlichen Indianer beſtand in früherer Zeit in nichts als Waſſer; der Prozeß des Brauens und Brennens war ihnen völlig unbekannt, und unter ſich hatten ſie kein einziges berauſchendes Getränk. Der Rauch des Tabaks war das einzige Mittel, welches bei ihnen gebräuchlich war, um ihre Lebensgeiſter auf kurze Zeit zu erheitern. Die ſüdlichen Indianer, namentlich die Bewohner Mexico's und der Antillen beſaßen aber eine unzählige Menge von geiſtigen, ſauern und gezuckerten Getränken, die ſie aus Mais, Manioc, der Agave und dem Zuckerrohr zu bereiten verſtanden. Unter der Mönchsherrſchaft des Incas, ſagt Humboldt (Neu-Spanien ꝛc. III. 38), waren berauſchende Getränke verboten, beſonders diejenigen, welche man Vinapu und Sora nennt. Die mexicaniſchen Despoten hingegen kümmerten ſich nicht ſo ſehr um die öffentlichen und Privatſitten, auch war die Trinkſucht unter der aztekiſchen Dynaſtie bereits allgemein bei den Indianern. Jetzt hat der Indianer Mexico's auf jeder Höhe des Landes beſondere Getränke. Die Ebenen liefern den Zuckerbranntwein (Guarapo) und den Chicha Manioc; auf dem Abhange der Cordilleren iſt Ueberfluß an Chicha de Mais, und hier ſind auch die Agaven-Pflanzungen, welche den Lieblingstrank der Eingebornen von Pulque de Maguey geben, und außer dieſen liefert der Handel den jetzigen Indianern den Weinbranntwein, der theils aus Europa kommt, theils im Lande ſelbſt bereitet wird.

Die Indianer Mexico's und die Caraiben bereiten durch Einweichen der Maiskörner, in welchen ſich der Zuckerſtoff durch die Keimung zu entwickeln beginnt, verſchiedene Getränke, von denen einige dem Bier, andere dem Cider gleichen, und die mit dem gemeinſchaftlichen Namen Chicha bezeichnet werden. Die Küſten-Indianer Guatemala's bereiten ähnliche Getränke aus Mais, Bataten, Manioc, Acajou, Geripaba, wildem Honig, Zucker u. ſ. w., die unter der allgemeinen Benennung von Caüy bekannt ſind. Ob dieſe auf dieſelbe Art wie der Weru, eine geiſtige Gährung des Mais, bereitet werden, wage ich nicht zu behaupten, da die caraibiſchen Weiber die Bereitung der Caüy geheim halten, oder wenigſtens nicht im Beiſeyn von Männern

bereiten. Eſchwege, in ſeinem Journal von Braſilien, 1s Heft, S. 140, beſchreibt die Bereitung des Weru auf folgende Art: „Um den Weru zu verfertigen, wird der Mais in einem hölzernen Troge oder Mörſer grob geſtampft, damit ſich die äußere Haut mit leichter Mühe davon trenne. Darauf wird er in einen großen Topf gethan und gekocht; ſobald er weich genug iſt, gießt man kaltes Waſſer darüber, um ihn abzukühlen, und nun ſtellen ſich die Weiber um den Topf her, holen den weichgekochten Mais heraus, und kauen ihn klein, ſpucken ihn mehrmals wieder in die Hand, und tauchen damit in den Topf, um den daran hängenden Speichel und das Kleingekaute abzuſpühlen, und fangen darauf von Neuem an zu kauen. Nachdem alles hinlänglich durchgekaut iſt, ſeihen ſie das Ganze durch ein Sieb in einen andern Topf, und was auf dem Siebe zurückbleibt, wird noch einmal gekaut. Binnen weniger als 24 Stunden geht dieſe Brühe in Gährung über, und ſobald die ſaure Gährung begonnen hat, hält man das Getränk für gut. Es iſt ſäuerlich und etwas berauſchend, und gleicht im Geſchmacke unſerer Molke.

Die Caraiben ſind überhaupt in Bereitung verſchiedener Arten Getränke ſehr geſchickt, und aus allen Früchten oder Fruchtſäften, namentlich aber aus Bataten, Zucker und Bananen, wiſſen ſie einen wohlſchmeckenden Wein zu bereiten. Sie verwenden dazu große Töpfe von rother Erde (Canaries), füllen dieſelben zu zwei Drittheilen mit Waſſer an, werfen in Stücken gebrochene Caſſave, zerſtampfte Bataten, Zuckerrohr und einige reife Bananen hinein, und binden die Oeffnung mit dem Baſte der Banane feſt zu. Man überläßt nun dieſe Maſſe einige Tage lang der Gährung, und erhält davon ein breiartiges, nahrhaftes und erfriſchendes Getränk, welches in Farbe und Geſchmack ſtarkem Biere gleichkommt, und von den Caraiben Weecoo genannt wird. Mabee, ein anderes bei den Caraiben einheimiſches Getränk, wird aus Waſſer, Syrup, rothen Bataten und ſüßen Orangen bereitet, gleicht im Geſchmack dem Birnenmoſt, und iſt nach 36 Stunden ſchon genießbar. Man hält es für ſchädlich und berauſchend. Noch andere, ſtärkere Getränke bereiten die Indianer Mexico's und Guatemala's und die Caraiben aus der Frucht des Acaju und den Ananas, und bedienen ſich derſelben bei ihren Feſten oft bis zum Uebermaß.

Tänze, Geſänge, Ball- und Würfelſpiele ſind die Hauptvergnügungen der Indianer, außer den Jagden, und die beiden erſtern ſcheinen ſogar eine religiöſe Bedeutung zu haben, da ſie nie bei wichtigen oder feſtlichen Gelegenheiten zuſammen kommen, ohne ſich damit zu beluſtigen, ihre Verhandlungen damit zu beginnen oder zu enden. Die Tänze ſind meiſtens pantomimiſch, und alle werden mit Geſang und Inſtrumenten, oder mit Händegeklatſch und zum Theil mit ſchrecklichen Geberden begleitet. Die indianiſchen Tänze, wenn ſie blos zum geſelligen Vergnügen, zu froher Unterhaltung angeſtellt werden, gewähren einen angenehmen Anblick, und der dieſelben begleitende Geſang iſt keineswegs unharmoniſch. Sie ſingen chorweiſe, erſt die Männer, dann die Weiber; zu Zeiten ſtimmen die Weiber in den gemeinſchaftlichen Geſang mit ein, oder wiederholen die Strophe, welche von den Männern zuletzt geſungen wurde. Wenn beide Abtheilungen auf dieſe Weiſe etwa eine Viertelſtunde fortgeſungen haben, enden ſie den Geſang plötzlich mit einem gellenden, unharmoniſchen Schrei, der mit der frühern Harmonie nicht im geringſten Einklange ſteht, und dem Geſang des Spottvogels nachgebildet zu ſeyn ſcheint, der ſeine zarten Melodien ebenfalls mit dem widrigſten Katerſchrei endet. Der Geſang der Indianer fängt immer mit einer einzelnen Stimme an, aber bald fallen mehre nach einander ein, bis der allgemeine Chor anhebt; die indiſche Trommel wird vom Anfange an dabei geſchlagen, um den Takt anzugeben. Die Stimmen der Weiber ſind hell und voll, und ihre Intonation iſt gewöhnlich richtig.

Heckewelder, Carver und Long führen in ihren Werken zwölf verſchiedene Arten von Tänzen an: den Pfeifen-, Calumet- oder Feſttanz, den Anführer- oder Kriegertanz,

den Kriegstanz, den Abreisetanz, den Gefangenentanz, den Skalptanz, den Todestanz, den Heimkehrtanz, den Speertanz, den Hochzeitstanz, den Opfertanz und den Pawwau-, schwarzen oder Zaubertanz. Der Pfeifentanz ist der gefälligste von allen und sind die Indianer nicht mit Krieg oder mit Jagen beschäftigt, so belustigen sich die jungen Leute beiderlei Geschlechts jeden Abend mit demselben. Nicht nur bei diesen festlichen, sondern auch bei allen übrigen Tänzen steht jeder Mann der Reihe nach auf, und führt seine Bewegungen, im Kreise umher, mit viel Ungezwungenheit und Kühnheit aus, und besingt dabei die Thaten seiner Vorfahren. Die Gesellschaft, welche um den Tänzer her in einem Kreise auf der Erde sitzt, fällt am Ende jedes Taktes in den Gesang des Tänzers ein, und zwar mit einem seltsamen Laute, den sie alle zugleich hören lassen, und der etwa wie heh, heh, heh, klingt, und mit scharfer, rauher Betonung ausgestoßen wird. Die Weiber, besonders bei den westlichen Völkerschaften, tanzen mit vielem Anstand. Sie halten sich gerade, schließen die Arme an beiden Seiten der Länge nach dicht an den Leib, bewegen sich erst einige Schritte rechts, und dann wieder links, doch ohne europäischen Tanzschritt, sondern mit an einander geschlossenen Füßen, indem sie abwechselnd die Zehen und die Hacken in Bewegung setzen. Auf diese Weise gleiten sie mit großer Gelenkigkeit hin und zurück, und wenn auch mehre zugleich tanzen, halten sie den Takt so genau, daß keine Verwirrung entsteht. Während des Tanzens vereinigen die Tänzerinnen in bestimmten Zwischenräumen ihre durchdringenden Stimmen mit den gröbern der Männer, welche umhersitzen (denn nur bei dem Hochzeitstanz treten beide Geschlechter zusammen zum Tanze auf), und diese, und das Getön der Trommeln und Rasseln der mit Steinchen gefüllten Kalebassen (Chichicanes), arten öfters, trotz aller Harmonie, in widriges Getöse aus. Der Kriegstanz hat nicht das geringste Angenehme, ja ist vielmehr berechnet, Furcht und Entsetzen bei den Zuschauern zu erregen. Die Tänzer sind dabei bemalt oder vielmehr beschmiert, wie es die Veranlassung erfordert. Sie halten dabei ihre tödtenden Waffen in der Hand, und ahmen in ihrem Tanze alle kriegerische Stellungen, Bewegungen und Handlungen nach, welche bei einem Kampf mit dem Feinde vorzukommen pflegen, und suchen dabei Einer dem Andern, durch schreckenerregende Blicke und Gebärden zu übertreffen. Dieser Tanz wird gewöhnlich um einen, zu diesem Zwecke aufgerichteten angemalten Pfahle, auf einem geräumigen, von Pallisaden eingeschlossenen Platze, unter einem Dache von Baumrinde, öfters aber auch unter freiem Himmel gehalten. Jeder erscheint dabei in kriegerischem Anzuge, blickt verächtlich auf die ebenfalls bemahlten Pallisaden hin, als ob diese die Feinde wären, mit welchen er im Begriff ist zu kämpfen, und indem der Kämpfer vor dem, in der Mitte errichteten, Pfahl vorbeikommt, schlägt, stößt oder umfaßt er ihn, und thut, als ob er den Skalp abziehen, ihn zerhauen oder durchstechen wolle, kurz gebärdet sich gegen ihn, als habe er den wirklichen Feind in seiner Gewalt; tiefes Athemholen, Stampfen mit den Füßen, und das durchdringende Kriegsgeschrei (Warwhoop) begleiten diesen Tanz, bei welchem die Darstellung der Entdeckung des Feindes, der Rückzug und die Verwirklichung des Sieges vortreffliche Pantomimen sind.

Ehe die Indianer zu einer Fehde ausziehen, wird jedesmal der Kriegstanz um den bemalten Pfahl gehalten, und es ist dieser zugleich die indianische Weise, Kampfesgenossen anzuwerben, denn Jeder, der an dem Tanze Antheil nimmt, wird angesehen, als ob er seine Genehmigung zum Mitwirken gegeben habe, und ist verpflichtet, mit dem Kriegsvolke gegen den Feind zu ziehen.

Der Gefangnentanz wird, nach erfolgter Heimkehr aus dem Kriege, um die zum Tode bestimmten Feinde gehalten, und diesen im Vorbeitanzen alle erdenkliche Martern zugefügt, ehe man sie tödtet. Die Gefangenen halten sich dabei, als ob sie an der Belustigung Theil nähmen, und spotten verächtlich über ihre Peiniger, als über

Henker, welche die Kunst zu martern schlecht verständen. So widersinnig dieses Benehmen auch zu seyn scheint, hat dasselbe doch einen hinlänglichen Grund, denn der Zweck des armen gequälten Schlachtopfers ist es, seine unbarmherzigen Peiniger durch Worte und verächtliche Stachelreden zu einem solchen Grad von Wuth zu reizen, daß Einer von ihnen in der Hitze ihm einen tödtlichen Streich beibringt, und so seiner Qual ein Ende macht. — Der Heimkehrtanz wird stets nach erfolgter Rückkehr von einem gelungenen kriegerischen Unternehmen gehalten, und hat einigermaßen den Charakter einer religiösen Feierlichkeit. Er wird mit Gesang und Chören begleitet, an welchen letztern auch die Weiber Antheil nehmen, ohne sich indeß in den Tanz selbst zu mischen. Beim Schluß eines jeden Gesangs wird das Skalpgeschrei so oftmals jauchzend erhoben, als man dem Feinde Skalps abgenommen.

Der Pawwau oder schwarze Tanz ist jetzt nur noch im Innern des Landes, bei den westlichen Völkerschaften im Gebrauch, und scheint mehr eine religiöse Ceremonie, als eine Belustigung zu seyn, und die tausend lächerlichen Geschichten, die von denselben in frühern Zeiten von den unwissenden Grenz-Kolonisten erzählt wurden, die bei demselben den Teufel durch die Indianer citiren ließen, und deshalb dem Tanze den Namen des Zaubertanzes gaben, zeigt nur an, auf welcher Stufe der Kultur die damaligen Ansiedler standen. Carver gibt in seinen Reisen einen ausführlichen Bericht von demselben; während seines Aufenthals unter den Nadoweſſiern wurde ein Tanz der genannten Art angestellt. Ehe er anfing wurde einer der Indianer in die Gesellschaft aufgenommen, welche sie Wakon kitchewah, d. i. die freundschaftliche Gesellschaft des Geistes, nennen. Diese Gesellschaft besteht aus Personen beiderlei Geschlechts, aber nur solche können in dieselbe aufgenommen werden, die von unbescholtenem Rufe sind und den Beifall der Gesammtheit erhalten. Nach der Aufnahme folgte der Pawwautanz, und das Ganze schloß, wie es bei ihnen immer gebräuchlich ist, mit einem Gastmahle. Der größte Theil der Tänzer hatte ein mit Luft angefülltes Otter- oder Marderfell in der Hand, in dessen Munde ein pfeifenförmig geschnitztes Holz sich befand, durch welches, wenn der Balg zusammengedrückt wurde, die Luft mit quikendem Geräusch entfloh. Wenn diese Maschine irgend einem aus der Gesellschaft vor das Gesicht gehalten, und der Ton hervorgebracht wurde, fiel die dadurch angeblasene Person augenblicklich, dem Anschein nach, todt nieder, und zuweilen lagen zwei oder drei, sowohl Männer als Frauen, zusammen auf der Erde, erholten sich aber in wenig Augenblicken, und schlossen sich den andern Tänzern wieder an. Besucht ein Häuptling eines fremden Stammes ein indianisches Dorf, so wird ihm zu Ehren des Nachts in seinem Wigwam ein, dem Kriegstanz ähnlicher Tanz, als Höflichkeitsbezeigung, von 15 bis 20 ganz entkleideten jungen Indianern ausgeführt, und von diesen, die verschiedentlich bemahlt sind, alles das Eigenthümliche und Schrecken erregende des Kriegstanzes nachgeahmt.

Die einzige Musik, welche die Indianer haben, ist eine Art Trommel; sie besteht aus einem Stück Holz von einem hohlen Gummibaum, ist seltsam geschnitzt, und an einem Ende mit einem Fell überspannt, welches mit einem einzelnen Stocke geschlagen wird. Der dadurch hervorgebrachte Ton ist keinesweges wohlklingend, sondern dient blos dazu den Takt zu halten. Nebst den Trommeln rasseln sie auch zuweilen mit dem Chichiku (mit Steinchen gefüllten Kalebassen), und bei den Kriegstänzen bedienen sie sich auch einer Art Pfeife, aus Rohr gemacht, welche einen schneidenden durchdringenden Ton von sich gibt. (Carver. S. 276.)

Nach dem Tanze ist der Gesang ein Hauptvergnügen der Indianer, und öfters versammeln sie sich im oder vor dem Rathhause (Council House), ihre kriegerischen Thaten in einer Art von Recitativ abzusingen. Der älteste der Krieger erzählt zuerst, dann folgen die übrigen der Reihe nach, nach dem Alter, und dazu wird die Trommel

fortwährend geſchlagen, um gewiſſermaßen die Erzählung noch mehr in die Wirklichkeit zu verſetzen. Nachdem ein Jeder von ihnen einen kurzen Satz vorgetragen hat, ſingen ſie im abwechſelnden Geſange in der Runde fort, bis Jeder ſeine Erzählung geendet hat. In dieſem Wechſelgeſange nehmen ſie ſich ſehr in Acht, durch angemaßte Ueberlegenheit das Gefühl der Andern nicht zu beleidigen, denn jeder Krieger fühlt ſich als eine wichtige Perſon, und iſt bereit, wenn man ihn beleidigt, mit der That zu zeigen, was er im Kriege geleiſtet hat, und noch zu leiſten im Stande iſt, und Fälle ſind ſchon vorgekommen, wo ein im Wechſelgeſang beleidigter Krieger aus dem Kreiſe heraustrat, und den unverſchämten Großprahler, der ſeinen Ruhm geſchmälert, auf der Stelle tödtete.

Die Geſänge der Indianer ſind gewöhnlich von kriegeriſcher, zu andern Zeiten von zärtlicher und gefühlvoller Art, und ähneln den alten gaeliſchen Geſängen. Sie werden in kurzen Sätzen abgeſungen, doch nicht ohne ein gewiſſes Silbenmaß und harmoniſch für ein indianiſches Ohr. Heckewelder hat uns den Geſang der lenapiſchen Krieger, beim Ausziehen gegen den Feind, aufbewahrt und mehre nach der Adoptirte der Oneida-Indianer in ſeiner Voyage dans la Haute-Pensylvanie etc., von denen weiter unten, am paſſenden Orte, einige aufgeführt werden ſollen. Der Geſang des lenapiſchen Kriegers lautet, nach Heckewelders Ueberſetzung, wie folgt:

O ich Armer,
Der ich ausziehe zu ſtreiten gegen den Feind,
Und weiß nicht, ob ich heimkehren werde,
Mich zu freuen der Umarmungen meiner Kinder
Und meines Weibes.
O armes Geſchöpf!
Deſſen Leben nicht in ſeiner Hand,
Der über ſeinen Leib nicht Macht hat,
Doch aber ſeine Pflicht zu thun verſucht,
Für ſeines Volkes Wohlfahrt.
O Du großer Geiſt dort oben,
Habe Mitleid mit meinen Kindern
Und meinem Weibe!
Verhüte, daß ſie meinetwegen nicht trauern!
Laß es mir in dieſem Unternehmen gelingen —
Daß ich meinen Feind erſchlagen möge
Und heimbringe die Siegeszeichen
Zu meiner theuren Familie und meinen Freunden,
Daß wir mit einander uns freuen.
O habe Mitleid mit mir,
Gib mir Muth und Stärke, meinem Feind entgegen zu gehen,
Vergönne mir, zurück zu kehren zu meinen Kindern,
Zu meinem Weibe
Und meinen Verwandten;
Habe Mitleid mit mir, und behüte mein Leben,
Und ich will Dir ein Opfer bringen.

Die Betonung bei dem Geſange iſt ſehr pathetiſch, und das Ganze bringt in ihrer Sprache eine nicht geringe Wirkung hervor. Der große Geiſt iſt ihnen in ihren Geſängen, bei allen wichtigen Gelegenheiten, vor Augen; ſie fühlen und erkennen die Macht des Unſichtbaren, und ſuchen ſeine Gunſt durch äußere Verehrung und Opfer zu gewinnen.

Wie alle Naturmenſchen ſind auch die Indianer voller Leidenſchaften, die ihren Grund indeſſen nicht in einer ſchlechten oder boshaften Gemüthsart, ſondern in der Heftigkeit ihres natürlichen Gefühls haben; rachſüchtig gegen Feinde und Alle, die ihnen muthwillig Unrecht thun, die ſie beleidigen, beſchimpfen, oder mit Verachtung behandeln, ſind ihnen die edlern Leidenſchaften nicht fremd, und in ihrer Freundſchaft ſind ſie eben ſo warm und aufrichtig, als heftig und rachſüchtig gegen Feinde. Ein Indianer könnte bei vorkommender Veranlaſſung ſein Leben für einen Freund hingeben, was indeß viele Reiſende verneinen, die zu wenig den Charakter dieſer Naturmenſchen ſtudirten, und unzählig ſind die Beiſpiele von Indianer-Treue und Freundſchaft, nicht nur gegen einander, ſondern ſelbſt gegen Männer von andern Nationen und anderer Farbe, als ſie ſelbſt. Wie oft haben ſie nicht, wenn zwiſchen ihnen und den Weißen Feindſeligkeiten ihrem Ausbruch nahe waren, die Grenzanſiedler, die ſie für gutgeſinnt gegen die Indianer hielten, unter der Hand gewarnt, und ihnen gerathen, für ihre Sicherheit zu ſorgen, ohne auf den Unwillen Rückſicht zu nehmen, den ein ſolches Betragen bei ihrem eigenen Volk erregen möchte, und wie oft haben ſie nicht ſolche

Anbauer beſchützt, und unter ſicherm Geleit durch die gefährlichſten Gegenden geführt, bis ſie in Sicherheit waren! (Heckewelder a. a. O.) Das Wort „Freund“ klingt in dem Ohre eines Indianers nicht ſo vieldeutig und unbeſtimmt, wie bei uns; es iſt nicht blos ein Ausdruck der Höflichkeit oder des geſelligen Lebens, ſondern zeigt zugleich den feſten Entſchluß an, der dadurch bezeichneten Perſon unter allen Umſtänden beizuſtehen. Der bloße Hinblick auf zwei Perſonen, welche erklärte Freunde ſind, iſt ſchon genug, einen jeden andern davon abzuſchrecken, ſich gegen Einen oder den Andern eine Beleidigung zu erlauben, und wenn ein Indianer glaubt, daß Jemand böſe Abſichten gegen ſeinen Freund hat, braucht er nur mit Nachdruck zu ſagen: „dies iſt mein Freund, und wer ſich beigehen läßt ihn anzurühren, ſo will ich ihm thun was in meinem Gemüthe iſt.“ Dieſe Sprache wird von den Indianern wohl verſtanden, denn ſie wiſſen es recht gut, daß ſie mit einem feurigen Krieger zu kämpfen haben würden, wenn ſie gegen deſſen Freund etwas unternehmen wollten, und vieles Blutvergießen wird dadurch verhütet, denn es iſt bekannt genug, daß ein Indianer ſeine Freundſchaft nie vergebens zuſichert.

Viele Reiſende behaupten, die Freundſchaft der Indianer könne nur durch Geſchenke erkauft werden, und daure nur ſo lange fort, als dieſelben reichlich geſpendet würden; dem aber iſt nicht ſo, ja im Gegentheil iſt ihre Zuneigung durchaus uneigennützig, und dadurch am leichteſten zu erlangen, daß man ſie auf dem Fuß einer völligen Gleichheit behandelt. Gegen die Weißen ſind ſie argwöhniſch, weil ſie glauben, dieſe hielten ſich ſelbſt für eine höhere Art Weſen, und behandelten ſie deshalb mit Verachtung, was ein Indianer nie verzeiht; finden ſie aber, daß ein weißer Mann es nicht verſchmäht, mit ihnen als Seinesgleichen umzugehen, ſo fühlen ſie ſich geſchmeichelt und ſind gern geneigt, Freundſchaft zu ſchließen. Die Leiden, welche die Indianer ſeit zwei Jahrhunderten von den Weißen erdulden mußten, hat ſie zu der Ueberzeugung gebracht, die Weißen überhaupt als eine falſche, betrügeriſche Klaſſe darzuſtellen; deſſen ungeachtet geben ſie Ausnahmen zu, und ein Weißer darf in ſeinem Betragen gegen ſie nur die gewöhnliche Menſchenliebe an den Tag legen, ſo wird es ihm immer noch leicht werden, Zugang zu ihrem argloſen Herzen zu finden. Als treffliche Menſchenkenner wiſſen die Indianer, auch wenn ſie die Sprache der Weißen nicht verſtehen, recht gut, die, welche ſie verachten, von denen zu unterſcheiden, die mit edlern Gefühlen gegen ſie begabt ſind, und mancher Weißer büßte dadurch ſein Leben ein, daß er durch ſein äußeres Betragen das Gefühl der Indianer verwundete, während andere, ſelbſt nachher, ja mitten im Kriege, als Freunde von ihnen behandelt und beſchützt wurden.

Heckewelder, Zeisberger und viele Andere führen mehre Beiſpiele der ſich opfernden Freundſchaft der Indianer an, aus welchen erhellt, daß dieſelbe bei dieſen Völkerſchaften einen religiöſen Grund haben muß, daß ſie nicht das Reſultat eines perſönlichen Eigennutzes, ſondern eine höhere Anſicht des Gefühls für Edles und Gutes iſt. Zwei Indianer vom Stamme der Delawares, welche den Miſſionär Zeisberger, mit Gefahr ihres Lebens, von Mördershand erretteten, erklärten ſpäter, daß ſie keinen andern Grund gehabt hätten, ſich für ihn zu wagen, als weil er ein Freund ihres Volkes wäre, und ſie ihn für einen guten Menſchen hielten.

Wie rührend iſt das Selbſtgeſpräch eines jungen ſchawaneſiſchen Kriegers, eines Natur-Dichters, wie es deren manche unter den Indianern gibt, über ſeinen abweſenden Freund, welches uns der Verfaſſer der Voyage dans la Haute-Pensylvanie etc. aufbewahrt, welche Fülle von Gedanken, welche Erhabenheit des Gefühls für Freundſchaft; möchte es doch ja für immer der Vergeſſenheit entzogen ſeyn, zur Würdigung einer Menſchenrace dienen, die von der größern Zahl ihrer weißen Mitbrüder als rohe, uncivilisirte Barbaren verſchrien werden!

„Panima, ſitzend unter einem großen Nemenſchehelas (eine ſchwarze Birke,

Betula nigra), da der Mond ſchön und glänzend iſt, an ſeinen Freund Ganondawe."

„So iſt denn die Schwelle Deiner Thüre hinweggenommen, die Aſche Deines Herdes zerſtreut, und Dein Feuer ausgelöſcht, tapferer Ganondawe! Du haſt alſo Deinen Wigwam und das Dorf verlaſſen, um in's Land des Onas (Pennſylvanien) zu gehen, deſſen Schatten und Kühlung die Weißen vertilgt haben (Anſpielung auf das Ausrotten der Wälder). Warum verſtehen ſie nicht, wie wir, von der Jagd und dem Fiſchfange zu leben, auf einer Bärenhaut zu liegen, und das Waſſer des Bachs zu trinken? Dann hätten ſie nicht ſo großen Durſt nach unſern Ländern, und wir wären Nachbarn und Freunde."

„Traue nicht ihren kurzen und langen Reden! Wer ſich darauf verläßt, iſt verloren, wie das Eis unſerer Flüſſe bei der Rückkehr des Frühlings. Der unbeſonnene Wanderer, der ſich ihnen nähert, wird verſchlungen, wie von den treuloſen Wirbeln des Alleguipy. Nie ſagen ſie uns, was ſie denken, und nie denken ſie, was ſie uns ſagen! Weißt Du warum? Weil Liſt und Lügen von ihren Lippen ſtrömen, wie der faule Saft aus einem Baume, deſſen Herz hohl und verfault iſt."

„Aber mit wem rede ich, da Du nicht mehr hier biſt, meine Worte zu vernehmen? Sollte wohl meine Stimme bis zu Dir gelangen, und die Deinige, gleich dem Wiederhalle, zu mir herüberkommen? Ich horche .... Es iſt nur ein Geräuſch des vorüberziehenden Windes, oder des Waſſerfalles, das in den nächſten Wäldern ſterben wird. Es ſagt meiner aufmerkſamen Seele nichts. Ich horche wieder .... Es iſt das Getöſe des Rothſpechts (Picus erythrocephalus), der an den trockenen Baumſtamm klopft, oder des Auerhahns (Urogallus minor), der durch das Rauſchen ſeiner Flügel ſein Weibchen ruft. Indeſſen will ich mit dem Du ſprechen, das in meinen Gedanken lebt, deſſen Bild die Augen meines Geiſtes erblicken."

„Ganondawe, wo biſt Du? Kannſt Du die Stimme Deines Freundes Panima nicht hören?"

„Ich will alſo in mir ſelbſt mit Dir reden, weil Dich Deine Abweſenheit, wie die Breite eines Berges, meinen Augen verbirgt, und weil ſie, wie der Froſt des Winters, meinen Mund geſchloſſen hat. Denke ich an Dich, dann breitet mein Arm ſich aus, meine Hand öffnet ſich, der Deinigen zu begegnen und ſie zu drücken. Beim Lichte des Tages ſuche ich Dich, und finde Dich nicht. Selbſt Dein Schatten hat mich verlaſſen. In der Stille der Nacht denkt mein Geiſt an Dich, und wirft, wie die Fläche des Waſſers, Dein Bild zurück. Ich armer Betrübter! Meine Pfeile treffen das Wild nicht mehr; der Fiſch geht vorüber, und ſieht Panimas Angel nicht. Ich nehme die Pfeife in den Mund; aber meine Gedanken, die Deine Abweſenheit in meinem Kopfe zurückhält, werden traurig und klagend, wie das Waſſer, das die Dämme des Bibers aufhält, aufhört gut und ſüß zu ſeyn."

„Ganondawe, wo biſt Du? Konnteſt Du die Stimme Deines Freundes Panima nicht hören?"

„Wie quälend und lang kommt mir die Zeit vor, welche den Morgen vom Abend trennt, ſeitdem Du nicht mehr hier biſt! Und ohne die Vergeſſenheit des Schlafes, ohne das Umherſchwärmen der Träume, wie viel länger würde die ſeyn, die den Abend vom Morgen ſcheidet! Wann wirſt Du denn wiederkommen, meine Heiterkeit aufzufriſchen, die mit Dir gegangen iſt. Wann wirſt Du wiederkommen, die Blätter von meinem Pfade zu nehmen, und den Wind des Unglücks zu verſcheuchen, den ich überall finde? Gehe ich in die Wälder, ſo verirre ich mich; gehe ich zu Waſſer, ſo kann ich meinen Kahn nicht regieren; zünde ich Feuer auf meinem Herde an, ſo gibt es mehr Rauch als Wärme; verlaſſe ich meinen Wigwam, ſo beſetzen ihn das Gewürm

der Erde und die Vögel der Nacht; werfe ich meinen Tomahawk, so fällt er nieder, bevor er an die Rinde des Baumes kommt."

"Ganondawe, wann wirst Du wiederkommen? Konntest Du die Stimme Deines Freundes Panima nicht hören?" „Wenn Du redest, sagen unsere Greise, werden die Ohren Deiner Zuhörer groß. Ja, sagen sie, seine Stimme ist tönend wie der Wiederhall der Wälder, wie die Stimme des Kraniches (Ardea coerulaea) in den Wolken. Gleich den Tropfen eines Wasserfalles, hat jedes seiner Worte Gewicht. Er hat das Herz seines Großvaters Poohagan, die Züge seines Vaters Sagagoetsche. Nie ist die schwarze Lüge über seine rothen Lippen gekommen. Er ist verständig und kaltblütig, wie der Biber der Moräste; verschlagen wie der Fuchs; tapfer und muthig wie der hungerige Panther; behende im Laufen wie der verfolgte Hirsch. Sein Gesicht kommt dem des kahlköpfigen Adlers (Falco leucocephalus), und sein Gehör dem des Elenns mit dem gabelartigen Geweihe gleich. Wie seine Flinte, verfehlt sein Verstand nie das Ziel. Mögen die Blätter vom Baume seines Lebens noch lange die Wigwams seines Dorfes und unsere Stämme beschatten!" "Das sprechen alle, die Dich kennen, von der Gabel des ruhigen Scioto an, bis an die Wasser des Ohio, und noch jenseits."

"Ganondawe, wo bist Du? Konntest Du die Stimme Deines Freundes Panima nicht hören?" „Erinnerst Du Dich, daß wir von unsern ersten Monden an immer den nämlichen Kahn gerudert, dasselbe Wild verfolgt, dieselben Gefahren mit einander getheilt haben? daß, wenn der Eine ja sagte, der Andere es auch sprach? daß, wenn wir Feuer anzündeten auf Deinem Heerde oder dem meinigen, die Freundschaft immer dabei war, es anzublasen? Erinnerst Du Dich, daß ich Dir mein Zutrauen gegeben hatte, wie es der Kranke seinem Arzt giebt, wie der Reisende dem sichern und treuen Strome, der sein Canot dahin führt? daß, wenn man Dich sprechen hörte, die Stille die Thüre schloß, und die Aufmerksamkeit ihren Sitz in unsern Ohren aufschlug? Erinnerst Du Dich, daß man, aus Furcht Dich zu unterbrechen, sogar versäumte, Holz an das Feuer zu legen? daß unsere Weiber sich vereinten, wenn sie aus unserm Munde kamen, wie der Rauch unserer Pfeifen? Erinnerst Du Dich, daß Alle ausriefen: wir wollen ihm folgen, wo ihn auch die Erde und das Wasser hinbringt! Er weiß zu denken, zu reden und anzuführen, bei dem Lichte des Tages so gut, als bei der Dunkelheit der Nacht!"

"Ganondawe, wo bist Du? Konntest Du die Stimme Deines Freundes Panima nicht hören?" "Ich bin tapfer und unerschrocken; Du bist es auch. Ich fürchte weder den Tod noch die Martern; Du fürchtest sie eben so wenig. Ich bin ein geduldiger, behender, unermüdeter Jäger; Du auch. Ich bin ein Mann, und als solcher fürchte ich weder den Tomahawk, noch den Kessel des Feindes; Du auch nicht. Wenn ich vor Müdigkeit zwischen den Steinen des Pfades wanke, stütze ich mich auf Deine Schultern; das thust Du auch. Wenn mein Muth sinkt, blickst Du mich an, und sogleich fachen Deine Augen ihn wieder an; ich werde das doppelt von dem, was ich war. Lasse ich meinen Kriegsgesang ertönen, so singe ich ihn kräftiger, so oft ich an Dich denke. Wie stark sind zwei Menschen, sobald sie nur Einen ausmachen! Sie sind wie die beiden Flügel, die einen Vogel tragen; wie ein Kahn, den zwei wackere Menschen mitten durch eine Strömung rudern; wieder nur von einem regiert, dann verfolgen ihn Müdigkeit und Angst, und erreichen ihn bald; er verliert den rettenden Strich des Stromes, wankt und wirft um, und aus Mangel eines Freundes wird der Arme ein Fraß der Fische."

"Ganondawe, wo bist Du? Konntest Du die Stimme Deines Freundes Panima nicht hören?" "Ich möchte wissen, wenn die Sonne im Lande des Onas aufgeht, ob dann ihre ersten Strahlen Dich erfreuen, wie vormals, wenn Du aus Deinem Wigwam tratest, sie zu begrüßen; ob, wie hier, die Schatten der Nacht die Erde mit

Thau, und die Augen mit Schlaf bedecken? Ich möchte wiſſen, was Du von den Bärtigen denkſt, die ſich todt arbeiten und nie zufrieden ſind, die ſo vielerlei bedürfen, um zu leben, und die nicht mehr leben als wir, die wir nichts als unſer Geſchoß haben? Welche Vorſtellung machſt Du Dir von ihrem Gotte, mit dem ſie ſo oft reden, und der ihnen nicht verbietet, unſer Land zu ackern und unſer Wild zu verſcheuchen? Er iſt ein ſchlechter Gott, weil er ihnen erlaubt, unſere Dörfer wegzunehmen, die Gebeine unſerer Vorfahren dem Winde und Regen bloszuſtellen, und Waſſer der Wuth und des Feuers (Branntwein) zu geben, um uns aufzureiben, und ſchöne Worte, um uns zu betrügen."

"Dieſe traurigen Gedanken erwecken, gleich einem Wintertage, noch traurigere. Geht Panima in den Krieg, wer wird ihn dem Zahne ſeines Feindes entreißen? Wenn ſein Kahn umſchlägt, wer wird ihm helfen, ihn wieder aufzurichten? Wenn das Unglück ihm zuſetzt, wer wird ihm Fleiſch und Fiſche geben? Wenn er böſe Träume hat, wer wird ſie ihm aus dem Sinne bringen? Wenn der Geiſt da oben ihn mit ſeinem großen Pfeile trifft, wer wird ſeinen Leichnam mit Erde bedecken? Ich mag thun, was ich will, dieſe Gedanken aus meinem Kopfe zu verſcheuchen, die Schwermuth, welche ſich, als Du hier warſt, hinter dem Berge verkroch, kommt hervor, um ſie mir noch trauriger und wehmüthiger zu machen. Seit Deiner Abreiſe iſt mein Geſicht finſter wie das Waſſer, welches unter Fichten fließt; mein Geiſt verirrt ſich in der Dunkelheit, wie der Jäger ſich in den Wäldern verirrt; das Stillſchweigen verſchließt meinen Mund; meine Ohren vernehmen den Ton des Muskawiß (Caprimulgus minor americanus, Catesb.) nicht mehr, und meine Augen ſehen, ohne etwas zu erblicken."

„Ganondawe, wo biſt Du? Konnteſt Du die Stimme Deines Freundes Panima nicht hören?" "Ich rede mit Dir, und Du hörſt mich nicht! Ich blicke um mich, und ſehe nur mich im Schatten des Nemenſchehelas ſitzen! Wer wird denn Zeuge meiner lebenden Worte ſeyn? der Mond, dieſe beſcheidene Tochter der ſtrahlenden Sonne. Ihm vertraue ich ſie. Aber wer wird die Stimme meiner Klagen, den Gedanken an mein Andenken überbringen? Wird der Wind, dieſer Hauch des großen Manitto, dieſer oft unbeſtändige Bote, ſie Dir treulich überliefern? Ich flehe ihn darum an."

"Eile zurückzukommen, um ſie aus dem Munde Deines Freundes zu vernehmen, und uns zu ſagen, wie die Tſcherrihum-Sagats (Männer vom Aufgang der Sonne) Dich aufgenommen und geſpeiſet haben; wie ſie Dir zehnmal die Hand gegeben, oder mit Dir geraucht haben, um Dich zehnmal leichter in Deinem Tauſchhandel zu betrügen, wie ſie mir oft gethan haben! Eile, Dich Deinem Weibe, Deinen Kindern, dem Panima wieder zu nähern, die auf der Schwelle Deines Vaters ſitzend, Dich erwarten." "Komm, Deine Schwelle wieder an ihre Stelle zu legen, Dein Feuer wieder anzuzünden, und Deinen Keſſel aufzuhängen! Mögen meine Ohren Deinen Ruf hören, meine Augen Deinen Kahn um die Spitze von Kittagamik fahren ſehen lange bevor der Mais reift."

„Ganondawe, wo biſt Du? Konnteſt Du die Stimme Deines Freundes Panima nicht hören?" „Dies ſind meine Worte, deren Aechtheit ich durch drei Schnitte in die Rinde des Nemenſchehelas, im Dorfe Tſchillitſchate, am vierten Tage des Monats der Eichhörner (Januar) bekräftige."

Aus der Freundſchaft der Indianer unter ſich, aus der Achtung, die ſie dem Alter und der Erfahrung zollen, geht die Regierungsform der Urvölker Amerika's hervor, die nicht in Zwang durch Befehl oder Gewalt beſteht, ſondern mehr mit der Fürſorge verglichen werden kann, die ein Familienhaupt für ſeine Umgebung zu haben pflegt. Ihr politiſches Daſeyn iſt rein democratiſch, und wie ſelbſt die väterliche Gewalt beſchränkt iſt, und mehr in einer Anleitung beſteht, und die Kinder von den Eltern zu nichts gezwungen werden können, eben ſo iſt dieſes in ihrer Regierungsform der Fall. Jede indianiſche Völkerſchft ſteht unter zwei Oberhäup-

tern, dem eigentlichen Oberhaupt (Head chief) und dem Kriegsoberſten (War chief), die beide durch die Wahl dazu beſtimmt werden, und durch Erfahrung, Weisheit und Rechtſchaffenheit, Tapferkeit und Beredſamkeit zur Wahl berechtigt ſeyn müſſen. Ihnen zur Seite ſtehen erfahrene Rathsmänner, die auf das Wohl der Nation ſinnen, und denen eben ſo wie den Oberhäuptern an der Wohlfahrt derſelben gelegen iſt. Weder die Oberhäupter noch die Rathsmänner, welche zuſammen die Regierung, oder vielmehr Rathsverſammlung bilden, empfangen einen Lohn für ihre Dienſte, ſondern betrachten ihr Amt als Ehrenſache, und nur das Oberhaupt, in deſſen Hauſe viele Gäſte einzukehren pflegen, und das bei feierlichen Gelegenheiten mancherlei Geſchenke zu machen hat, wird von den einzelnen Mitgliedern des Stammes mit Wildpret und Wampum unterſtützt, um die Würde des Stammes behaupten zu können. Das Volk verläßt ſich ganz auf die Mitglieder der Rathsverſammlung, glaubt, daß alles was ſie thun oder beſchließen, recht und dem Ganzen zuträglich ſey; iſt ſtolz darauf, ſo fähige Männer zur Führung ihrer National-Angelegenheiten zu beſitzen, und bekümmert ſich wenig um das, was jene vornehmen, denn es weiß, daß das Reſultat ihrer Berathungen ihm zur gehörigen Zeit bekannt gemacht werden wird, und iſt verſichert, daß es ſeinen Beifall erhalte.

Die Oberhäupter tragen Sorge, alle wichtige Verträge und Berathſchlagungen zu ihrer eigenen Nachricht und für die kommenden Geſchlechter aufzubewahren, und Heckewelder erwähnt, daß die Indianer noch zwiſchen den Jahren 1770 und 1780 genau anführen konnten, was mit W. Penn und ihren Vorfahren bei der erſten Zuſammenkunft und nachher verhandelt worden war. Um ihr Gedächtniß gleichſam zu erfriſchen, ſagt Heckewelder, und um einen oder mehre von ihren fähigſten jungen Leuten in dieſen Angelegenheiten zu unterrichten, verſammeln ſie ſich ein oder zweimal im Jahre an einem auserwählten Platz in den Wäldern, nicht weit von der Stadt oder ihrem Dorfe entfernt, um ein großes Feuer. Bei dieſem werden dann auf einem großen Stück Baumrinde oder auf einer Decke alle Urkunden in einer ſolchen Ordnung niedergelegt, daß ſie ſogleich jede einzelne Rede eben ſo unterſcheiden können, wie wir den Inhalt ſchriftlicher Aufſätze an der Aufſchrift. Iſt irgend eine ihrer Urkunden auf Papier oder Pergament, und mit Wampum-Gürteln oder Schnüren umwunden, ſo erſuchen ſie einen ihrer Vertrauten aus den weiſen Leuten, ihnen den Inhalt vorzuleſen. Der Sprecher des Stammes, welcher immer unter den Fähigſten ausgewählt wird, und zu dieſem Geſchäft beſonders angeleitet worden iſt, ſteht dann auf, und ſagt mit vernehmlicher Stimme den Inhalt Satz für Satz her, hat dabei den Wampumgürtel oder die Schnüre in der Hand, und bewegt oder bezeichnet denſelben nach gewiſſen Regeln, ſo daß man nach der Art, wie der Sprecher den Gürtel hält, wiſſen kann, wie weit er in ſeiner Rede gekommen iſt. Das Umkehren des Gürtels, wenn die Rede zur Hälfte beendigt iſt, iſt ein weſentlicher Punkt, und ein guter Redner iſt im Stande, auf einem Gürtel die Stelle beſtimmt anzugeben, welche jeden einzelnen Satz enthält. Gürtel und Schnüre werden, wenn der Sprecher geendet hat, wieder an das Oberhaupt abgeliefert, und von dieſem ſorgfältig in einer dazu beſtimmten ledernen Taſche, dem Speech-bag, aufbewahrt.

Botſchaften von Wichtigkeit werden durch einen Rathsmann oder den Sprecher an den Ort ihrer Beſtimmung abgeſandt, namentlich aber da, wo die Antwort darauf ſogleich erwartet wird; bei andern Nachrichten oder Antworten auf vorhergegangene Anzeigen werden zwei junge fähige Leute dazu abgeſchickt, der eine, um die Nachricht zu überliefern, der andere, um Acht zu geben, daß in der Rede des erſten nichts ausgelaſſen werde. Bei geheimen Botſchaften wird dem Ueberbringer der Befehl gegeben, ſie unter die Erde zu nehmen, d. h. ſie keinem Menſchen bekannt zu machen, außer dem, an welchen ſie gerichtet ſind, bei andern: in die Erde hinabzuſtei-

gen, und dort, wo sie vorgetragen werden soll, wieder hervorzukommen, was so viel bedeutet, als daß sie sich unterwegs von Niemand sehen lassen, daß sie alle gebahnte Wege meiden, und durch die Waldungen sich schleichen sollen.

Auf bloße Gerüchte, auch wenn sie alle Zeichen der Wahrheit an sich tragen, nehmen die Oberhäupter der Indianer nie Rücksicht, sondern werden stets antworten: wir haben es nicht gehört! denn das Gerücht erklären sie für den Gesang eines Vogels, der vorübersliegt; wird ihnen aber eine Nachricht amtlich mitgetheilt, erhalten sie von einem der betheiligten Oberhäupter, oder einem anerkannten Krieger die Wampumschnüre zugesandt, so schenken sie der Nachricht Glauben, und richten ihr Verhalten darnach ein.

In ihren Rathsversammlungen setzen sich die Indianer ohne bestimmte Ordnung um das Rathsfeuer herum, und obgleich sie dabei das Aeußere vernachläßigen, da dieses, wie sie meinen, dem Volke keinen Vortheil bringt, sie auch den Sprecher nicht an-, sondern still vor sich hinsehen, auf ihren Hacken sitzen und ihre Pfeife rauchen, sind sie doch ganz Ohr, und erwägen die Gegenstände der Berathung im Stillen. Wer nicht den Rath der Oberhäupter hört, oder deren Maaßregeln sich widersetzt, wird vom ganzen Stamme als entartetes Geschöpf betrachtet; sucht er aber Schaden zu stiften, und wird er Dieb oder Mörder, so wird er als Schande der Nation angesehn, vom Stamme verstoßen, und hat keine Ansprüche mehr auf den Schutz desselben. Viele Beispiele dieser Art bietet die Geschichte der Indianer, von welcher wir aus Mangel an Raum nur eins hier aufnehmen, welches den Gerechtigkeitssinn der Indianer vollständig charakterisirt: Ein Herr Evans in Pittsburg wurde von einem Indianer ermordet, dieser eingezogen, und, als ihm nach mehrmonatlicher Gefangenschaft das Urtheil gesprochen werden sollte, die Oberhäupter seiner Nation (der Delawaren) eingeladen, den Verhandlungen beizuwohnen, und, wenn sie wollten, zur Vertheidigung des Beklagten zu reden. Diese aber, statt zu erscheinen, sandten folgende Antwort: „Brüder, ihr habt uns benachrichtigt, daß N. N., der einen von euern Leuten zu Pittsburg ermordete, in kurzem nach den Gesetzen eures Landes gerichtet werden soll, und ihr begehrt, daß einige von uns bei diesem Urtheilsspruche gegenwärtig seyn möchten. Brüder! da wir wissen, daß N. N. immer ein sehr schlechter Mensch gewesen ist, so wünschen wir nicht, ihn zu sehen. Wir rathen euch deswegen, ihn nach den Gesetzen eures Landes zu richten, und ihn aufzuhängen, so daß er nie wieder zu uns zurückkehren möge! (Heckewelder p. 137.)

Der Zweck der Regierung der Indianer scheint mehr auf die äußern Verhältnisse gerichtet zu seyn, als auf das Innere, und die Hauptthätigkeit der Oberhäupter ist mehr dahin gerichtet, eine Einigkeit unter den Mitgliedern des Stammes zu erhalten, um sie dadurch in den Stand zu setzen, auf die Bewegungen ihrer Feinde ein wachsames Auge zu haben, und einträchtig und kräftig gegen sie zu agiren, als durch Verfügungen die innere Ordnung zu erhalten; denn bei irgend einer Sache, die vom Oberhaupt in Vorschlag gebracht wird, und die der Gesammtheit nützlich zu seyn scheint, steht es Jedem frei zu wählen, ob er an der Ausführung Theil nehmen will oder nicht, da keine besondern Zwangsgesetze den Einzelnen binden. Ist Gewaltthätigkeit verübt oder Blut vergossen worden, so wird das Recht, die Uebertretung zu rächen, der Familie des Beleidigten überlassen, und kein Oberhaupt maßt sich die Gewalt an, die Strafe zu verhängen oder zu mildern. (Carver p. 258.)

Unter mehren Stämmen des Westens und Nordens, unter den Cumanchees, Panis, den Ottowas u. s. w. sind außer den wählbaren Oberhäuptern auch erbliche, welche den Namen Sachems führen, und einzelne Fälle sind vorgekommen, wie z. B. unter den Winnebagoes und Ottowas, wo Frauen, statt des Sachems die

höchſte Autorität ausübten, wie in Carvers Reiſe, und John Tanners Leben ausführlicher nachzuleſen iſt.

Durch freundliches Zureden und gründliche Vorſtellungen ſuchen die Oberhäupter ihr Volk zu regieren, und oft muß er auch Liſt brauchen, und durch ſeine Prophezeihungen und Träume auf die Geſammtheit zu wirken ſuchen, wie Netnokwa, die Häuptlingin der Ottowas in Michigan, an welche ſich alle Indianer, wenn alle Jagdhoffnungen fehlſchlugen, wandten, und ſie, mit Hülfe des großen Geiſtes, täuſchte dieſe Erwartungen nie. „An einem Morgen, erzählt Tanner (in ſeiner Narrative of the captivity of I. T. S. New-York 1830), ſtand Netnokwa ſehr frühe auf, band ihre Decke zuſammen, nahm ihr Beil und ging fort. Sie kehrte in der Nacht nicht zurück; erſt am folgenden Tag, als wir alle in der Hütte lagen, erſchien ſie, ſchüttelte den Wamigonabiu, ihren Sohn, an der Schulter, und ſagte zu dieſem: „Auf, mein Sohn, Du biſt ein großer Renner, jetzt laß ſehen, wie ſchnell Du gehen, und uns das Fleiſch holen wirſt, welches der große Geiſt mir in der verwichenen Nacht beſchert hat. Faſt die ganze Nacht betete und ſang ich, und als ich gegen Morgen einſchlief, kam der Geiſt zu mir und gab mir einen Bären, um meine hungrigen Kinder zu nähren. Du wirſt ihn in dem kleinen Gebüſch auf der Steppe treffen. Geh augenblicklich, der Bär wird nicht vor Dir fliehen, wenn er Dich gleich kommen ſieht.“ „Nein, Mutter, ſagte Wamigonabiu, es iſt ſchon gegen Abend; die Sonne iſt bald hinunter, und es wird nicht leicht ſeyn, die Fährte in dem Schnee zu ſuchen. Morgen früh ſoll Schaſchawanibahi eine Decke nehmen und einen Keſſel, und an dieſem Tage werde ich den Bären ſchon erwiſchen, und mein kleiner Bruder ſoll meine Decke mir nachtragen, damit wir daſelbſt übernachten können, wenn ich das Thier erlegt haben werde.“ Die Alte gab der Meinung des Jägers nicht nach; es erfolgte lauter Wortwechſel und Zank, denn Wamigonabiu hatte wenig Ehrfurcht vor ſeiner Mutter, ein unerhörter Fall, und, was kein anderer Indianer gewagt haben würde, er ſpottete über ihre vorgebliche Unterredung mit dem großen Geiſt, ſo wie darüber, daß ſie behauptete, der Bär werde nicht davon laufen, wenn der Jäger auf ihn zuſchreite. Die Alte war beleidigt, und nachdem ſie ihrem Sohn Vorwürfe gemacht, ging ſie aus dem Wigwam und trug den andern Indianern ihren Traum vor, und forderte ſie auf, ſie nach der Stelle zu begleiten, wo der Bär ſeyn müßte. Sie meinten, wie Wamigonabiu, daß es zu ſpät in der Nacht ſey, aber ſie hegten ſo viel Vertrauen zu dem Gebet der Alten, daß ſie mit Tagesanbruch ſich nach der bezeichneten Richtung aufmachten. Wirklich fanden ſie den Bären und tödteten ihn ohne Schwierigkeit. Es war ein großes und fettes Thier; aber Wamigonabiu empfing nur einen geringen Antheil. Netnokwa war ſehr ärgerlich, und nicht ohne gerechte Urſache; denn ob ſie gleich behauptete, daß ihr der Bär von dem großen Geiſt gegeben worden, ſo verhielt ſich die Sache ſo, daß ſie ihn aufgeſpürt und bis in das Gehölz verfolgt hatte.“

Netnokwa's Einfluß erſtreckte ſich auf mehre Horden, und Tanner verſichert, nie eine Indianerin gekannt zu haben, die ſich eines ſo hohen Anſehens erfreute; ſie konnte, ſowohl bei den Indianern als den weißen Kaufleuten, Alles durchſetzen, was ſie wollte: wahrſcheinlich, weil ſie nie etwas begehrte, was nicht recht und billig war. Sie beſaß ausgezeichnete Talente und ungewöhnliche Willenskraft, und die Fehler, welche ihr anklebten, waren mehr Fehler ihres Volks als ihrer Perſönlichkeit.

Bei Stämmen, wo die Häuptlingswürde erblich iſt, können die Söhne dem Vater nicht nachfolgen, weil ſie ihrer Mutter wegen als Fremde angeſehen werden; beim Enkel und Urenkel aber fällt dieſer Grund weg; der Schweſterſohn wird dem eigenen Sohn in der Nachfolge vorgezogen, und iſt keine Schweſter vorhanden, ſo folgt, wie bei den Ottowa's, die nächſte Verwandtin in der Würde des Oberhaupts. Bei den meiſten Völkerſchaften, namentlich aber bei allen, welche die Lenapes als Mutter

betrachten, ist der Nachfolger eines Oberhaupts stets eine Person, die bei dessen Lebzeiten immer um ihn war, und daher mit allen Amts- und Volkssachen hinlänglich bekannt ist. Die moralische Kraft der Chiefs oder Oberhäupter der Indianer ist trotz des ungebundenen Wesens der einzelnen Stammesmitglieder, wirkender als man glauben sollte, und wer irgend etwas von einem Volke begehrt, oder vorzutragen hat, wendet sich stets deshalb an das Oberhaupt (Carver p. 81, Long p. 67, 88, Heckewelder § 18), und eben so scheinen sich, namentlich in neuerer Zeit, wo die englische Regierung und die der Union viele Verträge mit den Indianern geschlossen haben, die Oberhäupter ein Eigenthumsrecht auf das Land ihres Stammes zuzuschreiben!

Das Versammlungs- oder Rathhaus (Council House), der Indianer, ist entweder das Haus des Oberhaupts, welches gemeiniglich groß und geräumig ist, oder ein eignes dazu aufgeführtes Gebäude, das nach derselben Form wie die andern Häuser der Indianer, nur viel größer, gebaut ist, keinen Rauchfang und Abtheilung, aber zwei Feuerstellen, und an jedem Ende einen Eingang hat, über welchen das Wappen oder Abzeichen des Stammes, welchem das Versammlungshaus gehört, angebracht ist. Im Innern sind rings an den Wänden herum Bänke von fünf Fuß Breite, anderthalb Fuß hoch über dem Boden angebracht, die sowohl zum Schlafen als zum Sitzen dienen. Bei Versammlungen, zu welchen die Rathsmänner durch einen Diener berufen werden, bringen diese ihre Pfeifen und Tabak mit, und setzen sich um das große Feuer, welches man das Rathsfeuer zu nennen pflegt. Frauen haben zu den Rathsversammlungen keinen Zutritt, und nur etliche werden bestellt, das Essen aufzutragen und das Feuer zu unterhalten, welches für eine nicht geringe Ehre angesehen wird. Speise muß immer im Ueberfluß im Versammlungshause seyn, denn Berathschlagungen und Essen, und leider! jetzt auch bei vielen Stämmen Trinken, wechseln mit einander ab. — Alle wichtige Angelegenheiten werden im Versammlungshause dem Volke durch den Sprecher bekannt gemacht, und bei allen Verträgen und Berathschlagungen Denkgürtel (Wampums) als Urkunden ausgetauscht, um die geschlossenen Verträge zu bekräftigen, und diese dann sorgfältig vom Oberhaupt aufbewahrt. Diese Wampums oder Denkgürtel sind von verschiedener Länge und Breite, und entweder von weißer oder schwarzer Farbe. Die erstere bedeutet alles was gut ist: Frieden, Freundschaft, Wohlwollen ꝛc., die letztere Krieg und Feindschaft. Bei Mangel an Wampums dienen indessen auch die schwarzen als Freundschaftszeichen, werden aber zu diesem Zwecke vorher mit Kalk oder weißem Thone angestrichen. Die Wampums oder Denkschnüre werden in Gürtel (Belts) vereinigt, und nach dem verschiedenen Gebrauch in bunten Farben zusammengesetzt. Der Friedensgürtel ist gegen sechs Fuß lang, eine Hand breit, und von weißen Muschelstücken, die in der Mitte zwei verschlungene Hände von Korallen enthalten. Der Freundschaftsgürtel ist schwarz, und durch denselben laufen zwei weiße Muschelreihen in der Mitte, von einem Ende bis zum andern, gleich zwei Landstraßen, die ein paar befreundete Völkerschaften mit einander verbinden. Der Kriegsgürtel ist ebenfalls schwarz, und auf demselben in rother Farbe das Zeichen einer Axt angebracht; wird dieser mit einer Rolle Tabak einer Völkerschaft zugeschickt, so ist dieses eine Aufforderung, sich in einem Kriege mit anzuschließen. Raucht die aufgeforderte Völkerschaft von dem Tabak und sagt: er rauche sich gut, so hat sie ihre Einwilligung gegeben, und gehört von diesem Augenblicke an zu den Verbündeten. Weigert sie sich aber zu rauchen, so hilft auch keine Ueberredung. Wendeten Kriegsbotschafter die List an, einen fremden Stamm dadurch zum Anschluß zu bewegen, daß sie den Kriegsgürtel dem Anführer über die Schultern oder über die Schenkel legten, so schüttelt ihn dieser, ohne ihn mit der Hand zu berühren, von sich ab, und wirft ihn mit einem Stocke hinter dem Botschafter her, als ob er eine Schlange von sich schleudere. Wampums und Belts, welche bei andern Gelegenheiten

gegeben werden, enthalten ſtets Figuren, die ſich auf das Vorgefallene beziehen, und um die Belte von einander unterſcheiden zu können, bringen ſie in jedem eine bedeutende Figur an. Die Benennung Belt und String of Wampum iſt engliſch-indianiſch. Wampum iſt ein irokeſiſches Wort, und heißt Seemuſchelſchaale (Heckewelder, Brief Nr. 19); Wampumſtring iſt alſo eine Schnur oder ein Faden, woran Muſchelſchalen gereiht ſind. Ein Belt entſteht, wenn mehre Wampumſchnüre an einander gereiht werden, und iſt alſo ein aus Seemuſcheln verfertigter Gürtel. Vor der Entdeckung Nord-Amerika's durch die Europäer machten die Indianer ihre Belte und Strings meiſtens aus kleinen, weiß oder ſchwarz gefärbten, gleich geſchnittenen Stückchen Holz; nur ſelten verfertigten ſie dieſelben aus Muſchelſchaalen, denen ſie einen überaus hohen Werth beilegten, da ſie aus Mangel an Werkzeug ſehr viel Zeit brauchten, um einen Wampumgürtel zu bereiten, und dieſe dennoch ein rohes ungeſchicktes Anſehen hatten. Die Engländer fingen bald nach ihrer Ankunft an, Wampums aus Muſchelſchaalen in Menge zu verfertigen, und trieben einen anſehnlichen Tauſchhandel mit denſelben gegen indianiſche Güter; nun ließen die Indianer ihre hölzernen Belte und Strings fahren, und brauchten lauter muſchelſchaalige, die zwar im Werthe immer mehr fielen, ihnen aber doch jederzeit ungemein ſchätzbar blieben und es noch jetzt ſind.

Ceremoniös in allen ſeinen Reden und öffentlichen Handlungen, vergibt ſich der Indianer nichts, und zeigt in allen Nationalangelegenheiten außerordentliche Gewandtheit und Scharfſinn; bei Botſchaften von benachbarten Völkern bemüht man ſich, die Antwort in ſo zweideutigen Ausdrücken abzufaſſen, daß er ſchwer hält, ihre wahre Meinung zu ergründen. Sie betrachten dieſes, ächt europäiſch, als ein zur Staatskunſt gehöriges Verfahren, durch welches der Verſtand geſchärft wird, haben dabei Gelegenheit, über wichtige Gegenſtände gründlich nachzudenken und bei Enträthſelung einer ihnen zugeſchickten Antwort ihren Scharfſinn an den Tag zu legen. Die Perſon eines Geſandten, was auch der Inhalt ſeiner Sendung geweſen ſeyn mag, wurde von jeher bei allen indianiſchen Volksſtämmen für heilig und unverletzlich gehalten, und nur in den letztern Zeiten hat dieſe Verehrung der Geſandten unter den Stämmen, die mit den Weißen in näherm Umgang leben, nachgelaſſen, und von beiden Seiten ſind Abgeordnete treuloſer Weiſe ermordet worden, Unbilde, die mehr den weißen Amerikanern zur Laſt fallen, als den Indianern. Im Weſten und Norden herrſcht noch jetzt der alte Gebrauch, und dort herrſcht noch die feſte Ueberzeugung, daß Geſandte und Abgeordnete unter dem Schutze des großen Geiſtes ſtehen, daß es geſetzwidrig iſt, ihnen übel zu begegnen, und daß eine Nation, die ſich dieſes Verbrechens ſchuldig macht, durch unglücklichen Erfolg gezüchtigt werden würde. Abgeordnete, welche eine Kriegserklärung überbringen, werden von den feindlichen Kriegern ſo weit zurückgeleitet, daß ſie von deren Angehörigen nichts mehr zu fürchten haben, und die Feindſeligkeiten beginnen erſt, wenn jene glücklich wieder in ihrer Heimath angelangt ſind.

Stolz und Hochherzigkeit ſind Hauptcharakterzüge der Indianer; Eitelkeit aber wird von ihnen als erniedrigend und als eines Mannes unwürdig gehalten. Ein Krieger wird ſich nie ſeiner Tapferkeit, ein Jäger nie ſeiner Geſchicklichkeit und Stärke rühmen; es ſcheint ihnen Unrecht, ſich wegen Handlungen zu erheben, die ein Anderer ebenfalls verrichten könne, und ſie ziehen es vor, ihre Handlungen für ſich ſelbſt reden zu laſſen. Das Pelzwerk, welches der Jäger zu Hauſe bringt, die Geweihe auf dem Dache ſeines Wigwams, ſeine Pferde und ſein Hausrath, ſein und der Seinigen Anzug, und die Beſuche, mit welchen ihn die erſten Männer ſeiner Nation beehren, zeigen, wer er iſt und was er geleiſtet hat, und dieſes genügt dem Stolze eines Indianers. So wie der Jäger macht es auch der Krieger: die Skalps und die Gefangenen, welche er heimbringt, zeigen ihn als einen Mann von Geiſt und Muth; nie wird er ſich

ſeiner Kriegsthaten rühmen, und wenn er bei einigen ihrer beſondern Feſte aufgefordert wird, mit andern ſeine Waffenthaten zu erzählen, ſo wird er dabei ſo kurz als möglich ſeyn, und es andern, die weniger geleiſtet haben, überlaſſen, ihre Thaten durch weitläufige Erzählungen zu erheben. Die Hochherzigkeit der Indianer iſt gewöhnlich mit einem ſtarken Ehrgefühl verbunden, und iſt nicht ſelten die Mutter der edelmüthigſten Handlungen, von denen Heckewelder mehre Beiſpiele erzählt:

Ein Indianer von der Lenape-Nation, der für eine ſehr gefährliche Perſon gehalten und deßwegen ſehr gefürchtet wurde, hatte öffentlich erklärt, ſobald ein anderer Indianer, der damals nach Sandusky gegangen war, zurückgekommen ſeyn würde, wollte er ihn zuverläßig ermorden. Dieſer gefährliche Indianer, erzählt Heckewelder, trat eines Tages in mein Haus am Muskingum, mich um ein wenig Tabak zu erſuchen. Als dieſer unwillkommene Gaſt ſeine Pfeife an meinem Feuer rauchte, trat auf einmal jener andere, eben von der Reiſe zurückgekommene Indianer, den er zu ermorden gedroht hatte, auch herein. Ich erſchrack ſehr, denn ich fürchtete, daß der ſchlechte Indianer dieſe Gelegenheit wahrnehmen würde, ſeine Drohung zu erfüllen, und daß mein Haus der Schauplatz eines entſetzlichen Mordes werden würde. Ich ging an die Thür, um nicht Zeuge eines Verbrechens zu ſeyn, das ich nicht verhüten konnte, als ich, zu meiner Verwunderung, den Indianer, den ich in Gefahr geglaubt hatte, den andern ſo anreden hörte:

Onkel, ihr habt gedroht mich zu ermorden; ihr habt geſagt, daß ihr es thun wolltet, ſobald ihr mich nur wiederſähet. Jetzt bin ich hier und wir ſind beiſammen. Muß ich es als ausgemacht annehmen, daß das euer Ernſt iſt, und daß ihr mir wirklich, wie ihr erklärt habt, das Leben nehmen wollt? Soll ich euch nun als meinen erklärten Feind betrachten, und um meiner eigenen Sicherheit willen der Erſte ſeyn, der zuſchlägt und ſeine Hand in euer Blut taucht? Nein, ich will es nicht, ich kann es nicht! Euer Herz iſt freilich ſchlecht, aber doch habt ihr als Feind noch großmüthig gehandelt, indem ihr eure Abſicht erklärt und mich nicht unerwartet ermordet habt; ich will alſo eurer ſchonen, bis ihr euern Arm gegen mich aufhebt, und dann, Onkel, wird es ſich zeigen, wer von uns fallen wird! — Der Mordgeſinnte war wie vom Donner gerührt, und ohne ein Wort zu erwiedern, ſchlich er ſich fort und verließ das Haus.

Der Kriegsanführer der Wyandots in Unter-Sandusky ſchickte einen weißen Gefangenen an einen andern Anführer zum Geſchenk, in der Abſicht, daß er in deſſen Familie ſtatt einer ſeiner Söhne, der in einem Kriege mit den Leuten am Ohio getödtet worden war, an Kindes ſtatt angenommen werden ſollte. Der Gefangene kam an und wurde der Gattin des Oberhauptes vorgeſtellt; ſie wollte ihn aber nicht annehmen, welches nach der Regel der Indianer, der Sache nach, ein Todesurtheil war. Der junge Menſch wurde alsbald weggeführt, um gemordet und an dem Pfahl verbrannt zu werden. Als die ſchrecklichen Anſtalten hierzu in der Nähe des Dorfes gemacht wurden, das unglückliche Schlachtopfer ſchon an den Pfahl gebunden war und die Indianer von allen Seiten herbeieilten, um bei dem grauſamen Verfahren zu helfen oder Zeuge davon zu ſeyn, beſchloſſen zwei engliſche Handelsleute, die Herren Arundel und Robbins, durch Anbietung eines Löſegeldes das Leben des Gefangenen zu retten. Der Kriegshäuptling weigerte ſich aber, das Löſegeld anzunehmen, weil es bei ihnen eine unabänderliche Regel wäre, daß ein Gefangener, wenn er zum Geſchenk beſtimmt, nicht angenommen würde, verbrannt werden müßte, ohne daß es in der Macht eines Menſchen ſtände, ſein Leben zu retten; überdies wäre es auch den zahlreich verſammelten Kriegsoberhäuptern aufgetragen worden, das Urtheil in ihrer Gegenwart vollziehen zu laſſen. Die beiden großmüthigen Engländer ließen ſich aber nicht abſchrecken und verſuchten das Aeußerſte zu wagen. Bekannt mit den Wirkungen, die

der hochherzige Stolz eines Indianers hervorzubringen im Stande iſt, wandten ſie ſich an dieſe edle Leidenſchaft und ſprachen zu dem Anführer, der jene Antwort gegeben: Unter allen dieſen Befehlshabern, die Du erwähnt haſt, iſt Keiner Dir an Größe gleich; Du wirſt nicht nur als der größte und tapferſte, ſondern auch als der beſte Mann der Nation betrachtet! — Glaubt ihr wirklich, was ihr ſagt? fragte auf einmal der Indianer, indem er ihnen ſtarr ins Geſicht ſah; und als ſie es nochmals bejahten, ſchwärzte er ſich, ohne weiter ein Wort zu ſagen, nahm ſein Meſſer und ſeinen Tomahawk in die Hand, öffnete ſich einen Weg durch das Gedränge zu dem unglücklichen Schlachtopfer hin und rief mit lauter Stimme: Was habt ihr mit meinem Gefangenen zu thun? — zerſchnitt augenblicklich die Stricke, mit welchen derſelbe gebunden war, und nahm ihn mit ſich in ſein Haus, welches in der Nähe der Wohnung des Herrn Arundel war, von wo aus er unverzüglich in Sicherheit und durch vertraute Perſonen nach Détroit geführt wurde. Die Indianer, welche Zeugen dieſer Handlung waren, wurden durch das unerwartete Verfahren jenes Häuptlings und durch ſein männliches und entſchloſſenes Aeußere ſo in Verwirrung gebracht, daß ſie nicht Zeit hatten, ſich zu beſinnen, was ſie thun ſollten, und ehe noch ihr Erſtaunen ganz vorüber war, befand ſich der Gefangene ſchon außer ihrem Bereiche.

Ein anderes, noch auffallenderes Beiſpiel erzählt Drayton in ſeinem View of South Carolina: Einige der Senecas waren einſt ausgezogen, um ihre Todfeinde, die Catawbas, zu bekriegen und entdeckten in den Wäldern einen wackern Catawba, der in ſeiner gewöhnlichen leichten Kleidung jagte. Kaum wurde dieſer ſeine Feinde gewahr, als er ihnen durch ſchnelle Flucht zu entrinnen ſuchte, jene aber waren eben ſo ſchnell hinter ihm her und ſchnitten ihm den Rückweg nach ſeiner Heimath ab. Der Catawba indeſſen war ſo behende und wußte mit ſeinem Gewehre ſo geſchickt umzugehen, daß er im Laufen ſieben von ſeinen Verfolgern tödtete, ehe ſie im Stande waren, ihn gefangen zu nehmen. In traurigem Triumphe führten ſie ihn nun ihrem Lande zu, behandelten ihn aber auf dem langen Wege ſehr gut, ob er gleich durch den Tod ihrer Freunde ihr Herz mit Schmerz und Schaam erfüllt hatte. Sobald er aber in ihren Wohnplätzen ankam, wurde er von den Weibern und Kindern auf die bei ihnen gewöhnliche Weiſe gepeitſcht und dann zum Feuertode verurtheilt. Allein der wackere Krieger verlor nicht einen Augenblick das mit der Muttermilch eingeſogene Gefühl des kriegeriſchen Muthes, ſondern handelte bis auf den letzten Augenblick ſo, daß er bei ſeinen zahlreichen Feinden Erſtaunen und Verdruß im höchſten Grade erregte, denn als ſie ihn im furchtbaren Zuge frei und ungefeſſelt zu dem Todesplatze führten, der nahe an einem Fluſſe lag, rannte er die, welche im Wege ſtanden, plötzlich nieder, ſprang pfeilſchnell davon, tauchte im Waſſer unter und ſchwamm unter demſelben wie eine Fiſchotter fort, ſo daß er nur bisweilen das Geſicht emporhob, um Athem zu ſchöpfen, bis er unter einem Kugelregen das gegenüberliegende ſteile Ufer erreicht hatte, an welchem er nun hinankletterte. Schon waren einige ſeiner Feinde im Waſſer, um ihm nachzuſchwimmen, die andern rannten auf verſchiedenen Wegen umher, um ihn zu verfolgen, und er hatte alſo alle Urſache, ſeine Flucht zu beſchleunigen; allein ſein Herz ließ ihm nicht zu, ohne allen Abſchied von ihnen zu gehen. Er blieb alſo ſtehen und dankte ihnen mit allen bei den Wilden gebräuchlichen Förmlichkeiten für das, was ſie ihm erzeigt hatten und noch erzeigen wollten, drehte ſich im Kreiſe herum, ſtimmte den Kriegsgeſang an und jagte davon wie ein Thier, das die Feſſeln ſeiner Peiniger geſprengt hat. Sein Lauf war ſo ſchnell, daß er ſchon um Mitternacht deſſelben Tages ſo weit war, daß ſeine Verfolger zwei Tage nöthig hatten, um ihn einzuholen. Nun machte er Halt, um von ſeiner Ermüdung auszuruhen, bis er glücklicherweiſe fünf von den Indianern entdeckte, die ihn bis hierher verfolgt hatten. Alles vereinigte ſich, um ſeinen Muth von Neuem anzufachen. Er war nackt, zerſchlagen

und hungrig, und ſeine aufgebrachten Feinde hatten ihn eingeholt. Zugleich ſah er aber auch einen glücklichen Ausweg, nicht nur allen ſeinen Bedürfniſſen abzuhelfen, ſondern auch ſein Leben zu retten, ſeine Rache zu befriedigen und bei ſeinen Landsleuten die größte Ehre einzulegen, wenn er ſeine Verfolger tödtete. Die Gelegenheit war günſtig und es kam nur auf ſeine Entſchloſſenheit an, alle ſeine Wünſche und Hoffnungen erfüllt zu ſehen. Er verbarg ſich daher nicht weit von dem Lager ſeiner Feinde, bis ſie alle eingeſchlafen waren, dann ſchlich er leiſe hinzu, ergriff einen ihrer Tomahawks und ſchlug ſie alle todt. Hierauf zerhackte er ſie auf eine furchtbare Weiſe in kleine Stücke, ſkalpirte ſie, kleidete ſich in eines ihrer Gewänder, ſuchte ſich ein gutes Gewehr aus und verſah ſich mit ſo viel Schieß- und Mundvorrath, als ihm ſein flüchtiger Rückzug mitzunehmen erlaubte. Mit leichtem Herzen eilte er nun davon, ohne einige Nächte hinter einander anders zu ſchlafen, als daß er gegen die Morgendämmerung ſich eine kurze Zeit mit dem Rücken an einen Baum lehnte, und als er ſich vor den Verfolgungen ſeiner Feinde ſicher glaubte, eilte er, wie vom Inſtinkte getrieben, nach dem Orte zu, wo man ihn gefangen und er die ſieben Feinde getödtet hatte. Hier grub er ſie aus, ſkalpirte ſie, verbrannte ihre Körper zu Aſche und eilte im glänzenden Triumphe ſeiner Heimath zu. — Am zweiten Tage Abends, nach jenem blutigen Auftritte, kamen andere ſeiner Feinde an den Ort, wo ihre Kameraden zerſtückelt lagen, und ihnen einen Schrecken einjagten, den ſie vielleicht noch nie empfunden hatten. Zitternd hielt man jetzt Kriegsrath, und der Schluß fiel dahin aus, daß man dieſen Krieger nicht weiter verfolgen dürfe: denn er habe ſchon wunderbare Thaten verrichtet, ehe er gefangen worden ſey, habe im nackenden Zuſtande ſich zum Erſtaunen betragen, und nun, da er gut bewaffnet ſey, würde er ſie Alle vernichten, wenn ſie ihn weiter verfolgten; er ſey ganz gewiß ein feindſeliger Zauberer. — So kehrten ſie alſo traurig zu ihren Landsleuten zurück, ohne ihm weiter nachzuſetzen.

In allen Verhältniſſen des Lebens zeigt der reine, noch nicht durch europäiſchen Einfluß verdorbene Indianer ſeine Hochherzigkeit, und ſelbſt beim Selbſtmord, der unter manchen der nördlichen Nationen nicht ſelten iſt, von den Indianern aber weder für eine heldenmüthige noch feigherzige That, ſondern als Folge der Geiſteszerrüttung betrachtet wird, tritt dieſelbe hervor, wie Volney, Heckewelder u. A. des weiteren berichten. Sie tödten ſich öfters, namentlich aber die Alten, aus Lebensüberdruß, zuweilen aber auch aus Sühne, Jüngere wegen Täuſchung in der Liebe oder aus Kränkung über eine große Beleidigung, die ſie nicht abwehren konnten. Die Wurzel des Maiapfels, ein ſtarkes Gift, wird in dieſen Fällen gewöhnlich angewendet. Vergiftungen Anderer, oder des beleidigenden Theils, fallen bei ihnen nicht vor. — Ein allgemein geachteter Indianer, der eine Frau und zwei Kinder hatte, mit denen er, unweit des Miſſionär Heckewelders Wohnung, heiter und glücklich lebte, entdeckte, daß ſeine Frau die Beſuche eines andern Mannes angenommen; ein Zug tiefer Melancholie zeigte ſich von nun an auf dem Geſichte des armen Getäuſchten; er ſah voraus, daß er bald gezwungen ſeyn würde, ſich von ſeiner Frau zu ſcheiden, und ihn ſchauderte, wenn er daran dachte, daß er dann auch von ſeinen beiden liebenswürdigen Kindern ſich würde trennen müſſen, denn es iſt indianiſche Sitte im Fall einer Eheſcheidung, daß die Kinder bei der Mutter bleiben, bis ſie das gehörige Alter haben, für ſich ſelbſt wählen zu können. Nur eine Hoffnung blieb ihm, ſeinen Wohnort zu verändern, doch auch dort fand er, nach kaum 14 Tagen Aufenthalt, beim Zurückkommen von einer Morgenjagd den unwillkommenen Gaſt in ſeinem Hauſe in traulichem Geſpräch mit ſeinem treuloſen Weibe. Dies war mehr, als er ertragen konnte; ohne ein Wort zu ſagen, nahm er ein großes Stück von ſeinem eingekochten Ahornzucker und brachte es Heckeweldern für erwieſene Gefälligkeiten, als, wie er ſich ausdrückte, eine Erkenntlichkeit für ſeine Güte, und als Beweis, daß er ſein Freund ſey; kehrte dann wieder in ſein

Lager zurück, erfreute sich dort noch der letzten Liebkosungen seiner geliebten unschuldigen Kinder und begab sich hinweg, die tödtliche Wurzel zu verzehren, und verschied, ohne ein Wort des Vorwurfs gegen sein treuloses Weib. — Ein anderer Indianer, der bisher mit seiner Frau glücklich gelebt hatte, vergiftete sich, weil diese eines Tages in heftigen Zorn gerieth und sich gegen ihn einer so beleidigenden Sprache bediente, daß er es nicht ertragen konnte. Zu hochherzig, als daß er sich mit einem Weibe hätte zanken sollen, beschloß er, sie dadurch zu bestrafen, daß er sich selbst das Leben nähme. Glücklicherweise wurde er durch Brechmittel, die man ihm mit Gewalt in die Kehle hinabgießen mußte, gerettet; er wurde nach einiger Zeit wieder hergestellt, wurde aber nie wieder der kräftige gesunde Mann, der er früher gewesen; seine Frau wurde durch diese verzweifelte Handlung gewarnt und betrug sich nachher fortwährend besser, obgleich er nie ein Wort des Vorwurfs gegen sie fallen ließ.

Auch in den Kriegen der Indianer unter einander, die in früheren Zeiten weit anhaltender und häufiger, als heutigen Tages, und bei einigen Völkerschaften fast erblich waren, kommen viele Züge der Hochherzigkeit vor, und selbst in ihrer Rache leuchten diese hindurch. Irgend ein Eingriff in die Rechte eines Stammes hat Krieg zur Folge, und obwohl der Begriff des ausschließlichen Eigenthums den Indianern fremd ist, so sind doch auch die ungebildetsten unter ihnen wohl bekannt mit den Rechten ihrer Gesammtheit auf das Grundgebiet, welches sie besitzen, und sie widersetzen sich mit Nachdruck allen Beeinträchtigungen desselben (Carver, 298). Ist gemordet worden, so wird auf eben diese Weise Rache genommen; ist ein geringeres Unrecht verübt, so wird an das Oberhaupt des Stammes, zu welchem der Uebelthäter gehört, Botschaft gesandt, um anzufragen, ob die That in Folge einer Bevollmächtigung geschah, und wenn nicht, um eine Erinnerung zu geben, daß dergleichen nicht wieder möge zugelassen werden. Bei einem Diebstahl wird zugleich auf Ersatz mit angetragen und die Oberhäupter werden ersucht, ihren „jungen Leuten“ zu verbieten, etwas der Art wieder zu thun, da sie sonst die Folgen davon zu gewärtigen haben würden. — Beschließen die Indianer, wegen einer von einer andern Nation verübten Mordthat Rache zu nehmen, so suchen sie gewöhnlich auf einmal einen kühnen Streich auszuführen, um ihre Feinde in Schrecken zu setzen. Sie dringen sodann so tief ins feindliche Land hinein, als sie nur können, ohne entdeckt zu werden, lassen, wenn sie ihren Streich ausgeführt haben, einen Tomahawk neben dem Erschlagenen liegen, damit der Feind wissen möge, welcher Nation die That zuzuschreiben sey, und damit er seine Rache nicht an einem unschuldigen Stamm nehmen möge, und machen sich dann so schnell als möglich davon. Ist der vermeintliche Feind friedlich gesinnt, so wird er in einem solchen Falle eine Gesandtschaft an die beeinträchtigte Nation mit einer angemessenen Entschuldigung abschicken. Gewöhnlich läßt dann das Oberhaupt sagen, daß die That, worüber man sich beschwere, ohne sein Wissen, durch einige seiner unbesonnenen jungen Leute verübt worden sey; daß dazu weder ein Vorschub, noch irgend eine Vollmacht gegeben worden sey, und daß die That von ihm und seinem Rathe auf's Aeußerste gemißbilligt würde; daß es ihm Leid thun würde, wenn deßwegen ein Friedensbruch zwischen beiden Völkerschaften stattfinden sollte, da er im Gegentheil den Frieden wünsche, und daß man bereit sey, die Beleidigung wieder gut zu machen, durch Trauer über den Erschlagenen mit dessen Verwandten und durch anderweitige Befriedigung derselben. Solch ein Anerbieten wird gewöhnlich angenommen, und alle Uneinigkeiten der Parteien auf solche Weise berichtigt. Würde indeß die Völkerschaft, von welcher die Beleidigung ausgegangen, sich weigern, Entschuldigungen zu machen und um Frieden nachzusuchen, so wird sogleich Krieg erklärt und mit Lebhaftigkeit geführt (Heckewelder, 291).

Muth, List und Vorsicht sind die unerläßlichen Eigenschaften eines indianischen Krie-

gers, und auch in einem erklärten Kriege, wo sie gegen ihre Feinde zu Felde ziehen, halten sie es für rühmlicher, denselben durch List, als durch einen freien offenen Angriff zu schaden; sie verstecken sich hinter Bäume, Hügel oder Felsen, treten nur zum Feuern hervor und verstecken sich sogleich wieder (Loskiel, 191; Carver, 310). Der Feind muß unvermuthet beschlichen, auf mancherlei Weise getäuscht und überrascht werden. Wenn sich die Indianer dem Lande eines Feindes nähern, so bemühen sie sich so viel als möglich, die Spur ihrer Fußtritte zu verbergen; zuweilen zerstreuen sie sich und marschiren ganze Tage und länger in mäßigen Zwischenräumen von einander, treffen jedoch des Nachts wieder zusammen und unterhalten dann auch eine Wache; zu andern Zeiten marschiren sie in der sogenannten „Indianer-Linie", ein Mann hinter dem andern her, so daß jeder sorgfältig in die Fußtapfen des Vormanns tritt, damit ihre Anzahl nicht aus den Fußtapfen geschlossen werden kann. Je näher sie dem Feinde kommen, desto aufmerksamer sind sie, harten, steinigten und felsigen Boden zu wählen, auf welchem der Fußtritt keine Spur zurückläßt, und suchen durch Nachahmung gewisser Töne oder durch das Geschrei eines Thieres, wie zum Beispiel im Frühling durch das Geschrei des Truthahns, und bis Johanni durch die Stimme des Hirschkalbes die Feinde in den Hinterhalt zu locken. Haben sie sich zerstreut, so finden sie sich leicht wieder zusammen, indem sie zur Morgen- oder Abendzeit den Schlag der Drossel, bei Nacht aber das Geschrei der Eule nachahmen. — Außerordentlich scharfsinnig sind die Indianer in Auffindung von Fußtapfen, Merkmalen und Zeichen, die nur von ihnen wahrgenommen werden können; sie entdecken nicht nur, daß Männer diesen oder jenen Pfad, oder irgend eine Marschlinie gegangen sind, sondern können auch unterscheiden, zu welcher besondern Völkerschaft diese Männer gehören, und ob es ihre Feinde oder Freunde sind, ja, viele unter ihnen behaupten, unter den verschiedenen Spuren menschlicher Fußtritte die verschiedenen Nationen, welcher eine jede Spur angehöre, unterscheiden zu können. — Folgende Anekdote diene zum Beweise des außerordentlichen Scharfblicks der Indianer in dieser Rücksicht: Im Sommer des Jahres 1755 wurde unweit Shamokin von einer Anzahl Indianer eine äußerst grausame Mordthat an 14 weißen Pflanzern unerwartet verübt. Die noch übrigen Weißen beschlossen in ihrer Wuth, sich durch Ermordung eines Delawaren, der zufällig dort anwesend war und auf keine Weise Gefahr ahnete, zu rächen. Er war ein erklärter Freund der Weißen, wurde auch von diesen geliebt und geschätzt und hatte zum Beweise hiervon von ihnen den Namen Luke Holland bekommen, unter welchem er auch allgemein bekannt war. Dieser Indianer, gewiß, daß seine Nation zur Zeit eines tiefen Friedens nicht fähig wäre, einen solchen schändlichen Mord zu begehen, sagte zu den wüthenden Kolonisten, daß er versichert wäre, die Delawaren hätten durchaus keinen Antheil daran, sondern die That rühre von einigen boshaften Mingoes oder Irokesen her, von denen so etwas wohl zu geschehen pflege, um Unschuldige in Verdacht zu bringen. Alle seine Vorstellungen aber waren vergeblich, er konnte die erbitterten Gemüther, die bloß auf Rache bedacht waren, nicht überzeugen. Zuletzt erbot er sich, er wolle, wenn sie ihm einige Mannschaft mitgeben wollten, mit diesen ausgehen, um die Mörder aufzusuchen, und hielt sich versichert, daß er sie an ihren Fußtapfen und andern ihm bekannten Zeichen entdecken und sie dadurch überzeugen würde, daß die Thäter zu den sechs Nationen gehörten. Dieser Vorschlag wurde angenommen. An der Spitze einer Anzahl Weißer machte er sich nun auf den Weg und brachte sie auf die Fährten. Nicht lange so befanden sie sich in dem felsigen Theil eines Gebirges, wo keiner von den Weißen im Stande war, eine einzige Fußspur zu entdecken, auch wollten sie nicht einmal glauben, daß je ein menschlicher Fuß auf diesem Boden gestanden habe, weil sie oft über Spalten in den Felsen hinüberspringen und zuweilen darüber hinkriechen mußten. Nun fingen sie an zu glauben, daß ihr indianischer Führer sie in

dieſe ſchroffe Gebirgsgegend gebracht habe, um dem Feinde Zeit zu geben, zu entkommen, und ſie droheten ihm mit augenblicklichem Tode, ſobald ſich dieſe ſeine verrätheriſche Abſicht beſtätigen würde. Der Indianer, ſeinem Verſprechen getreu, fing nun an, ſich alle Mühe zu geben, ſie zu überzeugen, daß ein Feind durch dieſe Gegend, in welche er ſie führte, wirklich gegangen wäre; hier zeigte er ihnen, daß das Moos auf dem Felſen von einem menſchlichen Fuß niedergetreten, dort wie es abgeriſſen und fortgezogen worden wäre, ferner wies er auf Kieſel und Steinchen hin, welche durch den Fußtritt aus ihrer Lage geſtoßen worden und die davon zerbrochen wären, und an einer Stelle wollte er ſogar ſehen, daß ein indianiſches Deckkleid (Blanked) über den Felſen hingeſchleift und die daliegenden Blätter mitgenommen oder aus ihrer Lage gebracht habe, ſo daß ſie nicht mehr platt auflägen, wie an andern Stellen, welches alles der Indianer im Stande war, im Marſchiren zu bemerken, ohne nur einmal ſtille zu ſtehen. Als er nun zuletzt an dem Fuße des Gebirge auf weichen Boden kam, wo die Fußtapfen tief waren, ſo beſtimmte er danach, daß die Feinde acht an der Zahl wären, und da die Spur ganz friſch war, ſo ſchloß er, daß ſie in keiner großen Entfernung gelagert ſeyn müßten. Dies zeigte ſich als völlig gegründet, denn als ſie auf die Anhöhe auf der andern Seite des Thals gelangten, ſahen ſie die Indianer in ihrem Lager. Einige hatten ſich ſchon zum Schlafen niedergelegt, andere zogen ihre Leggings (Jagdſtrümpfe) aus, um ſich zur Ruhe zu begeben, und die Skalps, die ſie mit genommen hatten, waren zum Trocknen aufgehängt. „Sehet, ſagte Luke Holland zu ſeinen erſtaunten Gefährten, da iſt der Feind! Nicht von meiner Nation, ſondern Mingoes, wie ich euch nach der Wahrheit geſagt habe. Sie ſind in unſrer Gewalt, in weniger als einer halben Stunde werden ſie Alle in tiefem Schlafe liegen. Wir brauchen kein Gewehr abzufeuern, ſondern wir können auf ſie losgehen und ſie tomahawken! Wir ſind beinahe zwei gegen einen, Gefahr iſt alſo nicht zu befürchten. Gehet zu und ihr werdet euch auf's Vollſtändigſte rächen können.“ — Die Weißen aber, von Furcht übermannt, hatten keine Luſt, dem Rath des Indianers zu folgen, ſondern drangen in ihn, ſie auf dem nächſten und beſten Wege zurückzuführen. Dies that er, und als ſie ſpät Abends zu Hauſe kamen, ſo gaben ſie an, die Zahl der Irokeſen wäre ſo groß geweſen, daß ſie nicht hätten wagen dürfen, ſie anzugreifen.

Die Kriege der Indianer werden ſtets durch den Kriegshäuptling des Stammes oder Volkes beſchloſſen, welches ſich durch erlittenes Unrecht für beleidigt hält, und zu dieſem Zwecke erhebt dieſer ſeine Keule, wird aber öfters durch das Oberhaupt des Stammes und durch die Rathsmänner, welche ihre Ermahnungen dagegen ergehen laſſen, davon abgehalten. Beſteht der Anführer trotz aller Einreden auf ſeinem Vorſatze und zieht aus, ſo wird er von allen denen begleitet, die für den Krieg geſtimmt ſind. Nur ſelten iſt eine Nation unter ſich über den Beginn eines Krieges einig; der Anführer zieht, oft nur von einem oder zwei Freunden begleitet, ab, zeigt aber vorher den Ort an, wo er ſich lagern wird, feuert ſeine Flinte ab und beginnt das entſetzliche Kriegsgeheul (war whoop); Alle, die ihm zu folgen geneigt ſind, ſtimmen mit ein und nach wenig Tagen erfolgt der Abmarſch. Ehe man zu Felde zieht, wird der oben beſchriebene Kriegstanz um den bemalten Pfahl gehalten, der Proviant, welcher in gedörrtem Fleiſch, Pfindamocan und Taſſamanane beſteht, eingelegt, Leder zum Ausbeſſern der Mocaſins in den Schnappſack gepackt und vom Anführer in einen beſondern Beutel die geheimnißvolle Kriegsarznei, mit welcher ſie alle Unfälle abzuhalten wähnen, ſorgfältig aufbewahrt. — Bei einigen Völkern iſt es gebräuchlich, ehe ſie in den Krieg ziehen, in das Schwitzbad zu gehen, dort vier Tage zu verweilen und ſich durch Theetrinken, welcher aus bittern Wurzeln gemacht wird, gehörig vorzubereiten; nach Verlauf dieſer Zeit begeben ſie ſich aber unverzüglich auf den Marſch.

Die Kriege oder Ueberfälle der Indianer sind grausenhaft schrecklich und mehr auf Tödten als auf Gefangennehmen berechnet, denn auch die Köpfe derer, welche am Leben gelassen wurden, werden bei den Erzählungen ihrer Siege mitgezählt, als ob sie schon getödtet wären oder doch getödtet werden würden. — Wenn in früheren Zeiten die nördlichen Indianer mit denen am Missisippi in Krieg verwickelt waren, suchten sie Männer und Weiber zu tödten, und führten die Kinder hinweg, um sie den Kaufleuten zu verhandeln. Alle Krieger halten es aber für nöthig, die Skalphäute derer, die sie im Kampfe getödtet oder wehrlos gemacht haben, als Siegeszeichen und zum Beweise ihrer Tapferkeit mit nach Hause zu nehmen; ohne diese würde die Erzählung ihrer Kämpfe keinen Glauben finden. Das Skalpen ist schon seit Jahrhunderten unter den Indianern üblich gewesen, und das Stehenlassen eines einzigen Schopfes Haare oben auf dem Wirbel, eine Sitte, die bei allen indianischen Völkerschaften stattfindet, ist nicht der unbedeutendste Zug im Charakter der Indianer; denn würde irgend ein Volksstamm aus Rücksicht auf persönliche Sicherheit, oder um den Ruhm ihrer Feinde und Nebenbuhler zu vernichten, eine andere Sitte befolgen und den Schopf nicht auf dem Scheitel stehen lassen, so würde, wenn dies von der andern Seite auch nachgeahmt würde, alle Tapferkeit und aller Heldenmuth der Indianer aufhören und verschwinden. „Wenn wir zum Kampf ausziehen, sagen sie, so steht Alles von beiden Seiten gleich, und so würde es auch unedel seyn, wenn ein Krieger seinen Feinden, auf den Fall, daß diese siegen möchten, das Mittel rauben wollte, sich die Ehrenzeichen zu verschaffen, die er selbst zu erlangen strebt.“ — Ein Indianer, welchem bemerklich gemacht wurde, daß, wenn dieses die Ursache sey, daß sie den Haarschopf auf dem Scheitel wachsen ließen, sie eben so gut das ganze Haupthaar möchten wachsen lassen, erwiederte: „Mein Freund, der Mensch hat nur einen Kopf, und ein einziger Skalp von diesem Kopf reicht zum Beweise hin, daß dieser Kopf in meiner Gewalt war. Wenn wir, wie die weißen Leute thun, unser ganzes Haupt mit Haar bewachsen lassen würden, so könnten mehre Skalps davon genommen werden, und das würde falsches Spiel seyn! Ein Feigherziger könnte dann auch ohne Gefahr an solche Siegeszeichen kommen, und dadurch dem tapfern Krieger die Ehre des Sieges streitig machen.“

Das Skalpen oder Abziehen der Kopfhaut wird auf folgende Weise verrichtet: Sie werfen den Menschen zu Boden, setzen ihm einen Fuß auf den Hals, ergreifen ihn mit der linken Hand bei den Haaren, spannen dadurch die Haut des Kopfes an, durchschneiden sie mit ihrem scharfen Messer rund herum und reißen sie vom Kopfe ab. — Nach Long bedient sich der Indianer, wenn der Feind durch den Schlag des Tomahawk betäubt zu Boden gefallen ist, bei dem Abziehen der Kopfhaut auch der Zähne, und dazu bedarf ein geschickter Krieger kaum zwei Minuten Zeit. Wird die feine Haut, womit der Hirnschädel unmittelbar bedeckt ist, mit durchschnitten, so ist diese Operation auf der Stelle tödtlich, und eben so, wenn ein Schlag mit dem Tomahawk vorhergegangen ist. Außerdem hat die Erfahrung gelehrt, daß ein skalpirter Mensch am Leben bleiben kann, und ich selbst lernte in den vereinigten Staaten mehre Personen kennen, die auf der skalpirten Stelle eine Silberplatte tragen, sich ganz wohl befinden und nur selten Schmerzen fühlen. — Die Skalphäute werden getrocknet, bemalt und als Siegeszeichen aufgehoben, und nach dem Verhältniß der Anzahl, die der Krieger davon aufweisen kann, wird er geachtet.

Die Verwüstungen des Krieges durch die Begnadigung der Gefangenen zu mildern und mit dem Feind in Unterhandlungen wegen deren Auswechslung zu treten, ist den Indianern völlig fremd. Alle Gefangene, welche man von beiden Seiten macht, werden entweder getödtet, oder an Kindes statt angenommen oder zu Sklaven bestimmt, und so streng sind die Ansichten der Indianer über kriegerische Ehre, daß, wenn ein

gefangener Krieger, der, bei der Entſcheidung über das Schickſal der Gefangenen, in das Haus der Begnadigten aufgenommen wurde, entweder als Adoptirter oder als Sklave ſpäter entfliehen ſollte, nicht wieder unter die Krieger ſeiner Nation aufgenommen werden würde.

Es iſt ein trauriges, Entſetzen erregendes Schauſpiel, indianiſche Krieger von einer glücklich ausgeführten Unternehmung mit ihren Skalps und Gefangenen zurückkehren zu ſehen: die Skalphäute werden voraufgetragen, an dem Ende dünner Stäbe von etwas 5 oder 6 Fuß Länge befeſtigt, die Gefangenen folgen hierauf, dann kommen die Krieger, das furchtbare Skalpgeſchrei anſtimmend. Für jeden erbeuteten Kopf, todt oder lebendig, wird ein beſonderes Geſchrei angeſtimmt, und in dieſem zugleich das Gefühl des jauchzenden Kriegers und das Schreckensgefühl, welches er bei dem Feinde erregt hat, ausgedrückt.

Verſchieden von dieſem Gekreiſch (yell) iſt der Lärmſchrei (alarm whoop), welchen man nie anders als bei vorhandenen Gefahren ertönen läßt. Das Skalp- ſowohl als das Lärmgeſchrei beſteht aus den Tönen au (tiefes a) und oh hinter einander ausgeſtoßen, und der letztere ſtärker betont und höher als der erſte. In dem Skalpgeſchrei wird dieſer letztere Ton außerordentlich lang gehalten, und etwa um eine Octave höher als der erſte (Heckewelder, 373). In dem Lärmgeſchrei dagegen werden die Töne gleichſam nur angeſchlagen, und der letzte nur wenige Noten höher als der erſte. Dieſes Feldgeſchrei iſt in der That fürchterlich, und ſchwer hält es, den Eindruck zu beſchreiben, den insbeſondere das Skalpgeſchrei auf Jemand macht, der es zum erſtenmale hört.

In der Behandlung ihrer Gefangenen, die zum Tode verurtheilt ſind, ſind die Indianer ſehr grauſam; doch auch hier verläugnet ſich ihr Charakter nicht, und ſo ſinnreich ſie auf der einen Seite im Erfinden von Martern ſind, ſo bewundernswürdig iſt auf der andern Seite die Standhaftigkeit und Feſtigkeit, welche die Schlachtopfer an den Tag legen, indem ſie ihr Sterbelied ſingen und fortwährend ihrer Peiniger verächtlich ſpotten. Selten nur werden Gefangene durch langſame Martern getödtet oder verbrannt, es müßte denn eine Völkerſchaft außerordentlich viel im Kriege verloren haben und die Menge getödteter Krieger ein Opfer verlangen, oder es müßten muthwillige und vorſätzliche Mordthaten vom Feinde an Weibern und Kindern verübt worden ſeyn. Iſt aber ein Krieg glücklich geendet worden, und fielen während deſſelben keine verrätheriſche Handlungen von Seiten des Feindes vor, ſo erfreuen ſich auch die Gefangenen einer milderen Behandlung, ſie werden meiſtens von den Familien ihrer Ueberwinder für verſtorbene oder verlorene Verwandte an Kindes ſtatt angenommen, werden daſelbſt bald einheimiſch und auch ſo gut behandelt, daß ſie ſich gar nicht wieder wegwünſchen; ja, es ſind ſelbſt Fälle vorgekommen, wo weiße Leute, die nach ſolcher Annahme an Kindes ſtatt in Folge eines Friedensſchluſſes von den Indianern ausgeliefert wurden, bei der erſten Gelegenheit ihren eigenen Landsleuten entliefen und in aller Eile zu ihrer indianiſchen Heimath zurückkehrten.

Die gewöhnliche Art der Hinrichtung eines Gefangenen iſt, nach Long, folgende: Wenn ein Krieger gefangen genommen und zum Tode verurtheilt worden, wird er in einen beſondern Wigwam gebracht, mit kleinen Stricken von Birkenrinde gebunden und an einem Baumſtumpfen befeſtigt. Hierauf gibt man ihm eine kleine Raſſel (Chessaqoy oder Chichecoe) in die Hand, mit deren Geräuſch er ſein Sterbekriegslied begleitet. Nach geendigtem Geſange wird der Gefangene losgebunden und muß durch zwei Reihen, mit Stöcken bewaffneter Weiber, Gaſſen laufen. Nach dieſer Züchtigung wird ein Mahl von Hundefleiſch mit Bärenfett und Heidelbeeren zubereitet und der Gefangene genöthigt, davon zu eſſen. Dann wird er, nackt und ſchwarz bemalt, an den Pfahl gebunden, und Holz wird um ihn her gelegt. Jetzt

ſingt er ſeinen Todtengeſang und die Weiber ſtecken die Holzhaufen in Brand, indem der Gefangene mit Singen fortfährt und Blicke der Verachtung und des Hohns auf ſeine Peiniger wirft. Am Ende ſammelt man die Gebeine und heftet ſie an die Kriegsfahne, welches eine hohe, rothbemalte Stange iſt. — Zu andern Zeiten dienen die zum Tode verurtheilten Gefangenen den Knaben des Stammes zu Pfeilübungen, wodurch ſie wohl verwundet, aber nicht getödtet werden können; zu dieſem Zweck werden ſie außerhalb des Orts an einen Baum gebunden und mit Pfeilen nach ihnen geſchoſſen; während dem ſingen die Gefangenen von ihren Heldenthaten und von den Martern, welche ſie denen von ihnen gemachten Gefangenen zugefügt haben, bis der Schlag eines Tomahawks ihrem Leiden ein Ende macht. — Adair erzählt in ſeiner Indianergeſchichte mehre Beiſpiele von dem heroiſchen Betragen ſolcher Gefangenen, von denen die folgenden wohl aufbewahrt zu werden verdienen: Die Shwaneſen machten einen Krieger der Muscogee-Nation, Namens Serany, zum Gefangenen und verurtheilten ihn, nach einer ſcharfen Züchtigung, zum Feuer. Er hielt ſich unter allen Martern, als ob er nicht die geringſten Schmerzen fühlte, rief ſeinen Peinigern zu, daß er ſeinen Kriegsruhm hauptſächlich durch manchen Sieg über ihre Völkerſchaft erlangt habe und noch immer ihrem verächtlichen unwiſſenden Haufen auch in der Kunſt zu martern überlegen wäre, wie er ihnen dies zeigen wolle, wenn ſie ihn losbinden und ihm einen von jenen glühenden Flintenläufen in die Hand geben würden. Weil ſein Antrag ſo kühn und ungewöhnlich war, geſchah, was er verlangte. Sogleich ergriff er einen von den glühenden Flintenläufen, ſchwenkte ihn umher, bahnte ſich einen Weg damit durch den Haufen, ſprang eine Anhöhe hinab, ſetzte durch einen Fluß, und entkam unter einem Regen von Kugeln, die man ihm nachſchickte. — Ein anderer, von den Shawaneſen zum Tode verurtheilter Gefangener, aus der Anantoocah-Nation, betrug ſich unter den Martern wie der Vorige, und wollte gleichfalls ſeinen Peinigern zeigen, wie ſie einen Feind eigentlich martern müßten. Er bat ſich darauf eine Pfeife und etwas Tabak aus, zündete die Pfeife an und ſetzte ſich, nackt wie er war, auf den Feuerbränden der Weiber, die in ſeinem Kreiſe lagen, nieder und rauchte ſeine Pfeife, ohne eine Miene zu verziehen. — Ein Kriegsanführer ſprang nun auf, erklärte ihn für einen braven Krieger, und um ihm ſeine Achtung zu bezeigen, begnadigte er ihn mit dem Todesſtreiche mittelſt ſeines Tomahawks.

Die Todtengeſänge der Indianer enthalten überhaupt die Erzählung ihrer eigenen, oder die Großthaten ihrer Vorfahren, im Kriege und auf der Jagd; ſind ſie aber an den Pfahl gebunden, um als Gefangene zu ſterben, dann ſind es Schimpfreden und Scheltworte auf ihre Henker. Hier ein ſolcher, aus dem Shawaneſiſchen überſetzter Geſang: „Ich bin im Begriff zu ſterben. Ich ſehe die Feigen, ſo wie das Feuer und das kochende Waſſer, die mir das Leben nehmen ſollen. Wenn man von mir im Dorfe *** ſprechen wird, dann werden die Krieger ſagen: N* ſtarb als Held, mit Verachtung der Wuth ſeiner Feinde. Wir wollen unſere Tomahawks ſchärfen, und ſeinen Körper mit Skalps bedecken. Sie haben die Brühe von ſeinem Fleiſche getrunken, wir wollen die von dem ihrigen trinken, und ihre Gebeine unſern Hunden vorwerfen. Binde mich feſt an, verſtehſt Du? Martere mich, wie ich Dich gemartert haben würde; Du ſollſt ſehen, ob ich ein Weib bin. Nein, N* fürchtet weder die Qualen noch den Tod. Meine wackern Vorfahren warten meiner im Lande des Weſtens; bald werde ich bei ihnen ſeyn. Aber wer wird meinen Platz im Dorfe erſetzen? (Voyage dans la Haute-Pensylvanie etc.)

Ob wirklich je die Menſchenfreſſerei bei den Indianern Nord-Amerika's zu Hauſe war, iſt eine Frage, die faſt mit Beſtimmtheit zu verneinen iſt, was auch frühere Berichterſtatter darüber erzählen. Nur drückende Hungersnoth konnte einen Stamm bewegen, Menſchenfleiſch zu genießen, und wahrſcheinlich iſt es, daß die Atacapas

(Menſchenfreſſer) ihren Namen nur von einem einzigen je vorgekommenen Beiſpiele der Art erhalten haben. „Das Blut der Feinde trinken, deren Herzen eſſen," ſind metaphoriſche Ausdrücke, die Rache zu bezeichnen, die ſie an ihren Feinden nehmen wollen, und daß dieſe in frühern Zeiten noch grauſamer geweſen ſeyn mag, als jetzt, iſt nicht zu bezweifeln, darnach aber nicht anzunehmen, daß bei den meiſten Nationen des Feſtlandes jene Gräulſcenen allgemein geweſen wären. Das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts bietet uns in Frankreich eben ſolche Beiſpiele der Barbarei, daraus aber folgern zu wollen, das Menſchenfreſſerei bei den Franzoſen gebräuchlich geweſen, wäre ein Schluß, den kein Gebildeter verzeihen würde. Die Miſſionäre der frühern Zeit haben viel dazu beigetragen, dieſen Glauben zu befeſtigen, und deshalb mögen auch hier deren Berichte als hiſtoriſche Merkwürdigkeit eine Stelle finden, und zugleich beurkunden, mit welcher Leichtigkeit ſie über Völker abzuurtheilen für gut fanden, deren inneres Leben ſie nicht zu begreifen vermochten. So verſchlangen, nach Colden, in ſeiner History of the five Indian Nations, p. 185, die Irokeſen ihre Gefangenen, und die Ottowas tranken die Brühe ihrer hingerichteten Feinde; Henry theilt in ſeinen Travels through Canada etc. im Med. Rep. p. 261 umſtändliche Nachricht über einen Engländer mit, der 1760 in Michillimackinack verſchlungen wurde; nach der Archaeologia americana, vol. I. p. 353 ſoll unter den Miamis ſich ſogar ein Ausſchuß von ſieben Kriegern befunden haben, welche die Menſchenfreſſerei, öffentlichen Vorſchriften zufolge, zu vollziehen hatten, und ihr letztes Canibalenfeſt ſoll aus einem Bewohner von Kentucky beſtanden haben, den ſie vor etwa 37 (jetzt alſo 50—55) Jahren aufzehrten. Auch die Caraiben auf den Antillen ſollen zuweilen ihre gefangenen Feinde verzehrt haben, und nach jenen Berichten alle Indianer, welche Menſchenfleiſch gegeſſen haben, darin übereinſtimmen, daß es ein köſtliches Mahl, und daß das Fleiſch der Engländer weit ſchmackhafter als jenes der Franzoſen und Spanier ſey! — Doch genug dieſes Unſinns, der nur das Betragen der Europäer und deren Nachkommen gegen die Indianer entſchuldigen ſoll. Das arme Volk der rothen Menſchen iſt, im Ganzen genommen, ſchändlich von den Weißen behandelt, und ihre National-Unabhängigkeit faſt gänzlich vernichtet worden; den indianiſchen Abgeſandten wurde keine Achtung erwieſen, ja ſie ſowohl als ihre Oberhäupter in mehren Fällen ohne Unterſchied ermordet; ſie haben ſogar dasjenige, was unter ihnen für äußerſt heilig und unverletzlich gehalten wird, ihre Rathsfeuer entweiht, ja ſie ausgelöſcht (wie ſich die Indianer ausdrücken) mit Strömen des edelſten Blutes ihrer Nation, mit Hintanſetzung ihrer Verſicherungen und ihrer feierlichſten Zuſagen. Durch dieſe Reihe grauſamer und ungerechter Handlungen ſind die indianiſchen Nationen endlich zu dem Schluſſe geleitet worden, daß die europäiſchen Amerikaner in ihren Herzen feindlich gegen ſie geſinnt ſind, und daß ſie, wenn ſie ihnen Friedensboten ſchicken, keine andere Abſicht haben, als ſie in eine eingebildete Sicherheit einzuwiegen, um ſie dann deſto leichter überfallen und vernichten zu können. Der Amerikaner kümmert ſich nicht um den Indianer, er verachtet ihn, und ſucht einen Stamm gegen den andern aufzuregen; es iſt ihm an nichts als an dem Lande der Indianer gelegen, und nur das will er haben, ſollten auch alle Nationen des Weſtens verſchwinden.

In ihren Verträgen ſind die Indianer äußerſt gewiſſenhaft, und ſuchen bei ihren Friedensunterhandlungen alles zu entfernen, was nur den geringſten Anlaß zu Mißtrauen geben könnte, namentlich aber alle Kriegswaffen und Zerſtörungswerkzeuge von dem Orte wegzuſchaffen, wo die Friedensſtifter ihre Sitzung halten; „denn," ſagen ſie, „wenn wir an einem guten Werke arbeiten, muß nichts Böſes ſichtbar ſeyn; wir ſind zuſammen gekommen, um zu verbergen und zu vergeſſen, die zerſtörende Waffe (den Tomahawk) zu begraben; wir werfen das unſelige Werkzeug von uns weg, welches unſern Weibern und Kindern ſo vielen Kummer verurſacht, ſo viele Thränen

veranlaßt hat; möge es nie wieder aufgegraben werden!“ Bei allen Friedensunterhandlungen ſpielt die Friedenspfeife, der Calumet, eine Hauptrolle; jede Geſandtſchaft von Friedensboten trägt dieſelbe vor ſich her, und ſie iſt bei den Indianern das, was in Europa die weiße Fahne iſt. Die Achtung gegen dieſelbe geht ſo weit, daß eine Beleidigung deſſen, der ſie trägt, für ein Verbrechen gehalten wird, das der große Geiſt nicht ungeſtraft laſſen kann. Dafür wird ſie aber auch heilig gehalten und nur bei Schließung eines Friedens oder Bündniſſes gebraucht. Die Pfeife hat gewöhnlich einen Kopf von rothem Stein; weil aber die rothe Farbe ein Blutzeichen iſt, wird der Kopf mit weißem Thon oder Kreide überzogen. Ein ſolcher Pfeifenkopf iſt 6 — 8 Zoll im Umfang und 3 Zoll hoch; das Rohr iſt von hartem Holze, ſchwarz, wohl 4 Fuß lang, und mit einem ſchönen Bande umwickelt, welches mit weißen Korallen durchwirkt iſt, woran die Frauen ihre Kunſt zu zeigen ſuchen, und öfters iſt ſie auch mit gefärbten Stachelſchweinkielen, und grünen, gelben und weißen Federn geziert. Die Eröffnung einer Friedensunterhandlung geſchieht, indem das Oberhaupt der Verſammlung aus der angezündeten Friedenspfeife einige Züge thut, nachdem er ſie vorher ehrerbietig gegen den Himmel und gegen die Erde gedreht hat. Dieſe Ceremonie iſt weſentlich, und ſelbſt kein europäiſcher Geſandter, der mit den Indianern Friede machen will, kann ſich ihrer entſchlagen Nachher geht die Pfeife bei den Abgeſandten und allen Mitgliedern der Verſammlung herum, und jeder hält ſie ſehr behutſam und thut einige Züge daraus. (Loskiel, p 202.)

Innerhalb der Grenzen ihrer Rathsfeuer dulden die Indianer, wenn ſie verſammelt ſind, um über die gewöhnlichen Regierungs-Angelegenheiten zu berathen, keine Art von Waffen, damit nicht irgend einer der Anweſenden ſchüchtern gemacht werde, und verhindert würde, eine gerechte Klage oder Vorſtellung freimüthig zu äußern. Wilhelm Penn richtete ſich nach dieſer alten Sitte ihrer Vorfahren, wenn er mit ihnen unterhandelte, und verſammelte ſie unter dem Schatten einer Baumgruppe, und zur Erinnerung an dieſe Zuſammenkünfte, welche den Indianern immer werthe Andenken ſind, verſammelten ſie ſich häufig in den Wäldern, an einer ſchattigen Stelle, derjenigen, wo ſie mit ihrem Bruder Miquan (Penn) zuſammenkamen, ſo ähnlich als möglich, und da lagen denn alle ſeine „Worte“ d. h. Reden, nebſt denen ſeiner Nachkommen, auf einer Decke oder einem reinen Stück Baumrinde, und mit großem Vergnügen gingen ſie dieſelben nach einander ſämmtlich durch. Dieſer Gebrauch währte bis zum Jahre 1780, wo die damals ſtattfindenden Unruhen denſelben vermuthlich auf immer ein Ende machten. Nur im fernſten Weſten, jenſeits der Felſengebirge, und bei den Stämmen Neu-Mexico's hat ſich dieſer Gebrauch fort erhalten, aber in den Gebieten der Engländer und Amerikaner hat er durchaus aufgehört. Dieſe angenehmen Erinnerungen, dieſe geheiligten Gebräuche ſind nicht mehr. „Wenn wir mit den Weißen unterhandeln,“ ſagen die Indianer jetzt, „ſo iſt der Platz, wo die Geſandten zuſammen kommen ſollen, nicht mehr in unſerer Wahl. Wenn man uns auffordert, einen Frieden zu ſchließen, und was iſt es für ein Frieden! ſo findet die Zuſammenkunft nicht mehr ſtatt in dem ſchattigen Hain, wo die Vögel durch ihren muntern Geſang uns beſänftigen und erheitern, uns zur Freundſchaft und Eintracht ſtimmen und gleichſam Antheil nehmen an dem guten Werk, um deßwillen wir verſammelt ſind. Es iſt auch nicht mehr das heilige Haus der Rathsverſammlung, wo wir eingeladen werden, zuſammen zu kommen, nein! es iſt vielmehr einer der fürchterlichen Plätze, von Wällen und Gräben umgeben, wo die zerſtörendſte von allen Waffen, wo die Kanonen ihren weiten Schlund gegen uns öffnen, als ob ſie bereit wären, uns zu verſchlingen und auf ſolche Weiſe finden wir uns verhindert, unſere Meinung freimüthig zu ſagen, wie Brüder eigentlich thun ſollten. (Heckewelder a. a. O.)

Wie kann in ſolchen Rathsverſammlungen einige Aufrichtigkeit ſtatt finden? wie

kann ein Vertrag verbindlich seyn für Personen, die man auf solche Weise zwingt, denn was man ihnen in einem festen Gefängnisse, an der Mündung der Kanonen vorsagt, zuzustimmen; wo die Bestimmungen des Vertrags immer nur einseitig sind, wo auf der einen Seite alles nur Bewilligung ist, und auf der andern sich nichts von Freundschaft zeigt? Betrachtungen dieser Art, auf welche die Indianer sich stets berufen, auf welche sie immer wieder zurückkommen, sind es, wodurch die Verträge, welche sie mit den weißen Leuten schließen, alle ihre Kraft verloren haben, so daß sie sich nicht länger dadurch gebunden achten, als überlegene Gewalt sie dazu zwingt; das neueste Beispiel zeigt uns der gegenwärtige Kampf der Seminolen in Ost-Florida gegen die Bewohner der Union, der leider! mit dem Verschwinden der armen Rothhäute enden wird!

Das Annehmen an Kindes statt, das Adoptiren, ist bei den Indianern allgemein gebräuchlich, und kann unter keiner Rücksicht aufgehoben werden, und obgleich die Adoption auch von Männern geschieht, so scheint sie doch hauptsächlich ein Vorrecht der Wittwen und Mädchen zu seyn, welche sich sodann mit dem Fremdlinge ehelich verbinden. Der Verfasser der Reise nach Ober-Pennsylvanien erzählt folgende Geschichte zum Beweise, wie heilig das Band der Adoption bei den Indianern gehalten wird: „Vor zwei Jahren (im letzten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts) hatte ich das Unglück, mit einem Rindencanoe, welches zwei Abenakis aus Unter-Canada regierten, am obern Theile des St. Lorenz Schiffbruch zu leiden, dessen 6 Stunden lange Stromschnelle wir glücklich zurückgelegt hatten. Der erste Schnee war schon gefallen. Ohne Eisengeräthe und ohne Mittel Feuer zu machen, gezwungen, einige rohe Fische zu essen, die wir so glücklich waren zu fangen, beschlossen wir nach Süden zu gehen, und um uns in den Wäldern nicht zu verirren, den Fluß auf der linken Seite im Gesicht zu behalten. Vor Kälte starrend und erschöpft, hatten wir den dritten Tag unserer mühseligen Reise erreicht und eben das letzte Stück unsers letzten Fisches verzehrt, als wir zu unserer großen Freude Rauch zu bemerken glaubten. Er kam aus einem großen mohawkischen Dorfe am Ausflusse des Oswegatsche, der jetzt zu den vereinigten Staaten gehört. Sobald wir uns so weit genähert hatten, daß man uns im Dorfe hören konnte, kauerten meine Begleiter und heulten, der Sitte gemäß, zu wiederholten Malen, da es unschicklich gewesen wäre, unangemeldet in das Dorf einzugehen. Auf dieses Geschrei kamen einige Eingeborne aus dem Dorfe, führten uns stillschweigend hinein, und brachten uns bei drei Familien unter. Das Ungefähr wollte, daß sie mich, als Weißer, zu dem Aeltesten und zugleich Oberhaupt (Satschem) brachten. Der Greis gab mir die Hand, ließ mich aus der großen Familienpfeife rauchen, und sprach: „Sey willkommen, wo Du auch herkommst! Ruhe Deine Gebeine auf dieser Bärenhaut aus, wärme Dich und iß. Der Winter kommt heran, der große Fluß führt schon Eisschollen, unser Fluß steht, es ist nicht möglich nach Montreal zu gelangen. Lege Deine wenigen Kleider bei Seite, kleide Dich wie wir, unsere Leute werden Dich desto lieber haben.“ Ich ließ mir das gefallen. Jetzt kamen die Weiber eilig herbei, schnitten mir lachend die Haare ab, bemalten mein Gesicht, brachten mir Kleider und gaben mir einen Namen. Nach einigen Tagen, nachdem ich mich gewöhnt hatte, fand ich mich eben so gut genährt, gekleidet und logirt, als wäre ich bei meinen Freunden in Montreal. Morgens und Abends ging ich, wie die Andern, auf den Fischfang. Ueberdies hatten wir Mais und Kartoffeln im Ueberflusse. Aus der innern Birkenrinde hatte ich ein Buch gemacht, worin ich alle Worte ihrer Sprache niederschrieb. Die Zeit ging ohne lange Weile hin, als gegen die Mitte des Januar ein Mensch mit Pelzwerk und gefrornem Fleische ankam. Es war einer von den Schwiegersöhnen des alten Minikwak. Ich verstand einige Redensarten ihrer Sprache schon genug, um zu bemerken, daß der Neuangekommene die mohawkische Sprache fast eben so schlecht als

ich redete, und erkundigte mich bei dem alten Minikwak nach der Urſache. Dieſer Mann, antwortete er, aus dem alten Stamme Uaſioto (einem ehemaligen Nebenſtamme der Lenape), ward vor mehren Jahren von unſern Kriegern gefangen genommen. Eine meiner Töchter adoptirte ihn; ihr Mann war beim Hinabfahren des langen Falles (im St. Lorenzo) ertrunken. Er iſt einer der geſchickteſten Jäger. Nach einigen Jahren kam ſeine erſte Frau in das Land der Mohawks, ihn wieder zurück zu fordern; dieſe ſandten uns Boten und wir antworteten. Dies währte einen ganzen Winter. Die Meinungen waren verſchieden. Endlich zündete Miſſuaſſu, das große Oberhaupt der Mohawks, ein großes Rathsfeuer an, und berief dazu die Satſchems, die Greiſe und die Denker; ich war auch dabei. Was auch die Prieſter und die Weiſſen ſagen mochten, ſo ward doch, nach langer Berathſchlagung und nach mehren gerauchten Pfeifen, folgende Antwort beſchloſſen: An dem Tage, da dieſer Mann gefangen ward, hätte er, dem Herkommen nach, getödtet oder an den Pfahl gebracht werden können, welches ſeine Heirath getrennt haben würde. Da er aber von ſeiner zweiten Frau adoptirt iſt, und ein neues Leben führt, welches er dieſer verdankt, ſo iſt die erſte nichts mehr für ihn!

So ſtark und kräftig auch die Indianer im allgemeinen ſind, ſo ausdauernd und unverdroſſen auf der Jagd und im Kriege, ſo wenig ſind ſie zur Handarbeit oder zum Ackerbau zu gebrauchen, es müßte denn durch die Viehzucht ein allmähliger Uebergang zur civiliſirtern Lebensart bei ihnen gemacht werden; wenigſtens haben die Creeks und Cherokees bewieſen, daß durch Angewöhnung an regelmäßige Arbeit, von Jugend auf, deren junge Leute eben ſo ſtark und kräftig als Europäer wurden, und ſich wie dieſe bei Landarbeit ebenfalls wohlbefanden. Die unmäßige Lebensart vieler Stämme, und deren zu ſchnell wechſelnder Ueberfluß und Mangel an ſtärkender Nahrung, ſcheint die Haupturſache der geringern Körperkräftigkeit der Indianer zu ſeyn; durch den Umgang mit Europäern und durch Einführung hitziger Getränke ſind ſie zu Laſtern verleitet worden, die ſie früher nicht kannten und ihr Blut wurde durch jene ſchändliche Seuche verdorben, von welcher die Europäer behaupten, daß ſie ihnen von den Ureinwohnern mitgetheilt wurde, obgleich dieſe nie etwas davon gehört oder gewußt hatten, bis die Europäer zu ihnen gekommen. Jetzt ſind die Indianer in hohem Grade davon angeſteckt; Kinder erben ſie von ihren Eltern und ſterben, nachdem ſie einige Jahre hingekränkelt haben, als Schlachtopfer jenes Giftes.

Noch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts kannte man die Indianer als ein ſtarkes und geſundes Volk, wie noch jetzt die Stämme des fernen Weſtens, die nicht in Berührung mit den Weißen kommen, und man fand alte Männer und Frauen unter ihnen, über deren Scheitel hundert Winter gerauſcht hatten. Damals durften die jungen Leute nicht ſo frühzeitig heirathen, als ſie jetzt thun und noch im zwanzigſten Jahre wurden ſie Knaben genannt, und durften noch keine Beinkleider tragen, wie die Männer damals thaten, ſondern mußten ſich bis zur Mannbarkeit mit einem kleinen Lederſchurz begnügen. Die Laſter der Weißen haben aber jetzt ſchreckbar auf ſie eingewirkt und ihr Lebensalter gekürzt. Die indianiſchen Weiber ſind im Ganzen eben ſo fruchtbar, als die von weißer Abkunft, und Fälle ſind vorgekommen, wo ſie 6, 8, 10 ja 13 Kinder zeugten; im Allgemeinen aber haben ſie ſelten mehr als 4 oder 5 Kinder. Die Kinder bleiben gewöhnlich zwei Jahre an der Bruſt und es gibt Beiſpiele, wo es vier Jahre dauert; wenigſtens ſind die Mütter ſehr geneigt, dem letzten Kinde alles zu geſtatten. Verunſtaltete oder gebrechliche Kinder kommen ſelten vor, und nach Heckewelder wird dieſen eine beſondere Sorgfalt gewidmet, während nach Volney (II. 444) es auch vorkommt, daß Eltern ein ungeſtaltetes Kind, welches ihnen zur Laſt ſeyn würde, bald nach der Geburt ausſetzen oder umbringen. Dem Miſſionär Heckewelder ſind niemals Indianer vorgekommen, welche ſich künſtlicher Mittel bedient

hätten, die natürliche Form des Kopfes bei ihren Kindern zu verändern, wie dieſes bei vielen Stämmen in Süd-Amerika geſchieht; Ausnahmen aber bieten einige Völkerſchaften in Guatemala und dem Innern Merico's und nach Volney (II. 441) auch ein Stamm der Chactos, der die Gewohnheit hat dem Schädel der neugebornen Kinder die Form einer abgeſtutzten Pyramide zu geben, indem ſie die noch weichen Köpfe mit einer, aus kleinen Bretchen gemachten Form preſſen. Dieſer ſeltſame Gebrauch iſt von ſolcher Wirkſamkeit, daß die ganze Völkerſchaft an ihrem platten Kopfe kenntlich iſt, und ſie dies zum Beinamen (Flatt head Indians) erhalten hat.

Die Krankheiten, denen die Indianer unterworfen ſind, Lungenſchwindſuchten, Flüſſe, Fieber und heftige Rheumatismen, ſind Folge ihrer Lebensart und der Beſchwerden, die ſie ertragen müſſen. Im Herbſt ſtellen ſich in ihren Städten und Dörfern, die öfters in der Nähe moraſtiger Gegenden liegen, heftige Gallen- und Wechſelfieber ein, namentlich aber zu der Zeit, wo die wilde Pflaume reift, eine Frucht, welche die Indianer beſonders gern eſſen. Eine beſondere Krankheit „das gelbe Erbrechen“ graſſirt zu Zeiten ſehr unter den Indianern, und rafft, da ſie den zweiten oder dritten Tag tödtlich wird, viele dahin. In Merico erſcheint daſſelbe Uebel, welches Humboldt unter dem Namen Matlazahuatl beſchreibt, ebenfalls ſehr häufig, und wird daſelbſt als gefährliche Peſt betrachtet. Nach Humboldts Verſicherungen herrſchte dieſe Krankheit vor Cortes Ankunft in Neuſpanien beinahe periodiſch, und er glaubt, daß dieſe Peſt wahrſcheinlich die nämliche iſt, welche die Tolteken im 11ten Jahrhunderte nöthigte, ihre Wanderungen gegen Süden fortzuſetzen. Dieſe Krankheit iſt, wenn auch nicht gerade das gelbe Fieber ſelbſt, doch eine Abart davon, wie deren ſo viele in beiden Amerika's unter mancherlei Geſtalten vorzukommen pflegen.

Bejahrte Männer ſind häufig Rheumatismen im Rücken und den Knieen unterworfen, und nicht ſelten ſieht man unter den Indianern Knaben von 10—12 Jahren, die durch Erkältungen oder heftige Krankheitsanfälle ſo contract wurden, daß ſie den Gebrauch ihrer Glieder nie wieder erlangen. Podagra, Steinſchmerzen und Scropheln kennen die Indianer nicht; Wurmkrankheiten aber ſind unter den Kindern ſehr häufig, und viele ſterben daran; beim Zahnen leiden die Kinder weniger als die der Weißen; die Lungenſchwindſucht aber rafft jährlich eine Menge ihrer jungen Leute weg. Bei den im Weſten wohnenden Völkerſchaften iſt die Syphilis gänzlich unbekannt; die Stämme aber, die mit den Europäern nähern Umgang gehabt haben, leiden ſehr an den traurigen Folgen dieſer Krankheit. Die Pocken, ebenfalls ein Geſchenk der Europäer, haben unter den Indianern gräuliche Verwüſtungen angerichtet, und ganze Stämme aufgerieben, weshalb die Indianer ſie faſt noch mehr als das „gelbe Erbrechen“ fürchten. Die Pockenimpfung iſt jetzt faſt bei allen mit der Union oder den Engländern in Verbindung ſtehenden Völkern eingeführt, und wenn irgend einmal eine Expedition nach dem fernern Weſten ausgerüſtet wird, um von Seiten des Congreſſes mit den Indianern zu unterhandeln, wird derſelben ſtets ein Arzt beigegeben, dort die Impfung vorzunehmen. Auf welche Weiſe die Indianer das „gelbe Erbrechen“ heilen, iſt noch nicht bekannt geworden, denn obgleich die Materia medica der Indianer, welche größtentheils in Kräutern und Wurzeln beſteht, hinlänglich gekannt iſt, offenbaren ſie die heilſamen Eigenſchaften derſelben nicht gern an Fremde. Die Rinde der ſchwarzen und weißen Eiche, der weißen Wallnuß, der Kirſche, des Hundeholzes (Cornus florida), des Ahorns, der Birke und mehrer andern Bäume, ſpielen in der indianiſchen Heilkunſt große Rollen; die Arzneien werden auf mancherlei Weiſe bereitet und gemiſcht, und dieſe als großes Geheimniß ſorgfältig verwahrt; öfters, ja meiſtens, iſt die Bereitung der Arzneien mit abergläubiſchen Gebräuchen verbunden, und da ſelbſt die allernatürlichſten Krankheits- und Sterbefälle den Künſten und Beſchwörungen der Zauberer zugeſchrieben werden, iſt die Arznei in den meiſten Fällen eben ſo ſehr gegen dieſe

als gegen die Krankheit ſelbſt gerichtet. Viele der indianiſchen Aerzte ſind zwar von dieſen Vorurtheilen frei, und ſelbſt europäiſche Aerzte hielten es nicht unter ihrer Würde, von ihnen zu lernen, eine abergläubiſche Vorſtellung aber iſt bei allen feſt, und wird ſorgfältig beachtet, dieſe nämlich, daß wenn Ausleerungsmittel nach oben wirken ſollen, das Waſſer zu denſelben aus dem Fluſſe ſtromaufwärts, wenn es nach unten wirken ſoll, ſtromabwärts geſchöpft werden müſſe. In Fiebern wenden die Indianer gewöhnlich Brechmittel an, und viele europäiſche Aerzte haben dieſe Kurmethode mit gutem Erfolge nachgeahmt; in andern Unpäßlichkeiten, vorzüglich aber in denen rheumatiſchen Urſprungs, ſind Blutlaſſen und Schwitzen immer die erſten Mittel, an die man ſich hält. Kein indianiſches Dorf iſt ohne Schwitzöfen, die ſtets in der Nähe deſſelben an einem Ort, wo Holz und Waſſer bei der Hand ſind, errichtet werden. Jedermann begiebt ſich in dieſelben, wenn er ſich unwohl fühlt, und der ermüdete Reiſende, der durch Strapatzen erſchlaffte Jäger und Krieger, alle beſuchen die Schwitzöfen, die Ermüdung zu beſeitigen, eine Erkältung zu heben, oder die Eßluſt zu ſchärfen. Die Oefen ſind von verſchiedener Größe, nach Verhältniß der Anzahl von Mannsperſonen, welche in einem Dorfe ſind, und gewöhnlich am Ufer eines Fluſſes, oder an einem Abhange, halb unter und halb über der Erde Oben iſt er mit Holz und Erde dicht bedeckt, und vorn auf ebener Erde mit einer kleinen Thüre verſehen, um hineinkriechen zu können. Außerhalb des Ofens iſt ein Feuerplatz, wo Steine, von der Größe einer Fauſt, von einem oder mehr Menſchen, erhitzt werden, und woſelbſt ein anderer, zu dieſem Zweck für den Tag angeſtellter Mann, eine Abkochung von Wurzeln und Kräutern für die, welche das Schwitzbad nehmen wollen, in Bereitſchaft hält. Sind alle Vorbereitungen getroffen, ſo geht der Ausrufer umher und ruft ſein: Pimook (geht zum Schwitzen)! jeder eilt mit ſeiner Kalabaſche, welche er ſich mit dem Trank füllen läßt, der ihm als Arznei dient, die Ausdünſtung befördert und ſeinen Durſt löſcht, zum Ofen, und wenn ſich eine hinlängliche Anzahl bei demſelben eingefunden hat, werden eine Menge der heißgemachten Steine in deſſen Mitte hineingerollt, die Badeluſtigen gehen hinein, ſetzen oder legen ſich vielmehr um dieſe Steine her, und bleiben da ſo lange, bis der Schweiß aufhört zu fließen. Nach dem Bade hüllen ſie ſich in Decken, um ſich nicht zu erkälten, und um zugleich die Ausdünſtung zu befördern, nach Carver aber eilen die nördlichen Indianer, wenn ſie aus dem Schwitzofen kommen, ſogleich an den nächſten Fluß und ſpringen ins Waſſer, verweilen daſelbſt kaum eine halbe Minute, ziehen ihre Kleider an, ſetzen ſich und rauchen ihre Pfeife. Während die Badenden im Ofen ſitzen, wird auch zuweilen Waſſer auf die heißen Steine gegoſſen, um Dämpfe zu erregen, und in rheumatiſchen Beſchwerden wird der Dampf durch einen Wurzel- und Kräuteraufguß hervorgebracht. Die Männer bedienen ſich des Schwitzbades regelmäßig ein bis zweimal die Woche, die Weiber aber binden ſich nicht an einen beſtimmten Tag, und baden auch ſeltener. Auch die Indianer Mexico's und Guatemala's kennen den Gebrauch der Dampfbäder, doch wird das kalte Bad häufiger angewandt, und nach deſſen Gebrauch der Badende mit Neſſeln gepeitſcht, um eine größere Regſamkeit der Säfte zu erzwecken. Unter allen indianiſchen Volksſtämmen finden ſich einzelne, Männer ſowohl als Frauen, die ihrer Arzneikenntniß wegen in großem Rufe ſtehen, und vorzüglich ſind die Oberhäupter im Beſitz der wirkſamſten Heilmittel, ohne gerade als Aerzte anerkannt zu ſeyn. In der Heilung äußerer Wunden zeichnen ſie ſich vorzüglich aus, und jeder Krieger iſt mehr oder weniger mit den verſchiedenen Heilkräften der Kräuter und Wurzeln bekannt, eine Kenntniß, die um ſo unentbehrlicher für ſie iſt, da ſie öfters in Gefahr kommen, in dem Kampf mit dem Feinde oder auf der Jagd verwundet zu werden. Die eigentlichen indianiſchen Aerzte oder Beſchwörer, indianiſch: Medéu oder Doctol, nach dem verſtümmelten Wort Doctor, ſind Leute, die außer der Kenntniß der Arzneimittel und deren

Anwendung, noch Anſprüche auf höhere verborgene Wiſſenſchaft machen, und ſich dadurch, daß ſie die abergläubigen Vorurtheile des Volks benutzen, Namen und Ruf erwerben. Alle innere Krankheiten ſchreiben ſie der Macht böſer Geiſter oder Zaubereien zu, namentlich aber, wenn der Kranke, welcher Hülfe ſucht, reich iſt, und ermangeln nicht, ſich ſelbſt als die einzigen Perſonen zu empfehlen, die geeignet ſind, in einem ſo ſchwierigen verwickelten Falle Hülfe leiſten zu können. Will der arme Kranke des großen Doctols Rath und Hülfe erlangen, muß er ihm auf der Stelle ſein Honorar geben, welches gewöhnlich entweder in einem hübſchen Pferde, einer Büchſe, einer beträchtlichen Menge Wampum, oder einem guten Vorrath Waaren beſteht, und erſt wenn dieſer Lohn hinlänglich geſichert iſt, und nicht eher, ſchickt ſich der Doctor an, das ſchwierige Unternehmen, auf welches er ſich eingelaſſen hat, zu vollführen, dem Anſchein nach mit ſolcher Anſtrengung, als wolle er einen Berg von der Stelle bewegen. Er wirft ſeine Augen rund um ſich herum, um Aufmerkſamkeit zu erregen, nimmt ernſthafte wichtige Mienen an, ſcheint in Gedanken und Nachſinnen verloren, und genießt eine Zeitlang die Bewunderung der Zuſchauer. Endlich fängt er ſein Werk an: Mit einem furchtbaren Gewande von Bärenfellen angethan, den Kopf mit Hörnern geziert, und von hinten mit einem haarigen Schweif verſehen, der ſich, wenn der Doctol geht, wie auf Springfedern bewegt, nähert er ſich dem Kranken unter mancherlei Verzerrungen und Geberden, um den böſen Geiſt der Krankheit hinweg zu ſchrecken, und verrichtet neben und über ihm alle mögliche Gaukeleien: er haucht ihn an, bläst ihm in den Mund, ſpritzt ihm einige von ihm verfertigte Arzneien ins Geſicht, in Mund und Naſe, raſſelt mit ſeinem Kürbis voll trockener Bohnen oder Kieſel, zieht eine Menge Stäbchen oder Bündelchen hervor, aus welchem er das paſſende Heilmittel heraus zu ſuchen ſcheint, und begleitet dies alles mit den fürchterlichſten Geſtikulationen, bis er ſelbſt ganz erſchöpft und außer Athem iſt, und ſich hinweg begiebt, um den Erfolg abzuwarten. Wenn der Patient es begehrt, werden die Beſuche des Beſchwörers von Zeit zu Zeit wiederholt, doch nicht, ohne daß für jeden Beſuch ein abermaliges Honorar vorausbezahlt worden, und dies geht ſo fort, bis das Vermögen des Kranken gänzlich erſchöpft iſt, oder er einen andern Doctol rufen läßt, bei welchem aufs neue mit dem Bezahlen der Sporteln angefangen werden muß (Heckewelder § 30). Wird die Kunſt des Beſchwörers nach wiederholten Verſuchen wirkungslos befunden, ſo wird der Patient für unheilbar erklärt, und die Aerzte entſchuldigen ſich: der Kranke habe ſich zu ſpät an ſie gewandt, er ſey ihren Vorſchriften nicht pünktlich nachgekommen, oder er wäre von einem der größten Meiſter der Kunſt behext worden, und wenn nicht ein Kunſtverſtändiger von noch höherer Weisheit gefunden würde, wäre für ihn nichts übrig als zu ſterben, oder ſich in Schmerzen, die keine Macht lindern könne, hinzuquälen.

Eine andere Art Beſchwörer, meiſtens alte Männer und Weiber, die zwar nicht zu den Aerzten gerechnet werden, deſſen ungeachtet aber ihren Unterhalt durch ihre Anſprüche auf übernatürliche Kenntniſſe finden, trifft man in allen Volksſtämmen. Einige geben vor, in trocknem Wetter Regen verſchaffen zu können, andere bereiten Glücksmittelchen für ungeſchickte Jäger, und noch andere brauen Liebestränke für verheirathete Perſonen, die einander entweder nicht lieb haben, oder unfähig ſind, einander ihre Liebe zu beweiſen. Wendet man ſich an einen dieſer Beſchwörer, um bei trockener Jahreszeit Regen zu erhalten, ſo muß auch dieſer zuvörderſt ein Geſchenk bekommen, welches in der Regel die Weiber zuſammenlegen, da dieſe als Bearbeiterinnen des Bodens am meiſten dabei intereſſirt ſind; die Männer pflegen ihnen indeſſen verſtohlener Weiſe etwas zuzuſtecken, um ihre Sammlung zu unterſtützen, und glückt auch hier der Verſuch des Beſchwörers nicht, ſo fehlt es ihm eben ſo wenig als den Aerzten an einer Entſchuldigung: entweder ſind die Winde wider einander, oder der trockne

Wind zu ſtark für den feuchten oder den Südwind, oder man hat ihn nicht ſtark genug gemacht, d. h. nicht hinlänglich bezahlt, um den Nordwind zu zwingen, dem Südwind, der den Regen bringen ſoll, zu weichen. Die Mittelchen, um einem ungeſchickten Jäger Glück zu verſchaffen, ſind in einem Tuchläppchen eingebunden, und müſſen während der Jagd auf der bloßen Hand getragen werden; die Tränkchen oder Pülverchen hingegen, welche zwiſchen Mann und Frau Liebe erregen ſollen, müſſen dem kalten Theil des Paares heimlicher Weiſe im Eſſen oder im Getränk beigebracht werden.

Trotz des Heldenmuthes der Indianer, trotz ihrer Unerſchrockenheit, mit denen ſie allen Gefahren kühn entgegen gehen, und trotz ihres unbeugſamen Stolzes auf ihre Unabhängigkeit, ſinken dieſelben durch ihre kindiſche Furcht vor einer verborgenen und unbekannten geheimnißvollen Macht, auf gleiche Stufe mit den ſchüchternſten furchtſamſten Geſchöpfen. Es iſt unglaublich, welchen Einfluß der Glaube an Zauberkraft auf das Gemüth des Indianers hat. Der tapferſte Krieger wird zum elendeſten Schwächling, ſobald ſeine Einbildungskraft von dem Gedanken ergriffen wird, daß er behext ſey, und obgleich er keine deutliche Vorſtellung von der Macht der Zauberer hat, noch weniger aber von den Urſachen, wodurch ſie entſteht, oder wie ſie erlangt wird, ſo iſt ihm ſchon hinlänglich zu wiſſen, daß der Zauberer ſich einer tödtenden Subſtanz bediene, die er fortſende und der Perſon, welche er „treffen“ will, beibringe, entweder durch die Luft, vermittelſt des Windes, oder ſeines eigenen Athems, oder auf andere unbegreifliche Weiſe; die „getroffene“ Perſon wird ſogleich von einem unerklärlichen Schrecken ergriffen, ſie wird niedergeſchlagen, verliert den Appetit, ſchläft unruhig, ſchwindet und magert ab, oder wird von einer Krankheit befallen, und ſtirbt endlich als ein unglückliches Schlachtopfer der Geſchäftigkeit ihrer Einbildungskraft. Der Glaube an die Macht der Zauberei iſt unter den Indianern nicht zu vertilgen, und da Fälle vorgekommen ſind, wo einzelne Verworfene, mittelſt giftiger Wurzeln und Pflanzen, ja einer ſogar durch Arſenik, den er ſich zu verſchaffen gewußt, ihre Gegner unvermuthet bei Seite ſchafften, iſt die Furcht vor einer übernatürlichen Macht, von welcher ſie ſich einbilden, daß ſie unter ihnen ſey und Einfluß habe, noch mehr geſtiegen. Durch Zauberei eines elenden unrühmlichen Todes ſterben zu müſſen, eines Todes, welchen ſie dem Marterpfahl mit allen ſeinen Schrecken würden vorgezogen haben, und dann keine Erzählung, keine Sage, kein Andenken von ihrem Muthe und ihrer heldenmüthigen Tapferkeit bei der Nachwelt, und der Gedanke, daß dieſer Tod ungerächt bleiben wird, iſt das ſchrecklichſte, was ein Indianer ſich vorſtellen kann. Dieſe Gedanken mehren ihre Furcht und ſteigern den Aberglauben noch höher, und die geringfügigſte Ceremonie und unbedeutendſte Bewegung, welche ein als Zauberer verſchriener Mann unternimmt, iſt hinlänglich, bei den Indianern eine Seelenkrankheit hervorzubringen. Einer ihrer ausgezeichnetſten Zauberer geſtand offenherzig, daß ſein Geheimniß darin beſtände, Furcht und Argwohn zu erregen, und bei der Menge einen feſten Glauben an ſeine magiſchen Kräfte zu unterhalten; denn, ſagte er: „ſo weit geht bei manchen die Leichtgläubigkeit, daß wenn ich nur ein Bischen Wolle von meiner Decke zupfe, und ſie zwiſchen meinen Fingern zu einem kleinen Kügelchen, nicht größer als eine Bohne, zuſammenrolle, man ſchon deswegen glaubt, daß ich in der Zauberkunſt ſehr erfahren bin, und man nimmt ſogleich an, daß ich die tödtende Subſtanz verfertige, womit ich den Einen oder den Andern zu treffen denke, obgleich ich öfters kaum einmal weiß oder daran denke, was ich mit den Fingern vornahm; und ſollte ich in demſelben Augenblick zufällig meine Augen nach irgend einem Menſchen werfen, oder einen nur von der Seite anblicken, ſo wäre dies genug, daß er ſelbſt glaubte, er ſey das auserleſene Schlachtopfer; er iſt von dem Augenblick an in der That getroffen, und wenn er nicht Stärke genug hat, den Gedanken zu unterdrücken, oder ſein

Gemüth davon abzuziehen, so wird er unter dem so veranlaßten Schrecken erliegen und zuletzt umkommen, gewiß nicht durch Hexerei, sondern durch seine eigene Thorheit und Leichtgläubigkeit.“ Schon öfters sind von Handelsleuten und Missionaren Versuche gemacht worden, die Indianer von der Nichtigkeit der Zauberei zu überzeugen, doch alles vergebens! noch immer bleibt der Glaube an die Macht derselben in voller Kraft, ja selbst bei denen, die in der Nähe der Weißen leben und steten Umgang mit ihnen haben.

Den Tod fürchtet der Indianer nicht, ja selbst der Martertod am Pfahl hat für ihn etwas Erhebendes, weil sein Betragen dabei, selbst im Munde seiner Feinde, fortlebt, weil sein Stolz hier seinen letzten Triumph feiern kann. Der Gedanke an den Tod durch Krankheit oder Alter schlägt ihn nicht nieder, da ihm bekannt ist, wie groß die Achtung ist, welche die Indianer dem Andenken Verstorbener weihen, mit welcher Feierlichkeit sie auch seine Ueberreste einst zur Erde bestatten werden. Die Feierlichkeiten bei Beerdigungen sind indessen bei den Völkerschaften Nord-Amerika's, und nach dem Rang und Reichthum der Verstorbenen verschieden. Bei dem Tode eines Chief oder Oberhauptes vom ersten Range ertönt das Dorf von einem Ende bis zum andern von dem lauten Wehklagen der Weiber, und diejenigen, deren Pflicht es ist, neben der Leiche zu sitzen, zeichnen sich durch das Durchdringende ihres Geschreies und durch den Ausdruck ihres Schmerzes vor allen aus. Diese Trauerscene bei dem todten Körper dauert Tag und Nacht bis zu dessen Beerdigung fort, und die Klageweiber lösen einander von Zeit zu Zeit ab. Die Ehrenbezeigung der Trauerklage bei der Leiche wird allen, den Geringen sowohl als den Angesehenen, erwiesen, und der ganze Unterschied besteht allein in der Zahl der Klagenden. Die Frauen werden nach ihrem Tode, ungeachtet ihrer angeblich herabgewürdigten Lage, mit nicht geringerer Achtung behandelt als die Männer, ja die größten Ehrenbezeigungen werden den Ueberresten der Frauen berühmter Krieger oder ergrauter Oberhäupter erwiesen, vorzüglich, wenn sie selbst von einer angesehenen Familie abstammen, was bei den Indianern, so seltsam es auch scheinen mag, keineswegs etwas Gleichgültiges ist, da sie gern das Verdienst ihrer großen Männer in ihren Angehörigen ehren. Heckewelder theilt in seinem Werke die Beschreibung der Leichenfeierlichkeiten mit, die beim Tode der Frau des tapfern Delawaren-Häuptlings Shingask vorgenommen wurden, und die ein helleres Licht über die Sitten und Gebräuche der Indianer, namentlich aber über ihren Glauben an eine Fortdauer nach dem Tode verbreitet: „Kaum war die Häuptlingin verschieden, als ihr Tod durch besonders dazu bestellte Frauen im Dorfe bekannt gemacht wurde, und der ganze Ort sich plötzlich in eine allgemeine Trauerscene verwandelte. Geschrei und Wehklagen hörte man von allen Seiten, und der ganze Tag verging unter Schmerz und Betrübniß. Am andern Vormittag kamen zwei Rathmänner, um Herrn Calhoun und Heckewelder, die einzigen unter dem Stamme lebenden Europäer einzuladen, dem Leichenbegängniß beizuwohnen; sie begaben sich nach dem Hause der Verstorbenen und fanden die Leiche schon im Sarge liegend, und nach indianischem Geschmack aufs Prächtigste angekleidet und geschmückt. Ihre Gewänder, sämmtlich neu, waren mit Reihen silberner Schnallen besetzt; auf den Aermeln ihres neuen Faltenhemdes waren silberne breite Spangen von der Schulter bis auf das Handgelenk herab befestigt, und an den Gelenken waren Binden, welche eine Art von Handschuhen bildeten, und welche von Wampum auf dieselbe Weise verfertigt waren wie die Gürtel, deren sie sich bei ihren Reden bedienen. Ihr langes glattes Haar wurde von breiten Silberstreifen zusammengehalten, ein Reif am andern, doch nicht alle von gleicher Größe, sondern vom Haupte abwärts kleiner werdend, und endlich in eine Spitze auslaufend. Um den Hals hingen fünf breite Wampumgürtel, an den Enden zusammengebunden, von welchen der innerste der kürzere war, die übrigen aber etwas länger so daß der äußerste bis unter die Brust

herabhing. Ihre ſcharlachrothe Beinbekleidung war mit verſchiedenfarbigen Bändern verziert, welche darauf genäht und an ihren Rändern mit kleinen Korallen, auch von verſchiedenen Farben, beſetzt waren. Ihre Fußbekleidung war mit ſtark ins Auge fallenden Figuren verziert, welche auf dem Leder von gefärbten Stachelſchweinkielen geſtickt waren; an dem obern Rande der Schuhe oder Fußbekleidung, um die Enkel herum, war eine Menge kleiner runder ſilberner Glöckchen, von der Größe einer Flintenkugel befeſtigt. Alle dieſe Dinge, nebſt der rothen Schminke, geſchmackvoll aufgelegt wie beim höchſten Putz, ſchmückten ihre Perſon auf eine ſolche Weiſe, daß in dieſer Art vielleicht nichts darüber gehen konnte. Nachdem die Zuſchauer ſich entfernt hatten, wurden vielerlei Sachen aus dem Hauſe herbeigetragen und in den Sarg gelegt, wo Platz für dieſelben zu finden war; unter dieſen war ein neues Hemd, eine zubereitete Hirſchhaut zu Schuhen, eine Scheere, Nähnadeln, Zwirn, ein Meſſer, ein zinnernes Becken nebſt Löffel, ein Becher und andere ähnliche Dinge, nebſt einer Menge Spielſachen und anderer Kleinigkeiten, welche ſie im Leben lieb hatte. Darauf ward der Deckel auf dem Sarge mit drei Riemen befeſtigt, und drei hübſche runde Stäbe, fünf oder ſechs Fuß lang, wurden nahe bei einander, quer darüber gelegt und einer in der Mitte, welche alle mit Riemen aus gegerbter Elennshaut befeſtigt wurden; dann wurde ein kleines Bündelchen mit rother Schminke nebſt einem Stückchen Flanell, womit man ſie auflegt, durch ein am Kopfende angebrachtes Loch in den Sarg geworfen und dieſes Loch offen gelaſſen, damit, nach der Meinung der Indianer, der Geiſt des Verſtorbenen nach Belieben aus- und eingehen könne, bis er den Ort ſeines künftigen Aufenthalts gefunden hat. Nachdem Alles in Ordnung war, begaben ſich die Träger an ihre Plätze; an den erſten Stab ſtellten ſich die beiden geladenen Gäſte, an den mittlern zwei Frauen und an den untern zwei Männer. Mittlerweile machten ſich mehre Frauen aus einem benachbarten Hauſe mit großen Keſſeln, Schüſſeln, Löffeln und Körben voll getrockneten Elennfleiſches, nach dem Begräbnißplatz auf den Weg; den Trägern wurde ein Zeichen gegeben, ſich mit der Leiche in Bewegung zu ſetzen, und die Weiber, welche die Hauptleidtragenden vorſtellten, begannen aufs neue die Luft mit ihrem durchdringenden Klageſchrei zu erfüllen. Der Zug ging in folgender Ordnung: Zuerſt ein Führer oder Wegweiſer von dem Hauſe bis an den Begräbnißplatz, darauf die Leiche, hinter derſelben Shingask, der Ehemann der Verſtorbenen, dieſem folgten die angeſehenſten Kriegs-Oberſten und Rathsmänner der Nation, und hinter dieſen Männer von allerlei Rang und Stand. Hiernächſt kamen Weiber und Kinder und zuletzt zwei ſtarke Männer, welche Ballen mit europäiſchen Manufakturen auf dem Rücken trugen. Die Hauptleidtragenden von Seiten der Frauen, welche nicht mit in der Reihe gingen, nahmen ihren eigenen Weg, etwa 15 — 20 Ellen rechts, aber immer in gleicher Linie mit der Leiche. Beim Grabe angekommen, wurde Halt gemacht, der Deckel des Sarges wieder abgenommen und der Körper zur Schau geſtellt. Jetzt ordnete ſich das ganze Gefolge in einen halbmondförmigen Kreis an der Südſeite des Grabes und hockte ſich dann auf den Boden nieder, während der troſtloſe Shingask ſich, ohne jemand bei ſich zu haben, etwas weiter wegbegab, und mit zur Erde gebogenem Haupte weinte. Die Frauen vom Trauergefolge ſetzten ſich ohne Ordnung zu einander zwiſchen niederes Geſträuch, welches ſich in der Entfernung von 15 Ellen an der Oſtſeite des Grabes befand. In dieſer Haltung blieb die Geſellſchaft länger als zwei Stunden; kein Laut wurde irgendwo gehört, obwohl die Zahl des Gefolges beträchtlich war; auch ſtand Niemand von ſeinem Sitz auf, um die Leiche zu ſehen, welche mit einem reinen weißen Tuche leicht überdeckt worden war. Alle ſchienen in tiefem Nachdenken und in feierlicher Trauer zu ſeyn. Seufzer und Schluchzen hörte man zu Zeiten von der Seite der Weiber, aber ſo ausgeſtoßen, daß es die Verſammlung nicht beunruhigte, ſondern die Traurigkeit vielmehr auf eine für die Umſtände ſchickliche Art zu unterhalten ſchien.

Endlich, etwa um 1 Uhr Nachmittags, traten 6 Männer vor, um den Deckel auf den Sarg zu legen und die Leiche ins Grab zu senken, als plötzlich drei von den Trauerweibern von ihren Sitzen aufsprangen, sich zwischen die Männer und den Sarg drängten und der Verstorbenen zuriefen, aufzustehen und mit ihnen zu kommen. Sie umfaßten zuerst ihre Arme und Füße, als wollten sie dieselben liebkosen, nachher schienen sie aber stärker zu ziehen, als wollten sie mit der Leiche davon laufen und schrieen beständig: Stehe auf! stehe auf! Komm mit uns! Verlaß uns nicht! Zuletzt begaben sie sich weg, indem sie an ihren Kleidern rissen, ihr Haar zerrauften, und unter allen Aeußerungen der wildesten Verzweiflung laut schrieen und klagten. Nachdem sie sich wieder auf die Erde niedergesetzt hatten, fuhren sie auf dieselbe Weise fort zu schreien, zu schluchzen und an dem Grase und dem Gesträuche zu reißen, gerade als ob sie ganz außer sich wären und nicht wüßten was sie thäten. Sobald die Weiber ihre Ceremonie, welche gegen 15 Minuten dauerte, beendigt hatten, traten die 6 Männer wieder hervor, senkten den Sarg in die Gruft hinab, und legten zwei geschälte Stäbe, von etwa 4 Zoll Durchmesser, der Länge nach dicht neben einander über das Grab und gingen hinweg. Darauf näherte sich der Wittwer mit langsamen Schritten, und als er das Grab erreichte, ging er auf den Stäben über dasselbe hin und dann, wie zuvor, weiter fort in eine große angrenzende Wiese. Als der verwittwete Häuptling so weit weg war, daß er nicht mehr hören konnte was am Grabe geschah, wurde ein bemalter hölzerner Pfosten, auf welchen verschiedene Figuren als Sinnbilder von den Lebensumständen der Verstorbenen, und daß sie die Frau eines tapfern Kriegers gewesen wäre, gezeichnet waren, von zwei Männern herbeigebracht und einem dritten, einem Mann von Ansehn, übergeben, welcher ihn auf diese Weise aufstellte, daß er am obern Ende des Grabes auf dem Sarge ruhte, und daß ein gewisser Theil der Zeichnung gerade gegen Sonnenaufgang gerichtet war; darauf hielt er das Holz aufrecht, während einige Frauen das Grab mit Schaufeln zuwarfen; nachdem sie trockenes Laub und Baumrinde darüber gelegt hatten, so daß von der frischen Erde nichts mehr zu sehen war, gingen sie weg, und einige Männer vollendeten nun das Grab, indem sie es mit einer vier Fuß hohen Holzvermachung umgaben, um es vor dem Eindringen wilder Thiere zu schützen. Hierauf ließen sie sich zu einem Male nieder, welches von einigen Frauen unweit des Grabes bereitet worden war und nach geendigter Mahlzeit wurden die Kaufmannsgüter, welche die beiden Männer, die den Zug geschlossen, herbeigetragen hatten, in kleinere Spenden gesondert und an alle Anwesende vertheilt. Keiner, vom Aeltesten bis zum Jüngsten, wurde übergangen, und nur der Unterschied wurde gemacht, daß die, welche bei der Leiche das meiste zu thun gehabt hatten, namentlich aber die Klageweiber, am besten bedacht wurden. Die bei dieser Leichenfeier vertheilten Güter hatten dem betrübten Wittwer gegen 200 Dollars gekostet! Beim Eintritt der Dämmerung wurde ein Kessel voll zubereiteter Speisen nach dem Grabe hingebracht und auf dasselbe hingesetzt, und hiermit hatte die Feierlichkeit ein Ende. Drei Wochen lang wurde jeden Abend ein Kessel Speisen nach dem Grabe gebracht, nach dieser Zeit aber wurde angenommen, daß die Abgeschiedene ihren Aufenthalt gefunden haben werde. Während der Zeit hörte man noch alle Abende das Wehklagen der Weiber, doch nicht mehr so heftig und anhaltend als den ersten Tag.

Die Leichenbegängnisse geringerer Personen werden mit weniger Pomp und Unkosten vollzogen, Klageweiber aber dürfen nicht fehlen, und eben so ist es allgemein Sitte, bei dem Tode eines Indianers eine Menge Sachen, die dem Verstorbenen gehörten, mit in den Sarg oder in sein Grab zu legen, damit er sie bei der Hand habe, falls er ihrer bedürfe. Stirbt ein Indianer entfernt von seiner Heimath, auf Reisen oder auf ihren Jagdlagerplätzen, so schließen sie den Leichnam in Baumrinde, legen ihn so ins Grab, und bedecken dasselbe mit Balken und Blöcken, damit die Wölfe nicht zu

dem Körper kommen können. Krieger, die im Gefecht fallen, werden wo möglich auf die Seite gebracht, und mit Baumrinde umgeben beerdigt, damit der Feind ihre Skalps nicht bekommen kann; iſt deren Zahl aber zu groß, oder wird ihnen vom Feinde nicht Zeit dazu gelaſſen, ſo legen ſie die Leichen auf einander in einen Haufen zwiſchen dicke Holzblöcke, und bedecken ſie mit Baumrinde, verfaultem Holze, mit Laub und Geſtrüpp, damit der Ort vor wilden Thieren geſichert und dem Feind unkenntlich bleibe. Nach Carver ſchmückten die Nadoweſſier ihre Todten ebenfalls und ſtellten ſie zur Schau aus, richteten Fragen an ſie, hielten bei der Beerdigung kurze Lobreden auf die Verſtorbenen, und die Männer äußerten ihren Schmerz dadurch, daß ſie ſich den Ober-Arm, die Weiber, daß ſie ſich die Schenkel bis aufs Blut mit Pfeilſpitzen oder ſcharfen Feuerſteinen verwundeten. Derſelbe Reiſende erwähnt auch eines gemeinſchaftlichen Begräbnißplatzes der Nadoweſſier, in der Nähe einer großen Höhle unweit des Miſſiſſippi, welche von den Einwohnern **Wakon teebe**, d. h. Wohnung des großen Geiſtes, genannt wurde. Die Leichen derer, die in großer Entfernung von dieſem Platze im Laufe des Jahres ſtarben, wurden im Winter in Häute gewickelt und auf einem hohen Gerüſte oder in den Zweigen der Bäume aufbewahrt; im Sommer aber, wenn es nicht möglich war, die Leichen zu erhalten, das Fleiſch **verbrannt** und blos die Gebeine aufgehoben, um im folgenden Frühjahr, wo die einzelnen Stämme in der Nähe der Grotte zuſammen zu kommen pflegten, auf dem gemeinſchaftlichen Begräbnißplatze unter gewiſſen, von Carver nicht beſchriebenen, Ceremonien begraben zu werden.

Die Cumanchees und mehre andere Nationen Neu-Spaniens malen ihre Todten ebenfalls an, ſchmücken ſie mit Korallen und ſilbernen Spangen, hüllen ſie in ein gefärbtes mit Muſcheln verziertes Tuch, bedecken ſie mit einer feinen Matte, und laſſen ſie durch einen der Verwandten zu Pferde nach dem Begräbnißhauſe bringen. Dieſes iſt mit Matten bedeckt und unten offen, und für jede Familie iſt ein Begräbnißplatz in demſelben mit Pfeilen abgeſteckt. Iſt die Leiche ein Mann, ſo legt man Bogen und Pfeile, Stock und Lanze und andere Dinge, die er in ſeinem Leben zu brauchen pflegte, auf das Grab, auf das einer Frau hingegen einen Spinnrocken, ein Trinkgeſchirr und mehres Hausgeräth, und ſchlachtet hierauf neben dem Begräbnißplatze das Pferd, auf welchem der Verſtorbene zur Beerdigung gebracht wurde. Nach dem Begräbniß erhebt die ganze verſammelte Verwandtſchaft ein Klaggeſchrei, die Weiber heulen und beſingen in traurigen Tönen die Vergnügungen und Arbeiten, die ſie gemeinſchaftlich mit der Verſtorbenen unternommen, und wenn es ein Mann war, deſſen Muth im Kriege; entziehen ſich dem Genuß der beſten Nahrungsmittel, und waſchen weder das Geſicht noch den Körper, bis ſie von andern Verwandten gebeten werden, ihre Betrübniß zu mäßigen.

Die am Columbiafluß wohnenden Völker legen die Leichname ihrer ausgezeichneten Perſonen in ihrem ſchönſten Putze und mit Jagd- und Kriegsgeräth verſehen, in einen Kahn und hängen denſelben zwiſchen zwei Bäumen auf, wo ſie der Verweſung ausgeſetzt werden; die Caraiben der Antillen und Guatemala's hingegen bemalen ihre Todten ſogleich nach deren Verſcheiden mit Roucou oder Orleans, und machen das Grab, das ungefähr vier Fuß ins Gevierte, und eine Tiefe von 6 — 7 Fuß hat, ſogleich in der Hütte, in welcher ſich der Verſtorbene aufhielt. Hierauf wird der Leichnam hinabgelaſſen und derſelbe, indem man die Ellbogen auf die Knie und die flache Hand auf die Wange ſtützt, in eine ſitzende Stellung gebracht. Der leere Raum wird ſodann bis zu den Knien mit Sand angefüllt und das Grab mit Holz und Matten leicht bedeckt, um es jedem Verwandten des Verſtorbenen öffnen zu können, welche den Leichnam alle zu unterſuchen pflegen, ehe er gänzlich verſcharrt wird, welches oft erſt nach mehren Monaten geſchieht. Bei einigen Stämmen Yucatans herrſcht derſelbe Gebrauch,

nur wird nach vollendeter Beerdigung die Hütte von den übrigen Gliedern der Familie verlaſſen und in Brand geſteckt. Die Creeks und Seminolen, welche dieſelben Begräbnißgebräuche wie die Delawaren hatten, erbauten über dem Grabe eine leichte offene Hütte und umpflanzten das Grab mit Pfeilen und Lanzen, die errungenen Skalps aber wurden dem Leichnam mit ins Grab gegeben, um ſich im neuen Aufenthaltsorte als tapferer Krieger legitimiren zu können.

Die Indianer haben große Achtung vor den Gebeinen ihrer Vorfahren, und nichts erſchüttert ſie mehr als der Gedanke, die Ueberreſte ihrer Angehörigen entehrt oder von wilden Thieren verſtümmelt und ausgeſcharrt zu ſehen; deshalb haben auch alle Völkerſchaften, welche gezwungen wurden, ihre Heimath zu verlaſſen und nach Weſten, jenſeits des Miſſiſſippi, zu ziehen, die Gebeine ihrer Vorfahren von den Begräbnißorten nach dem Lande ihres Aufenthalts geholt und dort von neuem beerdigt, andere aber große Grabhügel (Mounts) und Steinhaufen darüber aufgethürmt, um deren Zerſtörung vorzubeugen und um die Plätze leichter finden zu können, wenn ſie zurückkehren, um den Verſtorbenen ihre Verehrung zu beweiſen. Auf einer kleinen Pflanzung, welche ich unweit Ellicot's, acht Meilen von Baltimore, beſaß, befand ſich ein gegen drei Ellen hoher Steindamm, der weit und breit als das Nanticoker-Grab bezeichnet war, und zu welchem faſt monatlich Indianer aus dem Norden Ohio's und des Nordweſt-Gebietes, 600 — 1200 Meilen weit, herabkamen, um am Grabe ihrer Voreltern die Erinnerung vergangener Leiden und Freuden hervorzurufen. „Siehſt Du die Steinhaufen," ſagte einſt Aguegon, ein alter ehrwürdiger Indianer, zu einem engliſchen Koloniſten, „unter deren Laſt die Gebeine ſo vieler Geſchlechter von Chippeways geſichert von dem Zahne der Wölfe ruhen? Sollte je der Fuß der Weißen dieſe ehrwürdigen Ueberbleibſel unter ſich treten, ſollten je ihre Pflüge ſie ausſcharren, um vom Regen und von der Sonne gebleicht zu werden: dann müſſen Geſundheit, Friede und Glück aus ihren Wohnungen fliehen, wie der Pfeil vom Bogen des Kriegers, wie das Waſſer von der Höhe dieſes Falles ſtürzt; dann müſſen ihre letzten Reſte der Fraß fleiſchfreſſender Thiere werden!"

An die Verehrung, welche die Indianer ihren Todten zollen, ſchließen ſich ihre religiöſen Begriffe und ihre Opfer an, von welchen größtentheils nur falſche Berichte im Umlauf ſind. Ueber die Erſchaffung der Menſchen herrſchen verſchiedene Vorſtellungen; ſo behaupten die Irokeſen, daß der große Geiſt auf dem Berge Aratopeskow erſchienen ſey, wo er zwei Bilder von Thon bei ſich hatte, die er durch den Hauch ſeines Mundes belebte, und dem erſten den Namen Pegit-Sagat (erſter Mann), dem zweiten die Benennung Sanna-Tella (Gefährtin) gab. Auch ſey Naſſaniromi aus den Wolken auf die Erde herabgeſtiegen, wo er Mais, Reis und Tabak wachſen ließ, indem er gegen Norden, Süden, Oſten und Weſten ausſpuckte. Die Erde betrachten faſt alle indianiſche Völkerſchaften Nord-Amerika's als ihre allgemeine Mutter und legen ſich, nach Volney II. 438, auch deshalb den Namen Metokthenaké, d. h. Erdgeborne, bei. Sie glauben, daß ſie im Schooße der Erde erſchaffen wurden und lange Zeit dort ihre Wohnung gehabt hätten, ehe ſie zum Leben auf der Oberfläche der Erde gekommen wären; nicht aber alle indianiſche Mythologen ſtimmen in ihren Berichten mit der Geſtalt zuſammen, welche die Menſchen während ihres Aufenthalts im Schooße der Erde gehabt hätten. Einige behaupten, daß ſie daſelbſt in menſchlicher Geſtalt gelebt, Andere ſtreiten dafür, daß ſie ſich daſelbſt in der Geſtalt gewiſſer Landthiere, wie etwa des Erdſchweins, des Kaninchens oder der Schildkröte, befunden hätten, und erſt nach dieſem Stand ihrer Vorbereitung ſey es ihnen vergönnt geweſen, herauf zu kommen und ihre Stelle auf dieſer Inſel (die Indianer nennen das feſte Land von Amerika eine Inſel) als Herren der übrigen Schöpfung einzunehmen. Die Indianer vom Stamme Minſi (der Lenni-Lenapes) ſagen, daß ſie anfangs in der Erde unter

einem See gewohnt hätten, dadurch aber, daß einer ihrer Leute (Sanawagahha) eine Oeffnung entdeckt, sie aus diesem unangenehmen Aufenthalt glücklich herausgeholfen worden wären. Als der Entdecker auf der Oberfläche der Erde herumging, fand er einen Hirsch, welchen er mit sich in seine unterirdische Wohnung nahm. Hier wurde der Hirsch gegessen, und er und seine Gefährten fanden das Fleisch so gut, daß sie einmüthig beschlossen, ihr finsteres Haus zu verlassen und sich dahin zu begeben, wo sie das Licht des Himmels und solch' vortreffliches Wildpret in Menge genießen könnten. (Heckewelder 430). Der Nocharauorsul (das Erdschwein) wollte indeß nicht mit herauskommen, sondern blieb in der Erde wie vorhin. Nach Loskiel p. 31. 32. behaupten die Delawaren: der Himmel sey von Menschen bewohnt, und von daher wären die Indianer auf die Erde gekommen. Eine schwangere Frau sey von ihrem Mann verstoßen und vom Himmel herunter geworfen worden, und die Zwillinge, die sie geboren, hätten das Land bevölkert; die Nanticokes aber erzählen: sieben Indianer hätten sich auf einmal an der See sitzend befunden, ohne selbst zu wissen, ob sie auf derselben Stelle erst erschaffen, oder ob sie über die See oder sonst woher gekommen wären, und diese wären der Anfang der Bevölkerung Amerika's gewesen. So lächerlich diese Geschichten auch klingen mögen, so unerschütterlich ist der Glaube der Indianer an dieselben, namentlich aber an ihre Abstammung von besondern Thieren, von denen die verschiedenen Stämme auch die Namen angenommen haben. Zwar können diese von Thieren entnommene Namen als bloße Abzeichen oder „Wappen„, wie sie Pyrläus nennt, angesehen werden; wenn man indessen auf die Gründe achtet, welche sie für diese Benennung anführen, so läßt sich die Idee einer vermeinten Verwandtschaft leicht bemerken. „Als ich zu Tuscorawas am Muskingum wohnte, erzählt Heckewelder, sagten mir einige Indianer, daß es gewisse Thiere gäbe, welche die Indianer nicht äßen, und zu diesen gehöre das Kaninchen und das Erdschwein (der Grunddachs, Ursus meles, Schreb.); denn, sagten sie, es könnte doch seyn, daß sie mit denselben verwandt wären! Aus ähnlichem Grunde beweisen die Indianer auch der Klapperschlange große Achtung, nennen sie ihren Großvater, und tödten sie nicht, hindern auch die Weißen, wo sie nur können, Klapperschlangen, zu tödten. Nach ihrem Thiernamen richtet sich auch der Rang, den sie unter ihrem Volkstamm einnehmen. Der Stamm Unamis (Schildkröte) macht vor den andern Stämmen der Lenapes einen Anspruch auf Hoheit oder Vorrang, weil ihre Verwandtin, die große Schildkröte, der Atlas ihrer Mythologie, nach ihren Sagen, diese große Insel (Amerika) auf ihrem Rücken trägt, und als Amphibium sowohl im Wasser als auf dem Lande leben kann. Der Stamm Unalachtgo (Welscher Hahn) erhielt den Namen, weil er beständig in derselben Gegend bleibt; der Wolf (Minsi oder Monsey) hingegen, nach welchem der dritte Stamm der Lenapes benannt worden, ist seiner Natur nach ein Wanderer, der seiner Nahrung nachläuft; dennoch betrachten ihn die Lenni Lenapes als ihren Wohlthäter, da er es war, durch den die Indianer aus dem Innern der Erde heraufkamen. Er war es, glauben sie, der nach der Bestimmung des großen Geistes den Hirsch tödtete, den der Monsey fand, welcher zuerst den Weg zur Oberfläche der Erde entdeckte und welcher sie reizte, aus ihrer feuchten und dunkeln Wohnung herauszukommen. Aus diesem Grunde müsse der Wolf geehrt und sein Name auf immer unter ihnen erhalten werden. Die Abzeichen ihrer Stämme werden von den Indianern an die Thüren ihrer Hütten gezeichnet, damit jeder Vorübergehende wissen möge, zu welchem Stamme der Bewohner gehöre, und bei Verträgen und Urkunden mit den Weißen bedienen sie sich derselben, außer des Kreuzes, zu Unterschriften. Alle sind stolz auf ihre Abstammung, und wenn Kinder aus gemischten Ehen der verschiedenen Stämme entspringen, wird ihre Genealogie sorgfältig durch Ueberlieferung in der Familie erhalten, damit sie wissen mögen, zu welchem sie gehören.

So ſtolz die Indianer auf ihre Vorzüge ſind, die ſie vor den Thieren haben, und obgleich ſie dieſelben als nur zu ihrem Gebrauche vom großen Geiſte erſchaffen wähnen, ſcheinen ſie doch den Unterſchied zwiſchen ſich und der thieriſchen Schöpfung mehr ihrer überlegenen körperlichen Stärke und Geſchicklichkeit zuzuſchreiben, als ihrem unſterblichen Geiſte. Alles Lebende betrachten ſie als eine große Geſellſchaft, an deren Spitze ſie ſtehen, die ſie zwar beſtimmt ſind zu regieren, zwiſchen welcher aber genaue Bande des Zuſammenhangs und der Verwandtſchaft im Anfang der Zeit ſtatt fand Daher deuten auch die Beugungen der Hauptwörter, welche bei uns das Geſchlecht derſelben beſtimmen, in ihren Sprachen nicht das männliche oder weibliche Geſchlecht an wie bei uns, ſondern das Lebendige und das Lebloſe, und ſie gehen darin ſo weit, Bäume und Pflanzen mit in die Klaſſe des Lebendigen einzuſchließen, halten auch ihr Geiſterreich, den Ort, wohin ſie nach dem Tode zu gehen glauben, für alles was ſie als lebendig bezeichnen, offen. Folgende charakteriſtiſche Anekdote wird das Geſagte am deutlichſten erläutern: Ein delawariſcher Jäger ſchoß einmal einen gewaltigen Bär und zerſchmetterte ihm das Rückgrat. Das Thier ſtürzte und fing an ein äußerſt klagendes Geſchrei zu erheben. Der Jäger, anſtatt noch einen Schuß auf ihn zu thun, trat ganz nahe zu ihm hin und redete ihn mit dieſen Worten an: Höre, Bär, du biſt eine feige Memme — wärſt du ein Krieger, wie du vorgiebſt, ſo würdeſt du nicht weinen und heulen wie ein altes Weib. Du weißt, Bär, mein Stamm und dein Stamm haben Krieg mit einander, und daß dein Stamm den erſten Angriff gemacht hat. Ihr habt erfahren, daß auch die Indianer zu mächtig ſind, und nun ſchleicht ihr im Walde umher und ſtehlt ihre Schweine.... Hätteſt du mich überwunden, ſo würde ich wie ein braver Krieger] geſtorben ſeyn; du aber beſchimpfſt deinen Namen durch dein feigherziges Betragen! Heckewelder, der bei dieſer ſeltſamen Strafrede gegenwärtig war, fragte den Jäger, nachdem dieſer das Thier vollends getödtet hatte, wie er ſich einbilden könnte, daß der Bär ihn verſtände? Oh, ſagte er, der Bär verſtand mich ſehr gut, haſt Du nicht bemerkt, wie beſchämt er ausſah, als ich ihm die Wahrheit ſagte?

Der große allmächtige Geiſt (Welſit Manitto), der ſie erſchaffen, iſt den Indianern bei allen Gelegenheiten, bei allen ihren Verſammlungen und Reden vor Augen; ſie fühlen und erkennen ſeine Macht und ſuchen ſeine Gunſt zu gewinnen, durch äußere Verehrung oder Opfer. Den böſen Geiſt (Matſchi Manitto), von dem ſie zwar glauben, daß er ihnen ſchaden könne, fürchten ſie nicht, ſo lange ihnen der gute Geiſt gewogen bleibt; die größte Rolle aber ſpielen in ihren religiöſen Glauben die untergeordneten Manitto's, denen das große Weſen Macht und Herrſchaft über die Elemente gegeben hat, und die insbeſondere auf die Indianer herab blicken müſſen, um zu ſehen, ob ſie Hilfe nöthig haben, und um ſie vor Gefahren zu ſchützen. Bei Annäherung eines Sturmes oder Ungewitters wenden ſich die Indianer an den Manitto der Luft, bei Reiſen auf den nördlichen Seen an den Manitto der Gewäſſer, daß er dem zu hohen Aufſchwellen der Wogen wehren wolle, während ſie über das Waſſer führen und in beiden Fällen drücken ſie ihre Dankbarkeit dadurch aus, daß ſie Tabak in die Luft oder auf das Waſſer werfen.

Selbſt von einigen Thieren glauben ſie, daß ihnen, wenn auch nicht gerade Macht über ſie verliehen worden, doch daß ſie zu Beſchützern ihres Lebens beſtellt wären, und folglich auch Anſprüche auf einige Aufmerkſamkeit und Dankbarkeit hätten; wird z. B. in der Nacht das Geſchrei einer Eule gehört, ſo pflegt Jemand im Lager aufzuſtehen und etwas Glicanican oder indianiſchen Tabak aufs Feuer zu werfen, damit der aufſteigende Rauch es dem Vogel ſichtbar machen möge, wie wenig ſie ſeine Güte gegen ſie und ihre Vorfahren vergeſſen hätten.

Wollen die Indianer zum großen Geiſte beten, ſo ſind ſie gewöhnt, oder hatten

es wenigſtens im Gebrauche, auf eine Anhöhe oder einen Felſen zu ſteigen, um ſich ihm andachtsvoll zu nähern. Abgeſchieden von allem was ſie ſtören könnte, erheben ſie ſich mit Inbrunſt zum Welſit Manitto, und ihr Zutrauen zu ihm iſt unerſchütterlich. Um ihre Verehrung gegen das höchſte Weſen in allgemeinen Verſammlungen zu bezeugen, halten die Indianer jährlich zwei Opferfeſte, wovon das eine ein Gebet- und das andere ein Dankopfer iſt, und bereiten ſich dazu durch Brechmittel, Faſten und den Genuß beſonderer Getränke vor, um, wie ſie ſagen, das in ihnen vorhandene Böſe auszutreiben, um mit reinem Gewiſſen der heiligen Handlung beiwohnen zu können. Das größte Feſt findet gewöhnlich im Auguſt ſtatt, wozu das Oberhaupt und die Aelteſten die Zeit beſtimmen. Es iſt ein Dankopfer für die Segnungen einer frohen Ausſicht zu einer glücklichen Erndte. Von weit und breit kommen die Indianer zu dieſem Feſte herbei, bringen Zelte und Mundvorrath mit und lagern ſich um das Andachtshaus. Man ſchlachtet hierauf die Opferthiere, gewöhnlich Rinder, reinigt ſie und ſteckt die Köpfe, Hörner und Eingeweide in eine hölzerne Gabel, die ſich auf einer großen, weißen Stange befindet, welche über das Gebethaus hinragt. Die Weiber bereiten ſodann den Mais und die andern Vorräthe zum Feſte zu, während die Männer Maismehl zwiſchen den Händen zerreiben und ſowohl die Bruſt als auch das Geſicht damit beſtreichen. Dabei wird gefaſtet, und das Oberhaupt hält eine Rede an die Verſammlung, dankt dem großen Geiſte für die Wiederkehr der Jahreszeit und ermahnt das Volk zur Ausübung ſeiner Pflichten und zu einem ordentlichen Lebenswandel. Das Feſt dauert vier bis zwölf Tage. Nach Loskiel feiern die Delawares oder die Lenni Lenapes, fünf verſchiedene Opferfeſte. Das erſte wird in einer Familie oder Freundſchaft alle zwei Jahr einmal, gemeiniglich im Herbſt, ſelten im Winter begangen, und außer den eigentlichen Verwandten und Freunden, vom Oberhaupt der Familie, der das Feſt zu leiten hat, auch andere und ſelbſt Einwohner entfernter Dörfer dazu eingeladen. Das zum Opfer beſtimmte Fleiſch wird gekocht und nebſt Maisbrod den verſammelten Gäſten vorgeſetzt; alles muß rein aufgezehrt werden; nur von dem Fette gießen einige der älteſten Männer etwas ins Feuer, und hierin beſteht eigentlich das Opfer. Die Knochen werden verbrannt, damit nicht die Hunde etwas davon erhaſchen und nach der Mahlzeit wird getanzt und geſungen. Dieſes Opfer währet drei bis vier Nächte, fängt jedesmal Nachmittags an und dauert die Nacht hindurch, bis an den Morgen. Das zweite Opferfeſt unterſcheidet ſich von dem erſten blos dadurch, daß nur die Mannsperſonen faſt nackt dabei tanzen und ſich vor Beginn des Tanzes vom Kopf bis zu den Füßen mit weißem Thon beſtreichen. Beim dritten Opferfeſt werden nach der Mahlzeit zehn oder mehr zubereitete Hirſchhäute an alle dem Feſte beiwohnende Männer und Weiber geſchenkt, welche dann, in dieſe Häute oder Deckkleider gehüllt, vor dem Hauſe des Gebers, mit dem Angeſichte gegen den Aufgang der Sonne gerichtet, den großen Geiſt überlaut bitten, daß er ihren Wohlthäter ſegnen möge. Das vierte Opferfeſt wird einem niedern Manitto zu Ehren gehalten, der, ihrer Meinung nach, nicht geſättigt werden kann. Das fünfte Opferfeſt endlich wird zu Ehren des Feuers gehalten, keinesweges aber das Feuer angebetet, wie mehre Miſſionäre meinten, denn bei allen ihren abergläubiſchen Gebräuchen bleibt doch immer der große Manitto, der unbekannte Geiſt, der Schöpfer und Erhalter des Himmels und der Erde, der Hauptgegenſtand ihrer Verehrung. Die Opfer der Indianer haben nicht alle einerlei Zweck, bald ſind es Gebet- bald Dankopfer; einige werden für alle Gunſtbeweiſe gebracht, die ſie und ihre Vorfahren vom höchſten Weſen empfangen haben, andere für beſondere Wohlthaten im Einzelnen und nach jedem glücklich beendigten Kriege verſäumen ſie nie, dem großen Geiſte ein Dankopfer für den ihnen verliehenen Muth und für die Kräfte, ihre Feinde zu beſiegen, zu bringen. Hat ein Knabe ſein erſtes Probeſtück abgelegt und einen Hirſch oder Bären getödtet,

so wird dieser geopfert. Die Besorgung davon übernimmt einer der Aeltesten des Stammes und bestimmt zugleich den Ort und den Tag zum Opfer. In dem Gebäude, in welchem das Opfer gehalten werden soll, gewöhnlich dem Rathhause oder einem andern, daß groß genug ist, um drei Feuer darin anbrennen zu können, werden in der Mitte zwölf Stäbe oder Stangen, deren jede von einer besondern Holzart seyn muß, in einem Kreise in die Erde gesteckt, oben zusammen verbunden und mit wollenen Decken ringsumher behangen. In diesen Kreis werden, wie in ein Schwitzbad, zwölf glühend heiße Steine gerollt, deren jeder einem Manitto geweiht ist. Der größte Stein dem Welsit Manitto oder großem Geiste im Himmel, die andern dem Manitto des Tages oder der Sonne, dem Manitto der Nachtsonne oder des Mondes, der Erde, des Feuers, des Wassers, der Wohnung, des Maises und der vier verschiedenen Himmelsgegenden. Darauf nimmt der alte Mann eine Klapper oder Kalabasse, worin Maiskörner sind, in die Hand, geht mit dem Knaben, der das Opfer gibt, in den Kreis, wirft eine Hand voll Tabak auf die glühenden Steine und räuchert damit, klappert dabei, ruft jeden Manitto mit Namen und spricht: Dieser Knabe N. N. gibt Dir einen schönen fetten Hirschbock (Bär) und einen fetten Sapanbrei; erbarme Dich über ihn und gib ihn und seiner Familie Glück! Wenn der Tabak zu brennen anfängt, klascht der alte Mann in die Hände und fährt fort, die Manitto's zu bitten, bis der Tabak verbrannt ist. Dann geht er mit den Gästen von den mittlern zu den zwei andern Feuern zum Essen.

Bisweilen opfert der Indianer, wenn er auf der Jagd ist, in der Stille ganz allein für sich, damit er glücklich seyn möge. Er zertheilt etwa einen Hirsch oder eine andere Jagdbeute in kleine Stücke und wirft sie auf dem Boden herum zur Speise für die Vögel, denen er in einer kleinen Entfernung ruhig zusieht, wie sie das Fleisch verzehren. — Auch den Seelen der Verstorbenen opfern die Indianer, wenn sie denken, daß sie beleidigt worden sind, Speis- oder Trankopfer. Zu einem Speisopfer muß nothwendig ein Schwein geschlachtet oder ein Bär geschossen werden und das Ganze mit einer Mahlzeit schließen. Gäste werden dazu nach Belieben eingeladen und die Mahlzeit im Finstern gehalten, denn Licht oder Feuer dürfen nicht dabei seyn. Beim Anfang des Mahles legt einer der Alten den Seelen einen Theil der Speisen vor, spricht mit ihnen, und bittet sie, wieder zufrieden zu seyn. Darauf versichert er den Anwesenden, daß die Seelen nun versöhnt sind, und alle lagern sich nun zum Essen nieder. Zu einem Trankopfer wird Rhum oder Whisky nothwendig erfordert; ehe aber getrunken wird gehen die Gäste auf den Begräbnißplatz, gießen etwas Rhum auf die Gräber und ein alter Mann spricht dabei mit den Seelen, ebenso wie beim Speisopfer. (Loskiel a. a. O.)

Ein anderes Stück des religiösen Aberglaubens der Indianer besteht darin, daß Jeder von ihnen einen „Totam" oder Schutzgeist hat, von welchem er glaubt, daß er ihn bewache. Von diesem Totam glauben sie, daß er die Gestalt irgend eines Thieres annehme und deßwegen tödten oder essen sie das Thier nicht, dessen Gestalt dieser Totam hat, und machen auch nicht Jagd darauf. Ein Indianer, dessen Totam ein Bär war, hatte das Unglück, unter einem Rudel Hirsche, auf welche er schoß, unabsichtlich einen Bär zu erschießen. Dies setzte ihn in die äußerste Unruhe und er ging sogleich nach Hause; auf dem Wege wurde er von einem andern Bär angefallen, der ihm das Gesicht zerkratzte und ihn auch (sagte der Indianer) darüber zur Rede stellte, daß er seinen Totam erschossen habe. Er klagte dies bei seiner Nachhausekunft dem Herrn Long (siehe dessen Reise S. 86, 87) und setzte hinzu: „mein Totam ist böse, ich werde nie wieder Glück auf der Jagd haben!"

Der Verehrung eines höhern Wesens gegenüber steht bei den Indianern ein außerordentlicher Aberglaube, ein Glaube an Vorbedeutungen, Gesichte und Träume, und

namentlich werden die letztern in hohem Anſehn gehalten. Sie glauben nämlich, daß die Seele den Körper in dieſem Zuſtande verlaſſe und mit höhern Weſen in Verbindung trete, deren Offenbarungen erfüllt werden müſſen, deshalb iſt der Glaube an die Wahrheit der Träume ſehr groß, und die Träume bisweilen ein Mittel etwas zu erlangen. So kam einmal Niſſuaſſu, Satſchem der Mohawks zu Herrn Johnſon und redete ihn folgendermaßen an: „Mein Vater, mir hat dieſe Nacht geträumt, daß Du mir ein mit Gold beſetztes Kleid von Scharlach und einen ebenſo beſetzten Hut ſchenkteſt.“ Er verſicherte die Wahrheit bei der Ehre eines Satſchem, und erhielt beides. Den Tag darauf bat ihn Johnſon zum Eſſen und ſagte ihm: „Es hat mir auch geträumt, daß Du mir im Namen Deiner Nation ein kleines Stück Land gegeben hätteſt, welches etwa 10.000 Acker enthielt.“ Nachdem ſich Niſſuaſſu einige Zeit beſonnen hatte, antwortete er: „Es ſoll Dir nicht umſonſt geträumt haben, aber ich gebe Dir die Warnung, hinfort nicht mehr zu träumen. Deine Träume ſind zu ſtark für mich, und Du würdeſt bald unſern Leuten kein Land mehr übrig laſſen.“

Bei allen indianiſchen Volksſtämmen findet man Prediger und Propheten, die beſondere Gewalt und Geſchicklichkeit beſitzen, ihre Landsleute vermittelſt ihrer Leidenſchaften zu leiten. Die Shawanes haben ſogar einen eigenen Prieſterſtamm, der ſich ausſchließlich mit den Opfern befaßt. Die Propheten, meiſtens zugleich auch einflußreiche Krieger, haben mehrmals verſucht, die Indianer aus ihrer ſchwierigen Lage zu retten und den Untergang der Weißen zu bezwecken, allein ihre Verſuche mißlangen, weil ſie erſt zu einer Zeit angefangen wurden, als Jene ſchon zu mächtig waren und an eine Vereinigung der Indianerſtämme jetzt nicht mehr zu denken war. Mehre derſelben haben einen außerordentlichen Ruf erworben, zwei derſelben aber werden ewig unvergeßlich im Munde der Indianer und der Weißen ſeyn, es ſind dies Tamanend und Tecumſeh! Alles was wir von Tamanend, von dem mehre fabelhafte Erzählungen unter den Weißen im Umlauf ſind, wiſſen, iſt dies, daß er in alten Zeiten ein Prophet und ein Häuptling unter den Delawaren geweſen iſt, der nie ſeines Gleichen hatte. Er war mit Weisheit, Rechtſchaffenheit, Klugheit, Menſchenfreundlichkeit, Leutſeligkeit, Sanftmuth, Gaſtfreiheit, kurz mit jeder guten und edeln Eigenſchaft, welche nur ein Menſch beſitzen kann, reichlich ausgeſtattet. Man glaubte von ihm, daß er mit dem großen und guten Geiſte Umgang gehabt habe, denn alles was böſe war, war ihm fremd. Der Ruhm dieſes Propheten und Helden erſtreckt ſich ſo weit, daß in Beziehung auf ihn, ſelbſt unter den Weißen, eine Menge von Legenden verbreitet worden. In dem Revolutionskriege erhoben ihn ſeine ſchwärmeriſchen Verehrer zu einem Heiligen und er wurde unter dem Namen St. Tammany, als der Schutzpatron Amerikas aufgeſtellt. Seine Name wurde in manche Kalender eingetragen und ſein Feſt von den Weißen alljährlich am erſten Mai gefeiert. Ein eignes Kirchſpiel in Louiſiana iſt ſeinem Namen geweiht, und in Neu-York, Philadelphia und mehren andern Städten der Union beſtehen politiſche Geſellſchaften unter dem Namen des heiligen Tommany, welche indianiſche Formen in ihren Verfaſſungen und bei ihren Verſammlungen beobachten.

Der berühmte Tecumſeh, welcher ſich durch ſeine Tapferkeit auszeichnete, iſt der zweite jener außerordentlichen Propheten, welchen die Geſchichte der Indianer aufzuweiſen hat. Von Geburt ein Shawanos, würde er in jedem Zeitalter und bei jeder Nation ein großer Mann geweſen ſeyn. Als Krieger von dem vollendetſten Muthe und Gewandtheit, ausgeſtattet mit dem charakteriſtiſchen Scharfſinne ſeines Volkes, hatte ihm die Natur alle, zu großen politiſchen Entwürfen erforderliche Seelenkräfte verliehen. Sein ſcharfer Verſtand ſagte ihm ſehr früh, daß ſeine Landsleute ihre Wichtigkeit verloren hätten, und daß ſie allmählig ſich unter die Weißen ſchmiegten, die einen gebietenden Einfluß über ſie erhielten. Angeſpornt durch dieſe

Betrachtungen, und vielleicht auch durch seine natürliche Wildheit und Kriegsluſt, wurde er der erklärte Feind der Weißen und nährte den unbeugsamen Vorsatz, die stolze Unabhängigkeit seiner Landsleute wieder zu erringen, die sie seiner Ueberzeugung nach verloren hatten. Viele Jahre stand er jedem Unterdrücker derselben feindlich gegenüber, und Unerschrockenheit und Geschicklichkeit zeichneten ihn in jedem Kampfe aus, der unter seinem Banner statt fand. Als er endlich den Umfang und die Macht der vereinigten Staaten fühlte, überzeugte er sich von der Unzulänglichkeit jeder einzelnen Nation rother Menschen, die es versuchen wollten, mit ihnen zu kämpfen, und entwarf den großen Plan, alle Stämme, östlich vom Miſſiſſippi, zu Feindseligkeiten gegen die vereinigten Staaten zu vereinigen. Jetzt eröffnete sich für ihn ein Feld, würdig seines großen und unternehmenden Geistes. Er begann 1809 und zeigte in der Ausführung seines Planes unvergleichliche Geschicklichkeit, Beredtsamkeit und Muth. Er begab sich selbst zu jedem Stamme, von Michillimakinock an bis nach Georgien, und überall gelangs ihm, die Indianer für seine Absichten zu gewinnen. Er bearbeitete alle ihre Gefühle, besonders aber ihren Aberglauben, spielte zuweilen die Rolle eines Propheten und führte ein Stückchen rothes Holz bei sich, dem er gewisse mystische Eigenschaften zuschrieb. Wer es von ihm annahm, der wurde angesehen, als habe er seine Parthei ergriffen; daher haben auch alle Indianer, die feindlich gegen die vereinigten Staaten gesinnt waren, den Namen „Rothstöcke“ (Red Sticks) erhalten. Ein Unglück war es für Tecumseh, aber ein Glück für die vereinigten Staaten, daß, ehe sein Plan reif und seine Anordnungen zur allgemeinen Feindseligkeit vollendet waren, ehe er in der That einige seiner Truppenabtheilungen organisirt und in's Feld gestellt hatte, sein Bruder einen zu frühen Angriff auf die Truppen der vereinigten Staaten unter Kommando des Obersten Boyd, in dem Sommer 1811, bei Tippecanoe machte, wobei er eine gänzliche Niederlage erlitt. Dieses Unglück trübte die Aussichten des tapfern Tecumseh; seine Seele blieb unerschüttert, aber der Eifer seiner Verbündeten wurde geschwächt. Und wenn gleich viele in ihrer kriegerischen Stellung und in ihren feindseligen Absichten gegen die Weißen beharrten, so schreckte es doch manche von einem Kampfe zurück, der mit einer Niederlage angefangen hatte und alle Anstrengungen Tecumsehs vermochten nicht, die in seiner Operationslinie so zerbrochenen Glieder wieder zu ergänzen. Der von den vereinigten Staaten bald nach diesem Vorfalle gegen England erklärte Krieg öffnete den Talenten Tecumsehs neue Aussichten. Die brittische Regierung wußte seine Verdienste zu würdigen und machte ihn zum General-Brigadier in ihren Diensten. An der Spitze seiner furchtbaren Krieger gab er mehr als einmal der Wagschale des Siegs den Ausschlag gegen die Amerikaner, und Detroit, der Fluß Raisin und das Fort Miegs, waren Zeugen seiner Tapferkeit. Als 1813 General Harrison in Canada eindrang, rieth Tecumseh dem General Proctor, ihn anzugreifen. Der brittische General zog es vor, sich zurück zu ziehen; es wurde jedoch noch ein Angriff am Thamesflusse unternommen, in welchem Tecumseh seine gewohnte Geschicklichkeit entfaltete, und sein Leben für die Sache hingab, die er als die seine ergriffen hatte. Hätten die Umstände den tapfern Tecumseh besser begünstigt, so glänzte er jetzt als Befreier seines Volks, wie einst Arminius unter den Germaniern (Schmidt II. 535). Der Staat Michigan hat ihm zu Ehren eine Stadt im Canton Lenawee, auf dem Felde seiner Thaten, nach seinem Namen benannt.

Noch viele andere Häuptlinge der Indianer haben sich als Propheten ausgezeichnet, ohne jedoch in die Rolle der Gaukler oder Doctols zu fallen; keiner von ihnen hat aber die beiden oben genannten erreicht oder gar übertroffen. Ihr Ansehen hatten sie, neben ihrer Tapferkeit, größtentheils ihrem Rednertalent zu verdanken. Ihre Fähigkeiten als Redner sind zwar von vielen Reisenden bestritten und ihre Sprachen durchgängig für arm, und nicht geschickt, etwas mehr als die gemeinsten Ideen auszudrücken, ge-

halten worden, und deshalb hat man auch bis jetzt alle bekannt gemachte Proben ihres Rednertalents, ja selbst Logan's berühmte Rede, obgleich deren Aechtheit der Oberst John Gibson verbürgt, mit argwöhnischen Augen betrachtet. Heckewelder, Zeisberger, Carver, Long, Tanner und der Verfasser der Reise nach Ober-Pennsylvanien, Duponceau und viele andere Männer, die theils viele Jahre unter den Indianern lebten, theils ihre Sprachen gründlich studirten, stimmen in ihren Berichten über den Reichthum der indianischen Sprachen mit einander überein, bewundern die Kraft und den Ausdruck ihrer Reden, und ersterer behauptet sogar, daß dieselben nicht mit gleicher Kraft in eine andere Sprache übertragen werden könnten. Die Beredtsamkeit der Indianer ist einfach und natürlich; nur das sagend, was das Gefühl ihnen eingibt, sind ihre Reden eindringend und kräftig, ihre Gründe kurz und treffend und wenn es ihre Absicht ist, sowohl zu überreden als zu überzeugen, wählen sie stets den kürzesten Weg zum Herzen. Hier einige Proben indianischer Beredtsamkeit, die uns jene Männer aufbewahrt und deren Aechtheit nicht im geringsten zu bezweifeln ist. Auch ohne die vorhergehende allgemeine Schilderung der Indianer werden diese Proben uns einen hellen Blick in das innere Leben der Urbewohner des Westens werfen lassen, Jeder mit mir bedauern, daß diese Völker den europäischen Geschenken: den Blattern, dem Branntwein und allen Lastern und Sünden der Weißen unterliegen sollen!

Kapitain Pipe, ein Oberhaupt der Delawaren, hielt am 9. November 1801 zu Detroit folgende Rede an den commandirenden Offizier jenes Postens, der sich damals noch im brittischen Besitz befand, zu deren Erläuterung nur bemerkt werden muß, daß so lange die Franzosen in Canada herrschten, die Delawaren deren unerschütterliche Freunde und Verbündete waren, ihnen in ihren Kriegen gegen die Engländer beistanden und selbst nach dem 1763 erfolgten Frieden zwischen beiden Nationen, den Krieg noch mehre Jahre in der Hoffnung fortsetzten, daß ihr Vater, der König von Frankreich, eine Armee herbeischicken und Canada wieder in Besitz nehmen werde. Beim Ausbruch des Revolutionskrieges faßte die brittische Behörde den Plan, die Indianer zur Unterjochung derer zu gebrauchen, die sie aufrührerische Unterthanen nannten und setzten Belohnungen auf die eingelieferten Skalps. Die Delawaren, welche vergebens versucht hatten, neutral zu bleiben, nahmen größtentheils die Parthei der Amerikaner und nur Kapitain Pipe, mit einem Theile des Stammes „Monsey," vereinigte sich zu Anfang des Krieges mit den Engländern, was ihm zwar bald nachher, aber zu spät, gereute. Gezwungen, wider Willen gegen die Amerikaner zu fechten, verfügte er sich nach seiner Rückkehr von einer solchen Expedition zu dem brittischen Kommandanten, um Bericht zu erstatten, und wurde von diesem auf dem Rathhause in Gegenwart einer großen Anzahl Indianer, brittischer Offiziere und Anderer, mit Feierlichkeit empfangen. Kapitain Pipe bekam den Sitz vor der Reihe seiner Indianer, dem Kommandanten gegenüber. In seiner linken Hand hielt er den Skalp eines Menschen an einem kurzen Stabe befestigt. Nach einigen Minuten Nachdenkens stand er auf, und indem er sich zu dem Oberbefehlshaber wandte, begann er mit lauter Stimme: „Vater!" (Pause, nachdem er sich mit etwas leiserm Tone zu den Zuhörern wendete) „ich habe gesagt Vater, obgleich ich nicht weiß, warum ich ihn so nenne, da ich nie einen andern Vater gekannt habe, als die Franzosen, und die Engländer immer nur als Brüder betrachtete. Da indessen auch diese Benennung uns auferlegt worden ist, so will ich mich derselben bedienen und sagen: (hier heftete er seine Augen wiederum auf den Oberbefehlshaber) „Vater! vor einiger Zeit hast Du mir eine Streitaxt in die Hand gegeben, indem Du sprachst: nimm diese Waffe und versuche sie an den Häuptern meiner Feinde, den langen Messern (den Amerikanern) und berichte mir darnach, ob sie scharf und gut war. Vater! zu der Zeit, da Du mir diese Waffe gabst, hatte ich weder Ursache noch Neigung, ein Volk zu bekriegen, welches

mir nichts zu leide gethan hatte; doch aus Gehorsam gegen Dich, der Du sprichst: ich bin Dein Vater und mich Dein Kind nennst, nahm ich Deine Streitart an, wohl wissend, daß wenn ich nicht gehorchte, Du mir die nothwendigsten Lebensbedürfnisse vorenthalten würdest, ohne welche ich nicht bestehen könnte, und welche nirgend anders zu bekommen sind, als im Hause meines Vaters. Vater! Du hälst mich vielleicht für einen Thoren, daß ich mein Leben wagte auf Dein Geheiß, in einer Sache, welche mir keine Aussicht auf einigen Vortheil darbietet, denn es ist Deine Sache und nicht die meinige. Deine Angelegenheit ist es, die langen Messer zu bekämpfen, ihr habt unter euch einen Streit angefangen und ihr solltet ihn ausfechten. Ihr solltet eure Kinder, die Indianer, nicht nöthigen, sich Gefahren auszusetzen um euertwillen."

"Vater! Manches Leben ist schon dahin gerafft worden für eure Sache! Völker haben gelitten und sind geschwächt worden. Kinder haben Eltern, Brüder und Verwandte verloren, Weiber haben Männer verloren! Keiner weiß, wie viele noch umkommen werden, ehe euer Krieg zu Ende seyn wird!"

"Vater! Ich habe gesagt, Du möchtest mich vielleicht für einen Thoren halten, weil ich mich so gedankenlos auf eure Feinde stürze! Halte mich aber nicht dafür Vater! denke nicht, daß es mir an Verstande fehlt, um einzusehen, daß wiewohl ihr jetzt vorgebt, eine immerwährende Feindschaft gegen die langen Messer halten zu wollen, ihr vielleicht in Kurzem einen Frieden mit ihnen schließen dürftet. Vater! Du sagst, daß Du Deine Kinder, die Indianer, lieb habest. Du hast es ihnen oft gesagt und es ist auch Dein Vortheil, ihnen dies zu sagen, damit sie Dir zu Diensten stehen mögen. Aber, Vater, wer von uns kann glauben, daß Du ein Volk von einer andern Farbe als die Deinige, lieber haben könntest als diejenigen, die, wie Du selbst, eine weiße Haut haben? Vater! merke auf das, was ich sagen werde. Indem Du mich, Vater, gegen Deine Feinde anhetzest, so wie der Jäger seine Hunde auf das Wild anhetzet; indem ich darüber aus bin, mit der zerstörenden Waffe, die Du mir gabst, auf Deinen Feind los zu stürzen, möchte es sich zutragen, daß ich zurückblickte nach dem Orte, von welchem Du mich aufjagtest, und was werde ich sehen? Vielleicht sähe ich meinen Vater, wie er den langen Messern die Hand gibt und drückt, ja eben diese Menschen, die er jetzt seine Feinde nennt, vielleicht sähe ich dann über meine Thorheit, seinem Befehle gehorcht zu haben, lachen und doch wage ich jetzt mein Leben auf sein Geheiß! Vater! behalte, was ich gesagt habe, im Gedächtniß!"

"Nun Vater! siehe, was mit der Streitart, die Du mir gabst, ist ausgerichtet worden (er hob den Stab mit dem Skalp). Ich habe mit der Streitart gethan, was Du mir zu thun geboteſt, und fand sie scharf. Dennoch that ich nicht alles, was ich hätte thun können. Nein, ich that es nicht. Mein Herz in mir entfiel mir! Ich fühlte Mitleiden mit Deinem Feinde. Die Unschuld (Weiber und Kinder) hatte keinen Theil an euern Streitigkeiten, ich machte daher einen Unterschied, ich verschonte! Ich erbeutete einiges lebendige Fleisch (Gefangene), welches ich auf dem Wege, es Dir zu bringen, in eins von euern großen Canoes, welches ich erblickte, gelegt habe. In ein Paar Tagen wirst Du dies Fleisch bekommen und finden, daß die Haut die nämliche Farbe hat wie die Deinige. Vater! Ich hoffe, Du wirst nicht vernichten, was ich verschont habe. Du, Vater, hast die Mittel, das, was bei mir vor Mangel umkommen würde, zu erhalten. Der Krieger ist arm und seine Hütte beständig leer, Dein Haus aber, Vater, ist beständig voll!"

Könnte ein Europäer eine vortrefflichere Rede gehalten haben? Finden wir hier nicht Kühnheit, Freimüthigkeit, Würde und Menschlichkeit glücklich gemischt und beredt entfaltet? und die Fürbitte am Schluß, kurz, aber in der That ergreifend, ja

man möchte ſagen: erhaben! Groß war der Eindruck, den die Rede auf die Verſammlung machte; der edle und großmüthige Charakter des Britten, an welchen dieſelbe gehalten wurde, der nur den Befehlen ſeiner Obern gehorchte, und, ſo viel in ſeinen Kräften war, die Gräuel jenes abſcheulichen Krieges milderte, entfaltete ſich hier auf's ſchönſte; zufrieden mit dem menſchlichen Betragen des indianiſchen Häuptlings, bewies er, daß große Seelen einander ſtets verſtehen, und ſelbſt in den ſchwierigſten und prüfendſten Umſtänden Mittel finden, der Sache der Menſchlichkeit den Sieg zu verſchaffen.

Wie ergreifend iſt nicht Logans Rede, die er 1774, nachdem an der Mündung des großen Kenhawa eine Schlacht zwiſchen den vereinigten Stämmen der Shawano's und Mingo's und einen Theil der virginiſchen Miliz geliefert, und in welcher die Indianer geſchlagen, umringt und gezwungen wurden, um Frieden zu bitten, dem Gouverneur von Virginien durch Oberſt Gibſon überlieferte. Logan, deſſen Familie kurz zuvor von einem Scheuſal, dem Oberſt Creſap, mit kaltem Blute auf die grauſamſte Art ermordet wurde, hatte in dieſem Kriege den thätigſten Antheil genommen, war unwillig, unter der Zahl der Bittenden zu erſcheinen, fühlte aber, daß man den andern Indianern mißtrauen würde, wenn einer ihrer tapferſten Krieger unter den Friedenſuchern fehlte, und überſandte deshalb folgende Rede mit einem Wampum an Lord Dunmore, dem damaligen Gouverneur von Virginien.

„Ich fordere jeden weißen Mann auf, zu ſagen, ob er je Logans Hütte hungrig betrat und er reichte ihm kein Mahl, ob je einer nackend und erfroren ſich ihm nahete und er deckte ihn nicht mit wärmenden Matten und Fellen! Während des letzten langen und blutigen Krieges ſaß Logan träge in ſeiner Hütte, ein Verfechter des Friedens. So groß war meine Liebe zu den Weißen, daß meine Landsleute, wenn ſie an meinem Wigwam vorübergingen, darauf hinwieſen und riefen: Logan iſt der Freund der weißen Männer! Ja, ich war ſchon Willens, ganz mit euch zu leben, bis zu den Beleidigungen eines Mannes! Colonel Creſap mordete im letzten Frühlinge mit kaltem Blute und ohne vorherige Kriegserklärung die befreundeten Logans, ja er ſchonte ſelbſt meiner Weiber und Kinder nicht. Jetzt rollt auch nicht ein Tropfen von Logans Blut in den Adern eines lebenden Geſchöpfes. Dieſes Blut der Meinen rief um Rache und ich habe ſie geſucht; ich habe Viele getödtet: ich habe mich in Rache gebadet! Für mein Land erfreue ich mich der Strahlen des wiederkehrenden Friedens, doch gebt dem Gedanken keinen Raum, daß meine Freude die Freude der Furcht ſey. Logan fühlte niemals Furcht: niemals wird er euch ſeine Ferſen zeigen, ſein Leben zu retten. Wer iſt noch da, für Logan zu trauern? Nicht einer! ich habe geendet!“

Die intereſſanteſten Reden lieferte uns der Adoptirte der Oneida-Indianer, der Verfaſſer der Voyage dans la Haute-Pennsylvanie etc., deſſen Werk ſchätzenswerthe Beiträge zur Sittengeſchichte der Indianer enthält, und wohl verdient, der Vergeſſenheit, in welche es verſunken iſt, entriſſen zu werden. Hier nur zwei der Reden, die bei einer Hauptverſammlung der Oneida's, bei welcher acht und ſiebenzig Männer, Oberhäupter, Greiſe und Krieger zugegen waren, gehalten wurden; alle ſaßen auf den Ferſen um ein mitten im Verſammlungshauſe brennendes Feuer: die Oberhäupter und Krieger waren bemalt, ihre Arme zierten ſilberne Armbänder, ihre Häupter und Ohren bunte Federn und in ihren Naſen hingen Perlen und andere Zierrathen. Alle zogen mit vorwärts geneigtem Kopfe und an die Erde gehefteten Blicken den Rauch ihrer Pfeifen an ſich und bliesen ihn nach einer ziemlich langen Weile durch die beiden Naſenlöcher in zwei ununterbrochenen Strahlen langſam wieder weg. Ein Zeichen eines tiefen Nachdenkens über wichtige Gegenſtände! Die Verhandlungen betrafen die Einführung des Ackerbaues. Nach einer langen Stille, während welcher der Rauch der

Pfeifen mit großem Ernſte ausgehaucht ward, erhob ſich Kesketomah aus dem Dorfe Onondaga vom Stamme Maskinonge (Stör) und ſprach: „Brüder und Freunde! Unſer größtes Unglück iſt die Abnahme unſeres Blutes und die Vermehrung des Blutes der Weißen; und dennoch rauchen wir und ſchlafen jetzt, da wir ſo heruntergekommen ſind, eben ſo als da wir noch zahlreich und fruchtbar waren. Woher ſind ſie gekommen, dieſe Weißen? Wer hat ſie über den großen Salzſee geleitet? Warum verſchloſſen unſere Väter, die damals an den Ufern deſſelben wohnten, nicht den ſchönen Worten dieſer Füchſe die Ohren, die alle falſch und trügeriſch, wie der Schatten der untergehenden Sonne geweſen ſind. Von der Zeit an haben ſie ſich vermehrt wie die Ameiſen bei der Rückkehr des Frühlings. Woher das? Daher, daß ſie die Erde zu bauen wiſſen. Brüder und Freunde! dies iſt noch das Mittel, welches unſere Unfälle heilen kann; aber damit es wirke, müſſen wir alle einig ſeyn, gleich den Fingern derſelben Hand, gleich den Rudern deſſelben Canoes, ſonſt werden unſere Anſchläge, unſere Hoffnungen mit den Blaſen des Windes dahin fahren.“

„Laßt uns jagen um dieſe unſchätzbare Uebung der Geduld, der Beharrlichkeit und der Behendigkeit beizubehalten, die uns im Kriege furchtbar macht, und laßt uns endlich den Boden bauen, worauf wir geboren ſind. Laßt uns Kühe, Ochſen, Schweine und Pferde anſchaffen. Laßt uns lernen das Eiſen ſchmieden, welches die Weißen ſo mächtig macht. Dann werden wir ſie in Schrecken zu halten wiſſen. Wenn Hunger und Mangel wie ſonſt an unſere Thüren klopfen werden, werden wir mit den Mitteln verſehen ſeyn, ſie zu bändigen und zu befriedigen. Ich erinnere mich, daß Korephuuſta, älteſtes Oberhaupt der Meſſiſſangees, allemal Thränen vergoß, wenn er von Hotſchelaga (Montreal) zurückkam, und fragte man nach der Urſache, ſo antwortete er: „Siehſt Du nicht, daß die Weiſſen von Körnern, wir aber von Fleiſch leben? daß dieſes Fleiſch mehr als 30 Monden braucht, um heranzuwachſen, und oft ſelten iſt? daß jedes jener wunderbaren Körner, die ſie in die Erde ſtreuen, ihnen mehr als Hundert zurückgibt? daß das Fleiſch wovon wir leben, vier Beine zum Fortlaufen hat, wir aber deren nur zwei beſitzen, um es zu erhaſchen? daß die Körner da, wo die Weißen ſie hinſtreuen, bleiben und wachſen? daß der Winter, der für uns die Zeit unſerer mühſamen Jagden iſt, ihnen die Ruhe bringt? Darum haben ſie ſo viele Kinder und leben länger als wir. Ich ſage alſo Jedem, der mich hören will, bevor die Cedern unſeres Dorfes vor Alter werden abgeſtorben ſeyn, und die Ahornbäume des Thales aufhören werden, uns Zucker zu geben, wird das Geſchlecht der Kleinkörnerſäer das Geſchlecht der Fleiſchjäger vertilgt haben, wofern dieſe Jäger ſich nicht entſchließen, auch zu ſäen.“ Die Worte des Korephuuſta ſind ſchon unter den Völkerſchaften Pequid, Natik, Narraganſet und manchen andern wahr geworden. Gehet hin, die Plätze zu ſehen, welche ſie bewohnten. Ihr werdet da kein Leben aus ihrem Blute mehr finden, nicht einmal die geringſten Spuren ihrer Dörfer, wo ſonſt Alles Freiheit und Leben verkündigte. Die Wohnungen der Weißen ſind an ihre Stellen getreten; ſie ackern mit ihren Pflügen die Oerter um, wo die Gebeine ihrer Vorfahren ruhten. Wollt ihr noch jetzt die Erde nicht bauen, ſo macht euch gefaßt das nämliche Schickſal zu erfahren. Ach, warum habe ich nicht die Flügel des Adlers! Ich wollte mich ſo hoch als unſere Berge emporſchwingen, und dann ſollten meine Worte vom Winde getragen, bei allen Völkerſchaften erſchallen, die unter unſerer Sonne wohnen! Warum kann der Glanz der Wahrheit nicht in eure Herzen dringen, wie das Eiſen dieſes Tomahawks in den Körper meines Feindes? Dann würdet ihr nie vergeſſen, was ich euch noch zu ſagen habe. Ihr ſeyd verloren tapfere Oneidas! wenn ihr forthin nichts als Jäger ſeyn wollt. Die heutige Sonne iſt nicht mehr die geſtrige; ihr ſeyd verloren, wofern ihr nicht die Stimme der alten Gewohnheit erſtickt, um eure Ohren dem Rufe der gebieteriſchen Nothwendigkeit zu öffen. Freunde und Brüder! wie iſt's

möglich dieſe Nothwendigkeit nicht zu vernehmen, da ſie doch ſo laut ſpricht, wie der Donner! Dies ſpricht ſie zu euch durch meinen Mund: eine Flinte iſt gut, ein Pflug aber noch beſſer; ein Tomahawk iſt gut, aber eine Axt mit einem guten Stiele noch beſſer; ein Wigwam iſt gut, aber ein Haus und eine Scheune ſind noch beſſer!"

„Die Weißen nähern ſich unſern Gränzen und bedrohen uns, gleich den fernen Wellen des Sees, die ſich am Ufer brechen. Schon ſind die Bienen, ihre Vorläufer, zu uns gekommen. Wollt ihr ihnen widerſtehen, ſo fügt zu den Produkten der Jagd die Produkte der Erde, zu der Milch eurer Weiber die Milch der Kühe. Iſt wohl unter der Sonne ein fruchtbarerer Boden, als der unſrige? Nein! die Weißen wiſſen das wohl. Haben wir nicht die weiße und rothe Ceder, Eſchen und ſchwarze Birken im Ueberfluſſe, um Canoes daraus zu machen? Steigt nicht der Lachs von Cataraqui bis in unſern See herauf? Laßt uns für unſere Pelze Aexte und Eiſen kaufen, oder vielmehr, laßt uns lernen, es zu ſchmieden. Ach, hätten wir es gekannt, dieſes Eiſen, worauf wir doch traten, dann wären wir nicht bis zu dieſer Sprache herabgekommen! Wir hätten ſie zurückgeſchickt unter ihre Sonne, die, wie man ſagt, untergeht, wenn die unſrige aufgeht! Laßt uns Verordnungen über unſern Handel machen; laßt uns jenen Waſſern der Raſerei und des Todes den Eingang in unſere Dörfer verbieten. Aus dieſer Quelle ſind unſere größten Unfälle gefloſſen; durch dieſes Gift haben ſie uns toll und ſchlecht gemacht und ſo viele Ländereien abgenommen; mit dieſem ſo wohl bekannten Fallſtricke haben dieſe Füchſe vom Aufgange, uns ſo viele Jahre hindurch hintergangen und verführt und ſo viele Jäger aufgerieben. Laßt uns die Grenzen unſeres Landes feſtſetzen; laßt uns in Frieden mit ihnen leben; aber auch unſere Rechte mit Gefahr unſeres Lebens vertheidigen. Was iſt das Blut, das Leben eines Kriegers, wenn er durch ſeine Aufopferung das Leben ſeines Weibes, ſeiner Kinder, die Unabhängigkeit ſeines Dorfes, ſeines Stammes, ſeines Volkes ſicher ſtellt, die ihm eben das iſt, was die Sonne den Bäumen und Pflanzen? — Doch ich halte ein; vielleicht finden ſich unter unſern jungen Kriegern manche, die mir den Mund zu ſchließen wünſchen, weil ſie meine Worte nicht billigen!"

Kaum waren dieſe letzten Worte aus Keskétomah's Munde gegangen, als Kuhaſſen, aus dem Dorfe Wawaſſing, vom Stamme Mauhingon (Wolf), ſeinen Deckmantel fallen ließ, und, mit dem Ausdrucke der Keckheit im Geſichte und dem Tomahawk in der Hand, aufſtand und ſprach:

„Ja wohl iſt deren hier eine große Menge! Wenn ich nicht früher geredet habe, ſo geſchah es, weil ich das Alter ehre, nicht aber aus Mangel an guten und ſtarken Gedanken!" Er durchlief darauf mit funkelnden Augen die ganze Verſammlung und fuhr folgendermaßen fort: „Der mächtige mohawkiſche Bund, zu welchem unſere Nation gehörte, bezwang mehre an der See wohnende Stämme, lange vor der Ankunft der Weißen, und jagte nachher denen in Hotſchelaga (Montreal) und Corlear (den Holländern) Schrecken ein. Indeſſen lebten unſere Krieger gut, ohne die Erde, gleich den Weibern, umzukratzen; warum thun wir dies nicht auch noch? Das Wildpret fehlt nur dem Feigen und Trägen. Kann man tapfer, entſchloſſen und ſorglos ſeyn, wenn man Land hat, welches Mais hervorbringt, wenn man Kühe und Pferde hat? Nein! man hängt zu feſt am Leben, um ſeinen Verluſt auf's Spiel zu ſetzen. Und kommt nun ein Krieg uns über den Hals, wie kann man ſich da theilen? Kann man zur nämlichen Zeit in den Wäldern ſeyn, den Tomahawk zu führen, und auf den Feldern, den Pflug zu leiten? Die Ackerbauer bringen zu viel Zeit auf der Bärenhaut ihrer Weiber zu; wer ſeinen Feind ſtark und hart treffen will, muß ſeinen Wigwam lange Zeit mit dem Rücken angeſehen haben. Wenn wir wie die Weißen leben, werden wir aufhören zu ſeyn, was wir ſind, die Kinder unſeres großen Geiſtes der uns zu Jägern und Kriegern gemacht hat. Wir werden denken und handeln, wie ſie, und wie

ſie werden wir Lügner, Betrüger, Sklaven und abhängig von dem Boden werden den wir bebauen, und angekettet durch Gebote, regiert durch Papiere und Schriften voller Lügen. Und ſind denn dieſe Weißen mit ihren Feldern, Kühen und Pferden glücklicher? Leben ſie länger als wir? Können ſie auf dem Schnee oder unter einem Baume ſchlafen, wie wir? Das können ſie nicht; ſie haben ſo mancherlei zu verlieren, daß ihr Geiſt aus Unruhe wacht! Können ſie das Leben verachten, leiden und ſterben, wie wir, ohne Klagen und Jammern? Das können ſie nicht; ſie ſind durch zu viele Bande daran geknüpft. Was hilft ihnen denn das Geld, wofür ſie ſo viel arbeiten? Reiche und Arme zu machen, das Verbrechen unter ſie einzuführen, nebſt der Eiferſucht und dem heimlichen Grolle. Werden wir Landbauer, dann werden wir alſo in unſere Dörfer Richter rufen müſſen, um uns zu quälen; Gefängniſſe mit hohen Mauern errichten müſſen, um uns einzuſperren, und Ketten ſchmieden müſſen, um uns feſtzuhalten. Werden wir dann noch kühn, tapfer, voll Muthes, uneingedenk des Vergangenen, zufrieden mit dem Gegenwärtigen, wenig beſorgt um das Künftige ſeyn? Mit nichten! Die Gaſtfreundſchaft wird gehen, ich weiß nicht wohin, und nicht mehr zu uns zurückkehren; denn da Jeder auf Koſten der Andern zuſammenſcharren will, ſo bleibt ihm nichts, ſeinem Nachbar zu geben, der ſein Freund nicht mehr ſeyn wird. Gleich den Weißen werden wir alles, was man uns heißen wird, für Geld thun; wir werden keinen Willen mehr haben. Was iſt aber ein Menſch, der nicht mehr hier oder dorthin gehen, rauchen, ſchlafen oder ruhen kann? Die Reichſten werden die Armen beherrſchen wollen; und was werden ſie dann thun, dieſe Aermern? Werden ſie nicht Sklaven werden und für die arbeiten müſſen, die von Fett glänzen? Wird dann alſo wohl mehr die Stärke, der Muth, die Geſchicklichkeit und die Geduld über den Ruf eines Menſchen entſcheiden? O nein! Das Geld und der volle Keſſel werden es thun! Ein Krieger, in deſſen Adern das Blut eines wahren Oneida rollt, könnte wohl der je, weil das Unglück an ſeine Thüre geklopft hätte, einem reichen Manne dienen? Nein! eben ſo wenig, als der Adler der Gebirge dem furchtſamen und feigen Fiſchadler; ſo wenig, als der kühne Geier der furchtſamen Holztaube dienen wird! Statt ſich zu biegen, wie das Rohr des Ufers, würde er widerſtehen, wie die Eiche der Gebirge, oder wie die Bienen in den großen Wäldern Unabhängigkeit und Freiheit ſuchen. Sollte ich je meinen Willen verlieren und genöthigt werden, einem Andern zu gehorchen, weil er reicher iſt; dann will ich ihn zu Boden hacken, ihm ſeine Herrſchaft entreißen und vorher ſein Haus anzünden; denn wer mich verachtet, der iſt mein Feind. Ich will die Flüſſe von Weſten hinabfahren und den Häuptern der Völker des Miſſiſippi ſagen, daß die Oneidas, gleich den Weißen, bärtig, Erdenwühler und elende Tagelöhner geworden ſind. Ja, bevor ich mich den Befehlen eines Herren unterwerfe und ein kläglicher Lohndiener werde, will ich hin zu meinen tapfern Vorfahren gehen. Was iſt denn der Tod, wovor die Feigen ſo ſehr erſchrecken? Dem Jäger iſt er der Tag der Ruhe, das Ende aller ſeiner Bedürfniſſe; dem Krieger der Tag des ewigen Friedens; den Unglücklichen das letzte Ende ihres Elendes, das Vertrauen und der Troſt aller Leidenden, der Zufluchtsort, an welchem man der Unterdrückung und der Tyrannei trotzen kann.“

„Und unſre Weiber und Kinder! was wird aus dieſen mit ihren Korn- und Maisfeldern werden? Welche Beiſpiele von Geduld und Muth werden ſie in dieſem neuen Stande vor Augen haben? Von ihrer Kindheit an mit Arbeit der Hände beſchäftigt, werden ſie da je lernen können, den Hunger, den Durſt, das Unglück, den Tod zu ertragen? Wer wird ſie lehren, den Zahn und den Keſſel ihrer Feinde nicht zu fürchten, zu ſterben, wie tapfere Männer unter Abſingung ihrer Kriegslieder? Schauet einmal die Völker, welche aufgehört haben, zu jagen, um ſich nach der Erde zu bücken! Was iſt aus ihnen geworden, ſeitdem ſie Kühe und Pferde haben und den Gott der

Weißen anrufen? Die Weißen und ihr Gott verachten ſie und reichen ihnen die Hand nicht. Ihre Anzahl nimmt täglich ab. Böten dieſe Menſchen mir ihre Pfeifen zum Rauchen an, ſtolz würde ich ſagen: Nein! nein! laßt uns bleiben, was wir immer waren, gute Jäger, tapfere Krieger. — Ich hoffe, meine Meinung wird die vom größten Theile meiner Zuhörer ſeyn, deren Blut noch nicht vom Schnee des Winters geweißt oder von dem Eiſe des Alters erſtarrt iſt! — Ich habe geſprochen!"

Auf dieſe mit vielem Feuer vorgetragene Rede folgte eine ſehr lange Stille. Endlich ſtand Kesketomah wieder auf, nachdem er ruhig den Rauch ſeiner Pfeife durch die Naſe geblaſen hatte, und ſprach zum zweitenmale:

„Tapfere, aber unbeſonnene Jugend! in deren Gedächtniß heute iſt, wie geſtern, und morgen ſeyn wird, wie heute; bei der die Monden und Ereigniſſe keine Spuren zurücklaſſen, ſo wenig, als der Pfeil, der die Lüfte durchſchneidet, worin der Sperber ſeinen Raub verfolgt; deren Gedanken den unfruchtbaren Blumen gleichen; die ihr der Erfahrung die Thüre verſchließt, ſtatt ſie zu eurem Feuer einzuladen; ihr werdet alſo nicht gewahr, daß die Dinge ſeit den alten Zeiten ſich ſehr geändert haben, von welchen Kuhaſſen eben geredet hat, und daß auch wir uns ändern oder umkommen müſſen. Was wolltet ihr thun, wenn die Waſſer unſeres Sees überträten? Statt unſere Wigwams anderswo aufzuſtellen, wie unſere jungen Leute thun würden, wollte ich rathen, einen Damm zu ihrer Abhaltung aufzuführen und dadurch das ganze Dorf zu beſchützen. Gerade ſo verhält es ſich mit uns. Die Weißen bedrohen uns und überſchreiten die Gränzen, welche unſere Vorfahren ihnen geſetzt hatten. Laßt uns alſo einen Damm machen, bevor der Strom uns fortreißt, uns, unſere Weiber und Kinder. Durch ihre Zahl, ihr Korn und ihren Mais ſind ſie ſtark und verwegen geworden; durch die nämlichen Mittel müſſen auch wir ſtark und verwegen werden. Laßt uns die Wälder, unſer erſtes Vaterland, unſer altes Erbtheil ehren; laßt uns den Böden bauen, der die Zahl unſerer Leute vermehren ſoll. Da Jeder ſo viel Land haben kann, als er will, ſo wird jene ſchimpfliche Ungleichheit, wovon Kuhaſſen ſprach, unbekannt bleiben. Die Richter, die Ketten, die Gefängniſſe ſind den ſchlechten Menſchen beſtimmt, und deren gibt es unter uns nicht."

„Diejenigen unter uns, die blind genug ſeyn werden, um lieber zu wollen, daß die Oneidas von der Oberfläche der Erde verſchwinden, als daß ſie durch den Ackerbau erblühen und ſich vermehren, dieſe, ſage ich, mögen zu den Cayugas, Tuscaroras und Senecas gehen und ihre Wigwams auf fremdem Boden aufſchlagen, einem Boden, den ſie nicht lange beſitzen werden. Diejenigen hingegen, welche das Schickſal ſo vieler, ehemals an Macht uns gleichen Völker, die jetzt vernichtet ſind, in Schrecken ſetzt, werden mit Herz und Geiſt ſich an die Meinung der Alten anſchließen, welche auch die Meinung einer großen Anzahl unſerer Tapfern iſt, und vom morgenden Tage an aus allen Kräften jene große Neuerung beginnen, von welcher unſer Heil und ſogar unſer Daſeyn abhängt. — Ich hoffe, daß die Wahrheit meiner Worte erleuchtet hat, wie die Sonne die Oberfläche des Sees. — Ich habe das beantwortet, was der gute Geiſt dem Kuhaſſen eingegeben hatte; er gibt auch mir ein, nichts auf das zu erwiedern, was der Zorn auf ſeine Zunge gelegt hatte. — Ich habe geſprochen!"

Wie zartfühlend die Indianer ſeyn können, wie wenig ſie den Namen „Barbaren" verdienen, beweiſen andere Reden, von denen wir nur noch die folgende dem Werke des adoptirten Oneidas entnehmen, die bei Gelegenheit einer Verſammlung der Aelteſten gehalten wurde und zum Zweck hatte, Betrübte zu tröſten, denen der Tod Glieder ihrer Familien entriſſen hatte. Die Trauerfälle wurden durch befreundete Mitglieder des Stammes in ergreifenden Reden, eine nach der andern vorgetragen; ſchweigend, auf ihren Ferſen ſitzend, hörten Alle, ſcheinbar theilnehmend, aber mit

der gespanntesten Aufmerksamkeit zu. Der blinde Kanajoharry, ältester Satschem des Stammes Skenonton (Reh) stand hierauf auf und sprach:

„Wo sind die Betrübten? Mögen sie herankommen! Kann ich sie gleich nicht sehen, so will ich sie doch betasten! Sie werden mich besser hören, weil meine geschwächte Stimme nur noch dem sterbenden Wiederhalle gleicht. Wo sind die Hände? Hier sind zwei, die ich nicht kenne; diese erinnere ich mich vor vielen Monden zum erstenmale gedrückt zu haben. Ja, Du bist es, Wekasch, den ich anfasse! Das Unglück hat Dich verfolgt und ertappt; der gute Geist hat Dir den Rücken gewendet. Dein Weib Temiskaming ist vom großen Wasserfalle in den Abgrund gestürzt. Ich beklage ihren Verlust eben so sehr, als Du. War sie nicht aus der Famlie der Arianscheer? Sie ist von hinnen gegangen, ehe sie Dein Blut vervielfältigt hat, aus welchem seit langer Zeit tapfere Krieger entsprossen sind. Wir kommen hierher, wie jene durch Gießbäche entwurzelten Bäume, die unsere Flüsse daher führen; des Morgens erblickt man sie, des Abends sieht man sie nicht mehr, der Strom hat sie mit sich genommen. Die Zeit und die Monden nehmen auch uns mit sich dahin. Wir werden auch nur geboren, um zu sterben; wir kommen nur, um wieder von hinnen zu gehen; heute oder morgen, das würde einerlei seyn, hätte man uns im Dorfe nicht nöthig. Du, den ich so geduldig im Unglück gesehen habe, und so wenig um die Zukunft besorgt, die Du vielleicht nicht erblicken wirst, sey das noch jetzt, bis der gute Geist Deine erste Temiskaming Deinem Andenken entzieht und Dir eine andere giebt. Ich weiß, wo man sie finden kann; alt und blind, wie ich bin, will ich an dem Tage, wo Du sie zu Dir nehmen wirst, Dein Feuer anzünden und Deinen Kessel füllen."

„Auch Du, Muskanehong, gib mir Deine Hand! So jung den Vater Deiner Kinder, den Beschirmer Deiner Nächte, den Herd Deines Feuers, die Stütze Deines Wigwams durch den Hauch des Unglückswindes zu verlieren! Ich beklage Dich als wärst Du von meinem Blute, und bejammere den Verlust Mondajewots, als wäre er mein Freund gewesen. Weißt Du nicht, daß das Leben jenem Flusse gleicht, in welchem man mehr Fälle und reißende Stellen als stille schiffbare Straßen findet? Wie viele Widerwärtigkeiten und Schiffbrüche muß man nicht aushalten, bis man zum Tragplatze kommt? Wie klein ist oft die Zahl derer, die, nachdem sie ihre Morgensonne begrüßt haben, noch die letzten Strahlen des Abends erblicken? Auch ich, Muskanehong, der ich zu Dir spreche, habe Niemand mehr von meinem Blute, mein Feuer zu unterhalten. Die Wolken des Lebens fingen an schwer auf mein Haupt zu drücken, das Alter magerte mich aus, als Matsche-Mannitto meine Kinder mit seinem großen Pfeile traf, mit ihnen ist die Hoffnung, die Freude und die Ruhe meines hinfälligen Alters verschwunden. Eilfmal hat der Schnee des Winters die Erde in Weiß gekleidet, seitdem ihre Hände meine Schritte nicht mehr durch die Finsterniß geleitet haben, die mich umhüllt. Von dieser Zeit an setzten sich die Vögel der Nacht, die meine Schwäche kennen, auf mein Dach. Aber dennoch lebe ich noch, obgleich gekrümmt wie eine alte Eiche, die nur noch ein schwaches Rohr vor dem Sausen des Nordwestwindes ist. Und Mondajewot, der unermüdete Jäger, der Beschützer der Schwachen im Augenblicke der Gefahr, der zu uns sprach: der Tod ist nichts in den Augen des Tapfern, er versteckt sich hinter ihm und deswegen sieht er ihn nicht, mitten in seinem Laufe voll Kraft und Stärke hat er uns verlassen, um ins Land unserer Vorfahren zu gehen. Warum nimmt uns der böse Mannitto sobald den belebenden Geist, den der gute gegeben hatte? Warum wird das Maaß unserer Tage fast nie voll, und warum ist das des Glückes fast immer leer? Was ist zu thun, Muskanehong? Man muß das Haupt beugen, wie wenn es schneit oder friert, sich an einen Baum drücken, bis der Sturm vorüber ist. Wirft er aber in seiner Wuth auch diese letzte Zuflucht zu Boden, dann muß man die Augen verschließen und dem blinden Geschicke sich überlassen. Möge

der gute Geiſt die Pfade Deines noch übrigen Lebens reinigen, die Tage ohne Wolken geben und Nächte ohne böſe Träume!"

„Komm auch Du, Kahawabaſch, näher! rauche aus meiner Pfeife! Es iſt die Pfeife eines Greiſes, der blind geworden iſt, weil er zu lange lebte, und der tauſendmal öfter als Du gegen das Toben der Stürme und gegen die Schläge des Geſchickes ſeine Stirne gerunzelt hat. Du haſt Dein Weib Nezalanga verloren. Die Erzählung dieſes Unglücks hat mein Blut in Eis verwandelt, wie der Nordweſt des Winters, wenn er auf meine Bruſt weht. Du haſt wohl gethan, den Ort zu verlaſſen, wo der böſe Geiſt einen ſo ſchädlichen Wind losgelaſſen hat. Rufe den Muth hinzu! Kömmt er heute nicht, ſo rufe ihn morgen wieder. Bald wirſt Du ihn erſcheinen ſehen, denn er liebt die Jugend. Unſere Satſchems beſchäftigen ſich mit Dir, und wünſchen Dich zu tröſten."

„Auch Du, Tienaderhah, Theilnehmerin meines Blutes, die Du die erſte Frucht Deines Leibes verloren haſt, läſſeſt Dein Haupt vor Schmerzen ſinken; Dein Angeſicht iſt von den Wolken der Traurigkeit bedeckt; die ſtillen Thränen des Unglücks entſtürzen Deinen Augen. Weine, Tienaderhah, weine! Können gleich meine erloſchenen Augen ſie nicht mehr fließen ſehen, ſo können doch meine Ohren noch Deine Seufzer hören, kann noch mein Herz an deren Bitterkeit Theil nehmen. Oft glaubſt Du, wie Du ſagſt, getäuſcht von den Träumen der Nacht, das Kind Deiner Jugend wieder zu ſehen und an Dein Herz zu drücken. Eben ſo glaubſt Du, wenn Du an den Tagen des Vollmonds an dem Orte ſeiner Ruhe Thränen vergießeſt, nebſt einigen Tropfen Deiner Milch, ſeine klagenden Töne mit Schauder und Hoffnung zu vernehmen. Arme Tienaderhah! das ſind nur Laute des Windes, der durch die Aeſte der nächſten Bäume führt. So iſt gerade das Leben die Gaukelei eines Traumes, ein Geſpenſt von Glück, welches der Anbruch des Tages verſcheucht; ein Lichtſtrahl, ſtets von Wolken verdunkelt; ein Feuer, welches angezündet wird, man weiß nicht wie; welches zunimmt, leuchtet und ſich mit Aſche bedeckt oder erliſcht, je nachdem es der Luftzug will, der es belebt, oder die Winde, die es anblaſen, oder die Stürme, die es zerſtreuen. Sey eingedenk, daß Du das Weib eines Oneida biſt, der Krieger und Jäger iſt. Was würde Venango ſagen, wenn er Dich ſo betrübt ſähe? Deine Sonne ſteht noch hoch; die Zeit Deiner Jugend iſt noch nicht verfloſſen; und dann wird doch zuletzt die alte Zeit, die immer geht ohne je anzulangen, Dich bei der Hand faſſen und Dich tröſten, bis Du wieder Mutter geworden, allmählig diejenige vergißt, die nicht mehr iſt, um Dich nur mit derjenigen zu beſchäftigen, die, wie die vorige, der Schatten und die Freude Deines Lebens werden wird! Ich habe geſprochen!"

Wie zart iſt nicht die Anrede des Ottowa-Häuptlings Makawitta, deren Aechtheit der amerikaniſche General Brown und ſein Gefolge beſtätigen (ſ. Zeitſchrift: Amerika, 1820, No. 72): Vor einigen Jahren befand ſich derſelbe an Bord eines Dampfſchiffes, das von Mackinaw auf der Rückreiſe begriffen war. Dem einſtimmigen Zeugniſſe aller Anweſenden zufolge war Makawitta der vollkommenſte Mann, den ſie je geſehen hatten. Er war jung, nicht über zwanzig Jahr alt und etwas über Mittelgröße. Seine Geſtalt und Geſichtszüge waren rein griechiſch und in allen ſeinen Bewegungen lag eine unbeſchreibliche Anmuth und Würde. Er hatte die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen und eines der an Bord ſich befindenden Frauenzimmer nahm in einer ſcherzhaften Laune einen Ring von ihrem Finger und ſteckte ihn an den ſeinigen. Makawitta wußte nicht, was er davon denken ſollte, bis ihm ein Herr, der ſeine Sprache redete, zu verſtehen gab, daß es ein Zeichen der Zuneigung wäre. Er nahm darauf eine zierliche Stellung an und redete das Frauenzimmer augenblicklich alſo an:

„Du haſt mir die beſte Gabe gegeben, dieſen Ring, das Sinnbild der Liebe, einer Liebe, die dauert, ſo lange der große Geiſt lebt. Mein Herz iſt gerührt, es iſt Dein für immer. Ich will dieſen Ring aufbewahren ſo lange ich lebe, ich will ihn mit mir

nehmen über das mächtige Waſſer ins Land der guten Geiſter. Ich bin glücklich, mit Dir auf dieſem wunderbaren Canoe zu ſeyn, bewegt von dem großen Geiſte und geführt von dem dicken Fiſche der großen Tiefe. Ich wünſche mit Dir zu ſeyn, bis ich dahin gehe, wohin meine Väter gegangen ſind. Nimm den Ring zurück und gieb mir das, was ich höher ſchätze, Dich ſelbſt!"

Bei allen Gelegenheiten, wo öffentliche Reden gehalten werden, iſt die Sprache der Indianer kräftig und die Art ihres Ausdrucks emphatiſch. Ihre Rede iſt ſtets mit Bildern, Vergleichungen und ſtarken Metaphern verziert, und dieſe ſind für ihre Geſpräche, was Federn und Korallen für ihren Leib ſind, eine prunkende, aber doch poetiſche Zierde. Heldenlieder, die von den Thaten ihrer braven Männer handeln, findet man faſt unter allen Stämmen, ſelbſt des fernſten Weſten, die fleißig von ihnen geſungen aber nur im Gedächtniß aufbewahrt werden. Einer lernt ſie vom Andern, und wer Gabe zum Dichten hat, macht neue dazu. (Loskiel I. 39). Hier nur eins zur Probe: das Kriegslied der Oſages.

Sagt, Krieger, warum, wenn Kriegslieder erſchallen,
Und von jeder Zunge ertönen,
Gedanken des Todes ſich nahen?
Warum wir das Loos aller Sterblichen beweinen,
Warum wir befürchten, ſelbſt zu fallen,
Verfolgend oder verfolgt?

Bezweifelt nicht die Sorgfalt eures Wanapaſcha *)
Euch zu führen in den Kampf, und zu entdecken
Die Schlupfwinkel des Feindes:
Allein wird er den Angriff wagen,
Zurücktreiben den ſchlauen Feind,
Oder ihn erſchlagen auf dem Felde.

Wenn mit vereinter Kraft wir ausziehen,
Kann keine Nation uns widerſtehen,
Oder unſere kühne Laufbahn hemmen;
Denn kennten ſie meinen kriegeriſchen Ruhm,
Den Schrecken meiner Geſtalt und meines Namens,
Sie würden zittern oder ſterben vor Furcht.

Die Sprachen der Indianer Nord-Amerika's, zu deren Erforſchung in den letzten zwanzig Jahren von Heckewelder, Duponceau, Schoolcraft und Andern ſehr viel geleiſtet wurde, welchen Adelung und Vater zwei Bände ihres vortrefflichen Werkes: Mithridates oder allgemeine Sprachenkunde ꝛc. Berlin 1806 — 1817 widmeten, die alle bis dahin bekannte Sprachen und Dialekte in Nord- und Süd-Amerika enthalten, und für welche ſeit den früheſten Zeiten Gelehrte, Miſſionare und Reiſende, wie Egede, Cranz, Barthelinus, Thorhalleſen, Roß, Franklin, Smith, La Hontan, Carver, Vater Sagard, Zeisberger, Coldon, Johnſon, Long, Tanner, Barton, Charlevoix, Winterbotham, Adair, Duvallon, Edwards und noch viele Andere, Wörterſammlungen, Wörterbücher und Sprachlehren zuſammentrugen und ausarbeiteten, laſſen ſich, da noch kein Gelehrter bis jetzt eine vergleichende Zuſammenſtellung aller indianiſchen Sprachen unternommen, und wir die mühſamen Arbeiten Wilhelm von Humboldts noch zu erwarten haben, noch nicht in eine beſtimmte Zahl von Hauptſprachen ſcheiden, und für die auf dem Feſtlande von Nord-Amerika verbreiteten Indianer, die mit den Europäern in Verbindung ſtehen, namentlich aber die, deren Stammländereien das gegenwärtige Gebiet der Union und die engliſchen und däniſchen Beſitzungen umfaſſen, iſt noch jetzt Heckewelders Eintheilung in vier Hauptſprachen. Die Karalit-,

*) Anführer der Oſages. Archaeologia americana, Vol. I. p. 315.

Irokesen-, Lenni-Lenape- und Florida-Sprache, die richtigste, da fast alle Stammwörter der verbreitetsten indianischen Sprachen Nord-Amerika's, oder genauer, des oben angeführten Terrains auf eine der drei erstgenannten Sprachen zurückgeführt werden können. Die Benennung der letzten, der Florida-Sprache hingegen ist zu sehr ins allgemeine gefaßt und dürfte wohl mehre Sprachen begreifen, von denen die der Natchez und Mobilians und die karibäische Sprache, die auch auf der Nordküste Süd-Amerika's gesprochen wird, die Hauptsprachen seyn dürften. Die Sprache der Apalachen, der großen Völkerschaft, welche früher die gleichnamigen Gebirge bewohnte, die sich von Louisiana bis hinauf nach Neu-England erstrecken, wäre aber von der Floridasprache zu trennen und der Lenapesprache beizufügen, da wir schon in den Namen Apalachen die Lenape oder Wapanachki wieder erkennen, deren Namen die Franzosen im Süden eben so leicht in Apalaches umgestaltet haben, wie im Norden in den Namen Abenakis. Die Karalit-Sprache wird von den Grönländern, den Eskimos, auf dem festen Lande und der Küste von Labrador gesprochen. Die Formen und Grundregeln derselben wurden zuerst durch die Grammatik und das Wörterbuch des ehrwürdigen Egede bekannt, von andern, größtentheils aber von Missionären der Brüder-Gemeinde, mehr erläutert und fleißiger studirt. In Grönland fangen die vielbefassenden Wortformen an, welche die Sprachen auf dem Continente von Amerika, so weit sie bekannt sind, eigenthümlich auszeichnen. Die Irokesische Sprache wird, nach Heckewelder, von den Mengwe oder den sechs Nationen, den Wyandots oder Huronen, den Nadowessiern, den Assinipoetuk (Assiniboils, Assinipoils der Franzosen) oder Sioux, von den Osages und mehren andern Stämmen zwischen dem Mississippi und den Chippewan- oder Felsengebirgen in mehren Mundarten gesprochen, und ist verbreiteter als man früher vermuthete. La Hontan begreift diese Mundarten unter dem Namen der Huronen-Sprache, irrt sich aber eben so wie Carver, wenn dieser die Sprache der Nadowessier als eine von der Irokesischen Sprache verschiedene darstellt. Man darf nur die Wörterbücher beider Idiome vergleichen, von denen Zeisberger eins über die irokesische, der Vater Sagard über die Huronen-Sprache hinterlassen hat, um die große Aehnlichkeit, die sie mit einander haben, zu bemerken. Die Lenape-, Ojibwai oder Chippewa-Sprache scheint am weitesten in Nord-Amerika verbreitet zu seyn; alle Völker, die früher den Osten der Union bewohnten, jetzt aber jenseits des Mississippi herumirren, und alle, die den weitläuftigen Landstrich bewohnen, der sich von der Küste von Labrador bis zur Mündung des Albanyflusses in die Hudsonsbay und von dort bis an den Waldsee (Lake of the Wood), der nordwestlichsten Grenze der vereinigten Staaten zieht, mit Ausnahme der Völker irokesischer Abkunft, sprechen dieselbe. Die weiter nordwestlich im Gebiet der Hudsons-Bay-Compagnie lebenden Schwarzfluß-, die Sussee- und Schlangen-Indianer sollen eine von der irokesischen und lenapeschen verschiedene Sprache reden, die dürftigen Wörtersammlungen aber, welche Mackenzie, Umfreville und andere Reisende gegeben haben, sind nicht ausreichend, um mit Zuverläßigkeit über jene Idiome urtheilen zu können. Jenseits der Grenzen von Canada finden sich wenig Irokesen, außer den Ueberresten von denen, die ehemals in der Nachbarschaft der großen Seen in den nördlichen Distrikten des jetzigen Staates New-York ansäßig waren. Im östlichen Michigan finden sich jetzt auch nur wenige Wyandots, alle andere Indianer aber bis zum Mississippi gehören zum Stamme der Lenape und reden die Mundarten dieser Sprache. Im Innern des Landes finden sich überall Lenapes und die mit ihnen verwandten Stämme. Die Miamis oder Twightwees, die Polowatomis, die Messissangees, die Kickapoos, alles Indianer, die jetzt westlich des Mississippi leben, früher aber das Land diesseits dieses großen Flusses und an den großen Seen inne hatten, und von denen noch immer kleine Ueberreste das Land ihrer Väter bewohnen, sind nach den Mundarten, die sie

reden, ebenfalls Lenapeſchen Urſprungs. Die Shawanos, welche ehedem am Savannafluß in Georgien lebten, jetzt aber den ſüdlichen Theil des Miſſouri-Staates inne haben, ſprechen ebenfalls eine Lenapeſche Mundart, und ſelbſt der Theil von ihnen, der im Lande blieb und ſich mit den Creeks vereinigte, hat dieſe Sprache noch beibehalten. Zur Zeit der Ankunft der Europäer hatten die Lenape die ganze Küſte vom nördlichſten Ende Neu-Schottlands bis zum Roanoke im Beſitz, weshalb ſie auch Wapanachki oder Abenakis, d. h. „Männer des Aufgangs“ hießen. La Hontan giebt in ſeinem Werke ein Verzeichniß der Indianerſtämme im alten Acadia (dem jetzigen Neu-Schottland), welche ſämmtlich Mundarten der Abenaki-Sprache, oder wie er es nennt, der Algonquin-Sprache redeten. Es waren die Abenakis, Micmacs, Canibas, Mahingans (Mohicans), Openangos, Soccokis, die Souriquois, Etchemins und Algonquins; von letztern, ſchon damals ein unbedeutender kaum 200 Seelen zählender Stamm, leitete La Hontan irrthümlicher Weiſe den Namen der Sprache ab, obgleich noch bis zum heutigen Tag alle die verſchiedenen Stämme der Lenni Lenape, den Namen Wapanachki oder Abenaki, als ihnen gemeinſchaftlich gehörend, anerkennen. Die alten Bewohner der jetzigen Staaten Maryland, Virginien und Nord-Carolina ſcheinen, nach den nur unvollſtändig auf uns gekommenen Sprachproben zu urtheilen, ebenfalls dieſem Stammvolke angehört zu haben; von den Nanticokes wenigſtens, von denen noch zwei vollſtändige Wörterbücher im Beſitz der „hiſtoriſchen Geſellſchaft in Boſton“ ſich befinden, iſt es erwieſen, daß ſie aufs genaueſte mit den Lenape verbunden waren und zu denen gehörten, welche ſie Großvater nannten. Die Kanai oder Kanhawas, die ihren Namen einem Grenzfluß Virginiens, der ſich in den Ohio ergießt, gegeben haben, gehören ebenfalls zu jenem Stamm, und alle indianiſche Benennungen der Flüſſe, Gebirge und Ortſchaften, die wir noch heute auf der Karte der vereinigten Staaten finden, zeigen ſich durchgängig als von der Lenape-Sprache abgeleitet. Auch Vater Charlevoir nennt dieſe allgemein verbreitete Sprache, die der Algonquins, und führt an, daß die Mataſſins, die Monſonies und Chriſtineaux (Kniſteneaux) an der ſüdlichen Küſte der Hudſonsbay dieſe Sprache redeten; Carver benennt ſie die Chippeway-Sprache, mit welchem Namen ſie auch jetzt noch von den Jägern und Pelzhändlern in Amerika bezeichnet wird, und Profeſſor Vater nennt die aus dieſer Quelle abſtammenden Sprachen in ſeiner vortrefflichen Fortſetzung des Werkes Mithridates (Th. III. Bd. III. p. 337): den Chippewariſch-Delawariſchen oder Algonkiſch-Moheganiſchen Stamm. Heckewelder hat ſich von allen Sprachforſchern am meiſten mit Unterſuchung dieſer ſchönen Sprache und der von ihr abgeleiteten Mundarten, die unter den indianiſchen Idiomen Amerika's eben das geworden iſt, wozu ſich die franzöſiſche Sprache in Europa erhoben hat, zur diplomatiſchen Sprache der Indianer, beſchäftigt, und von ihm rührt die Benennung „lenapeſche“ Sprache, zu Ehren der alten und einſt ſo mächtigen Nation der Lenni Lenape, des Großvaters der meiſten jetzt lebenden Nord-Amerikaniſchen Volksſtämme. Vater Zeisberger hatte der Brüder-Gemeinde zu Bethlehem eine deutſch verfaßte Grammatik der Lenni Lenape-Sprache hinterlaſſen, von welcher die „hiſtoriſche Geſellſchaft in Boſton 1835 eine engliſche Ueberſetzung veranſtaltete; wahrſcheinlich wird aber auch uns dieſes Denkmal deutſchen Fleißes nicht verloren gehen, da, wie ich ſo eben erfahre, unſer verdienſtvoller Landsmann, Dr. Julius, bekannt durch ſeine Schriften über Gefängnißweſen, auf ſeiner Reiſe in Amerika, wo er den indianiſchen Sprachen vorzügliche Aufmerkſamkeit widmete, und eine herrliche, vielleicht die vollſtändigſte Sammlung, mühevoll erwarb, auch jenes deutſche Werk der Vergeſſenheit entriß! Heckewelder entwickelte die Grundſätze, welche jene Grammatik enthält, in einer Reihe von Briefen an den Secretär der hiſtoriſchen Geſellſchaft, die ebenfalls in engliſcher Sprache im Druck erſchienen ſind und von denen weiter unten ein kleiner Auszug unſere Landsleute überzeugen wird, daß die Sprachen der Indianer

nicht so arm, so entblößt von Mannichfaltigkeit des Ausdrucks, mit einem Worte so barbarisch sind, wie man sich gewöhnlich vorgestellt hat. Die minetarische Sprache, welche Robinson und nach diesem Schmidt (Versuch über den politischen Zustand ꝛc. II. 299) anführt, ist, nach Letzterm, wahrscheinlich die welsche oder neubrittische Sprache der Sänger Cambrias, die durch Eduard den Ersten verfolgt, ihre Rettung zum Theil in der Flucht fanden und, nach Robinsons Meinung, in Florida landeten. Sechzehntausend Seelen reden diese Sprache. Da dieser Völkerstamm nunmehr die entfernten Gegenden des obern Missouri bewohnt, und außer den Nachrichten, welche wir durch Pelzhändler darüber erhalten haben, noch nichts Näheres von den Minetarern bekannt ist, so läßt sich auch nichts mit Gewißheit darüber anführen. In den südlicheren Theilen Nord-Amerika's, in Mexico und Guatemala, sind sechs verschiedene Sprachen, ebenfalls mit einer Menge von Mundarten, vorherrschend, über welche uns Humboldt, Gage und Andere nähern Aufschluß gegeben haben, es sind die: Aymare-, die Cora-, die Guarani-, die mexicanische und Poconchi-, und, wie früher auf den Antillen, die karibäische Sprache. Es ist eine bemerkenswerthe und sehr zu beklagende Thatsache, daß die Engländer und Franzosen, die so lange im Besitz des unermeßlichen Landstrichs von Labrador bis an den Mississippi gewesen sind, so wenig über die Indianer-Sprachen jenes Continents geschrieben haben, denn unter den ersten ist es allein Eliott und unter den Franzosen Vater Sagard, von denen man sagen kann, daß sie hierüber etwas bekannt gemacht, was bemerkt zu werden verdient. Zeisberger und Heckewelder waren Deutsche, Edwards und Duponceau Amerikaner, und letzter neuerer Zeit der trefflichste Untersucher der indianischen Sprachen. Die Spanier haben mehr zur Bekanntmachung der innerhalb ihrer Besitzungen gesprochenen Mundarten geleistet, als irgend eine Nation der Welt, und in der Bibliotheca americana findet man allein 45 Sprachlehren und 25 Wörterbücher über die allein in Mexico üblichen Sprachen angeführt, und überdies 85 Schriften von verschiedenen Verfassern über Gegenstände der Religion und Moral, welche als Originale oder Uebersetzungen in irgend einer von jenen Sprachen sind verfaßt worden und welche seit 1820 durch mehre in Mexico erschienene Schriften, gerade nicht immer gewählten Inhalts, bedeutend vermehrt wurden. Des rühmlichst bekannten Geographen Balbi Eintheilung der amerikanischen Sprachen in elf Gruppen, von denen sieben auf Nord-Amerika kommen und zwar: die Sprachen von Guatemala, von Anahuak, des mittlern Hochlandes, des Missouri-Oregan, der Alleghanen und der Seen, der Westküste und der Nordgegend, ermangelt alles philologischen Werthes, da es nur eine geographische Vertheilung der verschiedenen Mundarten, ohne Berücksichtigung der Abstammung, in sich begreift, und einzelne Familien dieser Gruppen in andere Gruppen übergehen.

Herrn Duponceau's Untersuchungen der indianischen Sprachen Nord-Amerika's, im Vergleich mit jenen des südamerikanischen Festlandes, gaben ihm folgende allgemeine Resultate, die er in einer 1819 vor der historischen Gesellschaft gehaltenen Vorlesung näher entwickelte:

1. Die amerikanischen Sprachen überhaupt genommen, sind reich an Wörtern und grammatischen Formen, und es herrschen in ihrer vielfachen Zusammensetzung die größte Ordnung, Methode und Regelmäßigkeit.

2. Diese vielfachen Formen, welche ich polysynthetische nenne, finden erweislich in allen Sprachen statt, welche von Grönland bis herab zum Kap Horn gesprochen werden.

3. Diese Formen scheinen von denen der alten und der neuern Sprachen auf der alten Halbkugel, wesentlich verschieden zu seyn.

Was die beiden ersten dieser Sätze betrifft, so erhellet aus den hinlänglich bekann-

ten Werken über das Karalit, die lenapesche und irokesische Sprache, daß ihr Bau ganz polysynthetischer Art ist. In Guatemala zeigt sich die Poconchi-Sprache, nach Gage, ebenfalls als polysynthetisch, und auf gleiche Weise sind die Aymare-, die Guarani-, die mexicanische und Cora-Sprache, nach den darin vorkommenden vielbefassenden (compleren) Formen in den reflectirenden, transitiven, communicativen, reverentiellen und frequentativen Zeitwörtern beschaffen, worüber Humboldt seine Bemerkungen mitgetheilt hat, und wie die Sprachlehren von Tabia Zenteno, Antonio de Rincon und Diego Basalenque ausweisen. Auch die Sprachen Süd-Amerika's sind polysynthetisch, wie die Werke des Vaters Breton und des Abts Molina bezeugen; zwischen ihnen und den Indianern der nördlichen Länder Amerika's findet die größte Analogie in den Formen statt. In der kleinsten Anzahl von Wörtern vermögen sie die größte Anzahl von Begriffen zusammen zu fassen, indem sie sich nicht darauf beschränken, zwei Wörter mit einander zu verbinden wie im Griechischen, oder die Biegung oder die Endung eines Wurzelwortes zu verändern, wie in den meisten europäischen Sprachen, sondern daß sie die am meisten bezeichnenden Töne oder Sylben jedes einfachen Worts so mit einander verweben, daß daraus ein zusammengesetztes entsteht, oder durch analoge Constructionen der verschiedenen Redetheile hauptsächlich vermittelst des Zeitworts, so daß dessen verschiedene Formen und Biegungen nicht nur die Haupthandlung anzeigen, sondern auch die möglichst größte Anzahl sittlicher Begriffe und physischer Gegenstände, welche mit derselben in Verbindung stehen. Heckewelders Brief No. XXI. an Herrn Duponceau enthält mehre Beispiele dieser Art, wie elumiangellatschik, Diejenigen die im Begriff sind zu sterben. Der erste Theil elumi ist abgeleitet von dem Zeitwort n'dallemi, welches anzeigt: ich habe etwas vor, fange etwas an; das zweite Glied des obigen Worts angel, kommt her von angelu, sterben; angloagan, Tod; angellopannik, sie sind alle todt. Das Uebrige des Wortes ist grammatische Form: atsch zeigt das Futurum an, ik, die letzte Sylbe, enthält den Begriff des persönlichen Fürworts: sie. Der persönlichen Fürwörter sind in der Lenape-Sprache zweierlei: trennbare und nicht trennbare. Die trennbaren sind: ni ich, ki du, neka oder nekama er oder sie, kiluna wir, kiluwa ihr, nekamawa sie. Die nicht trennbaren Fürwörter sind n für die erste Person, k für die zweite, und w oder o für die dritte, sowohl im Singular als im Plural. Sie werden mit Substantiven in den passiven Formen verbunden, wie in nooch mein Vater, kooch dein Vater; die dritte Person wird zuweilen durch die Endung wall angezeigt, wie ochwall, sein oder ihr Vater, sonst aber auch durch w, wie in wtamochol, sein oder ihr Canoe. Im Plural nochena unser Vater, kochuwa euer Vater, ochussawall ihr Vater. Doch ist das eigentliche Wort für Vater im abstracten oder allgemeinen Sinne des Worts, wetoochwink und wetochemurit bedeuten beide der Vater in einem bestimmteren Sinne, wetochemelenk wird in der Bedeutung des Vocativ gebraucht und bedeutet: du unser Vater. Daher im Gebet des Herrn:

Ki du, wetochemelenk unser Vater, talli dort, épian wohnend, awosságame jenseits der Wolken, machelendásutsch verherrlicht oder gepriesen werde, Ktellewumsowágan dein Name, ksakimowágan dein Königreich, pewewikétsch komme her, ktelitchewágan deine Gedanken, Wille, Absicht, Sinn, léketsch komme zu Stande, yun hier, achquidhackamike auf der Erde, auf Erden überall, elgiqui gleich wie, leek als es ist, talli dort, awosságame jenseits der Wolken u. s. w. (Loskiel S. 28. Brief Nr. XXIV).

Unter den Sprachen, von deren grammatischen Formen Professor Vater nicht im Stande war, eine hinlängliche Darstellung zu geben, ist das Irokesische oder die Sprache der Fünf- (Sechs-) Nationen. Die Sprachlehren und Wörterbücher aber, welche wir der evangelischen Brüdergemeinde verdanken, haben bewiesen, daß jene Sprache auch polysynthetisch ist. Die Sprache der Chippewäer, von welcher Professor Vater einmal glaubte, daß sie aller grammatischen Formen beinahe gänzlich ermangle (s. Untersuchung

über Amerika's Bevölkerung), zeigt sich nach den Mittheilungen des Prediger Dencke und des Herrn Schoolkraft (Discovery of the Source of the Mississippi etc. p. 169) als mit der Delawarischen auf gleiche Weise gebildet. Auch die der Cherokees oder Chelokees, wie sie sich selbst nennen, da ihre Sprache keiner hat, ist nach des Predigers Butrick Nachrichten im höchsten Grade polysynthetisch, und ihre Für- und Zeitwörter haben drei verschiedene Formen für die mehrfache Zahl. Denselben Charakter hat die Choclaw- und Chickasaw-Sprache. Die der Huronen oder Wyandots ist eben so wohlklingend und sanft, hat denselben Bau, gleichen Reichthum und gleiche Fülle und ebenfalls drei Plurales. In so fern es ausgemacht angenommen werden darf, daß Sprachen, deren Etymologie sie auf einerlei Quelle zurückführt, auch an den Formen und dem eigenthümlichen Bau der Muttersprache Antheil haben müssen, kann auch nunmehr die Sprache der Washash-Indianer, gewöhnlich Osages genannt, wegen ihrer Aehnlichkeit mit der der Nadoweſſier und Huronen, als ein von der irokesischen Grundsprache abgeleiteter Dialekt, angesehen werden. Vermittelst Dr. Murray's Wörterbuch sind wir über die weite Verbreitung der Völkerschaften von irokesischer Abkunft belehrt worden, da wir vor Kurzem noch glaubten, daß sie nur in der Nähe der großen Seen gewohnt hätten, jetzt aber bis an die entferntesten Zuflüsse des Missouri hin sich Spuren von ihnen finden (Duponceau's Bericht ꝛc.) So dient ein Zweig des Wissens zur Beförderung des andern, und indem wir uns mit dem Studium der Sprachen der Indianer beschäftigen, können wir vielleicht auf die Entdeckung ihrer Abkunft geleitet werden.

Was den dritten Satz Duponceau's betrifft, der sich auf das Verhältniß der amerikanischen Sprachen zu denen der alten Welt bezieht, so finden wir, daß uns diese Sprachen unter die Aboriginer einer neuen Welt versetzen. Wir finden eine neue Art Wörter aus verschiedenen Wurzelwörtern so zusammengesetzt, daß sie dem Gemüthe auf einmal eine ganze Masse von Begriffen darstellen; finden eine neue Art, die Casus der Substantive durch Biegungen des Zeitworts, von welchem sie regiert werden, auszudrücken; einen neuen Numerus (den besondern Pluralis) in der Deklination der Haupt- und der Conjugation der Zeitwörter; eine neue Verschmelzung der Conjunction mit dem Verbum in dem Tempus; wir sehen nicht blos Fürwörter, wie im Hebräischen und einigen andern Sprachen, sondern Adjective, Conjunctionen und Adverbien mit dem Hauptredetheil verbunden, und dadurch eine unermeßliche Mannichfaltigkeit von Wortformen hervorgebracht, und von selbst drängt sich nun die Frage auf: finden sich eben so gebildete Sprachen noch sonst irgendwo auf der Erde? — Professor Vater fand unter allen Sprachen, die er mit denen der Indianer verglich, nur drei Sprachen, welchen in Ansehung der Combination des Zeitworts eine Aehnlichkeit mit denselben zugeschrieben werden könnte, nämlich in Europa die Sprache der Basquen (s. Amerika's Bevölkerung p. 210), in Asien die der Tschuktschi (Mithridates Th. I. p. 563), und in Afrika das Idiom von Congo (s. Untersuchungen ꝛc. p. 211). Wie bedeutend aber, trotz der Aehnlichkeit, die Unterschiede zwischen diesen Sprachen und den amerikanischen sind, beweist Herr Duponceau dadurch, daß in allen ihm bekannten amerikanischen Sprachen die Hülfswörter haben und seyn durchaus fehlen (ein Mangel, welchen auch Zenteno in Ansehung der merikanischen Sprachen bestätigt), und in der baskischen Sprache alles gleichsam von ihnen abhängt, und sie gerade die mannichfaltigen Formen annehmen, wodurch sie die mit dem Zeitwort verbundenen Begriffe andeuten; daß die Tschuktschen sich in herumziehende und seßhafte theilen, und die letztern einen Dialekt des Karalit oder der Eskimo-Sprache sprechen, und dieses sowohl, als ihre verwandten Sitten und Gebräuche eher einen Grund geben, zu vermuthen, daß sie eine amerikanische Kolonie sind (Mithridates Th. III. p. 462), die Sprache der erstern aber, der Rennthier-Tschuktschen, eine Mundart der Tartaren-

ſprache reden, die weder in der Etymologie, noch in ihren grammatiſchen Formen die geringſte Verwandtſchaft mit den amerikaniſchen hat; daß die Congo-Sprache zwar in einem hohen Grade ſynthetiſchiſt, deſſen ungeachtet aber weſentliche Verſchiedenheiten bietet; ſo werden z. B. in ihr die Caſus des Subſtantivs durch Biegungen des Artikels ausgedrückt, während die indianiſchen Sprachen gar keinen Artikel haben, anderer Verſchiedenheiten nicht zu gedenken. — Doch zurück von dieſen Unterſuchungen zu den Sprachen ſelbſt, von denen uns Heckewelder in ſeinen Briefen an Duponceau (1816) ſo mannichfaltige Beiſpiele gegeben.

In der delawariſchen und in den andern indianiſchen Sprachen werden, um Begriffe, Schattirungen derſelben und Zuſammenſetzungen von Begriffen auszudrücken, Theile oder Stücke von Wörtern, zuweilen oft nur einzelne Laute oder Buchſtaben, künſtlich zuſammengeſetzt, ſo daß man das Zuſammenſtoßen harter oder widriger Töne vermeidet, um das Wort dem Ohre angenehm zu machen. Daß man auf dieſe Art Wörter ins Unendliche zuſammenſetzen und vervielfältigen kann, ergibt ſich hieraus von ſelbſt und daher kommt der Reichthum der amerikaniſchen Sprachen. Hier nur einige Beiſpiele: zuerſt das einfache, aber viel bedeutende Wort nadholineen; die Begriffe, welche durch daſſelbe angedeutet werden, ſind dieſe: komm mit dem Canoe und ſetze uns über den Fluß. Die Beſtandtheile deſſelben ſind folgende: die erſte Silbe „nad“ iſt begleitet von dem Zeitworte naten, holen; die zweite „hol“ von amochol, ein Boot oder Canoe; „ineen“ iſt die Endigung des zum Zeitwort gehörigen Fürworts: uns, wie im Zeitwort „milineen“ gib uns. Buchſtäblich alſo ſagt jenes Wort: Hol Canoe uns; in ſeiner gewöhnlichen und angenommenen Bedeutung aber zeigt es an: komm und bring uns über den Fluß mit einem Canoe. Dieſes Zeitwort (nadholineen) wird durch alle Modus und Tempora conjugirt; ſo iſt z. B. die dritte Perſon der einfachen Zahl des Indicativs der gegenwärtigen Zeit: nadholawall, er wird über den Fluß geſetzt mit einem Canoe. — Das Wort: wunachquim, Eichel, wird durch Zuſammenſetzung von wunipach, Blatt, nach eine Hand, und quim eine Nuß, nämlich eine Baumnuß (da es ein eigenes Wort für dieſe zum Unterſchied von Nüſſen anderer Art gibt) gebildet, und die Begriffe, welche dieſes Wort andeuten ſoll, ſind: die Nuß eines Baumes, deſſen Blätter einer Hand ähnlich ſind. Nach eben dieſer Analogie ſind gebildet: m'ſim, Hickorynuß; ptucquim, Wallnuß; wapim, Kaſtanie; ſchauwemin, Buchnuß, und mehre andere. Die ſpaniſche Eiche, deren Blätter ſich durch Größe auszeichnen, nennen ſie: amanganaſchquiminſchi, der Baum, welcher die größten handförmigen Blätter hat. Wollten wir dieſe Zuſammenſetzung im Deutſchen nachahmen, ſo würden wir ſagen: großhandblätteriger Nußbaum, und um die Töne nach Indianer Art ſanfter und wohllautender zu machen, würde etwa „Granblattensbaum“ oder „Granattenbaum“ oder etwas Aehnliches daraus entſtehen. Die letzte Sylbe des angeführten Wortes iſt nicht von dem gewöhnlichen Namen eines Baumes abgeleitet, denn dieſer iſt nittuck, ſondern von Achpanſchi, welches den Stamm eines Baumes bezeichnet. — Nanapunges heißt im Delawariſchen ein Pferd; dieſes Wort iſt gebildet von awesis, ein Thier, wovon die letzte Sylbe „es“ genommen iſt, und von napundam, eine Laſt auf den Schultern oder Rücken tragen (denn für das Tragen in der Hand oder auf den Armen iſt das rechte Wort gelenummen); obiges Wort bedeutet alſo buchſtäblich: das Thier, welches auf ſeinem Rücken trägt. Wären Eſel und Kameele den Indianern bekannt, ſo würden ſie leicht unterſcheidende Benennungen für ſelbige bilden. — Vater Sagard ſagt: „Die Indianerſprachen haben keine Wurzelwörter, und in der Bildung ihrer Wörter findet ſich keine Regelmäßigkeit.“ Heckewelder hat aber dargethan, daß, wenn auch ihre Art, Wörter zu bilden, ſich von der europäiſchen unterſcheidet, ſie es recht gut verſtehen, dieſelben aus dem Wurzelworte zu bilden, wie z. B. das Wurzelwort wulit, gut, paſſend, recht. Davon ſind abgeleitet: wulik, das Gute; wulaha,

beſſer; wuliſſo, hübſch, niedlich; wulamoewagan, Wahrheit; wulatenamuwi, glücklich; wulatenamoagan, Glückſeligkeit; wulapenſowagan, Segen; wulapan, ſchöner Morgen; wuliechen, es iſt gut oder wohl gethan; wulittol, ſie ſind gut; wuliken, es wächſt gut, gedeihet; wuliechſin, gut reden; wulelendam, ſich freuen; wulamallſin, wohl, glücklich ſeyn; wulandeu und wuligiſchgu, ein ſchöner Tag; wulapeyu, gerecht, aufrichtig; wuliwatam, guten Verſtand haben; wuliachpin, an einem guten Ort ſeyn; wulilisſin, ſich wohl befinden; wulilisſu, er iſt gut; wulilisſick, betragt euch gut; wulinaxin, wohl ausſehen; wulamoeyu, es iſt wahr; wulantowagan, Gnade; wulaxonachgat, ein gutes Wort; wulatopnamik, gute Botſchaft; wulatonamin, glücklich ſeyn; wuliſſowagan, Niedlichkeit, hübſches Vorkommen; wulihilleu, es iſt gut; wulineichquot, es iſt gut anzuſehen; wulelemileu, es iſt wunderbar; wulitchaſu, wohl geſchnitten oder gehauen; wuliwiechinen, wohl ruhen; welſit mannitto, der gute Geiſt. — So auch von machtit, ſchlecht: machtitſu, garſtig; machtetinſu, häßlich; machtſchi oder matſchi mannitto oder machtando, der böſe Geiſt, der Teufel u. ſ. w.

Die von der Wurzel wulit abgeleiteten Wörter enthalten den allgemeinen Begriff des Guten, Schönen, Paſſenden, Schicklichen, Gerechten, Gehörigen, und gehen dann weiter fort zu dem allgemeinen Begriffe: Glückſeligkeit und den davon abgeleiteten Begriffen, während die von machtit abgeleiteten Wörter das Gegentheil begreifen. — Nun noch etwas über den Ausdruck ſolcher Begriffe, welche ſich auf das Sittliche beziehen: wulit, wie wir oben ſahen, bedeutet g u t im Allgemeinen und alles, was dahin gerechnet werden kann. Nun ſagt der Indianer, um anzuzeigen, daß er mit dem Geſagten zufrieden iſt: Du haſt gute Worte geredet, „Kolamoe.“ Dieſes Wort iſt eigentlich eine von den Formen der vergangenen Zeit (præteritum) eines Zeitworts, denn k vor ki zeigt die zweite Perſon an; ola iſt abgeleitet von wulit, gut; moe aber bedeutet den Akt des Sprechens. Wulamoe, in der dritten Perſon, bedeutet: er hat die Wahrheit geredet, woraus das Subſtantivum wulamoewagan, die Wahrheit, gebildet iſt; wagan oder woagan, wie die deutſchen Miſſionäre ſchreiben, iſt eine Endung, welche der deutſchen in „heit“ oder „keit“ entſpricht. — Dieſelbe Ideenreihe wird nun weiter fortgeſetzt, und ſo entſteht: wuliſtamoewagan oder wulamhittamoewagan, Glaube oder Fürwahrhalten. Denn gliſtam iſt ein Zeitwort, welches hören, horchen, aufmerken bedeutet, davon wuliſta, glaube es, oder eigentlich: höre es, und dieſes mit wulamoewagan verbunden: höre die Wahrheit, d. i. glaube; wuliſtam, er glaubt; wuliſto, glaubet ihr; die verſchiedenen Schattirungen des Gedankens, welche dieſe Sprachen andeuten, ſind beinahe unzählig, z. B. wuliſtammen heißt ſchlechtweg: glauben; wulamſittamen, mit Ueberzeugung glauben; wulamoinaquot, glaubwürdig, oder als verbum impersonale gebraucht: es iſt glaubwürdig, verdient geglaubt zu werden; welſittawot, einer der glaubt; welſittank, ein Gläubiger u. ſ. w. — Die Sylbe pal oder pell einigen Wörtern vorgeſetzt, zeigt eine Verneinung an, auch häufig, was nicht recht iſt, im böſen Sinne. So heißt palſittamoewagan: Unglaube; palſittammen, nicht glauben, ungläubig ſeyn; pelſittank, ein Ungläubiger; pelſittanzik, Ungläubige. Ferner palliwi, verderben, etwas unrecht machen; palhiken, fehlſchießen; palhitechen, einen Streich führen und nicht treffen; palla hammen, auf ein Stück Wild fehlſchießen; pallilisſin, etwas unrecht oder verkehrt machen. Außer den oben angegebenen Fürwörtern, den t r e n n b a r e n und n i c h t t r e n n b a r e n, gibt es noch andere perſönliche Fürwörter, die den indianiſchen Sprachen eigenthümlich zu ſeyn ſcheinen, als z. B. nepe, ich auch; kepe, du auch; nepena oder kepena, wir auch; kepewo, ihr auch; kepoak, ſie auch.

Hier zum Schluß noch eine kleine Wörterſammlung aus der Sprache der Shawanos und Wyandots, von denen die erſtere die lenapeſche, die letztere die Sprache der Mengwe oder Irokeſen repräſentirt:

Shawanos.

Negote eins, Neſhwa zwei, Nitheſe drei, Newe vier, Nialinwe fünf, negothewathwe ſechs, Neſhwathwe ſieben, Saſhekswa acht, Kakatswe neun, Methathwe zehn, Neeſhwatcetueke zwanzig, Nithwabetueke dreißig, Newabetueke vierzig, Nialinwabetueke fünfzig, Negotewaſhe ſechzig, Neſhwaſhe ſiebenzig, Swaſhe achtzig, Chaka neunzig, Tepawa hundert, Neſhwa tepawa zweihundert; Elene Mann, Equiwa Weib, Skillewaythetha Knabe, Squithetha Mädchen, Apetotha Kind, Niwa mein Weib, Kiwa dein Weib, Wiſheana mein Mann, Waſhetche euer Mann, Nigah meine Mutter, Cocumtha Großmutter, Niſhematha meine Schweſter, Nitanetha mein Bruder, Paſhetotha alter Mann, Meaneleneh junger Mann, Okema Anführer, Kitchokema Oberhaupt, Shemagana Streiter, Menquotwe der Himmel, Keſathwa die Sonne, Tebethkakeſathwa der Mond, Alagwa die Sterne, Pasquawke die Wolken, Unemake Donner, Papapanawe Blitz, Gimewane Regen, Cone Schnee, Wiſhekuanwe Wind, Nipe Waſſer, Scute Feuer, Wepe Kälte, Aquetteta Wärme, Mquama Eis, Ake die Erde, Metequeghke Wald, Alwameke aufgeſchwemmter Boden, Tawaskote Savanne, Sepe Fluß, Thebowithe Flüßchen, Miskeque Teich, Miskekopke Sumpf, Weſheaſiske guter Boden, Melcheaſiski ſchlechter Boden, Wigwa ein Haus, Tacatchemoke Rathhaus, Nepwa todt, Lenawawe lebendig, Agqueloge krank, Dame Mais, Cawasque Waizen, Miscuchethake Bohnen, Openeake Rüben, Meaſhethake Kartoffeln, Usketomake Melonen, Shekagoſheke Zwiebel, Meſhemenake Apfel, Pacan eine Nuß, Weſhe Hund, Meſhewa Pferd, Methotho Kuh, Meketha Schaaf, Kosko Schwein, Poſetha Katze, Pelewa Truthahn, Peſhikthe Reh, Ethepathe Waſchbär, Muga Bär, Kitate Otter, Peſhewa wilde Katze, Methotho Büffel, Wabete Elennthier, Wawakotchethe Fuchs, Amaghqua Biber, Wabethe Schwan, Neeake Gans, Sheſhepuk Ente, Amatha Fiſch, Olagaſhe Canoe, Miſheolagaſhe großes Schiff, Metequa Flinte, Tecaca Art, Chekotecaca Tomahawk, Maneſe Meſſer, Macate Pulver, Alwe Blei, Shakeka Flinten, Naquaga Falle, Petacowa Hut, Peleneca Hemd, Aquewa Decke, Metetawawa ein Paar Kammaſchen, Weothe Fleiſch, Taquana Brod, Nepepimma Salz, Wawale Eier, Acohqua Keſſel, Melaſſa Zucker, Shiskewapo Thee, Chobeka Arznei, Waſhekiſheke ein ſchöner Tag, Mesquetwee ein wolkiger Tag, Necana mein Freund, Matchelenethatha mein Feind, Olame netaghqueloge ich bin ſehr krank, Ne weſhelaſhamamo ich bin recht wohl, Newecanetepa Weſhi Mannitto der große Geiſt iſt der Freund der Indianer.

Wyandots.

Scat eins, Tindi zwei, Shaight drei, Andaght vier, Weeiſh fünf, Wauſhau ſechs, Sootare ſieben, Autarai acht, Aintru neun, Aughſagh zehn, Tendeitawaughſa zwanzig, Shaighkawaughſa dreißig, Andaghkawaughſa vierzig, Weeiſhawaughſa fünfzig, Wauſhauwaughſa ſechzig, Sootarewaughſa ſiebenzig, Autaraiwaughſa achtzig, Aintruwaughſa neunzig, Scutemaingarwe hundert; Tamaindezu Gott, Yewaughſte gut, Waughſhe bös, Yaandeſhra Sonne, Waughſunyaandeſhra Mond, Teghſhu Sterne, Oghtſerah Wolken, Izuquas Wind, Inaunduſe es regnet, Heno Donner, Timmendiquas Blitz, Umaitſagh Erde, Saunduſty Waſſer, Otereaute warm, Turea kalt, Denehta Schnee, Diſhra Eis, Trezue Krieg, Scanonie Frieden, Yandaſhqua Gefangener, Aingahon Mann, Utehke Frau, Yaweetſentho Mädchen, Omaintſenteha Knabe, Cheahhah Kind, Haotong alter Mann, Azuttunohoh mein Weib, Utſindagſa altes Weib, Haenyeha mein Bruder, Aenyaha meine Schweſter, Hayeſta Vater, Aneheh Mutter, Schatwura krank, Suwereghe wohl, geſund, Yeanoghſha Haus, Yeanoghſhuwana großes Haus, Yayanquaghka Maisfeld, Yearonta Bäume, Otaghta Holz, Whoraminta Flinte, Teghſta Pulver, Yeatara Blei, Weneaſhra Meſſer, Ottoyaye Art,

Deenghtatsik Decke, Yayanetih Keſſel, Taiſhra Mehl, Datarah Brod, Ohwaghtha Fleiſch, Weatſewie Rum, Caturiſh Hemd, Yari Kammaſchen, Quisqueſh Schwein, Ughſhutte Pferd, Kintonſquaront Kuh, Yunyenoh Hund, Anue Bär, Oughſcanoto Reh, Haintero Waſchbär, Sootaie Biber, Oghtaeh Eichhorn, Tawendeh Otter, Daightontah Truthahn, Yahhounk Gans, Yuingeh Ente, Yeentſoh Fiſch, Undaghquont Bienen.

Wie verſchieden indeß in vielen Ausdrücken die Dialekte einer und derſelben Sprache ſind, mögen folgende Zahlwörter beweiſen, die wir der irokeſiſchen, algonkinſchen und chippewäiſchen Sprache entnehmen:

	Irokeſiſch.	Algonkinſch.	Chippewäiſch.
Eins	Uskat	Payjik	Payſhik
Zwei	Tekkeny	Ninch	Neeſh
Drei	Aghſey	Niſſoo	Neeſwoy
Vier	Kayeery	Neoo	Neon
Fünf	Wiſk	Naran	Narnan
Sechs	Yàyak	Ningootwaſſoo	Negutwoſſwoy
Sieben	Tſyadak	Ninchowaſſo	Neeſhſwoſſwoy
Acht	Sadégo	Niſſowaſſoo	Swoſſwoy
Neun	Tyoughtow	Shongaſſo	Shangoſſwoy
Zehn	Oyéry	Metaſſoo	Metoſſwoy
Elf	Oyéry uskat yawàrey	Metaſſoo aſhy payjik	Metoſſwoy aſſhea payſhik
Zwölf	Oyéry tekkeny yawàrey	Metaſſoo aſhy ninch	Metoſſwoy aſſhea neeſh
Dreizehn	Oyéry aghſey yawàrey	Metaſſoo aſhy niſſoo	Metoſſwoy aſſhea neeſwoy
Zwanzig	Towwaghſey	Ninchtànà	Neeſh tanner
Einundzwanzig	Towwaghſey uskat yawàrey	Ninchtànà aſhy payjik	Neeſh tanner aſſhea payſhik
Dreißig	Aghſey newaghſey	Niſſoo metànà	Nees ſemmettenner
Hundert	Uskat towaneyow	Metaſſoo metànà	Negur wauk
Zweihundert	Tekkeny towaneyow	Metaſſoo ninchtana metànà	Neeſh wauk
Tauſend	Oyéry towaneyow	Metaſſoo metaſſoo metànà	Metoſſwoy kitchee wauk

Dieſem kurzen Wörterverzeichniß ſey hier noch eine Probe der Art beigefügt, wie die Indianer ihre Worte zuſammenſetzen. Es iſt ein kleines Lied der Nadoweſſier, daß ſie mit einer gewiſſen Art von Melodie, doch ohne allen Anſchein von Skanſion ſingen, wenn ſie ihre Jagdzüge anfangen. Die Ueberſetzung iſt ſo buchſtäblich, wie der Genius beider Sprachen es erlaubt, und die indianiſchen Wörter ſo geſchrieben, wie wir Deutſchen ſie ausſprechen würden, und wo die Ausſprache ſich nicht ausdrücken läßt, die engliſche Schreibart mit Klammern beigefügt:

„Meo accuhwa (accoowah) eſchta pàta negoſchtaga ſchedſcha mena. Tongo Wäkon meo woſchtah pàta accuhwa. Hopiniyahie ouih (oweeh) accupie meo, woſchta pàta oto tohinoſcha meo tiebie.“

„Ich will aufſtehen vor der Sonne, und jenen Hügel beſteigen, zu ſehen, wie das neue Licht die Dünſte verjagt und die Wolken vertreibt. Großer Geiſt verleihe mir Glück. Und wenn die Sonne weg iſt, leihe mir, o Mond, hinreichendes Licht, mich ſicher nach meinem Zelte, mit Wild beladen, zurückzuführen.

Betrachten wir die verſchiedenen Gedichte der Indianer, ſo müſſen wir bedauern, daß dieſelben bisher kein Mittel beſaßen, ihre Geiſtesprodukte ſchriftlich zu hinterlaſſen, denn manches würden wir darin finden, worüber die civiliſirte Welt erſtaunen würde. Zwar hatten und haben ſie noch jetzt eine Bilderſchrift, allein ſie bezog ſich nur auf

ſinnliche Gegenſtände und auf Vorfälle bei der Jagd und im Kriege. Auf einem Stückchen Rinde oder an einem Baume theilen ſie den Ihrigen diejenigen Nachrichten mit, welche ſie zu wiſſen brauchen; ſo zeichnet der Krieger vom Stamme Schildkröte mit Kohle oder Farbe an den Bäumen neben dem Kriegspfade das ganze Thier (das Zeichen ſeines Stammes) eine Flinte tragend, hin, deren Mündung nach vornen gerichtet iſt, und wenn er da, wo er etwas gegen den Feind ausgerichtet hat, ein Zeichen zurücklaſſen will, wird es ſtets das Bild einer Schildkröte ſeyn und ſo fort an die andern Stämme. Auf dieſe Art machen ſie an abgeſchälten Bäumen den Vorübergehenden bekannt, daß ſie, die Hiergeweſenen, eine Parthei Krieger waren, von ſo und ſo viel Mann und ſolch einer Völkerſchaft, ſolchem Orte, und gehen dabei noch ins ſpeziellere, ſie machen bemerklich, wie viel von jedem Stamme in dem Haufen waren, welchem Stamme der Anführer angehörte, in welcher Richtung ſie dem Feinde entgegen gegangen, wie viel Tage ſie von Haus, und wie viel ſie auf dem Rückweg waren, wie viel Feinde ſie erſchlagen, wie viel Gefangene ſie eingebracht, wie viel Skalps ſie erbeutet; ob ſie von ihrer Partei einige und wie viel verloren u. ſ. w. Auf gleiche Weiſe beſchreiben ſie die Jagd, und obgleich nicht alle dieſelben Zeichen haben, verſichert Heckewelder, daß er Delawaren gekannt, welche alle Zeichnungen der Chippewäer, Mingos, Shawanos und Wyandots über dergleichen Gegenſtände mit Leichtigkeit laſen. Sind Indianer auf der Reiſe, es ſey nun nach entfernten Jagdrevieren oder zu einer kriegeriſchen Unternehmung, ſo werden ſtets einige junge Leute vorausgeſchickt, um neben dem Wege zu jagen. Haben ſie ein Wild erlegt, ſo bringen ſie es an den Weg, damit die Nachkommenden es mit nach dem Lagerplatze nehmen, wo alle zur Nacht zuſammentreffen und hinterlaſſen ein Zeichen, indem ſie auf einem freien Platze im Sande oder auf der Erde einen Kreis beſchreiben, in deſſen Mittelpunkt einen Stock von 2 bis 5 Fuß Länge befeſtigen und deſſen oberes Ende nach der Gegend des Horizonts hinbringen, wo die Sonne bei ihrem Weggehen ſtand. Die Jäger haben beſondere Zeichen, welche ſie an die Bäume machen, da wo ſie ſich von dem Wege abwärts nach ihren Jagdrevieren oder Lagerplätzen, oft viele Meilen entfernt, hinbegeben, und die Weiber, welche aus den Dörfern kommen, um das Wild von den Lagerplätzen zu holen, finden ſie eben ſo ſicher, als ob ſie nach der Stelle hingeführt worden wären. Wie ausdrucksvoll, kräftig und dabei doch leicht verſtändlich die indianiſche Bilderſchrift iſt, beweiſt folgende Anekdote Heckwelders: „Im Gebiete der Indianer ſah ein Weißer einen Shawanos, der ein Pferd ritt, welches jener für das ſeinige erkannte und von dem Indianer als ſein Eigenthum zurückforderte. Der Indianer antwortete ruhig: „Freund, nach einer kleinen Weile will ich zu Dir in Dein Haus kommen, dann wollen wir über dieſe Sache reden!“ Nach einigen Stunden kam der Indianer vor das Haus des Weißen, und da dieſer darauf beſtand, ſein Pferd zurück haben zu wollen, ſo ſagte ihm darauf der Indianer: Freund, das Pferd, worauf Du Anſpruch machſt, gehörte meinem Onkel, der vor kurzem geſtorben iſt; nach Indianer-Sitte bin ich der Erbe ſeines ganzen Eigenthums geworden. Da der Weiße hierdurch nicht befriedigt wurde und ſeine Forderung erneuerte, ſo nahm der Indianer ſogleich eine Kohle von dem Feuerheerde und zeichnete zwei treffende Figuren an die Hausthüre, wovon die eine den weißen Mann vorſtellte, im Begriff das Pferd wegzunehmen, und die andere ihn ſelbſt, im Begriff den Weißen zu ſkalpiren; worauf er den zitternden Forderer kaltblütig fragte: ob er dieſe indianiſche Schrift wohl leſen könne? Die Sache war hiermit auf einmal abgemacht und der Indianer ritt weiter.“

In den letzten Jahren haben verſchiedene Indianerſtämme, namentlich aber die Cherokees und Creeks, von denen ein Theil in der Heimath zurückblieb und nicht mit jenſeits des Miſſiſſippi auswanderte, bedeutende Schritte nicht allein für die Ausbreitung der Civiliſation, ſondern zugleich für die Erhaltung ihrer Selbſtſtändigkeit und

Unabhängigkeit gethan, und der wichtigſte, obgleich geräuſchloſeſte, war ohne Zweifel die Einführung der Schreibekunſt und der Druckerei. Ein Cherokee, Namens Gueß, gegenwärtig ungefähr 58 Jahr alt, und Häuptling in einer der Rathsverſammlungen ſeines Stamms, übrigens ohne die geringſte Kenntniß des Engliſchen oder irgend einer andern Sprache, außer ſeinem Cherokee, erfand vor einigen Jahren ein eigenes Alphabet für ſeine Landsleute, das aus 85 Charakteren beſteht, urſprünglich aus 86, von denen indeſſen einer, als überflüſſig, ſpäter weggelaſſen wurde. Jeder dieſer Charaktere bezeichnet eine ganze Sylbe, mit Ausnahme des Zeichens, welches für das s gebraucht, und zu häufig in Verbindung mit beinahe allen übrigen Sylben geſetzt wird, um die Einführung eines beſondern Zeichens für jede ſeiner beſondern Combinationen zweckmäßig zu machen; doch ſind auch dieſe nur 17 an der Zahl; die Geſammtzahl aller Sylben der Cherokeeſprache beläuft ſich daher auf 102. Daß eine ſo geringe Anzahl von Charakteren hinreichend iſt, um alle Sylben des Cherokee zu bezeichnen, hat ſeinen Grund theils in der geringen Anzahl der Conſonanten in dieſer Sprache, der das b, p, f und r fehlt, theils in dem Umſtande, daß alle Sylben derſelben auf einen Vokal, nie auf einen Conſonanten enden. Die Leichtigkeit, mit welcher die Cherokees ſich dieſes Alphabet aneigneten, iſt bewundernswürdig, indem die Aelteſten, die in ihrer Jugend nicht den geringſten Schulunterricht genoſſen hatten, mittelſt deſſelben in wenigen Tagen Leſen und Schreiben lernten.

Daß Gueß kein Engliſch verſtand, iſt der Grund, weshalb wir in ſeinem Alphabet lateiniſche Buchſtaben, die er zufällig geſehen haben mochte, ohne ihre Bedeutung zu kennen, zur Bezeichnung ganz verſchiedener Laute finden; ſo braucht er z. B. das D für a, W für la, R für e und M für lu. Dieſes Alphabet, von welchem wir hier (ſiehe Zeichnung No. 24) eine Copie mittheilen, iſt gegenwärtig von den Cherokees allgemein angenommen worden, und es iſt merkwürdig, daß der erſte öffentliche Gebrauch, den ſie davon machten, die Herausgabe einer politiſchen Zeitſchrift war. Die erſte Nummer derſelben, welche den Titel: Cherokee-Phönix führt, erſchien zu New-Echota, den 21. Febr. 1828 in Folio, und in Spalten, Engliſch und Cherokee neben einander, und enthält außer der Conſtitutions-Urkunde der Cherokees, einige kurze Stellen aus engliſchen Schriften, eine poetiſche Ueberſetzung des Vater-Unſer, einen Aufſatz des Miſſionär Worceſter in engliſcher Sprache, über das Cherokee-Alphabet, einen andern von dem Herausgeber, dem Indianer Boudinott, über die Auswanderung der indianiſchen Stämme, und einen Brief des frühern Präſidenten Jefferſon (vom 9. Jan. 1809) an die Cherokees. — So ſteigt durch Rede und Schrift die Geſittung der Indianer vorwärts, und wenn auch ganze Völkerſchaften vom Schauplatze abtreten ſollten, werden unter den Stämmen des Weſtens und Südens gewiß noch Viele den kommenden Jahrhunderten zeigen, ein kräftiges mit den vortrefflichſten Anlagen begabtes Volk, habe einſt die unermeßlichen Landſtriche der weſtlichen Welt bewohnt!

b) Die Einwanderer.

a) Allgemeine Ueberſicht.

Kaum war durch Colon's Entdeckung die weſtliche Welt den Europäern aufgeſchloſſen, kaum war die Kunde der dort offen liegenden Reichthümer herübergedrungen, als ſchon die Auswanderungen dorthin begannen, die von den Spaniern in Amerika entdeckten Länder eine ſpaniſche Bevölkerung erhielten, Städte und Niederlaſſungen entſtanden, und nach einem mehr als hundertjährigen Kampfe erblühte, ehe noch andere Nationen daran dachten, feſten Fuß in der neuen Welt zu faſſen, ein ſpaniſches Reich in Amerika, daß ſich bis zum Schluß des vorigen Jahrhunderts, in pecuniärer

Hinsicht eines großen Namens zu erfreuen hatte, während es in moralischer Beziehung und Kraft weit hinter den erst später gegründeten benachbarten englischen Kolonien zurückblieb. Engländer, Franzosen und Portugiesen unternahmen bald nach der Entdeckung des Landes Reisen dorthin, und letztere versuchten Verbrecher-Kolonien in Brasilien zu errichten, die aber von keiner Dauer waren. Doch erst im Jahre 1607 wurde von den Britten die erste europäische Stadt am nördlichen Ufer des St. James in Virginien, 1668 die erste französische Stadt von Champlain am gleichnamigen See gegründet, und erst in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts begannen die ersten festen Niederlassungen auf den westindischen Inseln, in deren Folge Amerika eine neue Bevölkerung, die Neger, erhielt.

Alle europäische Völker trugen dazu bei, Amerika in Aufnahme zu bringen, in Kultur zu setzen und große, vom Mutterlande abhängige Kolonien dort zu gründen; durch Einwanderungen stieg die Bevölkerung zu einer unglaublichen Höhe, so daß jetzt, selbst wenn alle Einwanderungen plötzlich aufhören sollten, der Zuwachs der jetzigen Bevölkerung hinreichend seyn würde, mit den Strebungen Europa's gleichen Schritt zu halten. In Nord-Amerika haben die Spanier, Engländer, Franzosen, Schweden, Dänen und Holländer ihr Glück zu machen versucht; nach manchem Kampfe blieben endlich die drei ersten Meister des Landes; Spanien behauptete den Süden, Frankreich den Norden und England war bemüht, sich auf der Ostküste immer mehr auszubreiten, und das Uebergewicht über seine beiden Nachbarn zu erlangen. Durch den Frieden von 1763 wurden die Franzosen fast ganz von dem festen Lande vertrieben und England trat in dessen Besitz; wenige Jahre nachher aber entstanden in den brittischen Kolonien selbst innerliche Unruhen, und die meisten derselben vereinigten sich zu einem eigenen unabhängigen Staatsverbande, welchen endlich auch Großbrittanien selbst in dem Pariser Frieden von 1783 anerkennen mußte. In Westindien hatte Spanien den größern Theil der großen Antillen inne, während in den übrigen Theilen Frankreich und England einander das Gleichgewicht hielten, und die Holländer, Dänen und Schweden nur unbedeutende, doch für den Handel herrlich gelegene Inseln ihr Eigenthum nannten. Noch einige andere Nationen hatten früherer Zeit Besitzungen auf dem großen, im Westen gelegenen Festlande, erlangten jedoch keine politische Wichtigkeit, ihre Nachkommen verschmolzen mit der Masse neuer Einwanderer und bildete, wie in den vereinigten Staaten, ein Konglomerat aller Nationen. Die Deutschen, namentlich die Welser zu Augsburg, bekamen Venezuela vom Kaiser Karl V. zum Lehen; die zur Ansiedelung dorthin gesandten Kolonisten verdarben aber alles, durchzogen, gleich Räuberhorden, das Land, und wurden theils durch Entbehrungen und Indianerkriege aufgerieben, theils entflohen sie; worauf die Welser selbst eine Besitzung aufgaben, von welcher sie nie einen Vortheil hoffen konnten. Pennsylvanien wurde durch deutschen Fleiß gehoben, blieb aber stets eine englische Kolonie, und schloß sich, bei Erklärung der Unabhängigkeit, den vereinigten Staaten an. Die Schweden und Holländer, die ersten Anbauer einer nachmaligen englischen Kolonie in Nord-Amerika, namentlich aber die jetzigen Staaten Delaware, Neu-Jersey und Neu-York, wurden nur zu früh von den Engländern überwältigt, und Neu-Schweden und Neu-Holland sind jetzt nur noch in der Geschichte und auf alten Karten zu finden.

Eine brandenburgische Kolonie, die sich 1687 auf der, nun dänischen, Insel St. Thomas festsetzte und daselbst ein eigenes Quartier in der Ortschaft Tappus bebaute, ging im Jahre 1718 wieder ein, und ebenso die Kolonie eines Herzogs von Kurland in Nord-Amerika.

Gegenwärtig machen die europäischen Einwanderer und deren Nachkommen das Gros der Bevölkerung Nord-Amerika's und der westindischen Inseln aus:

Die Spanier verbreiten sich noch gegenwärtig über Guatemala, die vereinigten Staaten von Mexico, die Insel Cuba, Puerto Rico, den östlichen Theil Haity und einige der kleinern westindischen Inseln, und werden in Chapetones oder eingewanderte Spanier und in Kreolen oder im Lande geborne Spanier geschieden, mit letztern Namen aber in Guatemala, Mexico, Louisiana und Westindien alle von europäischen Eltern im Lande Erzeugte bezeichnet, ja in Westindien selbst Kreolen-Neger, von Eingeführten geschieden.

Die Engländer oder Britten bilden in den Canada's, in den brittischen Kolonien Westindiens und in den vereinigten Staaten Nord-Amerika's den Hauptstamm der Bevölkerung, doch werden in den letztern auch alle Eingebürgerte, mögen sie ursprünglich irgend einer Nation angehören, mit dem Namen Anglo-Amerikaner bezeichnet. Schotten und Iren bilden in jenen Ländern die Hauptmasse, und noch jetzt machen sie das Gros der Einwanderer aus; durch Verschmelzung mit andern Nationen, durch Verbesserung ihres physischen Zustandes, durch eigenen Fleiß, erhoben sie sich in der Union zu einem Volke, das stolz ist, den Namen Amerikaner als Volks- oder Stammbenennung zu führen.

Die Franzosen auf Martinique und Guadeloupe, und selbst auf mehren westindischen, jetzt den Engländern gehörenden Inseln, das Hauptvolk, in Unter-Canada der größere Theil der Bevölkerung, und in Illinois, Michigan, Missouri, Louisiana und Maryland schon lange eingebürgert.

Die Holländer auf Curaçao, Eustaz und einigen kleinen Inseln der Antillen, auch hier und da in den vereinigten Staaten, namentlich aber im Staate Neu-York, den sie unter dem Namen: Neu-Niederland zuerst ansiedelten.

Deutsche, nach den Britten und Spaniern in Nord-Amerika am zahlreichsten, in großer Masse in den vereinigten Staaten und Ober-Canada, namentlich aber in Pennsylvanien, Neu-York, Ohio, Virginien, Indiana, Illinois und Missouri, sonst aber auch in allen Staaten und auf allen westindischen Inseln zu finden.

Die Dänen in Grönland, auf St. Thomas und St. Croix und einzeln in der Union.

Die Schweden auf Barthelemy und hier und da in den vereinigten Staaten; der jetzige Staat Delaware wurde ursprünglich von ihnen angesiedelt, und auch in Pennsylvanien und den Jerseys waren die Schweden die ersten Anbauer.

Die Russen auf der Nordwestküste, vom Eismeere an bis herab nach Bogeda, in einzelnen Niederlassungen.

Portugiesen in Nord-Amerika gar nicht.

Juden auf den englischen und holländischen Inseln, in den vereinigten Staaten, namentlich aber in Süd-Carolina und dem Staate Neu-York, so wie in den Canada's zerstreut.

Neger und deren Nachkommen gemischten Blutes, in allen Farbennüancen, machen die Hauptmasse der Bevölkerung Westindiens, der frühern spanischen Besitzungen, und des südlichen Theiles der vereinigten Staaten.

Mestizen, die Nachkommen von Weißen und Indianerinnen, namentlich in Guatemala und Mexico und den westlichen Staaten der Union.

Nord-Amerika, bereits bevölkert genug, um zur Erhaltung seiner Macht einer von außen kommenden Vermehrung entbehren zu können, verdankt außer seinem eigenen Zuwachs nur noch zwei europäischen Ländern das Steigen seiner Bevölkerung: Großbrittanien und Deutschland, und unglaublich ist es, wie bedeutend die Zahl der Einwanderer aus jenen Staaten, seit 1783 gewesen ist. Nach Buchanan's Berechnung (siehe dessen lesenswerthe Schrift **Emigration practically considered. London, 1828.** p. 36) haben seit 1783 bis 1828 aus Großbrittanien eine und eine halbe Million

Menſchen ſich in Nord-Amerika niedergelaſſen, unter dieſen wenigſtens eine Million Irländer, 250.000 Engländer und eben ſo viele Schotten. Nach offiziellen, vom britiſchen Unterhauſe zum Druck beförderten, Dokumenten betrug die Geſammtzahl derer, welche von 1812 bis 1821 nach den vereinigten Staaten auswanderten: von Irland 30.653 Seelen, von Schottland 4.727 und von England 33.608 Seelen. Außerdem wanderten in dieſen Jahren nach den britiſchen Beſitzungen in Nord-Amerika aus: von Irland 47.223, von England 23.783, von Schottland 19.971, zuſammen 90.977 Seelen. Folglich betrug die Geſammtzahl der Auswanderer aus Großbritanien und Irland nach Nord-Amerika in den 10 Jahren 1812—1821, 159.965 Seelen (Encyclopaedia americana by Fr. Lieber. 1830. Vol. IV. p. 492). Nach William Irwing ſind nach den britiſchen Beſitzungen in Nord-Amerika, in den Jahren 1821 — 1829 99.394, nach dem britiſchen Weſtindien 16.142 Menſchen ausgewandert. In Quebec allein landeten im Jahre 1829 gegen 18.000 Seelen, und in den erſten neun Monaten des nächſten Jahres 47.708 Einwanderer. (Allg. Preuß. Staatszeit. 1831 Nov. 28.) Im Jahre 1830 kamen allein nach Ober-Canada 67.000 Individuen aus Großbritanien, meiſtens aus Irland. Eine Quebeker Zeitung berichtete im Jahre 1830, daß der Zuwachs der Bevölkerung, welche die britiſchen Provinzen in Nord-Amerika und den vereinigten Staaten ſeit 1816 von Europa durch Einwanderung erhalten haben, nicht weniger, als im Durchſchnitt jährlich auf 35.000 Seelen, oder für die verfloſſenen 14 Jahre im Ganzen auf 490.000 Seelen angeſchlagen werden könne. (Encyclop. americ. Vol. IV. p. 492.) Seit 1830 hat ſich die Zahl der Einwanderer bedeutend vermehrt, auch die der Deutſchen verdoppelte und verdreifachte ſich, und von 1831—1836 kann man jährlich im Durchſchnitt 80.000 Seelen in Nord-Amerika, aus allen Ländern Europa's, annehmen.

b) Die Deutſchen in Nord-Amerika.

Beinahe 200 Jahre waren ſeit Entdeckung des nördlichen Feſtlandes durch die beiden Cabot vergangen, als auch die Deutſchen, zurückgehalten durch kirchliche Streitigkeiten im ſechzehnten und verheerende Kriege im ſiebzehnten Jahrhundert, zuerſt Theil an den, von den Europäern in der neuen Welt gegründeten Koloniſirungen nahmen, und zwar unter Vermittlung von William Penn, welcher auf ſeinen Reiſen in Deutſchland von ihrem Fleiße, ihrer Sparſamkeit und ihrem muſterhaften landwirthſchaftlichen Betriebe ſich anſchaulich zu überzeugen oft Gelegenheit gehabt hatte. Von der britiſchen Regierung für langjährige Forderungen mit einem großen Landſtrich belehnt, welcher noch jetzt von ihm ſeinen Namen führt, war er ſogleich darauf bedacht, dieſe reiche Einöde durch Deutſche urbar machen zu laſſen, und ſie dadurch im Werthe und Preiſe unendlich zu erhöhen. (Braun's Amerika, p. 152 u. ff.) In Deutſchland hatte ſich, wie in England, eine nicht unbedeutende Partei gebildet, welche, wie ein Jahrhundert früher, der urſprüngliche Proteſtantismus gegen die Hierarchie des Pabſtes proteſtirte, und die dieſem genommene Gewalt und Einkünfte dem Fürſten und deſſen weltlichen Beamten übertrug, um als neue Proteſtanten nicht nur gegen dieſe kirchliche Güter-Metamorphoſe und gegen jede kirchliche Autorität, ſondern bald auch gegen jede politiſche Autorität ſich wandten, und geſtützt auf mißbrauchte oder verkehrt angewandte Ausſprüche der Bibel, eine radikale Reform der Kirche, nach Anleitung dieſes Buchs verlangte, und gegen die neugeſchaffene, weltliche Hierarchie ebenſo proteſtirend auftrat, als dieſe vorhin gegen die katholiſche Hierarchie ſich erhoben hatte. Die übergroße Hitze des religiöſen Zeitalters wurde bedeutend abgekühlt; aus dieſen

Protestanten gegen den Protestantismus, aus diesen kirchlichen Radikalreformern gingen nun alle die verschiedenen Secten des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts hervor, welche man gewöhnlich, da sie nicht selten in dunkle Ideen sich vertieften, „Mystiker," oder weil sie eine besondere Frömmigkeit und Gottesfurcht zu begründen strebten, „Pietisten" nannte, die aber, da sie sich gegen das Ansehn und die Herrschaft der weltlichen Hierarchie erhoben, von dieser fast eben solche Verfolgungen und Bedrückungen zu erdulden hatten, als diese zuvor von der geistlichen Hierarchie. Ueberall gedrängt, und bei weltlichen Großen, denen sie keine neue Gelegenheit darbieten konnten, durch reiche Kirchenpfründen ihre Einkünfte abermals zu vergrößern, eines Hauptpunkts ermangelnd, auch durch ihre Uebertreibungen ihre eigene Sache alles höhern Schutzes und Beistandes selbst verlustig erklärend, wanderten diese, vom herrschenden Protestantismus verfolgten Protestanten, nachdem sie nirgends in Europa die Ansichten ihres überspannten religiösen Eifers realisirt sahen, scharenweise dem neuen Kontinent zu, in dessen Wüsten keine Macht der Erde die praktische Durchsetzung und Begründung der von ihnen verfochtenen Ansichten zu wehren im Stande war. Am Gestade des Delaware, der Susquehannah und des Ohio winkte denen, die in dem alten Vaterlande sich verspottet und gekränkt, verfolgt und zurückgestoßen gesehen, eine neue Heimath, und kaum hatte W. Penn, mit 20 Schiffen voll Ansiedler, am 1. Nov. 1682 sein neues Reich im Westen betreten, als er schon bedacht war, durch Aufforderung ihm gleichgesinnter Schaaren aus Deutschland, den Werth seiner neuen Kolonie zu erhöhen. Unter Leitung des 1650 zu Sommershausen unweit Limburg in Franken gebornen Doctor juris Franz Daniel Pastorius, sehen wir schon am 20. August 1683 die ersten Deutschen in Philadelphia anlanden, und unter ihrem Führer, der nicht nur das Amt eines Friedensrichters, sondern auch eines Religionslehrers geraume Zeit hindurch bei ihnen bekleidete, sämmtliche Gleichgesinnte von Penn, am 24. Oktober 1685 die jetzt blühende Landstadt Germantown gründen, und sich hier eben so sehr durch ihren Fleiß, als durch ihren musterhaften, sittlichen Lebenswandel auszeichnen. Bald folgten ihnen Scharen Gleichdenkender und gleich ihnen in Deutschland verfolgter und verspotteter Brüder und Schwestern nach, und besonders trieb die, zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts von den Franzosen planmäßig betriebene Verwüstung der Pfalz, wozu sich wenige Jahre darauf die heftigsten Religionsbedrückungen gesellten, jährlich viele Tausende verfolgter und zu Grunde gerichteter Protestanten aus diesem schönen aber unglücklichen Lande nach Amerika, und hier vorzugsweise nach Pennsylvanien.

Der Fleiß, die Ausdauer und der musterhafte Betrieb des Landbaues, wodurch sich die in Pennsylvanien niedergelassenen Deutschen vor allen Ansiedlern aufs Rühmlichste auszeichneten, bewog die Gouverneure der benachbarten britischen Provinzen, Emissäre nach Deutschland zu senden, um auch diese „fruchttragenden Bienen" in ihre Provinzen zu locken. (Braun's Amerika p. 163.) Diese Emissäre, welche später auch von englischen und holländischen Kaufleuten im südlichen Deutschland gehalten wurden, um friedliche Bewohner zur Auswanderung nach Nord-Amerika zu verleiten, und mit ihnen viele Schiffe zu befrachten, versprachen den in der Welt- und Länderkunde gänzlich unerfahrnen Deutschen goldene Berge. Jeder in Deutschland leibeigene oder zins- und herrendienstpflichtige Bauer sollte in Amerika ein Edelmann werden, dem der König von England die schönsten, einträglichsten Rittergüter, von Schwarzen bebaut, unentgeldlich verliehe; ein solches Land, wie Amerika, gebe es in der ganzen Welt nicht; auch wolle der König jeden Kolonisten auf seinen Schiffen ohne Vergütung hinüber fahren lassen. Da war Keiner, der diesen armen Bethörten die Augen öffnete, der ihnen zugerufen hätte, „daß Amerika das Land des

Schweißes und der Arbeit sey," und erst nach großen Mühen und angestrengtem Fleiß in einen heitern Garten umgewandelt werden könne, und durch solche Verführungskünste abgefeimter Werber verleitet, denen der verruchte, in der Pfalz geübte Religiosdruck trefflich zu statten kam, geschah es, daß im Jahre 1709, in der Pfalz und am Rhein überhaupt, ganze Gemeinden nebst ihren Predigern ihre Heimath verließen, um nach Amerika hinüber zu gehen. In demselben Jahre trafen 32.468 Deutsche in London ein, hoffend dort die Erfüllung der ihnen zugesagten Verheißungen zu finden, sahen sich aber betrogen und enttäuscht, und obwohl die britische Nation sich dieser Unglücklichen mit lobenswerther Wohlthätigkeitsliebe annahm, dieselben auf der Schwarzen-Haide in verschiedene Lager vertheilt, und dort auf königliche Kosten verpflegt wurden, so sahen doch nur Wenige von diesen Kolonisten das gelobte Land Nord-Carolina, dem die Meisten als dem Ende ihrer Drangsale hoffend entgegen harrten. Die einseitige und kurzsichtige Politik des damaligen britischen Ministeriums, statt sich durch so eine bedeutende Anzahl von Kolonisten, welche von Kindheit auf in Fügsamkeit wohl eingeübt waren, in den Kolonien einen festen Halt- und Stützpunkt zu verschaffen, sendeten diese deutschen Bauern, die zur Kolonisirung eines Landes am besten geeignete Volksklasse, in den armseligsten Umständen nach Deutschland zurück. Ueber die Hälfte von ihnen, siebenzehntausend, fanden in England ihr Grab, oder wurden den Wellen zur Beute. Nach Irland wurden 4.000 gesandt, und nahe bei Arbella und Adair, und unweit der Stadt Rath-Keale, liegen noch vier ausschließlich von den damals hierher gesandten Pfälzern bewohnte Ortschaften. 1.600 sollten die Klippen der Scilly Inseln anbauen, wurden aber auf die Protestation der Einwohner, daß sie sich selber kaum ernähren könnten, nebst ihrem Prediger, Augsburgischer Konfession, nach Deutschland zurückgeführt, und eben diese Rückreise mußten 3.584 Katholiken antreten, die ihrem Glauben nicht entsagen wollten. Nur ein kleiner Theil, nicht ⅓ des Ganzen, ungefähr 5000, durften im folgenden Jahr, 1710, nach Neu-York und Carolina absegeln, und erreichten das Ziel ihrer Kolonisirung, doch nicht ihrer Leiden, denn so ersprießlich auch die Einwanderung fleißiger Landleute dem damals noch wenig bevölkerten Lande gewesen wäre, so sehr wurden sie durch die überspannten Forderungen des habsüchtigen Gouverneurs Robert Hunter von Neu-York, und des alle Kanäle des Reichthums gern in seine Tasche leitenden Grundherrn Livingston, auf dessen Gebiet sie sich niederließen, niedergedrückt. Die Familie Livingston erwies sich bei der Ankunft der Pfälzer so wenig liberal gegen diese, daß sie jeder Familie nur 10 Morgen bewaidetes Land zur Urbarmachung, gegen einen jährlichen Kanon von Dienstgefällen, voll engherziger Kärglichkeit, anweisen ließ, und kaum war diese Abgabe bestimmt, als auch der Gouverneur Hunter auftrat, und im Namen des Königs die sich auf 150 — 200.000 Thaler belaufenden Ueberfahrtskosten in Anspruch nahm, und die Ansiedler verpflichtete, dieselben durch Theer- und Hanflieferungen abzuverdienen. Die armen Pfälzer, jetzt übler daran als im Vaterlande, wurden durch diese doppelten Forderungen des unersättlichen Grundbesitzers und des gierigen Gouverneurs hier ganz zu Boden gedrückt, und unter solchen Umständen ihr Aufenthalt am Hudson nicht mit Erfolg gekrönt; dazu kam, daß unsere Pfälzer sowohl von der Theerbereitung als dem Hanfbau nichts verstanden, und durch Abgaben gedrängt, nicht zu Kräften kommen konnten, so daß der Gouverneur sich endlich bewogen fühlte, ihnen die noch rückständigen Ueberfahrtskosten zu erlassen. Im Livingstoner Walde des Cantons Columbia hatten die Pfälzer bereits mehre Dörfer, als Germantown, damals German- oder East-Camp, auch wohl Palatinetown, oder schlechthin the Camp, Lager, Niederlassung, genannt, Thaerbusch, Ancram und andere Orte angelegt, und doch verließen sie diese, mit großer Anstrengung aus der Wildniß hervor gezauberten

Ortſchaften, nicht im Stande, den gräßlichen Vampyrismus ihres unbarmherzigen Grundherrn länger auszuhalten, und warfen ſich in die Arme der, von ihnen früher ſo ſehr verabſcheuten Indianer, indem ſie ſagten: ſie hätten nun das Leben unter civiliſirten Völkern von ſolch einer Seite, in ſolch einem Grade kennen lernen, daß es ihnen völlig zum Ekel geworden wäre; „lieber unter den rohen, allein unverdorbenen Wilden todt, als unter den in allen Künſten der Bosheit und Schalkheit wohl einſtudirten Civiliſirten lebendig!“ Mit dieſen Empfindungen verließen gegen einhundert funfzig Familien im Jahre 1713 die hier angelegten Anſiedelungen, und wandten ſich gegen 100 engliſche Meilen weſtlich zu den Mohawks, einem am Scoharieflusſe lebenden Indianerſtamme. Mit dieſen Naturmenſchen, die ihnen eine bedeutende Strecke Land zur Anſiedlung abtraten, lebten ſie zehn Jahre in behaglicher Eintracht und gutem Vernehmen, richteten ſich mit unſäglicher Mühe im rauhen Walde Wohnungen ein, und verwandelten, unter Hunger und Kummer, einen ſehr bedeutenden Theil des unter ihrem kräftigen Arm gefallenen Waldes in freundliche Saatländer und Wieſenauen (Mühlenberg's Nachr. v. d. evang. Gemeinden ꝛc. Fortſ. XI. S. 974). Doch auch hier verſcheuchte die Armen der verruchte Geiſt einer habſüchtigen, nimmerſatten Kaſte. Gouverneur Hunter, erbittert, daß ſie das, ſo weit entfernt liegende Land am Scoharie von einem Indianerſtamme ſich erwarben, ohne zuvor ſeine Genehmigung unterthänigſt einzuholen, auch wohl lüſtern nach den bereits mit blühenden Saaten prangenden Fluren, welche der unermüdete Fleiß der Pfälzer aus der, von den Mohawks ihnen abgetretenen öden Wildniß in wenigen Jahren hervorzuzaubern verſtanden, ſuchte jetzt die durch vereitelte Hoffnung von Gewinn und gekränktem Stolz doppelt geſteigerte Erbitterung an den Deutſchen zu rächen, und trat, nachdem er den rechten Zeitpunkt dazu wohl berechnet, mit der Ausführung ſeines von graſſer Gewinnſucht ihm eingegebenen ſataniſchen Planes hervor, indem er ihnen plötzlich anzeigte: „er habe das von ihnen angeſiedelte Land, worauf ſie damals ſchon ſieben Dörfer angelegt, an ſieben vornehme Kaufleute in Neu-York und Albany verkauft, von denen ſie daſſelbe entweder wieder zu kaufen oder zu pachten ſuchen, oder widrigenfalls es ſogleich ohne alle Vergütung für aufgewandte Kulturkoſten verlaſſen müßten.“ (Braun's Amerika p. 178.) Dieſe abgefeimte Tücke erfüllte die Pfälzer mit wüthendem Ingrimm, denn das ihnen von dem Mohawks abgetretene Land war deren erb- und eigentliches Stammland, und ſchon während des Aufenthalts der Pfälzer in England, im Jahre 1709, wo einige Abgeſandte der Maqua- oder Mohawk-Nation in London am Hofe der Königin Anna eintrafen, die damals das hier aufgeſchlagene Lager der Deutſchen beſahen, ſchenkten ſie jenen den ihnen zugehörigen Strich am Scoharie, wie es hieß, für die Deutſchen (ſ. Mühlenberg's Nachr. Fortſ. XI. p. 974); daß leider ſo oft praktiſch begründete Loſungswort: „Gewalt geht vor Recht!“ bewährte ſich auch hier. Die armen Pfälzer ihrer durch ſauern Schweiß urbar gemachten Ländereien beraubt, wollten nicht abermals Knechte der Mächtigen, noch ihre Herrendienſt- und Zehntpflichtigen, mit Einem Worte, ihre „moderniſirten Sklaven“ werden. „Der Gott, der uns über die Tiefen des Meeres und durch die Stürme deſſelben ſicher geleitet, der uns während dreijähriger, von der bevorrechteten Livingſton'ſchen Familie erduldeten Erpreſſungen und Ausſaugungen in Thaerbuſch gnädig erhalten, der wird auch ferner gnädig über uns walten und uns führen, daß wir endlich in's erſehnte Land der Freiheit gelangen, und hier die Früchte unſers Fleißes für uns und unſere Familien in ungeſtörter Ruhe genießen, und nicht ſchwelgenden und praſſenden Müßiggängern wie in Neu-York abzugeben gezwungen werden. Wohlan Brüder, laßt uns nach Pennſylvanien ziehen, nach jener Provinz, die ein Mann gegründet, der unverdorben von dem jetzt faſt Alles mit ſich fortreißenden Luxus, nicht in der Ausübung

kalter Gebräuche einer wenig erwecklichen Staatsreligion, sondern im treuen Glauben an den Weltversöhner, und in ungeheuchelter Liebe zu allen Menschen das wahre Christenthum sucht und wirklich findet.“ So sprachen die ältern Freiheit suchenden Seelen der Pfälzer zu Scohary, und als sie sich im Jahr 1723 fast sämmtlich, mit Ausnahme einiger an Geist und Körper Schwachen und Kränklichen, aufmachten, das Land verlassend, welches sie von den Mohawks erhalten, und mit sauern Schweiß während eines Zeitraums von zehn Jahren urbar gemacht, als sie nun durch eine ungebahnte tiefe Wildniß, von mehr als 200 englischen Meilen, sich einen Weg bahnen mußten, ehe sie Tulpehoccon an der Swattara, einem Flusse, der sich unweit Middletown in die Susquehannah ergießt, in Pennsylvanien, das heiße Ziel ihrer Wünsche erreichten, da zeigten sie sich abermals als Männer voll hoher Thatkraft und bewundernswerther Ausdauer, die es nicht bei bloßen Worten bewenden ließen, sondern der Freiheit wahrhaft würdig waren (Braun's Amerika ꝛc. p. 183). Der jüngere Theil der Deutschen, durch „Geld und Branntwein“ die Aristokratie Neu-Yorks auf deren Seite gebracht, beurkundeten sich als „blinde Kämpen der Geldaristokratie und des Feudalismus“, und zogen es vor, lieber als elende, armselige Pächter und Miethlinge ihr Leben hinzuschleppen, und das von ihnen urbar gemachte Land von der Geldaristokratie in Pacht zu nehmen, als nach Tulpehoccon auszuwandern, erreichten aber auch nie einen so blühenden Wohlstand, als ihre nach Pennsylvanien gezogenen Brüder, für die nun bald Zeiten der Ruhe und Fülle eintraten. Die schauerliche Wildniß wandelte sich, unter ihren kräftigen Axtschlägen und ihrer die Erde auflockernden Pflugschaar, in liebliche Gefilde. Sparsamkeit, Fleiß, warme Religiosität und andere treffliche, häusliche und moralische Eigenschaften zeichnen noch bis auf diesen Tag ihre Nachkommen vor allen übrigen Bewohnern aufs Musterhafteste aus, und neben ihren angestammten Sitten haben sie auch die Sprache ihrer Voreltern aufrecht erhalten. Mögen auch sie, von keinem verderblichen Neuerungskitzel verblendet, treu den Sitten ihrer entschlafenen Vorfahren, gleich jenen, ihre Pilgerschaft mit Ehre und Ruhm gekrönt vollenden!

Noch trauriger ging es dem kleinen Häuflein der nach Nord-Carolina gewanderten deutschen Kolonisten. Auch ihre Zahl schmolz bedeutend, bevor sie das Land ihrer Wünsche erreichten, und im gelobten Lande, wie es damals genannt wurde, mußten sie mehr noch, als in Deutschland und der Schweiz, unter dem drückenden und aussaugenden Joche der Nachkommen jener acht hartherzigen und habgierigen Grundbesitzer seufzen, denen König Karl II. diese Provinz verliehen, und sie auf Kosten der Krone mit großen Privilegien begabt hatte. Von diesen Grundbesitzern wurden unsere Deutschen gerade auf solche Punkte gestellt, wo sie den Angriffen der Indianer am meisten ausgesetzt waren, um gleichsam die Vorposten und Schutzmauern gegen diese zu bilden. Wohl erfahren in der Bereitung des Traubensaftes und im Ackerbau, waren sie leider der Kriegskunst unkundig und erlagen daher, als im Jahr 1712 die Tuscarora, Coree und andere damals in Nord-Carolina hausenden Indianer, mit großer Uebermacht auf sie hervorstürzten, in einer Nacht 137 Kolonisten ermordeten (Graham's History etc. II. 176), und wahrscheinlich die ganze Kolonie aufgerieben haben würden, hätten sich nicht einige der überfallenen Pflanzer wie durch ein Wunder der Vorsehung dem überall lauernden Feind entzogen, die Kunde des Ueberfalls schnell über das Land verbreitet, alle Waffenfähige zusammen gezogen und, durch Hülfe aus Süd-Carolina unterstützt, den Feind mit beträchtlichem Verlust weit zurückgeworfen. So rauh und dornenbestreut auch die, den Deutschen in Nord-Carolina und Neu-York vorgezeichnete Bahn war, mit so vielem Elend und Ungemach dieselben auch dort zu kämpfen hatten, um ein Land urbar zu machen, daß mit so vielen Waldungen und Morästen bedeckt war, dennoch verzagten sie nicht, sondern

ſetzten muthig und voll Vertrauen auf eine höhere Vorſehung, das Angefangene ſtandhaft fort. Zwar ſchweigen von den ſtillen, ohne Kanonendonner und Schlachtengeſchrei, gelegten Anfängen der Kultur faſt alle unſere Geſchichtſchreiber, und doch kann dem eigentlichen Bürgerſtande wohl nichts mehr Beachtung und Theilnahme einflößen, als ein Werk, das ganz von ihm ausgegangen, das blos von ihm geleitet wurde, und wo er nicht als ein dem Lockhammel folgendes Schaf hinter Trommel und Trompete, ſondern als leitender und ſelbſtſtändig eingreifender Theilnehmer und Gründer erſcheint. Dank daher dem Dr. Braun in Deenſen, der in ſeinem Werke: „Amerika und die moderne Völkerwanderung," uns eine Geſchichte der Anſiedlung in Nord-Amerika gegeben, wie wir bis jetzt noch nicht beſaßen, und der namentlich die Geſchichte der Deutſchen in dieſem Werke ſo ausführlich behandelt, daß wir mit Bewunderung und Stolz auf die ſeltene Ausdauer und den unerſchütterlichen Fleiß unſerer, hier im Vaterlande früher gedrückten, dort aber erſt das Leben ſich mühſam mit Art und Pflug erkämpfenden Landsleute blicken!

Um dieſelbe Zeit, im Jahr 1716 (Sidon's die vereinigten Staaten ꝛc. II. 231), wurden auch unter Leitung eines ehemaligen ſchwediſchen Offiziers, von Aaronsburg, der unter Karl XII. gedient und eine Würtembergerin geheirathet hatte, die erſte deutſche Kolonie in Louiſiana gegründet. Die Koloniſten, größtentheils aus Elſaß und Würtemberg, ſiedelten ſich, ſechs franzöſiſche Meilen oberhalb Neu-Orleans, im Kirchſpiel St. Charles, in einer Gegend an, die deshalb noch jetzt Coté des Allemands, German Coast, genannt wird. Ihre Nachkommen befinden ſich im Wohlſtand und geben noch bis auf dieſen Tag durch ihre beibehaltene Sprache und ihre Phyſiognomie ihre Abkunft ſogleich zu erkennen (Duvallon Schilderung v. Louiſiana ꝛc. Vorr. XVIII).

Unter den erſten Anſiedlern der weſtlichen Welt genießen die Deutſchen des beſten Rufes, und noch jetzt ſtehen ſie hier unter allen den verſchiedenen Koloniſten nach dem rühmlichen Zeugniſſe anglo-amerikaniſcher Schriftſteller (Encyclop. americana etc. IV. 492), oben an. Durch ihre Freiheitsliebe, ihre Achtung der Menſchenrechte, ſelbſt bei der von ſo manchen Egoiſten verachteten Negerrace, zeichnen ſie ſich vorzüglich aus, und ſie waren es, von denen zuerſt, bald nach ihrer Ankunft in Pennſylvanien, 1688, die Behauptung ausging: „die Sklaverei ſey mit den Grundſätzen des Chriſtenthums unvereinbar (Graham's History etc. II. 460)." Um dieſe, von den Weißen ſo tief herabgewürdigte Menſchenklaſſe, ſo wie um die gleichfalls verachtete und ſehr zurückgeſetzte Race der Ureinwohner, haben ſich die Deutſchen ſehr verdient gemacht, und die ehrwürdige Brüdergemeinde war es, die zuerſt in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Indianer, durch die Verkündigung des Evangeliums, für die Wohlthaten der Civiliſation und Kultur empfänglich machte (Graham etc. II. 429).

In moraliſcher Hinſicht hat ſich um die Kultur und Civiliſation der weſtlichen Hemiſphäre keine Nation größere Verdienſte erworben, als die deutſche, und in materieller ſtehen ſie jeder dort angeſiedelten Nation gleich. Pennſylvanien, Neu-York, Maryland, Virginien, Ohio, Indiana, Illinois und Miſſouri, Staaten, in denen ſie ſich am meiſten niedergelaſſen, haben ſie durch ihren Ackerbau, der den ihrer Nachbarn weit verdunkelt, zu den erſten Staaten der Union gemacht, und dadurch den wahren Grund zu Amerika's Größe gelegt, und durch ihre in Pennſylvanien angelegten Papier-, Linnen- und Tuchmanufakturen weſentlich zur Bereicherung des Landes beigetragen. Obgleich die erſten Anſiedler mit Ungemach und Elend aller Art zu kämpfen hatten, fanden ſie doch Nachfolger in Menge. Briefe an die in der alten Heimath zurückgelaſſenen Verwandten und Freunde ſetzten dieſe bald in Kenntniß, daß ſie für alle erduldete Mühſeligkeiten und Drangſale dadurch, daß ſie hier zu vollem, unbeſchränktem Eigenthum und zu wahrer individueller Freiheit, ohne allen

Beisatz von Feudalismus gelangten, sich hinlänglich entschädigt fühlten; ihre ganz der Wahrheit gemäß, in einem schlichten und ungekünsteltem Style abgefaßten Berichte von dem Leben und Treiben in der neuen Welt, waren für die unterdrückten und nothleidenden niedern Klassen so aufmunternd, daß sie, mit Ueberwindung eines ihnen angestammten Phlegma's, sich jährlich zu Tausenden aufmachten und der neuen Welt zueilten. Im Jahre 1729 betrug die Einwanderung in Pennsylvanien allein 6.200 Seelen, von denen der größere Theil Deutsche und Irländer waren, und 1742, als der Graf von Zinzendorf hier eintraf, einige Gegenden des Innern bereiste, und zum Emporkommen der hier angelegten Kolonien der Brüdergemeinde nicht wenig beitrug, war die Zahl der seit 1683 eingewanderten und gebornen Deutschen bereits so bedeutend, daß sie sich auf 100.000 Seelen belief (Hirsching's hist. lit. Handb. VII. 230 ff.). Die Auswanderungen aus der Pfalz und den Rheingegenden überhaupt, so wie aus der Schweiz, wurden von nun an immer bedeutender. Der Oberst Johann Peter Pury aus Neuenburg begab sich mit einer Schaar seiner Landsleute, denen mehre Deutsche aus andern Gegenden folgten, nach Carolina und gründete 1733 am nördlichen Ufer des Savannah, im Distrikt Beaufort, die noch jetzt unbedeutende Stadt Purysburg. Nach seiner Rückkehr in die Schweiz gab Pury einige Nachrichten über Süd-Carolina heraus, welche nachher Viele zur Auswanderung reizte. Eine der zahlreichsten Schaaren ging bald darauf, unter Führung des Landeshauptmanns Tobler und des Predigers Zuberbühler von St. Gallen, nach Nord-Carolina ab. Das Jahr 1732 gewährt uns in der Auswanderung der aus kurzsichtigen Bigottismus vertriebenen Salzburger nach Georgien, ein Seitenstück zur Auswanderung der Pfälzer (Panse Gesch. d. Ausw. ꝛc. 188). Unter Leitung des Baron von Reck trafen in jenem Jahre 116 vertriebene Salzburger in Georgien ein und gründeten zwei Städte, Alt- und Neu-Ebenezer, und in den nächsten Jahren folgten ihnen so bedeutende Züge, daß hier bald zwei deutsche Kirchen augsburgischer Konfession errichtet werden konnten. Im Jahre 1734 folgten ihnen 400 Auswanderer aus Zürich, unter Leitung des Predigers Götschi von Salatz, von denen aber nur Wenige, nach vielem ausgestandenen Ungemach, Pennsylvanien erreichten. Im Herbst 1749 kamen, nach Mühlenberg (Nachr. v. d. evang. Gemeinden ꝛc. Forts. V. p. 125), blos in Philadelphia 25 Schiffe an, auf denen sich 7.049 Deutsche befanden, die ungerechnet, welche unterwegs starben. Im Herbste des folgenden Jahres war, nach demselben Berichterstatter (Nachr. ꝛc. Forts. VI. 369), die Einwanderung der Deutschen wieder eben so stark, als das vorhergehende Jahr, und 1751 war die Einwanderung aus der Pfalz, dem Durlachschen und Würtembergischen so bedeutend, daß in Philadelphia allein 22.000 Seelen eintrafen, die ungerechnet, die nach Neu-York oder Neu-Schottland sich begaben. Besonders stark waren die Auswanderungen nach Amerika aus den Rheingegenden und der Schweiz in den Hungerjahren 1770 und 1771. Der Befreiungskrieg, in welchem England zur Bezwingung seiner empörten Kolonien von einigen deutschen Fürsten Truppen miethete, oder vielmehr per Kopf mit 30 Thalern kaufte, brachte ebenfalls viel Deutsche ins Land, und nach geschlossenem Frieden, 1783, blieben allein von den braunschweigischen Truppen 1.200 Mann und 7 Offiziere in Amerika zurück, und von den übrigen hierhergesandten anspachischen, waldeckischen, anhältischen und insbesondere hessischen Truppen blieben gleichfalls eine sehr bedeutende Zahl zurück, die wir (Braun's Amerika ꝛc. p. 208) wenigstens auf siebentausend Seelen berechnen dürfen. Die unfreiwillige Hereinsendung deutscher Truppen nach Amerika hatte die Folge, daß nach der Rückkehr derselben der Auswanderungsgeist auch in Gegenden geweckt ward, wo er früher tief geschlummert hatte, nämlich im Hessischen. Im Braunschweigischen ward der Auswanderungstrieb durch

eine Verordnung vom 29. März 1784, bei Verlust des Vermögens nicht nach Amerika zu gehen, wieder in seine vorigen Grenzen zurückgewiesen, und Sachsen brachte drei Mandate, von 1764, 1771 und 1772, welche ein Feind der Auswanderung noch im Jahre 1831 auf den Verfasser dieses Werkes angewandt wissen wollte, nach welchen Jeder, der zur Auswanderung verleitet, wenn es auf dem Lande geschieht mit zweijährigem, in der Stadt bis mit fünfjährigem, und wenn viele Familien darnach auswandern sollten, mit zehnjährigem Zuchthaus, ja nöthigenfalls mit dem Strange bestraft werden solle!

Nach beendigtem Revolutionskrieg, 1783, nahmen zwar die Auswanderungen nach Amerika, die während des Krieges in Stocken gekommen waren, wieder ihren Anfang, waren aber bis Ende des Jahrhunderts nicht mehr so bedeutend als früher, da in dieser Zeit der Zug der Auswanderung sich mehr nach Rußland, Gallizien, Siebenbürgen und Ungarn richtete.

Das neunzehnte Jahrhundert beginnt mit einer der wichtigsten und anziehendsten Kolonisirungen, der Versetzung der würtembergischen Harmoniegesellschaft unter Rapp an den Großen-Conaqueneſſing in Pennsylvanien, für uns Deutsche eine der interessantesten Erscheinungen, die wohl verdient, daß wir dieselbe am Schlusse dieser Einleitung ausführlicher beleuchten, da sie uns lehrt, wie durch Beharrlichkeit, Fleiß und Religiösität, selbst bei geringen Mitteln, Großes ausgeführt werden kann. Aehnliche Unternehmungen, doch von weniger glänzendem Erfolg, wurden von jener Zeit an fast jährlich unternommen. Dufour von Montraux bei Vevay und Ger Obousſier gründeten 1805 die Schweizerkolonie und Stadt Neu-Vevay in Neu-Schweizerland, Staat Indiana und eine Menge pennsylvanische Deutsche siedelten sich in Kentucky, Tenneſſee und Illinois an. Die Einwanderung aus Deutschland, welche schon begann lebhafter zu werden, wurde durch die von Napoleon verordnete Kontinentalsperre beschränkt und hörte später, während des Krieges zwischen England und der Union, fast ganz auf, erwachte dagegen nach dem Pariser Frieden mit verstärkter Kraft. Besonders im Jahre 1816 waren die Auswanderungen aus Deutschland stark und wurden auf 17.000 Seelen geschätzt; noch bedeutender im Hungerjahre 1817, wo gegen 30.000 Deutsche aus der Pfalz, Würtemberg, Heſſen und der Schweiz in die Union einwanderten. Aus Würtemberg allein waren, nach Venturini (Chronik des 19. Jahrhunderterts Band XVI. p. 335), im Jahre 1817: 16.000 und 1818: 9.000 Menschen ausgewandert. Im Jahre 1818 segelten allein an 30.000 Menschen Mainz vorüber den Rhein hinab (Gall's Auswanderung Th. 1 S. 12), zum Beweise, daß die Theuerung des vorhergehenden Jahres nicht die einzige Ursache des Auswanderns gewesen, und im folgenden Jahre war der Strom der Auswanderung noch fast eben so stark. 1818 wurde in Bern eine Kolonisationsgesellschaft gestiftet und 1819 dieselbe unter Galls, Steigers und Reichenbachs Leitung auf zwei Schiffen nach Amerika geführt, wo sich die Kolonisten aber bald zerstreuten. Eben so wenig Erfolg hatte das Unternehmen des Amtsraths Ernſt zu Almenſtedt bei Hildesheim, der eine fast 300 Köpfe starke Gesellschaft nach Vandalia in Illinois führte; Plätzers und Bromme's Gesellschaft, größtentheils Heſſen und Würtemberger, die 1821 in Baltimore landete, zerstreute sich ebenfalls, ein Geist der Vereinigung war nicht zu finden! Mittlerweile richteten sich die Züge deutscher Auswanderer, gelockt durch lobpreisende verführerische Darstellungen, nach Brasilien, Buenos-Ayres, Columbia und Mexico, wo sie aber großentheils nicht das erwartete Glück, sondern nicht selten selbst ihre billigsten Hoffnungen bitter getäuscht fanden. Vom Jahre 1825 an, wo die Ueberschwemmungen des Rheins aufs neue momentane Noth unter Tausende brachte, begannen die Auswanderungen, die von 1821 bis dahin nur unbedeutend gewesen waren,

vom Neuen, und wurden, namentlich im Badenſchen, ſo Aufſehen erregend, daß die großherzogliche Regierung ſich genöthigt ſah, neue geſchärfte Gebote dagegen zu erlaſſen. Dieſem Beiſpiele folgte die würtembergiſche Regierung bald nach, und unter ähnlichen Umſtänden ward dies Verbot im Jahre 1826 auch im Großherzogthum Heſſen erneuert; deſſenungeachtet mehrte ſich die Auswanderungsluſt und der Andrang nach holländiſchen, franzöſiſchen und deutſchen Häfen, bis 1830 gingen durchſchnittlich jährlich 10.000 Seelen, von da bis 1834 jährlich 16—20.000 Auswanderer aus Deutſchland nach Nord-Amerika ab; 1835 minderte ſich die Zahl bis auf 8.000; 1836 aber wurde der Andrang wieder bedeutender, und in Neu-York, Philadelphia, Baltimore und Neu-Orleans landeten allein 23.432 Deutſche.

Jetzt umfaßt die deutſche Bevölkerung Nord-Amerika's eine Seelenzahl von mehr als einer und einer halben Million, die folgendermaßen vertheilt ſind:

In Pennſylvanien	550.000	Seelen.
„ Ohio	270.000	„
„ Virginien	125.000	„
„ Maryland	80.000	„
„ Nord-Carolina	55.000	„
„ Neu-York	50.000	„
„ Süd-Carolina	40.000	„
„ Illinois	25.000	„
„ Miſſouri	20.000	„
„ Indiana	20.000	„
„ Tenneſſee	20.000	„
„ Kentucky	15.000	„
„ Michigan	15.000	„
„ Alabama	10.000	„
„ Louiſiana	8.000	„
„ Georgien	8.000	„
„ Neu-Jerſey	5.000	„
„ Miſſiſſippi	5.000	„
„ den übrigen Staaten zerſtreut . .	5.000	„
Zuſammen in den vereinigten Staaten	1.326.000	Seelen.

Hierzu kommen noch:

In Neu-Schottland	19.000	„
„ Neu-Braunſchweig	8.000	„
„ Ober-Canada	20.000	„
„ Nieder-Canada	5.000	„
„ Neu-Fundland, Labrador, Grönland und am rothen Fluß	5.000	„
„ den mexicaniſchen Freiſtaaten	10.000	„
Auf den weſtindiſchen Inſeln	8.000	„
	1.401.000	Seelen.

Außer dieſen leben in Nord-Amerika noch mehr als 100.000 ſogenannte Iriſch-Deutſche, welche von Deutſchen und deren Nachkommen abſtammen, ſich aber ihrer Abſtammung ſchämen, obgleich ſie ihre ſchlechte Ausſprache des Engliſchen hinlänglich verräth und die in der hier gelieferten Ueberſicht nicht mit aufgenommen ſind, und doch wagen einige geographiſche und ſtatiſtiſche Schriftſteller, welche auf's Genaueſte ausgerechnet haben, wie viel europäiſche Sprachen in Amerika geſprochen und von wie vielen Individuen dieſe geredet werden, zu behaupten „Deutſch werde in Amerika

gar nicht geredet, während mehr als Hunderttausende von Deutschen noch jetzt dort kaum zehn Worte im Englischen richtig zusammen zu setzen wissen!

Die in einem großen Theile Deutschlands überhand nehmende Noth, die Bedrückung von Seiten Höhergestellter, die Allmacht des Beispiels anderer Nationen, die in Amerika blühende Kolonien besessen und mit betriebsamen Menschen zu bevölkern und zu civilisiren suchten, und günstige Berichte einzelner nach Amerika ausgewanderter Landsleute, haben in Deutschland den Trieb zur Auswanderung erweckt, und wahrlich: Uebervölkerung, Hoffnung des Gewinns und Gedeihens, die steigende Noth im Vaterlande, vielfältig erfahrene Täuschung und jahrelanges vergebliches Harren nach Verbesserung, sind Gründe genug, die Menschen fortzutreiben und zu bewegen, jenseits des Meeres ein neues Vaterland sich zu erringen, was immer auch unsere gut gepflegten Moralisten, Priester und Beamte dagegen sagen mögen. In Würtemberg erwachte der Instinkt zur Auswanderung am ersten, pflanzte sich auf die Schweiz fort und zog sich von dort an beiden Seiten des Rheins hinab. Die beiden Hessen, Franken und später Sachsen haben aus ihren fleißigen Familien reichliche Beiträge geliefert; Preußen und Schlesien blieb nicht zurück und selbst die Westphalen, bei denen vorzugsweise Heimathsliebe zu Hause ist, und denen es an Bodenfläche zur Urbarmachung nicht fehlt, fingen seit den letzten Jahren an, sich nach reichern Segnungen der Natur zu sehnen, als der magere Sandboden ihres Vaterlandes ihnen darbot. Der Mensch hatte zu viel gelitten, und in ihm war die Ahnung von einem ihm gebührenden Zustande mächtig erwacht, wenn auch dieser Zustand nicht von Allen mit gleicher Klarheit erkannt wurde, und Viele nur dem Triebe einer mißverstandenen Demagogie folgten: das gewohnte Alte war ihnen nicht mehr das einzig Mögliche; sie wollten nicht mehr im Ueberlieferten ohne Prüfung fort vegetiren, sondern Neues versuchen, nachdem es ihnen mit Wahrscheinlichkeit etwas Besseres versprach; sie wollten nicht mehr in dem Angewohnten, sondern im Vernunftmäßigen die Richtschnur ihres Handelns finden, und fingen an zu begreifen, daß sie bestimmt wären, freie Erdenbürger zu seyn und es sich nicht erlauben dürften, sich und die Ihrigen die Vortheile zu berauben, welche aus dem Erwerb eines unbeschränkten Eigenthums und aus dem Leben unter persönlich freien, ihre Angelegenheiten selbst verwaltenden Menschen, entstehen würden. Fern von allen diesen oft überspannten Hoffnungen finde ich, nach eigener Ueberzeugung, daß nur der erleichterte Landerwerb, verbunden mit schützenden Gesetzen, und der Wegfall aller hindernden Gewerbsschranken das Glück ist, was ein deutscher Auswanderer in Amerika finden kann, und deshalb wird Amerika noch Jahrhunderte der Zufluchtsort Aller seyn, die in Europa mit Riesenschritten der Verarmung entgegen eilen.

Tausende, die mit überspannten Erwartungen nach Amerika hinübersegelten, fanden sich dort bitter getäuscht und sahen nur zu spät ein, daß für sie im väterlichen Hüttchen, obgleich es nur ein Eigenthum von wenigen Spannen bedeckte, ein gewisseres Glück zu finden war, als in den weiten Fluren und Waldungen der neuen Welt, und zu spät erlangten sie die Ueberzeugung, daß der Brosamen in der Wirklichkeit ein reelleres Gut ist als die Persische Tafel in der Einbildung! Trotz aller Schriften über die westliche Welt ist Amerika dem Deutschen immer noch ein fremdes falsch gewürdigtes Land, in welchem jeder die Bilder seiner Phantasie glaubt realisiren zu können, und deshalb kommt es, daß die Meisten bei ihrer Ankunft sich getäuscht finden, daß ihre Erwartungen nicht befriedigt werden, daß sie mit Trauern an die verlassene Heimath zurück denken, der sie zu leichtsinnig den Rücken gekehrt! Durch falsche Vorspiegelungen verlockt, glaubt ein großer Theil der deutschen Auswanderer im transatlantischen Reiche durch Nichtsthun Reichthümer, ein ruhiges, sorgenfreies Leben ꝛc. erringen zu können, und vergessen, was schon viele unpartheiische Menschenfreunde ihnen zuriefen, daß Amerika kein poetisches Arkadien ist, wo ewiger Frühling blüht, oder ein

Paradies, welches alle Bedürfnisse ohne Mühe und Arbeit in größter Fülle darbiete; vergessen, daß der Schweiß überall das Maaß menschlicher Glückseligkeit, und Amerika vorzüglich das Land des Schweißes und der Arbeit sey!

Die in neuerer Zeit von Tausenden mit Liebe ergriffene Auswanderungs-Idee der Deutschen verdient näher beleuchtet zu werden, und welches Werk eignete sich zu dieser Beleuchtung wohl mehr als das vorliegende, dessen Zweck ist, eine ausführliche Schilderung der größten Hälfte des Welttheils zu liefern, nach welchem die moderne Völkerwanderung ihre Schritte gewendet hat! Die Zeiten, wie sie jetzt sind, wo trübe Wolken den bürgerlichen Horizont verdüstern, ermuntern wahrlich nicht, das Aeußerste abzuwarten, und Jeder, der sein und der Seinigen Wohl bedachte, rüstete sich, die alte Welt mit der neuen zu vertauschen; der mit jedem Jahre mehr schwindende Wohlstand bewog seit Jahren ganze Massen, sich dem allgemeinen Auswanderungszuge anzuschließen, und so kam es, daß Deutschland seit 1831 gegen 50.000 der noch Mittel habender Staatsbürger der neuen Welt zusegelten, überzeugt, daß dort, bei gleichem Fleiße, ihnen eine heitere Zukunft lächeln, daß dort ihre Familien, statt ihnen Last und Sorgen zu machen, die Quellen ihres Wohlstandes werden könnten. Tausende von Deutschen wandern nach den vereinigten Staaten und Canada, dort eine neue Heimath zu gründen und um ihren Nachkommen durch vernünftige Anwendung ihrer Kräfte eine hoffnungsvollere Zukunft zu bereiten, als sie daheim hätten erringen können. Eingenommen von Amerika, als einem Eldorado, bekümmert sich aber leider nur der kleinste Theil jener Auswanderer vorher um die wirklichen Verhältnisse Amerika's und glaubt schon genug gethan zu haben, wenn er sein Bündel schnürt und der neuen Welt, auf Besserung seiner Lage hoffend, zusteuert! So natürlich und achtungswerth auch nun dieses Streben nach Verbesserung des physischen Zustandes ist, so darf und sollte doch der Entschluß der Auswanderung nicht das Werk einer aufgeregten Einbildungskraft, noch irgend einer Leidenschaft, die den alten Erdtheil momentan in Schatten stellt, sondern der Ueberlegung und Vernunft seyn, welcher weder das Gute noch Bedenkliche des Unternehmens sich verschweigt und Alles treu und unpartheiisch sich vorlegt und abwägt. Man darf sich insbesondere nicht verhehlen, daß jede Auswanderung von einem angebauten in ein unangebautes Land an und für sich schon und von Haus aus von gewissen unvermeidlichen Uebeln begleitet wird, die man im Schooße der Civilisation nicht kennt und ahnt und die man wohl beherzigen muß, ehe man den Lockungen seiner Phantasie folgt. Hat man sich aber einmal für Auswanderung entschieden, dann muß man aber auch recht fest dazu entschlossen und ein Mann von unerschütterlichem Charakter seyn, der sich durch Schwierigkeiten nicht entmuthigen läßt, sondern es nimmt wie es kommt und das Unternehmen kraftvoll durchführt! Wer diese Kraft aber nicht in sich spürt, wer nicht alle Schwierigkeiten, die sich ihm entgegen stellen können, schon im Voraus erwogen hat, wer vorzüglich aber dem Phantom einer mißverstandenen Freiheit nachjagt und sich einem feindlichen Elemente anvertrauen will, um das Feenland aufzusuchen, das reizend und herrlich vor seiner Phantasie, nirgends aber in der Wirklichkeit liegt, dem rathe ich, selbst wenn er schon im Begriff wäre, das Fahrzeug zu besteigen, das ihn der fremden Welt zuführen soll, eine schleunige Flucht zurück ins Vaterland nicht für zu spät zu halten, und nicht nach Seifenblasen zu haschen, die, wenn er ihrer habhaft werden sollte, in ihr Nichts zerspringen.

Wir wollen das Gute, was Amerika, namentlich aber die nordamerikanischen Freistaaten dem Auge des unbefangenen Beobachters darbieten, nicht verkennen, da manche herrliche Einrichtung von dort nach Europa zurück gepflanzt werden könnte, und um gerecht zu seyn, die Vortheile aufzählen, durch welche fortwährend Ansiedler aus Europa nach dem wichtigsten Theile Nord-Amerika's gezogen werden: die Verfassung des

ganzen Staatenkörpers sowohl als der einzelnen Glieder, welche ihn constituiren, ist im Ganzen vortrefflich, und mit Hinzufügung großer Verbesserungen, die theils der Zeitgeist, theils die Natur der Demokratie anrieth, eine Nachahmung der Englischen, die, wie der scharfsinnige Montesquieu bemerkt, selbst nur für eine Kopie von der Verfassung der alten Germanen, wie sie uns Tacitus schildert, angesehen werden muß. Nirgends gewährt das Gesetz den Menschenrechten eine stärkere Brustwehr gegen Gewalt und Tyrannei; nirgends ist bürgerliche Freiheit gegen jeden Angriff gesicherter. Keine Spur von Feudal-Regierung, keine politische Scheidewand der Stände, keine Leibeigenschaft, keine Frohnen, keine Zehnden, keine Jagdgerechtigkeiten; Jeder ist von dem Lande, das sein Schweiß urbar machte, vollkommen Herr; der Fluß, der es bewässert, die Minen, die er darin findet, sind sein unantastbares Eigenthum. Kein Priester-Despotismus (selbst nicht mehr in Mexico), weil der Staat nirgends Priester besoldet, und weil die Geistlichen von den Gemeinden abhängen, die sie zu ihrem Hirten ausersehen, sie bezahlen und, wenn sie das Unglück haben, ihnen zu mißfallen, sie mit andern vertauschen können; also auch kein Gewissenszwang, keine aufgedrungene Glaubensformel; es herrscht in jeder Rücksicht (mit Ausnahme von Mexico und Guatemala) die vollkommenste Religionsfreiheit, und der selbst von Friedrich dem Großen in seinen Mémoires de Brandenbourg als wahr anerkannte Satz, daß die Aufsicht über den innern Menschen ganz außerhalb der Grenzen einer guten Regierung liege, ist nirgends so sehr in seinem ganzen Umfange gedacht und angewendet worden, als von den Washingtons, Franklins, Bowdoins u. a., die nach den denkwürdigen Ereignissen in Boston (siehe Elsners Geschichte der vereinigten Staaten) die Stifter der nordamerikanischen Unabhängigkeit wurden. Die Presse ist völlig frei, und hier darf die Zunge das, wozu sie die Natur bestimmte, das Organ des Herzens, seyn. Die Abgaben sind überall ungemein mäßig und nur wenige von ihnen sind direkt zu nennen. Es giebt keine Zünfte, die Regsamkeit des Bürgers erliegt unter keinem Drucke, und Jeder kann ein beliebiges Geschäft betreiben, oder mit demselben wechseln, wenn das alte nicht mehr nährt. Hierzu kommen die mannigfaltigen Zweige der Industrie, die in keinem Lande der Welt sich solcher Verbesserungen zu erfreuen hatten, der bis jetzt so gewinnvolle Handel, und die Aussicht, seinen Kindern, wenn man nur halbweg vom Glück begünstigt wird, ein hinreichendes Auskommen zu hinterlassen, und sie ohne große Mühe vortheilhaft zu versorgen; weshalb auch hier viele Kinder, besonders da sie die kostbaren Arbeiter ersetzen, hier als ein wahrer Reichthum angesehen werden. Hierzu kömmt ferner für den Ehrgeizigen der Reiz, der in dem Gedanken liegt, daß er, wenn er sich durch seinen Kopf auszeichnet, Einfluß in die Regierung, die so ganz demokratisch ist, erhalten und sich zu den ersten Staatsämtern emporschwingen könne. Diese letztern Vortheile sichern die Gesetze einem Jeden, der in Amerika naturalisirt ist, und seinen Eid als Bürger geleistet hat. Allein um naturalisirt zu werden, wozu früher blos ein Aufenthalt von zwei Jahren im Lande erforderlich war, macht es ein Gesetz von 1795 zur ausdrücklichen Bedingung, daß man sich fünf Jahre in den Freistaaten aufgehalten haben müsse, nach deren Verfluß man sich bei dem nächsten Gerichtshof zu melden und Zeugnisse seines Wohlverhaltens beizubringen hat. Diese scheinbare Strenge gegen Ausländer datirt sich aus einer Periode, in welcher sich unter den Einwanderern viele unruhige Köpfe befanden, die von den extravaganten Ideen der französischen Demagogen ergriffen waren und für die Ruhe des ohnehin in Partheien getheilten Staatenvereins nicht anders als sehr gefährlich seyn mußten. Außer diesen könnten wir hier noch eine Menge anderer, theils natürlicher, theils politischer Vortheile, die Amerika seinen Einwanderern verspricht, aber nicht immer gewährt, aufführen, die, gleich den Farben, mit welchen Iris ihre Pfade im Gewölk bezeichnet, leuchten und, wenn man sich ihrer bemächtigen will, öfters ver-

ſchwinden. Was nützt es aber, ihrer zu erwähnen, wenn wir unſern Landsleuten nicht die Gewißheit geben können, ſie zu beſitzen? oder, wiegen etwa die Verheißungen der Möglichkeit die Leiden der Wirklichkeit, die ſo zahlreich, ſo zerſtörend für Lebensglück und Familienruhe ſind, ſo ſehr auf, daß ſie ihnen an die Seite geſtellt werden, daß ſie dieſelben vergeſſen machen könnten? Der Weg nach Amerika iſt für Tauſende der Eingang zu einem guten Leben, aber er führt durch die Schreckniſſe des Todes. Einzelnen wird in Amerika ein Glück lächeln, was ſie in Europa nie gefunden haben würden, aber Tauſende werden dort untergehen, die zu voreilig und ohne ſich zu prüfen dem Vaterlande den Rücken gekehrt, und erſt, wenn durch vernünftig geleitete Auswanderungen und durch gemeinſchaftliche Niederlaſſungen dort für Deutſche geſorgt wird, werden die Deutſchen dort eben ſo gedeihen als engliſche und ſchottiſche Anſiedler und die Harmoniten in Rapps Kolonie, ohne durch Religionszwang gebunden zu ſeyn!

Allgemein iſt man heutiges Tages darüber einverſtanden, daß der Charakter der Völker nicht blos von moraliſchen Principien und ihren zurückwirkenden Reſultaten, den Geſetzen, der Staatsverfaſſung, der feſtgeſtelten Religion, der Erziehung und dergleichen, beſtimmt und individualiſirt werde, ſondern daß auch die phyſiſchen Eindrücke, welche ſie erhalten, daß auch das Klima, unter welchem ſie leben, einen großen Antheil daran habe; die Mehrheit in einem Lande (das Volk) wird mehr oder weniger ein Produkt des Klimas, und nur das Individuum, das ſeine höhern Zwecke ſchärfer ins Auge zu faſſen und zu würdigen verſteht, zerbricht dieſe Ketten und ſeine Handlungen ſind rein menſchlich und frei. Das veränderte Klima hat durch ſeine unaufhörlich wiederholten Einwirkungen Veränderungen in dem Charakter aller in Amerika angeſiedelten europäiſchen Nationen hervorgebracht, und aus ihnen ein neues Volk: Amerikaner gebildet, und nur die Deutſchen, welche ſich in Amerika niedergelaſſen haben, ſcheinen eine Ausnahme von dieſer Regel zu machen, denn ſelbſt bei denjenigen, welche am längſten daſelbſt angeſeſſen ſind, namentlich aber in Pennſylvanien, welches zur größten Hälfte deutſch iſt, findet man die urſprünglichen vaterländiſchen Charakterzüge und Sitten wieder, und wenn ſie ja einige Veränderungen erlitten haben, ſo ſind dieſe ſo unbedeutend, daß ſich zwiſchen den amerikaniſchen und europäiſchen Deutſchen kaum einige leichte Unterſchiede feſtſtellen laſſen. Die Deutſchen ſind nicht geeignet, ihren Charakter ſchnell zu verändern; die Natur mag ihnen liebkoſen oder um ſie ſtürmen, ſie ſind Eichſtämme, die ihren Eindrücken widerſtehen und die ſie entwurzeln muß, wenn ſie ihr in dieſem Zuſtande nicht gefallen. Ihre härtere Organiſation umgiebt ſie gleichſam mit einer Rinde, welche die Natur langſam zu zerſtören hat, bevor es ihr gelingt, in ihr Inneres einzudringen und ehe die Veränderungen, mit welchen ſie umgeht, zu Stande kommen, verfließen Jahrhunderte. Die Deutſchen ſind weniger empfänglich für phyſiſche Eindrücke als ihre europäiſchen Nachbarn, und die bürgerliche Verfaſſung der deutſchen Staaten hat weſentlich dazu beigetragen, das natürliche Pflegma der Deutſchen noch zu vermehren, indem ſie den Unterſchied der Stände zu ſcharf beſtimmte, und die gegenſeitige Annäherung, noch mehr aber das Emergiren aus einem niedern in einen höhern Stand oft unglaublich erſchwerte. Ehemals mochte dieſer Druck die Schultern, auf welche er fiel, verwunden, jetzt iſt ihn der Sohn vom Vater, vom Großvater her gewohnt und er ſchmerzt nicht mehr. Dies hat einen verderblichen Schlendrian im Volke, d. i. unter den niedern Ständen, als der Maſſe, zur Folge gehabt, der einen Jeden noch gerade ſo viel thun läßt, als er den Vater thun ſah, und als zum Erwerb des Geldes nöthig iſt, denn nur bei dieſem Schalle klopft noch das matte Herz. Auch der Britte, der Franzos, der Italiener ſeufzte unter der Härte des Feudalſyſtems, aber den erſten ſpornte das ſeiner Nation eigne Ehrgefühl, den zweiten Eitelkeit, den dritten Leidenſchaften, glühend und aufbrauſend, wie ſein Veſuv, die engen Schranken zu durchbrechen und ſich auf ſonnigere

Höhen emporzuſchwingen. In dem kälteren Gemüth der Deutſchen waren jene Leidenſchaften gemäßigt; viele kennt er nicht einmal, z. B. das Gefühl ſeines bürgerlichen Werthes, oder das politiſche Ehrgefühl, das man unter den niedern Ständen vergebens ſucht, und ſo erhielt das Phlegma, aus welchem er ſich hätte herausarbeiten ſollen, immer neue Nahrung. Während ſich alſo durch jenes muthige Streben der genannten Nationen gemeinnützige Kenntniſſe in die niedern Volksklaſſen verbreiteten, ſtehen die letztern in Deutſchland in der That noch auf einer ſehr tiefen Stufe der Kultur, und nirgends gibt es des Gemeinen ſo viel, als bei uns. Alle drehen ſich im behaglichen Kreiſe des Gewohnten, und nirgends findet das Neue mehr Widerſpruch, als in Deutſchland, weil man nirgends weniger Luſt hat, neue Kräfte daran zu ſetzen, als hier. Was ſoll denn alſo die Natur in dieſen leeren trägen Seelen verändern, wenn ſie nach Amerika kommen? Ach, ſie kann nichts, als dieſe Trägheit ſelbſt umwandeln; ſie kann nichts, als die ſchlafenden Kräfte wecken, daß ſie ſich geſtalten und zum muntern Spiele zuſammenſtimmen; anſtatt zu verändern, muß ſie erziehen, und das kann ſie ohne einen leitenden Verſtand nimmer. Das Charakteriſtiſche, was die Deutſchen in Nord-Amerika auszeichnet, wird von ihnen mit deſto größerer Hartnäckigkeit beibehalten, da ſie die Sitten der Völker, welche ſich mit ihnen in jene fruchtbaren Flächen getheilt haben und mit ihnen eine Heerde, ein eigenes Volk ausmachen ſollen, fortwährend mit mißtrauiſchen Augen betrachten. Die Habſucht und der hochſtrebende Geiſt ihrer engliſchen Nachbarn eckelt ſie an, die Verachtung und Härte, deren Opfer ſie gleich nach ihrem Eintritte wurden, hat ihre Gemüther von ihnen entfernt, die Argliſt, mit welcher ſie aus ihrer dummen Ehrlichkeit die größten Vortheile zu ziehen verſtanden, empörte ſie; was blieb ihnen übrig, als ſie an einander zu halten und Alles, was irgend eine Gemeinſchaft zwiſchen ihnen und ihren Nachbarn veranlaſſen konnte, ſorgfältig zu meiden? Wozu konnte ſie der Trotz, welchen ſie ihnen entgegen ſetzten, ſtärker antreiben, als zu der Feſthaltung der Sitten ihrer Väter, beſonders da ſie, als die Minorität, auf keine andere Weiſe ſich zu helfen und zu rächen wußten?

Auch ſelbſt die Religion trägt dazu bei, daß jene Charakterveränderung erſt in einer entfernteren Folgezeit erwartet werden muß. Die gemeinen Deutſchen, ſie mögen Katholiken oder Lutheraner ſeyn, ſind in ihrem Glauben noch ſehr bigott, und im ſüdlichen Deutſchland, aus welchem Nord-Amerika die meiſten deutſchen Einwanderer zieht, iſt dies noch mehr der Fall, als im Norden. In den nord-amerikaniſchen Staaten hat jede Sekte freie Religionsübung. Die engherzigen Deutſchen, obgleich ſelbſt die Schöpfer einer Menge von Sekten, befinden ſich hier unter Menſchen, deren bloßer Name ſie ſchon bei ihrer nichtverſtandenen Liebe zu ihrer Religion zittern macht. Wenn Menſchen von dieſer Art in einem Staate herrſchen: ſo ſind ſie intolerant und grauſam; wenn ſie nicht mehr Rechte beſitzen, als Andere: ſo ſchließen ſie den Bund unter einander um ſo enger, und ſuchen durch eine treue Anhänglichkeit an die Sitten ihrer Väter, in welchen ſie ihr beſchränkter Verſtand oft die ganze Tugend finden läßt, das gefürchtete Gift der fremden Lehren von ſich entfernen. Genau in dem letztern Falle befinden ſich die Deutſchen in Nord-Amerika, und die gebildeten Einwanderer der letzten Jahre ſind noch nicht zahlreich genug und zu ſehr verſtreut, um einen Einfluß auf die alten Anſiedler ausüben zu können. Wenn nun auch oben bemerkt worden iſt, daß ein neues Klima die Wirkung eines ältern ſchnell verändert, ſobald die Unterſchiede zwiſchen beiden ſtark ſind und mächtig und leicht durch die Sinne empfindbar werden müſſen, gilt dieſes nicht von den beiden Klimaten, von welchen dieſe Deutſchen das eine vormals hatten, das andere jetzt haben. Zwar wohnen ſie, der Wahrheit nach, in Breitengraden, welche dem Aequator näher liegen, als die in ihrem alten Vaterlande, aber darum ſind in jenen die Strahlen der Sonne weder brennender, noch die Luft ausgedehnter, als in dieſen, und man kann annehmen, daß diejenigen,

welche in Amerika zwiſchen dem 38. und 40. Grad nördlicher Breite wohnen — und da wohnen die meiſten — im Allgemeinen kein anderes Klima haben, als diejenigen, die in Deutſchland unter dem 48. Grade leben. Nur in den ſüdlicheren Theilen Nord-Amerika's, wo ein Tropenklima herrſcht, und in den ſüdlichen Gegenden der vereinigten Staaten hat das Klima, obgleich es an plötzlichen Uebergängen von großer Hitze zu einer ſchneidenden Kälte nicht fehlt, an Wärme ſo viel gewonnen, daß alle Verſchiedenheiten zwiſchen ihm und dem deutſchen Klima auffallender ſeyn müſſen, allein hier iſt die Zahl unſerer Landsleute noch im Verhältniß zu klein, und die daſelbſt Angeſiedelten haben ſich größtentheils erſt ſeit Kurzem dort eingefunden, ſo daß die Veränderungen, welche durch die Einwirkungen des Klima im Charakter vorgehen, an ihnen noch nicht ſehr bemerkbar ſeyn können. Die Natur kann alſo hier, da die Verſchiedenheiten zwiſchen beiden Klimaten nicht ſo ſehr in die Sinne fallen, wenn ſie Veränderungen in dem Charakter der nord-amerikaniſchen Deutſchen hervorbringen ſoll, nicht anders als mit einer ungewöhnlichen Langſamkeit operiren, und wenn ſie nicht von andern Umſtänden unterſtützt und begünſtigt wird, ſo werden in einem Jahrhundert die amerikaniſchen Deutſchen noch nicht viel anders ſeyn, als ſie gegenwärtig ſind. Bisher hat die Staatsverfaſſung Amerika's noch nicht viel gethan, um den Charakter der Deutſchen anders zu geſtalten, oder vielmehr, die Deutſchen verſtanden es nicht, dieſelbe für ſich zu benutzen. Sie ſichert Jedem den Genuß der höchſten bürgerlichen Freiheit zu, aber eben dieſe Freiheit iſt von den letztern bisher nur als das beſte Mittel, das bleiben zu dürfen, was ſie von Alters her waren, geliebt und benutzt worden; und ſelbſt der Antheil, welchen ſie an der Staatsverwaltung haben, iſt von dieſen Phlegmatikern nicht mit der Wärme ergriffen worden, welche er verdiente; ein neuer Beweis, daß derjenige, der herrſchen ſoll, erſt zum Herrſcher reif ſeyn müſſe. Was aber die Erziehung betrifft, ſo iſt dieſe, wie wir weiter unten zeigen werden, unter den Deutſchen in Amerika noch nicht zu einem ſo erfreulichen Zuſtande gediehen, daß ſich wohlthätige Veränderungen in dem Charakter der Deutſchen von ihr erwarten ließen.

Die Deutſchen in Nord-Amerika ſind, wie wir bereits wiſſen, größtentheils aus den ſüdlichen Gegenden ihres alten Vaterlandes dorthin eingewandert. Vor ihnen ging der Ruf der Arbeitsliebe, der Ordnungsliebe, des Gehorſams voraus; und daher ſind nicht nur Privatperſonen ſehr begierig, ſie in ihre Dienſte zu bekommen, und ziehen deutſche Dienſtleute jedem Andern vor, ſondern einzelne Staaten ſuchten die Zahl ihrer deutſchen Anſiedler zu vermehren, da ſie ſahen, wie durch ihren Fleiß und ihre Beharrlichkeit Pennſylvanien einer der erſten Staaten geworden war. Deſſen ungeachtet ſind ſie nicht in allen Staaten in gleicher Menge; der Gedanke, unter ihren Landsleuten zu leben, hat mehr Reiz für ſie, als die Einladungen der letztern. In Pennſylvanien und Ohio leben die meiſten und hier müſſen wir ſie aufſuchen, um in den Stand geſetzt zu werden, ein richtiges Urtheil über ſie zu fällen. Die andern Staaten, in welche ſich die deutſchen Einwanderer zerſtreut haben, ſind ſchon oben angeführt, und aus jener Ueberſicht erſehen wir, daß in die ſüdlichen Staaten ſich bis jetzt noch nicht viele begeben haben, und größtentheils wohl daher, weil der Anbau des Tabaks, des Reiſes, des Indigo's ganz andere Kenntniſſe erfordert, als ſie beſitzen, und ſie alſo auf's Neue lernen müſſen, was eben ihre Sache nicht iſt, beſonders wenn es mit Aufopferungen geſchehen muß, welche dieſe, nach einem baldigen Glücke begierigen, Anſiedler nothwendig ſcheuen müſſen.

Die nord-amerikaniſchen Deutſchen ſind handfeſt und von ſtarkem Gliederbau; unwahr aber iſt es, was einige Reiſende behaupten, daß die in Amerika gebornen Deutſchen ſchwächer an Kräften wären, als ihre Vorfahren! Als Landwirthe ſtehen die Deutſchen in Nord-Amerika in großem Ruf, und im Voraus verdient es angemerkt

zu werden, daß ſie ſich, wenn ſie ſich ankaufen wollen, weniger um gute Lagen, als um die beſten Ländereien bewerben, und ſich weder durch den hohen Preis, welchen man dafür fordert, noch durch ihre Entlegenheit abſchrecken laſſen. Da jedoch die letztere den erſtern vermindert, ſo kaufen ſie ſich gewöhnlich in entlegenen Gegenden an, ſobald nur ihre Fruchtbarkeit gewiß iſt. Haben ſie dieſelben in Beſitz genommen, ſo brauchen ſie ihre äußerſten Kräfte, ſie ſobald als möglich urbar zu machen. Auch verändern ſie den einmal errungenen Beſitz nicht leicht, ganz gegen die Sitte ihrer Nachbarn, der Anglo-Amerikaner, welche, von ihrer Wanderungsluſt getrieben, bald da, bald dort ein Stück Waldung roden, ein paar Ackerlande urbar machen, ein Blockhaus erbauen und das Ganze dem erſten beſten Einwanderer verkaufen, um weiter in der Wildniß von Neuem zu beginnen. Den Deutſchen iſt es am angenehmſten, wenn ſie ſolche, zum Theil ſchon urbar gemachte Ländereien kaufen können, um den Schwierigkeiten und Beſchwerden des erſten Anbaues überhoben zu ſeyn, dann ahmen ſie auch dem zwar leichten, aber in ſeinen Folgen ſchädlichen Verfahren ihrer Nachbarn, die Waldungen abzutreiben, nie nach. Anſtatt nämlich die Bäume zugleich mit den Wurzeln auszuroden, welches Schweiß genug koſtet, begnügen ſich die amerikaniſchen Landwirthe und Anſiedler, die Bäume einige Fuß über der Erde zu fällen, um die Stümpfe Feuer zu legen, um das Wiederausſchlagen derſelben zu verhindern und die Stämme, die nicht zu Einfriedigungen gebraucht werden, zu verbrennen. Die Wurzeln ſelbſt laſſen die Amerikaner in der Erde ſtehen, in welcher ſie binnen ſechs bis acht Jahren vermodern. Die Deutſchen hingegen laſſen ſich die Mühe, die Bäume mit den Wurzeln auszuroden, nicht verdrießen, und haben dann den Vortheil, daß ſie nicht nur weniger Ackergeräth zu Grunde richten, ſondern auch leichter pflügen, eggen und das Getraide leichter einerndten. Auf den Feldern bauen ſie vorzüglich Waizen, Roggen, indianiſches Korn (Mais) und Kartoffeln, und gewinnen nach und nach von dieſen Artikeln ſo viel, daß ſie den größten Theil davon in die Seeſtädte führen und verkaufen können. Flachs, Hanf und Tabak bauen ſie nur in gewiſſen Gegenden, und da auch nur ſelten mehr, als zum eigenen Verbrauch nöthig iſt.

Ganz vorzügliche Sorgfalt wenden ſie auf ihr Vieh, ganz im Gegentheil von den anglo-amerikaniſchen Anſiedlern. Die Menge deſſelben iſt auf den einzelnen Pflanzungen (Farms) gerade nicht ſehr groß, aber die Beſitzer entziehen lieber ſich ſelbſt Ruhe und Bequemlichkeit, als daß ſie daſſelbe einige Noth leiden laſſen. Wenn ſie ſich anſiedeln, ſo bauen ſie dem Vieh noch weit eher ein Obdach, als ſich ſelbſt. Die Ställe ſind mit den Scheuern in der Regel unter einem Dache, damit das Herbeiſchaffen des Futters ihnen deſto weniger Zeit raube. Dies ſind gewöhnlich ſehr große Gebäude, welche neben dem Wohnhauſe des Anſiedlers wie Rieſen neben Zwergen erſcheinen. Die Ställe ſind bequem, weitläufig und hell, im Innern herrſcht ziemliche Reinlichkeit, und ſie werden überall gut unterhalten. Sie laſſen ungleich mehr Land zu Wieſen liegen, als die anglo-amerikaniſchen Landwirthe zu thun gewohnt ſind, die ſelten an ordentliche Ställe denken, ſondern das Vieh Jahr aus Jahr ein in den Wäldern herumirren laſſen und haben ſo den Sommer und Winter hindurch vortreffliches und überflüſſiges Futter. Dies letztere wird dem Vieh in der reichlichſten Menge gegeben, und an ein Knickern dabei, wie es oft in Europa und ſelbſt unter den Engländern in Amerika gewöhnlich iſt, iſt bei ihnen nicht zu denken. Im Winter geht ihre vorzüglichſte Sorge dahin, das Vieh warm zu halten, denn ſie wiſſen, daß ſie dabei Heu, Mais und Maisblätter erſparen, und daß das Vieh, wenn es friert, bei weitem mehr frißt, als wenn es in einer behaglichen Wärme ſteht. Dieſe und andere Sorgen werden reichlich genug belohnt. Ihre Kühe geben doppelt ſo viel Milch, als die ihrer engliſchen Nachbarn, denn welchen Nutzen kann eine mit Eiszacken bedeckte Kuh geben, deren tägliches Futter kaum in einem halben Dutzend Maiskolben beſteht und etwas ſchlechtem erfrornen Graſe, daß

ſie ſelbſt unter dem Schnee hervorſuchen müſſen! und die Pferde der deutſchen Anſiedler ſind durch ihre Größe und Wohlbeleibtheit und durch die Stärke, womit ſie große Laſten fortziehen, vor allen andern kenntlich. Das nämliche gilt jedoch nicht von den Schaafen, deren Zucht bisher in Nord-Amerika faſt allgemein vernachläßigt wurde, daher auch die Wolle im Ganzen einen ſo geringen Grad von Feinheit hat, daß ſie nur zum häuslichen Verbrauche dient.

Es gibt noch manches Andere in der Landwirthſchaft der amerikaniſchen Deutſchen, wodurch ſie ſich vor andern Amerikanern auszeichnen. So iſt z. B. das Düngen bei ihnen gewöhnlicher, als bei den letztern, ob ſie gleich das beſte Düngungsmittel, den Miſt, nicht haushälteriſch genug aufſparen, ſondern einen Theil deſſelben verloren gehen oder vom Regen auslaugen laſſen, und dafür Kalk, Gyps und Mergel auf die Felder bringen. Ihre Umzäunungen, Einfriedungen (Fences), werden in dem beſten Stande erhalten und ſind hoch genug, daß die Kühe, Schaafe und Schweine ihrer Nachbarn, die im Freien weiden, nicht auf ihre Aecker kommen und denſelben Schaden zufügen können, ſo daß auch hierdurch eine deutſche Form leicht erkannt wird. Es iſt ein großer Fehler der Amerikaner, daß ſie das Holz, deſſen allzugroße Menge ihnen bei ihren Anſiedelungen allerdings ſehr unwillkommen ſeyn mußte, zu gering achteten und es auf die nutzloſeſte Weiſe verſchwendeten, woher es auch kommt, daß viele Landwirthe jetzt ihr nöthiges Bau- und Brennholz aus großen Entfernungen herbei zuſchaffen haben und ihr Zugvieh durch den beſchwerlichen Transport zu entkräften genöthigt ſind, und daß ſich ſogar in manchen Gegenden bereits wirklicher Mangel an dieſem Bedürfniß zeigt, der es zu ungeheuren Preiſen hinantreibt. Den deutſch-amerikaniſchen Landmann trifft dieſer Vorwurf jedoch nicht. Sie gehen mit ihrem Holze ſehr haushälteriſch um und erſparen erſtlich eine große Menge deſſelben, indem ſie es blos in Oefen, und nicht, wie die Amerikaner engliſcher Herkunft, in Kaminen verbrennen ſo daß ſie nur den vierten Theil der Feuerung brauchen, ſondern man ſieht auch viele von ihnen ihre Holzungen da, wo es die Natur der Gegend geſtattet, ebenſo ſorgfältig einhägen, als wenn es Kornfelder wären, damit das frei herumlaufende Vieh den jungen Anflug nicht beſchädigen kann.

Was aber ihre Oekonomie vorzüglich auszeichnet, das ſind die großen nutzbaren Gärten, welche ſie, was ſie aus ihrem alten Vaterlande gewohnt ſind, dicht bei ihren Häuſern anlegen und die faſt nichts weiter als Küchengewächſe enthalten. Die Gartenkunſt befindet ſich, ſo wie die Obſtkultur, in Nord-Amerika noch in der Kindheit, doch haben beide in einigen Staaten, wie in Pennſylvanien, Neu-York und Ohio, ſchon größere Fortſchritte gemacht, und in erſterem Staate waren die Deutſchen durch ihr Beiſpiel die Lehrer der übrigen Einwohner. Vor ihrer Ankunft kannte man daſelbſt keine Gemüße, außer Rüben und Kohl; ſie aber, welche Sämereien aus Deutſchland kommen ließen, haben es bald dahin gebracht, daß ſowohl ihr eigener Tiſch, als auch die Tafeln derer, welchen ſie als Kunſtgärtner dienten, zu allen Jahreszeiten mit Gemüßen von der größten Mannichfaltigkeit beſetzt werden konnte. Sie bauen Obſt in großer Menge, und mancher Landwirth hat Aepfel- und Pfirſichgärten von 8—10 Acker Größe, nur ſollte auf die Veredlung der Arten eine bei weitem größere Sorgfalt angewendet werden. Aus ihrem Vaterlande ſind ſie gewohnt, einen Theil deſſelben zu dürren und einzuſieden, und es theils als eignen Wintervorrath aufzuheben, theils zu verkaufen, und auch die Sitte, aus den gewonnenen Aepfeln Cyder zu bereiten, haben ſie wohl nicht erſt von ihren engliſchen Nachbarn gelernt, da ſie, wie bekannt, in den ſüdlichſten Theilen Deutſchlands, beſonders am Rhein und in Würtemberg, ſeit langen Zeiten einheimiſch iſt.

Die Deutſchen ahmen den koſtſpieligen Gebrauch der amerikaniſch-engliſchen Landwirthe, ſich Knechte und Mägde, die aus der Fremde einwandern, auf Jahre zu miethen und

ſie zu beköſtigen, nur ſelten nach. Bei ihnen werden alle Feldarbeiten von ihren eigenen Familien beſorgt; es iſt alſo ein Glück, eine zahlreiche Familie zu beſitzen, und viele Kinder, über die man bei uns nur allzuoft die Väter bittere Klagen führen hört, werden hier um ſo mehr für einen Reichthum gehalten, da ſich zu den Vortheilen, welche ſie durch ihrer Hände Arbeit dem Hausweſen bringen, auch noch die Leichtigkeit, ſie ernähren und ihnen ein hinlängliches Unterkommen zu verſchaffen, geſellt. Es iſt nicht ſelten, deutſche Landwirthe zu ſehen, welche zehn bis vierzehn Kinder haben. Oft ſteht auch in den Feldarbeiten eine Familie der andern bei, und nur bei höchſt nöthigen Arbeiten, wie in der Erndte, wo es darauf ankommt, den Segen der Felder in Schnelligkeit einzubringen, werden Arbeiter von ihnen gegen guten Taglohn angenommen. Die Geſchäfte in den Gärten ſind bei den deutſchen Anſiedlern größtentheils dem weiblichen Perſonale überlaſſen.

Ihre Häuſer führen ſie im Anfange blos aus Holz auf, und gewöhnlich bleibt der erſte Anſiedler bis an das Ende ſeiner Tage in demſelben und behilft ſich, ſo gut er kann, indem er fortfährt, die Urbarmachung des Landes und die Pflege des Viehes ſein vornehmſtes Augenmerk ſeyn zu laſſen. Der Sohn hingegen, ſagen ſie, ſoll die Verbeſſerungen da fortſetzen, wo der Vater aufgehört hat, und darunter verſtehen ſie vornehmlich, daß er das ſchlechte Wohnhaus in ein beſſeres zu verwandeln Sorge tragen müſſe. Aber der Vorzug, welchen das neue erhält, beſteht keineswegs in höherer Schönheit, ſondern in größerer Feſtigkeit, indem es von Steinen erbaut wird, und in etwas mehr innerer Bequemlichkeit. Uebrigens ſind dieſe Häuſer zum größten Theile klein und unanſehnlich und nehmen ſich neben den großen, wirklich prachtvollen Scheuern übel genug aus. Sie ſind gewöhnlich mit Schindeln gedeckt, das Aeußere aber auch oft, wie bei engliſchen Landhäuſern, mit Tiſchlerarbeit verziert. Das Innere derſelben iſt genau ſo, wie man es in den Bauernhäuſern Deutſchlands ſelbſt ſieht. In keinem derſelben findet man einen offenen Kamin, wie in den Wohnungen der engliſchen Landleute, ſondern an ihrer Stelle große viereckige Oefen, welche zwar auf das Auge keine angenehme Wirkung hervorbringen, aber nicht nur Holz erſparen, ſondern auch eine gleichmäßige Wärme in allen Theilen des Zimmers verbreiten. Alle Oefen im Hauſe communiziren mit einem einzigen Rauchfange, ein Umſtand, welcher dieſe Wohnungen auf's Neue von den der engliſchen Anſiedler unterſcheidet. von denen eine jede zwei Rauchfänge hat. In den Zimmern der Deutſchen ſucht man aber vergebens jene Nettigkeit und Eleganz, welche man in den Zimmern engliſcher Landwirthe findet, welche letztere nicht blos wie jene leben, ſondern mit Geſchmack leben wollen, und keine Koſten ſcheuen, wenn auch nicht immer modiſche, doch niedliche Meubles anzuſchaffen. In einem deutſchen Zimmer in Pennſylvanien ſteht in einer Ecke der große Ofen, in der andern ein breiter Tiſch. An der ganzen Wand läuft eine hölzerne Bank hin; hölzerne Stühle ſtehen hin und wieder. Tiſch, Bank, Stühle, alles iſt roth angeſtrichen. Ueber dem Tiſche iſt ein Brett an der Wand befeſtigt, worauf die Bibliothek des Anſiedlers, die aus der Bibel, dem Geſangbuch und etwa Arndt's Paradiesgärtlein, Bagatzky's Schatzkäſtlein und einem Rechenknecht, den Kalender nicht zu vergeſſen, beſteht — aufgeſtellt iſt. Alles wie bei uns auf dem Lande! Auch in ihrem übrigen häuslichen Leben ſind ſie in ihren alten Sitten getreu. Ihre ſo gerühmte Sparſamkeit geht oft in Kargheit über, denn ſie verſagen ſich, nur mit dem Nothwendigſten zufrieden, alle Bequemlichkeiten des Lebens, um den Mammon — in alten Strümpfen aufzuheben. Im Eſſen ſind ſie erſtaunlich frugal, leben aber deſſen ungeachtet zehnmal beſſer, als in Deutſchland, da ſie einen Ueberfluß an Nahrungsmitteln haben. Die engliſchen Anſiedler tadeln ſie, daß ſie zu viel vegetabiliſche und zu wenig animaliſche Nahrung zu ſich nehmen und dadurch die Kräfte ſchwächen, welche ihnen zu ihrer harten Arbeit ſo unentbehrlich ſind. Allein wenn man dieſen Tadel näher unterſucht: ſo liegt wohl nur

ſo viel darin, daß ſie, wie alle Deutſche in Deutſchland, kräftige Gemüße lieben und nicht ſo ausſchließend, wie die Engländer nach einer bekannten Nationalſitte, den Genuß des Fleiſches ſuchen. Aus dieſer Vorliebe für Pflanzenkoſt entſtehen aber gewiß in Amerika ſo wenig Gefahren, als in Deutſchland. Unter den Gemüßen, welche ſie lieben, ſtehen Salat, Zwiebeln, Rüben und Kohl oben an. Sie haben auch auf ihrer Reiſe nach der neuen Welt den Gebrauch der alten, den Kohl einzumachen und Sauerkraut zu bereiten, nicht vergeſſen. Auch Milch- und Mehlſpeiſen lieben ſie und Muß von Maismehl und Klöſe ſpielen auf ihrer Tafel eine Hauptrolle. Den erbauten Waizen verkaufen ſie in der Regel bis auf den letzten Buſhel, weil ihnen der Gewinn einiger Thaler lieber iſt, als der Genuß eines kräftigen und wohlſchmeckenden Brods; ſie ſelbſt begnügen ſich mit dem zwar nahrhaften, aber weniger einträglichen Mais, aus welchem ſie ihr Brod backen. Ihre gewöhnlichen Getränke ſind Cyder, Bier, Branntwein (Whisky), vornehmlich aber Cyderäl. Im Winter, wo die Feldarbeiten ruhen, weben ſie aus Flachs Hausleinwand und aus Wolle einen Theil der Zeuge, den ſie zu ihrer Kleidung brauchen; auch viele Strümpfe verfertigen ſie aus der letztern. Anſtatt der wollenen Decken, deren ſich die Amerikaner allgemein bedienen, findet man bei den Deutſchen überall Federbetten, welche ſie ſich ſelbſt bereiten, die aber nicht zum Reinlichſten gehalten werden. Ueberhaupt vermißt man im Innern ihrer Wohnungen Reinlichkeit und gute Ordnung gar ſehr.

Ihre Vorräthe führen ſie in die Seeſtädte, wo ſie dieſelben zu ſehr guten Preiſen abſetzen; die in Pennſylvanien lebenden Deutſchen ſchaffen ihre Erzeugniſſe größtentheils nach Philadelphia, Neu-York und Baltimore, die Bewohner der weſtlichen Staaten nach Pittsburg, Cinncinati, St. Louis und Neu-Orleans. Die letztern verfahren alle Produkte zu Waſſer, die erſtern aber bedienen ſich zu dieſem Zweck ſehr großer und ſtarker Wagen, welche mit Leinwandsplanen überzogen ſind und die in der Haushaltung eines jeden Deutſchen ein ſehr nothwendiges Erforderniß geworden ſind. Sie laden oft auf einen derſelben 3—4000 Pfund und beſpannen jeden mit vier oder ſechs von ihren ſtarken Pferden, die elegant aufgeſchirrt ſind und auf deren mittelſtem ein Glockenſpiel angebracht iſt. Dieſe Fußwerke ähneln den großen Frachtwagen der Fuhrleute in Deutſchland und haben nur etwas Auffallendes für die Anglo-Amerikaner, deren Fuhrwerk ungleich kleiner und ſchwächer iſt, und in den mittlern und ſüdlichen Staaten größtentheils in einer zweiräderigen Card beſteht. Nach der Erndte, in den Monaten September und Oktober, trifft der Reiſende auf der Straße von Philadelphia und Lancaſter oft fünfzig bis hundert ſolcher deutſchen, mit Mehl beladenen Wagen in einem Tage.

Mit den Landleuten haben die Handwerker, welche ſich aus Deutſchland nach Amerika begaben, viele, ja die meiſten Züge gemein. Es ſind vornehmlich Schneider, Schuhmacher, Weber, Gerber, Schmiede aller Art, Kammacher, Fleiſcher, Bäcker, Papiermüller, Zuckerbäcker und Branntweinbrenner, welche mit Nutzen nach Amerika auswanderten. Dieſen befahl natürlich ihr Vortheil, in den Städten zu bleiben, wo die meiſte Nachfrage nach ihren Arbeiten war. Nichtsdeſtoweniger ging ihr eifrigſtes Streben dahin, an dem Ort ihres Aufenthalts angeſeſſen zu werden, und wirklich findet man auch keinen, der eine Zeit lang ſein Handwerk zu treiben Gelegenheit hatte, zur Miethe wohnen, und nur der größte Theil der Einwanderer der letzten zehn Jahre treibt ſich noch unſtät und unangeſeſſen zu ihrem eigenen Nachtheil im Lande umher. Auch der alte Stamm der amerikaniſch-deutſchen Handwerker verſagt ſich, wie die Landleute, alle angenehmern Genüſſe, alle Bequemlichkeiten des Lebens, kargen ängſtlich und werden mit dem Sparen, wenn auch alle ihre Wünſche erreicht ſind, nicht fertig. Sie ſind arbeitſam, pünktlich in ihren Verſprechungen, frugal in ihrer Lebensweiſe, billig in ihren Forderungen. Viele von ihnen haben die mechaniſchen

Geſchicklichkeiten, welche ſie aus Deutſchland mitbrachten und denen man oft in Amerika einen minder hohen Werth zuerkennt, nach ihrer Einwanderung noch durch andere vermehrt, welche dort mehr geſchätzt werden, und ihr Erwerb iſt alſo um ſo größer. In Philadelphia, Neu-York, Baltimore, Richmond, Pittsburg, Lancaſter, Charleston, Cincinnati, St. Louis, Neu-Orleans u. a. O. haben ſich eine ſehr große Menge deutſcher Handwerker niedergelaſſen und befinden ſich faſt ſämmtlich in einem erwünſchten Zuſtande.

Die Städte, welche von den Deutſchen in Pennſylvanien, Maryland, dem Staate Neu-York, Indiana, Illinois, Miſſouri, Georgien und Weſt-Virginien angelegt ſind, oder doch von ihnen in vorzüglicher Anzahl bewohnt werden, tragen ſämmtlich die Spuren der Wohlhabenheit, und namentlich zeichnet ſich Pennſylvanien darin vor allen Staaten aus. Der Reiſende weilt gern in den Orten Reading, Lancaſter, Germantown, York, Bethlehem, Harrisburg u. a. O., deren Einwohner ganz oder zum größten Theil aus Deutſchen beſtehen. Er findet daſelbſt Nettigkeit und Sauberkeit im Aeußern, einen gewiſſen Anſtand, der jedoch weit vom Luxus entfernt iſt, einfache Sitten, gute Gaſthöfe und eine liberale Behandlung in denſelben. Von den Einwohnern ſind die meiſten in ſehr guten Umſtänden, viele ſogar reich. Vorzüglich zeichnet ſich unter jenen Städten Lancaſter aus, welches die amerikaniſchen Deutſchen mit nicht geringerm Vergnügen anblicken, als die Römer ihre ſtolze Roma. Dort iſt der Ackerbau nicht die einzige Beſchäftigung der Einwohner, ſondern es gibt auch ſehr viele Handwerker und Mechaniker, unter welchen die Arbeiten der Seiler, Sattler, Weber, die wollene, baumwollene und leinene Zeuge fertigen, der Hutmacher, Schmiede aller Art und Stahlarbeiter vorzüglich geſchätzt werden. Selbſt Uhrenmacher und Goldſchmiede ſind hier anzutreffen, doch nur wenige von allen dieſen treiben ihre Geſchäfte ins Große, vielmehr rauben ſie ihm noch durch die Nebenbeſchäftigungen des Ackerbaues viel Zeit, die ſie beſſer benutzen könnten, und hiervon iſt nur die hier befindliche Gewehrfabrik auszunehmen, und einige ſechzig Korn-, Säge-, Walk-, Oel- und Hanfmühlen, die in einem Umkreiſe von dritthalb Meilen um die Stadt liegen.

Nachdem wir unſere amerikaniſchen Landsleute auf ihren Bauernhöfen, in ihren Werkſtätten, in einer Stadt, welche vorzüglich von ihrem Fleiße und ihrem Wohlſtande zeugt, aufgeſucht, und ihnen das verdiente Lob nicht entzogen haben, darf es wohl auch erlaubt ſeyn, über den Geiſt, der ſie als thätige, arbeitende Staatsbürger belebt, ein Endurtheil zu fällen. Pennſylvanien und Ohio preiſen ſich glücklich, eine ſo ungeheure Anzahl deutſcher Pflanzer zu beſitzen, beide werden deshalb von den übrigen Staaten beneidet, welche die Letztern durchgehends für die beſten Landwirthe halten. Das mag ſeyn, aber ſie können dies ehrenvolle Prädikat nur im Vergleich mit den übrigen Landbauern, die nicht deutſcher Abkunft ſind, führen. Ueberall in Amerika herrſcht eine Landverſchwendung, und ein anglo-amerikaniſcher Pflanzer, der eine Farm von 300 Acres beſitzt, erbaut auf denſelben kaum mehr als ein engliſcher Gutsbeſitzer von 50 Acres. Hieraus erſieht man leicht, daß ein Deutſcher ſich eben nicht ſonderlich anzuſtrengen braucht, um den Vorzug zu gewinnen, und ſeinen Ruf eben ſowohl, als ſein Glück zu gründen. Bei alle dem muß man ſich aber wundern, wie die Deutſchen im betriebſamen Amerika ſo in Ruf kommen konnten, daß alle Berichte ihres Lobes voll ſind, denn, haben ſie etwa die Oekonomie mit neuen wichtigen Entdeckungen bereichert? Nein! Haben ſie Vortheile, auf welche ſie die Länge der Zeit aufmerkſam gemacht haben muß, oder die ihnen unterrichtete Fremde, welche in ihre Wohnungen kamen, mittheilten, ergriffen und benutzt? Nein! Haben ſie wenigſtens die Verbeſſerungen, die ſeit mehren Decennien in Deutſchland im Gebiete der Landwirthſchaft gemacht wurden, und die ihnen, da ſo viele ihrer Landsleute alljährlich einwandern, nicht haben unbekannt bleiben können, nachzuahmen ſich befleißigt? Nein! Nun, was

rühmt man denn also an ihnen? Ihren Fleiß, der sich aber in den engen Schranken des Gewöhnlichen, des Herkömmlichen zerarbeitet; ihre Unverdrossenheit, die sich aber nur auf die Anstrengung der starken Knochen erstreckt, bei welchen der im Schlafen liegende Geist gemächlich fortschlummern kann; ihre Sorgsamkeit, die ihnen von ihren Vätern eingebläut wurde; ihre Sparsamkeit, die aber oft in Filzigkeit und Kargheit gegen sich selbst ausartet; also fast in Allem so wie unsere deutschen Bauern, und doch auf der Andern Seite so verschieden; geschickter, denn ihr früheres isolirtes Leben hat sie gezwungen, manches zu versuchen und zu schaffen, was ihre Brüder in Deutschland durch andere machen lassen. Ein Vergleich ihrer Pflanzungen mit den Bauergütern in Deutschland zeigt, daß die letztern zwar besser bebaut sind, größeren Ertrag im Verhältniß zum Areal liefern, die Besitzer der erstern aber ein genußreicheres Leben führen können, als die Bauern Deutschlands. Ihre Landwirthschaft ist bei weitem noch nicht auf der Stufe der deutschen Landwirthschaft, und doch sind sie als die besten Landwirthe in Amerika bekannt, obgleich aus ihrer Mitte nie ein Sinclair, ein Arthur Young, ein Thaer, ein Podewils, hervorgehen wird! Die beste und richtigste Schilderung der amerikanisch-deutschen Bauern lieferte Gall aus Trier, ein Mann, dessen Bericht man um so eher Glauben schenken muß, als die ganze Beschreibung seiner Auswanderung eine fortlaufende Kette von Widerwärtigkeiten, Selbsttäuschungen u. s. w. ist, und Amerika in derselben als ein Land geschildert wird, welches verlassen und nach Europa zurückkehren zu können, als Glück betrachtet werden kann. Dessen ungeachtet ist Gall's Schilderung der amerikanisch-deutschen Landwirthe von der Art, daß sie gewiß mit freudigem Herzen Jeder unterschreibt, der so glücklich gewesen, am Susquehanna oder der Juniata, oder im Monocacy-Thale die Gastfreundschaft unsrer pennsylvanischen Landsleute genossen zu haben.

Uebrigens füge ich hier noch mit besonderm Vergnügen gewisse andere Züge, welche an unsern deutschen Landsleuten in Amerika geschätzt werden, hier an, Züge, an denen wir abermals unsere Landsleute wieder erkennen: Sie sind bieder und redlich; Diebstahl und Betrug sind unter ihnen unbekannt, und nur die letzten zwanzig Jahre haben manches räudige Schaf mit in's Land gebracht, das aber auch hier, wenn es sich nicht besserte, schnell auf immer untergegangen ist. Möchten die Deutschen mit ihrer Ehrlichkeit noch einen höhern Grad von Klugheit und Vorsicht verbinden, was leider nur selten geschieht, und wenn es geschieht, öfters in zu großes verwundendes Mißtrauen ausartet, so würden sie, die selbst nie etwas veruntreuen, auch seltener den Bevortheilungen ihrer listigern Nachbarn ausgesetzt seyn. Ein anderer Zug, den mehre Reisende für Folgen ihrer Indolenz ausgeben, verdient ebenfalls rühmlich erwähnt zu werden. Fremde wünschen sich nämlich Glück, daß sie in deutschen Wohnungen von jener zudringlichen Neugierde der anglo-amerikanischen Wirthe, die nicht fertig wurden, sie über ihren Namen und Stand, über ihre Verrichtungen und den Zweck ihrer Reise auszuforschen, verschont blieben. Theilt sich ein Fremder den amerikanischen Deutschen offen mit, wird er auch stets den helfenden Freund in ihm finden, eine voreilige Neugierde hält der Deutsche dort für schimpflich.

Sie sind ruhige, friedliche Bürger, welche ihre Abgaben richtig und pünktlich bezahlen, und deren ganzes Betragen von der Art ist, daß die Beispiele von der Verhaftung oder gar von der gerichtlichen Bestrafung eines Deutschen höchst selten sind, und kommt ja einmal ein solcher Fall vor, so waren die Eingezogenen gewiß erst in den letzten Jahren eingewanderte Deutsche. (In 19 Jahren fand sich unter den pennsylvanischen Deutschen nur ein einziger Criminalverbrecher.) Unter einander sind sie sehr freundschaftlich, und helfen sich mit beträchtlichen Geldsummen auf kurze Zeit ohne Zinsen aus; doch muß der Schuldner pünktlich Wort halten, wenn er will, daß man ihm ein andermal wieder dienen soll, denn wer den Termin, an welchem er das Geld

zurück zu zahlen verſprach, einmal nicht eingehalten hat, dem leiht man ſo leicht nicht wieder. Ihre Ehrlichkeit geht ſo weit, daß man im Freiheitskriege nur Wenige ihre Schulden mit Papiergeld tilgen ſah, ungeachtet ſie dadurch viel hätten gewinnen können. Im Ganzen genommen aber hüten ſie ſich vor Schulden, und nur die äußerſte Noth kann ſie antreiben, ein Kapital aufzunehmen, um damit die Verbeſſerung ihres Glücks zu verſuchen. Von der Bereitwilligkeit einander zu unterſtützen, zeigen auch die deutſchen Geſellſchaften in Philadelphia, Neu-York, Baltimore, Lancaſter, Harrisburg u. a. O., welche ihren einwandernden Landsleuten mit Rath und Hilfe an die Hand gehen, und mehre andere wohlthätige Geſellſchaften, die in verſchiedenen Orten von ihnen errichtet ſind, wie unter andern die Verbindung von Handwerksgeſellen und Arbeitern in Philadelphia, von denen jeder monatlich einen Dollar ſteuert, um kranken Mitgliedern wöchentlich 30 Schillinge, Wittwern und Wittwen aber 30 Dollars Beiſteuer zu den Begräbnißkoſten ihrer verſtorbenen Gatten zu reichen.

Die Wolluſt iſt unter den amerikaniſchen Deutſchen ein ſehr ſeltenes Laſter, und warum ſollte dieſes nicht auch ſo ſeyn? Die Mädchen wiſſen von keinem verderblichen Luxus, der ſie antriebe, durch die Aufopferung ihrer Keuſchheit die Mittel zu erwerben, durch welche ihre Putzliebe befriedigt werden könnte. Der Orte, der Gelegenheiten, wo die Unſchuld berückt und verführt werden könnte, ſind zu wenig, und obgleich die jungen Leute nicht immer unter den Augen der Eltern ſind, und bei ihren freundſchaftlichen Zuſammenkünften öfterer Gelegenheit haben, allein zuſammen zu kommen, werden nie Ungebührlichkeiten vorfallen; ihre Unterhaltung beſteht bei ſolchen Zuſammenkünften gewöhnlich in Muſik und Geſang, denn beide Geſchlechter haben bewundernswürdige Anlagen zur Vokal- und Inſtrumentalmuſik, die ſie nach beſten Kräften ausbilden, daher auch der Kirchengeſang der lutheriſchen Deutſchen reiner, melodiſcher, erhebender iſt, als der aller übrigen Religionsparteien in Nord-Amerika. Und warum ſollte endlich der Jüngling, wenn der Trieb in ihm erwacht iſt, durch Ausſchweifungen ſeine Kraft, ſein Glück, ſeinen Frieden zerrütten wollen? Hier kann nie der Mangel an Brot ein Hinderniß der Ehen, und ein Beförderungsmittel der heimlichen, verſtohlenen Liebe werden, wie in Europa. Bei der großen Menge noch unbeſetzten Landes findet Jeder leicht ein Unterkommen, und dann kann er ſich, ohne Anſtand zu nehmen, eine Gattin wählen, und das Glück der Liebe ohne Vorwürfe genießen.

Die Liebe zum Trunk, welche früher den amerikaniſchen Deutſchen zum Vorwurf gemacht wurde, iſt faſt ganz verſchwunden, und ob ſie gleich, wie alle Amerikaner, kräftige Getränke lieben, ziehen ſie doch ihren Cyder, namentlich aber ihr Cyderäl allen andern Getränken vor. Auch den Wein lieben ſie, und beurkunden dadurch ihre Abſtammung aus den deutſchen Weinländern; Völlerei aber iſt bei ihnen verhaßt und wird mit Verachtung beſtraft. Die neuern Einwanderer halten ſich, vorzüglich wenn es ihnen nicht ſo geht, als ſie erwartet hatten, leider immer zur Whiskyflaſche, und finden öfters nur in dieſer Troſt für ihre Täuſchungen; zu welcher Klaſſe aber dieſe Unglücklichen ihrer Bildung nach gehören, ſelbſt wenn ſie aus den beſten Familien Deutſchlands ſtammen, wird wohl jeder Unpartheiiſche leicht errathen.

Deutſche von Bildung und Geſchmack, die nach Nord-Amerika hinüber ſchiffen, um ſich eine neue Heimath zu bereiten, und den Wohnungen ihrer Landsleute zueilen, kommen in der Regel größtentheils mit jenen Unglücklichen zuerſt zuſammen, und dadurch leider zu ſchnell zu dem Entſchluß, allen Umgang mit ihren Landsleuten abzubrechen; lernen die ächten Amerikaniſch-Deutſchen faſt gar nicht kennen, und kommen ſie zufällig mit ihnen zuſammen, ſo werden ſie durch deren Sprache, die nach und nach ſo verſtümmelt worden iſt, daß ſie einem Deutſchen, der das Engliſche nicht verſteht, faſt ganz unverſtändlich iſt, faſt immer, abgeſchreckt, ihre Bekanntſchaft weiter zu ſuchen.

Einige Deutsche, welche in Nord-Amerika eine Reihe von Jahren unter Anglo-Amerikanern lebten, haben ihre Muttersprache fast völlig verlernt, anderer Orten aber, wo, wie in Pennsylvanien, viele Deutsche leben, ihre Muttersprache beibehalten, sie ist aber durch beigemischte englische Worte und Construktionen so entstellt, daß man sie nicht wieder erkennt. Vorzüglich wird sie von den in Amerika gebornen Deutschen geradebrecht; denn diese werden als Kinder durch ihren Umgang mit der englischen Jugend an das Englische gewöhnt, von ihren Eltern aber deutsch angeredet. Sie vermischen daher zuletzt beide Sprachen, und die nahe Verwandtschaft zwischen ihnen hilft die Verwirrung befördern. Wenn ihnen daher ein deutscher Ausdruck fehlt, so nehmen sie ohne Bedenken den englischen dafür, und viele englische Wörter sind ihnen so geläufig geworden, daß sie dieselben zuverlässig für ächt deutsche halten. So sprechen sie vielleicht am Ende wohl beide Sprachen, aber eine so elend wie die andere. Das größte Uebel hierbei ist noch, daß die Deutschen ihre Muttersprache, da Lesen ihre Sache nicht ist, nirgends rein und unverstümmelt hören, außer in den Vorträgen ihrer Prediger, die aber nicht häufig genug sind, um Verbesserungen zu bewirken. In einigen Ansiedelungen im Alleghany- und den blauen Gebirgen, namentlich aber in Hagerstown, wird reines Deutsch gesprochen, das reinste aber in den Niederlassungen der Herrnhuter und in den neuen Ansiedelungen in Missouri und Illinois. Die Sprache der ächten amerikanischen Deutschen aber in Pennsylvanien und West-Virginien ist ein wahres Kauderwelsch, und ist ohne Kommentar fast gar nicht zu verstehen, wie folgende Proben beweisen mögen, die Schöpf in Pennsylvanien sammelte: „Ich hab' wollen," sagte ein amerikanisch-deutscher Landmann zu ihm, „mit meinem Nachbar tscheinen (join) und ein Stück geklaret (cleared) Land purtschasen (purchase). Wir hätten no daut (no doubt), ein' guten Barghen (bargain) gemacht, und hätten können gut darauf ausmachen. Ich war aber net capabel so'ne Summe Geld aufzumachen, und konnt nicht länger expekten. Das thät mein Nachbar net gleichen, und fing an mich übel zu yuhsen (use one ill), so dacht' ich, s' ist besser Du thust mit aus (to do without)." Oder: „Mein Stallion ist über die Fehnß getschumpt, und hat dem Nachbar sein' Whiet abscheulig gedämätscht," d. h. „Mein Hengst ist über den Zaun gesprungen, und hat des Nachbars Weizen ziemlich beschädigt." Es ist den Amerikanisch-Deutschen nicht genug, daß sie ganze englische Worte für deutsche auf- und annehmen, als: Schmart seyn (smart, thätig, klug), serben, geserbt haben (von to serve, dienen), sondern sie übersetzen andere wörtlich und brauchen sie so, als: absetzen, statt abreisen, sich auf den Weg machen, vom englischen set off: einen auf den Weg setzen, einen auf den rechten Weg bringen, vom englischen to put one in the road; abdrehen, sich vom Wege abwenden, von turn off: aufkommen mit einem, jemanden auf dem Wege einholen, von to come up with one. Oft nehmen sie ein gleichlautendes deutsches Wort, für ein englisches, das ganz einen andern Sinn hat, als: das belangt zu mir, das gehört mir, nach dem Englischen this belongs to me; da doch das Deutsche belangen und das Englische belong ganz verschiedenen Sinn bezeichnen. Oder: ich thue das nicht gleichen, vom Englischen I do not like that, anstatt: das gefällt mir nicht. — Doch genug, und vielleicht schon zu viel, um den Lesern einen Begriff von diesem Jargon zu geben. Es ist aber noch zu bemerken, daß man nicht blos elend spricht, man schreibt und druckt eben so erbärmlich; die Herausgeber der deutschen Zeitungen, welche gar häufig in diesem Patois geschrieben sind, entschuldigen sich damit, daß ihr Publikum, wofern sie sich einfallen ließen, eine andere Sprache zu führen, sie nicht mehr verstehen würde.

Aber, wenn auch diese Zwittersprache der Unterhaltung keine Hindernisse in den Weg legte, so ist doch der Umgang mit den in Amerika gebornen Deutschen, im Allgemeinen (denn Ausnahmen gibts überall), nichts weniger, als angenehm. Ihre

Gespräche drehen sich um die allergemeinsten Dinge; sie haben von nichts auf der Welt Begriffe, als von der Landwirthschaft, und selbst diese sind öfters sehr ungeläutert. Ihre Unwissenheit fällt um so mehr auf, und wird um so widriger, wenn man sie mit den anglo-amerikanischen Landbauern vergleicht, unter welchen manche gemeinnützige Kenntnisse verbreitet sind, und bei denen man nicht nur das Bestreben im Umgange mit Andern zu lernen, und den Kreis der Ideen zu erweitern, sondern auch ein reges, warmes Gefühl für alles, was die große Sache ihres Vaterlands angeht, entdeckt. Man findet selbst englische Klassiker und Journale, wenn auch nur in Bruchstücken, bei ihnen. Gern geht man daher mit ihnen um, und wenn man nicht aus ihren Unterhaltungen gewinnen sollte, so freut man sich doch, wenn man sieht, daß sie zu gewinnen beflissen sind. Von alle dem findet man bei den Deutschen selten eine Spur. Zum Erstaunen unwissend, zeigen sie auch nicht die geringste Lust, sich unterrichten zu wollen, nicht den geringsten Sinn für Alles das, was edle Seelen erhebt.

Diese Unwissenheit und Indolenz zeigt sich auch ganz vornehmlich bei den Deputirten, welche sie zur General-Versammlung schicken. So eifersüchtig sie auf dieses Recht, und auf alle ihre Freiheiten überhaupt sind, so fehlt es ihnen doch nur zu häufig an tauglichen Männern, welche sie zu ihren Repräsentanten wählen können. Die Letztern spielen unter den Abgeordneten des englischen Theils der Einwohner eine gar erbärmliche Figur. Schon die größere oder geringere Unbekanntschaft mit der englischen Sprache, worin in diesen Versammlungen nicht nur, sondern auch bei den Gerichten u. s. w. alles verhandelt wird, noch mehr aber ihre Vorurtheile, die unzählig sind, ihr Mangel an Theilnahme an den wichtigsten Angelegenheiten des Staats und ihre beschränkten Kenntnisse machen, daß das Interesse des Volks durch ihre Gegenwart bei den Berathungen nicht gewinnt. Sie sind größtentheils stumme Beisitzer, welche es nie wagen, ihre Meinung, wenn sie anders je eine haben, öffentlich vorzutragen, und sich, wenn Fragen entschieden werden sollen, weislich immer zur Mehrheit neigen, indem sie sich so lange ganz ruhig verhalten, bis sie sehen, auf welche Seite sich diese wendet. Mit Freuden gestehe ich es indeß, daß es nicht an einzelnen Deutschen gefehlt hat, noch gegenwärtig fehlt, welche sich in Amerika ausgezeichnet haben, dessen ungeachtet sind aber die Beispiele einer solchen Energie, die zu solchen Höhen emporstrebt, im Verhältniß der Zahl der Deutschen, die in Nord-Amerika leben, zu selten, als daß sie gegen dieses Urtheil angeführt werden könnten. Ueberdies haben jene Männer ihre Bildung ganz gewiß nicht ihren Landsleuten in Nord-Amerika zu verdanken; sie ist das Resultat einer liberalern Erziehung, als diese zu geben vermögen. Schon der bloße Umgang mit den Engländern oder Anglo-Amerikanern, besonders mit den gebildetern, hat auf die Erhaltung des Verstandes, auf die Bereicherung desselben mit Begriffen, auf die Sicherung des Urtheils, und auf die Verfeinerung des Geschmacks und der Sitten den glücklichsten Einfluß; man sieht junge Deutsche, die, weil sie denselben genossen hatten, sich in Gesellschaften sehr liebenswürdig zu machen verstanden; so wie es in den größern Städten der Union, in Philadelphia, Neu-York, Baltimore u. a., wo der englische und deutsche Charakter nothwendig jeden Augenblick zusammenstoßen, und ihre scharfen Ecken an einander abschleifen müssen, nicht an geistreichen deutschen Frauen fehlt, welche durch ihr feines Betragen sowohl, als durch ihre muntere angenehme Unterhaltung entzücken. Nur schade, daß dieser Umgang mit den Anglo-Amerikanern so wenig gesucht wird, und daß Geistesbildung noch zu wenig Bedürfniß für die Deutschen geworden ist. Selbst der Ehrgeiz, der sonst in niedern Ständen zuweilen den Zunder brennt, hat über diese Gemüther seine Macht verloren. Bei uns läßt mancher geringe Vater seinem Sohne eine gute Erziehung geben, weil er ihn dereinst auf der Kanzel, oder in den Gerichtssälen paradiren zu sehen hofft, und so bewirkt der Stolz etwas, was die Pflicht nie bewirkt haben würde. Dies Verlangen aber schwellt nicht leicht

das Herz eines deutschen Vaters in Amerika. Der rohe Mensch kennt nur den Trieb nach Nahrung, und wenn er diese hat, nach Vermögen; er sucht, wie alle Kinder der Sinnlichkeit, Güter, aber diese Güter müssen in der gröbsten Wirklichkeit liegen und betastbar seyn; das Ehrgefühl hängt an idealen Gütern, der Sinn genießt sie nicht unmittelbar, sondern auf dem Umwege des Verstandes, es setzt Verfeinerung voraus. Dies ist der Grund, warum ein deutscher Vater in Nord-Amerika seine ganze Sorge darauf richtet, daß er für seinen Sohn spart, und warum er genug gethan zu haben glaubt, wenn er jedem seiner Kinder eine Pflanzung zu hinterlassen im Stande ist.

Nord-Amerika hat alle Vorurtheile, die ihm Europa aufgedrungen, zu beseitigen gesucht und zwar mit Erfolg; unsere nordamerikanischen Landsleute aber sind von Aberglauben und Vorurtheilen noch auf eine unglaubliche Weise angefüllt, eine Wahrheit, welche selbst ihre eifrigsten Lobredner abzuläugnen nicht gewagt haben. Bei ihnen steht der Glaube an Gespenster, Kobolte, Alpe und Bergmännchen noch fest und unerschüttert, und ihre Phantasie darf noch ungestört die Geißel der Angst über ihre Gemüther schwingen. Bald ist ihr Vieh, bald sind sie selbst behext, und es fehlt nicht an klugen Männern, bei welchen sie sich Raths erholen, wenn ihnen Effecten oder Früchte, oder Geld entwendet worden sind. Der Kalender mit seinen Artikeln vom Aderlassen und Schröpfen, was vom Blut zu urtheilen ist und vom Holzfällen, ist ihre Haus- und Handbibliothek. Bei allen Feld- und Gartenarbeiten, welche sie vornehmen, ziehen sie fleißig den Mond zu Rathe; sein Ab- oder Zunehmen entscheidet, wenn Bäume angepflanzt oder beschnitten werden sollen; wenn sie dieses oder jenes Gewächs, oder seinen Saamen dem Schooße der Erde anzuvertrauen haben; wenn die beste Zeit zur Erndte ihrer Früchte ist. Ihrer abergläubischen Unwissenheit ist es auch zuzuschreiben, daß Quacksalber und Afterärzte so große Verheerungen unter ihnen anrichten, oder wenigstens sie unaufhörlich betrügen. Diese verderblichen Menschen, die in großer Menge, vornehmlich aus Deutschland, in Amerika einwandern, ziehen auf dem Lande umher, machen die Leute glauben, daß sie durch Sympathie Wunderkuren verrichten können, erhalten bald ihr Zutrauen, und lassen sich ihre Lügen und Morde von der Thorheit derselben theuer genug bezahlen, um bald zu Vermögen zu gelangen. Die Deutschen suchen sie vorzüglich auf, weil diese leichter zu hintergehen sind als die Anglo-Amerikaner, und betrübt ist es, daß noch in einigen Staaten der Union die Regierung diesen Unfug duldet.

In Amerika ist außerordentlich für den Jugendunterricht gesorgt, und kein europäisches Land steht hierin mit der Union auf einer Stufe; die Deutschen aber haben für deutsche Schulen so viel wie gar nichts gethan, und die Erziehung ist in einem höchst traurigen Zustande. Es fehlt auf dem Lande gar sehr an tauglichen Lehrern; nur diejenigen, welche es über sich bringen können, im Innern Pennsylvaniens das saure, leider überall zu wenig belohnte Geschäft eines Schulmannes zu übernehmen, sind nur zu häufig Menschen, welche anderswo nicht fortkommen konnten, pädagogische Quacksalber, ohne Kenntnisse, ohne Grundsätze, oft von einem schlechten verächtlichen Charakter. Hat aber auch eine Ortschaft das Glück, in ihrem Prediger oder in einer andern Person einen guten Lehrer zu besitzen: so kann sie doch desselben wenig froh werden. Denn erstlich sind die einzelnen Wohnungen oft zu weit von der Schule entfernt und durch Gewässer, Wälder u. dgl. von ihr getrennt, als daß man es zu allen Zeiten wagen könnte, Kinder, besonders wenn sie noch in einem zarten Alter stehen, in dieselbe zu schicken; zweitens braucht man dieselben auch in Ermangelung des Gesindes zu sehr zu Hause zu den Feldarbeiten und im Hauswesen, als daß man sie gern von sich entfernte. Der Vortheil der Kinder muß also dem Nutzen der Eltern nachstehen. Auf diese Weise geschieht für die Erziehung und Bildung des Kindes nichts, als was die Eltern zu Hause dafür thun können. Wie wenig dies aber sey, kann man

leicht daraus abnehmen, daß dieſe ſelbſt an Unwiſſenheit beinahe den Kindern gleichen, von der Behandlungsweiſe dieſer zarten Herzen nicht das geringſte verſtehen, und noch überdies durch ihre zahlloſen Feldarbeiten gehindert werden, die nöthige Aufſicht über ſie zu führen. Sie begnügen ſich zwei Grundſätze, die freilich in keiner Erziehung fehlen dürfen, die aber keineswegs das Ganze derſelben conſtituiren, den Kindern einzuſchärfen, der erſte iſt: Fürchte Gott! und begreift die ganze Religion, in welcher aber die Eltern ſelbſt leider mehr von dunkeln Gefühlen als von deutlichen Begriffen geleitet werden, und die ſie daher den jungen Gemüthern nur höchſt unvollkommen beizubringen im Stande ſind. Der zweite heißt: Sey arbeitſam! und dieſer begreift den ganzen Umfang ihrer bürgerlichen Pflichten, die freilich ihrem größten Theile nach in nichts als Handarbeiten beſtehen und nach dem Willen der Väter auch in nichts weiter beſtehen ſollen. Man ſieht, daß dieſe Praxis bei weitem nicht hinreicht, das Herz gegen das Laſter zu verwahren, geſchweige denn, daß ſie daſſelbe mit wahrer Liebe zur Tugend erfüllen ſollte, und es würde in der That mißlich genug um die Jugend ſtehen, wenn nicht glücklicher Weiſe das Beiſpiel der Eltern und ihre einfachen Sitten, wenn nicht die Unbekanntſchaft mit dem Luxus und die Entfernung, in welcher ſie von den Hauptſtädten und ihrer Verdorbenheit leben, wirkſamer wären als dieſe Erziehung. Unter ſo gebildeten Menſchen darf man keine Heldentugenden erwarten: ihr Herz iſt mit den Vorurtheilen ihrer Eltern angefüllt, und ſelbſt das Gute, was man ſie thun ſieht, iſt nichts als ein Habitus, welchem das Licht der Principien durchaus mangelt. Gleichwohl iſt die Erziehung mit wenigen Veränderungen in den Wohnungen der Deutſchen dieſelbe. Denn, daß es einem Vater einfallen ſollte, einen höhern Schwung, eine feſtere Richtung darin zu nehmen, das iſt ſelten; noch ſeltener iſt es, daß er ſeinem Sohne eine gelehrte Erziehung geben laſſen ſollte. Man hat ſich bereits Mühe gegeben, einen Wetteifer in dieſem Punkte mit den engliſchen Einwohnern unter den Deutſchen hervorzubringen, aber dieſe Verſuche ſind bisher fehlgeſchlagen. Der deutſchen Akademieen und Seminare exiſtiren nur wenige, und die lateiniſchen Schulen der Deutſchen beſchränken ſich nicht blos auf deutſche Zöglinge. Die Deutſchen ſind zufrieden, wenn ihre Söhne außer den Religions- und den landwirthſchaftlichen Kenntniſſen nur ſchreiben, etwas rechnen und leſen können; ihren Töchtern geben ſie gewöhnlich nicht einmal die letzten drei Vorzüge. Man glaubt nicht, daß dieſe Menſchen durch Leſen ihre Begriffe berichtigen, ihre Kenntniſſe bereichern ſollen. Leſen iſt eine Beſchäftigung, welche nur, wenn gar nichts anderes zu thun iſt, vorgenommen wird, und wenn ſie ein Buch zur Hand nehmen, ſo iſt es ein Erbauungsbuch, und oft eins von ſehr mittelmäßigem Werthe. Es gehen von Zeit zu Zeit ziemlich große Transporte ſolchen Mittelgutes von Deutſchland nach Amerika, und es finden ſich daſelbſt Käufer genug, aber auch in Amerika ſelbſt werden ſchon viele deutſche Werke gedruckt, und Ritter und Weſſelhöft in Philadelphia bemühen ſich, einen beſſern Geſchmack unter den Deutſchen einzuführen. Unter den amerikaniſchen Deutſchen giebt es Männer von Kenntniſſen und Gelehrſamkeit, die ihnen unſer Vaterland zuſandte, aber Schriftſteller werden ſie ſelten oder nie, wenigſtens nicht für die Deutſchen; denn, wie gut auch ihre Schriften ſeyn möchten, von dieſen würden ſie weder geleſen noch verſtanden werden. Nach den Erbauungsſchriften ſind Zeitungen diejenigen, an welchen ſie noch das meiſte Intereſſe finden. Der Nutzen, welchen ſie ſtiften, iſt indeß ganz gewiß ſehr unbedeutend; denn ſie enthalten nichts als dürftige politiſche Nachrichten und Auszüge aus den Verhandlungen des Kongreſſes und der Provinzial-Verſammlungen, die über den Horizoat der Leſer gehen, und etwa einige Intelligenzen. Ueberdies ſind ſie ganz in dem geradebrechten Deutſch abgefaßt, von welchem oben geſprochen worden und das ſo widerlich iſt.

Die mit Aberglauben verbundene Unwiſſenheit der Deutſchen zeigt ſich auch ganz

vornehmlich in ihrer Religion. Dieſe iſt in der That nichts als ein leeres herzloſes Ceremonienweſen; der Buchſtabe iſt ihnen alles, der Geiſt nichts. Sie leſen die Bibel ohne ſie zu verſtehen, ſie gehen jeden Sonntag in die Kirche, ſo weit ſie auch oft von ihren Wohnungen entfernt ſeyn mag, weil das Sitte iſt und weil ſie zu Hauſe keine Ruhe finden würden, wenn ſie von dieſer Gewohnheit abwichen. Hat ſich eine Anzahl Deutſcher an einem Orte niedergelaſſen, ſo iſt gewiß ihre vornehmſte Sorge auf den baldigen Anbau eines gottesdienſtlichen Verſammlungshauſes gerichtet, ihre zweite Sorge iſt, ſich einen Prediger zu verſchaffen. Um dieſe Zwecke zu erreichen, ſcheut ihre fromme Einfalt keine Koſten, und ſelbſt der heftigſte Eigennutz beugt ſich willig unter die Bigotterie. Man findet häufige Beiſpiele in Pennſylvanien und Maryland, daß einzelne Landwirthe, deren Gemeinden es um einen Prediger zu thun war, oft zu deren Beſoldung 20, 30 bis 50 Dollars jährlich beitragen. Dieſe ſo oft mißverſtandene und eben darum bizarre Frömmigkeit hat indeſſen doch nicht verhüten können, daß die Deutſchen ſich in mehre Religions-Sekten getheilt haben. Doch halte man dies nicht für einen Beweis fortſchreitender Aufklärung, die das Beſſere mit dem Schlechten vertauſcht! Die in der Union eingewanderten Deutſchen ſind meiſtens lutheriſcher Religion. Nach den Lutheranern ſind die Reformirten am zahlreichſten. Beide Sekten leben mit einander im beſten Vernehmen, weil beſonders die letztern einige ihrer Lehrſätze nicht mit der Strenge verfechten, welche man in vielen Ländern Europa's von ihnen zu erwarten gewohnt iſt. Dieſem Umſtande muß man es zuſchreiben, daß oft die Geiſtlichen der einen Parthei in den Kirchen der andern predigen, und daß oft beide eine gemeinſchaftliche Kirche erbauen, in welcher ſie wechſelsweiſe ihren Gottesdienſt halten. Die Katholiken, die jenen an Menge nachſtehen, fangen ſeit den letzten zehn Jahren an, ſich mehr auszubreiten und in dem fernen Weſten erblüht eine katholiſche Gemeinde nach der andern. Herrnhuter, oft auch mähriſche Brüder (Moravians) genannt, haben ſich in der Union, in Weſtindien und in Ober-Canada ziemlich ausgebreitet, und verdienen nicht nur wegen ihrer Ruhe, Ordnungsliebe, Thätigkeit und Gaſtfreiheit, ſondern auch wegen der Beharrlichkeit, mit welcher ſie das beſchwerliche und gefahrvolle Miſſionsgeſchäft betreiben, unſere ganze Bewunderung. Die übrigen Deutſchen ſind Methodiſten, Dunker, Mennoniten und Schwenkfeldianer, und einige haben auch die Lehrſätze der Freunde oder Quäker angenommen. Von den Mennoniten iſt es bekannt, daß ſie, wie die letzterwähnten, den Krieg und eidliche Verſicherungen für unerlaubt halten und von geliehenem Gelde die Zinſen ausſchlagen, außerdem die Taufe als nothwendig anerkennen, ſie durch Beſprengen feiern und den Täuflingen, die immer erwachſen ſind, zugleich das Abendmahl reichen. Von ihnen ſind die Dunkers (Taucher) oder Baptiſten ausgegangen, welche in vielen Stücken mit ihnen übereinkommen, doch aber darin abweichen, daß ſie in der Taufe von den Täufern untergetaucht werden, vor dem Abendmahl einander die Füße waſchen, gemeinſchaftliche Liebesmäler genießen, alle dieſe Gebräuche mit einer ſeltenen Demuth und Feierlichkeit verrichten, und endlich eine allgemeine Seligmachung der Menſchen, ſelbſt die böſeſten nicht ausgeſchloſſen, annehmen. Dieſe verſchiedenen Religionspartheien haben in Amerika noch mehren Sekten von Separatiſten ihren Urſprung gegeben, zu welchen man ebenfalls nicht wenige Deutſche übertreten ſah. Von dieſen läugnen einige die Nothwendigkeit der Sakramente und ſchließen ſich in ihren Lehrſätzen mehr an die Quäker an, andere widmeten ſich ſogar dem eheloſen Stande und brachten ihr Leben unter Büßungen hin, fanden aber wenige Proſeliten. Die Schwenkfeldianer endlich, die ebenfalls in den meiſten ihrer Lehren mit den Quäkern übereinſtimmen, unterſcheiden ſich dadurch von ihnen, daß ſie bei ihrem Gottesdienſte geiſtliche Lieder ſingen. Die Prediger der Deutſchen können auf die Gemüther nur wenig wirken; denn erſtlich giebt es in Nord-Amerika, Mexico und Guatemala ausgenommen, keine herrſchende Religion, ſondern alle Sekten werden

geduldet und geschützt, wenn nur ihre Glaubenslehren von der Art sind, daß sie den Menschen nicht abhalten, ein guter Staatsbürger zu seyn. Eben daher entschlägt sich aber auch jeder Staat aller Sorge für die Bezahlung der Geistlichen und überläßt diese den verschiedenen Gemeinden, welchen sie vorstehen. So trefflich diese Einrichtung ist, so wenig findet sie indeß Freunde unter den deutschen Geistlichen, die sich allerdings der Nothwendigkeit fügen müssen. Sie fühlen sich in zu großer Abhängigkeit von den Gemeinden, von welchen sie auf so lange Zeit angenommen oder gleichsam gemiethet werden, als sie ihnen zu gefallen das Glück haben. Da es nun ihr Interesse mit sich bringt, die einzelnen Glieder ihrer Gemeinde zu Freunden zu haben, so glauben sie irrigerweise, müsse ihre Freimüthigkeit nothwendig sehr beschränkt werden, und wenn sie auch daher den herrschenden Fehlern nicht geradezu schmeicheln würden, müßten sie doch Beruf und Neigung in sich fühlen, ihnen mit größerm Glimpf und mit mehr Schonung zu begegnen, als es die Wichtigkeit der Sache, welcher sie das Wort reden sollen, zuläßt. Wie wenig solche Geistliche die Kraft des Geistes kennen, beweisen tausend Beispiele in Nord-Amerika. Die Freimüthigkeit der katholischen Seelsorger hindert nicht das Wachsthum der katholischen Gemeinden, die ihren Geistlichen mit Liebe anhangen, und alle Zorn- und Strafreden eines Methodisten werden ihm nie die Liebe und Anhänglichkeit seiner Gemeinde entziehen. Nur die protestantischen Geistlichen aller verschiedenen Sekten fühlen sich abhängig und beschränken ihre Freimüthigkeit und öfters ihr Gewissen, um nur ihre irdische Einnahme nicht zu kürzen.

So herrliche Charaktere wir auch unter den amerikanischen Deutschen finden, vermissen wir im Allgemeinen doch die Bildung, die wir unter den Anglo-Amerikanern finden, und erst die Klasse deutscher Einwanderer, welche in den letzten zehn Jahren Amerika zum Wirkungskreis ihrer Thätigkeit wählten, wird, wenn sie nicht zu schnell in dem amerikanischen Leben verfließt, eine Umschmelzung des alten Stammes hervorbringen.

c. Die Harmoniten.

Hier zum Schluß noch die Schilderung einer deutschen Colonie in Nord-Amerika, deren Gründer, zwar von Vielen verkannt, unerreichbar in der Geschichte der Deutschen in Amerika dasteht, und dessen Name keinem Ohre in Amerika fremd ist, der deutlich zeigte, was fester Wille und deutscher Fleiß selbst bei geringen Mitteln vermögen, und der, was auch befangene Reisende über ihn sagen mögen, doch verstand, das Nützliche mit dem Angenehmen zu vereinigen! ich meine Georg Rapp, die Harmoniten und seine Kolonie Oekonomie. Eine Gesellschaft Separatisten, welche einsahen, daß ihnen kein Staat Europa's eine unbeschränkte Religionsfreiheit zugestehen würde, beschlossen eine Wildniß aufzusuchen und dort, wo blos kraftvolle Fäuste erfordert würden, die Wälder zu lichten und die Moräste zu entwässern, sich ein neues Vaterland zu erringen. Die würtembergische Regierung, unter deren Schutze sie früher lebten, und welche alle Versuche scheitern sah, durch Vernunftgründe und selbst durch Zwangsmittel die angeblich Verblendeten zur Ruhe und Ordnung zurückzuführen, die keine Kirche mehr besuchten, die eingeführten Ceremonien der Staatskirche, Taufe und Abendmahl, nicht ferner beobachteten, auch sogar, was dieses Alles weit überwog und vor allem Andern erst den Ausschlag gab, keine Soldatendienste mehr leisten wollten und bei denen alle Geld- und Gefängnißstrafen ihren Zweck gänzlich verfehlten, ja ihnen, statt sie zu nachgiebigen Gesinnungen zurückzuführen, nur einen höhern Muth einflößten und die Zahl ihrer Anhänger bedeutend vergrößerten, sah es nicht ungern, daß die der Staatsautorität Widerstrebenden einen andern Wirkungskreis wählten und dem neuen Abendlande zuzogen, wohin einst ein Jahrhundert früher Wilhelm

Penn, Lord Baltimore und Andere aus gleichen Urſachen Schaaren abweichender Proteſtanten und Katholiken geführt. Nach Weſten richtete ſich der Blick der zwar gebeugten aber nicht entmuthigten kleinen Schaar, voll Hoffnung, daß auch ihnen dort eine Freiſtatt ſich öffnen werde, wo ſie die Realiſirung ihrer Wünſche, welche mit ihrem innerſten Leben auf's Genaueſte zuſammenhingen, finden würden. Aus muſterhafter Vorſicht ſandten ſie zuvor ihren Leiter, den Bauer und Leinweber Johann Georg Rapp, von Iptingen im Amte Vaihingen gebürtig, im Jahre 1803 nach Amerika ab, um das Land zu erforſchen, und ſobald es ſeinen Wünſchen zuſage, einen Ort zu ihrer Niederlaſſung auszuwählen. Der kräftige und geiſtvolle aber auch uneigennützige, ſanfte und gute Mann, den einſeitige und parteiiſche Berichterſtatter bald als einen herrſchſüchtigen Despoten, bald als einen großen Schwärmer ſchildern, durchſtreifte das Innere Pennſylvaniens und verkündete nach ſeiner Rückkehr mit freudigem Jubel: „Pennſylvanien ſey das Land, wohin ein höheres Geſchick ſie rufe, und wo ſie Gott nach den Ausſprüchen der heiligen Schrift und ihrer eigenen Ueberzeugung anbeten dürften. Hier könnten ſie ein Leben mit Gott, mit ihrem Nächſten und mit ſich ſelbſt in Frieden führen!“ Schon zu Ende des folgenden Jahres ſegelten über 50 Familien auf drei Schiffen von Amſterdam ab und landeten glücklich in Philadelphia, kamen aber dort zum größten Theil verarmt und in jeder Beziehung hülfsbedürftig an, und nur die Mildthätigkeit einzelner Menſchen gab ihnen die Mittel, dem Hunger zu entrinnen. Der Winter war da, keine Feldarbeit für ſie zu finden und Mann und Weib, Kinder und Eltern mußten ſich trennen, um einzeln das Leben friſten zu können. Georg Rapp aber, ungebeugt durch des Schickſals Tücke, zog mit etwa achtzig Köpfen dem Weſten zu und begann noch im Winter auf einigen durch Kredit gekauften Acker Land die Art zu rühren. Elende Hütten, trauriger anzuſehen als die Wigwams der Indianer, bargen Weiber und Kinder, mit denen die in Philadelphia in Dienſt gegangenen Schweſtern und Brüder gerne den erübrigten kärglichen Arbeitslohn theilten, um ſie vor dem Verhungern zu bewahren. So brachten ſie den erſten Winter hin; aber der Frühling brachte ihnen ein ſchöneres wohlverdientes Loos. Ihre ſtrenge Redlichkeit, ihr unglaublicher Fleiß, ihr treues Aneinanderhangen, hatte ihnen Freunde erworben. Ein reicher Engländer gab ihnen 500 Acres, zahlbar in Terminen, die ſie keinem Mangel mehr blos ſtellten, und um dieſe herum kaufte Rapp noch mehr Land auf Credit, den man ihm mit Freuden bewilligte, den Acre zu drei Dollars. Jetzt ſah ſich der würdige Führer im Beſitz von etwa ſechstauſend Acres unkultivirten Landes, acht Stunden von Pittsburg, am Großen-Conaqueneſſing, im Kanton Buttler des Staats Pennſylvanien; die Zerſtreuten wurden alle herbeigerufen, da aber viele unbemittelte Familien unter ihnen waren, welche kein Eigenthum kaufen konnten, die Wohlhabenden aber unter ihnen ein Geſammt-Vermögen von circa 20.000 Dollars beſaßen, vereinigte ſich, aus beſondern religiöſen Geſinnungen überzeugt, Reich und Arm dahin, freiwillig ihr Vermögen zuſammenzulegen, und den Armen wie den Reichen in gleiche Rechte eintreten zu laſſen, das Land gemeinſam zu kultiviren und in dem Fall, daß mit der Zeit Einer oder der Andere wieder auszutreten gedächte, derſelbe blos befugt ſeyn ſollte, ſeinen eingelegten Vermögensantheil wieder an ſich zu ziehen. Es waren etwa fünfzig Familien, welche dieſen Verein am 15. Februar 1805 mit einander errichteten, und wie bei jedem Verein oder jeder Geſellſchaft Vorgeſetzte nöthig ſind, ſah man auch hier zum Voraus die Nothwendigkeit ein, daß ohne dergleichen die Ordnung und Rechte nicht füglich gehandhabt werden könnten. Man ſchritt daher zu einer öffentlichen Wahl und wählte Georg Rapp, einen Mann von Religion, Verſtand, Erfahrung und Feſtigkeit, faſt einſtimmig zum Vorſteher, und noch andere ſieben Männer zu Aelteſten der Geſellſchaft, welche mit einander, ſowohl im Geiſtlichen als Weltlichen über den Wohlſtand der Gemeine zu wachen und die Ordnungen und

Rechte, welche die Gemeindeglieder ſelbſt freiwillig verfaßten und aufſtellten, zu verwalten hatten. Da nun die vollziehende Gewalt nach dem ausdrücklichen Willen der Mitglieder auf den Vorſteher und die Aelteſten gelegt iſt, nämlich zur Unterdrückung aller Untugenden und Laſter, die dem Worte Gottes und der Religion zuwider ſind, zu wachen, daß Ueppigkeit und Luxus, ſowohl in der Kleidung als übrigen Lebensart keineswegs einen höhern Grad erreichen dürfen, als es die von den Mitgliedern ſelbſt verfaßten Verordnungen billigen und die Umſtände es erlauben; ſo hat ſich ſchon mancher beſchränkte Beobachter, der die Grundlage ihrer Verfaſſung nicht verſteht, ſehr getäuſcht, und die Autorität des Vorſtehers als ſelbſtangemaßte und unumſchränkte deuten wollen, ja beinahe zu verſtehen gegeben, als bilde ſich bei ihnen allmählig eine Despotie. Wer aber unbefangener und natürlicher zu urtheilen im Stande iſt und das Land, das dieſen Verein zuſammenhält, beſſer verſteht, dem darf nicht erſt geſagt werden, daß ſo etwas in den vereinigten Staaten von Nord-Amerika nicht ſtatt finden kann, wo nur die Stimme des Volks regiert und die Vorgeſetzten ſtets nur durch Stimmenmehrheit erwählt werden. Ohne den Willen und Beifall der Mitglieder bekleidet bei ihnen Niemand ein Amt, und derjenige, welcher ſich zu einem ſolchen ſelbſt aufzudringen anheiſchig machte, würde es gerade am wenigſten erlangen. Nach dem am 15. Februar 1805 geſchloſſenen Verein ward ein Platz zu einer Stadt ausgeſucht, ausgemeſſen und Häuſer darauf gebaut; der Wald zu Feldern und Wieſen umgeſchaffen, nach und nach Mühlen und Fabriken errichtet und ſonſtige nöthige Einrichtungen gemacht, und noch ehe der Herbſt gekommen, war ein großer Theil des Waldes bebautes Ackerfeld geworden und ein freundlicher Ort ragte aus ſeiner Mitte hervor. Die erſte ihrer Anſiedlungen, Harmonie, war begründet. Gütergemeinſchaft, die ſie ſo gerne eingegangen hatten, war die Quelle dieſes Segens, und ſteigender Reichthum der Gemeinde der Ausfluß dieſer Quelle.

Es währte aber nicht lange, ſo trennten ſich einige Familien von dem Verein, weil ihnen das gemeinſame Leben nicht ſogleich das gewährte, was ſie ſich davon eingebildet hatten und ſie die Beſchwerden einer erſten Anſiedelung nicht zu ertragen vermochten. „Aller Anfang iſt ſchwer", erfuhr man auch hier. Der Verein war zwar im Aeußern gebildet, aber bis ſich ſo Vieler Willen auch praktiſch im täglichen Leben zu einem Zwecke vereinte, gab es noch manchen Knoten zu löſen, der bei der Abfaſſung des Plans nicht ſo ganz bei allen Gliedern vermuthet ward. Niemand hatte davon mehr Sorgen und Mühe als der Vorſteher und die Aelteſten, um ſtets den richtigen Takt zu treffen und dem neu organiſirten Körper die richtige Leitung zu geben. Obige unzufriedene Familien ſchieden wirklich, nachdem die Geſellſchaft wohl ein halbes Jahr in ihrer neuen Verfaſſung am Großen-Conaqueneſſing gelebt haben mochte, von demſelben und verlangten auf der Stelle ihr ganzes in die Unionskaſſe eingelegtes Vermögen zurück. Da aber beinahe alles Geld für Land, Vieh, ländliche Geräthſchaften u. ſ. w. auch mit ihrem Willen ausgelegt worden und die Geſellſchaft damals noch keine Einkünfte hatte, folglich ſich außer Stand geſetzt ſah, Alles auf einmal anzuſchaffen, ſo wurden den Austretenden von der dortigen Obrigkeit geſetzliche Termine zuerkannt, in welchen ſie das von ihnen in die Unionskaſſe eingelegte Geld von letzterer wieder erhalten ſollten. Durch dieſen Umſtand bewogen, haben einige behauptet, Niemand könne den Verein verlaſſen, ohne ſich ſeines Vermögens verluſtig zu machen. Dies iſt falſch, da die Geſellſchaft keine gezwungene Mitglieder unter ſich duldet, indem ſie es für zweckmäßiger hält, Jedem, dem es nicht unter ihnen gefällt, ſeines Weges ziehen zu laſſen. Es wäre gewiß auch höchſt zu bedauern, wenn man in einem freien Lande gegen ſeinen freien Willen an einen Ort gebunden wäre. Seit mehren Jahren, nachdem die Geſellſchaft zu Wohlſtand gelangt iſt, erhält jeder Austre-

tende ſein eingelegtes Vermögen auf der Stelle, jedoch ohne Zuwachs und Zinſen zurück, welche erſt dann vertheilt werden können, wenn die Mehrheit der Mitglieder für die Auflöſung ſtimmen würde.

Ihre Fortſchritte in der Landwirthſchaft, Viehzucht, den Fabriken und Manufakturen, im Obſt- und Weinbau, in ihrer erſten Niederlaſſung zu Harmonie, erſehen wir aus folgenden Angaben (Braun's das liberale Syſtem, 2r Bd. p. 224 ff.), welche zugleich den ſchönſten Beweis ihres unermüdeten Fleißes und des glücklichen Erfolges ihrer induſtriellen Anlagen liefern. Nachdem ſie ihre Verfaſſung auf die Worte der Apoſtelgeſchichte IV. 32: „die Menge der Gläubigen nun war Ein Herz und Eine Seele, und nicht Einer hielt etwas, das ihm gehörte, für ſein eigen, ſondern es war ihnen Alles gemein," gegründet, legten ſie zur Verewigung ihres einmüthigen Sinnes und ihrer chriſtlichen Bruderliebe, im Anfang des Jahres 1805, die Stadt Harmonie an, und erbauten in dieſem Jahre in gemeinſamer Verbindung 46 Häuſer mit Fachwerk (frame-houses), jedes 18 Fuß breit und 24 Fuß lang, eine große Scheune und eine ſehr anſehnliche Mahlmühle; auch machten ſie 150 Acres zum Getreidebau, 40 Acres zum Kartoffelbau und 15 Acres zu Wieſenwachs urbar. 1806 erbauten ſie einen Gaſthof, großentheils von Steinen gemauert, 32 Fuß breit und 42 Fuß lang, mit zwei Stockwerken, ferner eine Scheune, auswendig mit Brettern beſchlagen, 100 Fuß lang, eine Oelmühle, eine Blaufärberei und eine Gerberei. 300 Acres Land machten ſie zum Feldbau und 58 Acres zu Wieſenwachs urbar. 1807 erbauten ſie ein Magazingebäude von Backſteinen, ferner eine Sägemühle und eine Brennerei und Brauerei. 400 Acres Wald wurden wieder zum Getreidebau und Wieſenwachs und 4 Acres zum Weinbau urbar gemacht. Sie verkauften ſchon in dieſem Jahre von ihren Erzeugniſſen 600 Buſhels (à 80 Pfd.) Getreide und 3.000 Gallonen (à 4 Quart) Whisky (Maisbranntwein). 1808 erbauten ſie ein religiöſes Verſammlungshaus, 75 Fuß lang und 45 Fuß breit aus Backſteinen, ein Wohnhaus ebenfalls von Ziegeln, und einige andere Gebäude und Viehſtälle, eine Scheune, auswendig mit Brettern beſchlagen und 80 Fuß lang, und eine Brücke über den Großen-Conaqueneſſing, 220 Fuß lang. Dabei machten ſie wieder einen bedeutenden Strich Landes urbar, verkauften 2.000 Buſhels Getreide, und verbrauchten außerdem 1.400 Buſhels zum Branntweinbrennen. 1809 erbauten ſie eine Walkmühle, die viele Arbeit für die ganze umliegende Gegend beſorgte; eine Hanf-, Oel- und Mahlmühle, ein backſteinernes Waarenhaus, 42 Fuß lang und 32 Fuß breit, mit einem völlig gewölbten und gemauerten Weinkeller darunter, und ein anderes backſteinernes Gebäude von gleicher Größe. Ein bedeutender Strich Landes ward wieder urbar gemacht. Der Ertrag von dieſem Jahre war: 6.000 Buſhels Mais, 4.500 Buſhels Waitzen, 4.500 Buſhels Roggen, 5.000 Buſhels Hafer, 10.000 Buſhels Kartoffeln, 4.000 Pfund Flachs und Hanf, 100 Buſhels Gerſte, zu Bier verbraut, und 50 Gallonen Oel aus weißem Mohn, an Güte dem aus Frankreich eingeführten Baumöle völlig gleich. 1810 wurde eine Krämpelmaſchine und zwei Wollſpinnmaſchinen, um feines Tuch von Merino-Wolle zu weben, errichtet. Dazu erbauten ſie wieder eine 100 Fuß lange Scheune, auswendig mit Brettern beſchlagen, und ein backſteinernes Haus, in deſſen unterm Stockwerk 20 Webſtühle aufgeſtellt wurden, und in deſſen oberm Stockwerk einſtweilen Schulſtunden gehalten werden ſollten. Vorzüglich legten ſie ſich ſtark auf die Schaafzucht. Im Jahre 1811 ließen ſie zwei Schiffe voll der feinſten Merino-Böcke direkt aus Spanien kommen, wohin ſich der jüngere Rapp zu dem Ende ſelbſt begeben hatte. 1815 beſtand ihre Schaafheerde aus beinahe 3.000 Stück, welche in drei Haufen vertheilt waren. Der erſte Haufen, beinahe 800 Stück, beſtand aus Schaafen von ächter Merino-Abſtammung, von denen ein großer Theil aus Spanien ſelbſt geholt iſt; der zweite Haufen, ſogenannte Halbſchläger, betrug 1.000 Stück, und der dritte Haufen,

große gemeine Landschaafe, enthielt ebenfalls 1.000 Stück, worunter einige Merino-Böcke. Dieſen letzten Haufen wollten ſie, mit Ausnahme der Merino-Böcke, verkaufen, und dagegen nur ſpaniſche Schaafe halten, auf welche ſie erſtaunlich viel Wartung, Pflege und Koſten verwenden, welche ſie aber durch deren Ertrag reichlich wieder vergütet ſehen.

Außerordentlich waren die Fortſchritte der Induſtrie der Harmoniten im erſten Jahrzehnt ihrer Niederlaſſung; am 1. April 1815 beim Verkauf der geſammten Niederlaſſung an den Mennoniten Ziegler von Northampton, in Pennſylvanien, wo bei dem immer tiefer in's Innere des Landes ſich erſtreckenden Entdeckungen Rapp's umſichtiger und ſpekulativer Blick, oben am Großen Wabaſh eine durch geſunderes Klima, fruchtbarern Boden, und für Land- und Weinbau, Handel und Manufakturen günſtigere Lage für eine Niederlaſſung, beſſer geeignete Gegend fand, beſaßen die Harmoniten außer der Stadt, drei dazu gehörige Ortſchaften und 9.000 Acres Land. Die Stadt Harmonie lag auf beiden Ufern des Großen-Conaqueneſſing, vier deutſche Meilen von Pittsburg und zwei deutſche Meilen vom Ohioſluſſe, enthielt damals 130 Gebäude und Grundſtellen. Von den Häuſern war ein Theil von Backſteinen gemauert, ein anderer Theil beſtand aus regelmäßigen Fachwerkhäuſern (frame-houses), und die übrigen waren von auf einander gelegten Blöcken errichtet. Die vorzüglichſten Gebäude der Stadt waren: der Gaſthof, von Stein und Backſtein maſſiv erbaut, das Magazingebäude mit gewölbtem Keller, ſechs vorzüglich ſchöne von Backſtein erbaute Wohnhäuſer, jedes 50 Fuß lang und 36 Fuß breit, und mit geräumigen gewölbten Kellern verſehen; ein von Backſtein erbautes Haus für die Spinnerei und Weberei, 56 Fuß lang und 40 Fuß breit; ein anderes für Wollkämmen und Spinnen, ein großes Haus von Backſtein für Tuchſcheeren und Verfertigen, ein aufs Zweckmäßigſte zum Färben eingerichtetes Haus von Backſtein, und ein von Backſtein erbautes religiöſes Verſammlungshaus, 75 Fuß lang und 45 Fuß breit. Außerdem befanden ſich in Harmonie noch verſchiedene andere, theils von Backſtein erbaute, theils mit Brettern beſchlagene Gebäude für verſchiedene Manufaktur- und Fabrikgeſchäfte. Ferner war daſelbſt ein ſehr gut eingerichtetes Kornmagazin, 80 Fuß lang und 40 Fuß breit, mit vier Böden und ſehr gut eingerichteten Maſchinen, zwei Branntweinbrennereien zwei Handelsmühlen, zwei Walk-, eine Oel- und eine Hanfmühle, eine große Gerberei, eine Ziegelbrennerei, eine Reeperbahn, eine Potaſchenſiederei, eine Brauerei, eine Schmiede mit vier Blaſebälgen und eine Nagelfabrik; überhaupt fand man 1815 in Harmonie für jeden Handelszweig die zweckmäßigſten Gebäude. Mit Waſſer hatten ſie die Stadt hinlänglich verſehen, indem ihnen theils die Natur drei klare, nie verſiegende Quellen des reinſten und geſundeſten Brunnenwaſſers geſchenkt hat, theils durch Kunſt von ihnen zehn Brunnen mit Pumpen angelegt ſind.

Unterhalb der Stadt liegen vier große Scheunen, nebſt Gebäuden für den Viehſtand; auf dem Landgute liegen ſieben große Schaafſtälle, geräumig für 3.000 Stück Schaafe. Die Stadt und das Landgut wird begrenzt von drei Dörfern. Das erſte Ramsthal, eine Viertelſtunde nördlich, enthält 20 hölzerne Häuſer mit bequemen Scheunen und Ställen. Das zweite Edenau, eine Viertelſtunde öſtlich, enthält ungefähr die nämliche Anzahl Häuſer, Scheunen und Ställe. Das dritte Oelbrunn, eine halbe Stunde ſüdweſtlich, enthält 10 Häuſer mit Scheunen und Stallungen. Außerdem liegen um die Dörfer noch einzelne Gehöfte mit den erforderlichen Wirthſchafts-Gebäuden und ſehr guten Ländereien. Das zu Harmonie gehörige Landgut ernährte von den Erzeugniſſen ſeines Bodens 3.000 Stück Schaafe, 600 Stück Rindvieh und 6 Geſpanne Pferde; lieferte ferner alles Getreide zum Bedarf der Branntweinbrennereien, und verſah noch außerdem die Gegend mit bedeutenden Produkten. In dem angebauten Theile der Kolonie befinden ſich gute Mergelgruben und Kalk-

steinbrüche, tüchtige Mauersteine und Steinkohlen, und Bau- und Nutzholz in größtem Ueberfluß. Der Boden ist größtentheils von der ersten Güte und mit stämmigen Zuckerahornbäumen bewachsen; die Lage meistens eben, und von wenig Hügeln unterbrochen, welche dem Auge eine ergötzliche und anmuthige Aussicht gewähren.

Als die Harmoniten sich hier niederließen, bestand ihr ganzes Vermögen aus 20.000 Dollars oder 50.000 rhein. Gulden, welche sie auf den Ankauf des Landes, auf Vieh, Geräthe, Manufakturen u. s. w. verwandten; bei der Uebergabe des Landes, der Häuser und des gesammten unbeweglichen Eigenthums, im Mai 1815 an Ziegler, erhielten sie dafür 100.000 Dollars oder 250.000 rhein. Gulden, mit der Bedingung: das vorräthige Getreide, Vieh, Manufakturen u s. w. mitnehmen zu dürfen. Das von ihnen im Anfang des Jahres 1815 nach der neuen Ansiedelung am Wabash in Indiana Mitgenommene ward im Werthe auf 45.000 Dollars angeschlagen, nämlich:

Der Vorrath von Lebensmitteln für 400 Personen, und Futter für den ganzen Viehstapel auf ein Jahr	15.000 Dollars.
Pferde, Rindvieh, Schweine und Federvieh	10.000 "
3.000 Schaafe, wovon ⅔ Merinos (von denen ein Bock allein 1.000 Dollars gekostet)	10.000 "
Vorrath an Getreide, geistigen Getränken, Manufakturen, Leder, Hausgeräth u. s. w.	10.000 "
Im Ganzen	45.000 Dollars.

Rechnet man diese 45.000 Dollars mit obigen von dem Mennonit Ziegler für 9000 Acres Land (worunter 2500 Acres kultivirtes Feldland, 500 Acres Wiesenwachs, 80 Acres Obst- und Gemüßegärten und 15 Acres Weingärten) nebst den Mühlen, Gerbereien, Maschinen, Fabriken, Manufakturen und sämmtlichen Gebäuden und Wohnhäusern gelöseten 100.000 Dollars zusammen, so belief sich ihr gesammtes Vermögen im Jahr 1815 auf 145.000 Dollars oder 337.500 rhein. Gulden, und hat sich folglich in einem einzigen Jahrzehnt mehr als versiebenfacht!

Als diese auf Gütergemeinschaft gegründete Gemeinde 1815 Harmonie verließ, um sich am Wabash anzusiedeln, bestand sie aus 400 Seelen, unter deren arbeitenden Mitgliedern wir folgende hier bemerken: 100 Bauern, 3 Schäfer, 10 Maurer, 3 Steinhauer, 3 Ziegelbrenner, 10 Zimmerleute, 2 Holzsäger, 10 Grobschmiede, 2 Rademacher, 3 Drechsler, 2 Kleinschmiede, 7 Kupferschmiede, 3 Seiler, 10 Schuhmacher, 2 Sattler, 3 Gerber, 7 Schneider, 1 Seifensieder, 1 Brauer, 4 Branntweinbrenner, 1 Gärtner, 2 Mahlmüller, 2 Oelschläger, 1 Fleischer, 6 Tischler, 6 Tuchfärber, Bereiter und Scheerer, 1 Walkmüller, 2 Hutmacher, 2 Töpfer, 2 Krämpler, 17 Weber, 2 Wollkämmer, 8 Spinner, 1 Wollstreifer, 1 Schullehrer, 1 Arzt, 1 Verwalter in den Kaufläden mit 2 Gehülfen, 1 Gastwirth mit 1 Gehülfen u. s. w. Die weltlichen Geschäfte wurden von ihnen in größter Ordnung geleitet, indem sie über jeden Zweig der Verwaltung Aufseher angestellt haben. Sie hatten 1814 fünf Ackervögte, einen Obermaurer, einen Oberschuster, welcher das sämmtliche Leder zuschneidet, einen Oberschneider, welcher das sämmtliche Tuch für Kleider zuschneidet, und in gleichem Maßstabe bei allen übrigen Gewerken. Friedrich Rapp leitete die Manufakturen und die Generaldirektion über die sämmtlichen Geldangelegenheiten und kaufmännischen Geschäfte.

Der Wegzug der Harmoniten von der ersten Niederlassung, jetzt Alt-Harmonie genannt, nach Indiana, welcher zu Wasser auf dem Ohio geschah, begann im Juni 1814 und dauerte transportweise bis im Mai 1815, zu welcher Zeit die Gesellschaft wieder ganz beisammen war. Das höchstfruchtbare neue Land in Indiana, 25.000

Acres enthaltend, von der Centralregierung für zwei Dollars der Acre erkauft, lag auf der östlichen Seite des Wabash, unter dem 38° 30′ nördl. Breite und etwa 90° westl. Länge von Gr., auf demselben fand man starke Waldung, bestehend in Eichen, Buchen, Eschen, drei verschiedenen Arten von wilden Nußbäumen, welche in der Dicke zu 3 — 4 Fuß und zu einer Höhe von 50 — 60 Fuß im Stamme wachsen, ferner: Gummibäume, Stachelbeeren, Johannisbeeren, Sykamoren, Persimonen, wilde Kirschen-, Aepfel- und Pflaumenbäume und wilde Reben von ungeheurer Dicke und Höhe, welche sämmtlich fruchttragend sind. Zuckerahornbäume, aus deren Saft Zucker gewonnen wird, waren hier ebenfalls häufig, und eben so der heilsame Sassafras. In den Thälern fand man hochstämmige Cypressen, deren Holz zu Böttcher- und Tischlerarbeiten und Dachschindeln verbraucht wurde. Aus dem Thierreiche fand man hier: Hirsche, Rehe, Bären, Wölfe, Dachse, Hasen, wilde Katzen, Eichhörnchen, Schlangen, wilde Truthühner, von denen der Hahn oft 25 Pfund wiegt, nebst mehren andern Arten Vögeln.

Auf einer schönen Ebene unweit des Wabash, an einem ausgedehnten Wiesenthale, legten sie 1814 die Stadt Neu-Harmonie an. Ihre Straßen sind breit, winkelrecht, von Osten gegen Westen laufend, gerade und geräumig ausgemessen. Bei jedem Hause ist ein Garten, so daß jedesmal ein Haus an des Nachbars Garten gränzt, um bei dem Ausbruche von Feuer gesichert zu seyn. Das am Wabash angebaute Land betrug im Jahre 1822 3000 Acres und ward zur Kultur von Waizen, Roggen, Gerste, Mais, Hafer, Hanf, Flachs und Rapswintersaat sehr einträglich benutzt. Zum Weinbau waren in jenem Jahre etwa 15 Acres angelegt, welche schon seit einigen Jahren sehr wohlschmeckenden Wein geliefert hatten. Das Feld ward gemeinsam gebaut. Das Verhältniß der Feldarbeiter war ungefähr die Hälfte der Einwohner; die andere Hälfte bestand aus allen Arten von Handwerksleuten, Manufakturisten, Fabrikanten u. s. w. Der Feldertrag ward in Communscheunen eingeführt. Die Halmfrüchte wurden auf einer Maschine ausgedroschen, durch welche sie schon in einem Tage 75 würtembergische Scheffel reinen Waizen aufgemessen und in ein Magazin gebracht haben, aus dem ihn der Müller empfing und nach dem Bedürfniß der Gesellschaft malte, jeder Familie aber nach Verhältniß der Seelenzahl das Ihrige übergab. Die Mühle, die Walke, die Schleifmaschine, vier Kartmaschinen für Wolle und zwei für Baumwolle, nebst zwei großen Spinnmaschinen für Baumwolle, wurden sämmtlich durch ein Dampfwerk getrieben, welches am südöstlichen Ende der Stadt steht und ungefähr 25,000 Dollars oder 67,500 Gulden rheinisch gekostet hat. Sie gewannen hier ziemlich viel Schaafwolle und außerdem tauschten sie auch eine bedeutende Menge von den Amerikanern gegen Tuch ein. Sie hatten Spinner, Weber, Färber und überhaupt jede Art von Arbeitern, welche zur Verfertigung von grobem und feinem Tuche erforderlich sind, wie auch alle Handwerker, welche zum gemeinen bürgerlichen Leben nöthig sind. Wer von ihnen ein Paar Schuhe oder Stiefeln braucht, geht zum Schuhmacher und erhält diese unentgeldlich; deßgleichen werden Hüte, Röcke, Hosen und andere Kleidungsstücke, wie alle und jede Bedürfnisse unentgeldlich ausgegeben. Hingegen bekommt der Ackermann auch keinen Lohn für seine Arbeit, sondern es dient Einer dem Andern mit der ihm verliehenen Gabe aus Liebe, als Glieder Eines Leibes oder als Kinder Eines Vaters. Bei jedem Handwerk war ein Vormann erwählt, an den sich derjenige, der etwas braucht, zu wenden hat, und der Aufsicht führt, damit kein Mitglied auf irgend eine Weise verkürzt werde oder Mangel leide, noch daß Andere verschwenden. Alle verkäufliche Produkte werden, wie die übrigen Fabrikwaaren, als Leder, Schuhe, Tuch, Hüte, oder auch Vieh und andere Artikel, zum Nutzen des Ganzen verkauft und der Erlös wieder für solche Artikel, die sie nicht selbst haben oder machen, wie z. B. Eisen, Stahl, Glas, Papier, Färbestoffe oder sonstige rohe Materialien ausgelegt. Auch

wurden hier viele Gelder auf allerlei Verbeſſerungen der Gebäude, Mühlen, Straßen und ſonſtige Einrichtungen verwandt. Zur Koſtenverwaltung war ein eigener Mann angeſtellt, der von Zeit zu Zeit öffentlich Rechnung abzulegen hatte und mit einigen Gehülfen die auswärtigen Geſchäfte der Geſellſchaft beſorgte. Für Reiſende war ein großer bequemer Gaſthof errichtet, wo man gut und billig logiren konnte; auch war ein großes Magazingebäude oder Kaufhaus erbaut, wohin die benachbarten Amerikaner ihre überflüſſigen Produkte zum Verkauf oder Tauſch brachten. Eine treffliche Waſſermühle mit drei Paar Steinen, aber Raum zu ſechs Paaren, war an einem Arm des Wabaſh, etwa eine halbe Stunde unterhalb der Stadt, errichtet, worin ein Paar franzöſiſche Mühlſteine ſind, die eine Summe von 1000 Gulden rheiniſch gekoſtet haben. Auf dieſer ward außerordentlich feines Mehl gemahlen und nach Neu-Orleans zu Markt gebracht. Auch von den benachbarten Amerikanern wurde dieſe Mühle benutzt und denen für das Achtel, nach den Geſetzen, gemalen.

Auch hier am großen Wabaſh war, wie wir oben geſehen, das Wirken der Harmoniten eben ſo gedeihlich und erfolgreich, als am Großen-Conaqueneſſing. Nach glaubwürdigen Nachrichten ſoll ſich hier ihr bewegliches und unbewegliches Vermögen im Jahre 1824 gegen eine halbe Million Dollars an Werth belaufen haben! Nichtsdeſtoweniger veräußerten ſie in dieſem Jahre die ganze Anſiedelung an den excentriſchen, in wenig Jahren darauf in ſeinen Plänen ſcheiternden, Owen von Lanark, für eine Summe von mehr als 200.000 Dollars, mit Ausnahme des beweglichen Vermögens, das ſie nach der neuen Anpflanzung, die ſie wiederum in Pennſylvanien beabſichtigten, mitnahmen. So reich auch das Land in Indiana im Allgemeinen iſt, ſo hatten die Harmoniten doch gefunden, daß ihnen Pennſylvanien mehr Vortheile biete, als die Ländereien am Wabaſh, und ſie ſtanden nicht an ihre neue Kolonie am Wabaſh mit den reichern und fettern Gegenden des amerikaniſchen Rheins — des Ohio's — zu vertauſchen und ſich von Neuem in Pennſylvanien anzuſiedeln.

Die neue Niederlaſſung, welche der thätige Rapp mit ſeinen Harmoniten nach der Veräußerung von Neu-Harmonie gründete, liegt ebenfalls, wie die frühere, vier deutſche Meilen von Pittsburg, im Kanton Beaver, des Staats Pennſylvanien, auf einer 50 Fuß über dem Ohio erhabenen Uferbank (Bluff), und wurde von ihnen Oekonomie — Economy — genannt. Quellenreiche Hügel hinter dem Orte theilen ihm, vermittelſt einer künſtlichen Röhrenleitung, klares und geſundes Waſſer mit. Der Ort iſt regelmäßig angelegt. Die Straßen ſind breit und kreuzen ſich in rechten Winkeln. Zwei laufen parallel mit dem Ohio und vier ſtoßen perpendikulär auf den Fluß. Am 22. Mai 1824 begann man auf dem Platze, wo jetzt Economy ſteht, den Wald wegzuhauen, und als Denkmal dieſer neuen Schöpfung und Hervorrufung einer Stadt aus dem Dunkel dichter Wälder, ſtehen noch jetzt hin und wieder Baumſtumpen in den Straßen. Zum Erſtaunen iſt es, wie viel vereinte und zweckmäßig geleitete menſchliche Kräfte in ſo kurzer Zeit auszurichten vermochten! Die jetzt 700 Seelen zählende Kolonie wohnt zwar noch zum Theil in, von auf einander gelegten Baumſtämmen erbaueten, ſogenannten Blockhäuſern (Log houses), allein einige Straßen beſtehen ſchon gänzlich aus reinlichen, gut gebauten Häuſern mit Fachwerk und mit Brettern beſchlagen (Frame houses). Sämmtliche Häuſer ſind in einer gewiſſen Entfernung von einander errichtet und jedes Haus, wegen Feuersgefahr, durch einen Garten von dem nächſt ſtehenden getrennt. Die vier Stockwerk hohen Wollen- und Baumwollenmanufakturen, das Kaufhaus und Rapp's Wohnhaus ſind von Backſteinen errichtet. Die von aufeinander gelegten Baumſtämmen errichteten Häuſer ſind hinter der Linie erbaut, welche die neuen Häuſer in der Straße einnehmen ſollen, damit man mit der Zeit den Bau der backſteinernen Wohnhäuſer beginnen kann, ohne

die Familien in jenen während des Baues zu ſtören. Rapp's Wohnhaus beſteht aus einem ſchönen, zwei Stockwerk hohen Hauptgebäude, mit zwei niedrigen Flügeln, welche mit jenem auf einer Linie ſtehen. Hinter dem Hauſe befindet ſich ein großer freier Raſenplatz und an dieſen ſtößt der ſchöne mehre Acres große Garten, der außer Blumen und Gemüßen eine artige Weinpflanzung enthält, die in einem Halbzirkel terraſſenförmig in die Höhe ſteigt und in einer Laube endigt. In der Mitte des Gartens iſt ein rundes Baſin mit einem herrlichen Springbrunnen. Auch in dieſer Kolonie bewieſen die Harmoniten ihre bekannte Thätigkeit: in den Fabrikgebäuden werden alle Maſchinen durch eine Dampfmaſchine von 75 Pferden Kraft in Bewegung geſetzt. Wollen- und Baumwollenwaaren werden in Menge bereitet. Die Geſellſchaft hat ſehr ſchöne Schaafe und unter dieſen viele Merinos und ſächſiſche Electoral. Gegenwärtig hat ſie ſchon mehr als 4000 Acres zu Schaafweiden eingerichtet (American annual register, 1828, p. 480). Außer der ſelbſtgewonnenen Wolle wird auch von ihr aus der umliegenden Gegend von den Landwirthen, die ſich jetzt ſehr eifrig mit Schaafzucht zu beſchäftigen anfangen, eine ſehr bedeutende Quantität aufgekauft und verarbeitet. Nachdem die Wolle gewaſchen iſt, wird ſie von den älteſten Weibern der Gemeinde, die vier Treppen hoch arbeiten müſſen, gezupft, nach ihrer Güte in vier Klaſſen getheilt und durch eine Art Schlott in das untere Stockwerk hinabgeworfen. In dem neben der Manufaktur gelegenen Färbehauſe wird ſie gefärbt, dann auf der Mühle gehechelt und Anfangs zu groben, zuletzt aber auf gewöhnlichen, den Mulljenny's ähnlichen, Spinnmaſchinen zu feinen Fäden geſponnen. Iſt die Wolle geſponnen, ſo wird ſie auf den Webſtuhl gebracht und zu Tuch gewebt; dieſes dann in der durch die Dampfmaſchine in Bewegung geſetzten Walkmühle, ohne Seife und Walkererde, mit Dampf gewalkt. Das Tuch wird vermittelſt eines Cylinders geſchoren, um welches ſich ein ſtarkes Stück Stahl wie ein Zug in einer Büchſe windet. Die Wollenartikel, die hier zu Lande den beſten Abſatz haben, ſind eine Art blaues Mitteltuch, ein graumelirtes Tuch, das vorzüglich zu Beinkleidern benutzt wird, und rother und weißer Flanell. Die Baumwollfabrikation in „Economy“ beſteht nur aus Spinnen und Weben. Das Drucken hat man noch nicht unternommen, weil das Stechen der Formen mit vielen Koſten und Schwierigkeiten verknüpft und die Mode bei den gedruckten Kattunen ſo ſehr veränderlich iſt. Das bunte Zeug, welches man webt, iſt weiß und blau gegattert. Der Faden iſt von Baumwolle und der Einſchlag von Wolle. Die Spinnmaſchinen ſind nach Art der allgemein bekannten; an jeder können 150 Spulen auf einmal geſponnen werden. Webſtühle, die von ſelbſt weben, ſind ebenfalls vorhanden, aber nicht ſehr zahlreich, ſo wie man bis jetzt nur eine Dreſſingmaſchine hat. Vermittelſt Röhren, die von der Dampfmaſchine ausgehen und durch alle Stockwerke und Arbeitsplätze ſich ausbreiten, wird zur Winterzeit die Heizung bewirkt. Alle Arbeiter, und namentlich die Weiber, haben eine ſehr geſunde Geſichtsfarbe, und die treuherzige Freundlichkeit, mit welcher ſie den alten Rapp begrüßen, iſt ſehr rührend. Auch gefällt es ſehr, daß auf allen Maſchinen Becher mit friſchen wohlriechenden Blumen ſtehen. Die herrſchende Reinlichkeit iſt ebenfalls in jeder Hinſicht ſehr zu loben. In der Branntweinbrennerei wird guter Whisky (Maisbranntwein) deſtillirt, der ſtarken Abſatz in der umliegenden Gegend haben ſoll; im Orte ſelbſt jedoch wird keiner verbraucht, weil die Mitglieder der Geſellſchaft unter einander übereingekommen ſind, ſich des Genuſſes gebrannter Waſſer zu enthalten. In der Bierbrauerei ward am Großen-Wabaſh, in Ermanglung von Gerſte, Bier aus Waizen gebrauet, welches, nach Ernſt, dem Bamberger Bier an Geſchmack gleich kam. Auch hier haben ſie eine Brauerei angelegt. Die Mühle, welche vier Mahlgänge hat und mit welcher eine Oelmühle verbunden iſt, wird durch eine Dampfmaſchine in Bewegung geſetzt. Als vorſichtige Hausväter haben die Direktoren der Geſellſchaft auf den über der Mühle —

welche ein fünf Stockwerk hohes Gebäude ist — befindlichen Böden Getreidevorräthe für ein Jahr aufgeschüttet, um selbst im Fall eines Mangels, der übrigens in diesem glücklichen Lande wohl schwerlich zu befürchten ist, gesichert zu seyn. In der Mühle sowohl als in den Fabrikgebäuden liegen in jedem Stockwerk große eiserne Cylinder mit Wasser angefüllt, damit man bei Feuersgefahr sogleich das Hauptlöschmittel zur Hand habe.

Die Werkstätte der Schmiede und Schlosser, deßgleichen der Tischler und Böttcher, liegen unter einem Dache. Im Magazin liegen alle hier verfertigte Artikel, deren Güte bewundernswerth ist, zum Verkauf und Versenden bereit. Die zum Gebrauch der Gesellschaft bestimmten Artikel werden abgesondert aufbewahrt. Da die Mitglieder kein Privateigenthum besitzen und Alles gemeinsam ist, so müssen sie auch in Hinsicht ihrer materiellen Bedürfnisse von der Gemeinde versorgt werden. Kleidungsstoffe, die sie erhalten, sind von der besten Qualität, gleich wie die ihnen gereichten Lebensmittel. Von diesen werden das Mehl, das gesalzene Fleisch und alle sich lange erhaltende Artikel monatlich an die Familien abgegeben; das frische Fleisch hingegen und was leicht verdirbt, wird nach Maßgabe der Stärke der Familien an diese bei dem jedesmaligen Schlachten u. s. w. vertheilt. Da jede Familie einen Garten besitzt, so baut sie ihr eigenes Gemüße, hält auch ihr eigenes Geflügel, so wie sie gleichfalls einen eigenen Backofen hat. Für solche Dinge, die nicht in Economy verfertigt werden, ist ein eigner Laden (Store) angelegt, aus welchem die Mitglieder, gegen Anweisung der Aeltesten, die ihnen nöthigen Gegenstände erhalten, und in welchen auch Leute aus der umliegenden Gegend kaufen können.

Unter Rapps neuem Hause befinden sich zweckmäßige, geräumige Keller, in welchen alter Rheinwein nebst einigen zwanzig Fässern guten, am Großen-Wabash gezogenen Weins liegt. Auch ein kleiner Thiergarten ist bei Economy angelegt, in welchem der alte Rapp seine Freude an zahmen Hirschen und Hirschkühen hat, die er so gewöhnt hat, daß sie ihm aus der Hand fressen und nachlaufen.

Der thätige Rapp steht nahe an seinem achtzigsten Jahre; seine Kolonie ist die blühendste in Nord-Amerika, und der Mann, der in frühern Jahren als großer Schwärmer verschrieen wurde, steht jetzt bewundert von Millionen und zwingt durch seine Uneigennützigkeit selbst denen Beifall ab, die in seinem Benehmen und Leistungen früher nur Geiz, Selbstsucht und Herrschsucht erkannten. Niemand hatte es bis jetzt gewagt, den vielfach verkannten Mann zu vertheidigen, unparteiisch zu schildern, und erst Herzog Bernhard von Weimar und Dr. Brauns zerstreuten die irrigen Vorstellungen, die man sich von ihm und den Harmoniten machte. Letzterer liefert in seinem trefflichen Werke: „Das liberale System ꝛc.“ und Ersterer in seiner trefflichen von Luden herausgegebenen Reise, die treueste Schilderung des würdigen Mannes und seiner Begleiter, die in Deutschland als Separatisten nirgends geduldet worden wären, wohl aber gewiß dem gegen sie erlassenen Befehlen hätten erliegen müssen. Eine Sekte, wie die ihrige, hätte allerdings in einem geregelten europäischen Staate nicht gleichgültig angesehen werden können, denn sie würde Unordnung und Verwirrung in das Bestehende gebracht haben, und da jede Sekte gewöhnlich damit anfängt, sich von der landesüblichen Kirchenzucht loszusagen, würde es auch bei ihnen bald dahin gekommen seyn, der weltlichen Ordnung Trotz zu bieten. Eine Regierung muß daher froh seyn, wenn sich solche Leute, wofern sie sich nicht zurückbringen lassen wollen, entfernen; was in Würtemberg, wo Jedem der Abzug frei steht, ohne alle Hinderung geschehen kann. Rapp zog mit seinen Anhängern nach Westen, und obgleich er nach seinen frühern beschränkten Verhältnissen das, was er bis jetzt ausgeführt hat, nicht mit Bestimmtheit voraussehen konnte, hat er doch nie und nirgends ohne Ueberlegung und Absicht gehandelt: ihn trieb ein gewisser Geist, der sich erst durch die nachfolgenden

Umſtände, durch die Reiſe, durch die Noth thätig entwickelte, und durch innere Kraft neue Reſultate erzwang. Die Geſchichte der alten Welt kennt die Namen, die ſich auf ähnliche Weiſe und in größerem Maßſtabe zu Anführern und Alleinherrſchern emporgeſchwungen, oder doch im kleinern ſich und ihre Familien auf Jahrhunderte zu Herren Anderer gemacht haben; der Geſchichte der neuen Welt ſcheint es vorbehalten zu ſeyn, auch friedliche Leiter zu nennen, welche, wie Lord Baltimore, William Penn, Georg Rapp, Friedrich Haller u. A. freie Weſen einem rohen Boden zuführen, und dem Allgemeinen ſich ſelbſt aufopfernd, nur durch Rath und That wirken wollen. Mit dieſer Vorſtellung fällt auf einmal viel von dem Gehäſſigen, das an der ſcheinbaren Veranlaſſung zu der Rapp'ſchen Auswanderung liegen möchte; und nun wollen wir mit Braun's (das liberale Syſtem ꝛc. 2r Bd. S. 251) dem Manne auf den neuen Schauplatz folgen, wo das, was an dem heimiſchen Heerd als unzuläſſig nicht geduldet werden konnte, Raum und Freiheit ohne Anſtoß fand. Nach der beſchwerlichen und ungewohnten Seereiſe ſteht er in einem fremden Lande, das ſolchen Ankömmlingen gar keine Aufmerkſamkeit ſchenkt, mitten unter 50 Familien oder beiläufig 200 Köpfen, die, ohne Welt- und Menſchenkenntniß, ſich weder zu helfen noch zu rathen wiſſen, deren Geſammtvermögen nach möglicher Schätzung kaum noch in 50.000 Gulden beſtand, und nach gewöhnlich rechtlicher Weiſe nur Eigenthum von einzelnen Familien war. Die Uebrigen hatten ihr Vermögen bereits aufgezehrt, und ſahen nun einer auf gewiſſe Jahre feſtgeſetzten Verdingung, ohne beſondere Dazwiſchenkunft, unvermeidlich entgegen. So ſteht dieſer Einzelne (ihn müſſen wir dafür annehmen) und ſchafft Einigkeit, ſchafft Verbrüderung, ſchafft Entſagung der Vermöglichern auf ihr Eigenthum, und bewirkt hier ſogleich Ordnung und Fleiß, wandelt düſtere Wälder in fruchtbare Felder und baut ſich geregelte freundliche Häuſer. Dieſe Niederlaſſung ward bald als Gegenſtand der Bewunderung erkannt und beſucht. Aber kaum ſteht ſie feſt und wohlbegründet da, kaum iſt das letzte von den vorhandenen Mitteln für das Gemeinſame verwandt, ſo fällt ſie ſchon der Dämon der Zwietracht an, und verführt mehre der Vermöglichgeweſenen, vermuthlich von dem Bilde der vorübergehenden Entbehrungen geſchreckt, dem Bunde zu entſagen und ihre Einlagen zurückzufordern. Hier ſehen wir wieder den Mann: keinen Zwang übend, aber nur mit Hülfe der geſetzlichen Obrigkeit ſich die Wohlthat der allmähligen Erſtattung, nach dem Ertrage, ſichernd. Und die Niederlaſſung in ihrem Kapitalvermögen geſchwächt, erhält ſich doch ſeit beinahe zwei Jahrzehnten in ſteigendem Wohlſtand, nährt alle Bewohner und ſteigert ihren innern Werth auf mehr als das Zehnfache der anfänglichen Koſten, denn in der eben angeſtellten Berechnung ihres Vermögenszuſtandes iſt das von den ausgetretenen Mitgliedern zurückgeforderte und wirklich zurückgezahlte Einlagegeld nicht mit berechnet. Dabei würde wohl Mancher, auf Lorbeern zu ſchlafen gewöhnt, ſich beruhigt haben; nicht ſo der immer ſinnende und thätige Mann, der jetzt von beſſer gelegenen, ganz ungebauten Ländereien hört, und ſich im zunehmenden Alter noch entſchließt, auf die beſchwerliche Urbarmachung auszugehen. Er reiſt mit zwei Männern aus der Gemeinde und findet in der Entfernung von 500 engliſchen Meilen, was er ſuchte; milderes Klima, beſſeren Boden, günſtigere Lage und edlere Naturprodukte, doch Alles noch in dem erſten rohen Urzuſtande, denn weit und breit gab es noch keine Kultur. Er erkennt die Stätte, als ſollte er hier mit den Seinen wohnen, und veranlaßt dieſe aufs Neue, ihm zu folgen, ihren freundlichen, kaum entſtandenen Wohnſitz zu verkaufen, um noch einmal Wälder auszuroden und abermals mit Entbehrung zu kämpfen. Alles geräth, Alles nimmt von jetzt an erſt einen ganz unglaublichen Schwung, und nun möchte man das Bild, wo es in ſeiner glänzenden Lichtſeite ſteht, ganz ausmahlen. Doch dies ſey genug. Wir überlaſſen

es Jedem, nach dem Obengesagten, selbst zu urtheilen, was dem Gründer und Beförderer dieser Niederlassung gebühre.

Der hochbetagte, jetzt achtzigjährige Greis, Georg Rapp, leitet nun seit zwei und dreißig Jahren als würdig erkannter Vorsteher, in Verbindung mit seinen Aeltesten und Aufsehern, das Ganze und genießt noch im hohen Alter die Ehrfurcht eines Patriarchen, welche er seiner Biederherzigkeit, seines Fleißes und seiner ausgezeichneten industriellen Talente wegen auch vollkommen verdient. Die Gemeindeglieder hegen gegen ihn die größte Verehrung, sie nennen ihn Vater und behandeln ihn als Vater. Sein Adoptiv-Sohn, Friedrich Rapp, ist ein Vierziger, groß und wohlgewachsen und von gutem Aussehn. Er besitzt tiefe merkantilische Kenntnisse und ist eigentlich das weltliche Oberhaupt der Gemeinde, wie sein Vater das geistliche Oberhaupt derselben ist. In Sachen von Wichtigkeit, die über des Vorstehers und der Aeltesten Gewalt gehen, entscheidet die Mehrheit der Stimmen von den Gemeindegliedern. Die meisten Vergehungen von Einzelnen werden von einem Konvent oder Brüdergericht ausgemacht. Da aber Geldstrafen bei ihnen nicht statt finden, so werden die Schuldigen zur Strafe auf einige Zeit aus der Versammlung verwiesen, und Niemand macht mit einem solchen während der Ausschließung Gemeinschaft oder Verkehr, bis die Strafzeit vorüber oder derselbe bei Bereuung des Vergangenen und Angelobung, sich in Zukunft zu bessern, wieder angenommen ist. Würde Jemand einen gröblichen Fehler begehen, welches jedoch bisher noch nie der Fall gewesen ist, so fällt ein solcher Verbrecher der Justiz des Kantons, in dem sie leben und zu welchem ihre Ortschaft (Township) gehört, anheim. Uebrigens kann kein roher frecher Sünder und eben so wenig ein Heuchler bei ihnen aushalten, denn sie finden ihres Gleichen nicht und trennen sich daher bald von selbst wieder von der Gemeinde, keinen Raum für ihre Sphäre findend. Frieden und Einigkeit halten sie köstlicher als Kleinode, und um diese herrlichen Tugenden zu erhalten, liegt ihnen nichts daran, jederzeit ihren eigenen Willen zu verlieren und denselben dem Willen der Gemeinde zu unterwerfen, wodurch sie auch am besten zu ihrem Zwecke gelangen. Das Fundament ihres Glaubensbekenntnisses ist die heilige Schrift, der sie nach eigner Ueberzeugung ohne ängstliche Dogmatik folgen. Dem Morgen-Gottesdienste am Sonntage wohnt die ganze Gemeinde regelmäßig bei. Nachher versammelt man sich auf dem großen freien Platze, um der Musik der Tonkunst liebenden Mitglieder zuzuhören. Man zählt deren gegen siebzig, und wer Anlage und Lust bezeigt, kann Unterricht erhalten, aber ohne ausschließlich Profession von der Musik machen zu dürfen. Auch Abends an den Werktagen finden bei Vater Rapp oft auch musikalische Zusammenkünfte statt, bei denen Fräulein Gertrud, Rapp's Enkelin, das Pianoforte spielt und die Mädchen nach Noten singen; die andern Instrumente, welche hierbei gespielt werden, sind Violin, Violoncello und zwei Flöten. Nach der Morgenmusik an Sonntagen theilt sich die Gesellschaft in Partien, um Spaziergänge vor dem Mittagsessen zu machen, oder auch sich zu größern Gängen nach dem Essen auf die benachbarten Hügel oder in die schönen Wälder zu verabreden. Gegen Abend versammelt man sich wieder zum feierlichen Gottesdienst und ergeht sich nach diesem noch einmal im Freien, wenn man nicht gerade zu Hause will. Fade, läppische Spielsucht, womit so viele der sich aufgeklärt Nennenden vom geistlichen und weltlichen Stande an Sonn- und Werktagen die Zeit tödten, wird auf Harmonie nicht gefunden, weil sich ihre Mitglieder theils von der Langeweile nie geplagt fühlen, theils die Zeit ihrer Muße auf eine würdevollere und geistreichere Art hinzubringen verstehen. Der Umgang der Jugend beiderlei Geschlechter ist nicht gehindert; wenn aber bemerkt wird, daß ein Paar sich aufsucht und gern mit einander geht, so sind die Eltern und Verwandten von beiden Seiten sogleich aufmerksam darauf und suchen die Verbindung, wenn ihr sonst nichts

im Wege ſteht, eher zu befördern als zu hintertreiben. Die Wahl iſt übrigens ganz der Neigung überlaſſen, und ſorgenfreier kann man auch wohl nirgends arbeiten als da, wo die Gemeinde für alle Bedürfniſſe der Gegenwart und Zukunft ſorgt. Daß es Rapps Ueberredungskunſt gelang, die Verbindung beider Geſchlechter für eine Zeit lang zu ſuſpendiren, iſt dem würdigen Mann von Vielen zum Vorwurf gemacht worden, die Suſpenſion aber hatte ihre guten Gründe, welche die Harmoniten recht wohl erkannten und Rapps Wunſche ſich mehrmals fügten, mit ihren Weibern vor der Hand in ſchweſterlichen Verhältniſſen zu leben. Wer die ungeheuern Schwierigkeiten, eine ſtarkbewaldete Gegend abzutreiben und urbar zu machen, kennt, wer da weiß, daß zur glücklichen Ueberwindung ſolcher Schwierigkeiten vorzüglich ein ſtarker geſunder Körper erfordert wird, dem wird jene Maaßregel nicht im geringſten auffallend erſcheinen. Denn was macht wohl zur Ertragung der unvermeidlichen Entbehrungen und Beſchwerden einer neuen Anſiedelung ungeſchickter, als Schwangerſchaften, Entbindungen und das Auſſäugen der Neugebornen? Um durch dieſe dem Eheſtande eignen Akte nicht in ihrem land-wirthſchaftlichen Betriebe geſtört zu werden, faßten ſie den für verweichlichte und genußſüchtige Menſchen ganz unerhörten und räthſelhaften Entſchluß, die eheliche Beiwohnung der Geſchlechter für eine Zeit lang auszuſetzen, wenigſtens für ſo lange, bis ſie dadurch in der Kultivirung der neuen Anſiedelung nicht mehr geſtört würden, damit ſie ſich während dieſer Zeit erſt Häuſer erbauen und Stuben für die Wöchnerinnen einrichten, und ſich die Mittel verſchaffen könnten, ihnen die gehörige Pflege und Wartung angedeihen zu laſſen. Es iſt gar kein ſchweres Geſchäft für einen boshaften Menſchen, ſelbſt die beſten Maaßregeln und die ausgezeichnetſten Menſchen zu beſpötteln uud herunter zu machen; allein mehr Ehre macht es gewiß, unparteiiſch die Maaßregeln und Einrichtungen anderer Völker zu prüfen und ſelbſt das an ihnen zu bewundern, was ſich über den Horizont und die Faſſungskraft der durch Luxus und unbegrenzte Genußliebe verdorbenen Völker weit erhebt. Iſt es nicht beſſer, man ſorgt erſt gehörig dafür, daß Wöchnerin und Kind ohne Gefahr und Sorge gedeihlich gepflegt und erhalten werden können, als daß man mit mehr als thieriſcher Unbedachtſamkeit ſich dem Fortpflanzungstriebe hingiebt, und Wöchnerin und Kind unter den Unbequemlichkeiten eines für dieſen Zuſtand noch nicht hinreichend vorbereiteten Hausweſens erliegen läßt? Die Harmonie-Geſellſchaft mag jene Maßregel auch gar nicht ſo unvernünftig gefunden haben, als ſie unſere epikuräiſchen Wollüſtlinge ausſchreien, ſonſt würden ſie dieſe wohl nicht ſo einmüthig angenommen und befolgt haben. Heilſame Reſultate haben dieſe Maßregel der Noth und der Zeitumſtände bewährt, und übrigens hatte dieſes freiwillige temporäre Cölibat nur für die erſten Jahre einer neuen Anſiedelung beſtanden, hernach aber, ſobald dies die ökonomiſchen Umſtände erlaubten, wieder aufgehört.

Rapp und die Seinen gediehen, wie wir geſehen haben, in Economy eben ſo gut wie in den beiden erſten Niederlaſſungen, und nur einmal wurde hier ihre Ruhe unterbrochen, als der berüchtigte Proli, der Caglioſtro unſrer Zeit, der unter dem Namen eines Grafen Leon mit ſeiner Schaar aus Deutſchland nach Amerika zog, von Neu-York aus an Rapp ein Sendſchreiben erließ. Proli ließ noch vor ſeiner Ankunft in Amerika Gerüchte von ſeinem ungeheuern Reichthum ausſprengen; zehn Millionen, hieß es, bringe der Graf mit. So etwas mußte Aufſehen machen. Neugierig ſtrömte ihm, nachdem er gelandet, Alles zu, nur die vorſichtigen Amerikaner, die tiefer ſahen als ſeine leichtgläubigen Landsleute, zogen ſich ſcheu zurück und gaben ihm, der bereits auf der See den Titel eines Grafen von Leon angenommen hatte, ſich hier aber als Erzherzog von Eſte ſelbſt proklamirte, ihre Geringſchätzung zu erkennen. In dem Sendſchreiben an Rapp meldete er dieſem die Ankunft eines Geſandten Gottes in ſeiner Perſon, und der würdige biedere Mann, dem dieſes Schreiben zwar

sehr nach Eigendünkel roch, der aber in Proli und seiner Schaar eine Heerde um des Glaubens willen Verfolgter vermuthete, antwortete mit einer Einladung, ihn auf seinem Durchzuge zu besuchen. Mit theatralischem Prunke zog nun Proli, über Albany und Buffaloe nach Economy, ward hier von den Harmoniten feierlich empfangen und brüderlich mit seiner Schaar aufgenommen. Willens ein neues Jerusalem zu gründen, suchte hier Proli durch Proselitenmacherei Zwietracht unter das friedsame Völkchen zu streuen, und leider gelang es ihm, einen großen Theil der Harmoniten zu verführen. Rapp selbst drang nun auf Trennung der Gemeinde, und dem Kantonsgericht zu Pittsburg wurde die Entscheidung übertragen. Richter Bonnhorst, ein alter Freund Rapps, wußte es bald dahin zu bringen, daß Proli mit 105.000 Dollars und mit einem Gefolge von 300 Menschen abziehen mußte. Leicht war es Rapp, diese Summe zu entbehren, minder angenehm war ihm aber der Verlust an Leuten. Die heilige Schaar des Grafen Leon fand 6 Meilen von Economy einen neuen Aufenthaltsort. Neu-Jerusalem oder Philippsburg, wie es früher geheißen, ward für ein Drittheil des den Harmoniten Abgedrungenen erkauft, und bald stand ein hölzernes Städtchen auf dem beinahe gar nicht zu kultivirenden Boden. Nur kurze Zeit bestand Proli's Kolonie, vom Gelde entblößt, sahen die Meisten seiner Anhänger sich getäuscht und betrogen und kehrten theilweise reuig zu Rapp zurück, andere Neuverblendete wanderten mit Proli weiter nach Westen wo sich mit dessen plötzlichem Tode die ganze Neu-Jerusalem'sche Gemeinde auflößte.

Die im ersten Jahre der Gründung Harmonie's von der Gesellschaft ausgetretenen Mitglieder, an deren Spitze der ehemalige würtembergische Hofrath Dr. Friedrich Haller stand, und denen die Idee einer Gütergemeinschaft damals nicht zusagte, gründeten eine neue Niederlassung im Blumengartenthale (Blooming croft valley), im Kanton Lycoming, Pennsylvanien, am westlichen Zweige der Susquehannah, in einer völlig wilden und rauhen Gegend, die, jetzt aus 100 Familien bestehend, sich ebenfalls eines großen Wohlstandes erfreut, und, mit Ausnahme des Grundsatzes der Gütergemeinschaft, überall den Ansichten der Harmonie-Gesellschaft folgt. Einer ihrer Hauptgrundsätze ist der: nie Prozesse zu führen. Haller schlichtet in wenig Stunden, ja nicht selten Minuten, ihre Prozesse, die Andere Jahre lang betreiben würden, und er schlichtet sie zur Zufriedenheit beider Parteien. Appellation an die gewöhnlichen Richterstühle ist untersagt, wer sich diese zu Schulden kommen läßt, hört auf Mitglied der Gesellschaft zu seyn. Kindertaufe findet bei ihnen nicht statt, weil sie sich nicht auf die Bibel gründe. Haller, ihr Gesetzausleger, ist nicht nur ihr Prediger und Schullehrer, sondern auch ihr Arzt, und zwar ein trefflicher und ausgezeichneter Arzt, der bei einer epidemischen Krankheit in Pennsylvanien und Maryland in den Jahren 1813 — 15 sich solche Celebrität erwarb, daß er oft hundert englische Meilen weit und drüber zu Kranken gerufen, ja selbst von erkrankten Aerzten konsultirt ward, die er fast jedesmal glücklich heilte. Außerdem ist er ein tüchtiger Philolog, daß ihm schon mehre Male unter den vortheilhaftesten Bedingungen Anträge zu einer Professur an einigen seitdem errichteten Universitäten des Bundesstaats gemacht wurden, die er aber jedes Mal ablehnte. Dabei ist Haller ein tüchtiger Oekonom, der „ut prisca gens mortalium“ mit eignen Händen den Pflug regiert und die Bäume entwurzelt, die Sümpfe entwässert, die Wiesen bewässert und sich für keine landwirthschaftliche Verrichtung zu hoch hält. Endlich ist er ein sehr gebildeter, unterhaltender Mann, der, trotz seines herabhängenden langen Bartes, von den Reichen und Vornehmen in der Nachbarschaft, seiner ausgezeichneten Talente und gründlichen Kenntnisse wegen, sehr geschätzt wird.

So stehen Rapp und Haller, zwei ausgezeichnete Deutsche, unsern Landsleuten

als Muſter und Vorbild in Amerika da, und das Blumengartenthal und Economy, als ſprechendes Zeugniß, was Bruderliebe, Einigkeit, Mäßigkeit und Fleiß, ſelbſt bei geringen Mitteln, unter tüchtiger Leitung vermögen. Würtemberg kann ſtolz auf ſeine Landsleute im Weſten ſeyn, und freudig wird Jeder des Prinzen Bernhard von Sachſen-Weimar Urtheil über die Harmoniten leſen: „Niemals habe ich eine ſo wahrhafte patriarchaliſche Verfaſſung geſehen als hier, und das, was dieſe Menſchen gewirkt haben, ſpricht am beſten für ihre Einrichtungen und für die unter ihnen herrſchende Eintracht.“

Politisch-geographische

Eintheilung von Nord-Amerika.

Nord-Amerika zerfällt in drei große Hauptabtheilungen:

A) Die Nordpolarländer; — B) Festland von Nord-Amerika, und C) Westindien, deren ausführlicher Beschreibung wir das vorliegende Werk widmen und am Schlusse desselben eine vollständige Literatur der westlichen Welt beifügen werden, die wir als Hülfsquellen zur Bearbeitung benutzten, und die vereint vielleicht kaum einer Bibliothek in Europa zu Gebote steht.

A. Die Nordpolarländer, und zwar:

a) Spitzbergen, als das nordöstlichste Land von Amerika, mit der Insel Jan Mayen,
b) Grönland,
c) Baffinsland und die westlichen Polarländer.

B. Festland von Nord-Amerika, und zwar:

a) Britisches Nord-Amerika:
1. Hudsonsbay-Territorium und britisches Columbia,
2. Ober-Canada,
2. Unter-Canada,
4. Neu-Braunschweig (New-Brunswick),
5. Neu-Schottland (Nova Scotia),
6. Kap Breton und Sable Islands,
7. Prince Edwards Insel,
8. Neu-Fundland (Newfoundland), die Küste von Labrador und Anticosti;

b) Französisches Nord-Amerika:
die Inseln St. Pierre und Miquelon;

c) Russisches Nord-Amerika;

d) Vereinigte Staaten von Nord-Amerika, und zwar:
die 15 alten Staaten, längs der atlantischen Küste, nach der Reihefolge von Norden nach Süden, die neuen nach der Reihefolge ihres Beitritts zur Union, als selbstständige Staaten:

1. Der Staat Maine,
2. „ „ Neu-Hampshire,
3. „ „ Vermont,
4. „ „ Massachusetts,
5. „ „ Rhode Island,
6. „ „ Connecticut,
7. „ „ Neu-York,
8. „ „ Neu-Jersey,
9. „ „ Pennsylvanien,
10. „ „ Delaware,
11a. „ „ Maryland,
11b. Der Distrikt Columbia,
12. Der Staat Virginia,
13. „ „ Nord-Carolina,
14. „ „ Süd-Carolina,
15. „ „ Georgia,
16. „ „ Kentucky,
17. Der Staat Tennessee,
18. „ „ Ohio,
19. „ „ Indiana,
20. „ „ Mississippi,
21. „ „ Illinois,
22. „ „ Louisiana,
23. „ „ Missouri,
24. „ „ Alabama,
25. „ „ Michigan,
26. „ „ Arkansas,
27. Das Gebiet Florida,
28. „ „ Wisconsin,
29. Columbia und der Westen, oder die Distrikte: Oregon, Mandan, Sioux, Huron, Osage und Ozark;

e) der Staat Texas;
f) die vereinigten Staaten von Mexico:

1. Mexico,
2. Queretaro,
3. Mechoacan,
4. Guanaxuato,
5. Xalisco,
6. Zacatecas,
7. Cinaloa,
8. Sonora,
9. California,
10. Neu-Mexico,
11. Chihuahua,
12. Cohahuila,
13. Neu-Santander,
14. Neu-Leon,
15. St. Louis Potosi,
16. Vera Cruz,
17. Oaxaca,
18. Puebla,
19. Tabasco,
20. Merida, und

g) Central- oder Mittel-Amerika; — Guatemala, bestehend aus:

1. der Stadt Guatemala,
2. der Provinz Quezaltenango,
3. " " Honduras,
4. der Provinz San Salvador,
5. " " Costa Rica, und
6. " " Nicaragua.

C. Westindien.

a) Das britische Westindien, und zwar:

1. das Gouvernement Jamaica,
2. " " " der Leewardinseln mit: Antigua, St. Christoph, Nevis, Montserrat, Virgin Gorda, Tortola und Anegada,
3. das Gouvernement Dominica,
4. " " " St. Lucie,
5. " " " St. Vincent, mit: St. Vincent, Granada und die Granadinen,
6. das Gouvernement Barbadoes,
7. " " " Tabago,
8. " " " Trinidad,
9. das Gouvernement der Bahamas, und
10. " " " " Bermudes Inseln;

b) das spanische Westindien:

1. das Generalkapitanat Havaña, und
2. " " " Puerto Rico, mit den spanischen Jungfern-Inseln;

c) das freie Westindien, oder die Republik Haity;
d) das französische Westindien:

1. das Gouvernement Martinique, und
2. " " " Guadeloupe, mit den Inseln Marie Galante, Desirade und les Saintes;

e) das dänische Westindien: St. Croix, St. Jean oder St. Johns und St. Thomas;
f) das schwedische Westindien: die Insel Barthelemy;
g) das niederländische Westindien, mit den Inseln: St. Martin, St. Eustaz, Saba und Curassao.

A. Die Nordpolarländer von Nord-Amerika.

1. Die Inſelgruppe Spitzbergen und die benachbarten Inſeln.
2. Grönland.
3. Baffinsland und die weſtlichen Polarländer.

Die Nordpolarländer.

Obgleich alles zwiſchen 217° 20′ und 39° 35′ öſtl. L. von Ferro liegende Land, welches über den 66° 32′ nördl. Br. herauf geht, der Polarzone angehört, und hier zu den Nordpolarländern Amerika's gerechnet werden müßte, beſchränken wir uns in vorliegender Ueberſicht auf die Inſelgruppe Spitzbergen mit Cherry- und der Jan-Mayen-Inſel auf Grönland, wozu wir auch deſſen ſüdlichen, in der gemäßigten Zone liegenden Theil ziehen, auf das Baffinsland und alle weſtliche, durch Parry und Roß, in die Erdkunde eingeführte Entdeckungen, in ſo fern dieſe mit dem Baffinslande in Verbindung ſtehen. Das Feſtland von Nord-Amerika, längs dem Polarozean, welches ebenfalls zu den Polarländern gehört, verweiſen wir auf die Beſchreibung der ruſſiſchen und britiſchen Beſitzungen. Nur die äußeren Umriſſe der Polarländer ſind uns bis jetzt bekannt, das Innere jener Länder aber uns eine völlige terra incognita. Seit Jahrhunderten haben ſich die muthigſten Schiffer aller Nationen bemüht, jene Länder zu erforſchen; doch die Natur ſelbſt hat den Eintritt in das Reich der Polarzone unterſagt! Ewige Eismaſſen, die nur im hohen Sommer einige Wochen ſo weit aufthauen, eine Schifffahrt durch dieſelben wagen zu können, verhindern eine regelmäßige Fahrt nach jenen Ländern.

Drei große Straßen führen durch die Eismaſſen des Ozeans in dem Bereiche von Amerika nach dem Nordpol; die öſtlichſte derſelben zwiſchen Grönland und Spitzbergen, die mittlere durch die Davisſtraße und die Baffinsbay in das nördliche Eismeer, und die weſtliche zwiſchen Aſien und der Nordweſtküſte, durch die Behringsſtraße. Nur eine verhältnißmäßig unbedeutende Küſtenſtrecke von ungefähr ſieben Längengraden iſt noch zu erforſchen, um darzuthun, daß die Polarländer: Grönland und Baffinsland, nicht mit dem eigentlichen Nord-Amerika zuſammenhängen, und ob es gleich möglich wäre, daß jener Theil des Feſtlandes ſich weiter nach dem Pole hin erſtreckte, und vielleicht mit einem noch unbekannten Polarlande, vielleicht auch mit Grönland, zuſammenhinge, ſo machen es doch die Strömungen der Baffinsbay, das Erſcheinen des Treibholzes an jenen Küſten, und der Umſtand, daß man Wallfiſche in der Baffinsbay gefangen hat, die im Norden des öſtlichen Eismeeres harpunirt worden und die Leine zerſprengten, wahrſcheinlich, daß das von Parry und Roß

entdeckte Eismeer, kein Binnenmeer ſey, ſondern mit dem grönländiſchen Eismeer nordwärts in Verbindung ſteht.

Die furchtbaren Eismaſſen, welche das Polarmeer und die Küſten der von demſelben umſchloſſenen Länder bedecken, ſcheinen eine einzige vielfarbig ſchillernde, hier und da geborſtene und zertrümmerte, erſtarrte Waſſermaſſe zu ſeyn, die in den verſchiedenſten Formen und in Hinſicht der Geſtalt als Eisberge, einzelne Maſſen von beträchtlicher Höhe, als unüberſehbare Felder, Floes, ſchweres Eis, Gaſſen oder Adern, Zungen, Kälber, Barrieren und Hummocks (große Stücken, die durch irgend einen Druck oder Stoß auf ein Feld oder Floe geworfen ſind), in Hinſicht der Feſtigkeit aber als loſes Eis, morſches oder faules Eis, Segel- oder Treibeis, vorkommt. Jungferneis iſt neu entſtandenes Eis, welches noch die Farbe des Waſſers hat; Landeis, mit dem Lande verbundenes Eis, worin keine Durchfahrt iſt; Seeeis, welches vom Lande getrennt iſt, und Ströme, eine Menge mit einander verbundene Eisſtücken, die nach einer beſtimmten Richtung eine Reihe bilden. Früher glaubte man, daß zur Entſtehung des Seeeiſes die Nähe des Landes unentbehrlich ſey! Scoresby verſichert aber, alle Fortſchritte des Gefrierens, von der Bildung der erſten feinen Nadelkryſtalle an, bis zu dem Augenblick, wo das Eis einen Fuß dick war, in großer Entfernung von den Küſten beobachtet zu haben, ohne daß irgend ein Einfluß des Landes dabei ſtatt finden konnte. Das Gefrieren geht bei ſtiller See am ſchnellſten vor ſich, und da nun während der langen Polarnacht die Atmoſphäre faſt immer ruhig iſt, begreift man leicht, wie während eines nordiſchen Winters ſich ſolche Eismaſſen bilden können. Die größten Eisfelder ſcheinen ihren Urſprung zwiſchen Spitzbergen und dem Pol zu nehmen; im Frühling und Sommer durch Stürme und Strömungen nach Süden dem atlantiſchen Meere zugetrieben zu werden, und ſich an der Oſtküſte Grönlands zu lagern. Die großen Maſſen, welche einander folgen, drängen ſich mit Macht an einander, ſchichten ſich auf, und werden durch den ſchnell gefrierenden Wellenſchlag der tobenden Brandung dichter verbunden, und zu wahren Eisbergen umgewandelt. Alle Buchten und Fjords der Baffinsbay, und alle Thäler und Schluchten des Innern der um jene Bay herum liegenden Länder, ſind mit Schnee und Eis angefüllt, und kaum zu begreifen iſt es, wie eine ſo erſtaunliche Menge von Eis aus jenen Buchten heraus in die See getrieben werden kann, ohne abzunehmen. Merkwürdigerweiſe geſchieht dies in der Baffinsbay vom Julius bis November, beim ſtillſten Wetter, wenn das Eis, nach dem Sprachgebrauch der Grönländer „faul“ wird, am häufigſten. In Zeit von 3—4 Tagen ſammeln ſich vor den Fjords, durch den Strom getrieben, Eismaſſen, die ſich bei einer Breite von 2—3 Meilen, 10—15 Meilen weit in die See erſtrecken, und hier entweder wieder feſtgefrieren, oder durch Stürme auf die Küſte geworfen werden und neue Maſſen bilden, die in den groteskeſten Geſtalten auf einander gethürmt, oft durch ihr eigenes Uebergewicht herabſtürzen und als treibende Eisberge, von Stürmen und Strömungen getrieben, dem Süden zueilen und oft bis in die ſüdlichſten Breiten gelangen.

Doppelte Rotations-Strömungen ſcheinen der nördlichen Hälfte des atlantiſchen Ozeans eigen zu ſeyn, von denen die eine vom Nordkap, der nördlichen Spitze Norwegens, aus ſich nach Nordweſt und an der Küſte Grönlands hinunter zieht, und jedenfalls eine Fortſetzung des großen Golfſtromes iſt, der ſich ungefähr unter dem 45° nördlicher Breite in der Nähe der Bank von Bonnet-Flamand in zwei Abtheilungen ſcheidet, von welchen der nördliche Arm nach den Küſten von Irland, den Hebriden und Orkneys hintreibt und ſich von dort nach den norwegiſchen Küſten bis zum Nordkap hinzieht, die andere, eine eigentliche Polarſtrömung, aus der Baffinsbay herabkommend, aller Wahrſcheinlichkeit nach vom großen Ozean herüber an den Küſten

des nördlichen Amerika's vorüber treibt, die Baffinsbay durchſtrömt und ſich innerhalb der Davisſtraße mit der vorigen vereinigt. Nach ihrer Vereinigung wälzen ſich beide Strömungen ſüdlich und vereinigen ſich bei Neufundland von neuem mit dem Golfſtrom. Dieſe doppelte Strömung des atlantiſchen Meeres erhellt hauptſächlich aus einer Menge Gegenſtänden, die theils aus den nördlichen, theils aus den ſüdlichen Theilen dieſes Ozeans nach Oſten getrieben werden. Wir berühren hier nicht die Eigenheiten, welche uns Humboldt in ſeinen Reiſen (Bd. 1, S. 95 u. ff.) von dem ſüdlichen Arm des Golfſtroms aufbewahrt, ſondern begnügen uns, durch Beiſpiele das Daſeyn der nördlichen Strömungen zu beweiſen, über welche Roß und Scoresby intereſſante Beobachtungen anſtellten. Den 24. Mai 1818 wurde eine wohlverſtopfte Glasflaſche in der Nähe des Kap Farwell in Grönland vom Schiffe Alexander unter Kapitän Roß über Bord geworfen, welche mit der Strömung etwas ſüdlich getrieben ſeyn muß, bis ſie endlich in den Bereich des Golfſtromes fiel und nach den Küſten Großbritaniens gebracht wurde, wo man ſie den 17. März 1819 in der Bay von Kilala, auf der Inſel Bartragh wieder fand. In den Jahren 1814 und 1817 gingen zwei engliſche Wallfiſchfänger in die Davisſtraße zwiſchen 61° und 62° nördlicher Breite zu Grunde, wovon ein Gebinde Dauben von einem zuſammengelegten Thranfaſſe mit den darauf gebrannten Zeichen elf Monate ſpäter zwiſchen den orkadiſchen Inſeln gefunden wurde. Dieſes Gebinde hatte daher während dieſer Zeit einen Weg von 1,600 Seemeilen von Weſt nach Oſt, oder etwa 5 Meilen jeden Tag zurückgelegt. Das Daſeyn der nordweſtlichen Strömung, die ſich ſpäter an der öſtlichen Küſte Grönlands hinunterzieht, beweiſen ebenfalls viele Beiſpiele: den 5. Mai 1817 gingen 4 Grönlandsfahrer in 78° nördlicher Breite und 3° weſtlicher Länge von Grönland, in den ſpitzbergiſchen Gewäſſern zu Grunde; eines dieſer Schiffe, der Dauntleß, wurde nur ſtark beſchädigt, füllte ſich mit Waſſer an und trieb in aufrechter Stellung nach Südweſt; Scoresby bemerkte es den 18. Mai in 75° 28′ nördlicher Breite und 10° weſtlicher Länge von Grönland und fand, daß es 182 Meilen in ſüd-ſüdweſtlicher Richtung gekommen war, und folglich täglich 18 Seemeilen zurückgelegt hatte. Da die Winde jedoch während dieſer Zeit meiſtens von Nordoſt und Südoſt wehten, ſo muß etwas von dieſer ſchnellen Strömung auf ihre Rechnung gebracht werden; allein ſchon zu Ende Mai befand ſich dieſes Schiff in 73° 30′ nördlicher Breite, obgleich der Wind ſich während dieſer Zeit ſüdlich gewandt hatte. Im Jahre 1803 wurde die Henrietta von Whitby in 80° nördlicher Breite und 6° öſtlicher Länge von großen Eismaſſen eingeſchloſſen, blieb ſieben Wochen lang in dieſer Lage und trieb während dieſer Zeit mit dem Eiſe 420 Meilen weit in ſüd-ſüdweſtlicher Richtung. 1777 gingen mehre Schiffe von den holländiſchen Wallfiſchfängern zwiſchen 78 und 80° nördlicher Breite auf eine elende Weiſe, zwiſchen ungeheuern Eismaſſen zu Grunde und trieben in ſüdweſtlicher Richtung mit dem Eiſe fort. Nahe an 200 Perſonen büßten ihr Leben dabei ein und die übrigen entkamen unter entſetzlichen Mühſeligkeiten nach Grönland. Die Wilhelmina, welche ſich unter dieſen Schiffen befand, ging zuletzt zu Grunde und trieb in einem Zeitraume von 108 Tagen 1.300 Meilen weit ſüdlich, wo ſie, in 62° nördlicher Breite und 40° weſtlicher Länge von Grönland, gänzlich zertrümmert wurde (Scoresby account etc. Vol. 1. p. 215—217). Aehnliche Beiſpiele beweiſen eine weſtliche Strömung, die durch die Davisſtraße ſich mit der erſten vereinigt. Durch dieſe Strömungen getrieben, ſetzen ſich die größten Eisfelder in Bewegung und legen oft im Laufe eines Monats über hundert Seemeilen zurück. Es gibt Eisfelder von ſolcher Größe und von ſo ebener Oberfläche, daß man ſich an hundert engliſche Meilen auf denſelben ohne den mindeſten Anſtoß fortbewegen könnte; eine Menge derſelben werden aber durch die ſtete Bewegung zerſtört, welche ſie, ungeachtet aller Gegenwinde, nach Südweſten treibt, und ſobald ſie aus den abgeſonderten Eisſtücken, von denen ſie umgeben und geſchützt waren, hervor-

getreten ſind, werden ſie durch die Wellen der offenen See vollends zerbrochen, aufgelöſt oder in Treibeis verwandelt, und neue Felder bilden ſich an den Stellen, welche jene früher eingenommen hatten. Das Eis der flachen Felder iſt gemeiniglich 10—12 Fuß dick, zum großen Theil ſalzig, zuweilen aber auch mit großen Stücken Eis von ſüßem Waſſer vermiſcht, die man leicht an ihrer hellen und durchſichtigen Farbe erkennen kann. Ueber einander gehäufte und zuſammengeſchobene Schollen und Felder zeigen ſich den Seefahrern oft in den ſeltſamſten und maleriſchſten Formen, die oft zu einer Höhe von mehren Hundert Fuß ſich erheben. Man glaubt oft ganze Städte mit Kirchen, Paläſten, Thürmen, Pfeiler und Säulen, weite Hölen, Gewölbe und in der Luft hängende Brücken, oder die Umriſſe koloſſaler menſchlicher oder thieriſcher Geſtalten, in dem mannigfaltigſten Farbenſpiel zu ſehen. Der ſogenannte Eisblink, der Wiederſchein des Lichts am Horizont, wird bei großen Feldern ſchon in weiter Ferne wahrgenommen, und geübte Grönlandsfahrer können ſchon aus dieſen ſich eine Vorſtellung von der Lage und Beſchaffenheit des Eiſes machen. Große Felder enthalten oftmals Teiche ſüßen Waſſers, und viele Eisberge, die ſich vom Lande losgeriſſen haben, ſind nicht mit Schnee, ſondern öfters mit Erde, Steinen und Moosarten überzogen und von Vögeln belebt, während auf andern treibenden Maſſen Robben und Eisbären oft große, unfreiwillige Reiſen von einer Küſte zur andern machen. „Nichts Erhabeneres und zugleich Schreckhafteres gibt es in dieſen Gegenden," ſagt Scoresby, „als die Wirkung zufälliger Bewegungen der Eisfelder, deren Geſchwindigkeit oft mehre engliſche Meilen in der Stunde beträgt, wenn eine ſolche Maſſe auf ein unbewegtes Eisfeld ſtößt, noch mehr aber, wenn ſie mit einem in entgegengeſetzter Richtung bewegtem Eisfeld zuſammentrifft, dann bringt ſie einen Stoß hervor, deſſen Wirkung jede Vorſtellung überſteigt. Man denke ſich eine in ſchnellem Laufe aufgehaltene Maſſe von vielleicht 10.000 Millionen Tonnen an Gewicht! Das ſchwächere Eisfeld wird unter ſchrecklichem Getöſe gänzlich zerſtört. Stücke von ungeheurer Größe und Ausdehnung werden über einander hingeſchoben, oft 20—30 Fuß hoch, und andere hinwieder werden in die Tiefe verſenkt. Der Wallfiſchfänger, obgleich er ohnehin in ſteten Gefahren lebt, muß hier, um ſeinem Untergange zu entgehen, doppelt ſorgfältig und wachſam ſeyn, wenn die Umſtände ihn nöthigen, zwiſchen bewegten Eisfeldern hindurch zu ſchiffen, und wenn vollends noch neblige Witterung ihn hindert, ihre Richtung genau wahrzunehmen. Aller angewandten Vorſicht ungeachtet gehen viele Schiffe zwiſchen dieſen Maſſen zu Grunde. Bald werden ſie auf das Eis hin- und umgeworfen, bald wird der Boden des Schiffes abgeriſſen, zuweilen aber werden ſie auch gänzlich unter Eistrümmern vergraben." Die Höhe der Eisberge iſt oft ſehr anſehnlich, obgleich wegen der ſpecifiſchen Schwere des Eiſes, daſſelbe tief ins Waſſer einſinkt, und gewöhnlich nur der achte bis zwölfte Theil der ganzen Maſſe, je nach der verſchiedenen Dichtigkeit des Eiſes, oder des größern oder geringern Salzgehaltes des Waſſers, über die Oberfläche des Meeres hervorragt. Parry begegnete in der Baffinsbay einem Eisberge, welchen er meſſen ließ und deſſen Länge mit 12.507, die Breite 10.640 und die mittlere Höhe über dem Waſſer mit 51 engl. Fuß beſtimmte. Den Inhalt dieſer Maſſe berechnete er zu 48.000 Millionen Kubikfuß und das Gewicht zu beinahe 1.300 Millionen Tonnen, 26.000 Millionen Zentner. Eine Oberfläche von 3.505 engl. oder 166½ deutſchen □Meilen, würde man damit 6 Zoll hoch haben belegen können.

Wie weit ſich das Eis nach dem Pole hin erſtreckt, iſt bis jetzt noch nicht ausgemittelt; Roß' magnetiſcher Pol iſt mit Eismaſſen umgeben, die ſich nur zu Zeiten zu löſen ſcheinen. So weit die Seefahrer auch bis jetzt gekommen ſind, überall hat man noch Eismaſſen gefunden, und dieſe ſind das Hinderniß jedes weitern Vordringens geweſen. Die fabelhaften Berichte der Entdeckungen des berühmten Laperouſe, welche einem jetzt erſt aufgefundenen Tagebuch entnommen ſeyn ſollen, und das Auffinden eines

Polarlandes berichten, ſind eine elende Myſtification, welche aller Glaubwürdigkeit entbehren, und keiner wiſſenſchaftlichen Widerlegung bedürfen.

Der bekannteſte Theil des Polarozeans iſt die, zwiſchen Grönland auf der einen und Cumberland, Nord-Air, Prinz Wilhelms Land und Nord Devon auf der andern Seite gelegene Baffinsbay (von Haſſel, wegen ihrer Ausdehnung, das Baffinsmeer genannt), welche im Norden durch eine mit Eis verſtopfte Einfahrt wahrſcheinlich, im Weſten aber, wie Parry's und Roß's Entdeckungen dargethan haben, beſtimmt mit dem Amerika im Norden umfluthenden Eismeer mittelſt der, aus dem Lancaſter-Sund führenden Barrow-Straße zuſammenhängt. Im Süden dieſer Bay, welche durch die Davisſtraße mit dem atlantiſchen Ozean in Verbindung ſteht, führen die Cumberland-, Frobiſher- und Hudſons-Straße in die Hudſonsbay, die wir indeß, als zum größten Theil ſüdlich vom Polarkreis liegend, bei Nord-Amerika ſchildern werden. Die Küſten der Baffinsbay, namentlich aber die Oſtküſte, iſt ein Konglomerat von Inſeln, kleinen Eilanden und Vogelklippen, größere Inſeln aber, wie die große James-Inſel, welche die ältere Erdkunde in dieſe Bay verlegte, exiſtiren in der Wirklichkeit nicht, und täuſchten ſich jedenfalls die Entdecker derſelben, indem ſie große Eisfelder für Inſeln anſahen. Die Nordküſte Amerika's, zu welcher der Weg durch den Lancanſter-Sund und die Barrowſtraße führt, iſt durch die Entdeckungen eines Parry, Roß, Franklin, Beechey, Hood und Back bis auf wenige Grade erforſcht, und der Wiſſenſchaft zugängig gemacht, noch immer aber nicht ausgemittelt, ob Amerika wirklich eine Inſel ſey, oder ob ſich, vom 150°—157° weſtl. L. v. G. an, die Küſte nach Norden ziehe und mit einem Polarlande zuſammenhänge. Doch wie dem auch ſey, dem menſchlichen Muthe wird es noch gelingen, auf eine oder die andere Weiſe die Frage zu löſen; ſo viele Gefahren auch dem kühnen Forſcher hier drohen, der, um das Reich der menſchlichen Erkenntniß zu erweitern, ſich in dieſe kaum zu durchdringenden Eismaſſen begiebt, wird doch der kühne Muth der Forſcher um ſo eher ſiegen, als ſelbſt der kaufmänniſche Spekulationsgeiſt die Gefahren nicht achtet, die ihn hier mit tauſendfachem Ungemach umgeben, um dem Rieſen der Gewäſſer nachzuſpüren, der unter Eiswällen ſich ſicher wähnte.

Das rauhe, unfreundliche Klima der Länder des Nordpols, in welchem ſchon der Athem zu Eiſe wird, und das Queckſilber ſich dergeſtalt verdichtet, daß es gehämmert werden kann, verhinderte bis jetzt die Anſiedelung der Europäer; Tauſende von Seefahrern, die jährlich das nördliche Eismeer und die Baffinsbay mit ihren Schiffen durchfuhren, ſind nur als Zugvögel zu betrachten, und die däniſchen Niederlaſſungen auf der Weſtküſte Grönlands, im Verhältniß der Größe der Ländereien nur Oaſen in der Eiswüſte, die urſprünglich dem frommen Glauben Einzelner und deren beharrlichem Muth ihr Entſtehen zu verdanken haben. Eine Monden lange Nacht hüllt jenſeits des 64° vom September an, ohne in dichte Finſterniß überzugehen, das Land in Düſterkeit, und während der Monate Mai, Juni und Juli herrſcht ununterbrochener Tag, die Sonne ſinkt nicht mehr unter den Horizont und ſchießt ſo brennende Strahlen, daß die gefrornen Maſſen einige Fuß tief aufthauen, und die bis dahin erſtarrte Erde ſich mit einigen arktiſchen Vegetabilien bekleiden kann. Cerealien gedeihen in dieſer kurzen Zeit natürlich nicht; Farrenkräuter, Mooſe und Flechten, einige wilde Beeren und das heilſame Löffelkraut, ſo wie einige zwergartig verkrüppelte Weiden und Birken ſind faſt alles, was die arktiſche Flora dem Forſcher bietet. Die Fauna des Landes iſt eben ſo arm, deſto reicher aber die des Meeres an Cetaceen, Robben und Waſſervögeln, von der nicht nur die ganze Exiſtenz der Bewohner der arktiſchen Welt abhängt, ſondern welche auch Urſache iſt, daß Europäer jene unwirthbaren, mit tauſend Gefahren umgebenen Gegenden aufſuchen.

Von den früheſten Zeiten an war die Schiffahrt der Europäer nach den arktiſchen

Meeren bedeutend; die Holländer waren die erſten, welche Schiffe auf den Wallfiſchfang ausſandten. In einem Zeitraum von 125 Jahren, nehmlich von 1660—1795 waren 18.992 Schiffe damit beſchäftigt, welche 71.900 Wallfiſche fingen, woraus erhellt, daß die Holländer im Durchſchnitt jährlich 152 Schiffe ausrüſteten, und folglich jedes derſelben 3¾ Wallfiſche erbeutete. Den Angaben von Gerard van Sante und Andern zufolge, betrugen die Ausgaben der holländiſchen Grönlandsfahrer in 107 Jahren (von 1669—1778), 177.893.970 Gulden, und der Ertrag der Fiſcherei wurde im Ganzen auf 222.186.770 Gulden berechnet, woraus ein Gewinn von 44.292.800 Gulden erhellt. Wenn man daher die Ausgaben und den Ertrag mit 107 dividirt, ſo erforderte die jährliche Ausrüſtung der holländiſchen Schiffe 1.662.560 Gulden, während der jährliche reine Gewinn ſich auf 413.952 Gulden belief. Der reine Ertrag des in dieſem Erwerbszweige angewandten Kapitals war daher ungefähr 25 vom Hundert. In neuern Zeiten hat der Wallfiſchfang der Holländer ſehr abgenommen. Im Jahre 1794 befanden ſich nur noch etwa 60 Schiffe in den nördlichen Meeren, die ſich in den folgenden Jahrzehnden noch mehr verminderten. Seit 1815 iſt die Zahl der Grönlandsfahrer wieder geſtiegen und 1828 liefen 83 Schiffe von Holland aus auf den Wallfiſchfang. Von England und Schottland aus wurden in 39 Jahren, von 1750—1788, 2.879 Schiffe, welche 87.063 Tonnen führten, auf den Wallfiſchfang ausgerüſtet. Von den Jahren 1810—1818 gingen 824 Schiffe von England, und 61 von Schottland auf den Wallfiſchfang. In den Jahren 1814—1817 ſegelten 392 Schiffe von England nach den nördlichen Meeren, welche 3.348 Wallfiſche, nebſt einer Menge Seehunde, Narwhals, Bären und Wallroſſe fingen. Alle zuſammen gaben 35.824 Tonnen Thran, und ungefähr 1.806 Tonnen Fiſchbein, nebſt vielen Häuten. Die Mittelzahl des Ertrags dieſer Fiſchereien war demnach für jedes Schiff 91,4 Tonnen Thran und 4 Tonnen 12 Zentner Fiſchbein. Während demſelben Zeitraume gingen 194 Schiffe von Schottland auf den Wallfiſchfang, und erbeuteten 1.682 Wallfiſche, die 18.684 Tonnen Thran und ungefähr 891 Tonnen Fiſchbein lieferten. Die Mittelzahl für jedes Schiff betrug daher 96,3 Tonnen Thran und 4 Tonnen 12 Zentner Fiſchbein. Im Jahre 1814 war der britiſche Wallfiſchfang, beſonders an den Küſten von Grönland, ungemein ergiebig; 76 Schiffe fingen daſelbſt 1.437 Wallfiſche, welche im Ganzen 12.132 oder 159,6 Tonnen Thran auf jedes Schiff im Durchſchnitt lieferten und der ganze Ertrag des geſammten Wallfiſchfanges wurde für dieſes Jahr allein auf 5.133.333 Thaler geſchätzt. Von 1814 bis Ende 1818 wurden durch die britiſchen Wallfiſchfänger 68.940 Tonnen Thran und 3.420 Tonnen Fiſchbein in England und Schottland eingeführt, deren Werth, nach den damaligen Preiſen, auf 22 Millionen Thaler berechnet wurde. Der reichſte Fang, welcher je von einem britiſchen Grönlandsfahrer gemacht wurde, fand im Jahre 1814 ſtatt, wo Kapitän Souter, in der Reſolution von Peterhead, in der Nähe von Spitzbergen, 44 Wallfiſche fing, welche 299 Tonnen Thran enthielten. Daſſelbe Schiff erbeutete in zehn auf einander folgenden Reiſen 249 Wallfiſche, woraus 2.034 Tonnen Thran gewonnen wurden, und der reine Gewinn derſelben belief ſich auf 19.473 Pfund Sterling 10 Shilling und 2 Pence, oder ungefähr auf 129.823 Thaler 10 Groſchen. Da nun das ganze dazu verwandte Kapital, die Zinſen inbegriffen, ungefähr 556.490 Thaler betrug, ſo brachte es noch überdies einen Gewinn von 25,67 vom Hundert ein. Im Jahre 1829 belief ſich die Zahl der mit der Wallfiſchfängerei beſchäftigten Schiffe auf 89, mit 28.812 Tonnen; 1830 wurden 91 Schiffe zum Behuf dieſer Fiſcherei ausgerüſtet, und zwar 41 von England und 50 von Schottland; von den erſtern waren allein 33 von Hull, von den letztern 9 von Dundee, 5 von Kirkcaldy, 7 von Leith und 13 von Peterhead. Dieſes Jahr war das unglücklichſte für die britiſche Wallfiſchfängerei; von 87 Schiffen, welche für die Davisſtraße ausgerüſtet wurden, gingen 18 bis 22 Prozent gänzlich verloren, 24 kehrten rein zurück,

wie Mc. Culloch versichert, d. h. ohne einen einzigen Fisch, und die andern sämmtlich ohne volle Ladung. Der Ertrag der Fischerei von 1829 belief sich auf 10.672 Tonnen Thran und 607 Tonnen Barden oder Fischbein, deren Werth zusammen auf 376.150 Pfd. Sterling oder 2.517.666 Thaler geschätzt wurde. 1831 belief sich die Gesammtzahl aller britischen, in der Wallfischfängerei beschäftigten Schiffe auf 121, welche einen Gesammtwerth von 4.840.000 Thalern hatten.

Der Wallfischfang der Dänen beschäftigte 35 Schiffe, von denen 27 in Friedrichstadt und 8 in Kopenhagen ausgerüstet wurden; ob in den letzten Jahren die Zahl derselben sich vermehrt hat, darüber schweigen offizielle Berichte. Deutschland und die holsteinischen Häfen rüsteten durchschnittlich jährlich 50 Schiffe zur Fahrt nach den nördlichen Meeren aus, von denen auf Hamburg 10 — 12, auf Altona 8 — 9, auf Bremen 6—8, auf Glückstadt 12—16 und auf 5 andere Häfen 5—6 Schiffe kommen.

Die Wallfischerei erregte zuerst die Aufmerksamkeit der Amerikaner im Jahre 1690 und begann daselbst auf der Insel Nantucket in Küstenbooten. Im Jahre 1715 waren 6 Schaluppen, jede von 38 Tonnen, in dieser Fischerei beschäftigt; von 1750 an, wo die Wallfische an der Küste von Nantucket seltener wurden, verfolgten die muthigen Insulaner den Wallfisch im Norden und Süden. Von 1771 — 1775 beschäftigte der Staat Massachusetts allein jährlich 183 Schiffe von 13.820 Tonnen in der nördlichen, und 121 Schiffe von 14.020 Tonnen in der südlichen Fischerei. Während des Revolutionskrieges wurde die Fischerei unterbrochen, doch mit dem Frieden kehrte auch der Unternehmungsgeist der Amerikaner zurück; von 1787 bis 1789 waren 91 Schiffe von 5.820 Tonnen in der nördlichen Fischerei beschäftigt. Der Ertrag betrug von 1771—1775, jährlich 39.390 Barrel Spermaceti-Oel und 8.650 Barrels gewöhnlichen Thran und von 1787 — 1789 von erstern jährlich 7.900, von letztern 13.130 Barrels. Bis zum Unabhängigkeitskriege und noch mehre Jahre später wurde die Wallfischerei größtentheils von der kleinen Insel Nantucket betrieben, die allein in der nördlichen Fischerei 65 Schiffe von 4.875 Tonnen beschäftigte. Im letzten Kriege zwischen England und den vereinigten Staaten hatten die Wallfischfänger viel zu leiden, und Nantucket allein verlor 24 Schiffe, welche vom Feinde genommen wurden. Seit jener Periode aber hat sich die Fischerei wieder gehoben, und ist jetzt ausgedehnter, als die irgend einer Nation. Nach den besten offiziellen Nachrichten, die wir erhalten konnten, belief sich die Zahl der in der Wallfischfängerei beschäftigten Fahrzeuge im Winter 1834 auf 434, worunter 384 Schiffe und 50 Barken und Briggs. Der größte Theil dieser Schiffe gehören nach Neu-Bedford, Nantucket und Neu-London:

	Zahl der Schiffe.	Tonnengehalt.	Mannschaft.
Neu-Bedford	181	56.352	4.445
Nantucket	76	26.472	1.860
Neu-London	41	11.251	1.087
	298	94.075	7.392

Die andern 136 in der Wallfischerei beschäftigten Schiffe gehören zu folgenden Häfen: Sag Harbor 23, Falmouth 6. Warren 12, Bristol 13, Newport 6, Hudson 11, Providence 2, Portsmouth 6, Edgerton 6, Salem 5, Plymouth 5 und der Rest nach Bridgeport, Newburyport, Boston, Neu-York, Fall River, Poughkeepsie, Gloucester, Newburgh, Wareham, Portland, Wiscasset und Greenport. Von diesen 434 Schiffen waren 261 in der Sperm-Wallfischerei (dem Fange des 80 — 100 Fuß langen Pottfisches oder Kaschelotts) und 173 in der eigentlichen Wallfischerei beschäftigt. Der Werth dieser Schiffe nebst ihrer Ausrüstung beträgt, nach der Schätzung Sachverständiger, für Schiffe in der Sperm-Wallfischerei 30.000, für die eigentliche Wallfischerei 15.000 und für Barken und Briggs 10.000 Dollars. Der ganze Werth aller

Schiffe, die in den vereinigten Staaten am 1. Januar 1834 in der Wallfischerei beschäftigt waren:

261 Schiffe in der Sperm-Fischerei zu	30.000 Dollars		7.830.000
123 Schiffe in der eigentlichen Wallfischerei	„	15.000 „	1.845.000
50 Barken und Briggs	„	10.000 „	500.000
		in Summa	10.175.000 Dollars.

oder 13.566.666 Thaler (20.350.000 Gulden). Der ganze Tonnengehalt obiger 434 Schiffe beläuft sich auf 136.000 Tonnen und die Zahl der bei der Wallfischerei beschäftigten Mannschaft auf 10.900 Seelen. Der Ertrag an Spermaceti-Oel in den Jahren 1827—1830 betrug: 1827 93.180, 1828 73.077, 1829 79.840 und 1830 106.829 Barrels von 32 Gallonen. Der Ertrag an gemeinen Fischthran war eben so bedeutend. 1831 brachten die Wallfischfänger 109.200 Barrels Sperm-Oel, 114.341 Barrels Thran und 1.029.690 Pfund Fischbein, deren Werth sich folgendermaßen gestaltete:

109.200 Barrels Sperm-Oel à 22 Dollars pro Barrel			2.402.400
114.341 „ „ Thran	„ 8,50	„ „ „	914.728
1.029.690 Pfund Fischbein, werth			171.511
			3.488.639 Dollars

oder 4.651.518 Thaler (6.977.278 Gulden). Seit 1831 kann man den Ertrag der Wallfischerei in den vereinigten Staaten auf 3½ bis 4 Millionen Dollars jährlich schätzen und ersieht daraus leicht, daß die nördliche Fischerei der Amerikaner die aller andern Nationen überflügelt hat.

Diesen möglichst genauen Angaben zufolge beschäftigt der Wallfischfang in den arktischen Meeren folgende Schiffe:

die vereinigten Staaten von Nord-Amerika	434
Großbritanien	121
Frankreich, Schweden, Norwegen und Rußland zusammen	110
Holland	83
Deutschland und die Hollsteinischen Häfen	50
Dänemark	35
	833

Berechnet man jedes dieser Schiffe durchschnittlich auf 300 Tonnen und die Mannschaft auf 20 Mann, so erfordert der Wallfischfang in den nördlichen Meeren 249.900 Tonnen und 16.660 Mann Besatzung und nach einer Durchschnitts-Annahme der Ausrüstungskosten von 25.000 Thaler für jedes Schiff, wäre allein zur Betreibung dieses Industriezweiges ein Kapital von 20.815.000 Thaler verwandt.

Die Bewohner der arktischen Länder sind die Eskimos, deren wir in der Einleitung ausführlicher gedacht haben; sie sind über den ganzen Norden verbreitet, leben auf Grönland, dem Baffinslande und wahrscheinlich auch auf den Nord-Georgischen Inseln von Robben, Wallfischen und Fischen und nur Spitzbergen hat keine Bewohner. Nur den Eskimos scheint die Natur die arktischen Länder zum Wohnsitz angewiesen zu haben, nur sie sehen ihre eisige Region für ein Eden an und würden sie nicht für alle Freuden der Tropenländer vertauschen; kein Europäer aber würde die unwirthbaren Felsen und Eismassen zum fortwährenden Aufenthalte wählen, wenn ihn nicht ein innerer Drang veranlaßte, die Lehren der Religion unter jenen Völkern zu verbreiten, oder kaufmännische Begier alle Gefahr übersehen ließ.

Wir vertheilen die Nordpolarländer Amerika's in drei Gruppen: 1. Spitzbergen,

mit den benachbarten Inſeln, 2. Grönland, mit den dazu gehörigen Eilanden in der Baffinsbay, und 3. Baffinsland: Prinz Wilhelmsland, Nord-Galloway, Nord-Air und Cumberland, mit den weſtlichen Polarländern: Nord-Devon, den Nord-Georgiſchen Inſeln, Boothia Felix, König Wilhelmsland und der Halbinſel Melville, welche durch Kapitän Roß letzte Reiſe uns erſt bekannter geworden ſind.

---

1. Die Inſelgruppe Spitzbergen und dieb enachbarten Inſeln.

a) Allgemeine Ueberſicht.

Spitzbergen, drei große, durch ſchmale Straßen getrennte Inſeln: Spitzbergen, Nordoſt- und Südoſt-Inſel, die von einer unzähligen Menge von Klippen und Eilanden umgeben werden, iſt das nordöſtlichſte Land von Amerika, wurde bereits 1553 von dem Briten Hugh Willoughby, der es für einen Theil des amerikaniſchen Feſtlandes hielt, entdeckt, aber erſt 1596 durch die Niederländer Wilh. Barentz, Ryp und Johann Corneliß, die unter Hemskerke's Anführung das nördliche Eismeer unterſuchten, näher bekannt, und nach der Geſtalt ſeiner Gebirge „Spitzbergen," ſonſt aber auch wohl Oſt-Grönland,-Neuland, oder „König Jakobs Neuland" genannt.

Die Inſeln, welche dieſes rauhe, furchtbare, im Sommer von Treibeis umfluthete, im Winter von hohen Eisbergen eingeſchloſſene Land bilden, breiten ſich zwiſchen 26° 20′ bis 43° 59′ öſtl. L. und 76° 40′ bis 80° 55′ nördl. Br. aus und umfaſſen nach de Page's Karte, nach Haſſel, einen Flächenraum von 1.390, nach meiner Berechnung der Berliniſchen Karte 2.140 □Meilen.

Die Inſeln ſind alle ſehr gebirgig, werden durch tiefe Bayen durchſchnitten, und beſtehen mehr oder weniger aus einem Konglomerat von Hügeln, Bergen und Gletſchern, die im Norden als Gebirgsknoten nach der Küſte zu auslaufen, und bald engere, bald weitere Thäler umſchließen, im Süden aber größtentheils als einzelne Gruppen und Pike von beträchtlicher Höhe daſtehen. Scoresby beſtimmte die Höhe des Hornberges auf der Karlsinſel auf 4.395 engl. Fuß, einen andern Pik in deſſen Nähe auf 3.306 Fuß, die ſieben Eisberge aber, die ſich längs der Weidebay in's Innere von Spitzbergen erſtrecken, und mit Vorbergen von 2 000 Fuß Höhe umgeben ſind, auf 3.000 bis 3.500 Fuß. Dieſe Berge ſind hohe, mit ewigem Eiſe bedeckte Granitmaſſen, deren ſtarre Eiswände eine Helle ſpiegeln, die dem Lichte des Vollmonds gleicht, und deren kahle Kuppen wie Feuermaſſen in der Mitte von Kryſtallen und Saphiren funkeln (Scoresby). Auch im Norden des Horn-Sundes (der Horizontbay) erhebt ſich ein ähnlicher, aber iſolirter Eisberg, der Slaadberg. Vulkane findet man nirgends und eben ſo wenig eine Spur von Vulkanität. Die kalten ſtarren Maſſen erheben ſich in großartiger, doch grauſiger, zurückſtoßender Schönheit, nirgends erblickt man auf ihnen eine Spur von Vegetation und Leben, und nur ſelten tönt ein tauſendfaches Echo die klagende Stimme eines der gefiederten Bewohner jener Polarregion zurück.

Die Thäler, von denen ſich einige mit vielen Windungen tief ins Innere des Landes hinein erſtrecken, ſind von hohen Gletſchern eingefaßt, haben zum Theil einen thonigen und ſteinigen, zum Theil wahren Moorboden, und bieten eine nur höchſt dürftige Vegetation. Im Süden des Foul-Sundes dehnt ſich auf Spitzbergen,

nach dem Innern zu, eine beträchtliche Moorfläche aus, auf welcher im Sommer etwas Pflanzenwuchs angetroffen wird, und wo zu jener Zeit Rennthiere weiden, und wahrscheinlich findet man im Innern noch ähnliche Plätze, da jene Thiere sich im Winter ins Innere des Landes zurückziehen. Eigentliche Flüsse findet man nur wenige in diesem traurigen Lande, und der Sardam im Südwesten, der sich in den Bellsund ergießt, der Drooge river, welcher in die Glockenbay (Klockbay), den obern Theil des vorhergenannten Sundes mündet, der Südbayfluß, welcher sich in die Englische Bay ergießt, ein kleiner Fluß brakischen Wassers, der in den Foul-Sund mündet, ein großer nach Norden strömender Fluß, der in der Weidebay ausläuft, und ein kleiner Strom, der in die Dewebay auf der Südost-Insel mündet, scheinen die einzigen Flüsse Spitzbergens zu seyn; im Sommrr aber, wenn der Schnee auf den Bergen schmilzt, entstehen eine Menge von Flüßchen und Bächen, die nach der Küste herabströmen und gutes Trinkwasser liefern. Quellen sind auf allen Inseln im Ueberflusse vorhanden, selbst kleine Binnenseen sind im Innern Spitzbergens auf der Nordost- und Südost-Insel vorhanden.

Das Klima ist äußerst streng und unangenehm. Der Winter, welcher Ende September mit Nord-, Nordnordwest- oder Nordwest-Winden, oft aber auch mit Windstille, hartem Frost und dichtem Schnee beginnt und bis zum Mai dauert, ist furchtbar kalt und häufig in dem Grade, daß es fast unmöglich ist, selbst im dickſten Pelz im Freien auszuhalten; das gewöhnliche Thermometer wird, weil das Queckſilber unter 30° gefriert, unbrauchbar, und nur der Weingeiſtthermometer zeigt noch das Wachſen der Kälte an. Die Luft ist fortwährend mit einem feinen Schneegeſtöber gefüllt, der Athem wird zu eiſigem Schaume. Stürme und Schneegeſtöber herrſchen während zwei Drittel des Winters; der Schnee liegt fast überall 2—4 Ellen hoch und wird so vom Winde umhergeweht, daß das Land ganz unwegſam wird und an der Küste ſich Schnee und Eis zu Bergen anhäuft, und Schnee und Sturm, die öfters mit einander beginnen, halten nicht nur Tage, sondern Wochen lang an. Während des Winters herrſcht eine drei Monate lange Nacht, und vom Ende Oktobers bis zum 24. Januar kommt die Sonne gar nicht zum Vorſchein; vom zweiten Mondsviertel an bis in die letztere Zeit des abnehmenden Mondes sind die Nächte außerordentlich hell und die Sterne leuchten Tag und Nacht; ſobald aber der Mond untergegangen ist, tritt vollkommen Dämmerung ein, die nur zu Zeiten durch feuerrothe Nordlichter furchtbar erhellt wird. Sobald die Polarnacht endigt, ſtellt ſich auch der Sommer ein, die Sonne geht drei Monate lang nicht unter, trotz dem aber erreicht bei ihrem niedern Stande über dem Horizont die gewöhnliche Temperatur der Luft in den Monaten Mai bis Auguſt ſelten einen höhern Wärmegrad, als wir in Deutſchland im Februar genießen. Ende Juli gelingt es zwar den Strahlen der Sonne, den Erdboden einige Zoll tief aufzuthauen, doch unterbrechen Hagel, Schnee und dichte Nebel, die ſtets mit Froſt begleitet ſind, öfters jene wohlthätigen Einwirkungen, und das Thermometer fällt oft in kaum 24 Stunden um 24 Grade, wie Scoresby 1814 einigemal erfuhr. Die Wirkungen dieſes plötzlichen Temperaturwechſels, die dieſer Reiſende aufzeichnete, waren merkwürdig: der Blutumlauf wurde beſchleunigt, die Naſe ungewöhnlich trocken, die Lippen zogen ſich ſo zuſammen, daß man nur mit Mühe einige Wörter hervorſtammeln konnte, kurz jeder Theil des Körpers wurde mehr oder weniger von der Heftigkeit der Kälte angegriffen. Hätte man die Hände entblößt, ſo würden ſie in wenigen Minuten erfroren ſeyn und ſelbſt das Geſicht würde der Wirkung des ſcharfen Windes nicht widerſtanden haben; ein Stück Metall blieb an der Zunge hängen, das Eiſen wurde mürbe und ſchlechtes zerſprang bei dem erſten Schlage; der Branntwein fror.

Die Naturprodukte dieſes rauhen unfreundlichen Landes ſind ſeinem rauhen Klima angemeſſen. Die Vegetation iſt nur dürftig und der arme Boden bietet kaum einige 30 Gattun-

gen, welche die Kälte ertragen und sich regeneriren können. Scoresby's Sammlung enthält alles, was das Pflanzenreich in Spitzbergen darbietet. Die Zwergweide (Salix polaris), welche nur wenige Zolle hoch wird, ist der einzige Repräsentant der Bäume oder Sträucher dieses Polarlandes. Dagegen findet man an flachen Strandgegenden auf Moorboden eine Rohrgattung, die nach Scoresby und Martens gegen 200 Fuß lang wird. Mooße und Flechten und einige krautartige Gewächse aus der Abtheilung der Dikotyledonen, namentlich aber das heilsame Löffelkraut, dieses kräftige Heilmittel gegen den Skorbut, eine Krankheit, von welcher die Seefahrer gerade in der kalten Zone sehr häufig befallen werden, sind der ganze Reichthum der Spitzbergischen Flora. Scoresby's Verzeichniß nennt folgende Arten: Juncus campestris, Andromeda tetragona, Saxifraga vier Arten; Cerastium alpinum; Dryas octopetala, Papaver radicatum, Ranunculus vulphureus, Pedicularis hirsuta, Cochlearia grönlandica, Cardamine bellidifolia, Trichostomum lanuginosum, zwei Arten von Hypnum, zwei von Bryum, eine Art von Dicranum, Andraea alpina, Ulva, drei Arten Fucus, Conferva nigra, zwei Arten Cenomyce, Solorina crocea, Alectoria jubata, Lecanora murorum, Lecidia atrovirens, drei Arten Gyrophora, Endocarpum sinopicum, Sphaerophoron coralloides, drei Arten Parmelia, Peltidia canina, Cotraria nivalis, Coruicularia aculeata, Usnea, Stereocaulon paschale und Draba alpina.

Obgleich, wie wir aus diesem Verzeichniß sehen, Spitzbergen selbst keine Bäume hervorbringt, so fehlt es hier doch nie an Feuermaterial, und dieses ist das Treibholz, welches in Tannen, Fichten, Lärchen, Cedern, ja selbst in Brasilien- und Kampescheholz besteht, durch die Meerströmungen hierher getrieben wird und in manchen Jahren alle Buchten und Bayen anfüllt.

Die Thierwelt Spitzbergens ist reicher ausgestattet. Rennthiere durchziehen in kleinen Heerden das Innere der drei großen Inseln, besonders aber die große Rennthierfläche (Reene velt) im Norden Spitzbergens. Eisbären finden sich ebenfalls häufig längs den niedern Küsten und auf den dieselben umziehenden Eisfeldern, und der Eis- und Blaufuchs hat seinen Bau in den Felsenhöhlen des Innern und lebt von Fischen und Wasservögeln. Zwischen den Rohrfeldern und Binsen des Gestades lebt das Wallroß in Gesellschaften von 60, 80 bis 100 Stück, nährt sich von Seetang und Schaalthieren, die es mit seinen Hauern losbricht, und wird dieser Zähne wegen, die höher als Elfenbein geschätzt werden, verfolgt und gefangen. Andere Robbenarten, der Ansonsche Seelöwe und zwei Arten von Seehund findet man ebenfalls häufig in den Buchten und an den Ufern der kleinen Inseln, den Riesen des Wassers aber, den Wallfisch (Balaena mysticetus), dessen Fang vorzüglich die Europäer in diese rauhe unwirthbare Gegend verlockte, nicht mehr in solcher Menge als in frühern Zeiten. Unendlichen Verfolgungen ausgesetzt, hat dieses Thier die Gewässer Spitzbergens verlassen und kommt weit weniger nach Spitzbergen herab, so daß ein großer Theil der Wallfischfänger sich genöthigt gesehen hat, dem Wallfisch in jene Meere zu folgen, wo er in größerer Menge anzutreffen ist. Klein ist die Zahl der Schiffe, die noch jetzt hierher kommen; die Nord-Amerikaner suchen ihn in der Südsee und an der Küste Brasiliens auf, und nur die Hamburger, Bremer, Hannoveraner und Holländer und einige britische Schiffe sind ihrem alten Fangorte treu geblieben. Finnfische oder Boops, Narwhale, Nordkaper, Pottfische, Schwert- und Hornfische giebt es ebenfalls in großer Menge, und wird auf mehre Arten dieser Thiere wie auf den Wallfisch Jagd gemacht. Von Delphinen findet man deductor sowohl als leucas. Der Wallfisch Spitzbergens ist selten länger als 60 — 65 Fuß, und die Berichte früherer Reisenden, die Wallfische von 100 — 200 Fuß Länge gesehen und gefangen haben wollen, scheinen Uebertreibungen zu seyn, wenigstens versichert Scoresby, der neueste und glaubwürdigste Schriftsteller über diesen Gegenstand, daß der größte ihm bekannt gewordene

Wallfisch nicht länger als 67 englische Fuß gewesen sey, und daß von 322 Individuen, mit deren Fang er persönlich beschäftigt gewesen, kein einziger mehr als höchstens 60 Fuß Länge gehabt habe. Gleichwohl ist er überzeugt, daß es jetzt noch eben so große Wallfische gebe als in irgend einer frühern Periode des Wallfischfanges, und beweist dieses aus dem Gewinn an Thran und Fischbein, welchen die Wallfische alter Zeit, nach sorgfältigen von ihm angestellten Untersuchungen, geliefert haben und welcher nie größer gewesen ist als heut zu Tage. Ein großer Wallfisch giebt zuweilen anderthalb Tonnen (3.000 Pfund) Fischbein, (so heißen die Barden im Rachen, welche mehr als 600 an der Zahl, an den Seiten des Schädelknochens festsitzen und 10 bis 15 Fuß Länge haben) und bis 30 Tonnen (60.000 Pfund) Speck, aus welchen über 20 Tonnen Oel oder Thran gewonnen werden. Zu Zeiten sind die Wallfische in großer Menge zusammen, doch kann man nicht sagen, daß sie heerdenweise zu leben pflegen, denn gewöhnlich werden sie nur paarweise oder einzeln angetroffen. In Bezug auf das Geschlecht scheint das männliche häufiger vorzukommen als das weibliche; wenigstens waren von 124 Wallfischen, die Scoresby bei Spitzbergen gefangen hat, 70 männlichen und nur 54 weiblichen Geschlechts. An den Küsten Spitzbergens und in den Bayen ist das Aas oder Futter der Wallfische in großer Menge zu finden; die eine Art gleicht an Farbe und Gestalt gesottenen Garnelen, ist aber ohne Schuppen und Schalen, und zwischen den Fingern gerieben, weich und fett wie Oel; die andere Art, das vornehmste Futter der Wallfische, ist von bräunlicher Farbe, von der Größe einer Erbse und ähnelt den Spinnen. An den Saum des Küsteneises und auf den Bänken wird selbiges am häufigsten gefunden, und je höher die Bänke liegen, desto mehr Aas findet man auf denselben. Trotz dieses reichen Futters aber ist die Fischerei, die vor dem Jahre 1818 bis wenigstens auf ein Vierteljahrhundert zurück, zwischen den 76 und 80° sehr lebhaft und einträglich betrieben wurde, besonders aber unter dem 79°, in einer Entfernung von 30 — 40 englischen Meilen von Spitzbergen, den beharrlichen Fischern viele Jahre nach einander reichliche Erndten gewährten, mißlicher geworden, und die Wallfischfänger ziehen jetzt größtentheils in südlichere Breiten. Die Finnfische oder Boops (Balaena Physalus), welcher zwar den Wallfisch an Größe übertrifft und oft eine Länge von 80 Fuß erreicht, wird seltener gejagt, da er weniger Speck liefert als jener, und wegen seiner ungeheuern Schnelligkeit schwerer zu fangen ist. In neuerer Zeit stellt man dagegen dem Narwhal häufiger nach, obgleich derselbe nur selten über 18 Fuß Länge hat; der aus seinem Speck gewonnene Thran ist dünner und nicht so übelriechend als der des gemeinen Wallfisches, und überdies verleiht der öfters über 6 Fuß lange spiralförmig gewundene Stoßzahn, welcher härter als Elfenbein ist, dem Thiere einen größern Werth. Indessen ist dieser hervorstehende Stoßzahn nur dem erwachsenen männlichen Narwhal eigen, und zwar hat er denselben stets auf der linken Seite des Kopfes. Außerdem befindet sich einer auf der rechten Seite, welcher aber nicht über 9 Zoll lang wird. Beim Weibchen und beim jungen Männchen sind beide Zähne nicht länger. Der Pottfisch oder Kaschelot, von denen um Spitzbergen herum zwei Arten gefunden werden (Cetus macrocephalus und orthodon), erreicht eine Länge von 60 — 70 Fuß und wird nicht nur des hellen schönen Thranes, sondern auch und zwar vorzüglich um des sogenannten Wallraths (Sperma Ceti) wegen gefangen, welcher sich hauptsächlich im Kopfe in knorpeligen Höhlungen und zwar in solcher Menge findet, daß man von einem Fische an 4 — 5 Tonnen erhält. Außerdem ist diese wachsartige durchscheinende Masse durch den ganzen Leib vertheilt, und der Rumpf allein kann von 10 — 20 Tonnen liefern. Auch findet man in den Gedärmen dieses Fisches den Ambra, eine harzige Masse, wahrscheinlich eine Kothverhärtung, da selbige auch treibend an mehren Stellen der amerikanischen Küste gefunden wird. Von den Delphinen wird der Delphinus Leucas in ungünstigen Jahren ebenfalls von Europäischen

Schiffern gefangen; er wird nicht über 18 Fuß lang und giebt etwa vier Tonnen Thran.

Von Vögeln niſten nur wilde Gänſe und Enten auf Spitzbergen, eine Menge anderer Vögel aber, welche bei herannahendem Winter in ſüdlichere Breiten ziehen, beſuchen im Sommer die Küſten dieſes unwirthbaren Landes. Sturmvögel, grönländiſche Taucher und Tauben, Möven, Feltgänſe, Meerſchwalben, Strandläufer, Puffings, Schneeammern und Flachsfinken findet man in dieſer Jahreszeit in großen Schwärmen; doch nur auf Feltgänſe, grönländiſche Tauben und Puffings, aus deren Fellen man Kleider verfertigt und ihren Thran benutzt, wird Jagd gemacht. Scoresby giebt in ſeiner Reiſe folgende Arten von Vögel auf Spitzbergen an: Anas bernicla und mollissima, Alca arctica und alle, Procellaria glacialis, Colymbus grylle, troile und glacialis, Sterna hirundo, Larus rissa, parasiticus, crepidatus, eburneus und glaucus. Tringa hypoleucas, Emberiza nivalis und Fringilla linaria, und bemerkt ebenfalls, daß ſie in unzählbaren Schwärmen die Küſten und Bayen bevölkern.

An Fiſchen beherbergt das Spitzbergiſche Meer mehre Hayfiſcharten und unter dieſen den Squalus borealis, welcher eine Länge von 16, den Sq. peregrinus, welcher eine Länge von 30 Fuß erreicht, den Sq. zygaena und den Sq. pristis oder Sägefiſch, deſſen Schnauze ſich in einem langen ſchwertförmigen, flachgedrückten und auf beiden Seiten gezähnten Knochen verlängert, und welcher nebſt dem Schwertfiſch (Xiphias gladius), der gegen 11 Fuß lang wird und deſſen verlängerte ſchwertförmige Oberkiefer gegen 3 Fuß Länge hat, der gefährlichſte Feind des Wallfiſches iſt. Seehaſen (Cyclopterus lumpus und liparis) findet man zwiſchen den Inſeln in Menge, am häufigſten aber im Eismeere den Hering, welcher aber nicht hier, ſondern ſüdlicher, im nördlichen Theile des atlantiſchen Ozeans, wohin er des Laichens wegen geht, gefangen wird. Außerdem findet man, nach Scoresby, den Gastrobranchus coecus, Diodon hystrix, Chimaera monstrosa, Gadus aeglesinus und callarias und den Pleuronectes. Von Inſekten, Molluſken, Würmern u. ſ. w. erwähnt genannter Reiſende zwei Arten von Gammarus, Cancer pulex, boreas, ampulla und nugax; Oniscus Aceti, scaris, Ascidia, Lernaea; Clio borealis und helicina; Sepia, viele Arten Medusa, Asterias, Chiton ruber, Mya truncata, Buccinum carinatum, Turbo helicinus, Serpula spirorbis, Sabella frustulosa, Cellepora pumicosa, Millepora polymorpha, Synoicum turgens und Flustra pilosa.

Der Mineralreichthum Spitzbergens iſt noch wenig bekannt; die hohen Berggruppen beſtehen aus Granit, Gneiß und Quarz. Außerdem iſt aber auch Schiefer, Marmor von verſchiedenen Farben und Urkalkſtein gefunden worden; vulkaniſche Produkte hat man aber bis jetzt noch nirgends angetroffen.

Der Menſch, als permanenter Bewohner aller Himmelsſtriche, fehlt auf Spitzbergen ganz, und die Natur ſcheint dieſes Land nicht zum ſedentären Aufenthalte von Menſchen beſtimmt zu haben, ja ſelbſt der Eskimo, wenn er hierher verpflanzt würde, würde ſich hier nicht erhalten können. Nur um der Fiſcherei und Jagd willen kommen Europäer hierher. Schiffbrüchige Niederländer und Briten überwinterten hier unter tauſend Gefahren und Beſchwerden. Beſetzt iſt das Land eigentlich von keiner Nation; ein Verſuch der Ruſſen, eine permanente Niederlaſſung hier zu gründen, mißlang gänzlich, doch zählen ſie Spitzbergen zu ihren Beſitzungen und beſuchen ſeit einigen vierzig Jahren dieſelbe der Jagd wegen alle Jahre. Niederländer, Briten, Hamburger und Bremer ſenden alle Jahre Schiffe hierher auf den Wallfiſchfang und um Robben zu ſchlagen; die meiſten Schiffe aber kommen aus Meſen, Kola, Onega und andern am weißen Meere gelegenen Ortſchaften, theils des Sommer-, theils des Winterfangs wegen. Die deutſchen, holländiſchen nnd engliſchen Schiffe, die hierher beordert wer-

den, zeichnen sich stets durch ihre Größe aus, die russischen hingegen haben stets nur von 60 — 160 Tonnen Last. Die auf den Sommerfang auslaufenden segeln zu Anfange des Junius, die auf den Winterfang auslaufenden im Anfange des Julius von ihrer Heimath nach der Westküste von Spitzbergen und kehren, die Erstern schon im September des nämlichen, die Letztern hingegen erst im August und September des nächsten Jahres zurück. Die Fischer ankern und stationiren vorzüglich in der Horn-, Glocken-, Hamburger-, Ring- und Magdalenenbay, ja manche noch weiter hinauf im Norden Spitzbergens in der Love- oder Liebesbay, erbauen während des Winters bretterne Hütten von 20 — 25 Fuß ins Gevierte, die in gewissen Entfernungen von einander stehen, einen Ofen haben und für 2 bis 3 Jäger und Fischer eingerichtet sind. Die Bretter zu diesen Hütten, die Lebensmittel und einen Theil der Feuerung bringen die Schiffer aus der Heimath mit, betreiben von hier aus die Jagd, oder landen hier nach der Wallfischerei, um die Thiere auszuweiden, den Speck zu schmelzen und um Wasser einzunehmen.

Der Wallfischfang in den Gewässern Spitzbergens ist jetzt bei weitem nicht mehr so bedeutend als früher, und nur die Russen und Deutschen sind fortwährend ihren alten Jagdplätzen treu geblieben, während andere Nationen zu Zeiten wechseln. Die Wallfischjäger beider genannten Völker haben ihre alten Gebräuche wie im vorigen Jahrhunderte beibehalten, ohne jedoch die Fortschritte in der Schiffahrtskunde außer Acht zu lassen. So wie ein Schiff auf die Höhe von 60 — 66 Grad gekommen und das Wetter sonst gut ist, wird alles zur bevorstehenden Fischerei zurecht gemacht. Der Kapitän hält nun mit den Steuerleuten und den Harpuniers großen Rath und überlegt mit ihnen, da sie nun Gelegenheit gehabt haben, die Mannschaft hinlänglich kennen zu lernen, zu welcher Bedienung ein jeder von ihnen geschickt sey, und theilt nach dieser Berathung die Mannschaft zum Flenßen und zum Abmachen ein, um in beiderlei Bedienungen auf das Werk und die Maaling des Eises aufzusehen. Hierauf werden die Schaluppen vertheilt und jeder Harpunier erhält eine eigene Schaluppe und die dazu gehörige Mannschaft, fängt mit derselben an dieselbe zu takeln und zur Fischerei fertig zu machen, und flicht, nachdem die Leinen vertheilt sind, seine Leinen aneinander, welche dann durch den Steurer und Leinschießer sehr genau zusammen in jede Schaluppe, und zwar auf den hintern Leinhock fünf und auf den vordern Leinhock zwei, also in jede Schaluppe sieben Leinen, jede von 120 Faden Länge, auf einander eingeschossen werden. Diese Wallfischleinen sind von sehr gutem Hanf gemacht, gelinde gedreht und mit Theer überstrichen und haben circa ¼ Zoll im Durchmesser. Jede Schaluppe erhält 6 Riemen und 6 Lanzen, und nachdem die Harpunkisten, in denen das Eisenwerk liegt, geöffnet sind, wird jedem, nachdem es seine Bedienung erfordert, sein besonderes Geräthe gegeben, um es zur bevorstehenden Fischerei mit Feilen, Schleifen, Bekleiden, Beschaben u. s. w. fertig zu machen. Die Harpuniers bekommen ihre Lanzen, Harpunen und Schwanzmesser; die Bankschneider ihre Bankmesser, die Kapper ihre Kapmesser, die Strantschneider ihre Strantmesser, die Speckschneider ihre Speck- und Baardmesser; die Raumgesellen, Pikenier, Malmocken u. a. jeder sein besonderes Geräthe, deren sehr viele und nach der besondern Abtheilung der Fischerei so vielerlei sind, daß wir sie hier nicht alle nennen können. Die Abtheilungen der Fischerei bestehen erstens: im Fischen oder im Fangen der Fische allein; zweitens: wenn der Fisch gefangen ist, im Flenßen, nämlich den Fisch vom obern Bord stückweise in das Schiff und in das Flensloch zu arbeiten, und drittens: bei nächster Gelegenheit den Speck wieder aus dem Flensloch herauf auf das Schiff zu holen, denselben in Vinken oder würflig zu schneiden und zu hauen und ihn in Fässer zu stauen und dieses nennt man abmachen.

Die Harpuniers sind bei der ersten Abtheilung der Fischerei, in den Schaluppen,

Harpuniers, bei der zweiten in dem Flenßen, Speckſchneider, und bei der dritten, dem Abmachen. Kapper, Bank- oder Strantſchneider, und nach allen dieſen beſondern Bedienungen haben ſie ihre beſondern Geräthſchaften: als Harpunier empfangen ſie in der Fiſcherei ihre Vorgänger, Lanzen, Harpunen, Kapp- und Schwanzmeſſer nebſt den dazu gehörigen Stöcken; als Speckſchneider ihre Speck- und Baardmeſſer, Speckſtricke und Wetzſteine, Dardehanden, Stiefeln und Sporen und im Abmachen: Kapp-, Bank- und Strantmeſſer mit ihren ſteinernen Streichern, Bank- und Handhäkchen, und ſo bekommt ein Jeder, nach ſeiner Geſchicklichkeit, zufolge der verzeichneten Ordnung, ſeine Bedienung, und nach dieſer ſeine Geräthſchaften, die ganz anders im Fiſchen ſind als im Flenßen, und wiederum anders im Abmachen. Alle Geräthſchaften werden ihnen meiſtentheils bei Eröffnung der Kiſten gegeben, um ſelbige in Stand zu ſetzen, und um, wenn man auf dem Fiſchplatz angekommen iſt und Fiſche antrifft, allen Unordnungen vorbeugen zu können. Täglich wird die Mannſchaft geübt, um bei dem erſten Ruf: „Fall! fall!“ in ſeine Schaluppe bei ſeinem eigenen Ruder-Nagel und eigenen Riemen zu ſeyn.

Die Wallfiſcherei Spitzbergens wird meiſtens in dem Weſt-Eis, und hauptſächlich an den Eisfeldern unternommen, ohne jedoch das kleine ledige Eis und den Oſten zu vernachläſſigen. Gemeiniglich ſuchen die Schiffer auf der Höhe von 75 oder 76° an das Eis anzufahren, und ſind ſie längs demſelben bis zu 77° Grad vorgedrungen, ſo ſuchen ſie paſſende Gelegenheit, durch eine Oeffnung hinein zu ſegeln, und durch das kleine, und vorn am Saume durch die See losgebrochene Eis durchzudringen, und die feſten und großen Eisfelder zu erreichen, die öfters einen Umfang von 6 — 8 Meilen haben. An ſolchen Feldern machen ſich öfters viele Schiffe, entweder mit einer Paardeleine, oder einem Kabeltau, an welchen Neushaken ſind, in ausgehauenen Löchern feſt und ankern, und laſſen von hier aus die Schaluppen längs den Eisfeldern agiren. Bemerkt der Harpunier einen Wallfiſch unter dem Eisfelde vorkommen, oder hat der Wachthabende am Bord des Schiffes einen Fiſch entdeckt, und das Zeichen gegeben, ſo rudert die Schaluppe in aller Eile darauf zu, und in der Nähe des Fiſches angekommen, ſchleudert der Harpunier ſeine Harpune mit aller Kraft in denſelben hinein. Dieſe Harpune iſt ein von vorn geſchärftes Eiſen, in der Länge von 33 Zoll, an deſſen Oehr der Vorgänger mit einem geſpaltenen Auge feſt gemacht wird, den man mit dünnem Bindfaden verbindet, damit er nicht abgleite. Der Vorgänger iſt vom allerſtärkſten Hanf gemacht, ungefähr 36 Fuß lang, weiß und geſchmeidig, und nicht mit Theer beſtrichen, damit er ſich in der Kälte gut biegen laſſe. In das Loch oder Oehr der Harpune wird ein Stock von 7 — 8 Fuß Länge befeſtigt, an welchem der Vorgänger ebenfalls befeſtigt iſt, ſo daß der Harpunier durch Hülfe dieſes Stocks beſſer nach dem Wallfiſche werfen kann. So wie ſich der Wallfiſch mit der Harpune verwundet fühlt, begibt er ſich, um ſeinen Verfolgern zu entgehen, eiligſt unter das Eisfeld, oder unter die umhertreibenden Schollen, und läuft, da er noch unermüdet iſt, die erſten 5 Leinen aus dem hintern Leinhock, obſchon dieſelben mit einem Schlag um die Schaluppenſteven zurückgehalten werden, ſehr ſchnell aus; bemerkt dieſes die Wache auf dem Schiffe, ſo gibt ſie auf den Ruf: „Fall, Fall!“ der zweiten Schaluppe das Zeichen, eiligſt bei der erſten anzulegen, und ihre 5 hinteren Leinen mit einem Schußſtich an die der Erſteren anzuſtoßen. Kommt dieſe zu ſpät, ſo binden die Erſten ihre beiden Vorleinen erſt ſelbſt an die hinteren, machen zwei Schläge um die Steven, und rufen laut um Hülfe; bleibt dieſe aus, ſo ſteht in Kurzem die Schaluppe vorn mit dem Randgart bis in's Waſſer, und iſt in Gefahr, unter das Waſſer gezogen zu werden; um das Eis zu vermeiden, fährt man nun ein wenig zu, denn hält man nur irgend an, ſo ſteht die Schaluppe bald halb über End, bis ſo lange die Harpune ausfährt, oder die Leine bricht, denn der Fiſch iſt, ſo lange er durch Blutverluſt noch nicht abgemattet iſt, zu

ſtark, und mit keiner Gewalt umzuwenden, und würde eher einen Kabel in Stücken zerreißen, als daß er ſich damit aufhalten ließe. Iſt die Hülfs-Schaluppe zur rechten Zeit herbeigekommen, und deren Leinen im Schwimmen auch mit abgelaufen und vollkommen feſt, ſo hält man wieder mit einer, und bisweilen, nach den Umſtänden, auch mit zwei Schaluppen um die Steven, um den Fiſch nach und nach zu ermüden, und durch den Schmerz der Wunde, Widerhalten der Harpune, und das ſchwere Umdrehen der Leinen, wird derſelbe ſo ermattet, daß er anfängt in ſeinem Laufe träge zu werden, und gewöhnlich, ehe 10 Leinen abgelaufen, athemlos wieder in die Höhe kommt. Wenn der Fiſch endlich unter dem Felde wieder hervor kommt, iſt er, wie man leicht denken kann, ſehr ermüdet, und muß deſto länger, um Athem zu ſchöpfen und ſeine Kräfte wieder zu gewinnen, in der Höhe bleiben. Nun verſucht der Harpunier einer andern Schaluppe, zur größeren Sicherheit, noch eine Harpune auf den Fiſch zu werfen, und ſo wie die Wache am Bord mit dem Geus oder Schau ein Zeichen gegeben, kommen alle Schaluppen herbei, um den Wallfiſch zu lenſſen, d. h. mit den 6 Fuß langen Lanzen, in deren Oehr ein Stock von 8 Fuß Länge befeſtigt iſt, zwiſchen die Rippen bis in's Eingeweide zu treffen, und ſo zu tödten. Wenn die Lanze hinter den Floſſen, oder um das Herz, bis an das Oehr oder den Stock, zwiſchen den Rippen in den Fiſch hineingeſtoßen worden, fängt derſelbe bald an, ſtatt des Waſſers Blut zu blaſen, ſchwimmt, ſtark Athem holend, hin und her, und peiſcht mit dem Schwanz und den Floſſen auf eine furchtbare Art die Wellen, um ſich der Lanzenſtiche zu erwehren. Der Kampf wird ſchrecklich, und bisweilen die Schaluppe in Grund und Trümmern zerſchlagen, zu Zeiten durch die Kraft der Schwanzſchläge in die Luft geworfen, und vielmals Menſchenleben gefährdet, um den Rieſen des Eismeers zu überwältigen. Treffen die Lanzenſtiche gut, ſo wird der Fiſch öfters getödtet, ehe er ſich nochmals unter Waſſer begeben kann, meiſtens aber eilt er nochmals unter das Eis, um ſeinem Feind zu entgehen, doch läuft er ſelten mehr als 1 oder 1½ Leinen aus, denn ſeine empfangenen Wunden, die Ermüdung und der nur halb geſchöpfte Athem, laſſen ihn nicht lange daſelbſt verweilen; die Wunden, zumal wenn ſie tödtlich ſind, nöthigen ihn wieder umzukehren, und ſich ſeinen Verfolgern zu ergeben, oder er muß unter dem Felde athemlos erſticken. Wenn der Fiſch todt iſt, kantert oder dreht er ſich oftmals um, entweder durch die natürliche Schwere ſeiner obern Hälfte, oder durch die Schwere der Leinen, und treibt ſo mit dem Leibe oben. Sobald man dieſes ſieht, ertönt aus allen Schaluppen ein Freudengeſchrei, ein Hurrah dem Kapitän, und Jeder wünſcht dem Andern Glück, denn meiſt Alle haben ihren Antheil daran.

Darauf geht man an's Werk, die ausgelaufenen Leinen wieder einzunehmen, und in die Schaluppe nach und nach als eine runde Rolle von neuem in's Leinhock einzuſchießen. Indeſſen rudern zwei Schaluppen von denen, die allein mit Lanzen gefochten haben, mit einer geſenkten Leine unten durch, um die feſte Harpunenleine aufzufangen, und wenn dieſes verrichtet, beginnen ſie ſämmtlich zu ziehen, und den Fiſch ſo weit umzuwenden, daß man die Harpune ausſchneiden, und die noch darin ſteckenden Lanzen, welche entweder der Fiſch aus der Hand gewunden, oder die man zu größerer Verwundung mit Fleiß darinnen gelaſſen, herausziehen könne. Nachdem dieſes geſchehen, ruft einer der älteſten Harpuniere nach einem Schwanzmeſſer, um den Schwanz auszuſchneiden, und ſchneidet auch an jede Floſſe ein Loch, um beide, ſo wie die zwei Schwanz-Enden, mit einem dazu gehörigen Strick über den Bauch zuſammen zu binden; ſticht nach dieſer Verrichtung ein Loch in das Pflug- oder Schwanz-Ende, durch welches mit einer Dardehand ein Bugſirtau gezogen wird, und läßt den Fiſch, das Pflug-Ende vorn, von allen Schaluppen nach dem Schiffe bugſiren. Iſt der Fiſch am Bord angekommen, und keine Ausſicht, noch mehr zu fangen, ſo beginnt Alles ſich zum Flenßen fertig zu machen: die zwei Specktakel, oder Zugrollen zum Speck, ſo wie das Kanter-

und Neusjyn, werden an ihren Ort gehangen, einige Fässer aus dem Flensloch auf die untere und obere Decke vor das Besyit oder auf die Hütte gesetzt, Stiefel und Sporen angethan, und der Fisch am Backbord, mit dem Pflug-Ende nach vorn, festgemacht. Jetzt geht der Speckschneider und seine Gehülfen auf die Kehle, wenn der Fisch auf dem Rücken, oder auf den Kopf, wenn er auf dem Bauche liegt, und zwei Harpuniere auf den Leib, ihr Werk zu verrichten, und werden in diesem von 2 Schaluppen, in denen jeder 2 Mann, Malmokken genannt, sich befinden, unterstützt, und ihnen von diesen ihr Geräthe zugereicht. Die Speckschneider schneiden erstlich den Speck quer über den Leib in Riemen von 1½ Fuß breit, aber das lange Stück hinter den Flossen neben den Augen, wo das große Kanterjyn angesetzt wird, schneidet man 2 Fuß breit. Außen am Wasser wird dann ein langer Schnitt quer durch alle vorige Schnitte gethan, und durch jedes Stück nächst am Wasser ein Loch gestochen, um einen Speckstrick mit einer Dardehand durchzustecken, worauf die vordere Zugrolle auf den Leib, die hintere auf den Kopf oder an die Kehle gesetzt wird. Sobald dieses geschehen ist, fangen die an der Spille des Schiffes Stehenden an, beide Spillen zu drehen und den Speck zu lüften, während die auf dem Leibe die Häutchen vom Fleisch ablösen, und den Speck in der Länge von 5 — 6 Fuß quer abschneiden, damit die Last nicht zu schwer zu winden ist. An der Kehle wird der Speck bis in den Mund durchgeschnitten, so daß das Vorderste auf dem Wasser treibt, und das Hinterste an der Zunge hängt, worauf es wie der Speck vom Leibe abgelöst wird. Wenn die ersten Hagjes oder Stücke in dem Schiffe sind, werden sie, während man die andern aufwindet, durch die Strantschneider von dem Fleische, Fellen und Faulen gesäubert, und in Flensstücken von einem Fuß in's Gevierte geschnitten, welche die Pikenier mit ihren Picken durch die Flenslücken in den Raum werfen, und die der Speckkönig, einer der unerfahrensten Matrosen, dort weiter verpackt.

Wenn die erstere Kantering, von welcher der meiste Speck kommt, vorbei ist, wird das Kanterjyn mit der großen Spille, oder dem Bratspieß, angezogen, und das Abgelöste umgedreht, so daß der Fisch mit der Seite und den Barden nach oben kommt, wo dann das Neusjyn, das nun von der Kehle los ist, mit dem Neushacken vorn in der Nase eingeschlagen, und die Nase von der Mannschaft so emporgezogen wird, daß sie nebst den Barden hoch genug heraufkömmt. Während nun der Speck von dieser zweiten Kantering auf oben genannte Weise herüber gewunden, und in den Raum gebracht wird, beginnt der Speckschneider die Barden von dem Nasenbein etwas, loszuschneiden, drei Bardanker mit ihren Klauen daran zu befestigen, und selbige wenn sie vollends ganz losgeschnitten sind, mittelst der zwei Specktakel oder Zugrollen und dem Ankertakel auf's Schiff zu ziehen, wo sie zwischen der großen und vorderen Luke durch den Strandschneider vom überflüssigen Zahnfleisch gesäubert werden, und das Weggeschnittene durch die Pikeniere mit ihren langen Häckchen über Bord geschmissen wird. Nach dieser Vorrichtung werden sie mit Bardbeilen in Bünde von einander gespalten, und zwar die großen Maat- oder oberen Maatbarden 3, 4 oder 5, der kleinen oder untern Maatbarden 5 oder 6 in einen Bund. Die gespaltenen Barden werden dann auf dem unteren Deck zwischen Stützen zusammengepackt, gestaut und niedergelegt. Hierauf beginnt man die dritte Kantering, bei welcher man den Fisch so weit umwendet, daß das Ende der Barden gegen das Schiff an zu liegen kommt, und ist alsdann der Speck von dieser letzten Kantering ebenfalls herüber und in den Raum gebracht, so verfährt man mit den Barden eben so, wie auf der vorigen Seite. Zuletzt wird das lange oder Lengstück niedergelassen, welches bei einem Fisch von 60 Quartelen 30 — 32 Fuß lang ist, und nebst dem andern Speck im Raum verwahrt.

Das Abmachen, die dritte Hauptabtheilung der Arbeiten beim Wallfischfang, wird, wenn es die Zeit erlaubt, bald nach dem Flenßen vorgenommen, der Speckguß

und die Speckbank zurecht gemacht, und letztere, welche 20 Fuß Länge und eine Breite von 2 Fuß hat, auf 3 oder 4 Fäßchen oder Schragen geſtellt. Der Speckguß iſt mit der Bank von gleicher Länge und Breite, hat eine Tiefe von 1½ Fuß, und ruht mit dem einen Ende auf der Leiſte der großen Luke, oder auf einem Block, und mit der andern auf der Vorluke, wo eine große Speck-Mamiering angehängt wird, die faſt bis auf die unterſte Lage im Raume reicht. Die Wallfiſchſchwänze, die nach dem Flenßen abgeſchnitten wurden, und theils außer Bord unter dem Fockruſt hängen, theils inner Bord unter den Schildbänken liegen, werden nun in Stücken von 2 Fuß in's Gevierte geſchnitten, und von den Kappers auf die Speckbank gelegt, um den Speck darauf zu hauen, und da ſelbige ſehr zähe und ſennig ſind, eignen ſie ſich vorzüglich zu dieſem Werke. Nach dieſen Vorarbeiten nimmt jeder ſein Geräthe, wie zum Flenßen zur Hand, der Speckkönig und ſein Geſell ſchlagen mit den Händen oder einem Klopfer Häckchen in den Speck, und ſchieben die Stücken dem Barbier und ſeinen Gehülfen zu, welche ſie an dem Kaarnaak aufſetzen, an welchem zwei Speckhäckchen befeſtigt ſind, damit zwei Hagjes zugleich aufgeſetzt werden können. Die Pikeniere tragen dieſe den Strantſchneidern vor, welche die noch daran befindlichen Fleiſchtheile trennen, und den Speck in kleinere Hagjes ſchneiden. Ein anderer nimmt nun dieſe geſäuberten Stücken und wirft ſie auf den Klaas (einen Block mit drei eiſernen Federn), wo ſie von der Schwarte befreit, und vor die Speckbank geworfen werden. Hier werden dieſelben ſortirt, die zäheſten den Kappern zugeſchoben, die weichſten aber den Schneidern zum Schneiden vorgelegt, und von dieſen zu Vinken (kleineren Stücken von einem halben Fuß Länge und zwei Zoll Breite) gehauen und geſchnitten, und nach dem Speckguß zu geſtrichen, wo ſie einer der Bankbedienten mit ſeiner Speckſchaufel hinab in die oben erwähnte Mamierung ſchiebt, aus welcher ſie die im Raume befindlichen Raumgäſte in ihre Zuber nehmen und Fäſſer damit füllen, auf welchen Speckkränze oder Trichter aufgeſteckt ſind, die hinlängliche Weite haben, um zu verhindern, daß kein Vinke zwiſchen die Fäſſer falle. Iſt die erſte Lage Fäſſer gefüllt, und durch die Küfer zugeſchlagen, ſo wird eine zweite Lage Fäſſer auf dieſe gebracht, und zwiſchen dieſelben die Barden gelegt, und ſo fort gearbeitet, bis das Abmachen vollendet iſt.

Nachdem der Speck aufgeräumt, und die Barden und leeren Fäſſer ſämmtlich weggeſtaut ſind, wird das Schiff wieder gereinigt, und Alles ſehnt ſich nach neuer Arbeit; das Fiſchen wird wieder von Neuem begonnen, und wenn die Fiſche eingebracht ſind, das Flenßen und Abmachen in derſelben Ordnung, wie vorher beſchrieben, verrichtet; nur in der erſten Abtheilung, im Fiſchen, findet nach der Lokalität ein merklicher Unterſchied ſtatt, denn die oben beſchriebene Art findet blos an einem feſten und dichten Felde ſtatt, und bleibt ſich da allemal gleich; aber in der Fiſcherei an einem löcherigen Felde, an Flarden, in kleinem Eis, und den Oſten Spitzbergens, ſind alle Abtheilungen unter einander verſchieden. Das Eis ſcheiden die Fiſcher in Felder, Flarden und loſes und kleines Eis. Ein Stück Eis von 2 Meilen in der Runde und darüber (oft 10 — 15 Meilen) nennt man ein Feld; kleinere Eisbrocken, unter 2 Meilen, nennt man eine große, und noch kleinere kleine Flarden. Noch kleinere, von etwa ⅛ Meile und darunter, nennt man Schotſen, und dieſe großen und kleinen Schlotſen zuſammen werden loſes oder kleines Eis genannt. Die Felder ſind in der Größe und Beſchaffenheit ſehr verſchieden. Große und dichte Felder ſind die bequemſten und vortheilhafteſten zum Fiſchen; die bequemſten, weil der Fiſch unter einem dichten Felde nicht Athem ſchöpfen kann, und öfters bei den um das Eis herumſchwärmenden Schaluppen zum Vorſchein kommen muß; die vortheilhafteſte, weil eine große Reuße mehr Fiſche auffangen kann, als eine kleine. Ein dünnes und löcherigtes Feld, es ſey groß oder klein, iſt nicht vortheilhaft zum Fiſchen, denn wenn der Fiſch geſtört wird und unter ein ſolches Feld läuft, ſo holt er ſeinen Athem in dieſen Löchern,

während er unter einem festen Felde umkehren müßte; hat der Fisch in einem solchen Loche Athem geschöpft und sich gestärkt, so richtet er größtentheils seine Flucht, vom Feinde ab, nach einem Loche, das tiefer im Eis gelegen ist, und kehrt selten zurück. Wenn der Harpunier dieses merkt, wird er selten eine zweite Schaluppe ausleeren. sondern schlägt schnell einen zweiten Schlag um den Steven, und reißt, so schnell er kann, die Harpune aus, oder haut die Leine in Stücken. Liegen die Fischer an einem guten fischreichen Ort, wo man nur 2 oder 3 Löcher oder Einfahrten bemerkt, von denen wenigstens das erste ohnfern in einem Felde ist, so daß man es in einem Boote von der Schaluppe aus gemächlich erreichen kann, dann läßt man den Fisch mit diesem Boote von einem Loch in das andere laufen, in der Hoffnung, daß er wieder umkehren wird. Will dieses nicht glücken, so begeben sich einige mit Lanzen nach dem Fisch, nicht um ihn zu tödten, sondern um ihn beim Heraufkommen in die Nase zu stechen, und ihn zu nöthigen umzukehren. Sind alle Bemühungen vergebens, so sticht man den Fisch in dem nächst gelegenen Felde todt, und läßt eine Kanone oder einen Anker an dem Borg auf der Leine hinabschießen, um den Fisch zum Sinken zu bringen, und so unter dem Eis hervorziehen zu können, ein Experiment, welches öfters glückt, vielmals aber mit dem Ausreißen der Harpune, oder dem Sprengen der Leine endigt. Ist der getödtete Fisch nicht aus dem Loche herauszubringen, so schneidet man den Speck an Ort und Stelle ab, und flenßet die Stücken mittelst der Schaluppe in das Schiff, eine Arbeit, die viel zu verdrießlich ist, und mit welcher man die kostbare Zeit verdirbt.

Die Fischerei in kleinem Eis ist zwar eben so sicher, als an festen Feldern, aber auch nicht weniger mühsam, als an einem löcherigen Felde. Wenn man in dem kleinen Eis besetzt ist, oder selbiges so dicht liegt, daß man mit keiner Schaluppe zwischen durch, oder um die Schotsen herum rudern kann, um dem festgemachten Fisch nachzusetzen, so behindert dies die Fischerei sehr, und man unterläßt dieselbe, selbst wenn man viele Fische sieht. Ist aber das Eis los und offen, so daß man zwischen durch rudern, und an den festgemachten Fisch kommen kann, und man bemerkt einen Fisch, so legt man mit dem Schiff an einer starken Schols an, welche 3, 4 oder 5 Faden dick unter Wasser geht, um vor dem Wind und anderm Eis geschützt zu seyn, und macht das Schiff wie an einem großen Felde fest, und stellt die Schaluppe auf die Brandwache aus. Hat nun eine der Schaluppen einen Fisch fest gemacht, so folgt sie demselben, selbst wenn er unter das Eis geht, mit aller Eile um den Schotsen herum; kann aber dieses nicht geschehen, so wendet man beständig, um nicht umgeworfen zu werden, und versucht die Scholse auf diese Art umzudrehen. Glückt dieses nicht, so macht sich eine zweite Schaluppe, die in der Nähe der ersteren ist, fertig, um anzusetzen, während sich die andern zu beiden Seiten vertheilen, und den Kurs der Schaluppe genau verfolgen, welche den Fisch an der Leine hat. Reißt die Harpune aus, oder wird von der ersten Schaluppe das Zeichen gegeben, daß der Fisch ledig geworden und entwischt sey, so rudern alle, statt nach dem Fisch zu suchen, auf die erste Schaluppe zu, helfen dort die Leinen einziehen und kehren an Bord zurück. Kommt aber der Fisch nach einer halben Stunde wieder in die Höhe, so schießt die Schaluppe, welche ihm am ersten beikommt, noch eine Harpune ein, und fängt an mit Lanzen nach ihm zu stoßen. Die andern Schaluppen suchen sich wiederum zu nähern, können aber nur schwer nahe zur ersteren herankommen und derselben mit Leinen aushelfen, da die Fische stets in's dichteste Eis zu kommen suchen, und oft müssen 4 Schaluppen ansetzen, und öfters 14, 16 oder 18 Leinen ausschießen, ehe es ihnen glückt den Fisch zu tödten.

Die Fischerei am Lande, oder um Osten, ist zwar die gemächlichste, und hat man weniger Gefahr dabei, die Schiffe zu verlieren, aber man bringt selten oder nie so viel Fische zugleich an die Seite, als bei einem Felde. Man fischt hier unter währen-

dem Segeln, mit einer hinten am Ruder auf der Brandwacht liegenden Schaluppe; segelt, wenn man Fische sieht, mit dem Schiffe darauf los, und sobald man in ihrer Nähe angekommen, läßt man die Schaluppe darauf los; ist diese fest, so giebt sie den anderen mittlerweile herabgelassenen Schaluppen ein Zeichen, und diese vertheilen sich, weil der Fisch hier gewöhnlich nach dem Grunde läuft, zu beiden Seiten der festen Schaluppe, und richten sich genau nach dem Kurse derselben, wie sie von dem, längst dem Grunde schwimmenden Fische gezogen wird. Bei der Landfischerei werden selten Leinen angesetzt, weil der Fisch hierbei selten mehr als 2, 3 oder 4 Leinen ausläuft. Ist der Fisch eine halbe Stunde unter Wasser gewesen, so kömmt er sehr ermüdet wieder in die Höhe; alle Schaluppen suchen sich ihm nun zu nähern und mit Lanzen zu tödten, welches hier leichter als im kleinen Eis geschehen kann; denn obgleich auch hier noch immer viele Eisstriemen treiben, so ist doch das Wasser mehr freier und offen. Ist der Fisch getödtet, so segelt das Schiff herbei, bekömmt ihn auf die Seite und man beginnt sogleich das Flenßen, um nicht etwa durch Sturm daran gehindert zu werden. Während dem Flenßen läßt man wiederum eine Schaluppe auf der Brandwacht liegen, und wenn diese an einen Fisch fest geräth, stellt man das Flenßen so lange ein, bis auch dieser Fisch wiederum hinweg, oder gefangen und an Bord gebracht worden ist, und alsdann fährt man im Flenßen fort wie man angefangen. Wenn alle gefangene Fische geflenßt sind und man keine Hoffnung mehr hat, noch mehr zu fangen, so segelt man nach einer Bay um dort abzumachen, und manche Fischer brennen daselbst am Lande auch ihren Thran aus, zu welchem Behufe Einige an der Westküste Spitzbergens Thranbrennereien errichtet haben. Der größte Theil des Specks wird von den Wallfischfängern roh nach Holland, Deutschland, England und Amerika gebracht und dort in eigenen Schwelereien ausgelassen, und nur die Russen schwelen den Thran am häufigsten an Ort und Stelle aus.

b) Topographie.

Die unter dem Namen Spitzbergen bekannte Inselgruppe besteht aus den drei großen Inseln; Spitzbergen, Nordost- und Südost-Insel und eine Menge kleinerer Eilande, und fügen wir dieser Gruppe die südlich von ihr liegenden Inseln: Jan Mayen, Cherry- und Hoffnungs-Insel bei, da dieselben in ihrer Bildung ganz Spitzbergen gleichen, ebenfalls wüste liegen und Niemandes Eigenthum sind, aber ebenfalls von Wallfischfängern besucht werden.

1. Spitzbergen.

Die eigentliche Insel Spitzbergen liegt im Westen der Gruppe; hat im Süden die Point Lookout oder das Süd-Kap; im Westen Bell- oder Klock-Point und Kap Mitre; im Nordwesten Magdalenen-Hook; im Norden Verlegen Hook und im Osten Lome-Point. Im Nordosten wird sie durch die Waigats- oder van Hinlopen-Straße von der Nord-Ostinsel, im Südosten durch Walter Tymens Fiord und Wybe Jansbay von der Südostinsel getrennt.

Spitzbergen liegt zwischen 26° 20′ bis 42° 15′ östlicher Länge und 76° 40′ bis 80° nördlicher Breite, ist ringsum von vielen Bayen durchschnitten, wird von mehren größern und kleinern Inseln umgeben und läuft im Osten in eine große Halbinsel aus, die den Namen Neu-Friesland führt. Vor der Westküste breitet sich ein großes langes Eiland aus, welches Karls-Insel, bei den Russen die Deutsche Insel, sonst aber das Foreland genannt wird. Die Bayen und Buchten der Westküste sind: Hornsund oder Horizontbay, Klockbay oder Bellssund, Eisfondbay, Klaas Billsbay,

St. Jeensbay, Seehundsbay, Wallfiſchbucht, Königsbay, Kreutzbay, Hamburgerbay, Magdalenenbay, engliſche, däniſche und holländiſche Bay und Smeerenberg. Im Nordweſten liegen die Däneninſel, die Holländerinſel, die Gänſeinſel und der Vogelſang-Archipel an der Weſtküſte einer Halbinſel, welche das Reenefeld oder Rennthierfeld genannt wird; im Norden iſt die Love- oder Liebesbay, die Wydebay, die Holz-, Wahle- und Moſſel- oder Halbemannsbay und die Inſel Moſſen. Die Halbinſel Neu-Friesland hat im Oſten die Bären-, Muſchel-, Einhorn- und Lomebay und die Inſel Waigats, im Weſten Wybe-Jansbay mit der Wallroß- und der Robbeninſel und dem Kap Barcam, vor welchem ſich in die Wybe-Jansbay eine gefährliche Sandbank ausbreitet und Spitzbergen im Südoſten Wichesbay, Wallfiſchbay und Foulſund und längs der Küſte vom Foulſund nach dem Süd-Kap, die Salatberge, welche in das Kap Galles auslaufen. Das Innere der Inſel iſt noch ganz unbekannt, und nur einzelne Jäger ſind bis jetzt in das Innere gedrungen. Die Weſtküſte und deren Inſeln, an welchen die Wallfiſchfänger häufig anlegen, und woſelbſt auch die Ruſſen ihre Jagdpoſten haben, iſt noch am bekannteſten.

1. Bärenbay, ein ſicherer Hafen an der Nordoſt-Küſte, an der Straße Hinlopen, unter dem 79° 48′ nördl. Br. zwiſchen dem Flachenkap im Norden und dem Papageienkap im Süden. Der Hafen iſt geräumig, wird durch 3 kleine Inſeln vor allen Winden gedeckt und bietet auf 6—15 Faden guten ſandigen Ankergrund; der innere Theil der Bay bildet den Hafen Treurenberg, der 15—20 Fuß Tiefe hat und im Süden durch den Bärenberg vor den plötzlich eintretenden Südwinden geſchützt wird. 2. Bell- oder Klockbay, an der Weſtküſte unter 77° 30′ nördl. Br., eine große Bucht, die in drei Abtheilungen in's Land tritt und in deren ſüdlichſten Theil, dem Bellſund der Sardam, im obern nördlichen Theil der Drooge River mündet. Hier verſuchten die Ruſſen bereits 1764 einen Militärpoſten und eine Kolonie zu gründen, und erbauten zu dieſem Behufe 5 Häuſer, allein die Koloniſten ſtarben und das Militär entlief. 3. Einhornbay, an der Oſtküſte von Neu-Friesland, unter 78° 40′ nördl. Br. 4. Eisfondbay, geräumige Bay an der Weſtküſte, unter 78° 2′ nördl. Br. mit dem Hafen Saſſenbay, Behoudehafen und Klaas Billebay. 5. Engliſche Bay, an der Nordweſt-Küſte unter 79° 46′ nördl. Br. zwiſchen der Däneninſel und dem Feſtlande eine geräumige, oft von den Fiſchern beſuchte Bucht, in welche der Südbayfluß mündet. 6. Foulſund, an der Oſtküſte, unter 77° 38′ nördl. Br. 7. Hamburgerbay, unter 79° 28′ nördl. Br., an der Weſtküſte. 7. Hornſund oder Horizontbay, im Südweſten, unter 77° nördl. Br., eine ausgedehnte mit vielen kleinen Buchten verſehene Bay, in welcher ſich ſtets eine außerordentliche Menge Treibholz ſammelt. 9. Königsbay oder Teufelsbay, an der Weſtküſte, unter 77° 35′ nördl. Br., eine kleine, mit Klippen umgebene Bucht. 10. Kreuzbay, eine geräumige, offene Bucht an der Weſtküſte, unter 79° 12′ nördl. Br., mit vielen kleinen Hafen und gutem Ankergrunde, welche öfters beſucht werden. 11. Lomebay, an der Oſtküſte von Neu-Friesland, unter 78° 55′ nördl. Br. 12. Love- oder Liebesbay, im Norden eine der größten Buchten der Inſel, zwiſchen dem Reenefeld und Dorrekap, unter 79° 30′ nördl. Br. und 32° 30′ öſtl. L., mit vorzüglichem Ankergrund. Die Nachbarſchaft iſt reich an Wild und Rennthieren, und gewöhnlich ſteht ein ruſſiſcher Jagdpoſten hier. 13. Magdalenenbay, an der Weſtküſte, unter 79° 33′ nördl. Br. 14. Moſſel- oder Halbemannsbay, im Norden, unter 36° 30′ öſtl. L. mit gutem Ankergrund. 15. Smeerenberg oder Schmarenberg, Hafen und Ankerplatz an der Weſtküſte, unter 79° 44′ nördl. Br., in welchem ſich die Wallfiſchfänger aller Nationen zu ſammeln pflegen. Er iſt vor allen Winden geſichert und hat von 45 bis herab auf 15 Fuß trefflichen Ankergrund. 16. Wybe-Jansbay, ein großer Meerbuſen, der ſich weit ins Land

hinein erſtreckt, ſich nach Süden öffnet und Neu-Friesland von Spitzbergen ſcheidet. In ſeiner Mitte iſt die Robben- und Wallroßinſel, und an ſeiner Weſtküſte mehre gute Häfen. Die Fahrt auf dieſem Meerbuſen iſt der Bänke und Klippen wegen ſehr gefährlich, und ſelten iſt derſelbe von Treibeis frei, daß auf dem ſeichten Grunde ſich gern feſtſetzt. 17. Wydebay, im Norden, öſtlich von Dorrekap, unter 34° 30 öſtl. L. und 79° 30′ nördl. Br., eine gegen 16 deutſche Meilen nach Süd-Süd-Weſten ſich in's Land erſtreckende Bucht mit gutem Ankergrund und an der Weſtſeite mit mehren guten Häfen, unter denen Jan Teunisenbay der vorzüglichſte iſt. 18. Dänen-inſel, im Nordweſten vor der engliſchen Bay, der Fiſch- und Landplatz der Dänen, unter 79° 45′ nördl. Br., eine mit vielen Einbuchten verſehene Inſel. 19. Gänſe-inſel, im Norden unter 80° 5′ nördl. Br. 20. Holländerinſel, im Nord-weſten nördlich von der Däneninſel, unter 79° 55′ nördl. Br., der Fiſchplatz der Holländer, eine hohe, mit Eisgletſchern bedeckte Inſel, mit Teufelshoek, einem großen, immer mit Nebelwolken bedeckten Berge im Weſten und dem Amſterdamer-kap im Oſten, hat im Norden die Holländiſche, im Süden die Südbay, welche letztere der beſuchteſte Hafen iſt; alle in dieſe Bay einlaufende Schiffe ankern zwiſchen dem Teufelshoek und einem ſich aus dem Meere erhebenden Berg, welcher, ſeiner Geſtalt nach, der Beikorf oder Bienenkorb genannt wird. Mitten in dieſer Bay liegt ein kleines Eiland, das todte Mannseiland, auf welchem die Fiſcher ihre Todten zu begraben pflegen. 21. Karlsinſel auch die deutſche Inſel oder Foreland genannt, zwiſchen 78° 10′ und 79° 2′ nördl. Br., eine lange, aber ver-hältnißmäßig ſchmale Inſel im Weſten, mit dem Südkap im Süden, dem Nord- oder Vogelkap im Norden und dem Schwarzenkap, eine kleine Inſel im Weſten, hat im Norden und Oſten mehre gute Häfen und Ankerplätze, unter denen die Seehundsbay, welche reich an Robben verſchiedener Art iſt und woſelbſt die Ruſſen einen Jagdpoſten haben, am meiſten beſucht iſt; die ganze Weſtſeite der Inſel iſt durch Klippen eingefaßt, vor welche ſich im Winter große Eisfelder legen, und zu jener Zeit bieten dieſe für Wallfiſchfänger die beſten Jagdplätze. Der ſüdliche Theil der Inſel beſteht aus hohen, blaulicht gefärbten Eisbergen mit vielen Riſſen, Höhlen und Löchern, der Reſt aus hohen Felſen, die nach der Weſtküſte zu eingefallenen Mauern gleichen. 22. Moffeninſel, unter 80° 5′ nördl. Br. und 34° 30′ öſtl. L., eine kleine runde nur 6 Fuß über dem Waſſer erhabene, ganz mit Steinen bedeckte Inſel, in deren Mitte ſich ein kleiner See ſüßen Waſſers befindet, der ſelbſt im Sommer nur am Rande aufthaut. 23. Vogelſang-Archipel, ein großer, oben flacher Berg in der Nordbay, um welchen herum mehre kleine Inſeln und Klippen ſich befinden, auf welchen eine Unzahl von Vögeln niſtet. 24. Waigatsinſel, im Oſten unter den 79° nördl. Br., im Eingang der Straße von Hinlopen, eine faſt das ganze Jahr von hohen Eisbergen eingeſchloſſene Inſel.

2. Die Nordoſt-Inſel.

Zwiſchen 37° 45′ — 45° 8′ öſtl. L. und 79° 5′ — 80° 55′ nördl. Br., wird durch die Waigats oder Straße von Hinlopen von Spitzbergen getrennt und umfaßt einen Flächenraum von circa 240 □Meilen. Die ganze Oſtküſte iſt unzugänglich und ganz mit Eisbergen beſetzt, die Weſtküſte hat, wie Spitzbergen, ein langes Vorland, welches durch einen ſchmalen, offnen Kanal von der Hauptinſel getrennt wird. Die Nordweſt-, Nord- und Nordoſtküſte umzieht eine Gruppe kleiner Inſeln, nach Süden läuft die Inſel ſpitzig zu, und endet im hohen felſigen Südkap. Im Südweſten mündet ein faſt fortwährend mit Eis geſperrter Fluß. Das Innere der Inſel iſt gänzlich unbekannt; ſie zeigt die nämliche wüſte Geſtalt wie Spitzbergen, wird aber noch weniger beſucht.

1. Brandwinesbay, an der Nordwestküste, auf der Baffeinsel, unter 80° 22′ nördl. Br. Die Insel ist ganz flach und mit kleinen Steinen bedeckt. Im Innern leben Rennthiere; die Buchten sind fortwährend mit Treibholz gefüllt. 2. Brunswikbay, eine weite und sichere Bay, zwischen zwei kleinen Inseln und dem Nordkap, auf der Nordwestküste, unter 80° 39′ nördl. Br., der höchste Punkt, wohin noch russische Jäger kommen. 3. Tauben- oder Pigeonbay, im Nordosten unter 80° 28′ nördl. Br., ein sicherer Ankerplatz, welcher durch 5 kleine Inseln vor den Nordoststürmen geschützt wird. 4. Sieben Inseln, eine Gruppe im Nordwesten, nördlich von der Brunswikbay, mit einem Pik, dem Tafelberg. 4. Great Stone- und Waldensinsel, zwei kleine Eilande im Nordwesten. 6. Outger Reys, im Nordosten, die nördlichste Insel der ganzen Gruppe, unter 80° 55′ nördl. Br. und 42° 35′ östl. L. 7. Wallroßinsel, kleines Eiland im Nordosten. 8. Great High- und Frozeninsel, im Osten, erstere mit großen Eisgletschern bedeckt und gutem Ankerplatz an der Südseite, letztere mit dichten Eisfeldern umgeben.

3. Die Südost-Insel.

Zwischen 36° 15′—44° 10′ östl. L. und 77° 2′ — 78° 27′ nördl. Br., auch Stans Vorland genannt, wird im Norden durch den beständig mit Eis verstopften Kanal, Walter Tymens Fiord, von Neu-Friesland, und durch die Wybe-Jansbay von Spitzbergen getrennt. Der nordwestliche Theil der Insel, hohes bergigtes Land, ist unter dem Namen Lee's Vorland bekannt, der Süden wird durch eine Menge kleiner Inseln, den Tausend-Insel-Archipel, gebildet, die sich von Wybe-Jansbay bis zur Halbmondsinsel ziehen und durch Eisfelder und Eisberge begrenzt werden. Im Osten Kap Disco, im Süden das schwarze Kap.

1. Westbay, eine große ausgedehnte Bay im Westen, wird, da eine Menge Sandbänke sich vor derselben hinziehen, gar nicht besucht. 2. Wales Head, Kap und Bay im Südwesten, eine sichere Bucht mit gutem Ankergrund, zu Zeiten durch Treibeis geschlossen. 3. Tiefe- oder Deevebay, im Süden, eine wenig besuchte Bucht. 4. Halbmondsinsel, ein hohes, östlich vom schwarzen Kap liegendes Eiland. 5. Disco- oder Rykisesinseln, drei Eilande, östlich vom Kap Disco, zwischen denen und der Halbmondsinsel ein starker Wallfischfang statt findet.

4. Die Hoffnungs-Insel.

Ein kleines Eiland, südöstlich von Spitzbergen, unter dem 76° 20 nördl. Br. und 37° 33′ östl. L., ebenfalls wüst und mit Gletschern bedeckt, wird zu Zeiten von Wallfischfängern besucht, die auf der Nordküste einen guten Ankergrund bei 20 Faden Tiefe finden. Die Insel wurde 1613 entdeckt.

5. Die Cherry- oder Bären-Insel.

Im Süden von Spitzbergen, unter 74° 30′ nördl. Br. und 37° 35 östl. L., wurde den 12. Juni 1596 von Barentz entdeckt, der sie, weil er dort einen außerordentlich großen Eisbär getödtet, Bäreninsel nannte. Später wurde sie von Franz Cherry und Stephan Bennet besucht und ihr der jetzige Name beigelegt. Die Insel ist klein und unbedeutend, hat nicht über 2 Meilen im Umfang und scheint, ihrer zerrissenen Gestalt nach, vulkanischen Ursprungs zu seyn. Auf der Nordostseite erheben sich drei regelmäßige, mit ewigem Schnee bedeckte Berge, welche einen geräumigen Hafen, der guten Ankergrund bietet, umschließen. Wallfische findet man selten in der Nähe von

Cherry, da ſeine Hauptnahrung hier nicht zu finden iſt; deſto reicher aber iſt die Inſel an Robben verſchiedener Art, an Eisbären, Füchſen, Seevögeln und kleinern Fiſchen. Treibholz findet man in Menge an der Küſte, und im Innern des Landes hat man bereits Bleiminen und Steinkohlen entdeckt.

6. Die Mayen- oder Jan Mayen-Inſel.

Im Oſten von Grönland, im Norden von Island und im Südweſten von Spitzbergen, zwiſchen 71° bis 71° 23′ 30″ nördl. Br. und 10° 9′ öſtl. L., eine kleine von Südweſten nach Nordoſten ſich erſtreckende ſchmale, unfruchtbare, rauhe Inſel, auf welcher alles die Spuren und Wirkung des vulkaniſchen Feuers, das unter ihr brennt, und ſich öfters Luft verſchafft, an ſich trägt; Scoresby, der ſie zuletzt beſuchte, ſtieß überall auf Lava, Bimsſtein, Traß und Schlacken. Den Krater eines Vulkans, den er beſtieg, doch noch nicht den höchſten Punkt der Inſel, fand er 1.500 Fuß über dem Meere und den Beerenberg, im Nordoſten der Inſel, welcher mit ewigem Eis bedeckt und weit hin ſichtbar iſt, 6.840 Fuß über der Meeresfläche. Nordöſtlich vom Beerenberg befinden ſich drei merkwürdige Eisberge, deren Höhe über 1.200 Fuß beträgt, und die großen gefrornen Waſſerfällen gleichen. Die Ufer ſind im Allgemeinen flach, zum Theil mit tiefem groben Sand bedeckt, der mit Olivin und Augit vermiſcht iſt. Die Weſtküſte iſt im Frühjahr nicht ſo ſehr mit Eis beſetzt, als die Nordküſte, welche ſich mit einem Vorgebirge, hinter dem Beerenberg, tiefer in die See erſtreckt. Die Küſte iſt das ganze Jahr mit Eis beſetzt, welches ſich mehr als 10 Meilen weit ſeewärts zieht und ihr deßwegen im Frühjahr faſt nicht anzukommen. Die Oſtküſte wird von allen Schiffern vermieden und alle verſuchen um Norden herum die Weſtküſte zu erreichen, um dort während der Fiſcherei ihren Aufenthalt zu nehmen, da die gewaltigen Winde, welche über den Beerenberg fallen, auf der Oſtküſte die Schiffe zu blos ſtellen und ſie auch dort wegen des Treibeiſes in Gefahr ſetzen würde, indem die Fluth daſelbſt von Süden nach Norden und die Ebbe von Norden nach Süden läuft. Die Nordhoek oder das Nordkap, unter 71° 23′ nördl. Br., iſt das nordöſtlichſte Vorgebirge der Inſel; Südoſt-Hoek, unter dem 71° 14′ 30″ nördl. Br.; weſtlich von dieſem folgt das Hoffnungskap, ein Ausläufer des Beerenberges; Südkap, vor welchem ſich 5 oder 6 Felſeninſeln und Klippen hinziehen, liegt unter dem 71° nördl. Br.; auf der Weſtſeite von Jan Mayen iſt: das lange Südeck, unter 71° 5′; Rotzen, unter 71° 12′, der Brielſche Thurm, unter 71° 16′ und Mayens zweites Kreuzeck, unter 71° 22′ nördl. Br. An Buchten und Bayen bietet die Nordküſte nur einen einzigen Ankerplatz; an der Oſtküſte, ſüdlich vom Beerenberg, iſt die kleine Sandbay, vor welcher ſich eine Menge kleiner Felſeninſeln hinziehen; die große und kleine Holzbay, wegen der verfaulten Holzlager ſo genannt, die hier gefunden werden. Hier iſt die Inſel am ſchmalſten und die kleinen Anhöhen, welche ſich zwiſchen beiden Küſten erheben, ſind leicht zu überſteigen. Auf der weſtlichen Küſte iſt die Bucht von Guima, mit gutem Ankergrunde; die Südbay, vor welcher ſich die Vogelklippen hinziehen; Hopſtocksbay, unter 71° 11′ nördl. Br. Die Norder- oder engliſche Bay, der beſuchteſte und beſte Hafen der Inſel, an deſſen nördlichem Ende, nahe am Lande, drei kleine flache Inſeln ſind, die nach den vielen Robben, die man hier findet, das Wallroßloch genannt werden, und Mary-Mus-Bay, ein guter Ankerplatz für Wallfiſchfänger. Eine Menge kleiner Inſeln und Klippen umziehen Jan Mayen, von denen die Eyerinſeln oder Vogelklippen, im Weſten des Hoffnungskaps, die bedeutendſten ſind. Flüſſe oder Bäche hat man auf Jan Mayen noch nicht entdeckt, wohl aber einen Teich ſüßen Waſſers im Norden der Mary-Mus-Bay. Die Vegetation der Inſel iſt äußerſt ſpärlich,

ja noch ärmer als auf Spitzbergen; Scoresby fand nur Rumex digynus, Saxifraga tricuspidata, Arenaria peploides, Silene acaulis, Draba hirta und einige andere Pflanzen. Von Seevögeln nur wenige, außer Alken und Mergen, und Spuren von Bären und Füchsen, doch keines dieser Thiere selbst. Früher war die Küste reich an Wallfischen, und von 1611 an, wo Jan Mayen, ein Holländer, die Insel entdeckte, wurde sie häufig von Wallfischfängern besucht.

2. Grönland.

a) Name. — Lage. — Größe. — Ausdehnung. — Frühere Geschichte.

Wie wir schon in der Einleitung berichtet, wurde der nördliche Theil der westlichen Welt bereits am Ende des neunten Jahrhunderts durch Normänner entdeckt, und demselben nach der frischen Vegetation, die sie dort fanden, der Name Grünland oder Grönland, grünes Land, beigelegt, ein Name, der dem Lande geblieben ist, obgleich es denselben nicht im geringsten verdient, da es überall, selbst in den südwärts vom Polarkreise gelegenen Gegenden, als ein rauhes, fast immer mit Eis und Schnee bedecktes, nur wenige Annehmlichkeiten darbietendes Land erscheint. Die Frage, ob Grönland eine Insel sey, oder im Westen mit dem Festlande, dem Baffinslande, zusammenhänge, ist, trotz aller Polarexpeditionen, immer noch unentschieden, und obgleich Kapitän Roß letzterer Meinung den Vorzug einzuräumen scheint, sind seine Gründe doch nicht überzeugend genug, und selbst am Ende eher anzunehmen, daß das ganze Land aus einer Gruppe größerer und kleinerer Inseln bestehe, als daß es eine einzige Insel sey, in welchem Fall es nach Neu-Holland die größte Insel der Welt seyn würde.

Grönland erstreckt sich vom 59° 45′ bis 80° nördl. Br. und vom 284° bis 359° 10′ L. v. F., welchen letztern Punkt, Gale Hamkesland, Scoresby, welcher den größten Theil der Ostküste bis zum 75° nördl. Br. aufgenommen, bestimmte. Die Umrisse der westlichen Küste sind, so weit die Eismassen die Annäherung der Schiffe erlaubten, bis zum 77° 30′ nördl. Br. bekannt, ob aber der hier sich öffnende Smith-Sund, Grönland vom Baffinslande trennt, oder nur eine mit Eisfeldern gefüllte Bucht sey, ist zur Zeit noch nicht entschieden. Weder die Ausdehnung des Landes vom Norden nach Süden, noch vom Westen nach Osten kann mit Gewißheit angegeben werden; indeß kann die Masse des Landes, welches sich zwischen der Baffinsbay und dem grönländischen Meere vom 59° 45′ nördl. Br. bis zum 80° hinaufzieht, auf nicht weniger als 25 bis 30.000 □Meilen angeschlagen werden. Der Lage nach befindet sich im Nordosten von Grönland: Spitzbergen, im Südosten Island, welche Insel, streng genommen, ebenfalls zu Amerika gerechnet werden müßte; im Südwesten Labrador; im Westen das Baffinsland und im Norden, jenseits des Nordpols, Sibirien.

Die blühenden Kolonien, welche mehr als 900 Jahre Grönland bedeckt, und die sich auf der Ostküste befunden haben sollen, sind längst verschwunden und keine bestimmte Spur von ihnen bis jetzt aufgefunden worden, weshalb auch Malte-Brun und mit ihm mehre neuere Geographen läugnen wollen, daß auf Ostgrönland je eine europäische Kolonie bestanden habe; die alten Berichte der Chronisten sprechen aber zu

umständlich davon, als daß man an der Wahrheit zweifeln könnte. Paßt auch die Beschreibung jener östlichen Kolonien auf das westliche Grönland nicht, so hat man doch neuerer Zeit bei den weiteren Fortschritten auf der Ostküste Entdeckungen gemacht, die nicht nur ein früheres Bewohntseyn des Landes beweisen, sondern selbst wirthbarere Gegenden aufgefunden, als die Westküste Grönlands bietet. Nach den alten Berichten (siehe Saabye Bruchstücke ꝛc. p. 68) sollen auf der östlichen Seite des Landes (Osterboigt) 190 Bygde oder Boigde (Flecken oder weitläufig gebaute Dörfer), mehre Klöster und ein Bischofssitz zu Gardar und auf der westlichen Seite (Vesterboigd) 90 Bygde und 4 oder 5 Kirchen gewesen seyn. Das Land soll einen Reichthum an Weiden, Rindern und Schafen gehabt, und die Einwohner eine Steuer an Käse und Butter entrichtet haben, die ihrer vorzüglichen Güte wegen zur Zeit der Königin Margarethe in die königliche Speisekammer abgeliefert werden mußte. Korn hingegen brachte das Land nur wenig hervor und die meisten Einwohner wußten, wie es im Kongs Skugg Sio (Königsspiegel) heißt, nicht, was Brod sey, und säeten niemals Korn. Nach den dänischen Chronisten wurden die Grönländer den Königen von Norwegen im Jahre 1023 dienst- und abgabenpflichtig. kurze Zeit nachher, als jene die christliche Religion angenommen hatten. Unter der Regierung des Königs Magnus, 1256, versuchten die grönländischen Kolonisten eine Empörung, mit Hülfe des Dänenkönigs Eric Glipping aber, der eine ansehnliche Flotte dorthin sendete, wurden sie gezwungen, 1261 Frieden zu schließen. Torfäus, welcher diese Nachricht aufbewahrte, bemerkt zugleich, daß sie und die Isländer in diesem Jahre (1261) sich freiwillig dem Scepter Norwegens unterworfen, einen mäßigen Tribut zu zahlen und den Mord zu strafen versprachen, möge er von Grönländern oder Normännern in bewohnten oder unbewohnten Plätzen, ja selbst unter dem Pole, verübt werden. Von jener Zeit an wurden sie durch norwegische Deputirte nach den Gesetzen Islands regiert, und als in Drontheim in Norwegen ein Erzbisthum errichtet wurde, stellte man die Bischöfe Grönlands als Suffragane unter jenen Metropoliten. Nach Torfäus Angabe war um und vor 1120 Erich, ohne als Bischof installirt zu seyn, der erste christliche Geistliche, der in Grönland das Evangelium verkündete; er durchwanderte das Land nach allen Richtungen, errichtete Kirchen und ging zuletzt nach Winland hinüber, die dortigen Heiden zu bekehren. Ihm folgte 1121 Bischof Arnold, welcher später erster Bischof von Hammer, in Norwegen, wurde. 1150 Jonas I.; 1188 Jonas II.; 1212 Helgo; 1234 Nicholas; 1246 Olaus; unter diesem Bischof schlossen 3 grönländische Deputirte, Odd, Paul und Leif, Frieden mit Norwegen und unterwarfen sich der norwegischen Herrschaft; 1288 Thorder oder Theodorus; 1314 Arno; 1343 Jonas der Kahle. Baron Holberg fügt dieser Liste grönländischer Bischöfe in seiner Geschichte Dänemarks noch folgende (nach dem Geschichtsforscher Huitfeld) bei: Bischof Alpho, in dessen Tagen die Skraelings oder wilden Grönländer zuerst in diesem Lande bemerkt wurden; ihm folgten: Berthold, Gregor, Andreas, Johann und Heinrich, welcher letztere mit bei der Versammlung der Edlen war, welche König Olaus, zu Nyborg in Fünen, im Jahre 1386 zusammenrief, und wo er und andere Bischöfe verschiedene Verwilligungen für seine Kirchen und Klöster erhielt. 1408 wurde Andreas zum Bischof von Grönland ernannt, um Heinrichs Platz einzunehmen, falls derselbe mit Tode abgegangen sey, ob er aber dorthin gekommen, darüber schweigen alle Nachrichten. Seit jener Zeit ist Grönland aus der Geschichte verschwunden, und nur die dänische Geistlichkeit vergaß die Existenz jenes Landes nicht gänzlich, denn wir besitzen noch ein Dokument von 1533, in welchem sich der Suffragan-Bischof von Roschild als Bischof von Grönland unterzeichnet; von dem kräftigen norwegischen Stamme, der einst die Ostküste Grönlands bevölkerte, ist keine Spur mehr zu finden. Der schwarze Tod, diese verheerende Krankheit, die namentlich den ganzen Norden furchtbar heimsuchte, scheint auch diese Kolonie verheert

und aufgerieben zu haben, und nichts blieb zurück, als die schwachen Stämme der Eingebornen, die bald die frühere Kultur verließen und in den Zustand zurück sanken, in denen wir sie jetzt erblicken.

Grönland wurde ganz vergessen; Eismassen, vom Norden herabgetrieben, lagerten sich an den Ufern der Ostküste und machten sie gänzlich unzugänglich, während die Westküste doch wenigstens im Sommer ein offenes Meer vor sich hatte, und nimmer würde Grönlands wieder gedacht worden seyn, hätte nicht der würdige Egede die dänische Regierung vermocht, 1721 von Neuem Kolonien und Missionarien dorthin zu senden; der würdige Geistliche Hans Egede wurde, unter tausend Entbehrungen, der Apostel der Westgrönländer, und Grönland seit jener Zeit wieder in die Geschichte eingeführt.

b) Gestaltung des Landes. — Physische Beschaffenheit.

Grönland trägt, selbst in seinen südlichen Theilen, den Charakter arktischer Länder. An den Küsten, umlagert von starren Eismassen, bedeckt das Innere ein Konglomerat von Gebirgen, die in ewigem Eise begraben liegen, und dem rauhen Nord gestatten, mit grimmer Kälte auf das ganze Land einzuwirken. Die Küsten sind, so weit sie bekannt sind, durchaus felsig und voller Klippen. Eine große Gebirgskette, die im Süden der Halbinsel aufsteigt und sich, nach Norden ziehend, im Nordosten verflächt, im Nordwesten aber nach dem Baffinslande hinüber zu streichen scheint und dort unter dem Namen des Duneiragebirges das arktische Hochland bildet, durchzieht ganz Grönland und scheidet mit seinen ungeheuern Gletschern, die voller Risse und Abgründe sind, den westlichen Theil des Landes von dem verloren gegangenen Osten. Mehre Seitenäste, die vom Hauptstock des Gebirges nach der Küste zu auslaufen und dort in zahlreichen Vorgebirgen endigen, erreichen ebenfalls eine bedeutende Höhe und sind, wie jene, bis zum Gipfel mit Schnee und Eis bedeckt. Einige dieser Seitenäste sind so hoch, daß sie von der Bay aus in einer Entfernung von 20 Meilen weit gesehen werden können. Noch sind keine Barometer-Höhenmessungen in Grönland veranstaltet worden; der Theil der Ostküste, welcher von Scoresby aufgenommen wurde (von 69° bis 75° nördlicher Breite), ist nackter schroffer Felsen, und die mittlere Höhe der Küste beträgt gegen 3.000 englische Fuß. Einige Berge in der Nähe des Kap Brewster oder Charn Point, und die Roscoe-Gebirge auf der Liverpoolküste, welche trigonometrisch vermessen wurden, fand derselbe an 4.000 Fuß hoch, und die Wernersberge hinter dem Davis-Sund schätzte derselbe, nach der Entfernung, in welcher man sie sehen konnte, und nach der Höhe, welche sie über die andern Berge hatten, auf 6.000 Fuß. Die Westküste bietet weniger hohe Gebirge und der Strand ist an vielen Orten ganz flach; unter dem 74° 30′ Breite beginnt das arktische Hochland, welches sich bis zum 77° 30′ nördlicher Breite zieht; 4 bis 10 Meilen landeinwärts von der Küste streckt sich eine ungeheure mit Eis bedeckte Gebirgswand bis zum 76° nördlicher Breite, woselbst sie ihren höchsten Punkt erreicht und von da, nach Norden und Westen ein unregelmäßiges Konglomerat von Hügeln und Bergen bildend, stufenweise nach der Baffinsbay und dem östlichen Eismeer hinabsteigt und beide Wasser noch mit einer beträchtlichen Höhe erreicht, indem die Klippen immer noch eine Höhe von 500 — 1.000 Fuß haben. Mit Mühe nur konnte Kapitän Roß sich bis hieher durch die treibenden Eismassen hindurch drängen, die vom 70° an die Küste umlagerten, um bis hieher zu gelangen. So weit er von dem Schiffe aus beurtheilen konnte, sind die Schranken dieser Gebirgswand, welcher er den Namen der Duneiraberge beilegte, unübersteiglich, da das Eis von den Abgründen, mit denen es an vielen Stellen in Verbindung steht, mehre Meilen weit in die Bay sich

erſtreckt, und als ſtehende Eisberge die Küſte umlagert. Die zahlreichen, hochaufſtrebenden Vorgebirge Grönlands, die Ausläufer der Nebenäſte des binnenländiſchen Gebirgszugs ſind: im Süden Kap Farewell oder Statenhuk unter 59° 45′ nördlicher Breite die Südſpitze des Landes; an der Oſtküſte: Kap Huidfeld, Discord, Tordenſkiold, Adelaer, Bille, Juel, Möſting, Löwenörn, Tycho Brahe, Dan, Barclay, Pillands, Brewſter oder Charns Point, Tobin, Swainſon, Gladſtone, Kruſenſtern, Browe, Simpſon, Young, Parry, Humboldt, Homes Vorland, Brisbane, Gale Hamkes Land und Edams Land; an der Weſtküſte: Kap Kangek, Egede; Thorwaldſen, Deſolation, Abſalon, Tikſalik Naes, Fisker Naes, Niakok, Atamik, Burnitt, Dronning Amalie, Innukſulik oder Bärenſpitze, Nordhuk auf Disco, Crantztown, Swartehuk, Shackleton, Wilcox, Nulloks Naes, Siddon, Morris, Melville, York, Dudley Diggs, White, Stair, Hoppner, Parry, Robertſon, Saumarez und Alexander. Faſt alle Berge und Gebirge Grönlands ſind auf der Nordſeite mit Moos bewachſen, die Felſen mit Flechten bedeckt; auf den ſüdlichen Abhängen haben dieſelben einige Vegetation und bringen Beeren und etliche Kräuter hervor, noch mehr aber die geſchützten Thäler und ſchmalen Thalgründe und im Süden der ſchmale Küſtenrand, welche größtentheils aus Torfmoor beſtehen. Der allgemeine Charakter Grönlands, von den Gipfeln der entfernteſten Bergreihen bis zu den niedrigſten Schichten, deutet auf Urgebirge; die Klippen ſind alle in hohen Winkeln aufgeſchichtet, und Gneis, Granit und Porphir ſo wie Trapp ſind die Beſtandtheile faſt aller Gebirgszüge. Jura- und Apenninkalk mit Uebergängen zum Marmor findet man häufig, die Kalkformation aber, welche Verſteinerungen enthält, kommt nirgends vor. Zwiſchen 70° und 77° nördlicher Breite ſind ungeheure Baſaltlager, die in prismatiſchen Säulen ſich erheben und eben daſelbſt einen jetzt ruhenden Vulkan, der noch 1783 Feuer ausgeworfen haben ſoll.

Das Innere des Landes kennt man nur wenig oder gar nicht, weil man ſich, in der Vorausſetzung, das Land habe, ſeit die Fahrt nach dem alten Grönland in Vergeſſenheit gerieth, in Rückſicht der Vegetation und Nutzbarkeit zur Viehzucht verloren, nicht die Mühe gegeben hat, es zu unterſuchen. Die übertriebenen Begriffe, die man ſich von der Herrlichkeit des alten Grönlands machte, erweckten den Gedanken, daß das Land ſchlechter geworden ſey, da man bei der Wiederentdeckung faſt nur nackte Felſen und rauhe Küſten fand, und man dachte nur daran, es zu dem zu benutzen, wozu es tauglich ſchien, nämlich zum Wallfiſch- und Seehundsfang und zum Handel, und legte deshalb auch die neuen Kolonien nur an den Küſten an, ohne ſich um das Innere zu bekümmern, obgleich dieſes an dem ſich weit hinein erſtreckenden Meerbuſen, nach den Berichten der Miſſionarien, nicht wenige Stellen bieten ſoll, wo viele Familien, eben ſo wie die frühern normänniſchen Bewohner, ihr reichliches Auskommen finden würden, da die Fläche einen reichen Torfmoorboden enthält. So ſollen am Amaralikfjord, der ſich 5—6 Meilen ins Land erſtreckt und dann in mehre Zweige theilt, an dieſen Zweigen ſchöne Thäler liegen, die anſehnliche Ueberbleibſel von den Wohnſitzen der alten Bewohner aufzuweiſen haben. Die Rennthiere, deren es dort viele giebt, und das angenehme Klima locken die Grönländer im Sommer dahin, und dieſe, wie die Dänen, die da geweſen ſind, können die Schönheit dieſer Thäler nicht genug rühmen.

Einen furchtbaren Anblick gewähren die Gletſcher Grönlands, die an manchen Stellen zu einer außerordentlichen Höhe aufſteigen, ſich in den Wolken verlieren und von ungeheuren mit ewigen Eismaſſen gefüllten Abgründen umgeben ſind, die nie die Sonne aufzuthauen und zu ſchmelzen vermag, und die mit jedem Jahre ſich zu vergrö-

ßern ſcheinen. Einen ähnlichen Anblick bieten die längs den Küſtenklippen ſtehenden Eisberge und feſten Felder, und unter dieſen iſt die Witteblinke oder Eisblinke zwiſchen dem 61° und 62° das auffallendſte Phaenomen dieſer Art. Es bedeckt einen ganzen Meerbuſen, welcher ſich vom Tingmineftik bis zum Kikkertarſoak hinzog, und verſtopft die ganze öſtliche Durchfahrt vom weſtlichen zum öſtlichen Grönland. Eisberge ſind hier auf Eisberge gethürmt, deren Glanz, wie der des Nordlichts, viele Meilen weit über das Meer hinſtrahlt. Noch jetzt ſieht man hier ein erſtaunliches Gewölbe von Eis, eine durch Aufeinanderthürmen von Eisblöcken gebildete Brücke von mehr als vier Meilen Länge und einer Breite von 20 — 60 Klaftern! So weit das Auge reicht, öffnet ſich nur ein großes Gewölbe Eis, unter welchem, bei friſcher Kälte, wo gern das Eis zu ſpringen pflegt, ein dem Kanonendonner ähnlicher Schall hervorbricht, dem ein entſetzliches Rauſchen folgt. Aus jenem mächtigen Gewölbe drängen ſich bei Annäherung des Sommers zum Theil jene erſtaunlichen Eismaſſen hervor, die als ſchwimmende Eisberge ſich bis zu den Küſten Irlands und der Bermuden verbreiten.

Die Weſtküſte ſowohl als die Oſtküſte Grönlands iſt ungemein eingeſchnitten, und die Einbuchten gehen meiſtens ſo tief ins Land hinein und haben ſo viel Seitenäſte, daß man faſt annehmen möchte, ganz Grönland ſey ein durch Eisfelder und Eisberge verbundenes Konglomerat von Inſeln, vor welchen ſich wiederum Tauſende kleiner Inſeln, Klippen, Vorlande und Scheeren ziehen; vom 70° an iſt die Küſte, obgleich noch immer inſelreich, mit ſtehenden Eisbergen und treibenden Eismaſſen umlagert, welche die Fahrt in der Baffinsbay äußerſt gefährlich machen. Die vornehmſten Sunde, Fjords und Buchten, welche man an der Oſtküſte findet, ſind vom Süden nach Norden auf König Friedrich VI. Küſte: Prinz Chriſtian Sund, Lindenow Fjord, Avarket Fjord, Anertok Fjord, Scheſtedts Fjord, Kaſiortok Fjord, Karoline Amalia Hafen, Ekallumiut, Bernſtorffs Fjord, Krumpens Fjord, von wo aus bis zum Guldenlöve's Fjord eine Eisblinke, eine 6 Meilen breite Einfuhrt verſtopft; Kiögebay und Egedes oder Rothes Fjord; auf Egedes Land, der noch unbeſtimmten Küſte, ſind: Berge Fjord und Kroks Fjord, und auf dem von Scoresby aufgenommenen Küſtenſtrich, der Liverpoolküſte und Jameſonsland: Knightonbay, Scoresbys Sund, die wahrſcheinliche Verbindung zwiſchen der Baffinsbay und dem Eismeere, Halls Einfahrt, Hurrys Einfahrt, Davys Sund, mit Flemmings und Mountnorris Einfahrt, Mackenzies Einfahrt, Scotts Einfahrt, Katerbay und Gale Hamkesbay; auf der Südweſtküſte: Teſſermiut, Sermelik, Igalik, Tunnudharbik und Immartinek Fjord, Samedſiatik und Auroras Hafen, und auf der Weſtküſte: Arſut Fjord, Sermeliarſuk, Quannek Fjord, Kangerluarſungoak, Nerutuſoks und Kares Fjord, Fisker Fjord, Kangeruarſuk, Ikerar Bure, Amaraglik und Ujarakſoak, Balls Revier, Larebay, Zwillingsbay, Iſertoks oder Cockin Fjord, Sukkertoppen oder Möllers Fjord, Mathieſensbay, Anders Olſens Sund, Nepeſine Fjord, Iſertok oder Südbay, Nordre Strömsfjord, Ekallurſoit oder Gieſeke's See, die große Disco-Bucht, Mallegat Sund, Omenaks Fjord, Horns Sund, Ikareſarſuks Sund, die Duneira-, Melville- und Prinz Regentenbay, Wolſtenholme Sund, Boothe Sund, Whale oder Wallfiſch Sund und Smith Sund, welcher Grönland von den weſtlichen Polarländern, namentlich aber von North Devon, trennt.

Betrachtet man, ſagt Scoresby, auf der Karte den Theil der Oſtküſte zwiſchen

Kap Brewſter im Süden und Kap Parry im Norden, ſo bleibt kaum ein Zweifel übrig, daß dieſe ganze Küſte ein Inſelhaufen ſey. Man ſehe z. B. Hurrys Einfahrt, die von der Südſeite aufwärts unterſucht wurde, und dieſer entgegenkommend, eine andere Einfahrt vom Norden her, die 5 — 6 engliſche Meilen ſüdwärts verfolgt wurde, ſo hat man den ſtärkſten Beweis, daß die letztere eine Fortſetzung der Hurrys Einfahrt iſt, dieſe ſich ununterbrochen hinter der Liverpoolküſte hinzieht und in dieſem Falle die Küſte zu einer Inſel macht. Auf ähnliche Weiſe deuten die gegen einander gehenden Richtungen von Halls Einfahrt und der Flemmingsbucht auf einen Zuſammenhang und machen es höchſt wahrſcheinlich, daß Jamesonsland ebenfalls eine Inſel ſey; etwas ähnliches gilt von Scoresbys Sund und der Knightonbay, und bei näherer Unterſuchung Grönlands würde man gewiß finden, daß das ganze Land nichts als ein großer dichter Archipelagus ſey, wofür auch die anſcheinend unbegrenzte Ausdehnung einiger Einfahrten ſpricht: ſo hat Scoresby gefunden, daß Scoresbys-Sund und Halls Einfahrt ſich wenigſtens 22½ geographiſche Meilen weit nach Weſten landeinwärts erſtrecken; auf der Weſtküſte iſt eine dem Scoresby- oder Davysſunde entſprechende, ungefähr unter demſelben Breitengrade liegende Einbucht, die Jacobsbay, welche nach Oſten geht, und deren Ausdehnung allem Anſchein nach unbegrenzt iſt. Nach Gieſeke's Beobachtungen erſtreckt ſich dieſe Bucht ungefähr 150 Meilen (60 = 1 Grad) nach Oſten hin und dehnt ſich dort in ein anſcheinend unbegrenztes Meer aus; höchſt wahrſcheinlich alſo, daß ſie quer durchs ganze Land geht und ſich mit Scoresbys-Sund, und vielleicht noch mit einigen andern nördlichen Einbuchten vereinigt. Nördlich von der Disco-Inſel, bemerkt Gieſecke, daß vom 70° 30′ nördlicher Breite an die Küſte nicht eine zuſammenhängende Linie bilde, wie es von weitem zu ſeyn ſcheint, ſondern daß ſie gänzlich aus einer Reihe von Inſeln beſtehe, und erwähnt einer Bucht unter dem 72° 48′ nördlicher Breite, die er aber wegen der ungeheuern Eismaſſen nicht bis zum Hintergrunde unterſuchen konnte, von der die Eingebornen in der Nachbarſchaft ihm einmüthig verſicherten, daß dort ehemals eine Durchfahrt nach der andern Seite des Landes ſtatt gefunden habe und daß ſie fürchteten, das Eis möchte bei heftigen Nordoſtwinden wieder losgehen und dann das Volk von der andern Seite, das ſie als grauſam und wild beſchrieben, herüberkommen und ſie todtſchlagen. Von Zeit zu Zeit ſollen, nach den Berichten der Eingebornen, Wallfiſche, die auf der andern Seite getödtet worden wären, Treibholz und Bruchſtücke von Geräthen aus dieſer Bucht hervorgetrieben werden. Scoresby bemerkte auf der Oſtküſte ebenfalls mehre Strömungen nach Weſten, und dieſe möchten wohl am ſicherſten für die Meinung ſprechen, daß Grönland eine Inſelgruppe ſey, denn, wenn man irgendwo eine Strömung wahrnimmt, die regelmäßig in einen Sund oder eine Einfahrt hineingeht und ſchwimmende Körper mit ſich fortnimmt, ohne ſie wieder zurückzubringen, ſo iſt es offenbar, daß ſie auf der andern Seite einen Ausweg haben muß, denn außerdem müßte nothwendig ein Rückfluß erfolgen. Nun aber hat Scoresby, während der ganzen Zeit ſeines Aufenthalts in der Nähe des Davysſundes, ein entſchiedenes und ununterbrochenes Einſtrömen des Waſſers in denſelben beobachtet, und da dieſe Strömnng weder durch Mountnorris Einfahrt, noch durch irgend eine andere Oeffnung in der Nähe jenes Sundes zurückging, ſchloß er, daß das Waſſer nothwendig durch einen innern Kanal, der mit der Baffinsbay zuſammenhängt, weggeführt werden müſſe. Wie ſchon oben geſagt, ſind alle Buchten und Fjords mit ungeheuren Eismaſſen angefüllt, welche nur im hohen Sommer theilweiſe aufthauen, oder, wie man dort zu ſagen pflegt, faul werden und den Schiffen einigen Zugang geſtatten und noch manche mit Eis gefüllte Durchfahrt aus der Baffinsbay in das jenſeitige Polarmeer, wird in unſern Karten

als Bucht verzeichnet stehen, deren Bekanntwerdung künftigen muthigen Reisenden vorbehalten bleibt.

Grönland ist, im Ganzen genommen, nicht so reich mit Wasser versehen, als bergigte Länder in wärmern Regionen, und die meisten Quellen und Bäche, welche den Ansiedlern und Eingebornen Trinkwasser liefern, haben keinen andern Zufluß als das von den Bergen herabthauende Eiswasser. In einigen Thälern findet man große Teiche, welche ebenfalls durch Schnee- und Eiswasser gefüllt werden. Die kleinen Bergströme sind nicht so bedeutend als die Bergwasser der Schweiz, und eigentliche Flüsse, wie selbst in Spitzbergen gefunden werden, sind außer dem Baalsfluß und dem Aufiet und einer Flußmündung, welche Scoresby auf Jamesonsland entdeckte, auf ganz Grönland nicht zu finden, da die Thäler nicht lang genug sind, die Berge zu jäh aufsteigen und immerwährend mit Eis bedeckt sind, das nur selten oder nicht schmilzt, und daher die Quellen nur dürftig speist. Deshalb sind viele Bäche im Sommer trocken und im Winter durch Frost in ihrem Laufe gehemmt und Menschen und Thiere würden vor Durst verschmachten, wenn nicht die Vorsehung im härtesten Winter Regen sendete und durch Thauen das Schneewasser in Höhlen unter dem Eis sich sammelte. Im Innern und auf den Inseln längs der Küste mangelt es nicht an Süßwasserquellen und nur im äußersten Nothfall wird geschmolzener Schnee genossen; sogar Mineralquellen findet man in Grönland und auf der Insel Wanastok (Omartok) drei warme Quellen, aus welchen das Wasser das ganze Jahr hindurch siedend heiß hervorsprudelt.

Das Klima Grönlands ist kalt und streng, selbst bis zur Südspitze herab, die doch weit in die gemäßigte Zone herabreicht, und das Quecksilber friert schon bei 65°. Der Winter dauert 6 bis 8 Monate und die gewöhnliche Winterkälte steigt bis auf 30° R. und darüber. Die größte Kälte tritt nach Neujahr ein und wird im Februar so heftig, daß Steine springen und die Bayen wie Ofen dampfen. Dieser Dampf, welchen man den Eisrauch nennt, und welcher aus den Spalten des Meereises hervorbricht, überzieht das ganze Land, mildert aber, so lange er tief geht, die Kälte und ist, obgleich er sich an Kleider und Haare als Eis anlegt, weniger unangenehm, als die trockene Kälte; steigt er aber, so friert er augenblicklich in kleine Eistheilchen, die vom geringsten Winde fortbewegt werden und eine solche schneidende Kälte über das ganze Land verbreiten, daß ein Mensch kaum wagen darf die Wohnung zu verlassen, ohne Hände, Füße und Gesicht zu erfrieren. Die Bayen, Einfahrten und Kanäle zwischen den Inseln frieren nach diesem Eisrauch in wenig Stunden zu, und öfters ist die Hungersnoth die Folge der plötzlichen Kälte, da durch dieselbe und das Eis die armen Grönländer verhindert werden, dem Fischfang und dem Robbenstechen nachzugehen. Unter 60° verläßt der Grönländer Ende Mai, manchmal aber auch schon im März und April, seine Winterwohnung und schlägt sein Zelt im Freien auf, das er erst Ende September oder Anfangs October wieder verläßt; weiter im Norden aber wechselt er erst im Juni und kehrt im September in seine Winterhütte zurück. Erst Ende Juni ist der Frost ganz aus der Erde und bis dahin schneit es noch abwechselnd. Im August beginnt der Schnee von neuem, bleibt aber selten vor dem October liegen. Schnee fällt hier weniger als im Norden von Europa und an der Küste selten über einen Fuß hoch, außer wo ihn der Wind in Haufen geweht hat. In manchen Jahren liegt der Schnee vom September bis zum Juni in Hügel zusammengeweht und dicht gefroren und verlangt dann einen anhaltenden Regen um zu schmelzen. Zu Christianshaab, unter 68° nördl. Br., bestellt man im Julius den Boden, die Vegetation geht dann schnellen Schrittes vorwärts und wird nur durch die am Tage herrschenden Nebel, in manchen Jahren aber durch Dürre und Trockenheit, gehemmt. Gewitter sind selten, man sieht wohl manchmal Blitze, hört aber nie einen Donnerschlag; Stürme hingegen erheben

ſich Sommer und Winter ſehr oft, und raſen ſo heftig und in ſolchen Wirbeln, daß das Meerwaſſer wie ein Schneegeſtöber ſich über die ganze Küſte verbreitet, die Häuſer erſchüttert und Zelte und leichte Boote in die Luft getrieben werden. Die fürchterlichſten Stürme erheben ſich im Süden, durchlaufen alle Striche der Windroſe bis nach Norden und verſchwinden ſo ſchnell als ſie gekommen. In ſolchen Zeiten wird das Eis in den Bayen mit Gewalt von ſeinem Lager losgeriſſen und in die See getrieben und oft in kaum einer halben Stunde eine Einfahrt wieder offen gemacht, die jahrelang durch Eismaſſen verſchloſſen war. Der Regen iſt ſelten anhaltend; wenn in den Sommermonaten an der Oſtküſte Nordwind eintritt, ſo erfolgt gewöhnlich anhaltender und heftiger Regen. Der Wind iſt in Grönland eben ſo abwechſelnd als in andern Ländern, doch weht er meiſtens vom Lande und den Gebirgen, iſt aber weder ſo kalt noch ſtürmiſch, als man vermuthen ſollte und nur der in Wirbelwinde übergehende Südwind macht hiervon eine Ausnahme. Die langen Sommertage ſind ausnehmend warm, ja in den Bayen und in den Thälern, wo die Sonnenſtrahlen recht anprallen können und die Nebel und Seewinde abgehalten werden, ſelbſt zu Zeiten außerordentlich heiß und nicht ſelten ſteigt das Thermometer auf 24° R., deſſen ungeachtet kann man die grönländiſche Wärme nie vollkommen genießen, da einerſeits die kalte Luft, die von den Eisinſeln nach dem Lande zuſtrömt, vorzüglich Abends ſo durchdringend wirkt, daß Jeder gern die beiſeite gelegten Pelzkleider wieder hervorſucht, anderſeits die Nebel, welche jeden Tag, vom April bis Auguſt, auf der Küſte lagern, die Sonnenſtrahlen hindern durchzudringen und die untere Region zu erwärmen, und dieſe Nebel ſind ſo dicht, daß man kaum eine Schiffslänge weit vor ſich ſehen kann. Die angenehmſte Jahreszeit iſt der Herbſt, d. h. die letzte Hälfte des Auguſts und der September, obgleich auch dieſer zuweilen durch ſcharfe Nachtfröſte unterbrochen wird. Scoresby fand auf der Oſtküſte, zwiſchen 70° und 72°, die Hitze in der zweiten Hälfte des Juli ſo ſtark, wie die größte Sommerhitze in England und den Schnee im ſüdlichen Theile von Jamesonsland ganz weggeſchmolzen. Der Kapitän eines andern Schiffes, welcher damals die Hurrys-Einbucht hinauffuhr, hatte einen Grad von Hitze auszuhalten, der ſeiner Empfindung nach ſo drückend war, als er ihn je in Oſt- oder Weſtindien empfunden hatte und dazu kommen noch, wie dort, die ſchmerzhaften Stiche zahlloſer Musquitenſchwärme. Im Ganzen genommen iſt das Klima Grönlands ſehr geſund, die Luft rein und ſtärkend, und wer warme Kleidung hat, mäßig lebt und ſich hinlängliche Bewegung macht, kann auf ein hohes Alter rechnen. Die gewöhnlichen Krankheiten Europa's kennt man hier faſt gar nicht: Hautkrankheiten, Skorbut, Kinderblattern, Luſtſeuche und Bruſt- und Augenleiden kommen am häufigſten vor, obgleich ſie nichts weniger als allgemein ſind.

Im Sommer kennt man in Grönland keine Nacht, vom 24. Mai an geht die Sonne des Nachts nicht mehr unter und ſteigt bis zur Sonnenwende immer höher, neigt von da an ſich jede Nacht etwas, und verliert ſich erſt am 20. Juli unter dem Horizont. Das förmliche Abſchiednehmen der Sonne tritt unter dieſer Breite am 26. November ein; die nächſt darauf folgenden Tage ſind noch erträglich, im December aber findet die Dämmerung ſich ſchon am hohen Mittage ein. Am 12. Januar kann man die Sonne bei klarem Wetter die hohen Felſenſpitzen beleuchten ſehen; am 13. und 14. ſie auf einige Augenblicke in ihrer ganzen Majeſtät wahrnehmen, von da an, bis zum 23. Mai, wird ſie immer höher ſteigen, bis ſie den folgenden Tag nicht mehr untergeht. Europäer ſowohl als Grönländer reiſen gewöhnlich des Nachts, während die Sonne am Himmel ſteht, weil in dieſer Polarnacht der Himmel klar, die Luft gemeiniglich ſtill und die Kühlung angenehm iſt, am eigentlichen Tage aber Nebel und drückende Hitze herrſchen und die blutdürſtigen Musquiten äußerſt beſchwerlich fallen. Zur Zeit der Sonnenwende ſcheint die Sonne um Mitternacht ſowohl hinſichtlich

der Höhe am Horizont, als der Wärme, eben ſo zu wirken, als in Dänemark im December während der Mittagsſtunden. Tiefer nach Süden herab vermindert, höher nach Norden hinauf verlängert ſich die Dauer der Polarnacht. Im Disco-Sund ſieht man die Sonne vom 30. November bis zum 12. Januar nicht über dem Horizonte, und doch wird es hier nie ſo finſter als in andern Ländern, und der Mond und die Sterne werfen einen ſolchen Wiederſchein in der kalten klaren Luft an den Schneefeldern und Eisbergen, daß man nöthigenfalls im Freien einen mittleren Druck leſen könnte. In den kürzeſten Tagen geht der Mond nie unter, während man vom Mai bis zum Auguſt von ihm nur wenig, Sterne aber in dieſer Zeit gar nicht ſieht, und ſelbſt wenn der Mond im Winter endlich untergegangen iſt, oder nur noch wenig den Horizont berührt, erleuchtet das Nordlicht öfters die lange Winternacht und zeigt ſich bis zum 68° in ſeiner größten Pracht; höher hinauf nach Norden aber verliert es ſich mehr und wird immer ſchwächer. Lufterſcheinungen, Feuermeteore, Nebenſonnen und glänzende Zirkel um den Mond zeigen ſich in Grönland häufig, und längs der Weſtküſte bei warmem heitern Wetter, wenn leichte durchſichtige Dünſte dem Meere entſteigen, öfters eine Art Fata Morgana, der wenige Stunden ſpäter dichte Nebel folgen.

c) Naturproducte.

Das Mineralreich Grönlands bietet, obgleich es bis jetzt nur zum kleinſten Theil hat unterſucht werden können, eine ziemliche Mannigfaltigkeit verſchiedener Gebirgsarten dar. Wie wir im vorigen Abſchnitt geſehen haben, beſteht ein großer Theil der Küſte und des Innern aus Urgebirgen, namentlich aus Granit und Gneis; Trappgebirge werden ſowohl im Oſten als im Weſten angetroffen, und an der Oſtküſte zeigt ſich auch die Steinkohlenformation und Sandſteingebirge. Andere Mineralien ſind: Kalkſteine, doch ohne Verſteinerungen, der an der Weſtküſte in Marmor von verſchiedenen Farben übergeht, Asbeſt, Thon, Quarz von verſchiedenen Farben, Glimmer, gefärbten Feldſpath, Granaten, Schörl, Chalcedon, Almadine, Turmalin, Bergkryſtalle, Lavez- oder Topfſteine in verſchiedenen Arten, vorzüglich aber in der Nähe des Balls River, aus welchen die Grönländer ihre Lampen und Keſſel verfertigen, Markaſit, Braunkohlen zu Disco, Schwefel, Vitriol in der Nähe der heißen Quellen, Grünſtein von erſtaunlicher Härte, aus welchem ſich die Eskimos Meſſer und Speerſpitzen verfertigen, Blei, Waſſerblei, reichhaltige Kupfererze und Eiſen, und letzteres nicht nur vererzt, ſondern auch gediegen, und als meteoriſches Eiſen bis in den höchſten Norden hinauf. Im arktiſchen Hochlande findet man ganze Blöcke meteoriſches Eiſen, von welchen die Eskimos Stücken losſchlagen, und ſich Meſſerklingen daraus verfertigen. Erdarten findet man in geringer Menge; um Goodhope beſteht der Boden meiſtens aus Thon, Sand oder Torfmoor. Der Thonboden iſt von bläulicher Farbe, ſtark mit Sand vermiſcht, unfruchtbar und von geringer Tragkraft; in andern Gegenden findet man einen leichten, grauen, lehmigen, mit Glimmer untermiſchten Thon, welcher feuerbeſtändig iſt. Im Süden iſt ein feiner leichter, ſich fett anfühlender Glimmerſand vorherrſchend, und dieſer Sandboden, welcher immer mit Steinen vermiſcht iſt, zeigt ſich, gedüngt, als die beſte Bodenerde zum Landbau. Der gewöhnliche Torfmoor iſt zu ſehr mit Sand und Kies vermiſcht, um als Feuerung benutzt werden zu können; der Bergtorf hingegen, der die hohen Punkte und Felſen der kleinen Inſeln der Weſtküſte bedeckt und hier Kupptorf genannt wird, iſt das beſte Feuermaterial, welches Grönland bietet.

Die Flora Grönlands iſt, wie man es von ſo einem kalten Boden nicht anders erwarten kann, nur dürftig, doch gedeiht bei der größern und längern Sommerwärme, die Pflanzenwelt bei weitem beſſer als auf Spitzbergen. Die Klaſſe der Kryptogamen

iſt allerdings am zahlreichſten, doch laſſen ſich von den Phänerogamen immer noch einige 70 Arten aufzählen. Der Wundarzt Brahm brachte auf ganz Grönland 250 Kryptogamen und nur 76 andere Pflanzengattungen zuſammen, und unter den erſtern allein 23 Arten von Flechten, von denen einige als Nahrungsmittel, andere als Färbeſtoffe und mehre als Heilmittel gute Dienſte leiſten. Scoresby fand auf Jamesonsland die Menge von Pflanzen beträchtlicher, als man in einer ſolchen Breite erwarten ſollte. In der Nachbarſchaft eines verlaſſenen grönländiſchen Fleckens fand er den Boden reichlich mit fußhohem Graſe bewachſen, und weiter landeinwärts entdeckte Scoresbys Vater bedeutende Strecken, die man mit vollem Rechte Grünland nennen konnte: Stücke von mehren Morgen, die ſo ſchöne Wieſen bildeten, als man nur irgend in England ſehen kann. Die ganze Sammlung der hier zuſammengebrachten Pflanzen betrug an 40 Gattungen. Crantz bemerkt in ſeiner Geſchichte Grönlands, daß die Thäler keinen andern Schmuck darböten, als Moos und ſaures Moorgras; die niedern Klippen, die hier und da mit etwas Sand und Erde bedeckt wären, ſo wie die unbewohnten Inſeln der Küſte, deren Boden durch die darauf niſtenden Vögel gedüngt würde, brächten einige Kräuter, Haiden und Gebüſch hervor, das aber keine beſondere Höhe erreicht und nur um die grönländiſchen Niederlaſſungen herum, wo der Boden zwar nichts als dürrer Sand, durch mehrjährige Bearbeitung und Düngung mit Blut und Fett der Seehunde aber nutzbringend geworden ſey, gediehen die feinſten Kräuter in ungewöhnlicher Menge und Größe. Folgendes Verzeichniß enthält die Pflanzen, welche Crantz in Grönland ſammelte, benannte und ihre Fundorte bemerkte: Acetosa arvensis lanceolata auf ſandigen Ebenen; Acetosa montana rotundifolia in großer Menge überall; Acetosella; Adiantum aureum zwiſchen dem Moos: Alchimilla vulgaris in beträchtlicher Menge und Größe; Alsine in mehren Arten; Angelica in feuchten, ſchmalen, warmliegenden Thälern in außerordentlichem Ueberfluß; Anserina; Asperula; Bistorta minima; Caryophyllus montanus; Cochlearia, Löffelkraut, das Univerſalmittel der Grönländer und europäiſchen Koloniſten gegen den Skorbut; es wächſt überall, ſowohl im Sande als auf nackten Felſen, und alle verfallene Häuſer und Hütten der Grönländer ſind damit bedeckt. Der Trieb dieſer Pflanze, von welcher man verſchiedene Arten findet, iſt außerordentlich. Der Saame ſäet ſich ſelbſt oder wird durch Vögel verſtreut, die ſich zur Zeit der Reife um die Pflanze ſammeln, und geht im Frühling unter dem Schnee auf, worunter die ältern Pflanzen beſtändig fortgrünen. Man ſammelt das Kraut im Herbſte ein und erhält es den Winter hindurch unter Schnee, um Suppen davon zu kochen, die wenigſtens auf Grönland eine Leckerei ſind. Als Salat iſt es bitterſüß, ſchmeckt angenehm und wirkt auf das kräftigſte als ein wahrhaft ſpecifiſches Mittel gegen alle Arten von ſcorbutiſchen Krankheiten; Consolida media; Equisetum; Erysimum; Filix potraea minor; ramosa und cornuta, deren Blätter von den Grönländern als Tabak benutzt werden; Gentianella; Jacobaea maritima; Levisticum; Lysimachia spicata flore albo; Morsus diaboli; Nasturtium pratense; Ophrys; Pedicularis; Pentaphyllum; Polypodium; Pyrola spicata florida; Ranunculus aquaticus gelbe und weiße; Rosmarinus sylvestris; Sanicula diapensia; Saxifraga alba; Serpyllum, auf Felſen in ſonnigen Plätzen; Taraxarum, in Menge an feuchten Orten; die Wurzel wird von den Grönländern roh gegeſſen; Telephium, von den Grönländern Sortlak genannt, in Menge auf den Felſen und im Kupptorf; Tormentilla; Trifolium fibrinum; Veronica und Viola alba und coerulea. An Baumarten findet man in den ſüdlichen Gegenden Grönlands: Zwergweiden, Erlen und Birken, von denen die letztere höchſtens 18 Fuß Höhe erreicht, die Erle aber nur einzeln und im verkrüppelten Zuſtande an Bächen ſich zeigt. Niedere Beeren tragende Geſträuche, wie Moosbeeren-, Johannis-, Heidel-, Brom-, Blau- und Rauſchbeeren, wachſen überall in Menge, und

dienen, wie die Knoten des Polygonum viviparum, die Blätter der Saxifraga apposittifolia, die Angelica, die Oxalis und das Löffelkraut, den Grönländern sämmtlich zur erquicklichen Nahrung. Im Süden haben die Kolonisten einige europäische Gewächse in ihre Gärten verpflanzt, die aber in den nördlichern Gegenden nur kümmerlich fortkommen. Gerste und Hafer sind die einzigen Getreidearten, die in Grönland gebaut werden und im Süden nicht immer mißglücken, in den mittleren Theilen des Landes aber öfters durch die frühen Fröste vernichtet werden. Gras gedeiht in West-Grönland nicht nur in den Niederungen auf Sandboden und den Torfmooren, wo es nur kurz und schlecht ist, sondern auch auf allen Felsenklippen, wo nur irgend etwas Erde sich findet, am besten aber in der Nähe der Häuser, wo es dicht wächst und eine ansehnliche Höhe erreicht. Moose und Flechten findet man in außerordentlicher Verschiedenheit und alle Felsen sind mit denselben dicht überzogen; die Grönländer benutzen dieselben, theils um die Zwischenräume ihrer Winterhütten damit zu verstopfen, theils als Dochte in ihren Lampen, theils als Winterfutter für die Rennthiere, und eine Flechtenart von dunkelbrauner Farbe und breiten Blättern, die sie Fialla Gras oder Berggras nennen, als Nahrungsmittel. Die Flora Nord-Grönlands, des arktischen Hochlandes, haben die Botaniker, welche den Kapitän Roß auf seiner Reise begleiteten, aufgeschlossen, und an den obern Küsten Grönlands folgende Pflanzen eingesammelt: Eriophorum polystachion; Alopecurus alpinus; Agrostis algida und paradoxa; Poa laxa; Rumex digynus; Andrometa tetragona; Pyrola rotundifolia; Saxifraga caespitosa, cernua, flagellaris, oppositifolia, petiolaris (neu), propinqua (neu) und tricuspidata; Silene acaulis; Lychnis apetala und triflora (neu); Cerastium alpinum; Potentilla pulchella (neu) und Grönlandica (neu); Dryas integrifolia; Papaver nudicaule; Ranunculus; Pedicularis hirsuta; Draba muricella, oblongata (neu) und corymbosa (neu); Cochlearia fenestrata (neu); Leontodon taraxacum; Carex compacta (neu); Empetrum nigrum; Salix arctica (neu); Hierochloe alpina; Lycopodium selago; Polytrichum juniperinum; Orthotrychum cupulatum; Trichostomum uguinosum; Dicranum scoparium; Mnium turgidum; Bryum; Hypnum aduncum; Jungermannia; Gyrophora hirsuta und erosa; Cetraria islandica und nivalis; Cenomyce rangiferina und fimbriata; Dufurca rugosa (neu); Cornicularia bicolor; Usnea (neu); Ulva crispa; Alga confervis implicissimis und Tremellae cruentae, deren kleine Kügelchen die färbende Materie des rothen Schnees ausmachen.

Wie die Flora Grönlands ist auch die Fauna dieses Landes reicher ausgestattet als die von Spitzbergen; von Säugethieren findet man: Rennthiere, welche wild im Innern des Landes leben und von den Grönländern gejagt werden; Berghaasen mit beständig weißem Balg und vortrefflichem Fleisch; Eisbären, die durch ihre Größe sich auszeichnen, und da sie stets an der Küste auf Schollen und Eisfeldern hinstreichen, sehr gefährlich sind; rothe, weiße und schwarze Füchse; Hermeline, Hunde, die als Zugthiere an den Schlitten und als Mastvieh zum Essen aufgezogen werden; Seekälber und Robben verschiedener Art; Seekühe und Wallrosse an beiden Küsten und auf den Inseln, und Finn- und Wallfische, Nordkapers und Narwhals in großer Anzahl in der Baffinsbay. Der Ankarok, ein wildes von den Grönländern sehr gefürchtetes Thier aus dem Katzengeschlecht, welches in Felsenhöhlen haus't, sich von Haasen und Rebhühnern nährt und sein Geschrei die ganze Nacht hindurch hören läßt, soll, nach Roß, in den arktischen Hochlanden leben, indeß konnte Roß kein Exemplar davon zu Gesicht bekommen, und im südlichen Grönland kennt man es gar nicht. Das Huminik, welches die Eingebornen des Hochlandes als ein großes schnelles Thier mit einem Horn auf dem Rücken beschreiben, ist, nach Roß's Vermuthung wahrscheinlich, das wilde Rennthier. In den Kolonien findet man einige Rinder und Schafe, doch alle von klei-

ner Art. Vögel giebt es in außerordentlicher Menge, besonders Seevögel, die auf den Inseln und Klippen des Gestades nisten; Landvögel zählt man nur 13 Varietäten, von denen einige nur Zugvögel sind und während der Polarnacht sich entfernen. Am häufigsten findet man Schneehühner, Birkhühner, Heerschnepfen, welche sich von Muscheln nähren, die sie am Strande auflesen, Zugtauben, Lerchen, Schneeammern, Nußhäher, Sperber, Habichte, Eisvögel, Edelfalken, Seelerchen, Sturmvögel, Möven, Taucher verschiedener Art, Gänse, Schwäne, Rothgänse, canadische und Baumgänse, Enten, Mergen, Eidervögel, gemeine Seetauben in ungeheurer Menge, Struntjäger, Papageitaucher, Seeschwalben, die Xema, ein neues Geschlecht von Wasservögeln, welches zwischen Möven und Seeschwalben die Mitte hält, Alpenstrandläufer, der Kanutvogel (Tringa islandica), der rothe Lappenfuß (Lobipes hyperboreas) und der schwarzbraune Adler. Fische findet man in großer Anzahl und Verschiedenheit in den grönländischen Gewässern; die vorzüglichsten sind: Schellen, Lachse, Kabliaus, Lachsforellen, Stinte, Heringe, Butten, Glattrochen und Kohlenfische (Gadus carbonarius). Amphibien hat man bis jetzt noch keine gefunden. Insekten sind häufig; Muskiten in manchen Gegenden in unglaublicher Menge; Fabricius zählte in Grönland 80 Insektenarten auf, ohne die im Wasser lebenden; Scoresby und Roß fanden Schmetterlinge, Seekrebse und eine Biene, welche für Apis alpinus gehalten wird. Größer ist die Zahl der Mollusken, Würmer und Schaalthiere, und die Baffinsbay und deren Buchten wimmeln von Sepien, Seeschnecken, Seesternen, Meernesseln und Wallfischläusen, dem Hauptfraß der Wallfische.

d) Einwohner.

Grönland ist, wie alle Polarländer, nur spärlich bewohnt und dürfte sich dessen Bevölkerung wohl nicht über 20 bis 25.000 Seelen belaufen. Die dänischen Zählungen, die übrigens nichts weniger als genau seyn sollen, von denen aber seit 1828 keine neueren in's Publikum gekommen sind, geben für die dänischen Kolonien 7.813 christliche Individuen an; mehr als eben so viel heidnische Grönländer, die in Stämmen leben, bewohnen das Innere des Landes, oder fischen oder jagen an der Westküste; der Nordwesten ist, wie unsere Reisenden berichten, ebenfalls nicht ohne Menschen und in den arktischen Hochlanden fand Roß einen allen übrigen Völkern des Erdbodens völlig fremden Eskimostamm, und der Osten, obgleich durch Eismassen geschlossen, soll ebenfalls nicht ohne Bevölkerung seyn. Die Einwohner bestehen 1. aus Dänen, in einzelnen Familien, die theils als Beamte, Prediger oder Kaufleute in den westlichen Kolonien leben und unter denen sich mehre Deutsche, namentlich Herrnhuter befinden und 2. aus Eskimos oder eigentlichen Eingebornen, unter denen es auch Mestizen, oder Abkömmlinge aus den Ehen von Dänen und Eingebornen gibt, die sich indessen nicht im geringsten von ihren reinblütigen Landsleuten unterscheiden und ebenfalls deren Lebensart und Jagd und Fischerei zu ihrer Beschäftigung gewählt haben.

Die Grönländer gehören der Familie der Eskimos an, deren Sitten, Gebräuche und Lebensart wir in der Einleitung (Seite 147 ff.) ausführlicher behandelt haben. Die Grönländer sind durchgängig untersetzt aber nicht von so kleinem Wuchse, als man sich wohl gewöhnlich vorstellt und nur im höchsten Norden sind sie von kleinerer Gestalt, übrigens aber wohlgestaltet, wohlbeleibt und von etwas dunkler Farbe; haben fast durchgängig schwarzes Haar und etwas breite und platte Gesichter; die Männer haben meistens fast keinen Bart, weniger weil die Natur ihnen selbigen versagte, als weil sie ihn bei dem ersten Hervorkommen ausrupfen. An Körperkraft stehen sie zwar den Europäern nach, doch vermögen sie, durch Uebung daran gewöhnt, Lasten auf dem Kopfe zu tragen, welche keinem Europäer auf diese Weise fortzuschaffen möglich wäre;

ſo trägt ein Grönländer ſeinen Kajak und außerdem ſeine Jagdgeräthe in den Händen und ſeine Flinte über der Schulter, und eine Grönländerin ein Rennthier lange Strecken ohne Beſchwerde auf dem Kopfe, und was ihnen an Körperkraft abgeht, erſetzen ſie durch Gewandtheit.

Die Grönländer haben, wie die Eskimos, im Allgemeinen zweierlei Wohnungen, eine für den Winter, die andere für den Sommer und beſtehen die erſtern in Häuſern ſtatt Erdhöhlen und Schneehütten, die letztern in Zelten. Die Häuſer ſind 8 bis 10 Ellen tief und je nachdem mehr oder weniger Familien in einem Hauſe wohnen, wohl an 50 Ellen lang, ſo hoch, daß man aufrecht darin ſtehen kann, und der mildern Temperatur und des Robbenſchlags und der Jagd wegen in der Nähe des Strandes und auf hochgelegenen Stellen, errichtet, damit das Schneewaſſer beſſer ablaufen kann. Die Mauern ſind zuweilen mehre Ellen dick und beſtehen aus großen Steinen, zwiſchen welche Erde, Raſen und Moos gelegt werden; auf der Mauer ruht der Länge nach ein Balken, der durch Pfoſten unterſtützt wird und wenn er nicht lang genug iſt, aus mehren durch Riemen verbundenen Stücken beſteht; über dieſen Balken werden Querbalken, zwiſchen dieſe kleines Holz und darüber Heidekraut gelegt, eine Lage Raſen darauf gelegt, dieſe mit feiner Erde überſchüttet und das Ganze mit alten Boot- oder Zeltfellen bedeckt. Im Innern werden die Wände mit Fellen überzogen, um die Feuchtigkeit abzuhalten. Von der Mitte des Hauſes an bis an die Rückwand iſt der Länge nach, etwa eine halbe Elle über dem Fußboden, eine mit dürrem Gras oder Moos bedeckte und mit Fellen überzogene Pritſche von Brettern angebracht, die mit den Pfoſten, die das Dach ſtützen und mit Fellen, die bis an die Wand geſpannt ſind, in ſo viel Abtheilungen getheilt iſt, als Familien in einem ſolchen Hauſe wohnen. Dieſe Pritſche dient den Bewohnern des Hauſes bei Tage zum Tiſch und Seſſel, wobei die Männer gewöhnlich mit herabhängenden, die Weiber mit untergeſchlagenen Beinen ſitzen, und des Nachts zur Schlafſtelle, wo ſie mit Decken von Fellen zugedeckt, die zuſammengerollten Kleider als Kopfkiſſen benutzend, mit den Füßen gegen die Wand gewendet, auf derſelben ſchlafen. In der Discobucht und weiter nördlich hingegen iſt es Sitte, daß Eheleute, zumal wenn ſie noch jung ſind, ihre Lagerſtätte unter der Pritſche haben. An der andern freien Seite des Hauſes, an welcher ſich der Eingang befindet, ſind einige viereckige Oeffnungen ſtatt Fenſter, von ſauber zuſammengenähten Gedärmen, ungefähr eine Elle groß, angebracht, die ſo dicht ſind, daß weder Schnee noch Regen durchdringen können. Unter den Fenſtern ſteht inwendig eine kleine Bank, auf welcher die Fremden ſitzen und ſchlafen, und an den beiden Enden des Hauſes breite Seitenpritſchen. An jedem Abtheilungspfoſten befindet ſich eine Feuerſtelle, die aus einem hölzernen, mit flachen Steinen belegten Klotze beſteht. Auf demſelben ſteht ein niedriger Dreifuß, auf dieſem eine aus Talkſtein ausgehauene, wie ein halber Mond geſtaltete Lampe und unter dieſer ein hölzernes Gefäß, um den überfließenden Thran aufzufangen. In die mit Seehundsſpeck oder friſchen, von ſelbſt ausgelaufenen Thran gefüllte Lampe wird etwas Moos an die gerade Seite derſelben als Docht gelegt, und dieſes brennt ſo gut, daß das Haus von dieſen Lampen nicht nur hinreichend erleuchtet, ſondern ſogar erwärmt wird. Ueber jeder Lampe hängt ein ovaler, am Boden flacher und enger, oben am Rande aber weiter Keſſel von Talkſtein, in welchem die Speiſen gekocht werden, und über dem Keſſel befindet ſich ein Roſt von hölzernen Stäben zum Trocknen der Kleider und Stiefeln. Da immer mehre Feuerſtellen in einem Hauſe und auf jeder, Tag und Nacht, eine oder mehre Lampen brennen, ſind die Häuſer anhaltend und außerordentlich warm, ſo daß die Grönländer zu Hauſe, bis auf kurze Beinkleider, faſt ganz nackt gehen, und oft, um der Hitze zu entgehen, ihre Zuflucht unter die Pritſche nehmen. Die Häuſer haben weder Rauchfänge noch Thüren. Die Stelle beider vertritt ein Eingang in der Mitte des Hauſes, der nach der See-

ſeite zu gerichtet iſt, und aus einem rechtwinkelig an die lange Seite des Hauſes angebauten, 6 — 8 Ellen langen bedeckten Gang von Steinen und Erde beſteht, der ſo niedrig iſt, daß man mehr auf Händen und Füßen kriechen, als gebückt durchgehen kann. Dieſer lange Gang hält Wind und Kälte ſo gut ab, daß die Hitze einem Europäer faſt unausſtehlich wird. Die dicke Luft zieht zwar durch dieſen Gang heraus, doch bleibt der Geruch von dem vielen, oft halbverfaultem Fleiſche, das über den Lampen gekocht wird, von andern Unreinlichkeiten und beſonders von den Uringefäßen, die gewöhnlich nahe am Eingange ſtehen, und worin Häute zum Gerben eingeweicht werden, für eine andere als eine grönländiſche Naſe immer noch ziemlich ſtark. Neben ihren Wohnhäuſern haben die Grönländer kleine Vorrathshäuſer, wie Backöfen, von Steinen erbaut, worin ſie Fleiſch, Speck, gedörrte Fiſche u. dgl. aufheben. Was ſie im Winter fangen wird unter dem Schnee aufbewahrt. Nahe bei den Wohnungen werden auch die Fahrzeuge umgeſtürzt, auf Pfähle gelegt und unter denſelben das Jagdgeräth und die Felle aufgehängt. Im September bauen die Grönländer ihre Häuſer, oder beſſern ſie aus, ziehen um Michaelis ein und im März, April oder Mai, je nachdem der Schnee früher oder ſpäter ſchmilzt und ihre Dächer zu durchweichen droht, ziehen ſie jubelnd aus und wohnen alsdann in Zelten.

Die Zelte ſind, nach Fries, zweierlei, nämlich: feſte, d. h. ſolche, die eine feſtſtehende Sommerwohnung abgeben und Reiſezelte, die die Grönländer auf ihren Zügen aufſchlagen. Bei den erſtern wird der ovale Zeltplatz mit einem Walle von Steinen und Erde auf halbe Mannshöhe eingefaßt; vorn am Eingang werden zwei 6 bis 7 Fuß lange Pfoſten ſo in die Erde geſteckt, daß ſie ſich etwas gegen das Innere des Zeltes neigen; beide Pfoſten werden durch einen hölzernen Bügel oder aufwärtsgebogene Querbalken verbunden und bilden das Thürgeſtell. Auf dieſen Bügel und den Wall wird zuerſt die Hauptzeltſtange, die etwas dicker als die übrigen Zeltſtangen, und wenn der Eigenthümer des Zeltes wohlhabend iſt, oben mit einem gedrechſelten, rothbemalten Knopfe geziert iſt, gelegt, ſo daß das obere Ende der Stange etwas hervorragt. Neben dieſe werden wenigſtens 8 bis 10 Stangen, mit dem einen Ende auf den Bügel, mit dem andern in divergirender Richtung auf den Wall gelegt und an den Bügeln feſtgeſchnürt. Vor dem Eingange werden zwei niedere Pfoſten, die ebenfalls mit einem Bügel verbunden ſind, in der Erde befeſtigt. Auf dieſem Bügel ruhen zwei ziemlich ſchwere Stangen mit dem einen Ende; das andere derſelben iſt mit einem Riemen verbunden, welcher hinter dem Thürgeſtelle auf den Zeltſtangen liegt. Dieſe beiden Stangen gehören dazu, Fleiſch, Stiefeln u. dgl. aufzuhängen. Auf die Zeltſtangen, die einen Raum von der Geſtalt eines halben ſtumpfen Kegels umſchließen, wird eine von Seehundsfellen zuſammengenähte Decke, mit der Haarſeite nach Innen und über dieſe eine zweite Decke derſelben Art gelegt. Die erſtere, welche bei Wohlhabenden oft doppelt und dann die Innere von Rennthierfellen iſt, bedeckt nur den innern Raum des Zeltes, vor deſſen Thürgeſtell ein ſauber genähter, mit rothem oder blauem Tuche und weißen Bändern verbrämter Vorhang von zarten Därmen hängt, der die kalte Luft abhält, und doch hinlängliches Licht durchſchimmern läßt; die letztere ragt aber oben, und noch mehr auf beiden Seiten, ziemlich weit hervor, und bildet zugleich das Vorhaus, wo Vorräthe und die übelriechenden Gefäße aufbewahrt werden. Regnet es, ſo wird die Haarſeite der äußern Decke nach außen gekehrt, damit der Regen beſſer ablaufen kann; ſcheint aber die Sonne, ſo wird die Fleiſchſeite nach außen gekehrt, damit die Sonnenhitze die Haare nicht löſe. Der untere Rand der Decke wird mit Moos verſtopft, und damit der Wind das Zelt nicht aufhebe, mit großen Steinen beſchwert. Bei windigem Wetter wird ein Stück Seehundsfell an dem vor dem Eingang ſtehenden Geſtell befeſtigt. Die Pritſche iſt ungefähr wie in den Häuſern, beſteht aus Unterlage von Klötzen, auf welchen Bretter und auf dieſen

Teppiche von Seehundsfellen liegen. Vor der Pritsche stehen die Lampen, über welchen aber selten gekocht wird, da dies im Sommer gewöhnlich unter freiem Himmel und mit Holz in kupfernen oder messingnen Kesseln geschieht. Jede Familie hat gewöhnlich ihr eigenes Zelt, doch wohnen oft auch zwei Familien zusammen. In den Winkeln des Zeltes hebt die Hausfrau, die ihren Schmuck nur im Sommer sehen läßt, ihr Hausgeräth u. dgl. auf, und hängt eine mit allerlei Figuren ausgenähte Decke von weißem Leder, an welche sie ihren Spiegel, ihre Bänder und ihr Nadelkissen befestigt, davor. Die Zelte sind bei weitem reinlicher als die Häuser, und der Aufenthalt in diesen, dem in jenen bei weitem vorzuziehen. Die Reisezelte haben keinen Wall, sondern das untere Ende der Stangen liegt auf der Erde, übrigens sind sie mit Decken von Seehundfell belegt.

Die Kleider der Grönländer werden aus Vogelhäuten, Rennthier- und Seehundsfellen verfertigt. Der Rock oder Pelz, gewöhnlich von Seehundsfell, ist vorn nicht offen, sondern auf allen Seiten bis zum Hals zugenäht und mit einer Kappe versehen, die sie bei kaltem oder nassen Wetter über den Kopf ziehen. Die Beinkleider, welche unten und oben kurz sind, werden aus Seehunds- oder dünnhaarigem Rennthierfell verfertigt; die Strümpfe sind von glatten Fellen ungeborner oder junger Seehunde, die Schuhe von glattem, schwarz gegerbten Seehundsleder; letztere werden oben mit einem durch die Sohlen gezogenen Riemen zusammengeschnürt, haben keine Absätze und die Sohlen stehen vorn und hinten zwei Finger breit herauf. Eben so sind die Stiefeln, an denen die Nath vorn ist, gemacht, und in die Schuhe sowohl als Stiefel wird trockenes Gras gelegt, um weich und trocken zu gehen. Die Hemden der Grönländer sind aus Vogelhäuten verfertigt, und werden mit den Federn einwärts getragen. Die Rennthierpelze werden ebenfalls mit den Haaren einwärts getragen und darüber zu Zeiten noch ein Pelz von dünnhaarigem Rennthierfell gezogen, doch sind dieselben jetzt äußerst selten und nur ein Putz der Wohlhabendern. Pelz und Beinkleider sind gewöhnlich rauch, und nur im Sommer und zum höchsten Staat werden glatte Pelze und Beinkleider getragen. Der Saum derselben ist dann mit schmalen und breiten und die Näthe mit schmalen Streifen von rothem und weißem Hundeleder besetzt. Die Männer in den Kolonien tragen jetzt auch dänische Matrosentracht, die Weiber hingegen bleiben ihrer Nationaltracht treu, diejenigen ausgenommen, welche an Dänen verheirathet sind. Die Kleidung der Weiber unterscheidet sich von der der Männer nur darin, daß der Pelz eine größere Kappe und im Sommer kürzere Aermel hat, unten nicht abgestutzt ist, enger anliegt, und hinten und vorn mit einer von den Hüften herabhängenden, abgerundeten Klappe versehen ist, die Strümpfe länger und an allen Kleidungsstücken mehr Verzierungen angebracht sind. Mütter tragen einen Pelz, der so weit ist, daß das Kind, welches übrigens nichts von Wiege und Windeln weiß, gemeiniglich ganz nackt, darin Platz hat, und damit dasselbe nicht unten durchfalle, bindet man den Pelz mit einem Gurte, der vorn mit einer Schnalle oder Knöpfen versehen ist, um den Leib fest.

Die Männer tragen das Haar kurz, auf allen Seiten herabhängend und vorn abgeschnitten; die Weiber hingegen schneiden es nicht ab, außer bei tiefer Trauer, oder wenn sie gar nicht heirathen wollen, sondern binden es in einen großen Zopf, über dem noch ein kleinerer steht, über dem Scheitel zusammen, und bedienen sich dazu eines hübschen mit Glasperlen gezierten Bandes. Wohlhabendere binden auch wohl ein buntes seidenes Tuch über die Stirn, doch so, daß der Haarzopf als die größte Zierde, nicht bedeckt wird. In früheren Zeiten pflegte sich das weibliche Geschlecht, um recht reizend zu seyn, zu tättowiren, und die Mütter verrichteten diese Operation aus Furcht, daß ihre Töchter keine Männer bekommen würden, schon in der Kindheit und durchnähten die Haut des Gesichts, der Hände und Füße mit einem mit Ruß

geschwärzten Faden, wo dann, wenn der Faden herausgezogen wurde, der Ruß in der Haut zurückblieb. Unter den christlichen Grönländern ist jetzt diese Sitte ganz verschwunden, und nur unter den rohen Stämmen des Nordens ist er noch im Gebrauch.

Die Nahrung der Grönländer besteht außer Rennthiersleisch, das ihnen aber, seitdem sie Feuergewehre erhalten haben und durch dessen Gebrauch die Rennthiere seltener geworden sind, jetzt selten zu Theil wird, in dem Fleisch der Seethiere, Seefische und Seevögel, vorzüglich aber der Seehunde; Landvögel und Hasen achten sie nicht sonderlich. Einige Arten von Beeren, Wurzeln und Kräutern, wie auch süßen Seetang, essen sie zwar, ersiere aber mehr zur Erfrischung als zur Nahrung, und letzteren nur im Nothfalle, wenn es an anderer Nahrung fehlt. Eine Art Stint, von ihnen Angmarset genannt, dient ihnen, in freier Luft getrocknet, als Brod und Zugemüse; im Mai und Juni fangen sie diesen Fisch, der dann in außerordentlicher Menge vorhanden ist, oft in wenig Stunden ganze Boote voll, und heben ihn getrocknet in Lederſäcken zum Wintervorrath auf. Kopf und Schenkel der Seehunde werden im Sommer unter dem Grase, und ganze Seehunde im Winter unter dem Schnee aufbewahrt. Das so durchfrorene und halb verfaulte Fleisch wird Mikkiak genannt und von den Grönländern mit großem Wohlgefallen verzehrt. Das übrige Fleisch der Seehunde, wie auch das Fleisch der Weißfische, einer Art Wallfisch, und andere Seethiere, Seevögel und kleine Fische kochen sie, die größeren Fische aber, als Heilbutten, Kabeljau u. dgl. schneiden sie in schmale Streifen, die an der Sonne getrocknet und roh gegessen werden. Das Eingeweide der kleinern Thiere essen sie, ohne solches weiter zu reinigen, als daß sie es zwischen den Fingern ausdrücken, und was sich in dem Magen der Rennthiere findet, gibt, so wie das Eingeweide der Schneehühner (Ryper), mit frischem Thran und Beeren vermengt, einen besondern Leckerbissen für sie ab. Bärenfleisch, der Schwanz und die Haut von Wallfischen, gehören ebenfalls zu ihren Lieblingsgerichten, das übrige Fleisch der Wallfische aber genießen sie nur im Fall der Noth. Frische, faule und halb ausgebrütete Eier, Krähenbeeren und Angelikastengel werden zusammen in einem mit Thran angefüllten Sack von Seehundsfellen, zur Erfrischung im Winter aufgehoben. Der Thran wird allgemein zum Einmachen benutzt, auf andere Weise aber nie genossen; Speck wird ebenfalls nicht genossen, außer etwa einen Bissen zu dem trocknen Angmarset. Zum Getränk benutzen die Grönländer nichts als frisches Wasser, welches sie durch Schnee und Eis gern noch mehr abkühlen; sonst lieben sie auch Branntwein, den sie von den Wallfischfängern zu erhalten suchen.

Die Fahrzeuge, deren sich die Grönländer bedienen, bestehen aus einem leichten Gerippe von Holz, das mit Seehundsfell überzogen ist. Dieser Lederboote sind zweierlei: die Kajaks oder Männerboote und die Umiaks oder Weiberboote; letztere sind mit einem Segel aus Därmen zusammengenäht oder auch von Leinewand versehen. In diesen Booten, die gewöhnlich von vier Weibern gerudert werden, fahren die Grönländer mit ihren Zelten, ihrem Hausgeräthe und ihrer ganzen Habe oft 100 bis 200 Meilen weit nach Norden und Süden. Die Männer rudern neben her im Kajak, schützen mit diesem das Boot vor großen Wellen und halten es im Nothfall mit Anfassung des Randes aufrecht.

Der Seehund ist für den Grönländer, was das Rennthier für den Lappländer ist, die Hauptquelle des Wohlstandes und ohne denselben können sie nicht bestehen, da er sie mit allen Hauptbedürfnissen, Nahrung, Kleidung, Wohnung, Licht und Wärme, versieht; außer diesem tragen verschiedene Seevögel, der Wallfisch und Narwhal, besonders aber der Weißfisch dazu bei. Das Fleisch des letztern gewährt ihnen eine schmackhafte Speise, und vorzüglich benutzen sie die Gedärme dieses Fisches zu Fenstern und Zeltvorhängen, so wie die Sehnen desselben, die sich äußerst fein spalten lassen,

zu Zwirn. Die Waſſerjagd iſt daher ihr erſter Erwerbzweig, und Alles, was damit in Verbindung ſteht, Hauptbeſchäftigung des Grönländers.

Ihrem Charakter nach ſind die Grönländer ein gutmüthiges, verträgliches, offenherziges Völkchen, doch ſoll ſich die letzte Eigenſchaft bei den in den Kolonien und unter dem Handelszwange lebenden chriſtlichen Grönländern in etwas verloren haben; ſie leben übrigens munter und zufrieden, und mit Güte kann man auf ſie, wie auf jeden freien Menſchen, weit mehr wirken, als mit Härte. Zank und Streit hört man ſelten unter ihnen, noch ſeltener fallen Schlägereien unter ihnen vor, und die Scheu, einander zu beleidigen, ſcheint ihnen gleichſam angeboren. Allerdings kamen nicht nur früher, ſondern auch neuerer Zeit noch, einzelne Fälle vor, wo empfindliche Beleidigungen mit Meuchelmord vergolten wurden, doch meiſtens pflegt der Beleidigte ſeinen Gegner nicht auf die Fauſt, ſondern zum Singſtreit herauszufordern. Er verfertigt ein Lied, worin er ſeinen Gegner ſcharf durchhechelt und ſingt es, von ſeinen Freunden unterſtützt, vor einer großen Verſammlung ab. Der Gegner antwortet ſingend, ebenfalls von ſeinen Freunden unterſtützt. Trägt der Erſtere, nach dem Urtheil der Verſammlung, den Sieg davon, ſo hat er das Recht, ſich das Beſte von dem Eigenthume des Beſiegten zu zueignen; zieht er aber den kürzern, ſo gibt er ſich dem Geſpötte und der Verhöhnung preis. Wenige Völker ſind ärmer als die Grönländer: ſelten aber wird man ein Volk finden, das trotz dieſer Armuth zufriedener mit ſeinem Schickſale wäre; mangelt es ihnen an Seehundsfleiſch, ſo nehmen ſie mit ſchlechten Fiſchen vorlieb, und gebricht es auch an dieſen, ſo ſtillt Seetang ihren Hunger. Leider iſt dieſe Genügſamkeit mehr eine Folge ihrer Sorgloſigkeit, als wahre Tugend, denn haben ſie Vorrath, ſo ſparen ſie nicht und müſſen deshalb öfters Mangel leiden. Im Winter, wenn die Seehunde am Lande ſeltener ſind, oder Treibeis und ungünſtige Witterung, den Fang verhindern, ſind oft getrocknete Fiſche die einzige Nahrung der Grönländer, und ſtatt ſich im Sommer, wenn Heilbutten, Kabeljau und Angmarſet in Menge an der Küſte ſind und ſie mit Leichtigkeit einen überflüſſigen Wintervorrath ſich einlegen könnten, ſind ſie weniger thätig bei der Fiſcherei, als für ihr eignes Wohl zu wünſchen wäre, und unbeſorgt für die Zukunft, ſetzen ſie einen größern Werth darauf, ſich während des kurzen Sommers zwiſchen den Felſen zu erluſtigen, und um der Eitelkeit ihrer Weiber und Töchter ein Opfer zu bringen, in der beſten Jahreszeit nach Rennthieren zu jagen, als an einer guten Fangſtelle ihr reichliches Auskommen zu erwerben, Vorrath für mißliche Zeiten zu ſammeln, und ſo den Plagen und Gefahren des Hungers zu entgehen. Das wenige Rennthierfleiſch, was ſie erbeuten, wird gewöhnlich während der Jagd aufgezehrt und ſelten davon etwas mit nach Hauſe gebracht, und die Rennthierfelle taugen zu jener Zeit wenig, und können faſt nur zu Weiberkleidern und Luxusartikeln benutzt werden, doch der Dämon der Eitelkeit beherrſcht auch leider in Grönland das weibliche Geſchlecht! Eine Kleidung von Sommer-Rennthierfellen iſt für eine Grönländerin, was der ſchönſte Schmuck für unſere Damen iſt. Ein grönländiſches Mädchen ſetzt eine Ehre darein, einem raſchen Rennthierjäger ihre Hand zu reichen und nicht wenig brüſtet ſich die Frau, wenn ſie, in vertraulichen Geſprächen mit ihres Gleichen, weit und breit erzählt, wie viele Rennthiere ihr Mann erlegt hat. Den Putz lieben ſie ſehr, wie aus der bunten Verbrämung ihrer Kleider, Zeltvorhänge u. ſ. w. erhellt, und halten ihre neuen Kleider ſehr ſauber, übrigens ſind ſie aber in allem ſehr unreinlich; doch iſt dieſer Schmutz mehr eine Folge ihrer Lebensart, da ſie immer mit Speck und Thran umgehen, ihrer Armuth und des beſchränkten Raumes ihrer Wohnungen, als einer angebornen Unreinlichkeit. Sie beſitzen viel Nationalſtolz, und glauben, daß kein Volk ihnen gleich zu achten ſey, und wenn ſie einem ſehr gewogen ſind und ihm etwas recht Schmeichelhaftes ſagen wollen, ſo heißt es: „Du biſt ein Grönländer!“ Mit dem großen Begriff von ihrem Werthe verbinden ſie auch den

Begriff von den Vorzügen ihres Vaterlandes, ziehen den Aufenthalt zwischen ihren nakten, unfruchtbaren Felsen jedem andern vor, und sehnen sich, wenn ins Ausland gebracht, stets zu der Lebensart ihrer Landsleute zurück. Ihre Kinder lieben sie außerordentlich und gönnen ihnen die vollkommenste Freiheit. Sie ereifern sich sogar über die Europäer, wenn diese ihre Kinder strafen und sagen: sie verdienten es nicht, Kinder zu haben. Eben so sehr wundern sie sich, wenn sie die Europäer ihre Dienstboten und Untergebenen schelten hören, und sagen: ihr behandelt eure Mitmenschen, wie der Grönländer seine Hunde. Sie sind nicht zur Dieberei geneigt, wie einige Berichterstatter geglaubt haben, und haben die Grönländer in dieser Rücksicht viel vor den geringern Klassen der Europäer und den Blendlingen (Kinder von einem europäischen Vater und einer grönländischen Mutter) voraus. Daß sie von gestrandeten und nachher verlassenen Schiffen alles weggenommen haben, dessen sie habhaft werden konnten, kann Keinem Wunder nehmen, da dergleichen Sachen, nach ihren Begriffen, herrenlos sind und das Beispiel der Europäer sie in dieser Meinung bestärkt hat. Wie strenge übrigens ihre Begriffe vom Eigenthumsrecht sind, erhellt daraus, daß ein Grönländer, wenn er auf einer entfernten Insel ein Stück Schiffsbauholz oder anderes Holz, welches bei hohem Wasser ans Land getrieben ist und ihnen nützlich seyn kann, findet, es aber nicht gleich mitnehmen will, nur einen oder zwei Steine zum Zeichen, daß es einen Eigenthümer habe, darauf legt, und dann völlig sicher ist, daß niemand es wegnehmen wird. Verbrechen werden von den Grönländern selten verübt, es sey denn, daß der Aberglaube mit ins Spiel komme, denn dieser verleitete früher die Grönländer zu empörenden Grausamkeiten und verleitet sie noch zuweilen dazu. Der Glaube an Hexen, Illiseetsok, von denen sie glauben, daß sie Gutes thun können, aber mehr Böses thun, ist in Grönland noch eben so wenig ausgerottet als in Deutschland, und ist Jemand so unglücklich, der Hexerei wegen in Verdacht zu kommen, so ist er seines Lebens nicht sicher, da die Grönländer nach althergebrachter Sitte diejenigen, die sie für Hexen und für die Ursache der sie treffenden Unglücksfälle ansehen, tödten und noch ist es den Missionären nicht gelungen, diesem grausamen Gebrauch gänzlich zu steuern. Rache ist nächst dem Aberglauben die Haupttriebfeder zu Mordthaten, die Blutrache bei ihnen ein altes Herkommen und obwohl seit Ausbreitung des Christenthums selbst unter den Heiden die Zahl der Mordthaten weit seltener geworden sind, haben doch die Begriffe vom Wiedervergeltungsrechte sich noch nicht verloren.

Die Mission in Grönland besteht seit dem Jahre 1721, wo Hans Egede das Christenthum dort predigte; das Wirken desselben war segensreich, und in den dänischen Kolonien gibt es jetzt, wenn Upernavik im Norden und Julianeshaab im Süden ausgenommen wird, wo erst später Missionariate errichtet wurden, fast keine Heiden mehr. Die Religionsbegriffe der Letztern deuteten auf eine natürliche Religion und leisteten den Bemühungen der Missionäre großen Vorschub; sie glaubten an zwei große und viele kleinere Geister, welche letztere die Elemente u. s. w. beherrschten, und daß die menschliche Seele nach dem Tode mit einem ätherischen Leibe vereinigt, in einem dem irdischen Leben ähnlichen Zustande glücklich seyn werde. Die großen Geister waren: Torngarsuk und ein weiblicher Geist, für den sie keinen Namen hatten. Sie hielten den Torngarsuk für den Größten und Mächtigsten in der ganzen Welt und wunschten nach dem Tode zu ihm zu kommen, weil in seiner unterirdischen Wohnung steter Sommer und Ueberfluß an Vögeln, Fischen, Seehunden und Rennthieren, die leicht zu fangen wären, herrschen sollte; aber für den Schöpfer der Welt hielten sie ihn nicht. Aus dem weiblichen Geiste, dem bösen Princip, machten sie sich nicht viel, denn er lockte oft die Seethiere zu sich in den Abgrund, und bewiesen weder ihm noch dem großen Geiste die geringste Verehrung oder Anbetung. Die Angekokke, welche man früher für die Priester der Grönländer ansah, waren ihre Weisen, Zauberer,

Aerzte und Wahrsager und gaben vor, eines nähern Umgangs mit Torngarsuk gewürdigt zu seyn und von demselben einen Torngak (Geist) erhalten zu haben, der ihnen alle Weisheit mittheile und sie in Heilung der Krankheiten und dem Wettermachen unterrichte. Einige dieser Angekokke waren nicht ohne Kenntniß der Natur, daher sie auf Veränderung des Wetters, guten oder schlechten Fang und dergleichen einen ziemlich zuverlaßigen Schluß machen und guten Rath ertheilen konnten, und Kranke suchten sie durch eine Diät, die eben nicht lächerlich, aber mit vielen albernen Ceremonien verknüpft war, zu heilen; die meisten aber waren grobe Betrüger, die über die Kranken murmelten und sie anbliesen, um sie zu heilen und vorgaben, die schadhafte Seele ausbessern oder gar eine neue holen zu können. Die Bemühungen der Missionare und die Ausbreitung des Schulunterrichts hat indeß außerordentlich viel zur Aufklärung des Volkes beigetragen und mit dem Glauben an die Kunst der Angekokke haben auch diese sich fast gänzlich verloren.

Monogamie ist durchaus bei den Grönländern eingeführt, und nur höchst selten findet man unter den heidnischen Bewohnern des Landes einen Mann, der zwei Weiber hat. Die Ehen werden von Seiten der Männer durchschnittlich mit dem 24., von Seiten der Mädchen öfters schon mit dem 14. und 16. Jahre geschlossen, und bei den christlichen Grönländern das Hochzeitmahl größtentheils vom Prediger ausgerichtet, indem dieser Erbsen und Stockfische dazu liefert, nachdem er vorher den Vermittler zwischen den jungen Leuten gemacht und öfters nicht ohne Mühe das Jawort von der schamhaften Braut erhalten hat. Am Hochzeittage selbst muß diese, dem Anscheine nach, traurig und ungeschmückt und in ihrer gewöhnlichen Kleidung vor den Altar treten, und bei den heidnischen Einwohnern muß sie, dem guten Tone nach, die ersten Tage entlaufen, und nur mit Gewalt in die Arme und das Haus ihres Mannes geführt werden (Siehe Einleitung III. A. 1.)

e. Nahrungszweige. — Jagd und Fischerei. — Kunstfleiß und Handel.

Ackerbau läßt sich in einem Lande, welches größtentheils innerhalb der kalten Zone gelegen ist, nicht erwarten, und die wenigen Halmfrüchte, als Gerste und Hafer, welche in den südlichen Theilen des Landes in guten Jahren öfters einen kleinen Ertrag abwerfen, verdienen kaum der Erwähnung, da im allgemeinen die fortwährenden Nachtfröste, die in der zweiten Hälfte des Sommers eintreten, jede Hoffnung zu einer Erndte vernichten. Hülsenfrüchte gedeihen eben so wenig, Hackfrüchte hingegen, Rüben, Kohl, Rettige Schnittlauch, Kresse und einige andere Gemüsearten, kommen in Gärten, die gegen die Nordwinde und das Spritzen des Seewassers geschützt sind, selbst bis zum 68° der Breite fort. Alles Mehl, Hülsenfrüchte und übrigen Victualien, deren die Kolonisten bedürfen, wird ihnen aus Europa, namentlich aber aus Dänemark, zugeführt und selbst Salzfleisch von dort hergebracht, da die Viehzucht im Lande kaum genannt zu werden verdient, und die wenigen Rinder und Schafe, die man im Lande hält, aus Mangel an hinreichendem Futter, zu wenig gedeihen und klein bleiben. Bis jetzt, wo Alle nur durch Handel, Jagd und Fischerei verdienen wollten, hat man dem Innern des Landes noch zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet, Kapitän Frieß bemerkt aber: daß an mehren Stellen am Amaralikfjord und im Distrikte Julianeshaab viele Familien ihr Auskommen wie das vormalige Hirtenvolk in Alt-Grönland haben könnten, daß dort das wenige Hornvieh sehr gut gedieh, obgleich es nur schlecht abgewartet würde, und die Rennthierzucht in Grönland bei einiger Pflege eben so ergiebig und nutzbringend seyn würde als in Lappland.

Jagd und Fiſcherei ſind die Hauptbeſchäftigungen der Grönländer. Ihre ganze Induſtrie iſt auf den Robbenſchlag oder den Fang der Seehunde, Seekälber, Wallroſſe und Seekühe und die Fiſcherei der Cetaceen gerichtet, und da verſchiedene Robbenarten in unglaublicher Menge an den Küſten Grönlands leben, Wallfiſche ſich häufig in den Buchten und Fjords zwiſchen Oeffnungen des Eiſes zeigen und Waſſervögel in unglaublicher Anzahl die Klippen, Eisbären und Haſen, Rennthiere und Füchſe das Innere des Landes beleben, gewähren die Beſchäftigungen der Grönländer einen nicht geringen Ertrag. Der Seehundsfang oder Robbenſchlag wird auf dreierlei Art ausgeführt, entweder als Fang mit der Blaſe, als Klopfjagd oder als Fang auf dem Eiſe. Zu dem erſtern, dem Fang mit der Blaſe, welchen die Grönländer einzeln, jeder für ſich, unternehmen, bedienen ſie ſich des Harpunpfeils, welcher an einem 8—9 Faden langen Fangriemen hängt, an deſſen andern Ende eine Blaſe befeſtigt iſt, des Angovigak oder der großen, und des Kapot oder der kleinen Lanze. Das Fang- und Jagdgeräth, welches mit Knöpfen zwiſchen Riemen, die über den Kajak geſpannt ſind, an der rechten Seite des Kajaks befeſtigt iſt, liegt mit den Spitzen zwiſchen zwei knöchernen Stiften, die nach vorn auf der obern Fläche des Kajaks angebracht ſind. Vor dem Grönländer liegt der aufgerollte Fangriemen in einem knöchernen Ringe und hinter ihm die Blaſe, die aus dem zuſammengenäheten Fell eines kleinen Seehundes gemacht und mit zwei, mit knöchernen Stöpſeln verſchloſſenen, Löchern zum Aufblaſen verſehen iſt, und mittelſt zweier Stifte am hintern Theile des Kajaks vom Herabfallen abgehalten wird. Wenn nun der Grönländer ſo ausgerüſtet einen Seehund erblickt, ſucht er ſich demſelben auf 4—6 Klaftern zu nähern, ergreift den Harpunpfeil mit dem Wurfbrette, und hält, während er den Pfeil auf den Seehund wirft, das Ruder in der linken Hand. Trifft die Harpune bis über die Widerhaken, ſo fährt ſie vom Schafte und der Fangriemen wickelt ſich ab. Der Grönländer ſtößt in demſelben Augenblicke die Blaſe ins Waſſer, — denn der Seehund geht, ſobald er ſich getroffen fühlt, wie ein Pfeil nach dem Grunde, — legt das Wurfbrett und den Pfeilſchaft an ihren Ort und ergreift die große Lanze, um dieſelbe dem Seehund, der oft die Blaſe, obgleich dieſe an $1\frac{1}{2}$ Centner tragen kann, mit unter das Waſſer zieht, ſobald er wieder herauf kommt, um Luft zu ſchöpfen, in den Leib zu werfen; wiederholt dieſe Stiche, bis der Seehund ganz ermattet iſt, worauf er ihn dann mit der kleinen Lanze vollends tödtet. Alsdann verſtopft er alle Wunden, um das Blut zu erhalten, welches aufgehoben und daraus Suppe gekocht wird, bläst den Seehund zwiſchen Fell und Fleiſch auf, um ihn deſto leichter fortzubringen und bindet ihn an den Kajak feſt. Bei dieſem Fange iſt der Grönländer den größten Gefahren unterworfen; der Fangriemen kann ſich bei dem ſchnellen Ablaufen verwickeln, an dem Kajak hängen bleiben und dieſer von dem Seehund umgeriſſen und unter das Waſſer gezogen werden; oder der halbtodte Seehund kann noch Löcher in den Kajak beißen, wenn dieſer ihm zu nahe kommt, und in beiden Fällen iſt der Grönländer gewöhnlich verloren. Zur Klopfjagd bedienen ſich die Grönländer des Werfpfeils, deſſen Schaft $2\frac{1}{2}$ Ellen lang iſt und an deſſen Ende ſich ein 12 Zoll langes, fingerdickes, ſtatt der Widerhacken zweimal eingekerbtes Eiſen befindet, welches, ſobald der Pfeil trifft, aus dem Schafft herausfährt, aber mittelſt eines kurzen Riemens an der Mitte deſſelben hängen bleibt. Hinterwärts am Schafte iſt eine Blaſe angebracht, damit der Seehund ſich daran abmatte. Wenn die kleineren Robbenarten ſich im Herbſt in die Buchten und Fjords ziehen, ſo verrennen die Grönländer, deren bei dieſer Jagd mehre vereinigt ſind, ihnen den Paß, ſcheuchen ſie mit Geſchrei und Steinwürfen unters Waſſer, damit ſie, da ſie nicht lange ohne Athem zu holen aushalten können, ermatten, und zuletzt ſo lange oben bleiben, bis ihre Verfolger ſie umringen und mit den Werfpfeilen treffen können. Zuweilen flüchten die Seehunde an's Land, wo ſie dann von Weibern und

Kindern mit Steinen und Knitteln empfangen und von den ihnen nacheilenden Männern hinterrücks erstochen werden. Diese Jagd ist für die Grönländer sehr belustigend und zugleich so einträglich, daß ein Mann an einem Tage 8 — 10 Seehunde auf seinen Theil bekommen kann. Der Seehundsfang auf dem Eise ist besonders in Disco-Bay, wo die Meerbusen im Winter gewöhnlich mit festem Eise belegt sind, gebräuchlich. Die Grönländer passen den Seehunden auf, wenn sie zu den von ihnen im Eise gemachten Blaselöchern kommen, um Luft zu schöpfen, und tödten sie dann mit der an einem Stocke steckenden Harpune. Den an der Harpune befestigten Fangriemen halten sie an der Hand, und selten entgeht dem Jäger seine Beute. Eine andere Art des Fanges ist der Fang mit der langen Stange, der von 2 Personen ausgeführt wird. Neben dem Blaseloch wird ein Loch in das Eis gehauen, das groß genug ist, um deutlich dadurch unter das Eis zu sehen. Einer von den Fängern legt sich auf einen Schlitten auf den Bauch und bedeckt seinen Kopf von oben, damit das Licht ihn nicht unter das Eis zu sehen hindere. In der einen Hand hält er das untere Ende einer 8 — 9 Ellen langen Stange, woran die Harpune steckt, über das Blaseloch, in der andern Hand das Ende des Fangriemens. Der andere Fänger steht ganz still beim Blaseloch und hält die Stange in gerader Richtung darüber: nun beginnt der Erste durch Pfeifen oder Klopfen die Seehunde, welche sehr neugierig sind, herbei zu locken; der stehende Fänger stößt zu und gewöhnlich ist der neugierige Seehund durchstochen. Alle diese Fangarten erfordern indeß von Jugend auf eine fortgesetzte Uebung und sind theilweise mit großen Gefahren verknüpft, weshalb die meisten Grönländer, wenigstens die in den Kolonien lebenden, das Erlegen derselben durch Feuergewehre vorziehen und sich auch darin eine große Geschicklichkeit erworben haben. Soll jedoch diese Art des Fanges gelingen, so müssen viele Seehunde in den Buchten versammelt, die Luft klar und die Kälte nicht zu groß seyn, da sonst die Seehunde nicht gern auf das Eis hinauf kriechen. Bei halbgefrornem Schnee ist der Fang unmöglich, da dieser knarrt und dem schlafenden Seehund ein Warnungszeichen giebt, neu gefallener Schnee hingegen befördert den Fang, bei dem das Verfahren ungefähr folgendes ist: der Grönländer bindet seine Kugelbüchse an einen kleinen Schlitten, dessen Kufen mit rauhen Fellen überzogen sind, und auf welchem ein kleines Gestell angebracht ist, um ein Segel daran aufziehen zu können. Wird er nun seiner schlafenden Beute ansichtig, so hält er die Hunde, deren oft 8 — 10 vor einen Schlitten gespannt sind, an, und nähert sich leise mit dem Schlitten der Stelle, wo der Seehund liegt; bei frisch gefallenem Schnee kann er demselben auf 100, sonst aber nur auf etwa 200 Schritte aufrecht nahe kommen. Alsdann legt er sich nieder, kriecht auf Knien und Ellenbogen vorwärts und schiebt den Schlitten so vor sich her, daß das Segel gegen den Seehund gerichtet ist und ihn verbirgt, und hat er sich demselben bis auf 40 — 50 Schritt genähert, so kriecht er hervor und drückt ab. Ist dem Jäger das Glück nicht zuwider, so kann er auf diese Weise 10 — 12 Seehunde an einem Tage nach Hause bringen.

Den Wallfischfang treiben die Grönländer jetzt nicht mehr auf eigene Hand, sondern in Verbindung mit den Dänen in deren Schaluppen und mit dem Fanggeräthe der Handels-Kompagnie. Ihr eigenes Fanggeräth ist so unvollkommen, daß sie wohl dann und wann einen Wallfisch tödteten, der Fang ihnen aber öfters entging. Nach Crantz wurde der Wallfischfang früher folgendermaßen betrieben: „die Grönländer schmückten sich zu diesem Zwecke aufs beste, da sie der Meinung waren, daß der Wallfisch entfliehe, oder sobald er todt sey, sinke, wenn Jemand unreine Kleider anhabe; die Männer rudern beherzt auf den Wallfisch los und werfen ihm einige Harpunen, an denen Blasen von großen Seehundsfellen hängen, in den Leib. Diese Blasen halten den Fisch so sehr auf, daß er nicht tief gehen kann und sich daran abmattet, und wenn er ganz matt ist, tödten ihn die Grönländer vollends mit ihren kleinen Lanzen. Bei die-

sem Fange sind auch die Weiber in Weiberbooten zugegen und bugsiren das todte Thier ans Land, während die Männer, nachdem sie ihre Wasser- oder Springpelze angezogen haben, auf den Fisch und in die See springen, um den Speck zu flenßen und die Barden auszuschneiden." Der eigentliche Wallfisch und der Narwhal werden nur im Norden, der Pottfisch und die kleineren Arten aber auch im Süden gefangen. Der Gewinn der von den Grönländern in Verbindung mit den Handelsschaluppen der Dänen gefangenen Wallfische wird zwischen den Grönländern und Dänen getheilt, und von letztern der Antheil der erstern, da er zur Nahrung und dem Unterhalte derselben unmittelbar nichts beiträgt, wieder abgekauft; so wenig aber auch die armen Grönländer dabei haben, da die Händler sie außerordentlich übervortheilen, so gern helfen sie bei diesem Fange, da die Unternehmer ihnen während dieser Zeit und während des Flenßens und Abmachens europäische Kost reichen. Weißfische und die andern kleinen Wallfischarten fangen die Grönländer wie die Seehunde mit Harpunpfeilen, die dann mit 2 Federn von Wallfischknochen versehen sind, um dem Wurfe größere Sicherheit zu geben. Die kleine Fischerei geht auf Heilbutten, Häringe, Dorsche, Lachse und Kabljaue, zu deren Fange man sich theils der Barden-, theils der Hanfschnüre bedient; der Angmarset wird mit Ketschern, die von Sehnen gemacht sind, geschöpft, und Lachse und Lachsforellen mit einer Stange gestochen, woran zwei eingekerbte knöcherne oder eiserne Spitzen befestigt sind. Die dänischen Kolonisten fangen die Flußfische in Netzen, und selbst der Fang der Seehunde, ja sogar der Weißfische in Netzen ist in neueren Zeiten mit gutem Erfolge von ihnen versucht worden; die Grönländer bleiben aber lieber bei ihrer von Alters her gewohnten Weise.

Zum Fange der Seevögel bedienen sich die Grönländer des Vogelpfeils, dessen Schaft, welcher $2^1/_2$ Ellen lang und in der Mitte gegen 3 Zoll dick ist, ein rundes, stumpfes, nur einmal eingekerbtes Eisen von einer halben Elle Länge zur Spitze hat. Weil aber der Seevogel dem Wurfe leicht ausweicht, sind in der Mitte des Schaftes dieses Wurfpfeils drei oder vier gekrümmte Beinfedern, die, wie Weidenzweige um einen Stamm, um den Schaft herum stehen, angebracht, damit, wenn die Spitze fehlt, der Vogel an einer derselben gespießt werde. Diese Beinfedern sind etwa eine Spanne lang und dreimal eingekerbt. Das Sammeln der Eiderdunen aus den Nestern der Eidergänse ist von der Kolonialbehörde der Eingebornen als ein ausschließendes Recht vorbehalten worden, dieses aber durch Verordnungen geregelt, damit der Frieden dieses nützlichen Vogels nicht muthwillig gestört werde.

Die Landjagd, zu welcher sich früher die Grönländer der Bogen und Pfeile, jetzt aber fast ausschließlich der Feuergewehre bedienen, dient ihnen mehr zur Belustigung als zum wahren Nutzen und schränkt sich vorzüglich auf die Rennthierjagd ein. Die Bärenjagd ist mit Gefahr verbunden und wird gewöhnlich von mehren ausgeführt, und zu derselben auch die Zughunde der Grönländer benutzt. Die Füchse werden, des Balges wegen, lebendig in steinernen Fallen gefangen, das Schneehuhn (Ryper) aber, das sehr dumm ist, mit leichter Mühe in Schlingen gefangen, mit Steinen todt geworfen oder geschossen.

Die Grönländer besitzen viele Geschicklichkeit in Handarbeiten, und ihre Fanggeräthe, Harpunen und Lanzen, die ursprünglich aus Knochen verfertigt wurden, ihre Kleider, Schlitten, Kajaks und Umiaks liefern die sprechendsten Beweise ihres Kunstfleißes und ihrer außerordentlichen Geduld bei solchen Arbeiten. Die Männer befassen sich nur mit der Verfertigung des Jagdgeräthes, der Bearbeitung des Holzwerkes zu Schlitten, Booten, Zelten und Häusern u. dgl., da der Seehundsfang, als Haupterwerbszweig, fast alle ihre Zeit und Kraft in Anspruch nimmt. Alle übrige Arbeiten überlassen sie den Weibern: diese führen die Mauern der Häuser und die Wälle der Zelte auf, bereiten die Felle, überziehen die Fahrzeuge, nähen die Kleider u. s. w.

und wenden bei allen diesen Arbeiten den äußersten Fleiß an. Die Pelze, Tabaksbeutel, Taschen und alle Lederarbeiten sind so dauerhaft und zierlich genäht, daß kein Kürschner bessere Arbeit liefern kann, und man die Geduld bewundern muß, mit welcher diese die letztern zusammensetzen, und sich dabei keines andern Zwirns als der Sehnen der Seethiere bedienen. Die Bereitung des Leders ist ebenfalls eine Hauptbeschäftigung der Weiber und geschieht mit Urin, worin die rauhen Felle kürzere Zeit, um die Fettigkeit herauszuziehen, die glatten Felle aber längere Zeit, um auch die Haare zu lösen, gebeizt werden. Alle Häute werden vorher mit Muschelschaalen oder knöchernen Schabemessern abgeschabt, und die zu Kleidungsstücken bestimmten Häute, um sie dünner zu machen, zugleich abgestoßen; von den zu Bootfellen bestimmten aber der Speck nicht ganz abgenommen. Die rauchen Felle werden nach der Beitze ausgespreizt und im Freien getrocknet; von den andern aber, wenn der Urin abgelaufen ist, die Haare abgeschabt, oder, wie es die Grönländer bequemer finden, mit den Zähnen abgerissen, hierauf in süßem Wasser ausgeweicht, ausgespannt und getrocknet. Was zu Kleidungsstücken angewendet werden soll, wird zuletzt zwischen den Händen gerieben und geschmeidig gemacht. Soll ein Boot überzogen werden, so werden die von den Haaren befreiten Felle nach der Größe des Bootes zusammengenäht, in Seewasser erweicht und dann das Boot, während die Felle noch ganz naß sind, damit überzogen; die Näthe selbst aber zuletzt mit altem Seehundspeck bestrichen. Die Fangriemen werden, damit sie die gehörige Länge von 8—9 Faden erhalten, rund um den Seehund geschnitten, und nachdem sie gegerbt, glatt und trocken sind, tüchtig mit wohlgekochtem Thrane eingeschmiert. In der Kolonie Godthaab bereiten die Grönländer aus den dortigen Topfsteinbrüchen Lampen, Kessel, Töpfe und verschiedene andere Küchengeräthe, und versehen von dort aus den größten Theil der Niederlassungen mit Kochgeschirren.

Der Handel der Grönländer unter sich und der der Bewohner des Südens mit dem Norden ist nicht sehr bedeutend, und da er lange und lebensgefährliche Seereisen erfordert, von den Dänen sehr eingeschränkt worden. Die südlichen Grönländer in den Kolonien liefern den nördlichen Waffen, Fangriemen, Kessel, Lampen und andere Artikel, die bei ihnen zu Hause sind und erhalten dafür in Tausch Wallroßzähne, Fischbein und Wallfischknochen, die sie wiederum an die Dänen abzusetzen suchen. Der auswärtige Handel der Grönländer wird theils mit den Dänen, theils als Schleichhandel mit den verschiedenen Wallfischjägern geführt, und so sehr die Dänen den letztern zu unterdrücken suchen, geht auf demselben doch viel Wallfischspeck, Thran, Fischbein, Felle und Dunen aus. Früher wurde der Handel der Dänen mit den Grönländern für Rechnung des Königs getrieben, der wohl selten bei irgend einem Handel etwas gewann, später aber durch Kompagnien, welche bedeutenden Gewinn aus denselben zogen. Der Handel wurde regulirt, eine Taxe für die Waaren festgesetzt, welche man dahin sandte und die in Leinwand, Kattunen, seidenen Tüchern und Bändern, Perlen, Messern, Pfeileisen, Kesseln, Pulver, Blei, Schießgewehren und Tabak bestanden, und zugleich bestimmt, welche Bezahlung die Grönländer für die Produkte haben sollten, welche sie veräußerten. Der Gewinn der Kaufleute war außerordentlich; zwar sind nie Berechnungen darüber veröffentlicht worden, doch schätzt man die Einfuhr von Dänemark auf 85—90.000 Rthlr., die Ausfuhr hingegen, nach grönländischen Preisen, auf 180 — 200.000 Rthlr. Nimmt man nun an, daß, wie Saabye erzählt, die Grönländer nach der Taxe für eine Elle Kirsey oder ein Pfund Pulver, oder 6 Pfeileisen, oder 2 Schaabmesser u. s. w. eine Balge Speck von der Größe einer Tonne geben müssen, welche in Grönland mit dem Werthe eines Reichsthalers berechnet wird, daß aber eine Tonne Speck, wenn ausgebrannt, ungefähr $^3/_4$ Tonnen Thran giebt, und daß die Tonne gebrannter Thran in Dänemark von 16 bis 18 Rthlr., drei viertel

Tonnen also 12 bis 13½ Rthlr. gilt, so sieht man nicht allein ein, was diese Bedürfnisse den Grönländern zu stehen kommen, sondern auch, welche Vortheile sie für die Handelsgesellschaft abwerfen, unabgesehen der Nebenvortheile, die sich die Agenten der Kompagnie in Grönland zu verschaffen wissen. Die Bedrückungen, welche sich früher die Bevollmächtigten der Handelsgesellschaften erlaubten, sind jetzt, Dank sey es der dänischen Regierung, völlig beseitigt, und von der Regierung besondere Vorschriften bei dem Handel mit den Eingebornen festgesetz worden; auch hat man versucht, da eigentliches Geld in Grönland nicht zum Austausche benutzt, sondern alles in Waaren gezahlt wird, unter den Grönländern Kreditzettel einzuführen, auf welche sie ihre Bedürfnisse beziehen können, da ihre häusliche Einrichtung, ihre unstäte Lebensart und ihr öfterer Wohnungswechsel ihnen nicht gestatten, viel mehr als die Bedürfnisse des Tages aufzubewahren.

f. Missions- und Kolonial-Verfassung.

Seit 1721, wo Hans Egede, ein würdiger normännischer Priester, durch den König von Dänemark unterstützt, mit 43 Normännern und Dänen die erste Kolonie am Baalsflusse gründeten, wurde das Jahrhunderte lang verschwundene Grönland von Neuem in der Geschichte aufgenommen und seit jener Zeit aufs Neue Verbindungen zwischen Europa und Grönland angeknüpft. Seit jener Zeit maßen sich die Dänen die Oberherrschaft über ganz Grönland an, bekümmern sich indeß weder um die innere noch äußere Verwaltung des Landes, begnügen sich, durch Hinsendung von Missionarien, die Grönländer in der Gemeinschaft mit der lutherischen Kirche zu erhalten, und im alleinigen Besitz des Handels mit den Einwohnern der Kolonien an der Westküste zu seyn, der direkt von Kopenhagen aus dahin getrieben wird. Ein Gouverneur ist von dänischer Seite daselbst nicht angestellt, und nur zwei weltliche Beamte, welche den Titel „Inspektor" führen und deren Amtsgewalt sich der der Amtmänner in Dänemark nähert, wurden von der Regierung nach Grönland gesendet, um über die Handelsweise der Kaufleute zu wachen und darauf zu sehen, daß die Grönländer nicht beeinträchtigt werden. Direkte Einnahmen scheint Dänemark nicht aus den grönländischen Kolonien zu ziehen, nutzbringender aber ist der indirekte Vortheil, welcher derselben durch die Schiffahrt nach Grönland und den Handel mit den Eingebornen erwächst.

Zur Verwaltung der Kolonien und des Handels sind, außer den 2 Inspektoren, etwa 30 Oberbedienten, (Kaufleute und Handelsassistenten) angestellt, und bei den verschiedenen Niederlassungen sind gegen 160 Unterbedienten, als Handwerker, Matrosen und Arbeitsleute, vertheilt, unter denen sich immer einige Eingeborene befunden haben. In neueren Zeiten hat man die Zahl dieser Eingeborenen besonders mit Blendlingen vermehrt, die bei einer vernünftigen Anleitung den Europäern an Arbeitstüchtigkeit nichts nachgeben, und sowohl in ökonomischer als moralischer Rücksicht stets den Vorzug verdienen, da sie mit einer geringeren Bezahlung zufrieden sind, als die Europäer, deren Sitten gewöhnlich kein gutes Beispiel für den Grönländer abgeben.

Die Grönländer selbst leben noch in voller Unabhängigkeit nach alter patriarchalischer Sitte. Der Familienvater ist Haupt und Herr der Familie, doch selbst wenn mehre Familien zusammen wohnen, hat kein Familienvater dem andern zu befehlen, noch sich in seine Wirthschaft zu mischen; Gesetze sind keine vorhanden, doch treten gewisse Gewohnheiten an deren Stelle, die streng beobachtet zu werden scheinen. Man findet weder Oberhaupt noch Richter, doch wenden sich die bekehrten Grönländer, welche unbegränztes Zutrauen zu ihren Priestern haben, in allen Angelegenheiten, wo ihnen guter Rath Noth thut, an diese. Nach neuern Reisenden sollen indessen in den arktischen Hochländern Stämme leben, die ein Oberhaupt oder einen König haben.

Die Ausdauer, welche der würdige Egede, der Apostel der Grönländer, in Ausübung seines Berufes bewiesen, bewirkte, daß der König von Dänemark den grönländischen Missionarien 2000 Thaler zu ihrer Subsistenz verwilligte, und in wenigen Jahren befanden sich 10 ordinirte Missionare in Grönland, die mit Eifer ihr Missionswerk betrieben, und mit unglaublichen Beschwerden auf einer Küstenstrecke von nahe an 300 Meilen zu arbeiten hatten. Seit 1792 wurde die Zahl aus ökonomischen Ursachen auf die Hälfte herabgesetzt, ja während des letzten Krieges mit England, wo fast alle Verbindung mit Grönland stockte, war auch diese unzulängliche Zahl nicht vollzählig, und zuletzt nur ein Missionar in Grönland. Als dieser 1816 nach Europa zurückkehrte, war im ganzen Lande nur ein Prediger, ein Eingeborener und vormaliger Katechet, der von dem oben erwähnten Missionar ordinirt, und zum Prediger zu Godthaab eingesetzt wurde. 1817 gingen von Neuem 4 Missionare nach Grönland ab, und jetzt ist die Zahl derselben auf 9 gestiegen. Die Bestimmung der Missionare ist, nach der jetzigen Einrichtung, vorzüglich Ministerial-Verrichtungen zu besorgen, und Katecheten anzunehmen, zu unterrichten und zu prüfen. In einigen Distrikten wohnen wenige oder gar keine Grönländer an dem Wohnorte des Missionars; die Gelegenheit, ihnen hellere Begriffe beizubringen, schränkt sich also fast einzig auf die Reisen ein, die er in seinem Distrikte vornehmen soll, und mit welchen Schwierigkeiten dieses verknüpft ist, erhellt am besten daraus, daß mancher Missionar bis zu den entferntesten Punkten seines Distrikts 30 — 60 Meilen weit zu reisen hat, und hat er diese erreicht, so sind die Grönländer weit umher, vielleicht auf 20 — 30 Meilen, zerstreut, werden zwar zusammen berufen, können aber dessen ungeachtet nur theilweise den Unterricht benützen. Auch ist die Besoldung der Missionare zu gering gesetzt, denn 300 Thaler Gehalt und eine Portion europäischer Kost, die jeden zwanzigsten Tag mit 28 Pfund Schiffszwieback, 9 Pf. Butter, 12 Pf. Pöckelfleisch, 8 Pf. Speck, 6 Pf. Stockfisch, 1 Scheffel Graupen und ½ Scheffel Erbsen geliefert wird, ist nicht hinreichend, einen Mann zu erhalten, der seine Katecheten speisen, seine Aufwärterin lohnen, und viele, oft lange Reisen auf eigene Kosten vornehmen muß. "Zu meinem entferntesten Filiale, sagt der Missionar Wolf (in den "wissenschaftlichen Verhandlungen bei der Stiftsversammlung der Geistlichkeit in dem Stift zu Seeland. Bd. 2, Heft 3. Kopenhagen 1816"), der 1816 aus Grönland zurückkehrte, hatte ich 56, also hin und zurück 112 Meilen. In weniger als 8 Wochen konnte diese Reise nicht beendigt werden, wenn ich die vielfachen Amtsgeschäfte, die meiner unter den dort versammelten Grönländern warteten, abmachen wollte. In dieser langen Zeit mußte ich acht stets eßlustige Grönländer, die mich beförderten, und eine ziemlich starke Bezahlung an Geld oder Waaren erhielten, täglich mit europäischer Kost nähren und sättigen, und mehr als die Hälfte meiner Besoldung ging auf dieser Reise mit!" Fühlen christliche erweckte Seelen sich veranlaßt, Missionsanstalten zu gründen, und das Missionswerk zu unterstützen, so sollten doch die Missionare so abgefunden werden, daß sie, außer den Ausgaben, welche die Erfüllung ihrer Amtspflichten erfordert, noch etwas übrig behalten, um sich die wenigen Bequemlichkeiten des Lebens verschaffen zu können, an die sie vom Mutterlande her gewöhnt waren, denn, ist es irgend in der Welt nothwendig, sich seinen Aufenthalt zu Hause angenehm zu machen, so ist es wahrlich in Grönland. Entfernt von Freunden, Verwandten und dem Vaterlande, zwischen den Eishaufen und unter den Stürmen des Poles, bei schmaler Kost und ermattenden Arbeiten, hat man in Grönland es sauer genug. Hier öffnet sich den Missionsanstalten ein weites Feld, würde auch die Zahl der Missionen verdoppelt, jedes Missionariat kleiner, und folglich die Ausgabe jedes Missionars geringer, so müßte doch seine Besoldung größer seyn als bisher! Kraft zur Erfüllung der Pflichten seines Amtes, größerer Eifer in der Erfüllung derselben, und die zur Erfüllung eines so schweren Berufes nothwendige Munterkeit, würden die

ersprießlichen Folgen der höheren Stellung eines Missionars seyn! Wie kann der Geist frei herrschen und wirken, wenn der Körper in fortwährender Folter liegt, und mit ewigen Leiden und Entbehrungen zu kämpfen hat? Der Missionar, der seinen Eid nicht brechen, sich selbst und sein Amt nicht durch unerlaubten Handel erniedrigen will, geht nur arm nach Grönland, und kehrt, mit durch Entbehrungen und Leiden geschwächtem Körper, noch ärmer von da zurück, wo er segensreich wirkte! Die Gehülfen der Missionare, die Katecheten, sind Eingeborene, und in jedem Distrikte, wo mehrere angestellt sind, ist einer von ihnen Ober-Katechet. Diese Katecheten sind meistens geschickte Blendlinge (von dänischen Vätern und grönländischen Müttern), die dänisch sprechen, oder doch verstehen. Sie haben eine Besoldung von 30 — 40 Rthlrn. und europäische Kost, wie die Arbeitsleute der Kolonien; die übrigen Katecheten aber, meistens Grönländer, haben nur 4, 6, höchstens 10 Rthlr. jährlich, und keine Kost. Ein solcher Lehrer aber hat nicht viel Anlockendes, und man kann sich daher nicht wundern, wenn ein solcher National-Katachet den Beschäftigungen, die er, als Grönländer, zu seinem eigenen und dem Unterhalte seiner Angehörigen wahrzunehmen hat, vor seinen Pflichten, als Katechet, den Vorzug gibt. Nur die geringe Ehre, die mit dem Posten eines Katecheten verbunden ist, und das Ansehen, das er, wenn er übrigens ein rechtschaffener Mann ist, unter seinen Landsleuten genießt, können Grönländer anlocken, eine solche Stelle anzunehmen. Die Mission hat auch Unterlehrer in ihren Diensten, aber die ganze Bildung derselben besteht, mit wenigen Ausnahmen, darin, daß sie den Katechismus auswendig wissen und denselben so wie das, was von der Bibel übersetzt ist, vorlesen können. Aeußerst selten bringt ein solcher Unterlehrer es weiter, als daß er die Grönländer lesen lehrt, und das ist auch alles, was man in Rücksicht dessen, was er selbst gelernt hat, und des Lohnes, den er bekommt (etwa 1 bis 2 Rthlr. jährlich) von ihm erwarten kann. Es hält schwer, tüchtige Subjekte zu Katecheten und Unterlehrern zu bekommen, da es für sie keine Aussicht zu einer erträglichen Lage in die Zukunft gibt, und die Missionare ihnen nur ungewisse Versprechungen weiterer Beförderung im Dienste der Mission geben können.

Früher waren zwei Pröbste in Grönland angestellt, jetzt aber sind jene Posten eingezogen, und fehlt es an Ort und Stelle aller Oberaufsicht; leicht aber könnte das Missions-Kollegium, durch eine verbesserte Einrichtung der Missionen, weit mehr Nutzen stiften, als es bis jetzt vermag, und durch kräftige Maßregeln die Hindernisse der Sittlichkeit beseitigen, denen die Missionen nicht hinlänglich entgegen zu arbeiten vermögen: Viele Europäer der arbeitenden Klasse bringen sittliches Verderben mit nach Grönland, und suchen sogar leider eine Ehre darin, es zu verbreiten; der Grönländer aber gleicht dem Kinde und folgt jedem Beispiele ohne Ueberlegung: daher so viele Unsittlichkeiten der Grönländer, die sie vormals nicht kannten. Wie sehr aber das schlechte Beispiel der Europäer den guten Wirkungen der Mission hinderlich seyn kann, beweiset die Antwort eines ausschweifenden Grönländers, welchem der Missionar Wolf einen ernstlichen Verweis geben wollte: "Stelle Deine Landsleute zur Rede, sagte dieser die sollen besser und klüger seyn als wir, aber sie sind weit ärger. Wenn Du sie gebessert hast, so stelle mich zur Rede."

Die Herrnhuter oder mährischen Brüder haben drei Niederlassungen im südlichen Grönland. Die Missionare derselben aber, besonders die in Neu-Herrnhut, brauchen den Einfluß, den sie auf die Grönländer ihrer Gemeinde haben, auf eine Weise, daß zwar die Sitten derselben sehr verbessert werden, die Lage derselben aber sehr verschlimmert wird. Sie leiden nämlich oft Mangel an den nothwendigsten Bedürfnissen, und die Gelegenheit, die heranwachsende Jugend zum Erwerbe ihres Unterhaltes anzuführen, wird ihnen benommen, da die Brüder, nicht eben um sich die Arbeit der Unterweisung zu erleichtern, sondern weil es mit ihren

religiösen Begriffen übereinstimmt, die Grönländer um ihren Aufenthaltsort zusammenzuziehen, wo es wenig Gelegenheit zum Fange der Hauptbedürfnisse für so viele Familien gibt. Die den Brüdern hierüber gemachten Vorstellungen sind fruchtlos gewesen, und die Folge davon wird zuletzt seyn, daß die Production, die bei der Kolonie Godthaab schon so sehr abgenommen hat, daß sie die Kosten nicht mehr trägt, so vermindert werden wird, daß die Kolonie ganz niedergelegt werden muß. Auch bei den andern Niederlassungen der Brüder, vorzüglich bei Lichteneu, hat die Zusammenziehung der Grönländer so sehr zugenommen, daß die Folgen sehr fühlbar für den Handel werden, wenn man ihnen nicht in Zeiten Schranken setzt, und die, bei den Brüdergemeinden üblichen, Schwesterhäuser sind in keinem Lande der Erde der Volksvermehrung wie der Production hinderlicher gewesen, als in Grönland, wo im Jahre 1805 sich 1043 Eingeborene zu dieser Sekte bekannten, und trotz des großen Eifers der Missionare 1828 die Zahl derselben nur auf 1783 vermehrt hatte.

g). Eintheilung Grönlands. — Topographie.

Die Halbinsel oder Inselgruppe Grönland zerfällt in Ost-Grönland und West-Grönland.

Ost-Grönland erstreckt sich vom Kap Farvel (Statenhuk) unter 59° 50′ nördl. Br. bis gegen 80° oder 81°, und begreift die ganze Ostküste des Landes, wird durch eine hohe Gebirgskette, die nur eine einzige Masse von Gletschern und Eisbergen darstellt, von West-Grönland getrennt. Von den Seiten des Oceans her ist das Land von furchtbaren Eismassen umlagert, die jede Annäherung erschweren, und unter den Reisenden neuerer Zeit sind nur Graah und Scoresby so glücklich gewesen, die Ostküste zu erreichen, von welcher der Letztere einen großen Theil derselben, von 69° bis 75° nördl. Br. aufnahm und untersuchte. Einwohner hatte Scoresby zwar keine an Ort und Stelle angetroffen, aber ein von ihnen verlassenes Winterdorf gesehen, dessen Häuser sich nicht von denen der Westküste unterschieden. Aus Scoresby's Reiseberichten geht indeß hervor, daß die Ostküste nicht so unzugänglich ist, als man bisher geglaubt hatte, ob man aber mit Bestimmtheit darauf rechnen kann, die Küste alle Jahre zu erreichen, dürfte wohl zu bezweifeln seyn. Wie schon oben bemerkt wurde, soll Ost-Grönland in den frühesten Zeiten ein fruchtbares reiches Land, der Sitz einer bessern Kultur gewesen seyn; nach den Berichten, welches das Mittelalter uns hinterlassen, soll damals die Küste völlig offen gewesen seyn; seit jener Zeit erst sind jene ungeheuern Eisfelder entstanden, die jetzt den ganzen Küstenstrich umlagern, und nur wenn große Stürme Oeffnungen gebrochen haben, den Schiffern die Annäherung erlauben. Die Natur selbst scheint den normännischen Colonieen ein Ende gemacht zu haben, sie sind ganz aus der Geschichte entschwunden, und Admiral Graah's Bemühungen, sie wieder aufzufinden, scheinen fruchtlos geblieben zu seyn. Nach Süden zu scheint indeß Ost-Grönland in Verbindung mit dem Westen gesetzt werden zu können: im Jahre 1821 berichteten die Missionare der westlichen Niederlassungen, daß bisher unbekannt gewesene Stämme heidnischer Grönländer im südlichen Theile der Ostküste, in der Nähe von Statenhuk, lebten, und selbst nach der Kolonie gesandt hätten, um Missionare zu erhalten. Der Missionar Kleinschmidt reis'te dorthin, und fand eine Bevölkerung von 500 Menschen. Die Gegend schien ihm auch zu einer Niederlassung von Europäern geeignet, und die Einwohner sagten ihm, daß vor wenigen Jahren andere Grönländer, die weiter östlich lebten, bei ihnen gewesen, und ebenfalls gewünscht hätten, in der christlichen Religion unterrichtet zu werden. Der König von Dänemark hat auch wirklich, in Folge dieses Berichts, die Gründung einer neuen Mission in der Nähe von Statenhuk bewilligt. Ost-Grön-

land wird von den Seefahrern in König Friedrich VI. Küste, in Egede's-Land, die Liverpoolküste und Jamesons-Land, welch' beide letztere von Scoresby bestimmt wurden, geschieden.

König Friedrich VI. Küste zieht sich vom Kap Farvel oder Statenhuk bis um Egede's- oder Rothes-Fjord, unter 65° nördl. Br. Egede's-Land oder die unbestimmte Küste, vom Kap Tycho Brahe, am Egede's-Fjord, bis zum Kap Brewster oder Charn-Point, unter 71° 12′ nördl. Br. Die Liverpoolküste, wahrscheinlich eine große Insel, vom Scoresby-Sund (der Volquart-Boon-Bay) bis zum Davys-Sund; Jamesons-Land hinter der Liverpoolküste, und Millne-Land im Hintergrunde des Scoresby-Sundes.

West-Grönland, die Küste längs der Baffins-Bay, zerfällt in die dänischen Niederlassungen und in die arctischen Hochlande.

1) Die dänischen Niederlassungen.

Diese erstrecken sich von Statenhuk oder Kap Farvel, unter 59° 50′ nördl. Br. längs der ganzen Westküste, bis zum Kap Wilcox, dem nördlichsten Punkte des Distrikts Upernavik, unter 74° nördl Br., und werden in 13 Distrikte geschieden, die in das südliche und nördliche Inspektorat vertheilt sind. In allen Niederlassungen sind größere oder kleinere Niederlassungen und Anlagen, von denen die größeren den Namen Kolonien oder Logen führen, und unmittelbar mit Kopenhagen in Verbindung stehen, die kleineren Anlagen aber, welche Außenstellen (Udsteter) genannt werden, ihre Produkte nach einer oder der andern Kolonie bringen.

Das südliche Inspektorat,

welches sich von der Südspitze Grönlands bis zum Nordre Strömsfjord, Nersutok, unter 67° 40′ nördl. Br., erstreckt, enthält die folgenden 6 südlichen Distrikte:

1) Julianeshaab, der südlichste Distrikt Grönlands, welcher sich vom Kap Desolation, unter 60° 40′ nördl. Br., bis zum Statenhuk, und um dieses herum, längs der Ostküste, bis zum Lindenowfjord erstreckt, ist, wegen des sichern Einkaufs von Seehundsspeck, Seehundsfellen und Fuchsbälgen, die wichtigste Kolonie in Grönland, und wurde bereits 1775 angelegt. Sie ist die einzige, worin Rinder und Schafe gehalten werden können, obgleich es auch hier schwer genug hält, hinlängliches Winterfutter zu erübrigen. Ein kleines Gehölz von niedrigen Birken lieferte früher den Kolonisten das nöthige Brennholz, jetzt aber hat man es vortheilhafter gefunden, von Kopenhagen aus die Kolonie mit Brennmaterial zu versehen, da beim Holzfällen wichtigere Arbeiten versäumt wurden. Der Umfang des Distrikts ist von Bedeutung, und in demselben findet man eine Menge Ueberreste alter Wohnungen. Die Zahl der Einwohner belief sich 1830 auf 2385 Seelen, ungerechnet der heidnischen Grönländer, die den Osten des Distrikts bewohnen. Eine Menge von Einbuchten durchschneiden die mit Inseln umgebene Küste, von denen der Prinz Christian-Sund, Illoamiut, Tessermiut, Igalik, Tunuudharbik, Sermelik und Immartinek-Fjord, Samidsiatik- und Aurora's-Hafen die wichtigsten sind. Der eigentliche Ort Julianeshaab liegt auf der in's Meer hervorspringenden Landzunge Kakertok, die St. Nikolaikirche aber an einem kleinen Bach im Binnenlande. Da die Ostseite des Distrikts indeß so weit von der Kolonie entfernt ist, und es mit großen Schwierigkeiten verbunden wäre, etwas anders als Felle zur Kolonie zu bringen, der Speck aber für den Handel ganz verloren gehen würde, hat man auf Nennortalik (der Bäreninsel) eine Außenstelle angelegt, auf

welcher ein Koloniſt angeſiedelt iſt, der den Grönländern ihre Produkte abkauft. Längs der Küſte ziehen folgende Eilande: Kaniorbik, im Norden von Kap Hvidfeld, vor dem Lindenow Fjord; Alluk und Kikkertak, zwiſchen Kap Hvidfeld und dem Prinz Chriſtian-Sund; Niarkornak Öe, im Süden des Prinz Chriſtian-Sunds; Walchendorffs-Inſel, im Süden von Niakornak; Eggers-Inſel, im Süden mit dem Kap Farvel (Farewell) oder Statenhuk, und dem Kap Chriſtian; das Eiland Kangaroak, im Nord-Weſt von Eggers-Inſel; Umenak, im Norden und Nunarſoak, im Weſten von Kangaroak; Udhardſöer und Kitſikuteller, eine Menge kleiner Eilande und Vogelklippen, die ſich weſtlich von dem Nunarſoak nach Kangek, am Teſſermiut-Fjord, hinziehen; das oben angeführte Eiland Rennortalik, mit ſeiner Außenſtelle, weſtlich vom Kap Kangek; das große Eiland Sermeſok, mit dem Kap Egede, im Norden von Rennortalik; Kikkertarſoeitſiak, im Weſten von Sermeſok; Onartok, im Norden vom vorigen, mit drei warmen Quellen; das Eiland Akin oder Mathias-Land, im Süden von Julianeshaab; Tuttutok, im Norden von Julianeshaab; Tiſikſatik, im Weſten des vorigen, vor dem Immartinek-Fjord, und Nunarſoit oder Tumuttiorbik vor dem Aurorashafen, mit dem Kap Deſolation und Thorwaldſen. Die Herrnhuter Brüdergemeinde beſitzt in dieſem Diſtrikte die Niederlaſſung Lichtenau, ſüdöſtlich von Julianeshaab, der Inſel Onartok gegenüber.

Die Schwierigkeit, den Diſtrikt Julianeshaab und ſeine durchbrochene Küſte zu bereiſen, welche häufigen Verluſt zur Folge hatte, veranlaßte die Anſchaffung einer Galeaſſe, mit der Beſtimmung, ſtets in Grönland zu bleiben, und die Produkte der Kolonie Julianeshaab nach Frederikshaab zu bringen, und von dorther die Kolonie mit allen Bedürfniſſen zu verſehen.

2) Der Diſtrikt Frederikshaab, im Norden vom Diſtrikt Fiskernaes, im Süden von Julianeshaab begrenzt, wurde 1742 angeſiedelt. Die Niederlaſſung ſelbſt, welche durch den Kaufmann Severin gegründet wurde, liegt auf einer hervorſpringenden Landzunge unter dem 62° 33′ nördl. Br. zwiſchen dem Kangerluarſungoak- und Quannek-Fjord, und hat wegen Ausdehnung des Diſtrikts eine Außenſtelle bei Arſut, wo ein Koloniſt die Aufkäufe beſorgt. Frederikshaab iſt ein guter Handelsplatz, und hat, eine Viertelmeile von der See gelegen, einen guten Hafen. Die Einbuchten des Diſtrikts ſind, vom Süden an gerechnet: Arſut, Sermeliarſuk, Tikſalik, Narkſalik, Quannek, Kangerluarſuk, Nerutuſoks und Kakſet oder Kare-Fjord. Die Zahl der Einwohner des Diſtrikts iſt nicht bekannt; die Küſte und Fjords ſind reich an Seehunden und verſchiedenen andern Robbenarten, und im Innern des Landes, namentlich bei Farſöget, nördlich von Arſut, wird viel Talkſtein gefunden. Zu dem Diſtrikte gehören: das Eiland Semerut, im Süden mit dem Kap Abſalon; Omenarſuk und Omenak vor dem Arſut-Fjord; die Inſel Semerſut, weſtlich von Farſöget; Torngarſuk, zwiſchen Semerſut und Tikſalik-Naes; das Eiland Weſterlandet; im Süden vom Narkſalik-Fjord; Kap Comfort, Vardoe und Pamiut, kleine Eilande im Süden von Frederikshaab; Storöe und Späskummeröer, kleine Eilande und Vogelklippen vor dem Kare-Fjord.

3) Der Diſtrikt Fiskernaes, im Norden von Frederikshaab und im Süden von Godtshaab. Die hier befindliche Loge, welche 1754 angelegt wurde, gehörte früher unter Godthaab, iſt aber jetzt ſelbſtſtändig; aus Mangel an Bevölkerung iſt hier der Handel nur gering; die däniſche Mannſchaft treibt hier den Seehundfang mit Netzen, die, 50 und mehr Klaftern lang und 7 bis 10 Klaftern tief, zwiſchen den Inſeln, wo die Seehunde ihren Gang haben, ausgeſpannt werden. Der Diſtrikt bietet mehre herrliche Einbuchten und Fangſtellen, von denen Tingmineſtik-Fjord im Süden des oben angeführten Eisblinks, der Adlomerok oder Biörneſund, Fiſker-

Fjord im Norden von Fiskernaes, Kangeruarſuk oder Graede-Fjord, wo Grönländer wohnen, und Ikareſarſuk-Sund, eine große, von flachem ſandigem Lande umgebene, unbewohnte Bucht, die bedeutendſten ſind. Die guten Fangſtellen ſind faſt gar nicht beſetzt, da faſt alle im Diſtrikte lebende Grönländer zur Brüdergemeinde gehören, und ihre Häuſer ſo nahe als möglich beim Verſammlungshauſe Lichtenfels, der Herrnhuter Niederlaſſung, welche 1758 angelegt wurde, aufgeſchlagen haben, oft aber daſelbſt nicht ſelten Mangel an den nöthigſten Bedürfniſſen, und keine Produkte zum Verkauf übrig haben. Die Loge Fiskernaes liegt auf einer angenehmen, mit Gras bewachſenen Landzunge, unter 63° nördl. Br.; zu ihr gehören: Kikkertarſoak oder Ravens-Storöe, Ströms und Tulluarteliköe, kleine Eilande vor dem Eisblink, wo gute Fangſtellen auf Seehunde ſind, und Kangeitſiak-Öer, eine Gruppe kleiner Inſeln und Vogelklippen, welche ſich vom Biörneſund bis zur Miſſion Lichtenfels ziehen.

4) Der Diſtrikt Godthaab zieht ſich nördlich von Fiskernaes, vom drei Brüderhafen bis zum Kap Alamik, einem Ausläufer des Berges Tikarnak. Godthaab iſt die älteſte Niederlaſſung in Grönland, und wurde zuerſt von Hans Egede 1721 auf der Inſel Kangek, die von den Dänen Haabets-Öe (Hoffnungs-Inſel) genannt wurde, gegründet, 1728 aber auf das feſte Land, unter 64° 30′ nördl. Br., verlegt. Der ganze Küſtenſtrich iſt durch tiefe Einſchnitte, Buchten und Fjords in ein Konglomerat von Inſeln geſchieden; die vornehmſten Buchten ſind: Ikerae-Bure-Fjord, im ſüdlichſten Theile des Diſtrikts; Praeſte-Fjord, im Norden von jenen; die 10 Meilen lange und 2 Meilen breite, im Innern ſich in zwei Arme theilende Amaraglik-Fjorde, die ſich am Ekalluit oder Junggeſellenberg endigt, und der Balls-Revier, eine große Fjorde, die ſich von den äußerſten Inſeln, 13 — 14 Meilen weit und an manchen Orten 2 Meilen breit, mehre kleine aber tiefe Buchten bildend, nordoſtwärts in's Land erſtreckt; in einem Bezirk von 3 Meilen liegen hier einige hundert kleine Eilande und Klippen, die den Namen Kookörnen führen. Zwiſchen den Balls-Revier und Haabets-Öe iſt die gewöhnliche Einfahrt, welche von vielen kleinen Inſeln umgeben, und von dem ſogenannten Weſterland, welches durch einen engen Sund von dem feſten Lande abgeriſſen iſt, begrenzt wird. In dieſem Sunde halten die Grönländer zur Herbſtzeit den beſten Seehundsfang. Gegen Süden ſind die Kookörnen durch eine andere Einfahrt, die das Südergaat genannt wird, von einer Menge großer Inſeln, als: der Blau-, Raben-, Ryper-, Götzen- und Holzinſel, zwiſchen welchen eine Durchfahrt iſt, die der Hamburger Sund heißt, geſchieden. Eine Viertelmeile weſtwärts herum liegt die grönländiſche Brüdergemeinde Neu-Herrnhut, welche 1733 gegründet wurde, und unweit derſelben, nördlich, die Kolonie Godthaab, welche, außer dem Hauptgebäude der Compagnie, aus einem Magazin, einer Schmiede und einem Brauhauſe beſteht. Nicht weit davon, nach dem Revier zu, ſteht die Kirche an einem Bache, und rings umher zerſtreut die Wohnungen der Grönländer. Eine Meile weiter, um die Point herum, an welcher man während der Winternachtzeit viele Eidervögel zu ſchießen pflegt, liegt, im Revier, die Inſel Saalberg, deren hohe Bergſpitze man auf 20 Meilen weit ſehen kann, und weiter nach Nord-Oſt und Oſt, die Bäreninſel, die Storinſel, das Eiland Aupillartok, welche 4 — 5 Meilen lang, und ſehr hoch ſind, und mit den Halbinſeln oder Landzungen Inuguatuk und Ujaraksoak, den Balls-Revier in mehre Fjorde theilen. Nördlich von Godthaab liegt das Eiland Kangarſack, die Selikſutöer und Piſſukbitöer, welche reich an Seevögeln ſind, und herrliche Fangplätze für Seehunde bieten, und am feſten Land die grönländiſchen Wohnplätze Okoarikſok und Piſſukbit, mit reichen Fangſtellen. Die beſte Fiſcherei und der reichſte Robbenſchlag des Diſtrikts findet indeß in der

Amaroglik-Fjord, südlich von Neu-Herrnhut, statt, in deren Umgegend man die Ueberreste alter Wohnungen entdeckte. Bei Naviangoit, einem Nebenarm des Balls-Revier, bricht man Talksteine, aus denen die Grönländer Lampen und Kessel verfertigen, und einen nicht unbedeutenden Tauschhandel mit denselben nach den benachbarten Kolonien treiben.

5) Der Distrikt Sukkertoppen, im Norden von Godthaab, erstreckt sich von Alamik, im Süden, bis zum Kap Dronning Anna, im Norden. Die Kolonie wurde 1755 unter den Namen Sukkertopp von dem Kaufmann Olsen angelegt, aber 1783 unter dem Namen Ny-Sukkertoppen weiter südlich verlegt. Drei spitzige Berge, die in der Ferne einem Zuckerhute gleichen, und den Schiffern ein sicheres Zeichen zum Einlaufen sind, haben die Veranlassung zu dem Namen dieser Kolonie gegeben. Die Gegend ist sehr dürr und kahl, der Hafen aber ist einer der besten und sichersten im Lande, liegt nur eine Viertelmeile von der See. Der Distrikt ist nur spärlich bevölkert, obgleich die Küsten und Fjords sehr reich an Fischen, Seehunden und Vögeln ist, und auch öfters Wallfische sich zeigen. Die in's Land einschneidenden Buchten sind, vom Süden an gerechnet: die Hay-Bay, die Silde-Bay, die Zwillings-Bay, die sich im Innern in zwei Fjorde theilt, von denen die südliche den Namen Nappasok oder Puste-Fjord führt; Isertoks oder Cockin-Fjord; Ny-Sukkertoppen; Danmarks-Hafen, Sukkertoppen oder Möllers-Fjord, auch Ikek genannt; Evigheds- und Sermeliks-Fjord; Mathiesensbay; Söndre-Strömsfjord Pa oder Quinde-Fjord, und Itibliks-Fjord, welche beide den Anders-Olsens-Sund bilden, und durch die in denselben liegende große Insel Omenak in zwei Fjords geschieden werden. Zu dem Distrikt gehören ferner: die Kragöer, eine Menge kleiner Vogel-Eilande, die sich von der Hay-Bay bis zur Zwillings-Bay ziehen; das Eiland Nappasok oder Nepisot in der Mündung der Zwillings-Bay, auf welcher im Jahr 1724 eine Loge zur Handlung und eine Wallfischerei angelegt, das Jahr darauf aber wieder verlassen wurde; im Jahre 1729 wurde zwar hier wieder eine neue Ansiedelung begonnen, aber bald darauf wieder verlassen und die Häuser niedergerissen; Kangersuk, ein kleines Eiland im Süden von Isertoks; Spanjol-Öer, südlich von Ny-Sukkertoppen; Sermesok oder Hamburgerland, eine Insel im Norden von Ny-Sukkertoppen; ihr gegenüber liegen auf dem festen Lande die beiden hohen Berge Suillasorbik-Field und Dragkiste-Field oder Iglolik; die Warte, ein hoher Felsen von Mathiesensbay; Storöe, ein Eiland in der Mündung Quinde-Fjord; das Eiland Kikketarsoak oder Simiutaets, mit der Loge Kirgurtursuk, mit gutem Wallfischfang; Omenak, eine große Insel im Anders-Olsens-Sund, auf welcher man gutes Gras und viele Seevögel, und an der Küste Treibholz, Fische und Seehunde findet. Es sind mehre grönländische Wohnplätze auf derselben, und westlich von ihr liegt das Eiland Kap Burnitt. Auf Omenak findet man viel Asbest, Krystalle, rothe Farberde und etwas weißen Marmor, so wie einige Ueberreste alter Wohnungen.

6) Der Distrikt Holsteinborg ist der nördlichste des südlichen Inspektorats, und erstreckt sich vom Kap Dronning-Anna, im Süden, bis zur Nordre-Strömsfjord-Nersutok oder Rommelpotten-Brederansies-Fjord, der Inspektoratsgrenze im Norden. Die Kolonie wurde 1759, unter 66° 45′ nördl. Br., angelegt, und zu Ehren des damaligen Präsidenten des Missions-Kollegiums, Grafen von Holstein, benannt. Der Distrikt wird durch folgende Einbuchten durchschnitten, die sich 15, 20, ja bis 25 Meilen weit in's Land erstrecken: Lille-Ikkertok, im Norden des hohen Berges Kingarsoak oder Naesfield, welcher als Kap Dronning-Anna ausläuft; Store Ikertok oder König Chri-

stians-Fjord, im Norden der vorigen; Ramels-Fjord, in deren Mündung eine Insel liegt, welche zwei Einfahrten in die Bucht gestattet, die südliche führt den Namen Nepesine-Fjord, die nördliche Amertlok; im Norden dieses letzteren liegt die Kolonie Holsteinborg; Nord- und Süd-Kangerdluarsuk-Fjord, im Norden des Kap Dronning-Sophia; Süd-Isertoks-Fjord; Isertok oder die Südbay-, auch Nordre-Isertoks- oder Cunninghams-Fjord genannt, eine Einbucht, die sich in einem nach Süd-Ost gekrümmten Bogen gegen 25 Meilen weit in's Land zieht; hier hatten früher die Wallfischfänger ihren besten Hafen, und sammelten sich hier nach vollbrachtem Fange, um in Masse nach dem Vaterlande zurückzukehren. Im Jahre 1766 wurde hier eine Kolonie angelegt, die aber, seit Holsteinborg in Aufnahme gekommen ist, nur von einem Händler bewohnt wird, der von den wenigen hier herum lebenden Grönländern den Speck einsammelt; und Nordre-Strömsfjord-Nersutok, die nördliche Grenze des Inspektorats, welche sich zwischen den Bergen Tetsimatak im Süden, und Innuksuk-Naes im Norden öffnet. Zu dem Distrikte gehören die Eilande: Ikertokföer, Fugleöer, Knight-Insel, und Simiutak und Iglorsoit vor der Nersutokfjord, nördlich vom Kap Dronning-Amalia.

Das nördliche Inspektorat

erstreckt sich vom 67° 40′ nördl. Br. bis zum 73° nördl. Br., und umfaßt folgende 7 Distrikte:

1) Distrikt Egedesminde, zieht sich von der Südgrenze bis zur großen Disco-Bucht im Norden, und besteht eigentlich aus sechs langen Landzungen, die durch tiefe Einbuchten von einander getrennt werden. Die Nordre-Strömsfjord-Nersutok bildet die Südgrenze, ihr folgt im Norden Ekallursoit-Fjord, wo eine ausserordentliche Menge Lachse gefangen wird, und wo früher die Häuser der Kolonie standen. Eine halbe Meile von der Fjord nach Norden liegt der 12 Meilen lange, nach Osten sich in's Land erstreckende Ekallursoit- oder Gieseke's-See, in einer reizenden Landschaft. Aus diesem See ergießt sich ein großer Strom in's Meer, der so reich an Lachsen ist, daß in der Lachszeit oft 3.500 Stück in Zeit von 8 Tagen daselbst gefangen wurden. Nördlich von diesem öffnet sich Okutelik-Fjord; nördlich von Isisortok-Naes: Illugalik oder Fettighuus-Fjord; nach dieser Atanarme-Fjord; Auluſaviks-Fjord, deren innerer Theil den Namen Tessiursak-Bay führt, und Mangamiut-Fjord, welche durch den Nivoak-Sund mit der Süd-Ost-Bay, dem innersten Winkel der Disco-Bucht, in Verbindung steht.

Die Kolonie Egedesminde wurde 1759 von Kapitän Egede gegründet und seinem Vater zum Andenken so genannt, sie liegt in der großen Disco-Bay, unter 68° 20′ nördl. Br., und besteht aus sehr vielen großen und kleinen Inseln. Die eigentliche Niederlassung ist auf der Insel Ausiet, wo auch die Kirche steht; zwischen dieser und der Fuchsinsel (Raevöe) ist ein vorzüglich sicherer Hafen, wo jährlich viele Seehunde, vorzüglich in Netzen, gefangen werden. Außer der Kolonie befinden sich im Distrikt noch zwei Außenstellen (Udliggerstedder): Rifkol und Wester-Eiland, wo einzelne Kolonisten angestellt sind, um den Grönländern ihre Produkte abzukaufen. Bei Rifkol, auf der Nordseite der Insel Nunnursoak oder Omanarsuk ist ein geräumiger und sicherer Hafen, der 1793 angelegt wurde; die vorzüglichsten Produkte der hiesigen Loge sind Fischthran und Barden. Die Insel Akkonak ist eine reiche Fangstelle, und war vor 1785 sehr bewohnt, aber eine Seuche raffte 1785 und 1786 fast alle Einwohner hinweg, und die Grönländer sind nicht zu bewegen, sich wieder an einem solchen Orte niederzulassen. Noch gehören zum Distrikt: das

Eiland Akfik, vor der Ekallurſoit-Fjord; die Wilde Inſel, nördlich vom Kap Wylie; die Eilande Akonak und, Tattaranguit, beide im Oſten von Rifkol; Simiutuluk und Simiutarſoak, vor der Atanarme-Fjord; Sungargarſuk, nördlich von der Ineukſulik- oder Bärenſpitze im Nord-Bay-Havn; Akudlek; die Bunke und Hundeinſeln, eine Gruppe von 22 Eilanden in der Disco-Bucht, mit bedeutendem Wallfiſchfang, und einer Anlage oder Außenſtelle auf Hunde-Eiland.

2) Der Diſtrikt Chriſtianshaab, nördlich von Egedesminde, im Innern der Disco-Bay; die Kolonie wurde 1734 in der Büre-Bay angelegt, und 1752 vier Meilen weiter nordwärts verſetzt; in demſelben Jahre wurde zugleich die dazu gehörige Loge Claushavn gegründet. Der Diſtrikt bietet einige gute Häfen, hat guten Seehund- und Wallfiſchfang, letzterer iſt aber weniger ſicher und lohnend, als weiter weſtlich in die Disco-Bucht hinein. Dicht vor Chriſtianshaab liegt die von kleinen Eilanden umgebene Grüne Inſel, mit herrlichen Fangſtellen; weiter weſtlich die Kronprinzen-Inſel, mit Whale-Islands, eine Anlage in der Disco-Bay, welche bereits 1788 gegründet wurde, und woſelbſt bedeutender Wallfiſchfang getrieben wird. Die Gruppe beſteht aus einigen 50 größeren und kleineren Inſeln, auf welchen es viel Löffelkraut und vorzüglich gute Thonerde giebt. Die Kronprinzen-Inſel liegt unter 63° 54′ nördl. Br.′ hat eine gute Bucht, mit drei Fahrwaſſern. Die Einwohner ſind der Gouverneur, ſeine Frau und Kinder, 6 Dänen und 100 Eingeborene, die während der günſtigen Jahreszeit zum Fange der Robben und Wallfiſche gebraucht werden.

3) Der Diſtrikt Jacobshavn, ebenfalls im Innern der Disco-Bay und im Norden von Chriſtianshaab, iſt nur von geringer Ausdehnung. Die Kolonie wurde 1741 an der Maklykuyt-Fjord gegründet, liegt unter 68° 48′ nördl. Br., beſitzt eine Kirche und treibt einen anſehnlichen Handel mit Speck, Thran, Bälgen und Eiderdunen. Südlich von ihr liegt die Iſe-Fjord, die ehedem ein offener Sund geweſen ſeyn ſoll, jetzt aber ganz mit Eis verſtopft iſt. Von ihr aus kommen jährlich die größten Eisberge geſchwommen, und doch iſt die Nachbarſchaft der Fjorde ſehr bevölkert. Im Norden der Kolonie iſt Okaitſut, ein guter Hafen und Fangſtelle, und einige Meilen weiter nördlich: Ikareſak, eine ebenfalls mit Eis verſtopfte Fjorde.

4) Der Diſtrikt Godhavn; dieſer Diſtrikt umfaßt die große Inſel Disco und alle umherliegende Eilande. Die Inſel ſelbſt liegt unter 69° 25′ bis 70° 20′ nördl. Br. und hat gegen 80 Meilen im Umfange; das Land iſt hoch, oben flach und mit Eis bedeckt, gibt einen ſehr guten Fang an Wallfiſchen und Seehunden, und wird jährlich von vielen Holländern und Engländern beſucht. Durch die Waigattſtraße wird Disco vom feſten Lande, und durch den Mallegat-Sund von der Haſeninſel geſchieden, die Oſtküſte bietet nur geringe Einbuchten, oder vielmehr nur unbedeutende Küſtenbiegungen, die Weſtküſte hingegen wird durch Fjords durchſchnitten, von denen Kankerdluk-Disco-Fjord die ſüdlichſte iſt; ihr folgt die Lare-Bay, Mellen-Fjord, Nord-Fjord und Raingriſät oder Peters-Fjord, und beim Nordhuk, der nördlichſten Spitze der Inſel, eine kleine Einbucht, welche einen ſicheren Hafen bietet. Die Kolonie Godhavn liegt auf der Südweſtſeite der Inſel, und hat in der Nähe einige gute Fangſtellen: Kanarſuk-Tange und Naviarſoit. Das Eiland Kikertak, in der Mündung des Kankerdluk-Disco-Fjord, reich an Seehunden; Koroſak, eine Vogelklippe; und im Norden die Haſeninſel, unter 70° 26′ 17″ nördl. Br., mit dem Hafen Arferurſak, woſelbſt ein gewöhnlicher Sammelplatz der Wallfiſchfänger iſt. Bei Okulliaverſoak, im Süden der Inſel Disco, iſt ein Steinkohlenbruch, aus welchem die Niederlaſſungen mit Brennmaterial verſehen werden.

5) Der Distrikt Ritenbenk, östlich von der Disco-Insel und nördlich von Jacobshavn, zieht sich längs der Disco-Bucht und der Waigatstraße bis nach Alt-Omenak auf der großen Halbinsel Majoarsoeitsiak, deren südliche Hälfte zu diesem Distrikt, die nördliche zu dem Distrikt Omenak gehört. Die Kolonie Ritenbenk, welche 1755 vom Kaufmann Dalager gegründet wurde, liegt auf der großen Insel Aglekte oder Erbprinzeninsel, zwischen Disco-Eiland und dem Festlande; sie treibt vorzüglich Wallfischfang, und erhandelt von den Einwohnern des Festlandes viel Seehundsspeck und Seehundsfelle. Auf der Insel sind mehre ansehnliche Fangstellen, unter denen Akpanel, Klokkerluik und Adlutok die bedeutendsten sind. Im Nord-Ost beschreibt das Festland einen tiefen Bogen, die Swarte Vogelbay, eine herrliche Stelle für Wallfischfänger; weiter nach Nord-West ist die Bucht Ponisät, mit der Insel Niakornak und die Bucht Sappulit, und höher hinauf, an der Waigat, die Eilande Sakak und Inmarsoit, die Bucht Pakitsoarsuk und die Fangstelle Makkak, bei welcher ein kleiner Fluß einmündet. An mehren Orten des Distrikts, namentlich aber auf der Erbprinzeninsel, findet man vorzüglich schöne Oelsteine.

6) Der Distrikt Omenak, im Norden von Ritenbenk, umzieht die große Einbucht Omenaks-Fjord oder die Jacobsbay, die wahrscheinliche Verbindung zwischen der Baffins-Bay und dem Eismeere. Die Fjorde erstreckt sich über 30 Meilen weit nach Süd-Ost ins Land, hat eine Breite von 5 — 8 Meilen, und ist in ihrem innersten Winkel mit ewigen Eismassen verstopft. Im Süd-West wird die Halbinsel Majoarsoeitsiak, im Nord-Ost vom Festlande begrenzt; die Halbinsel bietet auf dieser Seite keinen Hafen, aber mehre gute Rheden, das gegenüber liegende Festland aber mehre große Einbuchten, unter denen die Kariak-Bay, die mit Eis verstopfte Fjorde Inretten, die nach Berichten der Eingebornen ebenfalls mit der Ostküste in Verbindung stehen soll, und Rangerdluarsuk oder Bläsefjord, die bedeutendsten sind. Die Kolonie Omenak, vormals Noogsoak genannt, wurde 1785 von dem Kaufmann Brunn gegründet, und liegt auf einer kleinen Insel in der Omenaks-Fjord, unter 70° 55′ nördl. Br. Sie hat eine Kirche und zeichnet sich durch vorzüglichen Seehundsfang aus, der von den Grönländern im Kajak und auf dem Eise, von der dänischen Besatzung aber mit Netzen, die durch die Oeffnungen im Eise hinabgesenkt werden, betrieben wird. In der Fjorde liegen außerdem: die Insel Upernavik und die Unbekannte Insel, im Eingange der Fjord, letztere mit zwei hohen, den Schiffern zum Zeichen dienenden Eisbergen; das Eiland Torsukalek, im Norden von Omenak; Okesikfak, westlich, und die Eilande Saitut, südöstlich von den vorigen; Sedliarusät, Eiland, in der Kariak-Bay, und die beiden, fast fortwährend mit Eis bedeckten Ikaresak und Tellerok, im innersten Winkel der Fjord. Längs der Nord-Westküste der Halbinsel liegen die Fangplätze Niakornak, Kanneisut, Vier-Insel-Point und Alt-Omenak, und die Eilande Noorsoak, Iteiak und Kitlinerup-Kikertak. Auf der Ostküste des Festlandes findet man mehre Steinkohlenbrüche, welche die Kolonie mit diesem Bedürfnisse versehen.

7. Der Distrikt Upernavik, die nördlichste aller dänischen Niederlassungen, wurde im Jahre 1790 angelegt und zu einer von der Loge Godhavn abhängigen Anlage gemacht, weil die Besegelung mit zu vielen Schwierigkeiten verknüpft war. 1806 wurde sie zu einer unabhängigen Kolonie erhoben, nachher während des Krieges aber gänzlich verlassen und erst später wieder errichtet. Der Distrikt erstreckt sich vom Kap Cranstown, dem nördlichsten Punkt des Distrikts Omenak, bis zum Kap Wilcox, am Eingang des Ikaresarsuk-Sundes und umschließt, in einem großen nach Nordosten gerichteten Bogen, den inselreichen Horn-Sund. Das feste Land im Osten

jenes Sundes ist, weil Inseln und Eis die Annäherung verhindern, vom Black Hook oder Swartehuk, unter 71° 33′ nördl. Br., bis zur Einbucht Ikkek, unter 73° 15′ nördl. Br., nur wenig bekannt. Von hier an bis zum Kap Wilcor, wo der Innersoak oder Mewenfels, von den Engländern der Teufelsdaumen genannt, sich erhebt, bietet die Küste, die hier den Namen Karsarsak führt, mehre gute Einbuchten, unter denen Tessiarsuk und die Kingstonbay, die bekanntesten sind. Die Kolonie Upernavik liegt im Norden des Horn-Sundes, an der Bucht Tessiarsuk, unter 72° 55′ nördl. Br., und treibt ansehnlichen Handel mit Speck und Dunen. Längs der Küste des Distrikts ziehen sich, von Süden an, die Schaal-Insel oder Kap Lawson, ein hohes Eiland, im Norden von Sigjuk oder dem Black Hook; nördlich von dieser die Große Insel oder Dark Head; ihr folgen die Flachen Inseln, eine Gruppe von einigen 20 größern und kleinern Eilanden, an welche sich im Norden Kasarsuak und Saundersons Hope, eine hohe, mit Eisbergen bedeckte Insel anschließt; im Norden von diesen: Kap Upernavik, ein Konglomerat von Inseln und Klippen, die reich an Seehunden sind und in deren Nähe viele Wallfische gefunden werden, und nördlich von diesen die Frauen-Inseln. Vor der Kolonie Upernavik liegen die Buchan-Inseln; in der Kingston-Bay: Kap Shakleton, drei kleine Eilande, und zwischen dieser Bay und dem Kap Wilcor: die Insel Ujortlit, die Baffins- und Zuckerhut-Inseln.

Vom Ikaresarsuk-Sund, wahrscheinlich einer Verbindung der Baffinsbay mit der Ostküste, oder des Eismeeres bis zum Kap Melville, gehen zwar dänische und holländische Wallfischfänger, doch haben auf diesem Küstenstrich die Dänen keine Außenstellen. Eidervögel, Eisbären, Seehunde und Wallfische sind zwar daselbst in Menge anzutreffen, doch bezeigte bis jetzt noch kein Unternehmer Lust, hier eine Niederlassung anzulegen, da das Land aus lauter Felsen und Eis besteht, und fast nicht ein Hälmchen Gras hervorbringt. Kapitän Roß und Andere, die längs der Küste heraufsuhren, fanden an derselben: Allisons-Bay, im Norden des Ikaresarsuk-Sundes; Nulloks-Näs oder die Pferdekopfspitze (Horses Head), unter 74° 20′ nördl. Br., die Rothkopfspitze (Red Head), unter 74° 35′ nördl. Br., die Duneira-Bay, mit Kap Siddon im Süden und dem Kap Walker und Kap Lewis im Norden, unter 74° 48′ nördl. Br., vor welcher sich die Browns-, Sabine- und Thorn-Inseln, eine Gruppe von Eilanden, die zusammen den Namen Linné-Inseln führen, hinziehen; das Kap Murdach und Kap Morris, die Melville-Bay, unter 55° 12′ nördl. Br., mit den Skene-Inseln und das Kap Melville mit Melville's Monument, unter 75° 33′ 20″ nördl. Br. Die steilen Höhen am Meere fand Roß hier 1.000 bis 2.000 Fuß hervorragend, oft ganz von Schnee frei und eine Menge von Fragmenten, wie Ruinen aufgehäuft, zu ihren Füßen.

Melville's Monument ist ein auffallender Spiralfelsen, in der Mitte der Bay und unweit desselben sind, dicht unter dem Lande, die kleinen Sabine-Inseln, unter 75° 59′ nördl. Br.

2. Die arktischen Hochlande.

Der nördliche Theil Grönlands, die arktischen Hochlande, liegen im nordöstlichsten Winkel der Baffinsbay und erstrecken sich vom 76° 5′ bis zum 77° 55′ nördl. Br. vom Kap Melville im Süden bis zum Smiths-Sund im Norden, und ist im Süden sowohl wie im Norden und Osten durch hohe Gebirge, die Duneira-Gebirge, eingeschlossen. Das Innere des Landes ist ein Konglomerat von Gebirgen,

Felsen, Gletschern und Eismassen, das sich allmählig von der Höhe des Rückens zur Bay hinabsenkt, die es wieder unregelmäßig, aber noch in bedeutender Höhe, erreicht, indem die Klippen an der Baffinsbay von 500 bis 1.000 Fuß hoch sind. Zwischen den Klippen sind tiefe, mit Schnee gefüllte Schluchten, mit Spuren von Strömen. Die Oberfläche des Landes besteht aus verwittertem Glimmer, Kieß und Moorboden; die Vegetation ist dürftig, von gelblich grüner Farbe, größtentheils Moose und Flechten, mit brauner Haide vermischt. Die hohen Klippen sind das ganze Jahr über mit Eis bedeckt, und der untere Theil derselben nur kümmerlich mit Moos und Flechten überzogen: Granit, Gneis und Glimmerschiefer sind vorherrschend, von Metallen fand man nur Meteoreisen, auch hin und wieder Spuren von Steinkohlen. Die schmalen Thäler bringen nichts als Moose, Haiden und grobes Gras hervor, aber weder Bäume noch Sträucher. An Wild bemerkte Roß: Eisbären, Füchse verschiedener Art, und Hasen, an den Küsten aber alle Wasserthiere, die der südliche Theil der Baffinsbay ernährt, und die an den Küsten der dänischen Niederlassungen gefunden werden; Wallfische und Robbenarten und wildes Geflügel aller Art, besonders in außerordentlicher Menge. Die Küste des arktischen Hochlandes scheint nur spärlich bewohnt zu seyn; Roß sah nur einige der Eingebornen, die ihm berichteten, daß sie unter einem Oberhaupte ständen, das zu Petowak, in der Nähe einer großen Insel, residire.

Die Kleidung der Bewohner der arktischen Hochländer besteht aus drei Stücken, die sie zusammen unter dem Namen Tunnick begreifen, das obere Stück ist aus Robbenhaut verfertigt, das Rauhe auswärts gekehrt und hat Aehnlichkeit mit dem Weiberwamms der südlichen Grönländer, indem es blos nach oben zu eine Oeffnung hat und das Gesicht frei läßt. Unten ist es wie ein Hemd geformt, geht aber hinten und vorn in eine zungenähnliche Spitze aus; die daran befindliche Kappe ist mit Fuchsfell zierlich verbrämt und kann nach Bequemlichkeit auf die Schultern zurückgeschlagen werden. Das Oberkleid ist durchaus mit Eidervogel- oder Alkfellen gefüttert, und da dieses Futter unten dicht zugeht und oben bei der Brust offen ist, so dient es zugleich als Tasche. Das mittlere Kleidungsstück reicht oben bis ans Knie und ist nach oben zu so unbehaglich klein, daß im Rücken die Haut entblößt wird, es ist von Bären- oder Hundsfell gemacht und mit einem Riemen befestigt. Die Stiefeln sind von Robbenfellen, mit einwärts gekehrten Haaren; die Sohlen mit Wallroßhaut überzogen, sie reichen über die Knie und stoßen mit dem mittlern Kleidungsstück zusammen. Der ganze Anzug wird von den Weibern verfertigt, die Nadeln sind von Elfenbein oder Wallroßzähnen und gespaltene Robbensehnen dienen statt des Zwirns; die Näthe sind so fein, daß man sie kaum sehen kann. Im Winter, oder wenn das Wetter kälter wird, umhängen sie sich mit einer Art Mantel von Bärenfellen.

Wie stark die Einwohnerzahl des arktischen Hochlandes ist, war nicht zu erforschen, da die, mit welchen Roß zusammenkam, nicht weiter als fünf zählen und nur sagen konnten: „Viel Volk,“ indem sie dabei nach Norden wiesen. Ihre Abstammung liegt ebenfalls in einem undurchdringlichen Dunkel. Sie wohnen von allen, die entdeckt worden sind, in einem bei weiten entferntesten Winkel der Welt und haben keine Kenntniß von etwas anderm, als was in ihrem eigenen Lande erzeugt oder gefunden wird; noch weniger besitzen sie irgend eine Tradition oder Sage, wie sie, oder woher sie auf diesen Fleck gekommen sind. Sie hatten sich bis zu Roß's Ankunft für die einzigen Bewohner des Weltalls, und die ganze übrige Welt für eine bloße Eismasse gehalten. Die Wohnungen der arktischen Grönländer bekam Roß nicht zu sehen, aber nach der von den Eingebornen gemachten Beschreibung scheinen sie immer nahe an der Seeküste auf einer Stelle angelegt zu werden, welche am wenigsten Gefahr hat, im Schnee zu verschütten. Die Häuser sind ganz von Steinen gebaut, die Mauern gehen 3 Fuß tief unter die Erde und stehen 3 Fuß oben hervor; das Dach hat die

Geſtalt eines Bogens und alle Luftlöcher ſind mit Schlamm verſtopft, Fenſter haben ſie nicht. Der Eingang iſt lang, ſchmal und faſt unter der Erde. Der Fußboden iſt mit Häuten bedeckt, auf denen ſie ſitzen oder ſchlafen; mehre Familien wohnen, wie im ſüdlichen Grönland, in einem Hauſe zuſammen und jede Familie hat, wie dort, eine aus Stein gefertigte Lampe an der Decke hängen, die ihnen zur Leuchtung, Beheizung und zum Kochen dient. Die Bereitung der Speiſen fällt allein den Weibern zu. Sie eſſen alle Arten Thierfleiſch, geben aber dem Seehund und dem Einhornfiſch (Narwhal) den Vorzug, weil ſie thranreicher und für ihren Gaumen wohlſchmeckender ſind. Auch Hunde werden von ihnen für ein vortreffliches Eſſen gehalten und man zieht ſie entweder als Maſtvieh oder zum Schlittenziehen. Ihre Waffen und Geräthe ſind die der ſüdlichern Grönländer. Von Booten und Kajaks hatten ſie nicht die geringſte Kenntniß, da gänzlicher Holzmangel in ihrer Gegend iſt und wegen fortwährenden Froſtes Kanoes nur kurze Zeit in dieſen Gewäſſern in Anwendung gebracht werden könnten. Ihre Schlitten ſind aus Fiſchknochen gemacht, die durch Riemen verbunden und gewöhnlich mit 6 Hunden beſpannt werden. Sie reiſen mit außerordentlicher Schnelligkeit und legen oft 50 bis 60 engl. Meilen in einem Tage zurück. Die Küſte des arktiſchen Hochlandes iſt nicht ſo eingeſchnitten als weiter im Süden.

An Buchten, Bayen, Vorgebirgen und Inſeln bemerkte Roß an der Küſte: zwiſchen Kap Melville und Kap York, die Prinz-Regenten-Bay, mit der Inſel Buſhnan, unter 76° 5′ nördl. Br., Kap Dudley Diggs, vor welchem eine kleine kegelförmige Inſel liegt; den Wolſtenholme-Sund, unter 76° 20′ nördl. Br., eine breite Einfahrt, welche im Weſten vom Kap White begrenzt wird, und in deren Mündung die Inſel Wolſtenholme und die Dalrymple-Klippe liegt; das Kap Stair; Booth-Sund, unter 76° nördl. Br., die vor demſelben liegenden Carys-Inſeln; das Kap Hoppner; dem Whale- oder Wallfiſch-Sund, mit dem Kap Parry im Süden und dem Kap Robertſon im Norden; das Kap Saumarez, vor welchem ſich die Hackluits-Inſeln hinziehen, und den durch ewiges Eis geſtopften Smiths-Sund, unter 77° 55′ nördl. Br., zwiſchen Kap Alexander und Kap Iſabella, den man als das nordweſtlichſte Ende Grönlands annehmen kann, obgleich Kapitän Roß es bezweifelt, und eine Verbindung Grönlands mit den weſtlichſten Polarländern vermuthet. Die über einander gehäuften undurchdringlichen Eismaſſen werden es für immer unmöglich machen, den Zweifel zu löſen, und ſo lange als ewiges Eis die Einbuchten und Fjords unzugänglich macht, und meilenbreite Eisgürtel die Küſten umziehen, wird Gröndland ſtets, und ſollte es auch wirklich mit North-Devon zuſammenhängen, als Inſel angeſehen werden müſſen!

3. Die weſtlichen Polarländer und Baffinsland.

Die weſtliche Küſte der ausgedehnten Baffinsbay begreift im Norden die weſtlichen Polarländer, und ſüdlich von dieſen ein Land, deſſen ſüdlichen Theil frühere Seefahrer als die Inſel Cumberland bezeichneten, dem Haſſel aber, nach dem Entdecker der Bay, den Namen Baffinsland beilegte.

Die weſtlichen Polarländer umfaſſen alles Land, welches im Weſten von Grönland, zwiſchen dem Smiths-Sund im Norden und dem Lancaſter-Sund im Süden gelegen iſt, und ſich vom 263° bis 305° öſtl. L. und vom 74° nördl. Br. bis hinauf zum höchſten Norden zieht, Baffinsland aber den ausgedehnten

Strich, der sich im Norden vom Lancaster-Sund bis zur Resolutions-Insel im Süden zieht, und zwischen 273° und 317° östl. L. gelegen ist.

Hier ist die Region des ewigen Eises! Noch war kein Europäer durch die erstarrten Gefilde gedrungen, und so viel unternehmende Seefahrer es auch schon seit den frühesten Zeiten versucht hatten, eine nordwestliche Durchfahrt in den Australozean aufzufinden, alle Versuche scheiterten, ohne ein günstiges Resultat herbeizuführen, und nur die Erdkunde gewann durch die von ihnen gemachten Entdeckungen; der Spanier Esteban Gomez und Aylan gehen 1524 vergeblich an den Küsten von Nordwest-Amerika hinauf, um eine Durchfahrt zu finden; das Schiff Dominus vobiscum unternimmt vergebens 1527 eine Reise nach dem Nordpol; der Spanier Corenado fährt 1542 nordwestlich bis an die Straße Anian und Alarcan versucht vergeblich dieselbe zu durchschiffen; 1544 unternimmt Juan Rodriguez de Cabrillos eine Fahrt nach der Nordwestküste, doch ohne Erfolg; Martin Chaque will 1555 Nord-Amerika umschifft haben; 1556 dringt der Mönch Urdanietta zwar bis zur Behringsstraße vor, doch wird das Daseyn dieser Straße, welche Asien und Amerika trennt, von den Spaniern geheim gehalten; Dithmar Bleffens versucht 1564 von Island aus den westlichen Weg zu finden; 1576 entdeckt Martin Frobisher die nach ihm benannte Straße und das noch immer unbekannte Land Meta, wo er Gold gefunden haben will und unternimmt im nächsten Jahre eine zweite Reise dahin, welche ihm aber mißglückte; 1577 versuchte Fenton vergeblich eine Nordwest-Durchfahrt; 1578 entdeckt Frobisher Hattons-Headland oder die Resolutions-Insel; 1580 suchen Arthur Pet und Charles Jakman, und 1583 Humphrey Gilbert vergeblich die nordwestliche Durchfahrt; 1586 entdeckt John Davis das Land Desolation, das Gebirge Raleigh, die Insel und Straße Cumberland, Dierskap, Walsingham, Kap Gods Mercy, Exeter-Sund und Tottneß-Road und im nächsten Jahre Davisstraße, die Londonküste, Warwiks-Foreland u. s. w.; Maldonado will 1588 durch die Straße Anian gegangen seyn, und eine nordwestliche Durchfahrt gefunden haben, und Juan de Fuca gibt ebenfalls vor, 1592 aus dem atlantischen in den Australozean gesegelt zu seyn; 1596 entdeckte Barentz die Bäreninsel und Spitzbergen, und Sebastian Vizcaino befährt vergebens die nordwestliche Küste Amerika's, um eine Durchfahrt zu finden; 1598 kommt George Weymouth in eine See, 100 Seemeilen von der Hudsonsstraße; James Hall und Godske Lindenau bestimmen 1605 mehre Punkte auf Grönland; 1606 landet Knight auf der Küste von Labrador und geht daselbst verloren; 1607 kommt Hall nach Kap Farewell und Hudson untersucht, auf seiner Fahrt nach dem Nordpole, Ostgrönland bis zum 73° nördl. Br., entdeckt auf seiner vierten Reise, 1610, Hudsonsstraße und die Hudsonsbay, woselbst er überwintert, aber getödtet wird; Jan Mayen entdeckt im nächsten Jahre die nach ihm benannte Insel und Jonas Poole geht, um eine Durchfahrt zu finden, bis zum 80° nördl. Br. hinauf; Thomas Button entdeckt 1612 in der Hudsonsbay den Nelsonsfluß, Southampton und Mancels-Insel und James Hall Cockinsund; Robert Bylot und Baffin untersuchen 1615 die Hudsonsstraße und finden Savage-Island, Mill-Island u. a.; 1616 beginnt Wilhelm Baffin seine Entdeckungen in der Baffinsbay, die er mit Bylot ganz umschifft und die Womens-Inseln, Horn-Sund, Kap Dudley-Diggs, Wostenholmes-Sund, Whale-Sund, die Hackluyts-Inseln, Smiths-Sund, Careys-Island, Aldermann-Jones-Sund und Lancaster-Sund bestimmt, aber keine Durchfahrt findet; Jens Munk sucht 1619 die nordwestliche Durchfahrt und überwintert in der Hudsons-Bay, wo die Mannschaft bis auf drei Mann durch den Skorbut aufgerieben wird; 1631 laufen die Briten Lucas Fox und Thomas James vergeblich in die Hudsonsbay ein, um eine nordwestliche Durchfahrt zu suchen; de Fonte und Bernarda rühmen sich 1640 einer gelungenen Durchfahrt, und obgleich solche bisher unter die geographischen Mährchen gerechnet wurden, möchten doch de Fontes Entdeckungen, durch Parry's

und Roß's letzte Reisen, große Bestätigungen finden; 1660 will der Portugiese David Melguer den nordöstlichen Weg um Asien, durch die Behringsstraße gemacht haben; der Brite James Knight wird 1719 mit zwei Schiffen unter George Barlow's und David Vaughan's Befehl, nach der Hudsonsbay gesandt, um eine nordwestliche Durchfahrt zu suchen, aber keines dieser Schiffe kehrt zurück; 1724 sendet die Grönlands-Gesellschaft zu Bergen ein Schiff ab, um die Davisstraße zu untersuchen; der Däne Veit Behring, in russischen Diensten, durchsegelt die nach ihm benannte Straße, welche Asien von Amerika scheidet; 1743 setzte das britische Parlament eine Prämie von 20.000 Pfd. Sterling auf die Auffindung einer nordwestlichen Durchfahrt von der Hudsonsbay aus; die Briten William Moore und Francis Smith durchsuchen 1746 vergeblich die Hudsonsbay nach einer Durchfahrt und erforschen einige Theile der Welcome-Bay und des Wagersflusses; der Nord-Amerikaner Charles Swaine segelt 1753 auf die Entdeckung des Nordwestwegs aus, doch ohne Erfolg; der Brite Christopher untersucht 1761 und die folgenden Jahre Chesterfields-Inlet an der Hudsonsbay, findet aber keine Durchfahrt; 1769 will der Däne, Baron von Ulhefeld, eine Durchfahrt aus der Hudsonsbay in den Australozean gefunden haben; 1771 entdeckt Hearne die Mündung des Kupferminenflusses und den Polarozean; der Nord-Amerikaner Wilder unternimmt eine vergebliche Fahrt zur Aufsuchung einer nordwestlichen Durchfahrt; 1773 machte Phipps einen erfolglosen Versuch, den Nordpol zu erreichen; das britische Parlament trifft 1776 hinsichtlich der Prämie von 20.000 Pfd. Sterling, die auf die Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt aus der Hudsonsbay gesetzt war, einige Abänderungen, und verspricht demjenigen Seefahrer, der weiter nördlich eine Durchfahrt finden wird, 5.000 Pfd. Sterling; zu gleicher Zeit untersucht der Brite Richard Pickersgill die Baffinsbay, bis zum 68° 10′ nördl. Br.; 1777 untersucht zu gleichem Zwecke Walter Young die Baffinsbay bis 72° 42′ nördl. Br.; James Cook 1778, geht durch die Behringsstraße bis 70° 44′ nördl. Br. und bestimmt mehre Punkte der Nordwestküste; Mackenzie sieht bei der Mündung des nach ihm benannten Flusses den Polarozean 1789 offen vor sich liegen, und zu derselben Zeit sucht Malaspine zwischen 53° und 60° nördl. Br., eine Durchfahrt aus dem Austral- in den atlantischen Ozean; 1791 bis 95 unternimmt der Brite George Vancouver seine Entdeckungsreise an der Nordküste; der Deutsche Kotzebue geht 1815 durch die Behringsstraße an der nördlichen Küste von Amerika heraus; John Roß untersucht 1818 die Baffinsbay, kehrt aber, ohne eine Durchfahrt entdeckt zu haben, nach England zurück; zu gleicher Zeit suchen David Buchan und John Franklin auf der Ostküste von Grönland den Nordpol zu erreichen; 1819 bis 1820 entdeckte endlich der Brite William Edward Parry die nordwestliche Durchfahrt durch den Lancaster-Sund und die Barrowstraße in dem durch Eis verschlossenen Polarozean und John Franklin sucht zu Lande die Küste desselben zu erforschen; im nächsten Jahre geht Parry auf neue Entdeckungen aus, findet die von ihm benannte Halbinsel Melleville und die Meerenge Fury und Hecla; 1822 und 1823 verfolgt Franklin auf einer zweiten Reise zu Lande die Küste des Polarozeans von der Mündung des Mackenzieflusses bis zum Kap Back, während Dr. Richardson die Küste zwischen den Flüssen Mackenzie und Hearne aufnahm; von 1822 bis 1825 unternimmt Parry seine dritte Reise und dringt in die Prinz Regents-Einfahrt bis zum 72° 30′ nördl. Br. vor, verliert die Fury und kehrt ohne Erfolg zurück; 1823 bis 1826 versucht Beechy durch die Behringsstraße nach Osten vorzudringen, erreicht den 71° 23′ 30″ nördl. Br. und den 156° 21′ 30″ westl. L. von Gr., so daß zwischen seinen und Franklins Entdeckungen ungefähr noch 150 Meilen unerforscht bleiben; Parry macht 1827 einen vergeblichen Versuch zum Nordpol vorzudringen; von 1829 bis 1833 unternimmt Sir John Roß eine neue Entdeckungsreise zur Auffindung einer nordwestlichen Durchfahrt, entdeckt King Williamsland, die Landenge und die

Halbinsel Boothia Felix, den Golf von Boothia, den Westsee von King William und die richtige Lage des nördlichen magnetischen Pols, und erweißt auf die Frage einer nordwestlichen Durchfahrt, daß durch die Prinz Regents-Einfahrt oder südlich vom 74° nördl. Br. keine Durchfahrt besteht.

Parry, Roß, Beechy, Franklin, Richardson und Back führten die westlichen Polarländer in die Erdkunde ein, weniger bekannt ist es aber, daß die Frage der nordwestlichen Durchfahrt, welche seit der Reise des Kapitän Phipps 1773 geruht hatte, durch den talentvollen Seefahrer William Scoresby, der 1817 einen Grönlandsfahrer befehligte, jetzt aber als achtbares Mitglied der Kirche von England in Exeter lebt, von neuem wieder angeregt wurde, und die Regierung veranlaßte, die Lösung derselben zu unternehmen.

In nachstehender Uebersicht betrachten wir die westlichen Polarländer und das Baffinsland als ein Gebiet, und gehen, nachdem wir die Länder an der Westküste der Baffinsbay: North Devon, Prinz Wilhelms Land, North Galloway, North Air und Cumberland bis herab zur Insel Resolution und der Hudsonsstraße kennen gelernt haben, nach den westlichen Ländern über, die uns Parry und Roß durch ihre Reisen aufgeschlossen: die North Georgien Islands; Banksland, Boothia Felix, König Wilhelms Land, und die Halbinsel Mellville. Alle andere westlich gelegene Polarländer ziehen wir zum Festland von Nord-Amerika und erwähnen hier nur den Theil des nördlichen Amerika, welcher sich zwischen der Chesterfield-Einfahrt im Südost und der Bathurst-Einfahrt im Nordwest hinzieht, und mit König Wilhelms Land, Boothia Felix und des Halbinsel Mellville zusammen zu hängen scheint.

1. North Devon,

das Land auf der Nordwestseite der Baffins-Bay, welches sich vom Smiths- bis zum Lancaster-Sunde im Süden zieht, und im Westen wahrscheinlich vom Wellingtons-Kanale begrenzt wird. Ob das Land mit Grönland zusammenhängt, oder ob durch den Smiths-Sund unter 76° 46′ nördlicher Breite die Baffinsbay in den Polarozean bricht, ist noch ununtersucht, obgleich sehr wahrscheinlich, obwohl Kapitän Roß das Gegentheil versichert; der Sund soll sich 13 Meilen weit in's Land erstrecken, doch konnte Roß denselben nicht untersuchen, da die Einfahrt völlig mit Eis verstopft war. Hinter dem Eise will er deutlich eine Reihe von Gebirgen entdeckt haben, die gerade nach Westen sich erstreckten und weder ein Meer noch eine Straße hinter sich haben konnten; auch soll die Strömung daselbst nur unmerklich gewesen seyn und das Steigen der Fluth nur 4 Fuß betragen haben. Existirt trotz Roß's Bedenken dessenungeachtet eine Durchfahrt, und waren die Gebirge, die er bemerkt haben will, nur Eisberge, die den innern Theil der Durchfahrt verstopft hatten, so ist hier das westliche Ende von Grönland, und North Devon ist, wie Grönland, eine Insel oder Gruppe von mehren Inseln, deren Ausdehnung nach Nord und West wir noch nicht kennen, und deren östliche Umrisse uns von Baffin und Roß, die südlichen von Parry gezogen sind.

An der Baffinsbay bemerken wir vom Norden an: Kap Isabella, am Smith-Sund; südwestlich von diesem ist das Kap Hurd, zwischen welchem und dem Kap Clarence, unter 76° 32′ 45″ nördlicher Breite und 300° 40′ östlicher Länge sich die große Clarence-Bay eröffnet; das Land, welches den Hintergrund der Bay bildet und in das Kap ausläuft, ist sehr hoch, die Berge sind zugespitzt, verlieren sich mit ihren Gipfeln über die Wolken und sind alle mit Schnee bedeckt. Nur die Abhänge

sind schwarz, weil sie zu steil sind, um den Schnee zu halten. Kap Hardwick, im Südwest vom Kap Clarence, ein hohes Vorgebirge, mit tiefen, mit Eis gefüllten Schluchten, zwischen welchen und dem Kap Caledon im Süden sich Alderman Jones-Sund, eine Bucht, die Baffin entdeckte, öffnet. Kapitän Roß fand sie mit ungeheuern Eismassen verschlossen. Kap Lindsay, südlich vom vorigen, mit der Lady Anna's Bay, in deren Hintergrunde sich ein hohes Gebirge hinzieht, welches Roß Barnards Berge benannte. Im Süden derselben öffnet sich Coburg-Bay, unter 75° 40′ nördlicher Breite und 300° 26′ östlicher Länge, zwischen Kap Leopold im Norden und Kap Cockburn, einem hohen Vorgebirge, unter 74° 49′ nördlicher Breite und 298° 49′ östlicher Länge im Süden; unterhalb Kap Leopold ist ein hoher Felsen: Prinzeß Charlottes Monument; südlich von Kap Cockburn öffnet sich Banksbay, welche im Süden von Kap Cunningham begrenzt wird; hinter demselben ziehen sich die Cunninghamsgebirge, die nur theilweise mit Schnee bedeckt sind und deren höchste Gipfel schwarz über die Wolken hervorragen. Von hier aus wendet sich die Küste nach Süden, tritt als Kap Beatrice hervor, öffnet sich in eine Bay, welche im Südwest vom hohen Kap Osborn begrenzt wird und in deren Mitte sich eine hohe Felsenklippe, Hope's Monument, erhebt. Zwischen Kap Osborn im Norden und Kap Hay im Süden öffnet sich der Lancaster-Sund, der durch die Barrowsstraße in das Polarmeer führt.

Der von Baffin benannte Sir James Lancaster-Sund liegt zwischen 73° 27′ und 74° 45′ nördlicher Breite, ist bei Kap Warrender gegen 18 Meilen breit und bildet den Eingang zur Barrowsstraße, die sich zwischen North Devon im Norden und Prinz Wilhelmsland im Süden vom 294° bis 290° östlicher Länge nach Westen zieht und Baffinsbay mit dem Polarozeane vereinigt.

Kap Warrender liegt westlich von Kap Osborn, unter 74° 29′ nördlicher Breite und 295° 41′ östlicher Länge vor dem Eingang der Barrowstraße. Im Westen desselben öffnet sich, im Osten von Kap Pateshall, im Westen von Kap Rosamond begrenzt, die Crookersbay. Das Land in der Böschung hat das Ansehen vieler kleiner Inseln, erscheint aber, wie die ganze Küste des Landstrichs, als eine einzige furchtbare Eismasse. Kap Home, im Westen des vorigen; Kap Bullen, im Westen von Kap Home; von hier aus schneiden mehre Einfahrten zwischen vorspringenden Landzungen oder kleinen Inseln ziemlich tief ins Land, von denen Broking-Cuming, Powells, Burnet nnd Strutton die bedeutendsten sind; weiter westlich ist die große mit Eismassen verstopfte Einfahrt Benjamin Hobhouse-Inlet und im Westen von dieser zwischen 289° 4′ und 286° 44′ Länge die mit Eisbergen und Inseln bedeckte und durch die Kaps Fellfoo im Osten und Herschel im Westen geschlossene große Marwellbay. Westlich von dieser liegt die kleine Rigby-Bay, über welche sich der Table-Hill (Tafelberg) erhebt; Kap Eardley-Wilmot, im Westen von Rigby-Bay; Redstock-Bay, im Westen des vorigen, eine Bay, vor welcher eine Insel mit dem Kap Rikotts und westlich von diesem die Gascoyne-Einfahrt liegt. Weiter westlich liegt Kap Riley, das Eiland Beechey und Kap Spencer, unter 74° 46′ nördlicher Breite und 285° 34′ Länge am Eingang des Wellington-Kanals, welcher North Devon von dem westlich gelegenen North Georgian Islands scheidet. Kap Bowden, unter 75° 8′ nördlicher Breite, das nördlichste Vorgebirge, welches von Parry am Wellingtons-Kanale entdeckt wurde. Von hier aus wendet sich die Küste nach Nordwest, wird vom Wellington-Kanale, welcher dem Kapitän Parry als frei vom Eise und ohne Inseln erschien, im Westen begrenzt.

2. Prinz Wilhelms Land, North Galloway, North Air und Cumberland, oder das, von Haſſel benannte, Baffinsland.

Südlich vom Lancaſter-Sund erſtreckt ſich längs der Baffinsbay bis herab zur Hudſonsſtraße, ein Land, das noch vor wenig Jahren für einen Theil des arktiſchen Feſtlandes angeſehen wurde, deſſen inſelartige Beſchaffenheit indeß die neueſten Reiſen Parry's und Roß dargethan haben. Die Umriſſe des Landes ſind gleichwohl bei weitem nicht vollſtändig gezogen, und die tiefen Bayen, Sunde und Einfahrten, welche die Küſte deſſelben durchbrechen, laſſen vermuthen, daß der ganze ausgedehnte Landſtrich, der jetzt ſogar noch eines Namens entbehrt, ein Konglomerat größerer und kleinerer Inſeln ſey.

Das Land, welchem Haſſel, da nur deſſen Küſtenſtriche zum Theil benannt waren, den Namen Baffinsland, zu Ehren des erſten Seefahrers, beilegte, der uns eine zuſammenhängende Kunde der Oſtküſte gegeben, liegt zwiſchen 61° bis 73° 44′ nördlicher Breite uno 317° 4′ bis 287° 23′ öſtlicher Länge, und wird im Norden von der Barrowſtraße, im Nordoſten vom Lancaſter-Sund, im Oſten von der Baffinsbay und der Davisſtraße, im Süden von der Hudſonsſtraße, im Weſten von dem Fox-Kanal, der Fury- und Heclaſtraße und dem Golf von Boothia und im Nordweſten von der Prinz Regenten-Einfahrt begrenzt. Der öſtlichſte Punkt des Baffinslandes ſcheint Kap Walſingham, unter 317° 4′, der weſtlichſte Kap Kater an der Prinz Regenten-Einfahrt unter 287° 23′ Länge zu ſeyn.

Das Innere des Landes iſt uns völlig unbekannt; die Nordküſte längs der Barrowſtraße erſcheint überall hoch und durch mehre Einſchnitte, die weiten Straßen gleichen, von denen Parry aber nur den Eingang aufzunehmen, nicht in das Innere zu dringen vermochte, in viele Inſeln zerſchnitten zu ſeyn. Im Nordoſten nach dem Lancaſter-Sunde zu zeigt ſich eine hohe Gebirgsreihe, welcher Parry den Namen der Martin-Gebirge beilegte. Auch die Oſtküſte des Baffinslandes, welche Hudſon, Baffin, Roß und Parry befuhren, zeigt, wie die nördlich, hier und da große Einſchnitte, welche Durchfahrten vermuthen laſſen, und wahrſcheinlich iſt es, daß die Ponds-Bay im Süden des Kap Graham Moore, unter 72° 45′ nördlicher Breite, mit der Navy Board-Einfahrt, im Norden am Lancaſter-Sund zuſammenhängt. Aehnliche Durchfahrten bieten auf jeden Fall die Coutts-Einfahrt, Hamilton-Bay, der Clyde-Strom, Kaufmanns-Bay und mehre andere. Kapitän Roß, welcher 1819 in der Poſſeſſionbay landen ließ, fand das Land lieblicher als irgend eines, welches er bisher auf ſeiner ganzen Reiſe geſehen hatte. Im Grunde der Bucht entdeckten ſeine Offiziere zwei kleine Flüſſe, von denen der eine eine Breite von 100 und eine Waſſertiefe von 2 Fuß hatte. Die Thäler, aus welchen beide herausſtrömten, waren mit Grün und wilden Blumen bekleidet, die Berge an beiden Seiten unermeßlich hoch und mit Schnee bedeckt. Auf der Südoſtſeite des Thales war eine kleine ebenfalls grüne Ebene, und die ganze Landſchaft gewährte ein freundliches Anſehen. Von Einwohnern hatten ſie keine Spur geſehen, doch Hirſche, Füchſe, Hermeline und weiße Haaſen im Ueberfluß; 500 Ellen über dem hohen Waſſerzeichen fanden ſie das Gerippe eines Wallfiſches, und der Umſtand, daß dieſes Gerippe vollſtändig war, beſtätigt Roß's Vermuthung, daß dieſe Landſtrecke entweder nie oder doch lange nicht bewohnt geweſen ſind. Südwärts vom Kap Byam Martin waren die Einbuchten voll von großen Eisgletſchern und völlig unzugänglich. Zwiſchen dem 71° und 70° nördlicher Breite nimmt die Küſte einen andern Charakter an; die Gebirge längs derſelben erſcheinen abgeſonderter, die Gipfel mehr abgerundet und weniger mit Schnee bedeckt. Das Innere des Landes bleibt ſich gleich, ſcheint ein einziger hoher Gebirgszug und hat ganz das Anſehen wie im Norden. Weiter ſüdlich, an der Mündung des

Clyde-Strom in die Clyde-Einfahrt, unter 70° 24′ nördlicher Breite, fand Parry Wohnsitze der Eskimos und von da an öfters Spuren, daß das Land nicht ohne Menschen sey. Auch hier bleibt sich das Innere des Landes gleich: hohe Gebirgsketten durchziehen den Westen und stoßen hoch und unregelmäßig in Vorgebirgen an der Küste ab. Von der Exeter-Bay an, von welcher sich im Nordwest der Gipfel eines hohen Gebirgszugs, der Mount Raleigh, erhebt, im Süden aber das hohe Kap Walsingham, der östlichste Punkt des Baffinslandes, die Bay schließt, wendet sich die Küste nach Südwest bis Kap Gods-Mercy, an der Cumberlandsstraße, durch welche die Davisstraße mit dem For-Kanal, dem obern Theil der Hudsonsbay, verbunden wird. Von Kap Gods-Mercy an bis zum For-Kanal ist die südliche Küste des Baffinslandes nicht bekannt. Drei Straßen, von denen die beiden ersten die Cumberland- und Frobisherstraße, auch Lumleys Einfahrt genannt, die zwischen wüsten Inseln durchgehen, theils durch Eismassen verschlossen sind, theils durch Klippen und Untiefen gefährlich werden, führen aus der Davisstraße in die Hudsonsbay, und ist die südlichste jener Durchfahrten, die Hudsonsstraße, die allein befahrene. Die Südwestküste an der Hudsonsbay kennen wir nur als Kap St. Mary, und von da an längs dem For-Kanal, der aus der Hudsonsbay nach Norden zieht, die sich nach Nordost wendende Westküste von Kap St. Mary an bis For-Fartheſt. Dieser Theil der Küste bietet einen weit abschreckenderen Anblick als die Ostküste dar, da dieselbe durchaus mit hohen Eismassen umlagert, und die im Innern sich hinziehenden Gebirge mit Gletschern und Eisbergen bedeckt sind. Die Fury und Heclastraße scheidet das Baffinsland oder den nordwestlichen Theil desselben, welcher den Namen Cockburn-Insel führt, von der Halbinsel Mellville, und verbindet die Hudsonsbay mit dem Golf von Boothia, dessen Ostküste noch nicht erforscht ist. Von der Mündung der Straße bis zum Kap Klater, an der Prinz Regenten-Einfahrt, ist die Küste noch völlig unbekannt, von hier aber an bis zum Kap York im Norden wurde die Küste, welche sich von hier an nordöstlich zieht, 1820 von Parry aufgenommen; sie ist voller Bayen, und das sie umspülende Wasser war zu dieser Zeit offener als auf der gegenüberliegenden Küste von Boothia Feler oder Northsomerset.

Die Naturerzeugnisse des Baffinslandes weichen von denen der früher beschriebenen Polarländer nicht wesentlich ab; die Flora scheint während des Sommers abwärts vom 70° nördlicher Breite reicher ausgestattet zu seyn, der Pflanzenwuchs besser zu gedeihen als in Grönland. Seehunde und Wallfische sind an der Ostküste häufiger als an der Hudsonsbay und dem For-Kanal; Füchse, Hermeline. Rennthiere und weiße Haasen hingegen waren im Westen häufiger, und selbst der amerikanische Hirsch wurde noch im Norden gefunden. Eisbären fanden Roß und Parry an allen Küsten, und viele treiben auf Eisschollen herab. Parry fand auf seiner dritten Reise, wo er in Port Bowen, an der Prinz Regenten-Einfahrt überwinterte: 8 Säugethiergattungen, 29 Vögelgattungen, 5 Fischgattungen, 11 Insektengattungen, worunter Mücken, Flöhe, Spinnen, Schmetterlinge und rothe Ameisen, 17 knorpellose Seethier- und 81 Pflanzengattungen. Von Mineralien zeigten sich den Reisenden alle Gebirgsformationen, mit Ausnahme der eigentlich vulkanischen, namentlich aber Granit, Gneis, Glimmerschiefer, Thonschiefer, Chloritschiefer, Serpentin, Grauwacke, Grünstein, Gyps und Kalksteine aller Formationen, zum Theil mit merkwürdigen Versteinerungen von Korallen und Fischen, die denjenigen im jetzigen Tropenmeere gleichen; edle Granaten von violettröthlicher Farbe, Zirkon, Beryll und einige andere Edelsteinarten, so wie große Lager von Steinkohlen.

Einwohner scheinen nur spärlich im Lande verbreitet zu seyn, und da Roß, Lyon und andere Reisende nur wenige an den Küsten fanden, ist kaum zu vermuthen, daß

das rauhere und unwirthbarere Binnenland, welches weit weniger Mittel zur Subsistenz darbietet, dichter bewohnt seyn sollte. Sie gleichen im wesentlichen ihren Stammverwandten in Grönland und den arktischen Hochlanden, nur bemerkte Lyon bei denen, mit welchen er 1824 in der Hudsonsstraße zusammentraf, einen großen Hang zum Stehlen. Die Eskimos im Norden haben, wie ihre Brüder in Grönland, Männer- und Weiberboote, und waren mit dem Gebrauch der Spiegel, die ihnen Roß zeigte, völlig unbekannt; von den Eskimos der Hudsonsbay hingegen tauschte Lyon unter andern Gegenständen einen Spiegel ein, der aus einer breiten Platte schwarzen Glimmers gemacht und so mit Leder eingefaßt war, daß man ihn von beiden Seiten gebrauchen konnte; auch benutzten dieselben statt der Kajaks ein ganz eignes Fahrzeug, welches aus drei aufgeblasenen Säcken von Robbenfellen bestand, die der darin enthaltenen Luft wegen nicht untersinken können. Der Eskimo sitzt in reitender Stellung, die Füße bis zum Knie im Wasser, auf dem einen Sack, während die andern zu beiden Seiten im Wasser liegen und ihn im Gleichgewicht erhalten.

Folgende Punkte wurden durch die neuern Reisenden auf dem sogenannten Baffinslande bestimmt, und beginnen wir mit deren Aufzählung, um ein ununterbrochenes Rundgemälde geben zu können, mit der westlichsten Spitze, dem Kap Kater, am Eingang der Prinz Regenten-Einfahrt in den Golf von Boothia, und verfolgen von dort die Küste um den Norden herum und dann östlich herab bis zur Hudsonsstraße, und von da den Westen aufwärts bis zur Mündung der Straße Fury und Hecla in den bereits genannten Golf.

An der Küste von Cockburn-Island: Kap Kater unter 71° 53′ 30″ nördlicher Breite und 287° 31′ Länge. Fitzgerald-Bay, eine nur wenige Meilen ins Land eingreifende Bucht, unter 72° 10′ nördlicher Breite. Port Bowen, ebenfalls an der Prinz Regenten-Einfahrt, unter 73° 12′ 11″ nördlicher Breite und 288° 32′ Länge mit dem Eiland Stoney. Kap York, an der Barrowstraße und der Prinz Regenten-Einfahrt, unter 73° 50′ nördlicher Breite und 291° 41′ Länge. An Humphreys-Land: Admirality-Inlet zwischen Kap Crawfurd und Franklin, eine weite Bucht, vielleicht auch, da deren Inneres nicht untersucht ist, ein Meeresarm, der mit einer der südlichen oder westlichen Einfahrten in Verbindung steht, zwischen 293° 32′ und 294° 36′ Länge. Navy-Board-Inlet, wahrscheinlich ein Meeresarm, der Baffinsland durchschneidet, im Osten des Kaps Charles York, zwischen 295° 40′ und 296° 44′ Länge, im Osten schließt die Einfahrt das Kap Castlereagh, vor welchem die beiden kleinen Inseln Wollaston liegen. Die Catharines-Bay, eine kleine Bucht, im Osten der vorigen. Elizabeth-Bay, zwischen Kap Hay im Westen und Kap Liverpool, unter 73° 42′ nördlicher Breite und 299° 34′ Länge im Osten. Kap Fanshawe, unter 73° 59′ nördlicher Breite und Kap Byam Martin unter 73° 33′ nördlicher Breite, an dem Eingang des Lancastersundes, zwischen welchem sich die Possessionsbay öffnet. Von hier bis zum Lancaster-Sunde erstreckt sich das hohe Martinsgebirge.

Längs der Baffinsbay und der Davisstraße finden wir: auf der Küste von Prinz Wilhelms Land: Bathurst-Bay, im Süden vom Kap Byam Martin. Kap Walter Bathurst, unter 73° 24′ nördlicher Breite. Kap William Burney oder Black Head, im Süden des vorigen. Kap Graham Moore, unter 72° 54′ nördlicher Breite und 301° 16′ Länge. Ponds Bay, unter 72° 38′ nördlicher Breite, eine mit Eisgletschern gefüllte Einfahrt, deren Inneres noch unbekannt ist. Kap Bowen und Kap M'Culloch, ersteres unter 72° 25′, letzteres unter 72° 15′ nördlicher Breite, zwischen welchen eine kleine mit Eis gefüllte Bay sich befindet. Coutts Einfahrt und Bay, unter 71° 58′ Breite, eine weite von hohen Bergen umgebene Bucht, mit dem Kap Coutt im Norden und Kap Antrobus im

Süden. Auf der Küste von North Galloway, einem hohen Lande, an welchem jeder Schlupfhafen mit Eis gefüllt war, fand Roß weder Spuren von Bewohnern, noch eine Strömung, die eine Durchfahrt vermuthen ließ; Kap Jameson, unter 71° 45′ nördl. Br.: Kap Cargenholm, 71° 32′, zwischen welchen und dem Kap Adair, unter 71° 24′ Br. und 307° 34′ L., sich die Hamiltonbay eröffnet, aus deren Böschung die Kaps Hathorn und Agnew hervortreten; dieser ebenfalls sehr hohe Theil der Küste bildet eine ansehnliche Krümme, und innerhalb derselben sind unter 71° 27′ nördl. Br. zwei kleine Inseln, denen Roß den Namen Bell Isle und Mariane Isle gab. Von hier aus sah man eine Menge Eisberge und Gletscher, und jede Einbucht war damit gefüllt. An der Küste von North Ayr, unter 70° mit welchem Namen Roß den Theil des Landes belegte, welcher sich vom Kap Adair nach Südosten zog, bemerkte er: Scotts-Bay, im Süden von Kap Wair. Kap Eglinton unter 70° 49′, mit der kleinen Pferde-Insel (Horse-Island) südlich von welchem sich die Ardrossonbay öffnet. Clyde River unter 70° 21′ nördl. Br., eine weite von hohen Bergen umgebene Bucht, vor deren Eingang sich ein gefährliches Riff hinzieht, zwischen Kap Christian im Norden und Kap Hewett im Süden; unterhalb des ersten Kaps liegt die zirkelförmige 40 Fuß hohe, rings herum steile und oben platte Insel Agnes Monument, unter 70° 37′, und im Inneren der Bucht, im Norden Haig's-, im Süden die Bute-Insel. Der ganze Theil dieser Küste ist an der See niedriger, als weiter nördlich; die Gebirgskette liegt tiefer landeinwärts, in einer Weite von 15 — 20 engl. Meilen; zwischen diesen Bergen sah man tiefe Thäler, wahrscheinlich Kanäle kleiner Flüsse, die in die allenthalben an dieser Küste befindlichen Bayen und Buchten sich ergießen. Bruce-Bay, die südlichste Einbucht des Clyde-Stroms unter 70° 28′. Kap M'Lead, Page, Astor, Roper und Kater unter 69° 39′, fünf Vorgebirge im Süden vom Kap Hewett. Südlich von Kap Kater ist eine geräumige Bay, in welcher die ganz von Eis umschlossene Wollaston-Insel unter 69° 25′ liegt. Die Home-Bay, unter 68° 30′ nördl. Br., eine tiefe Bucht, vielleicht auch eine Einfahrt zwischen Kap Bisson im Norden und Kap Nius im Süden. Brodie-Bay, durch Kap Hooper von der vorigen getrennt. Merchants-Bay, eine mit Eis gefüllte Bucht zwischen Kap Brougthon im Norden und Searle im Süden. Kap Durban, im Süden des vorigen. Kap Dyers, ein merkwürdiger Felsen, der wie ein Schloß oder Thurm aussieht und das Ende der von Davis entdeckten Exeterbay schließt. Südlich von dieser: Kap Walsingham, unter 66° nördl. Br., der östlichste Punkt des Baffinslandes, mit dem hohen Berg Mount Raleigh im Norden unter 66° 37′ nördl. Br.; die Davisstraße ist hier an ihrer engsten Stelle ungefähr 160 engl. Meilen breit. Die Küste nimmt von hier an eine südwestliche Richtung, führt von hier an den Namen Cumberland, ist aber keine Insel, wie frühere Geographen angegeben, sondern mit dem übrigen Lande verbunden und bietet unzählige kleine Buchten und Vorgebirge, von denen Kap Clephane, Kap Dacres und Sheffieldbay die ansehnlichsten sind. Kap Mickleham, unter 65° 34′ nördl. Br., hängt durch eine schmale Landzunge mit dem festen Lande zusammen und hat im Nordosten eine Bay mit drei kleinen Inseln, von denen die eine flach und rund ist, die beiden andern eine kegelförmige Gestalt haben. Südlich vom Kap erhebt sich ein hoher kegelförmiger Berg und der von Davis entdeckte Sandersons Thurm, unter 64° 50′, ein hoher Felsen, der die Gestalt einer Burgwarte hat. Kap Fry, südwestlich von Kap Mickleham; Kirkwall-Bay, unter 64° 30′ nördl. Br., zwischen Kap St. Clair im Norden und Kap Campell im Süden. Kap Enterby, unter 63° 45′ nördl. Br. und südlich von diesen eine Gruppe kleiner Inseln, denen Roß den Namen der Schwedischen Inseln beilegte; die südlichste

derselben unter 63° nördl. Br. heißt Karls Insel. Kap Gods-Mercy am Eingang der Cumberlandstraße, von wo sich die Küste nach Westen zieht. Im Süden des Baffinslandes ziehen sich drei Straßen von der Davisstraße nach der Hudsonsbay, und zwar die Cumberlandstraße zwischen Kap Gods-Mercy und Halls-Insel, die Frobishersstraße oder Lumleys Inlet zwischen Halls-Insel und Resolutions-Insel, und die Hudsonsstraße zwischen letzter Insel und der Küste von Labrador. Die in diesen Straßen liegenden Inseln sind bei weitem noch nicht untersucht; die bedeutendsten derselben sind: Halls-Insel, Graf Sussex-Insel, Haydansnest, durch den Bärensund von der vorigen geschieden, und Graf Warwicks Vorland. An und in der Hudsonsstraße liegen: Resolutions-Insel, auch Hattonshead genannt, mit den drei östlichen Kaps Königin Elisabeth-Vorland, West und Warwick, eine hohe gebirgige, unwirthbare, mit Eis und Schnee bedeckte Insel von 12 Meilen im Umfange, unter 61° 41′ nördl. Br. Savage-Islands, vor dem Eingang der Northbay, und die Inseln Charles, Salisbury, Nottingham und Mill, in der westlichen Mündung der Hudsonsstraße.

Auf der Westküste des Baffinslandes oder der Küste Cumberland, längs dem Fox-Kanal, kennen wir: Kap King, an der Mündung der Hudsonsstraße; nördlich von diesem Kap Queen, Kap Dorchester und Point Peregrine. Von hier aus bis zum Gifford River, am Eingang der Straße Fury und Hecla, ist die Westküste durchaus nicht untersucht; hier scheinen einige Einfahrten sich nach Norden und Osten zu ziehen; doch wiesen sich die Küsten so voller Eis, daß Parry nicht wagen konnte, die Durchfahrt zu erzwingen. Die Küste längs der Straße Fury und Hecla wurde durch Parry bestimmt, von deren Mündung aber in den Golf von Boothia ist bis zum Kap Kater, von welchem wir oben ausgingen, die Westküste des Baffinslandes völlig unbekannt.

3. Die North Georgian-Islands. (Die nördlichen Georgs-Inseln).

Diese im Polarozean liegende Inselgruppe, welche durch den Wellington-Kanal von North Devon getrennt wird, wurde im Jahre 1819, wo Parry zuerst einen Weg aus der Baffinsbay durch die Barrowstraße in das nördlich vom amerikanischen Festland fluthende Eismeer fand, entdeckt und mit obigem Namen belegt. Die Zahl der Inseln, so wie die Umrisse der einzelnen Eilande sind nicht vollständig bekannt, und nur Melvilles-Insel, auf welcher Parry im Winterhafen an der südlichen Küste mit den unter seinen Befehlen stehenden Schiffen Hecla und Griper vom 7. September 1819 bis zum 1. August 1820 überwintern und den Aufbruch des Eises abwarten mußte, um seine Reise fortsetzen zu können, ist durch seinen Aufenthalt bekannter geworden. Das wechselnde Eis hinderte indeß die Auffahrt durch die Kanäle, welche die andern Inseln von einander trennt, von denen nur die Südküsten bekannt sind. Alle Inseln fand Parry mit Eisfeldern, Eisschollen und Eisbergen umringt; die Vegetation zeigte sich nur spärlich, desto reicher war aber die Fauna: im Meere tummelten sich Cetaceen verschiedener Art, die Küste ist mit Robben belebt, und außer mancherlei Seevögeln fand er die arktische Rothgans, das Polarrebhuhn, die Ptarmigans, Uferschwalben, Regenpfeifer, Schneeammern und die schön gefiederte Königsente. Im Innern der Inseln lebt der Moschusochse oder Bisamstier, der große arktische Wolf, dessen fürchterliches Geheul die ganze Nacht tönt, und der Eisbär, der ein Gewicht von 900 bis 1000 Pfund erreicht; Füchse und Rehe findet man in Menge, und selbst den amerikanischen Hirsch, der in Grönland ganz unbekannt ist und im Winter sein schönes braunes Fell in ein weißes verwandelt. Auf den Wan-

derungen, die Parry mit seinen Begleitern schon im Juni anstellte, wo der Schnee wegzuthauen anfing, fand er den Boden der Melville-Insel stellenweise sehr fruchtbar und mit üppigem Moose, kurzem Gras, Sauerampfer, Steinbrech u. s. w. bedeckt. Einwohner entdeckte Parry zwar nicht, doch fand er auf einer Landspitze, nicht weit vom Meere, die Ueberreste von 6 Eskimohütten, die wahrscheinlich der Jagd wegen im Sommer auf einige Wochen besucht wurden. Die von Parry entdeckten Inseln sind von Osten nach Westen:

a) Cornwallis, eine große Insel, welche durch den Wellington-Kanal von North Devon und durch einen andern noch unbenannten Kanal von Bathurst-Insel getrennt wird; zwischen 281° 11′ und 282° 54′ L. und 75° nördl. Br. Nur die Südwest- und ein Theil der Ostküste der Insel ist bekannt, und an diesen liegen: Barlow-Einfahrt im Osten, mit dem Kap Hotham an dem Wellington-Kanal. Kap Martin im Süden am Polarozean und südwestlich von demselben die Eilande Griffith, Somerville und Brown.

b) Bathurst, westlich von der vorigen, zwischen 277° 56′ und 279° 48′ L., im Westen und Osten durch zwei noch unbenannte Kanäle bespült, die noch nicht untersucht sind. Im Südosten hat sie das Kap Capel; südwestlich von diesem die Bedfordbay, vor welcher die kleine Insel Baker liegt; im Süden Allisons-Einfahrt und Kap Cockburn, und im Westen von diesem die große Bay Graham Moore. Unter Bathurst liegen mehre Eilande, von denen Lowther unter 74° 38′ nördl. Br. und 277° 50′ L.; südwestlich von diesen Young und Davy und im Nordwesten die kleine Insel Garret.

c) Die kleine Insel Byam Martin, westlich von Bathurst, zwischen 272° 49′ und 274° 5′ L. mit dem Vorgebirge Kap Gilman. Parry fand hier Rennthiere, Bisamrinder und Spuren von Eskimos.

d) Melville, im Westen von Byam Martin, die größte Insel der Gruppe, zwischen 74° 24′ und 75° 50′ nördl. Br. und 263° 57′ bis 272° 37′ L. Die Insel ist äußerst unregelmäßig gestaltet und gleicht drei mit einander verbundenen Halbinseln, von denen die eine nach Nordwesten, die andern nach Osten und Südwesten sich ausdehnen. Im Nordwesten erheben sich hohe blaue Berge; die Küste ist fast das ganze Jahr hindurch mit hohen Eisfeldern und Schollen umzogen, die öfters eine Dicke von 40 Fuß haben. Der Boden, der aus Kalkstein, Schiefer und Sandstein besteht, ist im Frühjahr mit dichtem Rasen und verschiedenen Moosarten bewachsen; sonst fand Parry, außer Saxifragen verschiedener Art und dem wohlthätigen Sauerampfer, den Papaver nudicaule, Cochlearia fenestrata, Phalaropus platyrynchos und eine Draba, sonst aber weder Baum noch Strauch. Im Winter hegt die Insel fast kein Thier, weder Wild noch Fische, im Sommer aber kommen Rehe, Hirsche, Rennthiere und Bisamstiere zur Waide hierher, und auch Hasen und Mäuse sind zu jener Zeit häufig, Musquiten aber in ungeheurer Menge. Die arktische Nacht beginnt im November und endet im Februar; im Junius ist die Sonne fortwährend am Horizonte.

Im Süden der Insel öffnet sich zwischen Kap Wakeham im Norden und Kap Hearne im Süden der Winterhafen, wo Parrys beide Schiffe fast ein Jahr lang fest eingefroren waren. Im Osten des Winterhafens liegen auf der Südküste: Bridports-Einfahrt mit der Insel Dealy, und die Vorgebirge Halse, Bounty, Palmer, Roß und Griffith, letzteres am Kanal, der Melville von Byam Martin scheidet; im Westen Kap Providence, Kap Hay und Dundas, der südwestlichste Punkt der Insel. Die Westküste der Insel durchschneidet der zwischen den Kaps Beechey und Hoppner sich öffnende, weite Golf Liddon, in welchem die Insel Hooper liegt: er hat mehre tiefe Einschnitte und das Gestade theilweise guten Boden; in seiner Böschung erhebt sich der Berg Lagoon. Auf der

Nordküste liegen die Kaps Nias, Reid und Kap Fisher, letzteres unter 75° 47′ nördl. Br., der nördlichste Punkt, bis wohin Parry vorgedrungen.

e) Sabine, eine Insel im Norden von Melville und nur durch einen schmalen Kanal von derselben getrennt. Die Umrisse derselben sind noch nicht bekannt, und nur der Theil der südwestlichen Küste, auf welcher Kap Mudge liegt, von Parry untersucht.

4. Banksland,

eine Insel oder Inselgruppe, welche im Süden der Insel Melville von Parry gesehen, aber nicht untersucht wurde. Vielleicht, daß sich dieselbe bis zu dem kaum 30 Meilen nach Süden entfernten Festland von Nord-Amerika hinabzieht, vielleicht auch ein Vorsprung der im Südosten sich hinziehenden Halbinsel Boothia Felix, deren westliche und nördliche Küste noch nicht erforscht ist. Das Meer um Banksland herum fand Parry mit Eisblöcken und Feldern angefüllt, und unterschied von Melville aus, an der gegenüberliegenden Küste, drei hervorspringende Kaps.

5. Boothia Felix.

Ein großes Land, im Süden der North-Georgian-Island und im Südwesten von North-Devon, welches durch die Prinz-Regenten-Einfahrt im Osten von Cockburn Island, des Baffinslandes, und weiter nach Süden durch den Golf von Boothia, von der Halbinsel Melville im Osten geschieden wird. Nur ein Theil der Nordküste und der Theil der Ostküste, welcher sich längs der Prinz-Regenten-Einfahrt vom 74° bis herab zum 72° 20′ nördl. Br. zieht, wurde durch Parry auf einigen Punkten untersucht, die ganze Ostküste, der Süden und Südwest aber erst durch Roß, durch die Ergebnisse seiner letzten Reise, in die Erdkunde eingeführt. Auf der Nordküste fand Parry: Kap Walker, unter 279° 54′ L. und 74° 7′ nördl. Br., von welchem sich das Land nach Osten auszudehnen schien. Kap Bluuny, unter 282° 14′ L. und 74° 8′ nördl. Br. Cunninghams-Bay mit dem Kap Gifford im Osten, unter 283° 35′ L. und 74° 6′ nördl. Br., wo das Land ein grausenerregendes Ansehen hatte. Kap Rennell, unter 74° 8′ nördl. Br., und die östlich von demselben sich öffnende Garnier-Bay, unter 284° 55′ L. und Kap Clarence mit der Rodd-Bay, die nordöstlichste Spitze des Landes, unter 287° 44′ L. und 73° 59′ nördl. Br., am Eingang der Prinz-Regenten-Einfahrt. Vor der Bay liegt, außer mehren kleinen Eilanden, die hohe, ganz unter Schnee vergrabene Leopolds-Insel, unter 74° 5′ nördl. Br. und 287° 34′ L.; landeinwärts aber ziehen sich die Crokers Mountains, eine hohe Bergkette, nach Westen und Süden. Parry legte dem ganzen nordöstlichen, von ihm gesehenen, aber nicht weiter untersuchten Lande, nach seiner Heimath den Namen North-Somerset bei; es hat ganz den Charakter der arktischen Länder, gewährt denselben Anblick, schien ihm aber wirthlicher zu seyn. Die Ostküste von North-Somerset unterschied er bis zum 72° 40′ nördl. Br., von wo sie eine südwestliche Richtung annahm und fand auf derselben: Kap Seppings, unter 73° 44′ nördl. Br. Elwin-Bay, unter 73° 29′ nördl. Br. Bathy-Bay, wahrscheinlich eine Einfahrt, unter 73° 17′ nördl. Br. und Somerset-House, unter 72° 48′ nördl. Br., wo Parry das Schiff, die Fury, zurücklassen mußte, und Kapitän Roß auf seiner Rückreise einen traurigen Winter verbrachte. Von der Fury-Point aus, wo Kapitän Roß auf seiner Hinreise mit den Vorräthen der Fury seinen Mangel ersetzte, zieht sich die Küste nach Westen und öffnet sich in einen großen Sund, den Parry mit dem Namen Creswell-Bay belegte. Der Sund erstreckt sich gegen 3 Grade landeinwärts, und bildet mehre kleine Einbuchten, unter denen die Adelaidens-Bay, 5 bis 6 Meilen westlich von Fury-Point, unter 72° 45′ nördl.

Br., die bedeutendste ist. Die Küste der Creswell-Bay zeigte sich zuerst abschüssig, doch weiter westlich stieg das Land im Norden in perpendikulären Felsenabhängen von 200 bis 300 Fuß Höhe aus der See empor; die Felsen bestanden aus Kalkstein, der von wagrechter Schichtung zu seyn schien und die Ufer bildeten an einigen Orten horizontale Mauern, an andern glichen sie Mauern, Schlössern und Thürmchen und noch fantastischern Bildungen, wie dies in Gruppen dieser Steinart nicht ungewöhnlich ist. Im innersten Winkel der Böschung waren sie mit Schluchten durchschnitten, in welchen noch Ströme herabflossen, oder welche früher das Bett von solchen gewesen waren. Der Union-River, ein großer Strom, welcher unter 72° 35′ nördl. Br., durch die Unionsberge bricht und in den Sund mündet, scheint eine Durchfahrt zu seyn. Kap Garry, unter 72° 19′ nördl. Br., schließt im Süden die Creswell-Bay und die auf Roß's Karte als: North-Middlesex benannte Küste. Von hier bis zur Brentford-Bay wendet sich die Küste nach Südwesten und hat bis dahin: Fearnall-Bay, unter 72° 16′ nördl. Br., zwischen Kap Clara im Norden und Kap Esther im Süden. Long River, ein großer Fluß, im Süden des Kap Esther, unter 72° 11′ nördl. Br., der sich in viele Arme verzweigt, einen großen Landstrich zu durchströmen scheint, und eine Masse angeschwemmten Landes an seinen Ufern zeigte. Mount Oliver, unter 72° 8′ nördl. Br., ein merkwürdiger, spitzer Berg, der sich am Ende einer kleinen, mit Eis bedeckten Bucht erhebt. Hazard-Bay, unter 72° 5′ nördl. Br., mit der Insel Ditchburn. Brentford-Bay, unter 72° nördl. Br., eine ausgedehnte mit vielen Einschnitten in's Land dringende Bucht, wo Kapitän Roß Besitz vom Lande Boothia nahm. Das Ufer, auf welchem Roß ländete, war flach und gegen 100 Fuß über dem Spiegel der See erhaben, schien aber durch eine Landenge mit dem Hochlande in Verbindung zu stehen; der Grund bestand aus Kalkstein und war mit zerstreuten Granitblöcken bedeckt, die wahrscheinlich die Formation des dahinter liegenden Gebirgslandes anzeigten. Die östliche Seite der Felsen war ganz kahl, die westliche hingegen zeigte einige Vegetation; ein altes Eskimograb bewies, daß die Gegend zuweilen von wandernden Stämmen jenes Volksstammes besucht wird. Vor der Bucht liegt Browns Eiland, unter 72° 1′ nördl. Br., und am Südkap derselben die Grimple-Islands.

Von hier aus wendet sich die Küste nach Südosten und hat in dieser Richtung Wilsons-Bay, unter 71° 50′ nördl. Br., eine nach Süden ins Land eindringende Bucht, in deren Mündung eine Insel liegt. Murray-Bay, im Süden der vorigen, mit der Kap Ferrand im Osten, unter 71° 47′ nördl. Br. Rodwell-Bay, unter 71° 40′ nördl. Br. Kap Scoresby, unter 71° 43′, und Kap Heytesbury, unter 71° 33′ nördl. Br., zwischen denen sich die Purcell-, Menchikall- und A'Court-Bay öffnet. Babbage-Bay, unter 71° 28′ nördl. Br.; zwischen Kap Heitesbury im Norden und Aughterston im Süden. Stilwell-Bay, unter 71° 24′, im Südosten der vorigen, und von Kap Airey im Südosten begrenzt. Bis hierher ist die mit kleinen Buchten eingeschnittene Küste mit Felsen und kleinen Eilanden eingefaßt; die Küste erscheint flach, die Kaps niedrig hinter derselben aber zieht sich eine bläuliche, schneefreie Hügelkette, die sich noch weiter südlich als das flache Land erstreckt. Port Logan, nach Roß's Beobachtungen unter 71° 7′, nach seiner Karte aber 71° 14′ nördl. Br., ein guter sicherer Hafen, der sich zwischen Kap Mc. Doual im Norden und Kap Nordenskjöld im Süden öffnet. Roß, welcher hier landete, hatte 12 Fuß Wasser während der Ebbe und lag nicht über 50 Faden von dem Felsen entfernt, der sich im Innern der Böschung aus dem Wasser erhebt und welchem er den Namen St. Marys Mount beilegte. Das Land in der Nachbarschaft hatte einen freundlichen Charakter und wurde durch einen Fluß durchschnitten, der nach dem Kap, bei welchem er mündete, den Namen

Mc. Doual erhielt. Der St. Marys Mount, unter 71° 15′ nördl. B. iſt gegen 200 Fuß hoch, und gewährte eine Anſicht auf das nach Süden und Weſten ſich hinziehende Binnen-Hochland; der Felſen beſtand aus Granit und war von Quarzadern durchſetzt; am Fuße des Felſens befanden ſich Granittrümmer, ſo wie weißliche Kalkſteinmaſſen mit eingeſprengten Muſcheln in ſchieferartigen Lagen. Die Vegetation war hier nur ſehr gering, aber das Ufer zweier, auf dem Gipfel gelegener, kleiner Seen war mit Leberkraut und Moos bedeckt; das Land hier und in der Umgegend war ziemlich frei von Schnee, längs dem Ufer aber ſtanden eine Reihe von Eisbergen in ſolcher Entfernung vom Ufer, daß ſie einen trefflichen Hafendamm bildeten. Kap Carrick Moore, unter 71° 12′, und Kap Dalrymple-Hay, unter 71° 8′ 30″ nördl. Br., ſcheiden die Moltke-Bay von Port Logan; vor der Bay liegt das kleine, nur eine viertel Meile lange, nur eben über das Waſſer hervorragende Eiland Roſea, zwiſchen welchen und dem Ufer die Durchfahrt Bjornſtjerna iſt; weiter abwärts nach Oſten liegt die lange Inſel Cutlar Ferguſon unter 71° 7′ nördl. Br. Von hier zieht ſich, längs der hohen durch kleine Buchten, Einſchnitte und Flüßchen durchbrochenen Küſte, eine Kette von vielen kleinen felſigen Inſeln, die den rauheſten und abſchreckendſten Anblick gewähren und weder die geringſte Spur von Vegetation zeigen, noch durch die Gegenwart eines Vogels belebt werden; die bedeutendſten derſelben ſind: Elliot, Athal, Marjory, Oakley und Knight. Kap Palmerſton, unter 70° 49′ nördl. Br. und der ſich ſüdlich vom Vorgebirge öffnenden Bowles-Bay, vor welcher ſich eine Reihe Klippen und die Blairs-Inſeln hinziehen. Von Süden kommend, mündet unter 70° 42′ nördl. Br., der, durch eine Kette kleiner Seen und Straßen, die das Innere von Boothia Felix durchſchneiden, mit dem König-Wilhelms-Meer in Verbindung ſtehende Agnew River, von den Eskimos Awatutiak genannt, vor deſſen Mündung das Eiland Arbuthnot liegt. Elizabeth-Hafen, unter 70° 38′ nördl. Br., zwiſchen Kap Manſon im Nordweſten und Allington im Südoſten, eine ſichere Bucht, deren Einfahrt gegen ¾ engl. Meile breit iſt und 15 Faden Tiefe hat, ſich nach Innen erweitert und einen prachtvollen Hafen bildet, welcher groß genug iſt, um die ganze Britiſche Flotte in ſich aufnehmen zu können. Das hohe felſige Kap Allington, welches den Eingang des Hafens in Südoſten ſchützt, wird durch eine ungefähr drei Meilen lange, ſchmale und gerade Reihe von Kalkfelſen mit dem feſten Lande verbunden und trennt den Hafen von dem Golf von Boothia. Die weſtliche Grenze wird durch hohes Land, die nördliche durch niedrigere Hügel gebildet, zwiſchen welchen fiſchreiche Seen liegen. Die felſige Landſpitze Allington bildete die öſtliche Seite, und hier zeigte ſich der Granit in vielen Abwechſelungen; unter andern waren Granaten in Adern in denſelben eingeſprengt. Roß bemerkte kein Anzeichen einer Untiefe oder eines Riffes im Hafen, und an vielen Stellen hatte er dicht an den Felſen des Ufers 5 Faden Waſſer, ſo daß daſelbſt Fahrzeuge wie an einer Moole liegen, gekielholt und ausgebeſſert werden konnten. Von Kap Allington bis zum Hafen Eclipſe, unter 70° 30′ nördl. Br., iſt die geologiſche Bildung der Küſte wenig von der nördlicher gelegenen verſchieden; der weißliche Thonſchiefer der Kalkfelſen enthielt Muſcheln, auch fand Roß Sandſteine und in einigen der kleinen Einbuchten Anhäufungen von weißem Sande, welche aber auch von dem Granite herrühren konnten. Der Grund des Meeres beſtand aus zähem Lehmboden, aus welchem nur mit vieler Mühe das Loth wieder herauf gezogen werden konnte. Holz wuchs nirgends, wohl aber eine Art Haidekraut, das im Stamme ungefähr einen Zoll dick war. In der Nähe der See war das Land nackt und kahl, aber landeinwärts gab es Ebenen und Thäler von beträchtlicher Ausdehnung, und in jedem derſelben befanden ſich fiſchreiche Seen, von denen die größten gegen 2 Meilen lang waren, die kleineren den Umfang gewöhnlicher Fiſchteiche hatten.

Hasen und Rennthiere schienen die einzigen Bewohner des Landes zu seyn, denn die Trümmer von Sommerwohnungen der Eskimos, welche Roß an der Nordseite dieses Theils der Küste fand, waren schon so verwittert, daß offenbar seit langen Jahren keine Eingebornen diesen Theil der Küste bewohnt haben mögen. In geringer Entfernung von der Küste, doch hinlängliche Durchfahrt für Schiffe lassend, liegen die beiden Inseln Pouncet und Susanna, unter 70° 33′ und 70° 31′ nördl. Br., welche aus Gneis bestehen, der in abhängigen Schichtungen liegt, die von senkrechten Spalten durchschnitten werden, zum größten Theil ganz kahl sind und nur in den Thälern einige Vegetation zeigen. In der Bucht, welche das Festland diesen beiden großen Inseln gegenüber bildet, bemerkte Roß 9 kleinere Inseln und einige Gruppen kleiner Eilande und Felsenklippen, zwei Einfahrten und einige Oeffnungen, welche, wie es schien, drei gute Hafen bildeten, von denen der Eclipse-Hafen im Süden der geräumigste war. Mary-Jones-Bay, eine bedeutende sich nach Nordosten öffnende Bucht, unter 70° 22′ nördl. Br., welche mit mehren Inselgruppen gefüllt ist; die westlichste führt den Namen Grace; im Osten dieser liegt die runde Insel Louisa und mehre Felsen-Eilande, und an der östlichsten Point der Bay, am Kap St. Catharine: Lax-Island und Hafen von den Eskimos Imaglooktook genannt. Roß zählte in allem 33 Inseln in dieser Bucht, auf einer derselben, Christians-Monument, unter 70° 24′, deren Südseite mehre kleine Buchten und Oeffnungen hatte, befand sich im Norden ein merkwürdiger Berg, der die Gestalt eines Grabhügels hatte, und an der Südseite mit röthlichen Pflanzen bewachsen war. Den östlichsten Hafen der Bucht Mary-Jones benannte Roß: Joanna, und das Vorgebirge, welches denselben schließt, Kap Verner; die Formation des Gesteins war hier so ziemlich, wie sie bisher überall gewesen war; doch bildete in der Böschung des Hafens eine der Granitmassen eine Pyramide, die eben so durch ihre Größe, als durch ihre Form auffällt. Zwischen Kap Verner, unter 70° 22′ nördl. Br., und Kap Margaret, unter 70° 8′ 30″ nördl. Br., zieht sich die Küste beinahe nach Süden und hat auf dieser Strecke die Eden-Bay und den nach Süden sich ins Land erstreckenden Hafen Mundy, unter 70° 14′, vor denselben ziehen sich, in Entfernung von 5 bis 6 Meilen, die Inseln Andrew Roß, Best Harbour, Gaudy, Coults Lindsay und dicht unter der Küste die Martin-Inseln, eine Gruppe kleiner Eilande. Weiter im Osten unter 70° 6′ n. Br., liegen die beiden kleinen Inseln Isabella Louise oder Lady Parry, und im Südosten von diesen die Hecla und Fury Islands, drei kleine Eilande. Westlich vom Kap Margaret öffnet sich Thoms-Bay, ein großer Sund, unter 70° 6′ nördl. Br. dessen äußerste Vorgebirge im Nord-Ost Kap Margaret, im Süd-West North-Hendon bilden. Das Land im Innern der Bucht ist sehr durchschnitten, und Lord Lindsays River, unter 70° 9′ nördl. Br., der, von Westen kommend, in dieselbe einmündet, wahrscheinlich eine Durchfahrt, oder eine zusammenhängende Kette von Landseen. Nördlich von diesem mündet der West-, und, von Nord-West kommend, der Ost-Stanley-River, der die Wasser einiger kleinen Landseen der Bay zuführt, und wahrscheinlich auch zu gewissen Zeiten des Jahres mit dem See Owen in Verbindung steht, der seinen Abfluß durch den oben angeführten Agnew River nimmt. Der größte Theil der Bucht drängt sich nach Süden in's Land, ist hier mit einer Menge kleiner Inseln gefüllt, und nimmt den, von Süd-West strömenden, Saumare-Fluß in sich auf, welcher der Bay die Wasser der Seen Jekyll und Krusenstern zuführt. Beide Seen sind mit Inseln belegt und fischreich. Der Jekyll-See, von den Eingeborenen Neitchillee genannt, hat an seinen Ufern eine Niederlassung der Eskimo's, die in Häusern und Schneehütten für beide Jahreszeiten besteht. Auf der Westseite ist eine Ebene, aber auf der östlichen ist das Land hoch und zeigt die beiden isolirten Berge Neitchillee und Tullutok. Der See

liegt unter 69° 45′ nördl. Br. In der äußeren Bucht der Thoms-Bay liegt an der Nordseite der Victory-Hafen, an der Südseite Sheriffs-Hafen, und in der Mündung die Copelands-Inseln, eine Gruppe kleiner Eilande. Von North-Hendon, wo ein Dorf der Eskimo's sich findet, unter 70° 1′ nördl. Br., zieht sich die Küste nach Süd-West bis zum Isthmus von Boothia, und bildet hier mit der Küste von König Wilhelms Land einen großen Meerbusen, der sich nach Nord-Ost öffnet, und mit Inseln angefüllt ist; die Küste von Boothia bietet auf dieser Strecke eine Menge kleiner Einbuchten und Kaps, von denen unter ersteren der Felix-Hafen, unter 70° 0′ nördl. Br., wo Kapitän Roß überwinterte, mit dem kleinen Eiland Mc. Diarmids, auf welchem er sein Observatorium errichtet hatte, und unter letzteren Kap Keppel die bemerkenswerthesten sind. In der Mitte des Meerbusens liegen die Inseln der astronomischen Gesellschaft (Astronomical Society's Islands) unter 69° 50′ nördl. Br., mit der Insel Schumacher im Norden, Souths-Eiland im Osten, Pearsons im Süd-Osten. Blacks im Westen und Troughtons im Nord-Westen; von diesen südlich ziehen sich die Beauforts-Inseln nach der Küste des König Wilhelms Land herab. Nach dem Isthmus zu liegt eine Gruppe kleiner Eilande, die Thompsons-Inseln, und südlich von diesen Tilsons-Inseln, von denen Mary und Eliza die ansehnlichsten sind. Der Isthmus von Boothia, durch welchen Boothia Felix mit König Wilhelms Land zusammenhängt, ist eine unbedeutende Landenge, in deren Mitte ein See, der Middle Lake, gelegen ist, und welche durch die Einfahrt Skagavoke, welche von Osten in's Land dringt, und die Spence-Bay, welche von Süd-West nach Nord-Ost in's Land tritt, noch mehr eingeengt wird. Die Breite des Isthmus, die im Ganzen 17 — 18 Meilen beträgt, wird durch die 12 Meilen langen, beinahe zusammenhängenden Seen und Bayen, so vermindert, daß eigentlich nur 5 Meilen festen Landes das östliche Meer von dem westlichen trennen. Grahams-Valley, ein langer See frischen Wassers, im Norden des Middle-Lake, und von diesem nur durch eine schmale Erdzunge geschieden.

Auf der Westküste von Boothia Felix, längs dem König Wilhelms Meer, entdeckte Roß von Süden nach Norden die Spence-Bay, die im Westen vom Kap Isabella begrenzt wird, und an deren westlicher Mündung die Mc. Cullochs-Inseln, unter 69° 26′ nördl. Br., liegen. Vom Kap Isabella aus erblickte Roß zuerst das westliche Meer; das Kap steigt schroff empor und ist an vielen Stellen sehr steil, die Höhe beträgt gegen 500 Fuß über der Oberfläche der See; es besteht aus grauem Granit, der auf einzelnen Stellen einige Vegetation zeigt. Die große Bay Josephine, die sich nach Norden zu in's Land erstreckt, und zwischen den Kaps Landseer im Osten und Cambridge im Westen öffnet, unter 69° 34′ nördl. Br.; durch einen Fluß, der im innersten Winkel der Bay mündet, führt sie dieser im Sommer das Wasser mehrer Landseen zu, von denen der inselreiche Lake Hanseen der bedeutendste ist. Auf der Ostseite der Bay sind mehre kleine Buchten, von denen sich Artists-Bay zwischen Kap Faulkner und Lawrence, Sullivan-Bay zwischen Kap Shee und Landseer eröffnet. Vom Kap Cambridge bis zum Kap Adelaide und dem magnetischen Pole zieht sich die Küste nach Nord-West, und hat bis dahin die Vorgebirge Christian, Frederik VI. und Maria Gloria; die Oscar-Bay, unter 69° 44′ nördl. Br., zwischen Kap Sussex im Süd-Ost und Kap Carl IV. Johann; die Kaps Gloucester und Cumberland, welche eine große, mit Eis gefüllte Bucht begrenzen, und die große Bucht Herzog von Kent (Duke of Kent-Bay), unter 69° 58′ nördl. Br., welche im Süden durch Kap Victory, im Norden durch Kap Adelaide geschlossen wird. Im Innern der Bay tritt Kap Selkirk

hervor, und vor derselben ziehen sich zwei Insel-Reihen, die Roß mit dem Namen der Clarence-Inseln belegte; die äußere Gruppe hat im Süden das Eiland Augustus, und nördlich von diesem die Inseln: Frederick, Adolphus und Munster, die innere die Eilande Errol, Fox, Erskine und Falkland.

Der Magnetische Pol Wilhelm des Vierten, wie ihn Roß benannte, ist unweit des Kaps Adelaide, unter 70° 5′ n. Br. und 96° 44′ westl. L. von Greenwich: Das Land ist in dieser Gegend der Küste sehr niedrig, aber eine Meile weiter nach dem Innern zu zeigen sich Hügel von 50 bis 60 Fuß Höhe. „Wir hätten gewünscht, sagt Commander Roß in seinem Berichte, daß ein so wichtiger Punkt sich mehr durch äußere Merkmale ausgezeichnet hätte. Es war nicht zu tadeln, wenn wir bedauerten, daß auch nicht ein einziger Felsen vorhanden war, um einen Ort anzuzeigen, an den sich jederzeit ein so hohes Interesse knüpfen muß, und ich würde sogar Jeden unter uns entschuldigt haben, wenn er etwa so romantisch oder absurd gestimmt gewesen wäre, zu erwarten, daß der magnetische Pol ein eben so erhabener und in Dunkel eingehüllter Gegenstand sey, wie das fabelhafte Gebirge von Sindbad, oder daß jener Pol ein Gebirge von Eisen, oder ein Magnet sey, so groß wie der Montblanc. Die Natur hat aber hier kein Monument errichtet, um den Ort anzuzeigen, welchen sie sich zum Mittelpunkte einer ihrer großen und dunkeln Mächte auserwählte. Wir mußten zufrieden seyn, durch mathematische Zahlen und Zeichen dasjenige anzudeuten, was wir auf jede andere Weise nur schlecht auszuzeichnen vermochten. Die Größe der Inklination, wie solche meine Inklinationsnadel anzeigte, war 89° 59′; also fehlte nur eine Minute an der Vertikale; zugleich wurde mindestens die Nähe dieses Pols, wenn nicht gar seine Identität mit dem Punkte, auf dem wir standen, durch die Bewegung oder vielmehr durch die gänzliche Unthätigkeit der verschiedenen, in meinem Besitze befindlichen, Horizontal-Nadeln bestimmt. Diese Horizontal-Nadeln wurden auf die zarteste Weise schwebend erhalten, aber unter allen zeigte sich keine einzige, welche nur entfernt ein Streben aus ihrer Stellung sich zu bewegen angedeutet hätte, eine Thatsache, welche selbst den weniger unterrichteten Leser überzeugen wird, daß der Mittelpunkt der Anziehungskraft, wenn er ja in einiger Entfernung lag, sich in einer sehr geringen horizontalen Entfernung befunden haben muß.“ Sobald sich Roß die Ueberzeugung von diesem Umstande verschafft hatte, machte er seine Reisegesellschaft mit diesem freudigen Ereignisse ihrer vereinten Arbeiten bekannt; unter gegenseitigen Beglückwünschungen wurde die britische Flagge auf diesem Punkte errichtet, und von dem magnetischen Nord-Pole und dem angrenzenden Lande im Namen von Großbritanien und Königs Wilhelm IV. feierlichst Besitz genommen. Die Kalkstein-Bruchstücke, welche die Bucht bedeckten lieferten überflüssig Baumaterialien zu einem kegelförmigen Hügel von einiger Größe, unter welchem sie eine Büchse vergruben, welche eine Darstellung der interessanten Thatsache enthält. Der Punkt, auf welchem sich das von Roß errichtete Zeichen befindet, ist unter 70° 5′ 17″ nördl. Br. und 96° 46′ 45″ westl. L. von Greenwich. Hat auch Roß die Durchfahrt nach dem Australozean nicht gefunden, seine Entdeckungen haben zur Erweiterung der Wissenschaft wesentlich beigetragen, und unvergeßlich in der Geschichte werden sein Name und seine Leistungen seyn, und der großmüthige Mann, Felix Booth, welcher die Victory und ihr Schiffsvolk zu den Polarregionen sandte wird ehrenvoll erwähnt werden, so lange man Edelsinn und Geist, als ein Kennzeichen britischer Kaufleute, rühmen wird.

Vom magnetischen Pole an zieht sich die Küste gerade nach Norden, und hat bis zum 70° 25′ nördl. Br., bis wohin Roß die Küstenpunkte bestimmte: Esterhazy-Bay mit Kap Bernhardy im Süden; Leiven-Bay, unter 70° 16′ nördl. Br., mit den Kaps Franz II. im Süden und Alexandra im Norden und unter 70° 25′ nördl. Br. Kap Nicholas I., Commander Roß's nordwestlichster Punkt. Von

hier aus ist der Lauf der Küste unbekannt; Roß vermuthet aber, daß sie von hier aus ihre nördliche Richtung bis zum Kap Walker, auf der Nordküste von Boothia Felix, beibehält.

6. König Wilhelms Land.

Dieser rauhe, unwirthbare, in seiner physischen Beschaffenheit dem vorigen ganz ähnliche Landstrich, bildet die Nordküste des Festlandes von Nord-Amerika und wurde von Roß, auf dessen zweiter Reise, von der Westseite des Golfs von Boothia an, bis zur Point Franklin am König Wilhelms Meer, dem westlichen Polarozean entdeckt und bestimmt. Die Küste ist hoch und felsig und so wie die Bayen und Einbuchten fast das ganze Jahr mit Schnee bedeckt und mit Eismassen gefüllt; das Innere des Landes ist völlig unbekannt, die Vegetation nur dürftig und, wie die Fauna, nicht von der der Halbinsel Boothia Felix, verschieden. Die Küste ist durch tiefe Bayen, ausgedehnte Buchten und große Böschungen unregelmäßig durchschnitten und zieht sich zwischen 69° 3′ bis 69° 55′ nördl. Br. und 90° 10′ bis 99° 8′ westl. L. v. Gr, und hat im Osten des Isthmus von Boothia, auf der Küste von Neu-Holsteinborg: die sich nach Norden öffnende Bulow-Bay, zwischen Kap Kull im Osten und Kap Kjer im Westen. Beauforts-Einfahrt im Westen der vorigen, vor welcher sich eine Gruppe kleiner Eilande nach dem Kap Kjer zieht, von denen Ramage, Biott und Cuvier die bedeutendsten sind. Lord-Mayors-Bay, im Westen von Beauforts-Einfahrt, eine ausgedehnte Böschung der Küste, zwischen Kap H. Taylor im Osten und der Einfahrt von Skagavoke im Westen. Die Ostseite derselben bietet eine wechselnde Kette kleiner Einbuchten und Vorgebirge, unter denen Hardy-Bay und Kap Destrove die bemerkenswerthesten sind; im innersten Winkel des Südens bricht Brunels-Einfahrt ins Land, und auf der Westküste öffnet sich die kleine Norfolk-Bay. Die große Bucht ist mit einer Unzahl kleiner Eilande und Klippen gefüllt, denen Roß den Namen Sons of the Clergy of Scottland beilegte, und nahe der Westseite erhebt sich die felsige Slater-Insel. Auf dem Isthmus, im Süden von Middle Lake, liegt der See Lady Melville, von den Eskimos Neitchillee genannt, unter 69° 26′ nördl. Br., mit der Felseninsel Dundas Monument, und westlich von diesem der kleine See Curtis, der durch einen Abfluß mit der Spence-Bay in Verbindung steht. Willersted Lake, ein großer, halbmondförmig gekrümmter Landsee im Süden des Sees Curtis, der in die Spence-Bay mündet und von Süden den Bowles River, von Osten den Jane River in sich aufnimmt. Hull-Bay, unter 69° 21′ nördl. Br., eine breite Bucht an der Südseite. Die Spence-Bay, zwischen Kap Palmerston im Osten und Kap Friedrich Wilhelm III. im Westen. Von hier bis zum Kap Aukland zieht sich die Küste westlich und ist von Granit gebildet, der große Kristalle von Feldspath mit Granaten enthält, während die gegenüberliegende Küste von Boothia Felix vom Kap Isabella an, aus Kalksteinfelsen besteht; die Hügel erreichen auf kurze Entfernung von der See die Höhe von 6 bis 700 Fuß. Im Südwesten der Landspitze Aukland liegen, unter 69° 18′ nördl. Br., 5 Inseln, von denen die beiden größten die Namen Jane Dundas und Anna Dundas führen. Die Küste zieht sich von hier in einem nach Süden gerichteten Halbkreis nach Westen bis Kap Louis Philip, bildet einen großen Golf oder Meerbusen und hat auf dieser Strecke im Osten die Kaps Porter und Harriet und den Mildered Lake, der seiner Einfahrt nach eher den Namen einer Bucht, als eines Sees verdiente; im Süden die Bay Faro Lina und die Landspitze Kap Sheridan, Rowley und Landon und im Westen Peele's-Einfahrt, die sich nach Süden zu ins Land erstreckt und im Osten durch Kap Norton begrenzt

wird; Adams-Einfahrt, die sich im Norden der vorigen öffnet, und nach Westen einzudringen scheint, und die Kaps Edgeworth, Abernethy, Sabine und Louis Philip; zwischen der letzten Landspitze und dem Vorgebirge Norton im Süden, durch die breite Wellingtonsstraße vom festen Lande getrennt, liegt die große Insel Matty, mit dem Vorgebirge Lambert im Norden, Hughes und Hardy im Osten und Colgruff im Nordwesten, und im Nordosten derselben die Inseln Blenky, im Süden die aus schmalen Riffen von Kalkfelsen gebildeten kleinen Beverly-Inseln und das Eiland Melbourne. Vom Kap Louis Philip an erstreckt sich die Küste gerade nach Westen bis zu den beiden Vorgebirgen Modina und Young, von welchem letztern sich ein Riff gegen $2^1/_2$ Meile weit bis zur nördlichen Landspitze des Eilandes Tennent erstreckt, und mit diesem einen Hafen bildet, dessen Einfahrt gegen 2 Meilen breit ist, und welchem Roß den Namen Port-Emmerson beilegte. Kap Sophia, an dessen Ostseite eine Gruppe kleiner Eilande hinziehen, an der Westseite aber eine ausgedehnte Bucht, Bannermans-Bay, öffnet, in welcher eine kleine Insel dicht unter dem hohen Ufer liegt, und in welche der Prinz George River mündet, liegt im Westen vom Kap Young. Hier wendet sich die Küste nach Nordwesten bis zum Kap Felix, unter 69° 55′ nördl. Br., dem nördlichsten bekannten Punkte von König Wilhelms Land, und hat bis dahin, zwischen Kap Will of Wirt und Kap Glasgow die große Einbucht Port Parry, vor welcher sich Klippen und kleine Eilande ziehen, und die im Innern durch die hervorspringende Landspitze Stanley in zwei abgesonderte Häfen geschieden wird, und die Vorgebirge Mary und Kap Sophia Sidney, zwischen welchen sich die Bay Richardson öffnet. Vom Kap Felix wendet sich die Küste nach Südwesten und hat bis zum Kap Maria Louisa: die Walls-Bay und weiter südlich Victory-Point und das Kap Jane Franklin, an dessen Südseite sich Bakers-Bay ausbreitet, welche von Franklins-Point im Westen geschlossen wird. Victory-Point, unter 69° 37′ 49″ nördl. Br. und 98° 40′ 49″ westl. L. v. Gr., ist der weiteste von Roß auf seiner zweiten Entdeckungsreise erreichte Punkt; er errichtete hier ein Wahrzeichen von Steinen 6 Fuß hoch, und legte in dasselbe eine Büchse, welche einen kurzen Bericht von den Vorgängen der Expedition seit ihrer Abreise von England enthielt. Point Franklin, die äußerste Landspitze, welche Roß, von Victory-Point aus, im Südwesten sehen konnte, liegt, so genau als sich dies bei einer nur geschätzten Entfernung bestimmen läßt, unter 69° 31′ 13″ nördl. Br. und 99° 17′ 58″ westl. L. v. Gr., und ist von Point Turnagain, bis wohin man die Küste des Polarozeans von Westen aus hat kennen lernen, 222 geographische Meilen entfernt.

7. Die Halbinsel Melville.

Dieser südlichste Theil der westlich arktischen Länder ist das Resultat der zweiten Parry'schen Reise, und die Ost- und Nordküste dieses Landes wurde von diesem Seefahrer mit ziemlicher Genauigkeit untersucht. Die Halbinsel liegt im Süden der großen Insel Cockburn, zwischen 65° bis 69° 51′ nördl. Br. und 81° 10′ und 88° westl. L. von Greenwich und wird im Norden durch die Fury- und Hecla-Straße, im Osten vom Fox-Channel und Rowe's Welcome, im Süden vom Wager River und den Hudsonsbay-Ländereien, und im Westen durch den Golf von Boothia begrenzt. Das Land ist rauh, unfreundlich, und, wie alle arktische Länder, mit einer dürftigen Vegetation versehen; die Küsten sind den größten Theil des Jahres hindurch mit Eismassen belegt. Granit, Gneiß, Glimmerschiefer, Serpentin, Grauwacke und Kalksteine aller Formationen sind die vorherrschenden Mineralien, zu denen sich noch große Lager von

Steinkohlen gesellen. An Thiergattungen bemerkte Parry alle an der Prinz-Regenten-straße vorkommenden, der arktischen Regien eigenthümliche Thiere. — Die Eskimo's, mit denen er hier in Berührung kam, sind im Wesentlichen nicht von ihren Stamm-verwandten im höhern Norden und in Grönland unterschieden. Die Zahl der Indivi-duen, aus welchen der Stamm bestand, der sich während seines Aufenthalts auf Win-ter Island und Igloolik versammelte, war 219, worunter 69 Männer, 77 Weiber und 73 Kinder. Zwei oder drei der Männer schienen, ihrem Ansehen nach, ein Alter von 70 Jahren erreicht zu haben, der Rest war zwischen 20 und 50 Jahren. Die Mehrheit der Weiber war jung, von 20 bis 35, und nur drei oder vier schienen das sechzigste Jahr überschritten zu haben. Von den Kindern war der dritte Theil unter vier, der Rest aber zwischen 4 und 16 Jahren. Von 150 Individuen, welche den Winter über zu Igloolik verlebten, starben 18, und während dieser Zeit belief sich die Zahl der Gebornen nur auf 9. — Der Natur nach sind die Eskimos von Melville im Allgemeinen kleiner als die Europäer. Ein Mann, welcher ungewöhnlich groß war, maß 5 Fuß 10 Zoll, der kleinste Erwachsene hingegen nur 4 Fuß 11½ Zoll. Von 20 Individuen beider Geschlechter, welche Parry zu Igloolik maß, war die durchschnittliche Höhe bei den Männern 5 Fuß 5⅓ Zoll, bei den Weibern hingegen 5 Fuß ½ Zoll. Die Weiber sehen noch kleiner aus, als sie in Wahrheit sind, da ihre Kleider weniger eng anliegen, und sie gewöhnt sind vorwärts gebeugt zu gehen, um der Last die Balance zu halten, welche das in der Kapuze befindliche Kind verursacht. In der Gestalt sind sie wohlproportionirt; Hände und Füße bei beiden Geschlechtern äußerst zart und klein; die jüngern Individuen waren alle plump, ohne korpulent zu seyn, und nur die Frauen neigten sich zu diesem letztern Extreme. Die Gesichter sind rund und voll; die Augen klein und schwarz; die Nasen ebenfalls klein, doch nicht eingedrückt, und manche hatten römische Nasen. Das Haar beider Geschlechter ist schwarz, glänzend und steif; die Männer tragen es ge-wöhnlich lang und lods um den Kopf hängend; einige der Jüngern, an den Küsten von Rowe's Welcome, trugen das Haar auf dem Vordertheile des Kopfes kurz ver-schnitten, und andere hatten sich auf dem Wirbel eine Platte geschoren. Die Weiber sind außerordentlich stolz auf die Länge und Dichtheit ihres Haarwuchses; sie theilen das Haar in drei Flechten und binden diese mit Streifen von Rennthierfell auf, tra-gen auch eine Art Kamm, doch mehr als Schmuck als zum Gebrauch. Bei der Krankheit der Männer tragen die Weiber das Haar los herabhängend, und beim Tode derselben schneiden sie es zum Zeichen der Trauer ganz ab. Die Kleidung beider Geschlechter besteht aus Jacken und Hosen von Rennthierfellen, die in der Form wenig von denen der andern Eskimos unterschieden sind. Im Winter trägt jedes Individuum im Freien zwei Jacken, von denen die äußere (Cappe-tegga) das Haar nach der Au-ßenseite, die Innere (Atteega) das Haar nach Innen hat, beim Eintritt in die Hütte wird aber stets die äußere Jacke, die hinten und vorn mit einem Schwanz versehen ist, abgelegt; die Hosen, deren im Winter ebenfalls zwei Paar über einander getragen werden, reichen bis unter die Knie; und werden um die Hüfte mit einem Riemen befestigt. Die Stiefeln (Allekteega) sind ebenfalls von Rennthierfellen, mit den Haaren nach Innen, reichen bis an's Knie und werden dort fest gebunden, über diese Stie-feln kommen ein Paar Schuhe von demselben Material, hierauf ein Paar wasserdichte Stiefeln von Seehundsfell, und über diese ein Paar große Schuhe von Seehund, an deren Sohlen Stücken Serpentin befestigt sind, um sie haltbarer zu machen. Die Stiefeln der Weiber sind nicht anliegend, sondern abgesteift, und dienen zugleich als Taschen und um die kleinen Kinder hineinzustecken. Der Schmuck der Eskimos von Melville besteht größtentheils in Zähnen der Moschusochsen, die sie an Riemen befestigen und um den Leib oder um die Arme winden. Die Wohnungen werden, wie die der Eskimos auf Boothia Felix, von Schnee und Eis erbaut, sind von zirkelrunder Form und enden

in einem Dome, der im Centrum 9 — 10 Fuß hoch ist; gewöhnlich sind drei Hütten kleeblattartig mit einander verbunden und haben einen gemeinschaftlichen Ausgang. Im Innern der Wohnungen zieht sich eine, 2½ Fuß hohe Schneebank rings der Wand, und läßt nur die Seite der Thüre frei; diese Bank bildet Bette und Feuerplatz; zu beiden Seiten der Thüre sind die Schlafplätze, die aus Schnee und Steinen bestehen, über welche Ruder, Zeltstangen und Fischbeinplatten, und auf diese Zweige von Birken und der Andromeda tetragona gelegt sind; den Feuerplatz bildet eine Lampe aus Stein, über welcher ein Stück Seehunds- oder Wallfischspeck hängt, welcher, durch die Hitze der Flamme zum Schmelzen gebracht, ausläuft und die Lampe in Nahrung erhält.

Jagd und Fischerei sind ihre Nahrungszweige; die erstere liefert ihnen Rennthiere (Tooktoo), Moschusochsen (Oomingmuk), Wallrosse (Ei-u-ek) und die große und kleine Robbe (Oguke und Neitiek), die letztere zwei Arten Lachse, den Eweetaroke, welcher in den Meereseinschnitten (Inlets) mit Speeren gestochen, und den Ichluowoke, welcher in den Südwasserseen vorkommt und geangelt wird. Ihr Nahrungsmittel genießen sie größtentheils gekocht; sie bereiten sich eine Suppe, Kayo genannt, eines ihrer Leibgerichte, aus Blut, Fett und Wasser, und genießen von Vegetabilien: die Blätter des Sauerampfers (Kongolek) und der Zwergweide, die rothen Beeren der Vaccinum uliginosum und die Wurzel der Potentilla pulchella. Ihr einziges Getränk ist Wasser, welches, wenn sie es erhalten können, in großen Quantitäten zu sich nehmen, weshalb auch die Hauptbeschäftigung der Frauen im Winter das Schmelzen des Schnees in den Oolkooseeks oder steinernen Kochtöpfen ist. Die Kanoes der Eskimos, die Weiberboote sowohl, als die Kajaks der Männer, gleichen ganz den Grönländischen, und auch die Schlitten sind nicht von denen ihrer Stammverwandten unterschieden. Die Eskimos, mit welchen Parry und Lyons zusammenkamen, zeigten einen großen Hang zum Stehlen, der nur durch ihr neidisches Wesen übertroffen wurde. Dankbarkeit ist eine Tugend, die ihnen ganz fremd zu seyn scheint, und ihr coyenna (danke), welches ihnen zu Zeiten entschlüpft, bezeichnet fast noch weniger, als unser deutsches „dank“ im konventionellen Leben. Vielweiberei ist unter ihnen Sitte, doch selten hat ein Mann mehr als zwei Weiber, und die Meisten begnügen sich mit einem; eheliche Treue ist ihnen unbekannt, und häufig tauschen die Männer ihre Weiber mit einander, oder verkaufen sie auf bestimmte Zeit. Tanz und Gesang sind ihre Hauptvergnügungen; sie singen stets im Chor, und die Weiber singen ihr Amna aya oft zu halben Stunden lang, bis ihnen der Athem vergeht.

Das Innere der Halbinsel Melville ist nicht bekannt, unfern der Küste ziehen sich Hügelketten, die fast das ganze Jahr hindurch mit Schnee bedeckt sind. Die bekanntesten Punkte an der Hudsonsbay und dem Fox-Channel sind:

Wager River, eine große Bucht, welche sich zwischen 65° und 65° 15′ nördl. Br. öffnet, sich weit in's Land hinein erstreckt, westwärts in zwei kleinen Flüssen endigt, und in ihrer Mündung mehre Inseln trägt; auf der Nordseite hat sie den Dear- und Savage-Sund, und östlich von ihr und durch Rowe's Welcome, einen über 20 deutsche Meilen breiten Kanal getrennt, liegt die große Insel Southampton, die sich vom 62° bis 66° nördl. Br. erstreckt, hoch und gebirgig ist, und noch von keinem Europäer untersucht wurde. Kapitän Parry fuhr längs ihrer Nordostküste, und berührte die große Duke of York-Bay, unter 65° 30′ nördl Br., welche sich zwischen Kap Welsford im Süden und Kap Deas Thomson im Norden öffnet; in ihrem Innern hat sie Point Henderson, von wo eine klippenreiche Einbucht tief nach Norden in's Land dringt. Auf der Ostküste der Insel Southampton tritt das Kap Comfort Baffins und Kap Bylot, und im Norden

das Kap Frigid Middletons am meiſten hervor. Eine Menge kleiner Eilande und Klippen ziehen ſich längs dem Ufer.

Die Repulſe Bay, im Norden von Wager River, unter 66° 30′ nördl. Br., öffnet ſich bei Beach Point und Kap Hope, unter 66° 15′ nördl. Br., iſt rings von hohen Bergen umgeben, hat in der Mitte an 55 und an den ſeichteſten Stellen immer noch 6 Faden Tiefe, und im innerſten Winkel eine Gruppe von 10, mit Klippen umgebene Inſeln, von denen Gibſon, die weſtlichſte, die bedeutendſte iſt. — Kap Hope gegenüber öffnet ſich auf der Nordſeite die Repulſe Bay, die Haviland Bay, eine freie nach Süden mündende Bucht. — Von hier zieht ſich die Küſte von Melville nach Südoſten bis Kap Martineau, unter 66° 10′ nördl. Br. und 83° 55′ weſtl. L. v. Gr. und beſchreibt bis dahin die Einbuchten Duckett Cove und die Gore Bay, vor welcher ſich die beiden großen Inſeln Buſh nan und Vanſittart hinziehen. — Zwiſchen dieſen Inſeln und dem Feſtlande zieht ſich der Hurd-Channel, eine ſchiffbare Straße, in welcher die Strömung nach Weſten zieht.

Ducket Cove bietet auf 14 Faden guten Ankergrund, wird im Oſten von Kap Montago, im Weſten von der hohen, mit Klippen und Eilanden umgebenen Inſel Buſhnan begrenzt, und trägt in ſeiner Mündung Bear Island. — Zwiſchen Point Cheyne, öſtlich vom Kap Montago, und dem Kap Mc. Laren, öffnet ſich die Gore Bay, die ſich gegen 20 engl. Meilen weit nach Nordweſten ins Land erſtreckt, im Südweſten durch eine hohe Gebirgskette, Brooks Bluff, begrenzt, und durch die nach Süden meilenweit hervortretende Farhill Point in zwei Hauptbuchten getheilt wird, von denen die öſtliche den Namen Moyle Bay führt, die weſtliche den Namen Gore Bay beibehält. Die Küſte der Bay bildet mehre kleine Buchten, hat in ihrer Nähe verſchiedene kleine Felſeneilande, und dicht unter dem Bluff in der Mündung der Bay die Inſel Georgina, und ſüdlich von dieſer die kleine Inſel Rouſe. — Die große Inſel Vanſittart, welche ſich von Point Cheyne, bei einer Breite von 8 bis herab auf 3 Meilen, gegen 32 engl. Meilen nach Südoſten zieht, bildet die ſüdliche Grenze des Hurd Channel, und hat im Norden das Kap Shackleton, und im Süden die Inſel Baffin. Oeſtlich von ihr ziehen ſich die Sturges Bourne Inſeln, eine Gruppe hoher felſiger Eilande, bis zum Kap Martineau.

Lyons Inlet, die größte Einbucht der Halbinſel Melville, öffnet ſich zwiſchen Kap Martineau im Weſten und Kap Edwards, unter 66° 17′ nördl. Br. und 83° 45′ weſtl. L. v. Gr.; in vielen Krümmungen erſtreckt ſie ſich, bei abwechſelnder Breite, gegen 65 engl. Meilen nach Nordweſten ins Land, bildet daſelbſt mehre Einbuchten, empfängt eine Menge kleiner Flüſſe, ſtößt eine Menge hoher Kaps hervor und trägt in ihrem Innern eine Unzahl kleiner Inſeln. — Längs der Weſtküſte iſt das Waſſer, ſelbſt dicht am Lande, ungemein tief; in der Mitte des Inlets fand Lyon auf 30 Faden keinen Grund. Auf der Weſtküſte, die nur wenig Krümmungen bietet, treten die Vorgebirge Alliſon Bluff und Kap Reid merklich hervor; die Oſtküſte wird durch eine Menge größerer und kleinerer Einbuchten unterbrochen, von denen die Bay of Shoals mit dem Hafen Safety Cove, und die Five Hawſer-Bay die bedeutendſten ſind; nördlich von der letztern mündet Hoppner Inlet, in deſſen Mündung eine große Inſel liegt, und in deſſen innerſten Winkel mehre Bäche ſich ergießen. Bei Kap Reid wendet ſich Lyons Inlet nach Weſten und von da, durch hohe Gneiswände und Felſeninſeln zuſammengedrängt und eine Stromſchnelle bildend, nach Nordweſten, erweitert ſich daſelbſt wieder, empfängt von Oſten Norman Creek, von Weſten Eulgruff und Scherer Creek, drei bedeutende Einbuchten, und endet in der durch hervorſpringende Halbinſeln gebildeten Roß-Bay. — Ob dieſe Einbucht mit dem nördlichen Eismeere oder dem Golf von

Boothia in Verbindung steht, ist noch nicht bekannt, merkwürdig aber bleibt es, und für eine solche Verbindung sprechend, daß die Strömung nach innen geht. —

Oestlich von Kap Edwards ziehen sich die Birds-Inseln, eine Gruppe von fünf kleinen Eilanden, und in Südosten von diesen, und, durch Hoppner Strait vom festen Lande getrennt, Winter Island, auf deren Südküste Kapitän Parry auf seiner zweiten Reise überwinterte; diese Insel liegt unter 66° 15′ nördl. Br. und hat im Nordwesten Point Belford, im Südosten Kap Fisher, und im Nordosten das Eiland Crawford.

Von hier zieht sich die Küste von Melville in einem nach Osten gekrümmten Bogen, nach Nordosten bis Kap Brown und hat bis dahin die Blake-Bay, unter 66° 30′ nördl. Br., die eine Menge Inseln trägt, und vor welcher sich die Turton Shoals, eine Gruppe kleiner Eilande, hinzieht; — die Palmer-Bay, im Norden der vorigen, zwischen Adderley Bluff im Süden und Point Elizabeth im Norden, unter 66° 43′ nördl. Br.; — Kap Wilson, unter 66° 58′ nördl. Br. mit der östlich davon liegenden Insel Owlitteeweek; den Barrow-River, einem großen Strom, der unter 67° 20′ nördl. Br. mündet und einige Meilen oberhalb seiner Mündung einen 90 Fuß hohen Fall bildet; Kap Perhyn, unter 67° 23′, nördlich vom vorigen, und Kap Brown, unter 67° 34′ nördl. Br.

Vom Kap Brown zieht sich die Küste nach Nordwesten bis zur Halbinsel Amitioke, westlich von welcher sich eine tiefe Einbucht öffnet, und hat bis dahin das Kap Jermain, unter 67° 46′ nördl. Br. — Etwas südlich von Amitioke zieht sich das Hochland von der Küste zurück, und streicht von da in gerader Richtung nach Norden, während die Küste von hier aus einen nach Nordosten gerichteten Bogen beschreibt. — Oestlich von der Halbinsel Amitioke liegt die Insel Doglit, in deren Nähe das Wallroß häufig vorkommt, und nordwestlich von dieser liegt auf dem Festlande das Eskimodorf Agwisseowik. — Von hier aus ist die Küste, welche nach Norden streicht, zwar bekannt, deren Einbuchten aber nicht untersucht, und durch die Angaben der Eskimos nur einige Dörfer derselben bekannt, wie Pingitkalik, unter 69° 4′ nördl. Br., und Arlagnuk, unter 69° 13′; das Land selbst ist flach, und besteht größtentheils aus Kalkstein. Die kleinen Inseln Doglit, die reich an Robben sind, liegen in der Nähe der Küste, unter 68° 57′ nördl. Br.

Nördlich von Arlagnuk öffnet sich Hoopers Inlet, eine große Einfahrt, deren Nordseite durch eine lange felsige Halbinsel und die große, aus zwei durch eine schmale Landzunge verbundenen Theilen bestehende Insel Igloolik, begrenzt wird. Die Küste selbst wendet sich nach Nordwesten und beschreibt mehre Einbuchten, von welcher Mogg-Bay die bedeutendste ist. — Das Innere von Hoopers Inlet trägt eine Unzahl felsiger Granitinseln, von denen Khemig in der Mitte der Inlet und Core, nördlich von dieser, die größten sind; im innersten Winkel der Bucht mündet der fast fortwährend durch Eis gedämmte Quilliam Creek, welcher weiter im Lande durch den Crozier River verstärkt wird. — Zwischen der Halbinsel, welche die Nordseite von Hoopers Inlet bildet, und deren östlichster Punkt Kap Matthew Smith ist, und der Insel Igloolik führt eine Durchfahrt nach der sich nach Osten öffnenden Richards-Bay, in welche der Halse Creek und mehre Inlets münden, und welche im Norden durch den Mount Sabine und die Insel Bouverie begrenzt wird. — Zwischen der Insel Igloolik, auf deren Südseite sich die Turton-Bay öffnet und dem Kap König, auf der gegenüberliegenden großen Insel Cockburn öffnet sich die mit großen Eismassen angefüllte Fury und Hecla-Straße, welche aus dem For-Channel in den Golf von Boothia führt; sie streicht nach Nordwesten im Westen, hat im Norden, an der Küste von Cockburn, die Skeoch-Bay, das Kap Elwyn, Murray Maxwells Inlet, den

Gifford River, das Kap Griffith, Whyte Inlet, die Autridge-Bay und das Kap Hallowell; im Süden an der Küste von Melville: das Kap North East, im Nordwesten von Mount Sabine, die Mündung von Griffiths Creek, und Kap Englefield, am Golf von Boothia, und trägt die Inseln Calthorpe und Tangle, im Süden der Skeoch-Bay; Tern Insel, im Westen vom Kap Elwyn; die Insel Neerlonakto, im Norden von Igloolik die Insel Ormond, im Norden von Kap North East; die Sandsteininsel Liddon, im Westen der vorigen, und die mit einer großen nach Osten öffnenden Bucht versehene Insel Amherst, westlich von Liddon, unter 69° 48′ nördl. Br. und 33° 50′ westl. L. v. Gr.

Vom Kap Englefield wendet sich die Küste der Halbinsel Melville nach Süden, ist aber nur nach den Berichten der Eskimos bekannt; soll mehre bedeutende Einbuchten nach Osten beschreiben, ist aber bis jetzt noch von keinem europäischen Reisenden untersucht worden. Zwei der bedeutendsten Einbuchten würden von den Eskimos, die nördlichste mit dem Namen Arlagngrioo, die südlichste, in welcher sie viele Fische fangen, mit Aggrochiawik bezeichnet; vor der letztern soll eine große Insel liegen, die sie Siattoke nennen, und an deren Ufern sie viel Treibholz sammeln.

Tief im Süden soll an der Westküste, nach den Zeichnungen der Eskimos, eine Einbucht bis nahe an Wager River reichen; ob aber dieses gegründet ist, oder ob einige der Einfahrten außer der Fury- und Hecla-Straße wirklich bis zum Golf von Boothia hinüber reichen, ist bis jetzt noch unentschieden, da furchtbare Eismassen in dieser Region alle Untersuchungen hemmen und öfters vereiteln.

B. Festland von Nord-Amerika.

a. Britisches Nord-Amerika.
b. Französisches Nord-Amerika.
c. Russisches Nord-Amerika.
d. Vereinigte Staaten von Nord-Amerika.
e. Der Staat Texas.
f. Vereinigte Staaten von Mexico.
g. Central-Amerika oder Guatemala.

a. Britisches Nord-Amerika.

Beim Schlusse des Friedens von 1763, durch welchen die Franzosen Neu-Frankreich an England abtraten, besaßen die Briten den größten Theil Nord-Amerika's, und mit Ausnahme Grönlands im Norden, und Louisiana, Mexico und Guatemala's, im Südwesten und Süden, beugte sich ein halber Welttheil, der Europa an Größe übertraf, unter das britische Zepter. Der Freiheitskampf der dreizehn vereinigten Kolonien brach jedoch Britaniens Macht im Westen; England mußte im Frieden von 1783 die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten anerkennen, die beiden Floridas widerum an Spanien, die kleinen Inseln Miquelan und St. Pierre an Frankreich abtreten, und die Theilnahme der Franzosen und Nord-Amerikaner an der Neufundlandfischerei gestatten; dessen ungeachtet besteht Britanien in Nord-Amerika immer noch als außerordentliche Macht, und ein Gebiet von nahe an einer Million engl. □ Meilen ist noch immer der britischen Krone unterworfen, und besteht aus folgenden Provinzen, die wir hier, unabgesehen von ihrer politischen Folge, nach ihrer geographischen Lage folgen lassen:

1) Hudsons-Bay Territorium, das westliche Binnenland und britisches Columbia;
2) Unter-Canada;
3) Ober-Canada;
4) Neu Braunschweig — New Brunswick;
5) Neu Schottland — Nova Scotia;
6) Kap Breton und Sable Islands;
7) Prinz Edwards Insel;
8) Neufundland — Newfoundland, — die Küste von Labrador und Ostmain, und die Insel Anticosti;
9) Die Bermudas, deren ausführlichere Beschreibung wir unter Westindien aufgenommen haben, und
10) Die Niederlassungen auf Honduras und Yucatan, deren Schilderung wir am Schlusse von Guatemala geben.

Sämmtliche dieser Provinzen, mit Ausnahme der unter 9 und 10 genannten, umfassen einen Flächenraum von 4.134.490 engl. oder 196.880½ geogr. □ Meilen, und, nach Montgomery Martin, eine Bevölkerung von 1.819.000 Seelen, oder erst 9⅛ auf den Raum einer geogr. □ Meile, und zwar enthält nach dessen Angaben:

das Hudsonsbay-Territorium, . . .	524.000	engl.	□ Meilen	mit 500.000	Seelen.
das westliche Binnenland und Columbia,	3.176.000	"	"		
Ober-Canada, ...	100.000	"	"	" 320.000	"
Unter-Canada, ...	250.000	"	"	" 600.000	"
Neu Braunschweig, ...	27.704	"	"	" 100.000	"
Neu Schottland, ...	15.617	"	"	" 150.000	"
Kap Breton, ...	3.125	"	"	" 36.000	"
Prinz Edward's Insel, ...	2.131	"	"	" 33.000	"
Neufundland, ...	35.913	"	"	" 80.000	"
Total.	4.134.490	□ Meilen	und	1.819.000	Seelen.

Im Jahre 1813 schlug Colquhoun die gesammte europäische Bevölkerung der britischen Provinzen in Nord-Amerika auf 486.146 Personen an, rechnen wir von obiger Bevölkerung von 1.819.000 Seelen die Einwohnerzahl des Hudsons-Bay Territoriums und des westlichen Binnenlandes, als indianischen Ursprungs, ab, so hat sich die europäische Bevölkerung seit jener Zeit mehr als verdreifacht, ja bis zum Schlusse des Jahres 1836, vervierfacht. — Den Werth des Grund- und andern öffentlichen Eigenthums sämmtlicher britischen Besitzungen in Nord-Amerika schätzt M. Martin auf 158.196.585 Pfd. Sterl. oder 1.581.965.850 Gulden, und der Werth der jährlichen Erzeugnisse auf 43.980.030 Pfd. Sterl. oder 439.800.300 Gulden. — 1834 belief sich die Ausfuhr sämmtlicher Nord-Amerikanischen Kolonien auf 34.683.670 Gulden. 1808 nur auf 6.100.000 fl.; die Einfuhr 1834 auf 36.166.600, und 1813 auf 11.347.800 Gulden. — 1810 wurden im Handel der britischen Kolonien Nord-Amerika's 1930 Schiffe mit 342,183 Tonnen Last verwendet; 1834 betrug die Tonnenzahl der einlaufenden Schiffe 887.267, der absegelnden Schiffe 786.000 Tonnen. — Die Einfuhren bestehen größtentheils in Manufaktur- und Kolonialwaaren, die Ausfuhren in Bauholz, Fischen, Pelzwerk, Thran, Getreide, Flachs und Hanf.

I. Das Hudsons-Bay-Territorium, das westliche Binnenland und britisches Columbia.

Südlich vom Baffinslande, Boothia Felix, König Wilhelms Land und der Halbinsel Melville öffnet sich die große Hudsonsbay, die in der That, eben so wie die Baffinsbay, ein Binnenmeer genannt werden könnte, da sie nichts weniger als eine Bay, ja deren Küste selbst durch große Bayen und Buchten mannichfach durchschnitten ist. Durch eine große Halbinsel, den Ostmain — East Maine — und Küste Labrador, die sich vom 63° nördl. Br. bis herab zum 51° nördl. Br. zieht, im Osten vom atlantischen Ocean getrennt, beginnt an der westlichen Küste derselben das, nach ihr benannte Hudsonsbay-Territorium, an welches sich die westlichen Binnenländer anschließen, die im britischen Columbia, an der Küste des stillen Weltmeers oder der Südsee, endigen. — Durch Heinrich Hudson, den berühmten Seefahrer, wurde die, nach ihm benannte Bay, 1610 zuerst in die Erdkunde eingeführt. Frobisher und Davis, die ihm durch Auffindung der beiden, nach ihnen benannten Straßen den Weg dahin gewiesen hatten, waren selbst nicht durchgedungen; Hudson fand die Hudsonsstraße, glaubte die nordwestliche Durchfahrt nach dem stillen Weltmeer endlich gefunden zu haben, und entdeckte das, irrthümlich von ihm als Bay bezeichnete Meer, das im Osten durch mehre Straßen mit dem atlantischen, im Norden durch Fox-Channell, die Fury- und Heclastraße, den Golf von Boothia und

durch Regent Inlet, mit dem Nordpolar-Ocean zusammenhängt. – Von seinen meuterischen Gefährten mit wenigen Getreuen auf einem Boote ausgesetzt, war Hudson nicht so glücklich, die Nachricht seiner Entdeckung nach England zu bringen; nie erhielt man Kunde von seinem Schicksal, und die Bemühungen des Kapitän Button, welchen die englische Regierung zur Aufsuchung Hudson's, 1612 nach der Hudsonsbay sandte, blieben ohne Erfolg. Button, welcher hier überwinterte, entdeckte den Nelsonsfluß, und das Land um Buttonsbay; Thomas James 1631 die Jamesbay, den südlichsten Theil des Binnenmeeres, die Zach. Gillam 1667 näher untersuchte, die Ostküste befuhr, und mehre Punkte derselben, so wie den Rupertsfluß benannte. In jenem Jahre wurde die Hudsonsbay-Gesellschaft gegründet, die anfangs ihre Comtoire oder Handelshäuser am Rupertsflusse eröffnete, 1682 aber selbige nach Port Nelson verlegte. Die Franzosen, damals noch Herren der Canada's, und neidisch über die Fortschritte und das Gedeihen der Engländer, suchten sich im Besitz der Hudsonsbay zu setzen, und zerstörten 1686 alle von den Briten angelegte Comtoire und Forts, wurden aber von den Engländern 1693 wieder vertrieben, und 1713 Frankreich gezwungen, aller Ansprüche auf die Länder an der Hudsonsbay zu entsagen, und seit jener Zeit ist England in fortwährendem Besitz des Pelzhandels in jenen Ländern geblieben.

1) Name. — Lage. — Grenzen. — Ausdehnung.

So wie die Franzosen Canada mit dem Namen Neufrankreich bezeichneten, belegten die Engländer die Länder an der Hudsonsbay mit dem Namen Neubritanien, nannten den im Osten der Bay liegenden Theil Ostmain oder Labrador, den westlichen hingegen Westmain oder Neuwales, und theilten letzteren nach der Lage in Neusüdwales und Neunordwales. Die Ostmain gehört zum Gebiete des Hudsons, die Küste Labrador aber, welche dem Gouvernement Neufundland untergeordnet ist, werden wir später bei jener großen Insel betrachten, dem eigentlichen Hudsonsbay-Territorium aber, Neuwales und dem Binnenlande, die folgenden Seiten widmen.

Bis jetzt wenig mehr als eine fast menschenleere Wüste, in welcher sich keine festen Niederlassungen, sondern nur Forts und Handelslogen befinden, und wo blos Indianerhorden, der Jagd zu pflegen, einherziehen, am nördlichen Saume aber, am Polar-Ocean, nur Eskimos gedeihen können, zieht sich das Binnenland vom 236° bis zum 303° östl. L. und vom 49° bis 70° nördl. Br. durch 67 Längen- und über 24 Breitengrade. Die Grenzen desselben sind im Norden der Polarocean, Chesterfields Inlet, welcher das unbekannte Innere des König Wilhelmslandes, Rowes Welcome, welcher die Halbinsel Melville, For-Channel, welcher das Baffinsland, und die Hudsonsstraße, welche das, unter dem Namen Cumberland-Insel auf den Karten bezeichnete Konglomerat von Eilanden, von der Ostmain scheidet; im Osten Labrador, wo der, in die Ungava-Bay fallende Koksakfluß die Grenze bildet; im Süden Unter- und Ober-Canada und die Vereinigten Staaten, und im Westen der Australocean und das russische Nord-Amerika, wo in Folge des am 28. Februar 1825 zu St. Petersburg zwischen Rußland und Großbritanien abgeschlossenen Vertrages, der Meridian von 236° östl. L., vom St. Eliasberg bis zum Eismeere hinauf die Grenze bildet. — Der Flächeninhalt dieses ausgedehnten Landstrichs beträgt, nach Hassel, 60.950 geogr. oder 1.279.950 engl. □-Meilen; nach Leiste's Berechnung von Greens Karte 160.000, nach Jeffery's Karte 225.000, nach M. Martin 3.700.000 engl. oder 176.190 ½ geogr. □Meilen, nach meiner Berechnung der Bouchett'schen Karte 202.500 geogr. oder 4.252.500 engl. □Meilen oder 2.721.600.000 Acres, von denen 45.000 geogr. □Meilen für Wasserflächen und Binnenseen in Abzug gebracht werden müssen.

2) Gestaltung des Landes. — Physische Beschaffenheit.

Obgleich schon seit Ende des 17. Jahrhunderts dieser ausgedehnte Landstrich von britischen und französischen Handelsleuten nach allen Richtungen durchkreuzt wurde, seit mehr als 150 Jahren sich Handelslogen und Faktorien in allen Theilen des Landes befinden, ist doch das ausgedehnte Gebiet der Hudsonsbay-Länder, welches sich über 4.000 engl. Meilen vom Osten nach Westen zieht, ein bis jetzt noch nur wenig bekanntes Land, die Jäger und Händler, die nur um Pelzwerk zu erhalten, den Westen durchstrichen, kümmerten sich nur wenig um Land und Volk, oder wenn sie es, ihres Nutzens wegen thaten, bedeckten sie alles mit dem Schleier des Geheimnisses, um nur nicht in ihren Spekulationen gestört zu werden. Was wir von demselben wissen, haben uns Mackenzie und Hearne von ihren Reisen mitgebracht, neuerer Zeit aber Franklin und Back durch ihre mühsamen Forschungen mitgetheilt. — Der östliche Theil des Landes, um die Hudsonsbay herum, ist ein rauhes höchst unwirthbares Land, dessen Oberfläche im Südosten gebirgig und waldig, im mittlern Theile aber, nach dem Winnipegsee zu, niedrig, und voller Moorflächen und Binnenseen ist. Die westlichere Hälfte ist im Allgemeinen Hochebene, von starken Landrücken durchzogen, die sich indeß höchstens 1.000 bis 1.500 Fuß über den Meeresspiegel erheben, und wird im fernsten Westen von einem mächtigen Kettengebirge, eine Fortsetzung des, aus den Vereinigten Staaten tretenden Felsengebirges, begrenzt. — Die Küste gegen den westlichen Ocean und gegen die Hudsonsbay zu, ist steil, grausig, und mit Klippen und Felsen umgeben, und am unwirthbarsten zeigt sich das Land in der Nähe des Gestades der Hudsonsbay, wo man fast nichts als ungeheure Moosstrecken und nur selten niedrige Waldung antrifft, die sich im Norden des Fort Churchill fast ganz verlieret, und in völlige arktische Fläche mit Krüppelgesträuch übergeht. Im Innern findet man große Waldungen und eine Verflechtung von großen und kleinen Seen und Flüssen, welche die herrlichsten und leichtesten Wasserverbindungen mit dem Polarocean und der Hudsonsbay, und dem Mississippi bewerkstelligen lassen.

a) Gebirge und Höhen.

Ein erhabener Bergrücken, der an der Küste von Labrador beginnt, beinahe südwestlich nach den Quellen des Ottowa Rivers streicht, und dadurch die Wasserscheide zwischen dem St. Lorenz und der Hudsonsbay bildet, beschreibt die natürliche Grenze des unermeßlichen Landstriches nach Südosten; zieht sich von hier nach Nordwesten bis an die Nordseite des Lake Superior, oder Obersees, wo er sich in zwei Arme spaltet, von denen der südwestliche, dieselbe Wasserscheide bildend, sich bis an die Quelle des Mississippi zieht, der nordwestliche Ast aber zum Nelsonsfluß hinaufstreicht, und die dem Winipegsee zufließenden Wasser von denen trennt, die durch den Albany, Severn und Hay- oder Hillfluß der Hudsonsbay zuströmen. Von hier an schlägt der Bergrücken eine westnordwestliche Richtung ein und bildet die Gestade des Missinnippi oder Churchillflusses bei Portage de Trail, unter 55° 25′ nördl. Br., zieht sich dann nach Westen zwischendem Saskatchiwine und der Quelle des Missinnippi oder Beaverflusses, die im Rücken bleibt, hindurch, trennt den Suskatchiwine vom Elkflusse und geht, diese ebenfalls hinter sich lassend, in die Hochlande über, die sich zwischen den Flüssen Unjegah und Tacoutche erheben. Im Westen der Quelle des Beaverflusses läuft ein ähnlicher Bergrücken nach Ost im Norden, zwischen den Wässern des Elk Rivers und Missinnippi, bildet den Tragplatz — Portage — la Loche, und zieht sich bis zum 57° nördl. Br., wo er die der Hudsonsbay zuströmenden Gewässer von jenen scheidet, die der Nordsee zufließen; von hier an ist seine Richtung beinahe nördlich bis zur Nordseite des großen Eklarensees

— Great Slave Lake — wo er sich ein wenig nach Westen neigt, und diesen Cours bis zum Mackenziefluß beibehält. —

Der nächste bedeutende Bergzug ist die Fortsetzung der Felsengebirge — Stony Mountains —, deren Nordspitze unter 70° nördl. Br. im Polarocean ausläuft; derselbe sondert sich unter den 52° 30′ nördl. Br. und etwa 258° L. vom Felsengebirge ab, steigt nach Nordosten bis zum 54° nördl. Br. hinauf und theilt sich hier in zwei Ketten, von denen die eine unter dem Namen der Landeshöhe, sich nach Südosten wendet und nach den Canada's übergeht, der Hauptzug aber nordwestlich streicht, mehre kleine Ausläufe nach Osten und Westen abstößt, und von Columbia bis Cooks Einfahrt beinahe parallel mit der Küste läuft; bis dahin erstrecken sich die Gebirge, nach Mackenzie, in einer Breite von 6—8 Graden, und hier scheint der Hauptstock der binnenländischen Gebirgszüge zu ruhen, denn, obwohl sie dem Anscheine und ihrer ganzen Bildung nach mehr den Mittelgebirgen anzugehören scheinen, nehmen doch die größten Flüsse Nord-Amerikas in diesem kleinen Bezirke ihren Ursprung, und fließen von hier nach allen Himmelsgegenden ab: der Missisippi und Missouri nach dem Golf von Mexico, der Nelson nach der Hudsonsbay, der Mackenzie nach dem Polarocean und der Columbia nach dem stillen Weltmeer. — Längs dem Ostrande dieses Bergzugs zieht sich ein schmaler Strich unebenen Marschlandes, an dessen Außenseite ein Ueberfluß von Steinkohlen und Erdharz zu finden ist, und zunächst dieses schmalen Gürtels eröffnen sich ausgedehnte Grasflächen oder natürliche Wiesen, die in der Nähe der Vereinigung des River of the Mountains mit dem Mackenziefluß beginnen und, sich nach Süden und Osten erweiternd, bis zur Mündung des Red Rivers in den Assiniboine ziehen, von da aber eine südliche Richtung, längs dem Missisippi hin, einschlagen. An diese Flächen schließt sich ein von Seen, Flüssen, Felsen und Sandboden durchbrochener Landstrich, der das Innere des westlichen Binnenlandes bildet. Alle Gebirge dieser Region sind sämmtlich wild und rauh; auf ihrem nördlichen Zuge nackt, im Süden und Osten aber, strichweise stark bewaldet, und das ganze zwischen der Hudsonsbay und den Felsengebirgen gelegene Land besteht aus nichts anderm als Seen, Flüssen, Niederungen und Flächen, mit allmähliger Erhöhung von Osten nach Westen, wie dies die Unzahl von Stromschnellen aller Flüsse dieses Landes beweisen. — Der westlichste Theil des Binnenlandes, das britische Columbia, ist, vom russischen Amerika an, bis an die Grenzen von Californien, eine lange Reihe von Plateaus, die im Osten und Westen von zwei Bergrücken begrenzt sind, von denen die östlichste „Rocky Mountains" — Felsengebirge — heißt; der westliche Abfall dieser Plateaus bildet eine, mit der Seeküste parallel laufende Kette, die sich in ihren höchsten Punkten auf 4—8.000 Fuß über ihrer Basis, oder im Ganzen auf 7—11.000 Fuß erhebt, und von ewigem Schnee bedeckt ist, von Cooks Einfahrt aber bis Neu-Albion in einer Ausdehnung von mehr als 1.000 Leaguas, aus Nichts als Bergrücken, Kuppen, und Piks besteht, zwischen denen breite, fruchtbare Thäler eingeschlossen sind. Die beiden höchsten Punkte der westlichen Gebirgszüge sind: Mount Hooker von 15.700, und Mount Brown von 16.000 Fuß Höhe. — Die geologische Beschaffenheit dieses unermeßlichen Landstrichs ist bis jetzt nur unvollkommen bekannt: die Ostseite der Felsengebirge besteht aus Konglomeraten und Sandstein, auf welche Kalksteinhügel und später Thonstein und Granit folgen; gegen den arktischen Ocean zu bildet Uebergangsfels die Hauptbestandtheile der Gebirge. Von der Westspitze des Lake Superior herrscht Urfels vor, der sich stufenweise gegen die Rocky Mountains hinzieht, bis er die Ostseite des Great Bear Lake — großen Bärensees — erreicht. Kohlen findet man in vielen Theilen des Landes im Ueberfluß, und im Felsengebirge mehre erloschene oder schlummernde Vulkane. Erdharzquellen findet man am Elkflusse, in welche man, ohne Widerstand zu treffen, eine Stange 20 Fuß tief hinein stoßen kann. Das

Erdharz befindet sich daselbst in flüssigem Zustande, und giebt, wenn erwärmt, einen Geruch von sich, der dem der Seekohle gleicht. Die hohen Uferbänke desselben Flusses enthalten Adern sich das und Lagen derselben bituminösen Masse.

b. Gewässer.

Die Hudsonsbay-Ländereien und das westliche Binnenland bieten unstreitig unter allen Ländern der Erde die herrlichsten Wasserverbindungen, und mit Ausnahme weniger Tragplätze kann man aus der Hudsonsbay in den stillen Ocean, in das Eismeer und den Golf von Mexiko, durch das Innere des ausgedehnten Landes gelangen.

Eine Menge großer und kleiner Seen, die durch Flüsse und natürliche Kanäle verbunden werden, durchziehen in einer Kette das Land von Südosten nach Nordwesten und von Osten nach Westen, und bedürfen, wenn erst die Kultur bis hieher vorgeschritten, nur weniger Nachhülfe, um das ganze Land mit einem Netz der herrlichsten Wasserstraßen zu durchschneiden. Die größte Wasserfläche dieser Region bietet:

die Hudsons-Bay, oder richtiger das Hudsons-Meer, ein großes Binnenmeer, welches sich vom 51° 30′ bis 63° nördl. Br. und von 282° bis 299° L. erstreckt, und von Süden nach Norden eine Länge von 202, von Osten nach Westen eine Breite von 180 Meilen hat. Der Küstenumfang beträgt, nach M. Martin, 3.000 engl. Meilen, der Spiegel des Meeres selbst, mit den darin belegenen Inseln, nach Leiste's Berechnung, 14.000 □ Meilen; mithin ist es ein volles Drittel größer als das baltische Meer mit seinen beiden Busen. Im Osten von Labrador oder vielmehr der Ostmain, im Süden und Westen von Neuwales, im Norden vom Baffinslande begrenzt, steht dasselbe im Norden durch den Fox Channel, aus welchem die Fury- und Heclastraße in den Golf von Boothia führt, mit dem Polarocean, im Nordosten aber durch drei Straßen: Cumberland, Frobisher und Hudson, mit dem atlantischen Oceane in Verbindung. Der südöstlichste Theil dieses ungeheuern Binnenmeeres, welches bei einer Breite von 28 Meilen über 60 Meilen in Neusüdwales eindringt, und im Westen vom Kap Henrietta Maria, im Osten vom Cap Jones geschlossen wird, heißt nach ihrem Entdecker die Jamesbay, und trägt, außer einer Menge kleiner Eilande, Long Island, Agoneska, Charlton und die Bäreninseln. Die Ostküste, welche sich von der Hudsonsstraße bis zur Jamesbay beinahe südlich herunterzieht, bietet auf dieser Strecke nur die beiden Buchten Musquito und Richmond, und Thompsonshafen einen guten Ankerplatz für Schiffer, und die Kaps Wolstenholm, Smith, Portland Point und Hopewell. Die Westseite bildet: Rowe's Welcome, eine tiefe Bucht an der Repulsebay; — Wagers River, eine große noch nicht hinlänglich erforschte Einfahrt im Norden; — Chesterfield's Inlet, welcher sich über 100 deutsche Meilen weit ins Land erstreckt, und die Wasser der Hudsonsbusen-Seen der Bay zuführt, und die Button'sbay, in welche der Severn, Nelson oder Bourbon, und Missinnippi oder Churchill münden. Im nördlichen Theile des Hudsonsmeeres liegen mehre bedeutende Inseln, von denen Southampton, die man bisher für eine mit dem Nordpolarkontinent zusammenhängende Halbinsel hielt, Mill, Salisbury, Nottingham, Charles, Mansfield, Marble und Knight die bedeutendsten sind. Längs der Ostmain ziehen sich die Sleepers, Georges Islands, Bakers Dozen, und Belchers, vier Gruppen kleiner unbedeutender Eilande. Die Küsten sind auf beiden Seiten hoch, felsig und voller Klippen, und auf mehren Stellen springen majestätische Vorgebirge aus dem Gestade hervor, von denen die Kaps Fullerton, Churchill und Tatnam auf der Westküste, die bedeutendsten sind. Vier Monate im Sommer ist die Hudsonsbay beschiffbar, die übrige Zeit des Jahres aber mit Eismassen und Eisbänken angefüllt.

In der Mitte der Bay beträgt die Tiefe des Waſſers 140 Faden, doch iſt die Schifffahrt wegen der vielen, hin und wieder auftauchenden Untiefen, Sandbänken, Klippen und Inſeln, ſehr gefährlich: von Kap Churchill bis zum ſüdlichſten Ende der Jamesbay hat man auf 12 bis herab auf 8 Faden Tiefe guten Ankergrund auf thonigtem und ſandigem Boden, nordwärts aber vom Kap Churchill wird der Boden felſig, und das Ankern durch blinde Klippen ſehr erſchwert. Im Winter friert die Bay ganz zu; alle Buchten und Bayen ſind dann mit Eis verſtopft, und große Stücke Treibeis, die hier und da Eisfelder bilden, fluthen bei Witterungswechſel auf der Bay umher, oder bleiben als hohe Eisberge in den Seitenbuchten ſtehen. Ewiger Sturm herrſcht im Winter, und faſt durchs ganze Jahr iſt der Horizont in dichte Nebel eingehüllt, durch welche die Schifffahrt ſelbſt im hohen Sommer unſicher und gefährlich wird. Die Einfahrt in die Bay, die Hudſonsſtraße, iſt eine über 200 Leagues lange, und an einigen Stellen bedeutend breite Straße, die ſich zwiſchen Hatton Head, auf der Inſel Reſolution, im Norden und Button Inſel im Süden ins atlantiſche Meer eröffnet, im Norden vom Baffinslande, im Süden hingegen von der Nordküſte Labrador begrenzt wird, und eine Menge von Einbuchten auf beiden Seiten darbietet. Die beiden nördlicher gelegenen Einfahrten zur Hudſons bay, die Frobiſher- und Cumberlandſtraße, ſo wie die Repulſebay ſind fortwährend durch Eis verſchloſſen, und ſelbſt die breite Hudſonsſtraße nur während der drei oder vier Sommermonate für Schiffe zu paſſiren. Fiſche und Schaalthiere ſind, in der Bay, nur in geringer Menge vorhanden und der Wallfiſch beſucht dieſelbe nur ſelten. Die Nordküſte der Hudſonsbay, von Cheſterfield Inlet an, iſt nur unvollkommen bekannt, und ein unermeßliches, von Flüſſen, Seen und Moräſten durchſchnittenes Gebiet. Einige Parthien derſelben ſind wahrlich ſchauerlich, da vom 60° nördl. Br. an die Vegetation faſt ganz verſchwindet, und das Auge nirgends des Anbaues fähiges Land erblickt; abſchüſſige Felſen erheben ſich hier bis an die Wolken, und tiefe Schluchten und Thäler: die ſich zwiſchen denſelben eröffnen, ſind durch unvergängliche Eis- und Schneemaſſen, die der kurze Sommer nie zu ſchmelzen vermag, völlig unzugänglich gemacht. Auf der rauhen unebenen Oberfläche ſteigen aus ungeheuern Steinmaſſen gebildete Berge in die Höhe, die, mit Ausnahme einiger wenigen verkrüppelten Bäume und magern Mooſes, von aller Vegetation entblößt ſind, und trotz des Holzreichthums des Binnenlandes findet man innerhalb 7 engl. Meilen von der Küſte, nirgends Waldungen.

Die dem Hudſonsmeere zuſtrömenden Flüſſe ſind, vom Nordweſten an gerechnet:

1. Der Doobaunt River, welcher die Wäſſer der Hudſonsbuſen Seen der Cheſterfield Einfahrt zuführt.

2. Ranklin Inlet, die Mündung eines noch wenig bekannten Fluſſes, der aus denſelben Seen entſpringt, und vor welchem ſich die Inſel Marble hinzieht.

3. Magnuſe River, im Süden des vorigen, welcher das Waſſer des gleichnamigen Sees der Novilsbay zuführt; vor ſeiner Mündung liegt die Inſel Knight.

4. Knaps River, welcher, nach Oſten ſtrömend, aus der Vereinigung des Dear und Thlewdiapafluſſes entſteht, und bei Kap Eskimo in die nach ihm benannte Bucht mündet.

5. Der Eggfluß, ein Abfluß des kleinen Berabzenſee, welcher unter 59° 30′ nördl. Br. mündet.

6. Sealfluß, ein nach Nordoſt fließender Strom, der die Waſſer der Seen Too-oot-aw-ney und Mooſe abführt.

7. Der Etanee River, ein Abfluß des gleichnamigen Sees, im Süden des vorigen.

8. Der Churchill oder Miſſinnippi, ein bedeutender Strom, deſſen weſt-

lichſter Quellenfluß der Beaver River, — Biberfluß — iſt; dieſer entſpringt weit im Weſten, im ſüdlichſten Winkel des Handelsbezirks English River, auf der Oſtſeite eines Bergzugs, der ſich von Südweſten nach Nordoſten erſtreckt, unter 53° 20′ nördl. Breite, und 257° 30′ L.; ſtrömt zuerſt nach Oſten, wendet dann, ſobald er die Waſſer des Green- und Pelicanſees empfangen, ſeinen Lauf nach Norden, wirft ſich in den ſchwarzen Biberſee — Black Beaver Lake — aus welchem er als Miſſinnippi wieder heraustritt, und hier vom Nordweſten die Waſſer der Seen Clear, Buffaloe und Methye empfängt, wendet ſich wieder nach Oſten und vereinigt eine Kette kleiner Seen, von denen der Primeau der bedeutendſte iſt; ſtößt nach Südoſten zu, einen kleinen Arm nach dem Heronſee, durch welchen er ſich mit dem Severn und Nelſon verbindet, empfängt vom Norden den Abfluß des Hirſchſees — Deer Lake — und Wollaſtonſee, wodurch er mit dem großen Sklavenſee und Mackenziefluß verbunden wird; ſtößt bei Nelſon Houſe einen Arm, den Burntwoodfluß, nach dem Nelſon ab, wendet ſich nach Norden durch den Granvilleſee, und von dieſem an nordöſtl. in den Big- oder Indianſee, aus welchem er in zwei Armen heraustritt, von denen der nördliche ſich mit dem Sealfluß verbindet, der öſtliche ſich wieder in zwei Aeſte theilt, von denen der Hauptarm oder eigentliche Churchill, welcher mehre Stromſchnellen macht, den kleinen Biber- und kleinen Churchillfluß, und vom Süden den Abfluß des Waskayowſees in ſich aufnimmt, faſt nördlich ſtrömend bei dem Fort Churchill in das Hudſonsmeer mündet, der weſtliche aber, der Pouk-a-thakus-kaw, nach dem Etaneeſee ſtrömt.

9. Der Nelſon, der größte aller, dem Hudſonsmeere zuſtrömenden Flüſſe, deſſen beide Quellenſtröme, der nördliche und ſüdliche Saskatchawan, auf der Oſtſeite des Felſengebirges entſpringen. Der erſtere nimmt ſeinen Urſprung am Fuße des Mount Hooker, unter 52° nördl. Br. und 250° 30′ L. und beſchreibt einen weiten, nach Nordoſten gerichteten Bogen, durch das Land der Blut- und Schwarzfluß-Indianer, nimmt die Waſſer verſchiedener kleiner Seen in ſich auf, vereinigt ſich im kleinen See Iroquoi, mit dem von Weſten kommenden Battlefluß, und verbindet ſich, bei der Händlerſtation Oberaippeween mit dem, von Südweſten kommenden Südzweige des Saskatchawan, unter 273° 45′ L. Die Quellenflüſſe des Letztern ſind: der Mukuwane und Bull Pound River, von denen der letztere im weſtlichen Theile der Vereinigten Staaten, der erſtere unter 49° 40′ nördl. Br. und 252° L. entſpringt; beide Flüſſe werden durch die großen, von Nordweſten kommenden Flüſſe Askow und Red Deer — Rothen Hirſchfluß — verſtärkt, ſtrömen, mit dem nördlichen Arm vereinigt, nach Nordoſten bis Cubmerland Houſe, wo ſie den Abfluß des Pine Islandſees aufnehmen, und durch den Cedar- und Mooſeſee in den Lake Winnipeg. Bis hierher führt der Fluß den Namen Saskatchawan, tritt aber unter dem Namen Nelſon wieder aus der Nordſeite des Sees, nimmt hier von Oſten den Pike- und weiter abwärts den Sealfluß in ſich auf, und durchſtrömt eine Kette kleiner Seen, von denen der Croß- und Splitſee, welcher letzterer mit dem Burntwoodfluß des Churchill in Verbindung ſteht, die bedeutendſten ſind, empfängt Fort Split gegenüber den Abfluß des Aſſeanſees, und mündet auf der Nordſeite des Forts York in eine tiefe Bucht des Hudſonsmeeres.

10. Der Hayes- oder Hillfluß, ein Abfluß der Seen Knee, Fiſhing, Swampy und Holey, welcher mit dem Nelſon parallel läuft, von Weſten den Steelefluß in ſich aufnimmt, und von Süden den Shemataway empfängt, der durch den Mercyſee mit dem Severnfluß in Verbindung ſteht. Er mündet auf der Südſeite des Forts York in die Hudſonsbay.

11. Der Severnfluß, ein nicht unbedeutender Strom, der aus dem See

Favourable hervorströmt und durch den Berensfluß, der in denselben See mündet und den Goose Lake — Gänse-See — durchfließt, mit dem Winepeg-See in Verbindung steht; er durchströmt die Seen Frog, Black und Severn, empfängt in letzterm von Südosten den Abfluß des Cat- und St. Josephs-Sees, von Norden den des Mercy, fließt in nordöstlicher Richtung dem Hudsonsmeere zu und empfängt unweit seiner Mündung von Westen den Beaverfluß.

12. Der Wenisk, welcher aus den Seen Wapicopa, Wenisk und Trout in nordöstlicher Richtung abfließt und südöstlich von Severn einmündet.

13. Der Equan, ein Abfluß des großen nur zum Theil bekannten Waymuskee-Sees, welcher zuerst nach Westen strömt, durch einen unbedeutenden Bergrücken gehemmt, sich in einem kleinen Bogen nach Osten wendet, eine Kette kleiner Seen mit einander vereinigt, und der Insel Agoneska gegenüber in die Jamesbay mündet.

14. Der Attahwapiskat, welcher der Südseite des Waymuskee entströmt, nach Osten fließt und südlich vom Equan mündet.

15. Der Albany, ein großer Strom, der auf dem nördlichen Abfall der Landeshöhe entspringt, durch einen kleinen Nebenarm mit dem See St. Ann des Obern-Sees in Verbindung steht, durch die Seen Savan und Maminisca strömt, vorher einen Abfluß des St. Joseph in sich aufnimmt, in vielen Krümmungen gerade nach Ost sich wendet und nachdem er eine Menge kleiner Flüsse, unter denen der Cavoomaucakamistik, der Abfluß des Dog-Sees, der bedeutendste ist, in sich aufgenommen, auf der Südseite des Forts Albany der Jamesbay zueilt.

16. Der Moose, welcher durch die Vereinigung des Abflusses des Missinabe- und Mecobanish-Sees und des Abbitibbeflusses gebildet wird und nach nordöstlichem Laufe bei Moose Fort der Jamesbay zuströmt. Der Abbitibbe selbst entspringt auf der Landeshöhe, welche die Grenze von Ober-Canada bildet, vereinigt mehre Seen und geht, nach Westen strömend, durch den Abbitibbe-See, empfängt die Abflüsse der Seen Patquashaguna und Warota-Waha und verbindet sich, seine Richtung nach Norden nehmend, mit dem Moosefluß.

17. Der Westfluß, ein kleiner Strom, der aus dem Mesakamy-See (Musukama) abfließt und im südlichsten Theile der Jamesbay mündet.

18. Der Hurricanaw, ein Abfluß der Labyrinth-Seen Ober-Canada's, der sich, nördlich strömend, durch die Landeshöhe bricht und in die Hannahbay, einer Bucht der Jamesbay ergießt.

Die von der Ostmain in das Hudsonsmeer mündenden Flüsse, siehe unter Labrador.

Das westliche Binnenland ist eben so reich an Seen und Flüssen, als das Hudsonsbay-Territorium, obgleich bis jetzt nur ein geringer Theil von ihnen bekannt ist. Der ganze südliche Theil des Binnenlandes ist dem Saskatchawan tributär, den wir schon oben unter 9 als Nelson vollständig angegeben haben.

Dem Polarocean strömen zu:

1. Der Mackenzie, der größte Fluß des Binnenlandes, dessen eigentlicher Quellenfluß der Athabasca oder la Biche ist; dieser drängt sich zwischen Mount Hooker und Mount Brown aus dem Felsengebirge hervor, wo er durch einen Nebenarm mit dem Columbia in Verbindung steht, strömt nach Nordosten bis zum Athabasca-See, bis wohin er von Westen den Abfluß des kleinen Sclavensees und den Bas-See von Süden den Pembinafluß und den Pierre au Calumet, in sich aufnimmt; bei seinem Austritt aus dem Athabascasee vereinigt er sich dicht unter den Forts Chipewyan mit dem von Westen kommenden Friedensfluß oder Unjugah, ändert von hier seinen Lauf nach Nordwesten und nimmt den Namen Slave River — Sclavenfluß — an, durchströmt den Great Slave Lake — großen Sklavensee — dessen westlichste Spitze er als Mackenzie wieder verläßt, behält seinen Lauf nach Nordwesten bei und strömt, parallel mit den

Felsengebirgen, durch eine breite mit vielen Inseln bedeckte Mündung unter 69° 30′ nördl. Br. in den Polarocean. Vom Slave Lake bis zu seiner Mündung nimmt er von Westen und Südwesten den Red Knife, Trout, Turnagain oder Liardsfluß, den Dahadiny oder Dabadinnee und den Peelfluß, von Osten die Abflüsse der Seen Little, Great Willow, Greasy, Blackwater, Great Bear und Manito und den Hare Indianfluß in sich auf. Mackenzie gelangte nur bis zur Wallfischinsel unter 69° 7′ nördl. Br., jenseits derselben erblickte er dichte Eismassen und hinter diesen hohe Gebirge, die er nicht weiter untersuchen konnte.

Die Hauptzuflüsse des Mackenzie sind: der Friedensfluß und der Liard; ersterer, welcher den indianischen Namen Unjigah führt, entspringt im britischen Columbia auf der Westseite des Felsengebirges unter 55° nördl. Br. aus zwei Quellenflüssen, an dessen westlichsten das Fort Mc. Leeds errichtet ist; strömt gerade nach Norden bis 56° 30′ nördl. Br., verbindet sich hier mit den von Norden kommenden, aus den Pikesee abfließenden Finlayfluß, ändert seinen Lauf nach Osten, durchbricht das Felsengebirge, und windet sich, nachdem er den von Südosten kommenden Great Smokyfluß in sich aufgenommen, in nordöstlicher Richtung dem Athabascasee und Sclavenflusse zu.

Der Liard- oder Turnagainfluß entspringt ebenfalls im Westen der Felsengebirge, wo er unter dem Namen des Itzehadze, aus dem Carpsee abfließt, zuerst nach Nordwesten strömt, einen beträchtlichen Landrücken durchschneidet, hier einige 40 Fuß hohe Fälle bildet, seinen Lauf nach Südosten im Osten ändert, das Felsengebirge durchbricht, hier von Süden den Grand Current in sich aufnimmt und nach Norden wendet, bei Fort Liard zu einem bedeutenden See sich erweitert, und von Westen den Nahaney, von Südosten den la Cache empfängt, und oberhalb Fort Simpson sich mit dem Mackenzie vereinigt.

2. Der Kupferminenfluß, welchen Hearne 1771 entdeckte; er entspringt im See Whitestone, durchströmt eine Menge kleiner Seen, von denen der Snare, Providence, Point, Theye-Chek, Cogead und Buffalo die bedeutendsten sind, ist überall voller Sandbänke, fast auf jeder Meile seines Laufes von Stromschnellen und Wasserfällen durchschnitten, und mündet nach sechzigmeiligem Laufe bei einer Breite von 500 Fuß, über eine Sandbank in den York Archipel des Polaroceans. Durch den Yellow Knifefluß im Süden, einem Abfluß des Pointsees, der durch den Methye und Anantsee fließt, steht er mit dem großen Sclavensee, und durch einen Abfluß des Pointsees in den Contwoyto durch den Creefluß mit Bathurst Inlet in Verbindung.

Der Polarocean bildet die nördliche Grenze des ausgedehnten Binnenlandes, von der Grenze des russischen Amerika an bis zum Kap Franklin, den westlichsten Punkt, welchen Kapitän Roß auf seiner letzten Reise erreichte. Die Bemühungen eines Beechy, Franklin, Back u. a. haben diesen Theil Amerika's in die Erdkunde eingeführt und aufgeschlossen, und nur ein unbedeutender Küstenstrich zwischen Point Turnagain und Kap Franklin ist seinen Umrissen nach noch nicht erforscht. Ewige Eismassen thürmen sich an den Küsten auf; Eisfelder und Eisberge, die im Meere herumtreiben, oder als feste Massen sich zwischen die Inseln drängen und undurchdringliche Mauern bilden, hindern die Schifffahrt im Polarocean. Die Küste ist tief eingeschnitten und hat im fernsten Westen, an der Grenze des russischen Amerika's, die Beaufortbay mit der Insel Herschel, zwischen welcher und der Point-Bay, eine mit Eis gefüllte Einfahrt nach Süden ins Land tritt; östlich von dieser öffnet sich die große Mackenzie River-Bay mit den Inseln Garry, Whale und Richard; die Liverpol-Bay mit Russels Inlet im Westen und Kap Bathurst, dem nördlichsten

Punkt des britischen Binnenlandes unter 70° 45′ nördl. Br. im Osten. Franklin-Bay im Osten der vorigen, ist eine ausgedehnte Bucht, deren Küste durch viele Einfahrten und Flüsse durchschnitten wird, und welche Kap Parry im Osten begrenzt. Im Osten des Kaps öffnet sich Darnleybay, wahrscheinlich eine Einfahrt, die nach dem großen Bärensee herabführt. Von hier zieht sich die eisige Küste über zehn Längengrade beinahe südöstlich bis zum Kap Krusenstern und wird bis dahin vom Buchananfluß durchbrochen, dessen Lauf und Ursprung völlig unbekannt ist. Zwischen Kap Krusenstern und Kap Turnagain öffnet sich die größte Bucht des Eismeeres, die in zwei Abtheilungen nach Süden ins Land dringt, die westlichste derselben führt den Namen York-Archipel, trägt eine große Zahl kleiner Eilande und empfängt von Westen den Richardsonfluß, von Süden den Kupferminenfluß und durch diesen den Dease, einen Abfluß des großen Bärensees; die östlichste Abtheilung führt den Namen Coronation Golf und ist eine tief nach Südosten ins Land tretende Bay, an deren Ostküste sich Melvilles Sound eröffnet und deren südlichster Theil als Bathurst Inlet, tief nach Süden einschneidet und die Wasser des Back Rivers von Südosten und des Cree von Südwesten dem Golfe zuführt.

Kein Land der Welt bietet eine so wundersame Verkettung und Verschlingung der Flüsse und Seen in einander, als das Binnenland des britischen Amerika; fast alle Seen haben doppelte Abflüsse, stehen nach den verschiedensten Richtungen mit einander in Verbindung, und selbst die Flüsse senden oft nach verschiedenen Himmelsgegenden Abläufer aus, so daß man ohne künstliche Wasserverbindungen schon jetzt das ganze Binnenland nach allen Richtungen vom Hudsonsmeere bis nach Columbia, und bis zum Polarocean, versteht sich im Sommer, mit Booten befahren kann, denn im Winter sind alle Flüsse der Hudsonsbay, des Polaroceans und des stillen Weltmeeres oder der Südsee, mit stehendem Eise bedeckt.

Die vornehmsten und bedeutendsten Seen der Hudsonsbay-Ländereien sind:

In Neu-Nordwales:

1. Die Hudsonsbusen-Seen, im Südwesten und Süden von Chesterfield Inlet, ein Konglomerat von Seen, welches einen Flächenraum von nahe 800 geogr. □Meilen, mehr als zur Hälfte mit Wasser füllt. Alle diese Seen stehen durch natürliche Kanäle oder kleine Flüsse mit einander in Verbindung und führen ihre Wasser theils Chesterfields Inlet, theils der Hudsonsbay direkt zu. Die größten dieser Gruppen sind: der Napashish, der Doobaunt, welcher mehre Inseln trägt; der inselreiche Yath-kyed; der Magnuse, der große Northlinedsee, aus welchem der Thlewdiapafluß östlich in die Knapsbay abfließt; der Theyehlined; der Blanc, Wiethen, Titmeg und Nipashesee; der Theyehole-kyed und der Anaweethad, der westlichste, in welchen der, von den westlichen Hochlanden herabströmende Daubaunfluß mündet.

2) Der Indian- oder Große See, Big Lake, durch welchen der Churchill strömt, unter 57° nördl. Br. Er steht nach Norden mit den Seen Daim, Ta-da-ool-le, Shet-na-ne-i, Moose und Too-oot-aw-ney, aus welchem der Sealfluß in die Hudsonsbay führt, weiter nördlich mit dem Berabzen, aus welchem der Eggfluß abströmt, nach Osten und Nordosten durch den Churchill mit dem Sandy und Etaneesee (Etawney) und nach Süden und Südwesten mit den Seen, welche der Churchill durchströmt, in Verbindung.

3. Der Winnipegsee, der See Bourbon der Franzosen, zwischen 50° 37′ bis 54° 45′ nördl. Br., im Südwesten des Hudsonbay-Territoriums, ein 240 Meilen langer und von 5 bis 50 Meilen breiter See, dessen Ufer von Zuckerahorn und Pappelbäumen beschattet werden, und welcher von fruchtbaren Ebenen, worauf canadischer

oder wilder Reis wächst, umgeben ist. Die Richtung des Sees geht west-nord-westlich und süd-süd-östlich; sein südöstliches Ende ist unter 50° 37′ nördl. Br. Unter 51° 45′ nördl. Br. verringert er sich zu einer kaum 2 Meilen breiten Straße, erweitert sich aber nach Norden und nimmt im südlichen Theile den Assiniboin oder Nadawosis und Red River, von Osten den Broken und Pikefluß, im nördlichen Theile aber von Westen den Saskatchawan, den Bourbonfluß der Franzosen, in sich auf. Durch den Nelson und Severn entladet sich der Winnipegsee in das Hudsonsmeer; durch den nach ihm benannten Fluß, mittelst des Wood-Lake — Holzsees — in den Obern-See und auf diese Weise erhalten die großen canadischen Binnenseen, Superior, Huron, Erie und Ontario, den Zufluß von zahllosen Gewässern, welche aus den Polargegenden durch die nordwestlichen Regionen sich ergießen, während der Red River — rothe Fluß — welcher sich an der Südwestseite des Winnipegsees entleert, seinen Hauptarm in südlicher Richtung nach den Quellen des Mississippi zuführt.

Das Land zwischen dem Nadawosis und dem Red River ist bis an den Missouri hin eine beinahe fortlaufende Ebene, der Boden besteht aus Sand und Kies, mit einer leichten Beimischung von Erde und erzeugt ein kurzes Gras, während Bäume selten sind. Es gibt, sagt Mackenzie, vielleicht in der ganzen Welt kein schöneres Land für den Aufenthalt uncivilisirter Menschen, als die Strecke, welche zwischen dem Red River und dem Obersee — Lake Superior — liegt; Fische, Wildpret, Vögel und wilder Reis sind im Ueberfluß vorhanden und Früchte und Beeren aller Art in der größten Menge. Auf seinem Spiegel trägt er eine Menge kleiner Eilande, unter denen Eagle, Woods, Cold, Egg, Swains, Swampy, Stony, Stag u. a., bildet auf seiner Westseite mehre große Buchten, wie die Henrybay, die Detourbay und im Nordwesten den Play Green Lake, und hat im Westen die Vorgebirge Excavated, Woods, Sandy, Broken, Canoe, Hat, Stony und Dogs, im Südosten Hunters und Observation. Im Südwesten des Winnipegsees, durch tief eingeschnittene Halbinseln getrennt, durch natürliche Kanäle aber mit ihm verbunden, liegt der Winnipigoos- und Manitobasee, von denen jeder eine Länge von 100 und eine Breite von 8 bis 30 engl. Meilen hat. Gleich dem Winnipegsee sind auch diese Seen an ihrer Nordküste von schwarzen und grauen Felsbänken eingeschlossen, während sich an ihrem südlichen Strande niedrige Flächen hinziehen, die hier und da von in Schichten gelagerten Kalksteinrücken unterbrochen werden, die sich zu einer senkrechten Höhe von 20 bis 40 Fuß erheben und mit etwas Erde, Bäumen und Gesträuchen bedeckt sind. Außer diesen kommunizirt der Winnipeg nach Norden und Nordwesten mit dem Cedar, Pine Island, Beaver, Croß, Cigne oder Schwanen, Tisquiau und Assean-See; nach Nordosten mit dem Pike, Holey, Pathapow-Winepee oder Swampy; nach Osten durch den Berensfluß, den westlichen Theil des Severns, mit dem Goose, Family, Adler (Eagle) und Frosch- (Frog) See, nach Südosten durch den Winnipegfluß mit dem Red, Prince Wallis, Paquash, Sal, Cor-Wegs und eine Menge kleiner Seen; nach Süden durch denselben Fluß mit dem Holz- oder Waldsee — Lake of the Woods — den Regen — Rainy — und Obersee — Lake Superior.

Die Seen in Neusüdwales sind von geringerer Bedeutung und stehen zum Theil nach Norden mit dem Hudsonsmeere, nach Süden mit dem Obersee in Verbindung.

Die in das Hudsonsmeer abfließenden sind:

durch den Deerfluß: der Sturcheon-, Cat- und Troutsee;

durch den Wenisksfluß: der Wapikopa- und Wenisksee;

durch den Equan: der Waymuskee und Equan;
durch den Albany: der St. Joseph-, Maminiska-, Long- und Dog- oder Hundesee;
durch den Moose: der Abbitibba, der wiederum mit den Labyrinthseen der Canada's in Verbindung steht.

Die nach dem Obersee abfließenden sind:

Der Holz- oder Waldsee, der Regensee, der Croß-, Knife-, St. Ann-, Assimegom- und Missinabesee.

Im westlichen Binnenlande sind vier Seegebiete, die durch den Athabaskafluß mit einander verbunden werden: das des Deer-, Athabaska-, Großen Sclaven- und Großen Bärensees.

Der Deer- oder Rennthiersee, zwischen 55° 40′ und 56° 50′ nördl. Br., ein durch mehre Landzungen eingeschnittener großer See, erhält vom Norden her den Abfluß des eben so großen Sees Wollaston und führt seine Wasser nach Süden dem Missinnippi oder Churchillfluß zu.

Der Athabaska-, Athapescow- oder Gebirgssee, ein sich von Osten nach Westen in die Länge ziehender schmaler See, unter 59° nördl. Br., dessen westlicher Theil von dem Athabaskafluß durchströmt wird, dessen östlicher durch den Stone mit dem Black- und Wollastonsee in Verbindung steht, der an seiner nordwestlichsten Ecke den Unjugah- oder Friedensfluß empfängt, mehre kleine Eilande trägt, nach allen Seiten zu von hohen Bergen eingeschlossen ist, und im Nordwesten durch den Sclavenfluß sein Wasser dem Großen Sclavensee zuführt.

Der Große Sclavensee — Great Slave Lake — zwischen 60° 30′ bis 63° nördl. Br., ein großer, mehr als 1.200 geogr. □ Meilen im Spiegel haltender See, der mehre Inseln trägt, von denen Grand Island und Caribok die bedeutendsten sind. Im Südosten empfängt er durch zwei Mündungen den Sclavenfluß und durch diesen die Wasser des Athabaskasees, des Athabaska- und Friedensflusses; im Westen führt der Mackenzie sein Wasser dem Polarocean zu. Außer dem Sclavenfluß nimmt er im Süden den Hay, Buffalo und Thetmah und durch letztern die Abflüsse der Seen Wheldy, Wholey Achuk, Bedoed, Tireymey und Thiewey-Ara-Yeth, in sich auf; empfängt von Osten durch den Clowey, welcher östlich vom vorigen mündet, die Abflüsse der Seen Clowey, Scortik, Cassadgath und Cheesadawd; nimmt im Nordosten durch zwei noch unkannte Flüsse den Providencesee in sich auf, so wie die Abflüsse der Seen Theyenoye-kied, Theye-kye-lined und Theye-Check, den Anantsee, Methye- und Pointsee und steht durch den von Norden kommenden Yellow-Knifefluß, den Carp- und Snaresee, mit dem Kupferminenfluß und Buffalosee, durch den Contwoyto- oder Rumsee und den Creefluß, mit Bathurst Inlet und dem Back River und durch denselben See, den Congeca-tha-wha-chaga-See und den Hoodfluß, mit dem Coronation-Golf in Verbindung. Nach Nordwesten zu, wo er eine große Einbucht bildet, empfängt er den Abfluß des St. Martinsees und scheint durch diesen, der eine Kette kleiner Gebirgsseen verbindet, mit dem Großen Bärensee zu kommuniziren. Der Große Sclavensee ist wasser- und fischreich, durchaus schiffbar, aber fast 6 Monate lang mit Eis bedeckt.

Der Große Bärensee, unter 65° nördl. Br., eine ausgedehnte Wasserfläche, die unregelmäßig ins Land hineinschneidet und in deren Mitte eine Landzunge dringt, durch welche der See in vier große Buchten geschieden wird, von denen die nördliche den Namen der Deasebay, die östliche Mc. Tavishbay, die südwestliche Keith und die westliche Smithbay führt. Der See trägt eine Menge kleiner

Eilande, iſt ſchiffbar, aber nur einige Monate des Jahres von Eis frei. Nach Oſten zu ſteht er durch den Deaſefluß mit dem Kupferminenfluß und dem York Archipel des Polaroceans, nach Süden durch eine Kette kleiner Seen und dem See St. Martin mit dem Großen Sclavenſee, und nach Weſten durch den Großen Bärenfluß mit dem Mackenzie in Verbindung.

Eine Unzahl kleiner Seen liegen außer den genannten im Binnenlande umher, ſind aber nur in ſofern für Jäger und Pelzhändler von Bedeutung, als ſie mit ihren unter einander kommunizirenden Abflüſſen, herrliche Waſſerverbindungen und Waſſerſtraßen für Canoes abgeben. Weiter unten werden wir unter der Topographie des Landes noch mehre derſelben berühren.

c) Klima.

Das Klima des Hudſonsbay-Territoriums iſt äußerſt rauh, und ſelbſt im Binnenlande, wo es namentlich nach dem Obern-See zu ungleich milder iſt, hält der Winter lange an, und die Kälte iſt äußerſt heftig. Neu-Nordwales hat völlig arktiſches Klima; nördlich vom Churchillfluß kriechen Fichte und Birke ſchon zwergartig zuſammen, und das Reich der Mooſe beginnt. Südlich vom Churchill, in Neu-Südwales, iſt die ſtrenge Kälte und der lange Winter dem Baumwuchs nicht nachtheilig; die Sommerwärme dringt immer noch gegen vier Fuß tief in den Erdboden ein, und iſt ſo kräftig, eine Menge von Pflanzen zum Gedeihen zu bringen. Um Fort Churchill unter 58° 50′ nördl. Br. iſt der Boden ſehr unfruchtbar, das Klima äußerſt ſtreng und nur wenige, mit der größten Mühe gezogene Gartengewächſe, bilden den einzigen Vorrath der dortigen Anſiedler. Weiter nördlich iſt alles öde, und außer einzelnen verkrüppelten Fichten, Birken und Moos, erblickt man nirgends die geringſte Spur von Vegetation. Zu Fort York, unter 57° 2′ nördl. Br., iſt das Klima dem obigen gleich; der Boden eben ſo unergiebig, und nichts als kalter Thon. Die Umgegend iſt niedrig und ſumpfig, die Bäume, obgleich größer als um Fort Churchill, immer noch knorrig und verkrüppelt, und gewöhnliche Gartengewächſe kommen nur ſchwer fort. Bei Fort Albany und am Mooſefort, im Süden und Südweſten der Jamesbay, iſt das Klima beſſer, und ähnelt dem von Canada; der Boden verbeſſert ſich, die Luft iſt milder und Kartoffeln und andere Gartengewächſe können hier ohne größere Mühe gewonnen werden. Weiter weſtlich verbeſſern ſich Boden und Klima immer mehr, und Mais und wilder Reis werden hier in bedeutenden Quantitäten gewonnen. Faſt rings um die Hudſonsbay herum, beſonders aber um die Forts Churchill und York, iſt das Klima ſehr ſtreng, und vom Oktober an bis Mitte Mai iſt alles in Schnee und Eis gehüllt. Der Winter beginnt hier ſchon mit Ende September; die Kälte, die bei vorherrſchenden Nordwinden faſt unerträglich wird, iſt bei Sonnenaufgang am durchdringendſten. Bei Fort York und Churchill frieren die, gewöhnlich 10 bis 12 Fuß tiefen, Seen und Flüſſe bis auf den Grund, und bei ſtrenger Kälte ſpalten ſich die benachbarten Felſen und Eisberge, unter Kanonendonner ähnlichem Getöſe. Selbſt in den Zimmern der Faktorei bei Churchill, deren Fenſter ganz ſchmal ſind, deren Läden 18 Stunden von 24 geſchloſſen bleiben, und welche fortwährend geheizt werden, gefriert der Branntwein zu einer feſten Maſſe, und verdickt ſich vom November bis zur Winternachtgleiche wie Honig; ſelbſt Londoner Porter, der in Kellern 8 bis 10 Fuß tief unter den Wachtſtuben der Soldaten ſich befand, fror bei Umfrewillens Anweſenheit dergeſtalt, das ein ganzes Orthoft nicht mehr als einige Gallonen gab, der Reſt aber eine dicke Eismaſſe bildete, welche, aufgethaut, nicht die geringſte Kraft mehr in ſich hatte. Im Monat Januar fällt das Thermometer zu Fort York bis 40° unter Null, während im hohen Sommer das Queckſilber bis auf 30° zu ſteigen pflegt. Innerhalb einer Stunde ſetzen ſich die Dünſte ſo dick an den Fenſtern an, daß man keinen Gegenſtand an der andern

Seite unterscheiden kann, und setzen sich als Eiskrusten an die Decken und Wände; kaum können sich die Einwohner der Faktorei bei Fort Churchill vor der heftigen Kälte schützen, denn obgleich die Rauchfänge, sobald ein Zimmer durchheizt, und das Holz zu Kohlen verbrannt ist, gegen das Eindringen der Luft fest verwahrt werden, sind gleichwohl die Wände in kurzer Zeit mit einer 2 bis 3 Zoll dicken Eisrinde belegt, die abgeschlagen werden muß. Ungeachtet die europäischen Einwohner der Hudsonsbay-Länder viel Wollenzeug und Pelzwerk an sich tragen, ist doch die Kalte so heftig, daß sie häufig Frostschäden bekommen, und selbst viele der Eingebornen als Opfer der Strenge des Klimas fallen. Die größte Vorsicht wenden die Europäer an, die Einwirkungen der Kälte von sich abzuhalten, und sich vor der unendlichen Menge kleiner Eistheilchen zu schützen, mit welchen die Atmosphäre bei Tage gefüllt ist, und die, vom Winde gegen Gesicht und Hände getrieben, auf der Haut kleine weiße Bläschen erzeugen, aus denen eine brennende, wässerige Materie hervorfließt. Oefters wird die Sonne wochenlang von dicken Nebeln eingehüllt, die durch die aus der Hudsonsbay sich entwickelnden Wasserdünste entstehen, durch die Kälte zu Reif gefrieren und von den Winden wolkengleich oft so weit ins Land getrieben werden, daß die Bäume bis 10 Meilen von der Küste dick damit bedeckt sind. Nebensonnen und Nebenmonde, Parahelia und Paraselene genannt, erscheinen häufig in den kältesten Monaten, und Kreise erscheinen um die Sonne und den Mond, welche sehr leuchtend und mit allen Farben des Regenbogens prächtig gefärbt sind. Ellis bemerkt, daß er auf einmal sechs dieser Nebensonnen gesehen habe; die wahre Sonne geht mit einem gerade über ihr befindlichen großen gelben kegelförmigen Lichte auf und unter, und sobald dieses verschwunden ist, so breitet das Nordlicht tausend verschiedene Lichter und Farben über den ganzen gewölbten Himmel aus, und dies mit einer so glänzenden Schönheit, daß selbst der Vollmond ihre Pracht nicht auslöscht, ob sie gleich vielmehr in die Augen fallen, wenn derselbe nicht scheint, denn alsdann kann man deutlich bei demselben lesen und die Schatten der Gegenstände sieht man auf dem Schnee gegen Südost geworfen. Die Sterne scheinen mit einem feurigen Roth zu brennen, vornehmlich die nahe am Horizonte sind. An der Hudsonsbay gibt es nur wenige Nächte ohne strahlende Nordlichter, die bald sanft und rein, bald zitternd und blendend, mit unbeschreiblichem Glanze und Schönheit schillern, und Nebenmonde zeigen sich in ihrer größten Pracht, wenn die Dünste, die aus der Bay aufsteigen, durch die Kälte sich verdichten und als flimmernde Eisstückchen die Luft füllen. Bis in die Mitte des Mais ist die Erde in tiefem Schnee und Frost vergraben und vierfüßige Thiere und Vögel verändern während dieser Zeit ihre Farbe, und tragen weißen Pelz und Flaum; kaum aber zeigen sich am Ende des Mai die erwärmenden Strahlen der Sonne, so entwickelt sich mit unglaublicher Schnelligkeit die Vegetation; die Bäume streben bewundernswürdig hervor, und in kurzer Zeit ist alles mit frischem Grün bedeckt. Die Hitze nimmt mit Schnelle überhand und wird im Julius, wo das Thermometer auf 90° Fahrenheit steht, erdrückend; bei allem dem ist die Temperatur der Luft den launenhaftesten Wechseln unterworfen, und in dem Augenblicke, wo man die wolkenlose Heiterkeit des Himmels bewundert, überfällt plötzlich ein Regenguß das Land, während zu einer andern Zeit die Sonne in ihrer schönsten Pracht plötzlich aus den finstersten Wolken tritt. Die Hudsonsbay ist fast beständig mit dichtem Nebel bedeckt, und, wie das benachbarte Meer, nur vom Juli bis September befahrbar; doch auch dann bedrohen furchtbare Eisberge die Schiffe der Seefahrer, die oft in dem Augenblicke, wo sie sich von den riesenhaften Bergen am entferntesten wähnen, durch mächtige Windstöße und unwiderstehliche Strömungen mitten in die Eisfelder geschleudert werden und jeden Augenblick der Gefahr des Zertrümmerns unterworfen sind. Süd-, Südwest- und Nordwinde sind die herrschenden, und erstere bringen gewöhnlich feuchte Dünste und nassen Nebel mit; während die letztern reines und

schönes Wetter mitbringen. Bei aller Kälte des Klimas sind die Hudsonsbay-Ländereien nicht ungesund zu nennen und Zufälle, Folgen der Kälte und den Scharbock abgerechnet, sind Krankheiten hier kaum bekannt und die Reisen eines Parry, Roß, Franklin, Back u. a. beweisen, daß das Klima einer langen Lebensdauer höchst zuträglich ist.

Im Binnenlande ist das Klima, im Vergleich mit den Küstengegenden, weit gelinder und sanfter. Von 50° bis 60° nördl. Br. ist der Baumwuchs kräftig und stark, und selbst jenseits des Polarkreises ist mehr Pflanzenwuchs anzutreffen, als in den Hudsonsbay-Ländereien. Franklin fand noch unter 67° 10′ nördl. Br. Espen, Pappeln und Lerchenbäume und am Großen Bärensee, wo er unter 65° 12′ nördl. Br. überwinterte, ganze Wälder von schwarzen und weißen Fichten und Lerchen, die zum Theil 50 bis 55 Fuß hoch waren und 5 Fuß im Umkreise hatten. Jenseits des 64° nördl. Br. ist übrigens völlig arktisches Klima, und am Polaroceane hat man eine mehr als zwei Monate lang dauernde Nacht, und einen gleich langen Tag. In diesen Breiten dauert die warme Jahreszeit nur $2^1/_2$ Monat; den Rest füllt der traurigste Winter, der 1825, nach Franklin, am Großen Bärensee mit dem 1. Oktober begann; am 26. sank das Fahrenheitsche Thermometer schon unter 0 (—$14^3/_9$° R.). Am kürzesten Tage, den 22. Dezember, ging die Sonne um 10 Uhr 24 Minuten auf. Der 1. Januar 1826 war der kälteste Wintertag; das Thermometer zeigte — 49° (— 36° R.); doch hielt diese strenge Witterung nicht an, und am 3. stand es wieder auf — 9° (— $18^2/_9$° R.). Der Schnee lag in waldigen, etwas geschützten Gegenden selten über zwei Fuß tief. Am 10. April war das erste Thauwetter, aber ein Sturm brachte am 28. und 29. den vollen Winter zurück und alles war wieder mit Schnee bedeckt. Erst vom 6. Mai an, trafen die sichern Boten des Frühlings, die Schwäne, Gänse u. s. w., auf dem See ein, oder zogen weiter nach Norden; mit Ende des Monats wurden schon die Muskiten äußerst lästig; doch erst am 22. Junius konnte Franklin mit seiner Reisegesellschaft die Winterquartiere verlassen, und den Mackenzie hinabfahren, dessen Mündung er am 6. Juli erreichte. Der arktische Winter hat seine eignen Reize, die Luft ist trocken und gesund, und nur in den eigentlichen Wintermonaten, vom December bis März, die Kälte so heftig und fürchterlich, daß sie den Nordindianer und Eskimo in seinen Erdhütten hält. Milder ist das Klima im Süden des Sclavensees, und am Saskatchawan und dem Winnipegsee gleicht es völlig dem von Canada: hier können überall europäische Cerealien mit Vortheil gebaut werden; die Wälder stehen im schönsten Wachsthum und überall findet der Mensch hier eine wirthlichere Heimath und Ueberfluß an Subsistenzmitteln. Weiter westlich, jenseits der Felsengebirge, ist das Klima noch angenehmer, und längs der Küste des stillen Oceans das Klima eben so mild, wenn nicht noch milder, als in ähnlichen europäischen Breitengraden.

3) Naturerzeugnisse.

Von den Naturerzeugnissen des Hudsonbay-Territoriums und des westlichen Binnenlandes, sind nur die Produkte des Pflanzen- und Thierreiches mit einiger Vollständigkeit bekannt, obgleich auch ersteres der Schätze noch manche in sich birgt. Das Mineralreich ist fast noch gar nicht untersucht, man hat zwar an der Hudsonsbay Spuren auf mehre Metalle, namentlich aber auf Blei und Eisen, und auch auf Steinkohlen entdeckt, dieselben aber nicht verfolgt, noch weniger aber benutzt. Marmor, Bergkristal, Eisen, Frauenglas, Asbest und andere Mineralien werden in verschiedenen Gegenden gefunden, und, einzelnen Spuren nach zu urtheilen, birgt das Binnenland einen bedeutenden Mineralreichthum. Kupfer, woraus die Indianer und Eskimos mancherlei Geräthe, Waffen und Schmuck verfertigen, fand Hearne hoch im Norden

am Kupferminenfluß; die Minen indessen bei weitem nicht so reichhaltig, als die Indianer ihm vorgespiegelt. Salz und Steinkohlen hat man am Nelson entdeckt und Eisenerz in verschiedenen Theilen des Landes; Schwefelkies in Menge am östlichen Abhange des Felsengebirges und schöne glänzende Steinarten, die sich besser als Marmor verarbeiten lassen. An Gebirgsarten fand Franklin auf seinen Reisen: Granit und andere Urgebirge, Quarzfels, Kalkstein und zwar Muschel- und Höhlenkalk und am untern Mackenzie: Sandstein und Grünstein. Mehre kegelförmige Berge, die er aus der Entfernung erblickte, gehören unstreitig ebenfalls zur Trappformation. Die Ostseite der Felsengebirge bestehen aus Konglomeraten und Sandstein, auf welche Kalksteinhügel und später Thonstein und Granit folgen. Uebergangsfels bildet gegen den Polarocean zu die Hauptbestandtheile der Berge, und Urfels herrscht am Obersee vor, und zieht sich stufenartig gegen die Felsengebirge, wo hier und da Vulkane schlummern. Erdharzquellen finden sich am Elkfluß und an den Ufern des Bärenflusses, eine fette schlammige Masse, welche für die benachbarten Indianer in Zeiten des Hungers ein Nahrungs- oder wenigstens Magenfüllungsmittel ist; auch bedienen sie sich derselben, wie des Tabaks zum Kauen; sie schmeckt milchicht und gar nicht unangenehm. Die Franklinsche Reisegesellschaft gebrauchte sie als Tünche, die Mauern ihrer Winterwohnung damit zu weißen: wahrscheinlich ist es eine Art Bergmilch.

Der Pflanzenreichthum des ausgedehnten Landstrichs ist nach der mehr nördlichern oder südlichern Lage verschieden, im Ganzen aber noch wenig bekannt und wissenschaftlich erforscht. Unterhalb des 55° nördl. Br. sieht man hochstämmige Waldungen von Fichten, Tannen, Lerchen, Birken, Eichen, Ulmen, Erlen und fast allen Bäumen, welche Canada besitzt und die sich in Neusüdwales, im südlichen Theil des Binnenlandes und an der Westküste im dichtesten und schönsten Wuchse zeigen; an Fruchtbäumen findet man, außer einigen Wallnußbäumen im Süden, nur eine Art wilder Kirschen, dagegen aber eßbare Beeren, wie Stachelbeeren, Himbeeren, Brombeeren, Johannis- und Heidelbeeren, Erdbeeren, Rausch-, Kron-, Moos- und Preißelsbeeren im größten Ueberfluß. Nahrhafte und heilsame Wurzeln, Kräuter und Flechten findet man selbst höher hinauf und darunter am häufigsten verschiedene Arten von Löffelkraut, Steinbrech, Angelika und den heilsamen Ginseng, **Panax quinquefolium**, die einzige Pflanze, deren Wurzel in den Handel kommt, von eben der Güte, wie in der Mongolei. An den Ufern der Seen und Flüsse findet man wilden oder Wasserreis, **Zyzania aquatica**, in Menge, doch wird derselbe nur wenig benutzt. Verschiedene Arten von Lichen, die bis jetzt noch nicht näher bestimmt sind, dienen zu Zeiten der Noth den Indianern und Eskimos zur Nahrung, und eine Moosgattung, **Tripe de roche** genannt, dem Kapitän Franklin und seinen Gefährten, auf der unglücklichen Rückreise vom Eismeere im Herbste 1821, zuletzt als einziges Nahrungsmittel. An heilsamen Kräutern erwähnt Hearne die **Wisupakuka**, **Spiraea tomentosa**, die nicht nur bei rheumatischen Beschwerden und äußerlich bei Kontusionen, Inflammationen und offenen Schäden, als Heilmittel die besten Dienste leistet, den Magen stärkt, den Kopf erheitert und die Ausdünstung befördert, sondern auch von den Eingebornen sowohl als Europäern, als angenehm schmeckender Thee genossen wird und die Jackascheipik, welche als Tabak von den Indianern benutzt wird. Einheimische Cerealien sind außer dem Wasserreis nicht bekannt; daß aber übrigens in den Hudsonsbay-Ländern bei einem Boden, der gegen sechs Monate unter Schnee und Eis vergraben liegt, und wo der Sommer kaum drei Monate dauert, von europäischer Kultur nicht die Rede seyn kann, versteht sich von selbst. Die Eingebornen begnügen sich mit dem, was der Boden freiwillig hervorbringt, und die Europäer mit dem Anbau einiger Gemüse, als Kohl, Kartoffeln, Rüben, Salat u. a. Getreide und Mehl liefert das benachbarte Canada oder das

Mutterland, obgleich bei einst vermehrter Bevölkerung der südliche Theil des Landes hinreichende Vorräthe liefern dürfte.

Der größte bis jetzt benutzte Reichthum der Hudsonsbay-Länder und des weßlichen Binnenlandes, welcher die Europäer in diesen rauhen Erdstrich gelockt und die Eingebornen erhält, liegt im Thierreich verborgen: die ausgedehnten Waldungen, die arktischen Flächen und das Netz von Flüssen und Seen, welches das Binnenland bedeckt, bieten unzählige Heerden von Wild, Pelzthieren und Geflügel. An Säugethieren findet man vorzüglich: Muse- (Moose) und Rennthiere, Moschusochsen, Bisons oder Büffel, das Elk- oder Elennthier, den rothen und Springhirsch, Dammhirsche, weiße, schwarze, graue und braune Bären, Füchse aller Art, Luchse, Wölfe und Wolverenen, Ottern, Hermeline, Marder, Urjaks, Skunks oder Stinkthiere, Bisam- und Castor-Biber, Stachelschweine, Hasen, Bisamratten, Kaninchen, Dachse, Waschbären, den Pekan, Mustela canadensis, den Vison und das Fischerwiesel, Mustela vison und melanorincha, mehre Arten Eichhörnchen und verschiedene Mäusearten.

Das Moosethier oder Origual, Cervus alces, höher und dicker als ein gewöhnliches Pferd, im Vergleich mit seiner Höhe aber kürzer, ist ein tölpisches Thier, dem die Länge seiner Beine, die große Masse des Körpers, der kurze Hals und die ungewöhnliche Länge des Kopfes und der Ohren und der Mangel des Schwanzes ein ungestaltetes Ansehen verleihen. Das Männchen ist größer als das Weibchen und von verschiedener Farbe; die Haare sind lang und weich, an den Spitzen fast schwarz, weiterhin aschfarbig und an den Wurzeln weiß. Bei dem Weibchen sind sie hellbraun und stellenweise glänzend weiß. Durch die langen Beine und den kurzen Hals gehindert das Gras der Ebenen abzuweiden, sind sie an Laub und junge Zweige zu ihrer Nahrung gewiesen und nur im Sommer, wo sie durch Wolken von Muskiten ins Wasser getrieben werden, sind großblättrige Wasserpflanzen ihre Nahrung. Der ungewöhnlich lange Kopf des Moosethieres ähnelt dem des Pferdes, doch sind Nase und Nasenlöcher zweimal so groß, die Augenspalten länglich; die Ohren aufrecht und beinahe einen Fuß lang; das Geweih schaufelförmig, auf kurzem Stock, von außerordentlicher Größe und Gewicht, oft 60 Pfund, und nur beim Männchen; es wird alljährlich abgeworfen. Ueber Auge und Stirn stehen Zacken hervor; die Füße sind zart, weniger abgerundet als bei der Giraffe und daher den Pferdehufen weniger ähnlich. Jung sind sie leicht zu zähmen, dabei aber höchst unbehülflich und laufen nie, sondern bewegen sich in einem ziemlich schnellen Trabe, bei welchem sie der Jäger, ihrer zarten Füße und ihres kurzem Athems wegen, leicht einholen kann. Ihr Fleisch ist von gutem Geschmack doch gröber und zäher als anderes Wildpret, Nase und Zunge aber wahre Leckerbissen. Die Haut dient den Indianern zu Zelt, und Schuhleder und zu Kleidungsstücken und Decken. (Hearne.)

Das eigentliche Elennthier, der Elk, der Cervus Wapiti bei Smith-Barton, ist schöner als das Moosethier gebaut, gestreckter und von dunklerer Farbe; das Geweih ist rund, nicht schaufelartig, mehr dem Hirschgeweih ähnlich, auch fehlen ihm die Stirnzinken. Wie das Moosethier lebt es von Laub und den jungen Zweigen der Weiden und Pappeln und besitzt ein ungemein schmackhaftes Fleisch. Rennthiere findet man am häufigsten jenseits des Churchillflusses in Rudeln von hundert und noch mehr Stück, wo sie theils geschossen, theils durch Umwerfen mit einem Strick lebendig gefangen werden; die Kunst, es zu zähmen, ist den hiesigen Indianern völlig unbekannt. Südlich vom Churchill findet man sie nur im Winter, im Sommer hingegen ziehen sie, um den Verfolgungen der Muskiten zu entgehen, die ihre Eier in die Haut des Rennthieres legen, in großen Heerden nach den nördlichern Gegenden, ja selbst bis zum Polarocean, bei welchen Zügen, merkwürdiger Weise, immer ein Weibchen den Anführer macht. Im August verlassen sie die Küsten wieder und verbergen sich bis

zum nächsten Sommer wiederum im Innern der Wälder. Da die verschiedenen Heerden auf ihren Wanderungen stets die nämlichen Wege einzuschlagen pflegen, wird es den Indianern leicht, ihnen aufzulauern und sie nicht blos mit Schießgewehren, sondern im Frühling und später wieder zur Brunftzeit, wo sie sich am Saume der Waldungen aufhalten, mit starken aus Rennthiersehnen geflochtenen Schlingen zu fangen und mit der Lanze zu tödten. Die große Neugierde der Rennthiere, welche den Jäger an sich herankommen lassen, und ihn aufmerksam beobachten, bis sie durch einen Schuß belehrt werden, erleichtert die Jagd derselben ungemein. Das Gewicht der nutzbaren Theile eines ausgewachsenen Rennthieres beträgt 90 bis 130 Pfund. Eine andere Gattung, die nur in den Wäldern lebt, und nie die Küsten besucht, wiegt 200 bis 240 Pfund. Am fettesten sind die Thiere im Spätsommer, vor dem Anfange der Brunftzeit.

Der Moschusochse, Bos moschatus, der größte Vierfüßler des höchsten Nordens, der selten unter 60° nördl. Br. herabgeht, lebt in Heerden von 50 bis 80 Stück, worunter oft nur 2 bis 3 Stiere, die auf ihre Weibchen äußerst eifersüchtig sind; liebt vorzugsweise die steinigen und gebirgigen Gegenden der Wüste, klettert, ungeachtet seines schweren und unbehülflichen Körpers, mit vieler Leichtigkeit die steilsten Felsen hinauf und nähert sich, gegen die sonstige Sitte der Ochsen, am meisten der ewigen Schneegrenze. Er ist ein starkes Thier, von der Größe eines Hirsches, zeichnet sich durch seine großen, oft einen halben Centner schweren, weißen Hörner aus, die an der Wurzel nahe zusammenstehen, sehr breit sind, und abwärts gehend die Stirne bedecken und hat langes, herabhängendes, größtentheils schwarzes Wollhaar, das bis auf die Mitte der kurzen Beine herabhängt; der Schwanz ist kurz, das Fleisch, obgleich nach Moschus riechend, sehr gesund und wohlschmeckend.

Der Bison oder amerikanische Büffel, Buffaloe, Bos bison, der Riese des westlichen Binnenlandes und öfters 16 bis 20 Centner schwer, lebt zwischen dem 33° und 55° nördl. Br. in zahlreichen Heerden und wird nie über den 60° hinauf angetroffen; er ist vorn stärker und dicker als hinten und mißt von der Spitze der Schnauze bis zur Wurzel des Schwanzes ausgewachsen 10 Fuß. Ein Fleischhöcker oder Buckel, der leckerste Theil seines Fleisches, sitzt auf dem hintern Theile des Halses am Rücken und vermehrt mit dem starken bartähnlichen Haarwuchs, der von der Unterlippe bis auf die Brust wie eine Mähne herabhängt, die natürliche Häßlichkeit des Thieres. Der Kopf des Bison ist von mittelmäßiger Größe, die Augen sind roth und feurig, die Stirne ist sehr breit, die Hörner kurz, etwa einen Fuß lang, und Kopf, Nacken, Hals und Vordertheil der Brust und des Rückens mit langen Wollhaaren bedeckt, welche über die Hörner und Augen herabhängen; der übrige Theil des Körpers ist im Sommer nackt, im Winter behaart; alte Stiere aber haben weder im Sommer noch im Winter Haare, außer der Mähne, weßhalb sie im Dickicht der Wälder Schutz vor der Witterung suchen müssen. Die Kühe sind kleiner und ohne Wollhaare, pflegen auch die Hörner, welche die Stiere, so lange sie leben, behalten, zu verlieren. Flüchtig und scheu, wie alle Ochsenarten, werden die Bisons wüthend, sobald sie sich verwundet fühlen, besonders aber in der Begattungszeit, die in den Julius fällt. Meistens sieht man sie in großen Heerden beisammen, wo sie des Morgens und Abends in den Savannen und Prairies ihre Nahrung suchen. Während der Hitze des Tages lagern sie sich an den schattigen Ufern der Bäche und Ströme, oder wälzen sich in den sumpfigen Niederungen. Die Indianer verfolgen die Spur der Bisons mit der größten Vorsicht, weil sie einen sehr scharfen Geruch haben und bei der leichtesten Verwundung völlig rasend werden. In den ausgedehnten Großebenen lassen sie sich nur schwer verfolgen, man sucht sie daher an solchen Stellen auf, welche mit Bäumen bewachsen sind und den Jägern sichere Schlupfwinkel verschaffen; fängt sie in Gruben, welche mit Reisern und Laub leicht bedeckt werden, oder hegt zu dem Ende einen großen freien Platz ein, nach

welchem mehre Reiter die Thiere aus der Ferne herbei und auf die zu der Einzäunung führenden Wege treiben, wo sie sich bald in solcher Menge zusammengedrängt sehen, daß sie von den, hinter den Zäunen versteckten, Jägern leicht geschossen werden können. Die Indianer erlegten sie früher nur mit Pfeilen, seitdem aber die Büchse bei vielen Stämmen die Hauptwaffe geworden ist, werden sie größtentheils mit Kugeln erlegt, und die Pfeiljagd zu Pferde nur von den südlichern Indianern beibehalten. Die Bisonstiere werden zuweilen außerordentlich fett, und geben oft bis 150 Pfund Talg; in diesem Zustande werden sie häufig die Beute der Wölfe, da sie ihrer Fettigkeit wegen mit dem übrigen Theile der Heerde nicht fortkommen können. Diese Raubthiere vereinigen sich manchmal in großen Haufen, überfallen eine ganze Heerde Bisons und würgen viele zusammen; wenn diese aber die Ankunft der Wölfe wittern, bilden sie einen großen Kreis, nehmen die schwächsten in die Mitte und setzen ihren Angriffen eine undurchdringliche Schranke von Hörnern entgegen. Außer dem Fette und dem Fleische des Bisons gebrauchen die Indianer dessen werthvolle Haut zu Decken und Kleidungsstücken und die Mähne, die oft an acht Pfund wolliger Haare liefern soll, zum Schmuck oder ebenfalls zur Bekleidung.

Der rothe oder amerikanische Hirsch — Red Deer — erreicht die Größe unsers Edelhirsches bei weitem nicht, ist schlank gebaut, von röthlicher Farbe und hat ein rundes, zackiges, hohes Geweih, das er im März ablegt. Man findet denselben in Heerden von mehren Hundert Stück zusammen, doch stets nur in Wäldern, nie aber in den grasreichen Ebenen. Das Fleisch des rothen Hirsches ist eßbar, nahrhaft und gesund, hat aber den angenehmen Geschmack des Elennfleisches nicht, sondern ähnelt mehr dem Schöpsenfleisch: das Fett gerinnt so schnell, daß es sogleich gegessen werden muß, wenn es vom Feuer genommen wird. — Der Springhirsch — Jumping Deer — ist ein kleines, niedlich gebautes Thier von außerordentlicher Munterkeit, brauner, mit etwas grau gemischter Farbe und zwei Fuß langem Geweih, das wie das des Hirsches gestaltet ist, und welches er jährlich im April abwirft. Seinen Namen hat er von seinem besondern sprungähnlichem Laufe; seine Nahrung besteht in Moos, den Sprossen junger Bäume und den abgefallenen Blättern der Pappel; sein Fleisch ist von gutem Geschmacke; er begattet sich im November, gebärt im Mai, hat aber selten mehr als zwei, öfters aber nur ein Junges. Im Binnenlande findet man zwei Varietäten dieses Thieres, bei deren einer der Schwanz nur kurz, bei der andern aber an zwei Fuß lang und mit rothen Haaren bewachsen ist.

Der weiße oder Eisbär ist nur im höchsten Norden, an den Küsten des Polaroceans zu finden und erreicht daselbst öfters eine Länge von 10 bis 12 Fuß. — Der schwarze, graue und braune oder röthliche Landbär ist in allen Theilen des Binnenlandes zu Hause, kleiner als der gemeine europäische Bär, mit dünner, spitziger, leise gebogener Schnauze, lebt größtentheils von Vegetabilien und hat ein schmackhaftes Fleisch. In Jagd auf ihn zeigen die Indianer besondern Muth und Geschicklichkeit, und setzen in Besiegung des Bären ihren größten Stolz.

Von Wölfen findet man sowohl vulgaris als lycaon; von Füchsen: vulgaris, lagopus, virginianus und cinereo argenteus; den Rothfuchs — Felis rufa — und die Bergkatze — Felis pardalis —; aus dem Luchsgeschlecht: den Lupus cervarius, Catus cervarius und in den südlichsten Theilen des Westens den Felis Jaguarondi.

Die Wolverene — Ursus luscus — der Wolfsbär oder Quickhatsch, bildet den Uebergang vom Bären- zum Dachsgeschlecht, ist ein Schrecken der Bären, gibt im Schwimmen dem Eisbär nichts nach, übertrifft an List und Raubsucht alle andere Thiere, besteigt Bäume, um sich von dort auf seine Beute herabzustürzen, stellt aber auch Robben und Wallfischen nach und lebt abwechselnd von allerlei Früchten. Kein

Vorrath von Lebensmitteln ist vor ihm sicher, und ist der Fund zu groß um auf einmal verzehrt zu werden, so verbirgt er jedes einzelne Stück an einem besonderen Orte. Sein rußfarbenes Pelzwerk wird sehr geschätzt und er um dessen willen häufig verfolgt. — Der Waschbär, Raccoon — Ursus lotor — ist nur im südlichen Theile des Binnenlandes zu finden und liefert herrliches Pelzwerk. — Musteln und Ottern, die gemeine Fischotter sowohl als der Minx oder die Sumpfotter, Eichhörnchen von allen Farben und Größen, Dachse, Hermeline und Hasen, werden ihres Pelzwerks wegen häufig gejagt und ihr Fleisch von den Indianern verzehrt. Stachelschweine werden an der Hudsonsbay in Menge gefunden; sie bereiten sich ihr Lager unter den Wurzeln großer Bäume, nähren sich von Baumrinde und bringen einen Theil des Winters im Schlafe zu, gleichen an Gestalt und Größe dem Biber und liefern ein wohlschmeckendes Fleisch, welches von den Indianern gegessen wird.

An den Küsten der Hudsonsbay und des Polaroceans findet man verschiedene Robbenarten und Wallfische; überall aber, wo Menschen leben, das einzige Hausthier der Eingebornen, den Hund.

Unter den Vögeln findet man Adler, Habichte, Eulen, Raben, Krähen, Baumhacker, Haselhühner, Birk-, Feld- und Rebhühner, Fasanen, Tauben, Drosseln, Lerchen, Schwalben, Kraniche, Rohrdommeln, Schnepfen, Kibitze, Schwäne, Gänse, Enten und Kriech- und Speck-Enten in großer Mannigfaltigkeit. Am häufigsten sind die verschiedenen Arten von Wasservögeln verbreitet, die auf allen Binnenseen als Zugvögel erscheinen; Feld-, Birk-, Reb-, Hasel- und Schneehühner bleiben das ganze Jahr über hier, und besonders sind Rebhühner in solcher Menge vorhanden, daß in einem Jahre am Nelsonfluß über 90.000 Stück gefangen wurden. Die Zugvögel beginnen ihre Einwanderung vom Süden im April; voran verschiedene Adlerarten und eine Menge kleiner Singvögel, die in den lieblichsten Farben prangen und die Luft mit ihrem reizenden Gesang erfüllen; große Züge von Wandertauben, die in wolkenähnlichen Zügen angerauscht kommen und nicht selten die Luft verdunkeln; verschiedene Gänse- und Entenarten und zwei Gattungen von Schwänen, deren Häute einen Handelsartikel ausmachen. Pelikane oder Kropfgänse findet man häufig an den Küsten der Hudsonsbay und daselbst auch Ptarmigane und eine außerordentliche Menge kleiner Vögel. Im hohen Norden fand Hearne den Cabadakak oder Warnungsvogel, der dem Eulengeschlechte angehört, sobald er einen Menschen oder ein Thier entdeckt, auf diese losgeht, sie eine Weile umkreist und dann in eben der Richtung, wie diese gehen, vorwärts fliegt.

An Amphibien sind Frösche und Schlangen am zahlreichsten, doch sind die letztern völlig unschädlich, da die Klapperschlange nicht so weit heraufgeht; die meisten sind grün mit weißen Streifen; im Mai erwachen die Frösche aus ihrem Winterschlafe, und erfüllen mit ihrem Quacken die Luft, weshalb auch einige Indianerstämme diesem Monat den Namen des Froschmonats beigelegt haben. Wasserschildkröten findet man in mehren der kleinen Seen, Landschildkröten aber nur im südlichsten Theil des Binnenlandes. Eidechsen von allen Größen in den Wäldern und Savennen des Südens.

Die Seen und Flüsse des ausgedehnten Landes enthalten eine Menge eßbarer Fische, namentlich aber Karpfen, Hechte, Forellen, Lachsforellen, Lachse, Quappen, Weißfische und Barse; die Hudsonsbay bietet Störe und Heringe und die Mündungen der Flüsse und die Bänke in der Bay einen Reichthum an Stockfischen. Ein sehr köstlicher Fisch, Kipling oder Capelin genannt, besucht in ungeheuren Schwärmen zuweilen die Küsten, doch ist sowohl dieser als der Lachs, so wie jede andere Art, so unbeständig in ihrer Ankunft, daß sich die Einwohner zur Vorsorge während der Fangzeit der Stockfische mit großen Quantitäten derselben versehen müssen.

Insekten, Schaalthiere, Molusken und Würmer sind in verschiedenen Arten vor-

handen, außer Krebsen werden aber keine von allen genutzt; eine Landplage sind die Muskiten, die während des kurzen Sommers in Wolken erscheinen.

Die Bevölkerung jener Länder lebt fast einzig von Animalien; vegetabilische Nahrung, einige Wurzeln und Beeren ausgenommen, werden nur im Fall der äußersten Noth genossen; der Eskimo entbehrt selbst jene Genüsse und benutzt aus dem Pflanzenreiche nur das Holz zum Bau seiner Sommerhütten und Kanoes. Indianer und Eskimos genießen das Fleisch aller Thiere, selbst derjenigen, die einen widrigen Geschmack haben, wie Hunde und Wölfe, nur das Fleisch der Wolverene verschmähen sie. Robben- und Wallfischfleisch ist die Hauptnahrung der Eskimos, und Fische aller Art werden von allen indianischen Völkern genossen.

4) Einwohner.

Die menschliche Bevölkerung ist nur sparsam, aber weithin über die ausgedehnte Region des Binnenlandes verbreitet, und besteht aus fünf Klassen: 1. den südlichen Indianern, 2. den nördlichen Indianern, 3. den westlichen Indianern, 4. den Eskimos und 5. den Europäern.

1. Die südlichen Indianer haben den ganzen Landstrich zwischen Ober-Canada und der Südküste der Hudsonsbay inne, und jenen Theil des Binnenlandes, welcher zwischen dem Churchillfluß und dem Athabaska-See liegt, und bestehen aus vielen Stämmen, welche alle Abtheilungen oder Verwandte der weit verbreiteten Algonkinen, der Krihs — Crees — oder Knistinoer zu seyn scheinen, deren Wohnsitze ursprünglich um den Obern-See belegen waren, die sich aber späterhin auch in diesen Regionen verbreiteten und jetzt zwischen dem Winnipeg-See im Osten und dem Felsengebirge im Westen zu finden sind. Sie sind sämmtlich kupferfarbig, von mittlerer Größe, kräftigem, gesundem Baue und wenig Krankheiten unterworfen; ein hohes Alter erreichen sie zwar selten, genießen aber bis zu ihrem Tode den Gebrauch aller ihrer Fähigkeiten; ihr Haupthaar ist schwarz, bei einigen Stämmen lang herunterhängend, bei andern aufgebunden oder auf verschiedene Weise verschnitten; ihr Auge ist feurig, blitzend und voller Ausdruck, ihre Gesichtsbildung angenehm, die ganze Haltung edel, und unter dem weiblichen Geschlechte findet man die anziehendsten Gestalten voller Feuer und Leben. Der dünn hervorkeimende Bart wird ausgerissen; das Gesicht mit verschiedenen Farben bemalt und bei einigen Stämmen das Gesicht sowohl als einzelne Theile des Körpers tätowirt. Die Tracht der Männer besteht aus einem dicht anschließenden Obergewande von Leder, welches bis zur Mitte des Leibes herabreicht, aus langen ledernen Strümpfen — Leggings —, die mit den Schuhen zusammenhängen oder bis in dieselbe herabreichen, und aus Assions, breiten Streifen von Leder und Tuch, die um die Mitte des Leibes geschlungen werden. Ueber die ganze Tracht wird zuweilen eine wollene Decke oder ein weiter Mantel von Fellen geworfen und im Winter die Hände mit Pelzhandschuhen, der Kopf mit einer Pelzmütze bedeckt. Die Tracht der Frauen ist der männlichen ähnlich, nur reicht das Obergewand bis fast an das Knie herab. Flitterstaat, Münzen, Ringe und bunte Glaskorallen, die sie von den Europäern erhalten, gehören bei beiden Geschlechtern zur Vervollständigung des Putzes. Ihre Zelte sind bequemer und luftiger eingerichtet als die ihrer nördlichen Nachbarn und ihre Geräthschaften bestehen jetzt größtentheils aus europäischen Fabrikaten aus Eisen, Zinn und Messing, und alle mit den Europäern in Verkehr stehenden Stämme sind durchgängig mit Feuergewehren versehen. Die Faktore der verschiedenen Handelslogen verwenden die Indianer häufig zur Herbeischaffung von Vorräthen, bei welcher sie sich aber selten der Feuergewehre, sondern fast immer des Bogens bedienen, und sind sie doch immer noch im Gebrauche des Bogens und der Pfeile so

geschickt, daß sie in einem Tage 50 bis 60 Gänse tödten, die sie gewöhnlich auf die Fittiche treffen.

Der Charakter der südlichen Indianer gleicht dem aller Naturvölker, hat aber durch den Umgang mit Europäern nichts weniger als gewonnen. Von Natur sanft, großmüthig und gastfrei, reißt sie der Genuß starker Getränke, die sie leidenschaftlich lieben, zu den größten Lastern und Verbrechen hin; dem Stehlen sind sie, wenn sie keine Entdeckung befürchten, sehr ergeben, doch niemals hat man gehört, daß sie sich an dem ihnen anvertrauten Eigenthum vergriffen hätten, daß sie oft hunderte von Meilen weit, von einer Faktorei zur andern, mit der größten Zuverlässigkeit an seinen Bestimmungsort bringen. Ungemein gastfreundlich gegen Fremde und mildthätig gegen die Hinterlassenen ihrer Verwandten, überlassen sie sich im Rausche ihren Leidenschaften und begehen häufig gräßliche Mordthaten, die wiederum aus Blutrache andere Morde nach sich ziehen; auch sind sie außerordentlich sinnlich und auf die Befriedigung ihrer Neigungen versessen, eine um so merkwürdigere Erscheinung, wenn man die ungewöhnliche Rauhheit des Klimas dabei erwägt. Die Vielweiberei ist unter ihnen herrschend und die Keuschheit steht nur in geringer Achtung bei ihnen; häufig tauscht man mit einander die Weiber oder bietet sie dem Gaste gutmüthig an; die meisten Weiber, die in den Faktorien leben, gehören den verschiedenen Stämmen der südlichen Indianer an. Ehebruch, ohne Vorwissen des Mannes, wird durch den Verlust der Nase oder des Haupthaares bestraft. Blutverwandschaft gilt den südlichen Indianern nichts, und nicht selten nimmt der Vater die eigne Tochter zum Weibe, und tritt sie später dem Sohne wieder ab, und selbst die griechische Liebe ist diesen Stämmen nicht fremd. Die Weiber sind, mehr als bei andern Stämmen, die natürlichen Sclaven des Mannes, müssen alle Hausarbeit übernehmen, die Kleidung bereiten, Felle gerben, Netze flechten, Zelte errichten, Holz und Wasser herbeiholen, die Küche besorgen, bei den Reisen das Gepäck tragen, und den kleinen Fischfang mit Netzen übernehmen, während der Mann blos Krieger, Jäger und Bootsmann ist. Die harte Behandlung, die sie erdulden müssen, nöthigt sie oft, trotz ihrer Kinderliebe, durch ihnen bekannte Mittel die Frucht abzutreiben oder die neugebornen Töchter dem Tode zu widmen; stirbt hingegen der erstgeborne Sohn, gleichviel, ob durch oder ohne Schuld der Mutter, so wird die Frau ohne Barmherzigkeit umgebracht; daher lieben die Mütter denjenigen Sohn, welcher am Leben bleibt, mit ausschweifender Zärtlichkeit und wird ein solcher Sohn ein geachteter Jäger, ein großer Krieger, so genießt die Mutter im ganzen Stamme einer großen Achtung. So sanftmüthig die südlichen Indianer sich in friedlichen Lebensverhältnissen bezeigen, so wild und grausam sind sie im Kriege, der in früherer Zeit noch blutiger als heut zu Tage geführt wurde, denn jetzt begnügt man sich mit den Skalps erschlagener Feinde, ohne des Skalps wegen die Gefangenen zu opfern. Der Handelsgeist hat sich auch der Indianer bemächtigt, und jetzt verkaufen sie lieber die Gefangenen als Sclaven, als daß sie selbige nutzlos opfern. Fast jeden Sommer, sagt Franklin, gibt es Kriege zwischen den südlichen Stämmen und den Indianern des Westens, und nicht selten stellt jede Partei drei bis vier hundert Reiter ins Feld. Der Angriff geschieht in gedrängten Haufen und mit größtem Ungestüm; der Kampf ist kurz aber blutig; die Todten werden skalpirt und je mehr Schädelhäute ein Krieger aufzuweisen hat, desto größer ist der Ruhm seiner Tapferkeit; er befestigt sie an seiner Kriegskleidung und trägt sie als Zeichen seiner Tapferkeit zur Schau. Der siegende Theil bemalt sich eine Zeit lang Gesicht und Kleidung mit schwarzer Farbe als Zeichen der Freude. Um Trauer zu bezeichnen, bestreichen sie Haare und Kleider mit weißem Thon.

Sie haben kein regelmäßiges Oberhaupt, sondern wählen, wenn sie in Krieg ziehen oder auf Handelsunternehmungen ausgehen, einen zeitlichen Anführer. Jagd und

Fiſcherei ſind ihre vornehmſten Beſchäftigungen, und die Herbeiſchaffung der nöthigen Subſiſtenzmittel der einzige Zweck ihres Lebens; der Ackerbau hat noch nirgends Eingang bei ihnen gefunden. Die feierlichſte wichtigſte Angelegenheit iſt für den ſüdlichen Indianer die Bärenjagd, und je mehr Bären ein Jäger erlegt hat, um ſo größer iſt ſein Ruhm, er wird den größten Kriegern beigezählt und alle Genoſſen bewerben ſich um ſeine Freundſchaft. In der Regel verſammeln ſich mehre Jäger zur Aufſuchung der Bären und die Jagd geſchieht meiſtens im Winter, wo der Bär am fetteſten iſt und ſeinen Winterſchlaf hält. Man bereitet ſich faſt acht Tage lang darauf vor, faſtet, um die Schutzgeiſter der Menſchen und Bären für ſich zu gewinnen, und achtet während dieſer Zeit auf die Träume, um dadurch den Aufenthaltsort der Bären zu erfahren. Kommt endlich der zur Jagd beſtimmte Tag herbei, ſo erſcheint die ganze Jagdgeſellſchaft, ſchwarz bemalt und im kriegeriſchen Aufzuge bei ihrem Anführer, hält dort einen Jagdſchmaus und zieht dann nach den Plätzen hin, wo der Traum den Aufenthalt der Bären angezeigt. Die Fiſcherei der Männer geht nur auf große Fiſche, die mit dem Speere geſtochen werden; die Netzfiſcherei iſt Beſchäftigung der Weiber. — Außer dieſen Beſchäftigungen füllt Schmauſen, Rauchen und Branntweintrinken die ganze Zeit der Indianer; Tabak und Branntwein ſind ihre vornehmſten Leckereien, und die Tabakspfeife, der Kalumet, ſpielt im Leben des Indianers die wichtigſte Rolle; ſie dient zum Bewillkommen des Fremden, des Gaſtes und Freundes, zur Bekräftigung abgeſchloſſener Bündniſſe und Verträge, zur Verſöhnung feindlicher Gemüther und Parteien. Bei Kriegs- oder Friedensberathſchlagungen rauchen alle Verſammelte der Reihe nach aus der großen heiligen Pfeife, verbünden ſich dadurch zu gegenſeitigem Beiſtande oder verſöhnen ſich dadurch mit ihren frühern Feinden. Von ſolchen feierlichen Verſammlungen ſind zwar die Weiber als berathende Mitglieder ausgeſchloſſen, doch ſind ſie verbunden, um die Männer einen Kreis zu ſchließen, zu ſingen und zu tanzen; die Wampumſchnüre dienen auch hier, wie bei allen Indianern Nord-Amerika's, als Dokumente bei wichtigen Verhandlungen. Nach einem geſchloſſenen Frieden oder der Rückkunft von einem Jagdzuge, geben die Anführer gewöhnlich ein großes Gaſtmahl, zu welchem die Gäſte durch Stückchen Holz eingeladen und mit Geſang unter Begleitung eines Tambourins empfangen werden; Gebrauch iſt es, jedem Gaſte eine große Menge Speiſen und Getränke vorzuſetzen, und die größte Ehre, die der Geladene dem Wirth erzeigen kann iſt, ſo ſchnell als möglich mit ſeinem Antheile fertig zu werden. Alle ſüdliche Indianer ſind große Eſſer, aber auch im Stande, Tagelang ohne Murren den Hunger zu ertragen.

Bei Gaſtmählern, freundſchaftlichen Beſuchen Fremder und Berathungen werden von den ſüdlichen Indianern ſtets gewiſſe Ceremonien beobachtet, die einen hinlänglichen Aufſchluß über die Religionsbegriffe derſelben geben; Franklin, der mit Herrn Prudens, dem Faktor von Carltonhouſe, in einem benachbarten Lager der Kniſtinoer einen Beſuch abſtattete, beſchreibt denſelben folgendermaßen: das Zelt war, da man uns erwartet hatte, zierlich geordnet, auf den Boden friſches Gras geſtreut und Decken von Büffelfellen dem Eingange gegenüber ausgebreitet, worauf wir uns niederlaſſen ſollten; über dem Feuer hing ein Keſſel, um Speiſen für uns zu kochen. Der Häuptling, ein Sechziger, der, als wir eintraten, abweſend war, kehrte auf die Nachricht von unſerer Ankunft gleich zurück, bewillkommte uns mit einem herzlichen Händedruck und einem Gruß in engliſcher Sprache, der unter den Indianern gewöhnlich iſt, und den ſie von den Handelsleuten gelernt haben. Nachdem wir uns einige Minuten mit ihm unterhalten hatten, lud Herr Prudens den Häuptling und ſeine Jäger ein, als ein Zeichen unſerer Freundſchaft, eine Pfeife mit uns zu rauchen. Im ganzen Lager wurde dieſer Entſchluß laut verkündigt und zehn Männer aus den übrigen Zelten ſchloſſen ſich augenblicklich unſerer Geſellſchaft an. Bei ihrem Eintritte zogen ſich alle Weiber und

Kinder, deren Gegenwart in solchen Fällen der Etikette zuwiderläuft, sogleich zurück. Die vom Schreiber des Herrn Prudens gestopfte und angezündete Pfeife ward dem Häuptling angeboten, der beim Empfange, ehe er anfing zu rauchen, folgende Ceremonie beobachtete: Zuerst wandte er die Spitze nach allen vier Weltgegenden, dann zum Himmel, zur Erde und gegen das Feuer, als eine Ehrfurchtsbezeigung gegen die Schutzgeister des Hauses, that hierauf drei Züge, gab das Rohr dem ihm zunächst Sitzenden und seinem Beispiele folgte Jeder in der Runde. Nachdem die Pfeife zum zweiten Male gefüllt war wiederholte derjenige, den die Reihe traf zu rauchen, nur den letzten Theil der Ceremonie und richtete die Spitze zum Himmel, zur Erde und nach dem Feuer. Hierauf wurde dem Häuptling Branntwein mit Wasser gemischt dargereicht, welcher, ehe er trank, eine Feder forderte, selbige mehrmals in den Becher tauchte, den Boden mit der Flüssigkeit besprengte und jedesmal ein Gebet dazu sprach; das Erste, was er von dem Kitschi Manitou, dem großen Geiste, dem Herrn des Lebens erflehte, war, daß er allenthalben einen Ueberfluß von Büffeln geben, und ihnen in ihrem Jagdgebiete einen guten Fang verleihen möge. Hierauf bat er denselben um einen Ueberfluß von andern Thieren, namentlich aber solchen, die gutes Pelzwerk liefern, und endlich um stete Gesundheit der anwesenden Gesellschaft. Bei jedem Gebete drückten alle anwesende Indianer ihre Beistimmung durch den Ausruf: Aha! aus. Nach Beendigung der Gebete that der Alte einen Trunk und ließ den Becher in die Runde gehen. Hiernächst rauchte Jeder nach Gefallen, und das Gespräch wurde allgemein.

Außer dem „Großen Geist," Kitschi Manitou, dem die Indianer Opfer bringen, den sie übrigens für zu erhaben und heilig halten, um in einem Bilde verehrt zu werden, haben sie noch mehre Untergötter, die sie in Gestalt kleiner, in rothes oder blaues Tuch genähter, und mit einer Kriegsmütze gezierter Figuren verehren, welche sie stets in ihrem Medicinbeutel mit sich herumtragen, oder auf der Brust hängen haben. Im Frühlinge und Herbst feiern sie zwei große Feste, an denen sie dem großen Geiste weiße Hunde opfern; viele andere Feste werden mit Schmausen, Rauchen und abergläubischen Ceremonien begangen. Auf Amulette, die von Holz, Wurzeln, Haaren oder Steinen gemacht und in rothes oder blaues Tuch eingeschlagen werden, halten sie sehr viel, und ihre Zauberer, zu welcher Würde auch öfters alte Weiber gelangen, werden bei allen wichtigen Dingen um Rath gefragt. Die Verstorbenen werden nicht, wie bei andern benachbarten Stämmen, in Wäldern ausgesetzt, sondern ordentlich begraben, und bei geachteten Personen und Häuptlingen die Leiche vorher auf einem Gerüst zur Schau ausgestellt, dabei tüchtig geschmaust und geraucht, Reden gehalten, und von den Anwesenden Arme und Beine zerfleischt um die Trauer und Theilnahme deutlich zu bezeigen. Alles Eigenthum des Verstorbenen wird vernichtet, seine besten Sachen ins Grab geworfen, und öfters selbst die hinterlassenen Weiber mit geopfert. Die Nebel, welche zu Zeiten die Moräste bedecken, werden für die Geister der Verstorbenen gehalten, und um sie zu beschwichtigen, ein wenig Fleisch, eine Feder, oder Haare ins Feuer geworfen, oder einige Tropfen Branntwein auf die Erde gegossen.

Die südlichen Indianer bestehen aus folgenden Stämmen, die sämmtlich mit dem frühern mächtigen Volke die Knistinoer — Knistineaux — verwandt sind, jetzt aber durch den häufigen Genuß spirituöser Getränke, womit sie von den Europäern mehr als reichlich versehen werden, und bei deren Gebrauch sie sich nicht zügeln können, mit jedem Jahre mehr in eine abgemagerte, stumpfsinnige und geschwächte Race ausarten.

a. Die eigentlichen Knistinoer oder wie sie abgekürzt genannt werden, die Krihs — Crees. — Diese hausen zu beiden Seiten des Gebirgszuges, der sich vom westlichen Ufer des Winnipeg, längs dem obern rothen Flusse bis zum mittlern Sas-

katchawan zieht. Ehemals eine zahlreiche mächtige Nation, die noch vor 15 bis 20 Jahren mit den Stein-Indianern auf 15.000 Seelen geschätzt wurde, hat selbige längst aufgehört, Furcht zu erregen, und Franklin, der sie auf seiner Reise besuchte, nennt sie den »vielleicht harmlosesten« unter allen indianischen Stämmen. Sie scheiden sich in zwei besondere Zweige, die Ammisk-watchee-thingoowuc oder Biberberg-Krihs, welche etwa 400 Zelte haben, und die Sackawe-thingoowuc oder Indianer der Dickichte, welche deren 350 besitzen. Auf jedes Zelt kann man im Ganzen 10 Köpfe rechnen, woraus sich eine Volksmasse von 7.500 ergibt.

b) Die Stein-Indianer, Assinipolen oder Assinipoines, hausen westlich und südlich von den eigentlichen Knistinoern am untern rothen und dem Assinipoinenfluß und zwischen dem nördlichen und südlichen Saskatchawan. Dem Aeußern nach sind diese Indianer die Ansprechendsten von allen Stämmen der südlichen Indianer; ihre Gestalt ist angenehm; sie sind von mehr als mittlerer Größe und haben zarte Glieder von guten Verhältnissen; sie sind von Kupferfarbe und haben pechschwarzes Haar, das über Stirn und Ohren herabfällt; die Augen sind groß und ausdrucksvoll, die Nase gebogen, die Stirn kühn, die Backenknochen sanft hervorstehend. Ihre Kleidung ist zierlich und bequem und besteht aus einem Wamms und weiten ledernen Schifferhosen oder eng anliegenden indianischen Strümpfen — Leggings; — über den Wamms tragen sie einen geschmackvoll übergeworfenen weiten Rock oder eine Decke — Blanket — von Büffelfell; auf der Schulter hängt der Köcher oder auch zuweilen eine Flinte, und in der Hand tragen sie den Bogen und einen Pfeil, um stets zum Angriff oder zur Vertheidigung bereit zu seyn. Am Gürtel hängt ein, mit den gefärbten Stacheln des Stachelschweins verzierter Beutel, worin ein Feuerzeug, Tabak, eine Pfeife, ein Amulet und ihre heilige Medicin und was sie sonst an Werth besitzen, sich befindet, und so ausgerüstet tritt der Assinipole mit einer Haltung einher, die das Gefühl seiner Unabhängigkeit verräth.

So einnehmend das Aeußere des Stein-Indianers ist, so wenig entspricht der Charakter, welchen Franklin als verrätherisch, betrügerisch und grausam schildert, dem reizenden Bilde, welches man sich von diesen Naturmenschen machen könnte; sie stehlen, was sie nur können, besonders Pferde; diese Thiere, sagen sie, sind Gemeingut, welches der Große Geist zum Gebrauch für alle Menschen geschaffen hat, man kann sie daher wegnehmen, wo man sie findet. Diese eingestandenen Grundsätze haben die Folge, daß man auf allen Handelsposten sehr auf der Hut gegen alle Einfälle dieser Indianer ist; dennoch sind sie in ihren Angriffen auf einzelne Europäer, bisweilen sogar gegen ganze Reisegesellschaften, sehr glücklich. Wehrlose Leute pflegen sie aller Kleidungsstücke, besonders derer, woran sich metallne Knöpfe befinden, zu berauben, und sie dann selbst in diesem nackten Zustande, selbst im strengsten Winter, ihrem Schicksale zu überlassen. Erwarten sie Widerstand, so morden sie nicht selten vor dem Raube. Die reisenden Handelsleute stellen jederzeit Wachen aus, um nicht während der Nacht überfallen zu werden, oder bedienen sich der Kriegslist, bei Sonnenuntergang ein Feuer anzuzünden, welches sie brennen lassen, während sie bald nach dem Dunkelwerden ein entfernteres Lager beziehen. Die Bewohner der Faktorien müssen stets vor ihnen auf der Hut seyn, und man muß lange in ihrer Nähe gewohnt haben, um die peinlichen Besorgnisse, die ihr Benehmen unaufhörlich erregt, überwinden zu können; die Handelsleute müssen oft die größten Beleidigungen und selbst Mordthaten übersehen, wenn auch die Verbrecher, wie es oft geschieht, sich mit der größten Unverschämtheit, unmittelbar nach der That zeigen, oder sich wohl gar derselben rühmen, aus Furcht sich die nöthigen Lebensmittel und Zufuhren gänzlich abgeschnitten zu sehen. (Franklin.) — Ja selbst nach der Entdeckung eines von ihnen begangenen Diebstahls halten die Assinipolen sich nicht

verpflichtet, das Gestohlene herauszugeben, wenn sie nicht eine angemessene Vergütung dafür erhalten.

Der Handel der Steinindianer mit den europäischen Faktoreien ist nicht unbedeutend, doch suchen sie sich stets frei und unabhängig zu erhalten, und treten selten oder nie in die Dienste der Compagnie; ihre Handelsartikel bestehen in Häuten, Pelzwerk und Fleisch, gegen welche sie im Austausch Gewehre, Schießbedarf, Messer, Tabak, Spiegel, Branntwein, Glasperlen und metallene Knöpfe verlangen. Letztere flechten sie als Schmuck reihenweise in die Haare; ein glücklicher Jäger trägt gewöhnlich zwei bis drei Dutzend im Haare, die an jeder Seite der Stirn herabhängen; zuweilen ist eine ganze Schnur von solchen Knöpfen wie eine Krone rings um den Kopf gewunden, und ein geschmackvoll geordneter Federstutz ziert die obere Mitte des Kopfes.

c) Die Nenawewehk, ein Stamm, der gegen 1.200 Krieger aufstellen kann, zwischen dem Winnipegsee und der Hudsonsbay, der Severn und dem Albanyfluß.

d) Die Algonkinen — Algonquines —, zwischen dem Winnipeg- und Waldsee, ursprünglich der Hauptstamm der Knistinoer, und ein mächtiges Volk, jetzt nur ein unbedeutender Rest von circa 3.000 Seelen, worunter gegen 500 Krieger und Jäger.

e) Die Abbitibbe mit ihren Stammverwandten, den Chomonchouanisse und Nekobavistes, die unter ihnen leben, in der Gegend des Abbitibbeflusses, zwischen der Jamesbay und dem Abbitibbesee.

Die unter c), d) und e) aufgeführten Stämme stehen am häufigsten mit den Factorien in Verbindung; sie sind, nach Umfreville, von mittlerer Größe, regelmäßiger Gesichtsbildung und kupferfarbig; in ihrer Jugend haben sie starke Bäuche, weshalb sie auch früher unter dem Namen der Dickbäuche, als besonderer Stamm aufgeführt wurden, doch verlieren sich dieselben bei reiferem Alter. Von dauerhafter fester Gesundheit, wissen sie nur wenig von Krankheiten, doch haben, seit ihrem Umgange mit den Europäern, venerische Krankheiten, Blattern und Scorbut große Verheerungen unter ihnen angerichtet. Dem Character nach sind sie überaus dienstfertig, sanft und gutmüthig, dabei übrigens listig und verschlagen, und gern zu kleinen Diebereien geneigt; ihre Kinderliebe ist außerordentlich, und die Liebe, Achtung und Dankbarkeit der Kinder gegen die Eltern, bei heranwachsendem Alter, musterhaft. — Wie Kinder, leben sie nur für den einen Tag, sorgen nie für die Zukunft, ertragen mit der größten Geduld Hunger, Kälte und Beschwerden, und dulden alle Unglücksfälle mit der bewunderungswürdigsten Ergebung. Den großen Geist — Kitchi Monitou — besingen sie in ihren Liedern, halten denselben aber für zu groß, um sich um alle Kleinigkeiten bekümmern zu können, und zittern vor der Macht untergeordneter böser Geister, deren Oberhaupt, welches sie Whitico nennen, mit dem großen Geiste gleiche Macht hat. Eine regelmäßige Regierungsform findet man unter diesen Indianern nicht; ein Familienoberhaupt erkennt niemanden über sich an, hat aber nur in der Familie selbst Autorität, um seinem Willen Nachdruck zu geben. Bei einem ausbrechenden Kriege oder einem Handelszuge nach einer der Faktorien, wird ein Anführer gewählt, dem man nur so lange gehorcht, als der Krieg oder der Zug dauert. Die Handelszüge beginnen im März, wo die Indianer sich an den Flüssen sammeln, um Piroguen und Kanoes zu bauen; jeder Anführer hat mehre Fahrzeuge unter sich, auf welchen Männer, Weiber, Kinder und sämmtliche Handelswaaren eingeschifft werden; nähern sie sich dem bestimmten Fort oder der Faktorei, so begrüßen sie dieselbe mit dem Bewillkommnungs-Geschrei, und mit Flintenschüssen, die mit Kanonenschüssen erwiedert werden; die Faktoren lassen den Anführer und die Vornehmsten der Indianer hereintreten, nach einer Rede die Friedenspfeife herumgehen, und ihnen, nachdem sie alle mit europäischen Kleidungsstücken beschenkt haben, ein Mahl vorsetzen, nach dessen Genuß sie dieselben in feierlicher Prozession nach den Zelten zurückbegleiten, welche

die Weiber währenddem aufgeschlagen haben. Hier wird sämmtlichen Angekommenen ein Fäßchen Rum oder Whisky gespendet, worauf sie sich dem Tanze und der ausgelassensten Fröhlichkeit überlassen, die in der Regel in der Trunkenheit mit Zänkerei und Streit endigt, bei welcher gemeiniglich einer oder ein Paar erschlagen werden. Zwei bis drei Tage wird dieser Rausch, dem sich Alt und Jung überläßt, fortgesetzt, dann von Neuem die Friedenspfeife — Kalumet — geraucht, und nun erst beginnt der Handel, bei welchem die Indianer, abgestumpft durch dreitägige Trunkenheit, gerade nicht im besondern Vortheil sind.

Nach Richardson sind die Assinipolen, welche von den Krihs Asseenapoytuck oder Steinindianer genannt werden, ein Stamm der, in dem Westen der vereinigten Staaten hausenden, Sioux, welche eine Mundart des Irokesischen reden. Sie selbst nennen sich Eascap, nahmen den jetzt von ihnen bewohnten Theil des Landes, unter dem Schutz der Krihs, in Besitz, und vertrieben mit deren Hülfe die frühern Bewohner des Saskatchawan nach Westen. Noch immer sind sie die Alliirten der Krihs, und letzteren gegenwärtig an Zahl überlegen. Sie verläugnen keine der schlechten Eigenschaften, welche man ihrem Stammvolke, den Mengwe oder Irokesen, beimißt.

f) Die Fall-Indianer, Pawaustic-eythin-yoowuc, am Red-deer River oder Rothhirschfluß, welche ihren Namen dem Umstand verdanken, daß sie früher an den Fällen des Saskatchawan wohnten, sind Stammverwandte der Minetarres, mit denen Kapitän Lewi's Expedition auf ihrer Rückkehr von Missouri zu kämpfen hatte; sie besitzen ungefähr 450 bis 500 Zelte, und ihre Sprache ist wegen der vielen Kehllaute sehr schwerfällig.

g) Die weißen Indianer, ein kräftiger, obgleich geringer, Stamm von heller Farbe, der gegen 400 Krieger aufstellen kann, im Felsengebirge, unweit der Quellen des nördlichen Arms des Saskatchawan.

h) Die Peganoe-koon, Pegans oder Schlammfluß-Indianer, von den Krihs Peganoo-eythin-yoowuc genannt, besitzen 400 Zelte.

i) Die Rainoe-koon, zwischen dem nördlichen Arm des Saskatchawan und dem Athapaskasluß, von den Krihs Meethio-thinyoowuc oder Blutindianer genannt, besitzen etwa 350 Zelte.

k) Die Saroekoe-koon, die Cuskoeteh-waw-thésseetuck oder Schwarzfuß-Indianer der Krihs, zwischen beiden Armen des Saskatchawan, leben in 350 Zelten. Die letzten drei Nationen oder Stämme, nämlich die Pegans, Blut- und Schwarzfuß-Indianer, reden dieselbe Sprache. Diese wird langsam und deutlich articulirt, hat viel Biegsamkeit, und wird von den Nachbarvölkern leicht erlernt. Die besten Dolmetscher im Lande versicherten Hrn. Franklin, daß sie mit der Sprache der Krihs, Sioux und Chepewyans keine Verwandtschaft habe; den Sprachkundigen dürften daher einige Worte aus der Sprache der Schwarzfüßer willkommen seyn:

Peestäh-kan, Tabak.	Stoo-an, Messer.
Moohkfee, Pfrieme.	Sassoopats, Munition.
Nappoe-vöhkee, Rum.	Meenee, Glasperle.
Cook-keet, gieb mir.	Poommees, Fett.
Eeninee, Büffel.	Miß-ta-poot, halt dich fern.
Pooräpoot, komm her.	Saw, nein.
Kat-oet-sits, nichts, ich habe nichts.	Stwee, kalt es ist kalt.
Keet-stä-kee, Biber.	Pennäkömit, Pferd.
Naum, Bogen.	Ahseeu, gut.

l) Die Sassees oder Circees, am Buffaloe-See und dem Rothhirschfluß.

leben in etwa 150 Zelten, sollen zwar einen eigenen Dialekt sprechen, reden aber mit den Händlern meistens die Sprache der Chepewyans.

2. Die nördlichen Indianer haben das sich vom 59° — 68° nördl. Br. ausbreitende Land im Besitz, welches sich gegen 500 engl. Meilen in die Länge zieht, und im Süden vom Churchillfluß, im Osten von der Hudsonsbay, und im Westen von dem Athabasca-See begrenzt wird. Sie sind ein wohl proportionirter Menschenschlag, von mehr als mittler Größe; unterscheiden sich durch ihre Gesichtszüge von allen übrigen Stämmen des Landes, und scheinen, der Sprache nach, mit den westlichen Indianern verwandt zu seyn; ihre Stirn ist niedrig, die Nase adlerartig; das Kinn lang und hervortretend, die Augen klein und die Backenknochen hervorstehend; ihr Haar ist, wie bei andern Stämmen, schwarz, straff und rauh; die Männer haben wenig Bart, und dies Wenige rupfen sie sich noch aus; [sie besitzen nicht jene Behendigkeit des Körpers, und jene Lebhaftigkeit des Temperaments, welche den übrigen indianischen Stämmen, die die Westküste der Hudsonsbay bewohnen, eigenthümlich ist. Da das von ihnen bewohnte Land sehr rauh und unfruchtbar ist, und wenig mehr als Rennthiermoos hervorbringt, haben sie nur wenig Gelegenheit, Pelzwerk zu sammeln, und sehen sich, hinsichtlich ihrer Subsistenz, mehr auf den Fischfang und die Jagd des Rennthiers und Elenns, in welcher letztern sie ungemein erfahren sind, und sich statt der Feuergewehre des Bogens und der Pfeile bedienen, angewiesen, und betreiben den Zwischenhandel der westlichen Indianer mit den Europäern, da jene nie, oder doch nur höchst selten, die Faktoreien besuchen. Die Rennthiere jagen sie in Defileen, oder treiben sie in Gruben und Hürden; die Fische fangen sie vermittelst Netze, die aus Riemen von rohen Rennthierhäuten gemacht sind, oder vermittelst Angelhaken, an denen außer dem Köder allerlei Zaubermittelchen, als Stückchen von Biberschwänzen, Otterzähne u. s. w., auf deren Wirksamkeit sie großes Vertrauen setzen, sich befinden. Ihre Gewohnheiten beim Essen sind ekelerregend: Einige erhandeln zwar Kessel auf den Faktoreien, um ihre Speisen darin zu bereiten, doch viele genießen ihre Nahrung ganz roh, oder haben den Gebrauch, selbige in einem aufrechtstehenden, aus Birkenrinde verfertigten Gefäße, dadurch zu kochen, daß sie unaufhörlich glühendheiße Steine hineinwerfen, um das Wasser dadurch zum Süden zu bringen. Fleisch und Fische sind ihre Hauptnahrungsmittel, ihre Lieblingsgerichte aber der halbverdauete Inhalt eines Hirschmagens, junge ungeborne Rothhirsche, Büffel und Biber, bebrütete Eier, und die Zeugungstheile aller erlegten Thiere, welch letztere jedoch nur Männer und Knaben genießen dürfen; nicht im geringsten ekel in der Wahl ihrer Speisen, verzehren sie alles Ungeziefer, was ihnen in die Hände fällt, und nur bei Mangel nehmen sie ihre Zuflucht zum Tripe de Roche, einem schwarzen, harten und krausen Moose, das zu Brei gekocht wird und sehr nahrhaft ist. Obgleich diese Indianer nur wenige Krankheiten kennen, unter denen die Ruhr und Auszehrung am verderblichsten wirken, erreichen doch nur wenige ein hohes Alter; am häufigsten leiden sie an einer Art Ausschlag oder Krätze, die so hartnäckig ist, daß sie allen Medicamenten widersteht, die auf den Faktoreien gegen sie angewendet wurden; alle Krankheiten versucht man durch Zaubereien zu heilen, und eine große Anzahl Beschwörer behauptet, mit gewissen Geistern, die ihnen erscheinen, und mit denen sie sich besprechen, in vertrautem Umgange zu stehen. Die Todten werden, wo sie ihr Leben aushauchen, den wilden Thieren und Raubvögeln Preis gegeben, und wer durch hohes Alter unfähig gemacht wird, seinen Theil an der nöthigen Arbeit zu übernehmen, wird ohne Bedenken ausgesetzt, um in der Wildniß umzukommen. Die Religionsbegriffe der nördlichen Indianer sind nur unbestimmt; von einer künftigen Fortdauer scheinen sie nicht die geringste Ahnung zu haben, ja sie sind so stumpfsinnig und für die Zukunft unbesorgt, daß sie häufig aus bloßem Mangel an Vorsicht in Gefahr gerathen, Hungers zu sterben. Mürrisch und

habgierig, betteln sie beständig in den Faktoreien, und stehlen alles, woran sie Hand legen können, besonders aber Eisen. Sie sind nicht von so heftiger Leidenschaft, wie die südlichen Indianer, weshalb ihre Streitigkeiten auch nie so blutig werden; von Mord wird selten bei ihnen gehört, dessenungeachtet aber, obgleich nichts weniger als kriegerisch gesinnt, verüben sie gern an ihren Feinden, den Eskimos, Grausamkeiten; ihre Zahl vermindert sich mit jedem Jahre, und wie alle indianische Stämme Nord-Amerikas, ist auch der ihrige im Abnehmen begriffen. (M. Martin History. Vol. III. p. 539).

3. Die westlichen Indianer, welche den Norden des Binnenlandes, bis herab zu den Quellen des Friedensflusses, Unjugah, bewohnen, gehören fast sämmtlich dem großen Stamm der Chepewyans, Tschipiweier, an, die sich selbst Dinnehs nennen. Sie zerfallen in viele Völkerschaften, deren Dialekt verschieden ist, und von denen manche noch nie mit Europäern in Verbindung gekommen sind. Obgleich über einen ausgedehnten Landstrich verbreitet, sind sie nicht sehr zahlreich, und zu verschiedenen Zeiten haben die Pocken große Verheerungen unter ihnen angerichtet. Dem Aeußern nach sind sie weniger einnehmend, als andere Indianer; ihr Wuchs ist mittelmäßig, ihre Hautfarbe schwarzbraun, das Gesicht breit, die Backenknochen hervorstehend, die Nasenlöcher weit, die Augen sanft, aber nicht feurig, das Haar lang und glatt, aber nicht immer schwarz. Die Weiber sind, nach Franklin, mit einigen Ausnahmen, noch häßlicher und schwächer, als die Männer, und leiden, in Folge der schweren Arbeiten, die sie verrichten müssen, sehr an ihrer Gesundheit; ihr Loos soll sich, nach Franklin, in der neuesten Zeit noch mehr verschlimmert haben: da nämlich mehre Stämme der Chepewyans den Glauben haben, daß ihr gemeinschaftlicher Stammvater ein Hund gewesen sey, so stellte ihnen ein abergläubischer Schwärmer um's Jahr 1815 dringend vor, wie erniedrigend es sey, diese Thiere, als ihre Stammverwandten, zur Arbeit zu gebrauchen; seine Reden für die Emancipation der Hunde fand Beifall, und einstimmig wurde beschlossen, diese üble Gewohnheit abzuschaffen, und die Hunde insgesammt zu tödten. Jetzt müssen sie nun ihre Schlitten selbst ziehen, und da ein Jäger und Krieger ein zu edles Geschöpf ist, sich für immer zu einem solchen Geschäfte zu erniedrigen, so betrifft diese Beschwerde mehrentheils die Weiber. Die Männer nehmen so viele Weiber, als sie ernähren können, und ein glücklicher Jäger hat in der Regel 2 bis 3 Frauen, von denen die eine die am meisten Begünstigste ist und das Hausregiment führt. Obgleich die Weiber in der Regel hart behandelt werden, sind die Männer gegen die Zeit ihrer Niederkunft sehr nachsichtig gegen dieselben; eifersüchtig von Natur, überlassen sie dessenungeachtet ihren Freunden und Verwandten den Genuß ihrer Weiber, wechseln auch häufig, oder nehmen, vermöge des Rechts des Stärkern, den weniger Kräftigen ihre Frauen. Das Gesicht wird bei beiden Geschlechtern tatowirt; das Haupthaar, nach den verschiedenen Stämmen, theils verschnitten, theils lang getragen, von den Weibern aber, in natürlichen Locken um den Nacken fallen gelassen, oder in ein Bündel hinauf gebunden; das Barthaar wird von vielen ausgerauft, einzelne Stämme aber tragen einen buschigen schwarzen Bart. Die Kleidung ist einfach, und bei beiden Geschlechtern fast gleich: im Sommer deckt eine bloße Haut den Körper, im Winter ein Thierfell mit einwärts gekehrten Haaren; die Jagdkleidung der Männer besteht aus einem ledernen Hemde, und eben solchen Strümpfen, die nur vom Schenkel bis an die Fußknöchel reichen; statt des Gürtels tragen sie ein Stück Tuch um die Hüften, welches vorn und hinten herabhängt, um die Schultern werfen sie eine wollene Decke oder zubereitete Büffelhaut, und auf dem Kopfe tragen sie eine Pelzmütze; oder wickeln eine Binde von weißem Hundeleder darum. Die Nahrungsmittel der Chepewyans bestehen in Wildpret und Fischen, Beeren und eßbarem Moos oder Flechten, Tripe de Roche, wird nur in Zeiten des Mangels, oder zur Ab-

wechslung genossen. Wie alle nördliche Indianer, können sie, bei Ueberfluß, ungeheure Quantitäten von Lebensmitteln zu sich nehmen, die sie, gleichviel ob Fleisch oder Fisch, theils ganz roh, theils halb gebraten oder gesotten, genießen; zur Zeit des Mangels aber wissen sie den Hunger mit bewunderungswürdiger Geduld Tage lang ohne Murren zu ertragen. Sie sind weniger sorglos für die Zukunft, als ihre Nachbarn, und sammeln Vorrath für den Winter oder für ihre Reisen, indem sie das Fleisch in lange Streifen schneiden und an der Sonne trocknen, oder als Pemmikan aufbewahren. Letzteres ist ein nicht unbedeutender Handelsartikel mit den Europäern, und besteht aus Büffel-, Rennthier-, Elenn- und anderm eßbaren Fleisch, welches zuerst am Feuer oder an der Sonne getrocknet, dann auf einem Felle ausgebreitet und mit Steinen klein gestoßen wird; in diesem Zustande wird es in Häute gepackt und nach den Forts gebracht, wo man es von den beigemischten Haaren reinigt, dem Gewicht nach ein Drittel geschmolzenes Fett darunter mischt, und alles zusammen in lederne Säcke stampft, deren einer gegen 85 Pfund fassen kann, die dann zum Abkühlen und Aufbewahren an einen trockenen luftigen Ort gestellt werden müssen. Die britischen und canadischen Pelzhändler bedienen sich auf ihren Reisen in's Binnenland, so wie alle europäische Bewohner der Hudsonsbayländereien, dieses Pemmikans, welches sich, wenn man es vor Nässe und Feuchtigkeit bewahrt, über zwei Jahre hält, fast ausschließlich als Nahrungsmittel. Pemmikan und Pelzwerk sind die Handelsartikel der Chepewyans, für welche sie von den Pelzhändlern, oder wo sie zu entfernt von diesen leben, von den benachbarten Stämmen, die mit jenen in Verbindung stehen, diejenigen Sachen eintauschen, die ihnen seit der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft mit europäischen Einwanderern zum Bedürfniß geworden sind, namentlich aber Gewehre, Pulver und Blei, grobe Wollenzeuge, grobe Leinwand, Decken, rothes und blaues Tuch, Eisengeräthe, als Kessel, Töpfe und Pfannen, Tabak und geistige Getränke. Die beiden letztern Artikel gewähren ihnen den höchsten Genuß, ist aber auch die Veranlassung zu öfters blutig endenden Schlägereien. Alle Handelsgeschäfte beginnen mit Rauchen, Trinken und Schmausen, welches ein paar Tage dauert, und die Pfeife spielt dabei keine geringe Rolle, denn, sobald Käufer und Verkäufer ihre Pfeife gemeinschaftlich geraucht haben, ist der Handel abgeschlossen. Den Häuptlingen oder Führern der einzelnen Abtheilungen wird in der Regel beim ersten Handel noch insbesondere eine Fahne und ein buntfarbiger Anzug zum Geschenk gemacht, mit welchem sie das nächstemal erscheinen. Bei der Annäherung eines Haufens an das Fort macht nun der Anführer in einiger Entfernung Halt, und läßt sich durch einige junge Leute erst anmelden und seine Fahne vortragen; bald kommen die Anmeldenden mit einigen kleinen, in Schießpulver und rother Farbe bestehenden Geschenken zurück, damit der Häuptling und die Seinigen sich das Gesicht bemalen können, welches rund um die Augen, vor der Stirn und an den Backenknochen geschieht; Alles setzt sich dann in Bewegung, die Fahne wird dem Häuptling vorgetragen, und sobald der Zug das Fort betritt, wird auch hier die Flagge aufgezogen, und die Ankömmlinge mit einer Ehrensalve empfangen, die von den außerhalb des Orts stehenden Indianern erwiedert wird.

Ihrem Character nach sind die Chepewyans zurückhaltend, ernsthaft und gelassen; im Handel betrügerisch und habsüchtig; begehrlich suchen sie alles, was sie in den Forts sehen, mit beharrlicher Zudringlichkeit zu betteln, oder wenn es unvermerkt angeht, zu stehlen; werden sie bei einer Dieberei entdeckt, so unterwerfen sie sich mit stoischer Gelassenheit der härtesten Strafe, ohne dem Strafenden den geringsten Groll nachzutragen, unschuldig beleidigt aber, ist ihre Rache fürchterlich, und erbt, wenn nicht befriedigt, gegen das betreffende Individuum vom Vater auf den Sohn. Gegen einander selbst handeln sie redlich, und unterstützen einander gegenseitig. Besonders zärtlich

ſind ſie gegen ihre Kinder; Franklin erzählt faſt unglaubliche Beiſpiele von ihrer Kindesliebe, und widerſpricht Hearne's Beſchuldigung, daß ſie ihre alten und kranken Stammesgenoſſen im Stande der Hülfloſigkeit verlaſſen; ihre Trauer um Verſtorbene geht oft ſo weit, daß ſie in der Verzweiflung alle ihre Habſeligkeiten zerſtören, ihren eignen Körper zerfetzen, und Kleider und Zelte zerſchneiden, Flinten und andere Waffen vernichten, wenn nicht Jemand dieſe Gegenſtände ihrem Anblick entzieht; ja, ſie weigern ſich ſogar, ihre Zelte an dem Orte aufzuſchlagen, wo ſie es ſonſt ſeit vielen Jahren in Gemeinſchaft mit kürzlich verſtorbenen Angehörigen gethan hatten, um nicht ſchmerzlich an die glücklichen Stunden erinnert zu werden, die ſie daſelbſt mit den Abgeſchiedenen verlebt.

Ihre Religion iſt höchſt einfach: ſie verehren einen großen guten, und einen höchſt böſen Geiſt, und glauben an ein künftiges Leben der Belohnung und Strafe, wo die Guten auf glücklichen Inſeln, ununterbrochen ſinnliche Freuden genießen, die Böſen aber bis ans Kinn im Waſſer ſtecken werden, ohne Kraft zu haben, die glücklichen hochliegenden Inſeln erklimmen zu können. Ueber die Schöpfung der Erde haben ſie ſonderbare Vorſtellungen; eine Tradition erwähnt einer Sündfluth, wo ſich ihre Vorfahren, die in der Urzeit aus einem andern Lande in ihre gegenwärtigen Wohnſitze verpflanzt worden wären, auf hohen Bergen gerettet hätten. In Betreff ihrer Begriffe von der Gottheit und dem zukünftigen Leben fand Franklin die Indianer ſehr zurückhaltend; vielleicht mochten ſie ihre Meinung nicht dem Geſpötte preis geben. Der alte Keskarrah erzählte ihm in einer vertraulichen Stunde folgende Tradition: Die Erde war geſchaffen, aber noch in gänzliche Finſterniß gehüllt; da begegneten ſich ein Bär und ein Eichhorn am Ufer eines Sees. Sie fingen an, darüber zu ſtreiten, wer von ihnen die meiſten Kräfte beſitze, und vereinigten ſich dahin, daß ſie in entgegengeſetzter Richtung um den See laufen wollten; wer von ihnen zuerſt ankäme, ſollte ſeine Ueberlegenheit auf irgend eine ausgezeichnete Weiſe beurkunden; das Eichhorn gewann, lief einen Baum hinan und verlangte mit lauter Stimme Licht, welches ſogleich hervorſtrahlte, und nun zeigte ſich ein Vogel, welcher die Finſterniß mit den Flügeln aus einander trieb, und ſpäter für eine Krähe erkannt ward. Alsdann brach das Eichhorn ein Stück Rinde von dem Baume, verlieh ihm die Schwimmkraft und ſprach: ſiehe das Material, durch welches den künftigen Bewohnern der Erde gelingen wird, die Gewäſſer zu durchſchneiden.

Die Sprache der Chepewyans iſt wohltönend, doch ſchwer zu erlernen, und zerfällt in ſo viel Dialekte, als es Stämme giebt; ihr Geſang iſt melodiſch und dem Ohre angenehm, und ihre Geſänge begleiten jeden Tanz.

In früheren Zeiten waren die Chepewyans in ſteten Kriegen mit den Eskimos begriffen, neuerer Zeit aber, namentlich ſeit Franklins Reiſe, haben dieſe Feindſeligkeiten ziemlich aufgehört, obſchon der uralte Nationalhaß zwiſchen Indianern und Eskimos immer fortbeſtehen wird. Den Kupferindianern, einem abgeſonderten Stamme der Chepewyans, ſcheint vorzüglich daran gelegen zu ſeyn, mit den Eskimos, jenem armen geächteten Volke, in guten Verhältniſſen zu leben, um ſo mehr, da ſie hoffen, durch Vermittelung der Europäer einen gewinnvollen Handel anknüpfen zu können: ſie ſehen es ein, wie vortheilhaft der Tranſitohandel zwiſchen den Pelzhändlern und Eskimos für ſie werden könnte.

Die vornehmſten der weſtlichen Indianer oder Chepewyans ſind:

a) Die eigentlichen Chepewyans oder Saſiſahdinneh, Saweeſawdinneh, d. h. „Dinnehs von der aufgehenden Sonne“, weil ſie urſprünglich in öſtlicher gelegenen Gegenden hausten, bewohnen das Land zwiſchen dem großen Sklavenſee im Norden, dem kleinen Sklavenſee im Süden, dem Wollaſton- und Athabasca-

See im Osten, und zu beiden Seiten des Athabasca- und Sklavenflusses und am Friedensfluß.

b) Die Kupferindianer, welche von den vorigen auch Tantsawhoot-dinneh oder Birkenrindenindianer genannt werden, stammen ursprünglich von demselben Volke ab, hausen jetzt zu beiden Seiten des Kupferminenflusses, bewohnten aber früher die südlich vom großen Sklavensee gelegenen Landstriche. Ihre Sprache, Traditionen und Gebräuche sind im Wesentlichen ganz dieselben, wie die der Chepewyans; jedoch haben sie einen bei weitem bessern Charakter, dessen Grund vielleicht darin zu suchen ist, daß sie sich ihren reichlichen Unterhalt leichter verschaffen können. Die Weiber werden bei ihnen eben so gering geschätzt, und sie betrachten dieselben als eine Art Eigenthum, welches der Stärkere dem Schwächern entreißen kann, sobald sich eine genügende Ursache zur Feindschaft darbietet. Wenn sie Hundsrippenindianern, oder überhaupt Fremden, begegnen, thun sie dies ohne allen vorläufigen Grund. Indeß lassen sie doch auch zuweilen zartere Gefühle durchblicken, und leben im Allgemeinen mit ihren Frauen glücklich; diese sind mit ihrem Loose zufrieden, und einer mehr als gewöhnlichen Anhänglichkeit fähig. Nur wenige von diesem Volke haben mehr als eine Frau zu gleicher Zeit, und nur die Häuptlinge mehr als zwei Weiber; sie heirathen öfters zwei Schwestern, und Geschwisterkinder dürfen sich ohne Weiteres verehelichen. Nicht so aber der Onkel mit der Nichte. Uneigennützig und wohlwollend gegen Fremde, und im ganzen genommen friedfertig, stehen sie jetzt bei den Chepewyans, von denen sie früher unterdrückt wurden, in großer Achtung, und seitdem sie von den Pelzhändlern mit Flinten versehen werden, wagen sich die Chepewyans nicht mehr in ihr Gebiet. Franklin, der ihre Zahl im Jahre 1821, obwohl zu gering, auf 190 Seelen schätzte, worunter aber wahrscheinlich nur eine einzelne Horde gemeint zu seyn scheint, erhielt von ihnen die unzweideutigsten Beweise ihres Wohlwollens, namentlich edel erschien der Charakter ihres Häuptlings Akaitcho, der mit einigen seiner Untergebenen den Briten als Wegweiser auf der Fahrt nach dem Eismeere diente, und für ihre Verpflegung sorgte. Als auf der Rückreise die Gesellschaft im Spätherbste dem fürchterlichsten Hunger preis gegeben war, fand sie erst bei den Kupferindianern thätige Hülfe: sie gaben den Engländern auf dem Wege ihre eigenen Schneeschuhe, und behalfen sich für ihre Person ohne dieselben; schlugen ihre Zelte auf, kochten für sie, und warteten und pflegten die Schwachen wie kleine Kinder. Akaitcho und seine Leute empfingen die Engländer mit schweigendem Ernste und mitleidigen Blicken; Einer überbot den Andern an Gastfreiheit und zuvorkommendem Betragen, und als zu dieser Zeit die für die Reisenden verdrießliche Nachricht einlief, daß die für die Dienste Akaitcho's bedungenen Waaren immer noch nicht angelangt seyen, beruhigte dieser Franklin gutmüthig mit den Worten: "Es geht schlecht zu in der Welt. Alles ist arm; ihr seyd arm, die Pelzhändler scheinen arm zu seyn, und ich und die Meinigen sind auch arm. Wenn die Waaren nicht angekommen sind, so können wir sie freilich nicht erhalten. Ich bedaure übrigens gar nicht, euch mit Lebensmitteln versorgt zu haben. Ein Kupferindianer darf nie die weißen Männer Noth leiden lassen. Indessen glaube ich euerm Worte, daß wir unsere Bezahlung nächsten Herbst erhalten werden."

Mit den Eskimos, die sie früher fortwährend bekriegten, stehen sie jetzt in gutem Vernehmen, und suchen das freundschaftliche Verhältniß durch Handelsverbindungen immer fester zu knüpfen.

c) Die Hundsrippenindianer, oder, wie sie sich in ihrer Sprache nennen, die Thlingcha-dinneh, die von den Knistinoern, welche früher öfters Einfälle in ihr Gebiet machten, Sklavenindianer genannt werden, wohnen im Norden des Sklavensees, westlich von den Kupferindianern, und zu beiden Seiten des obern Mackenziesflusses. Nach Wentzel, einer der Begleiter Franklins, welcher viele Jahre

in jenen Gegenden lebte, ſind ſie gutmüthig, gaſtfrei, aber etwas träge. Ein großer Theil ihrer Zeit iſt dem Vergnügen gewidmet, zu dem vorzüglich Singen und Tanzen gehört. Franklin nennt ſie die Tanzmeiſter des ganzen Landſtrichs, denn die benachbarten Indianer haben dieſe Beluſtigung, ſo wie Lieder und Melodien, einzig von ihnen entlehnt. In dieſer Hinſicht, und ganz vorzüglich durch die gütige Behandlung, deren ſich ihre Weiber erfreuen, unterſcheiden ſie ſich auffallend von den meiſten andern Ureinwohnern Nord-Amerika's. Die Männer verrichten die harte Arbeit, während ſich die Weiber mit Verfertigung von Putzwerk und dergleichen beſchäftigen, und die jungen Ehemänner bringen oft Proben von der Geſchicklichkeit ihrer Frauen im Nähen nach den Forts, und zeigen ſie daſelbſt mit vielem Stolze vor. Da man eine zarte Behandlung des ſchönen Geſchlechts gewöhnlich für ein Zeichen von bedeutenden Fortſchritten in der Civiliſation anſieht, wäre es intereſſant, den Urſachen nachzuforſchen, welchen dieſes Volk dieſen erheblichen Vorzug vor ſeinen Nachbarn verdankt. Der Sprache nach, die nur im Accent vom Chepewyan verſchieden iſt, ſtammen beide von demſelben Urvolk ab; nur behaupten die Hundsrippenindianer, ſie kämen von Weſten, während die Chepewyans von Oſten eingewandert ſeyn wollen. In der Tracht unterſcheiden ſie ſich von ihren Nachbarn nicht, doch haben ſie den Naſenknorpel mit Federſpulen durchbohrt, und auf ihren Backen drei bis vier parallel laufende ſchwarze Striche tätowirt. Ihre Hütten ſind unten halb rund, und mit Zweigen und Baumrinden bedeckt; immer ſtehen zwei einander gegenüber; ihr Hausgeräth iſt armſelig, beſteht aus Schüſſeln von Holz, Rinde und Horn, das Kochgeſchirr aus Watapa; aus den Faſern und dem Baſte der Weidenrinde machen ſie Garn und Stricke; aus Rennthierſehnen Riemen zu Fiſchangeln; ihre Pfeile und Speerſpitzen aus Knochen, Horn und Feuerſteinen; ihre Keulen aus den Hörnern der Renn- und Elennthiere, von welchen die Zacken abgeſchlagen, und dann glatt geſchabt werden. Neuerer Zeit ſind ſie mit Feuergewehren verſehen, ziehen aber für gewöhnlich Pfeil und Bogen bei ihren Jagdzügen vor. Wenn zwei Horden Hundsrippenindianer ſich nach langer Trennung begegnen, ſo führen ſie eine Art von Tanz auf; zu dieſem Ende wird ein Platz, im Winter vom Schnee, im Sommer von Vegetation gereinigt; der Tanz dauert oft zwei bis drei Tage, da die Müden immer durch friſche Leute erſetzt werden. Die beiden Horden beginnen den Tanz damit, daß ſie ſich einander den Rücken zukehren, und reihenweiſe, den Bogen in der Linken, und einen Pfeil in der Rechten, in ſchiefer Richtung nach einander zu tanzen. Stehen ſie Rücken an Rücken, ſo kehren ſie ſich um, ſtellen ſich, als ob ſie einander zum erſten Male ſehen, und nehmen ſogleich den Bogen in die rechte, und den Pfeil in die linke Hand, um dadurch anzuzeigen, daß ſie dieſe Waffen nicht gegen ihre Freunde gebrauchen wollen. Kommen ſie zu einem der Forts, ſo nehmen ſie ſtatt der Bogen Federn, und legen vorher alle Waffen ab. Zu jedem Tanze wird geſungen. Die Hundsrippenindianer ſind in verſchiedene Horden getheilt, deren jede ihren beſondern Namen führt; die Haupthorde, die ſogenannten Hornbergindianer, bewohnt das Land zwiſchen dem großen Bärenſee und der weſtlichen Spitze des großen Sklavenſees; es ſind ihrer etwa 200 jagdfähige Männer und Jünglinge. Kleine Trupps von dieſer Nation beſuchen den Marderſee, und jagen im Sommer in der Nähe von Fort Enterpriſe. Früher war dieſer Theil des Landes ausſchließend ihr Eigenthum, und die meiſten Seen und merkwürdigen Berge führen noch jetzt den Namen, welche dieſe Nation ihnen beigelegt hat; jetzt, da ihnen ihre Nachbarn aber, wo ſie können, Weiber und Pelzwerk abnehmen, ſuchen ſie dieſelben zu vermeiden, und beſuchen daher nur ſelten und verſtohlener Weiſe ihre alten Jagdreviere in den kahlen Landſtrichen.

d) Die Haſenindianer, engl. Hare Indians, oder, wie ſie ſich ſelbſt nennen Kawcho-dinneh, bewohnen beide Ufer des untern Mackenzie, und zwiſchen dieſem

Fluß und dem großen Bärensee einen Landstrich, der besonders reich an weißen Hasen ist. In ihren Sitten kommen sie den Hundsrippenindianern sehr nahe, werden aber von diesen, so wie von den Kupferindianern für große Zauberer gehalten, und kommen so nur selten mit ihren Nachbarn in Streit. Sie sind klein und übel gestaltet, von hellerer Farbe als andere Stämme der Chepewyans, und sämmtlich mit großen Füßen versehen, nach welchen einigen ihrer Horden auch der Name „Groß- oder Plattfuß“ beigelegt wurde; ihr Haar ist lang und schwarz, und wird in zwei Zöpfen geflochten getragen; ihre Kleidung besteht aus einer Art Tunika, die bis auf die Mitte der Schenkel herabgeht, aus Rennthier- und Moosethierfellen, deren Haarseite einwärts gekehrt wird ist zierlich verfertigt, und am Saume mit roth gefärbten Haaren und Stachelschweinstacheln verziert; die Strümpfe sind mit den Schuhen zusammengenäht, und bilden eine Art Pelzstiefeln, die bis zu den Schenkeln hinaufreichen; um den Hals und die Arme tragen sie Hals- und Armbänder von Holz und Knochen, und außerdem als Schmuck: Kopfbänder, Gürtel und Strumpfbänder von Leder, mit Stacheln, Glaskorallen und Federn besetzt, von denen Streifen von dem Felle eines, dem Hermelin ähnlichen Thieres, wie Troddeln herabhängen; durch die Nase stecken sie Holzstückchen und Gänsefedern, und die Männer tätowiren auf jeden Backen, von der Nase bis zu den Ohren, zwei doppelte Streifen. Die Hütten der Hasenindianer sind einfach und klein, zeltähnlich: einige Stangen werden in einen Zirkel gestellt, und von außen mit Baumzweigen und Birkenrinde, von innen mit Fellen bedeckt; zwei Hütten werden einander stets gegenüber gestellt, und zwischen beiden brennt in der Mitte fortwährend ein gemeinschaftliches Feuer. Die Kanoes sind aus Fichtenholz verfertigt und mit Birkenrinde beschlagen; Franklin lobt die Form und Schönheit derselben, da sie weit größer als die der Chepewyans, und am Vordertheil überdeckt sind, wodurch sie für die Schifffahrt auf dem hohe Wellen schlagenden Mackenziestrom geschickter werden. Ihre Waffen und Hausgeräthe sind dem der benachbarten Hundsrippenindianer gleich; neuerer Zeit erhielten auch sie durch die Pelzhändler Feuergewehre und eisernes Kochgeschirr, früher bestand letzteres aus einem Flechtwerk, Watape genannt, welches von den zerrissenen Wurzeln der Pechtanne so dicht gearbeitet wurde, daß es keine Flüssigkeit durchließ, und die Speisen in denselben durch das Hineinwerfen glühender Steine gekocht wurden. Tanz und Gesang ist auch bei diesen Indianern eine Lieblingsbeschäftigung, und die, mit denen Franklin zusammentraf, sangen recht angenehm und melodisch.

e) Die Zänkerindianer oder Schieler, welche den höchsten Norden des Festlandes, zu beiden Seiten des Mackenziestromes, bewohnen, erhielten den Namen Zänker — Quarellers — von dem sie zuerst besuchenden Reisenden Mackenzie, den sie bei seiner Ankunft mit großem Geschrei und Lärm empfingen; der Name Schieler, Loucheux, mit welchem sie von den Canadiern belegt werden, ist, nach Franklin, eine ungeschickte Uebersetzung ihres chepewyischen Namens Tykothee-dinneh, d. h. die Untreffbaren, welche dem Pfeil auf beiden Seiten den Blick wegwenden, und dieser Reisende bemerkt noch ausdrücklich, daß sie sehr schöne helle Augen haben, und keineswegs schielen. Sie sind ein heiteres gutmüthiges Volk, und äußerten nicht den geringsten Hang zum Diebstahl. Mit den Eskimos, an der Mündung des Mackenzieflusses, leben sie häufig in Fehde, verkehren aber auch zu Zeiten friedlich mit ihnen, und in ihrem Aeußern und vielen ihrer Gebräuche scheinen sie mehr mit den Eskimos, als mit den Chepewyans verwandt; ihre Sprache ist ein Gemisch von Eskimoisch und Chepewyisch, und sie verstehen sich mit beiden Nationen. Der Landstrich, welchen sie bewohnen, ist arm an Holz; ihre Hütten sind aus Treibholz gebaut, mit Weidenzweigen gedeckt, und kaum von der Höhe eines Mannes; neben denselben befinden sich, wie bei den Eskimos, Erdgruben zur Aufbewahrung der Wintervorräthe. Ihre

Kleidung und die Bauart ihrer Kähne, stimmt mit denen der Eskimos überein, nur durchbohren sie, was jene nicht thun, um sich zu schmücken, den Nasenknorpel, und stecken drei kleine Muschelschalen hinein, welche sie um hohen Preis von den Eskimos erkaufen. Im Handelsverkehr stehen sie ferner mit dem Fort Good Hope, welches eine bedeutende Strecke unter dem Zusammenfluß des Bärenseeflusses mit dem Mackenzie, und, wie die Pelzhändler behaupten, nicht volle drei Tagereisen vom Polarmeere liegt; blaue und weiße Glasperlen sind aber fast die einzigen europäischen Manufakturwaaren, nach denen die Zänker trachten. Jagd und Fischerei liefern ihnen Subsistenz- und Tauschmittel, die letztere aber ist in ihrem Lande ergiebiger als die erstere.

f) Die Schafindianer, chepewyisch: Ambawtawhoot-dinneh, bewohnen das Felsengebirge um die Quellen des Dahadinyflusses, der sich von Westen in den Mackenzie ergießt; sie sind den Pelzhändlern bis jetzt nur wenig bekannt, und erst einige derselben haben Fort Good Hope besucht. In geringer Entfernung von ihnen hausen, zwischen dem Felsengebirge und dem westlichen Ufer des Mackenzie, noch verschiedene Stämme, welche bisher unbekannte Dialekte des Chepewyischen sprechen.

g) Die Felsengebirgindianer, ebenfalls auf der Westseite des Mackenzie, südlich von den vorigen, früher ein zahlreicher Stamm, der vieles Pelzwerk in den Handel brachte, jetzt aber zu einer kleinen Horde zusammengeschmolzen, welche etwa 40 Männer und Knaben auf die Jagd schickt; sie unterscheiden sich nur wenig von den nachfolgenden.

h) Die Starkbogenindianer, Strongbow Indians, auch Biber- und Dichtwaldindianer, chepewyisch Edgaw-tawhoot-dinneh genannt, bewohnen ebenfalls das Felsengebirge, besuchen jährlich den Rivière aux Liards, oder den südlichen Arm des Mackenzie, und ziehen sich bis südlich zum Friedensfluß. Sie sind von mittlerm Wuchse, schwarzgelber Hautfarbe, durchbohren den Nasenknorpel, befestigen aber keine Zierrathen in denselben. Die Weiber sind ungemein schmutzig, und unter den Augen mit einem schwarzen Strich tätowirt, der von einem Ohr bis zum andern reicht. Die Männer sowohl als die Weiber tragen lange Röcke von Biber- und Rehfellen, mit den Haaren nach auswärts, die mit den Stacheln des Stachelschweins geziert sind, oder von gegerbtem Elennsleder, mit Fransen von Watapa besetzt, die um die Mitte des Leibes durch einen Gürtel befestigt werden, und lange, aus demselben Leder verfertigte Strümpfe, die bis an den Unterleib reichen. Die Weiber schmücken sich mit weißen Korallen und Muscheln, die sie von indianischen Stämmen der Westküste erhandeln, und tragen Armbänder von Horn und Knochen, die Männer aber Halsbänder von Bärenklauen, als Wahr- und Denkzeichen ihres Jagdglücks. Die Hauptwaffe dieser Indianer, nach welcher sie auch den Namen erhalten haben, besteht in einem 6 Fuß langen Bogen von Cedernholz, der an dem einen Ende mit einer eisernen zweischneidigen Spitze versehen ist, um ihn auch als Speer gebrauchen zu können; die Pfeile sind 2 bis 2½ Fuß lang, befiedert, und an der Spitze, die aus Knochen, Feuerstein oder Eisen besteht, eingekerbt; ihre Messer sind theils aus Kupfer, theils aus Eisen, und verstehen sie dieselben selbst zu schmieden und einzufassen; ihr Jagd- und Fischereigeräth besteht in Schlingen von ungegerbter Büffelhaut, mit welchem sie Elenns fangen, in Netzen und Angelschnüren aus Weidenrinde und Nesselgarn, in Keulen aus Rennthier- und Elennsgeweihen, und Fischangeln von Knochen, die mit Watape an ein Stückchen gespaltenes Holz befestigt werden. In Ansehung des Charakters gleichen die Starkbogen einigermaßen den Hundsrippenindianern, treffen sie aber mit diesen zusammen, so behandeln sie dieselben äußerst hochmüthig, und diese lassen es sich auch gutwillig gefallen. Bis zum Jahr 1813, wo ein kleiner Trupp der Starkbogen, welchen man zur Rache gereizt hatte, das Fort Nelson am Liard zerstörte und die Bewohner ermorderte, sah man diese Nation für eine gutmü-

thige und friedliche Horde an, und schätzte sie wegen ihrer Geschicklichkeit auf der Jagd, seit jener Zeit aber fürchtet man ihren kriegerischen Muth. Die Kinder werden bei diesen Indianern nach Hunden benannt; ein junger Mann wird als Vater eines gewissen Hundes betrachtet; sobald er aber heirathet und einen Sohn bekommt, so nennt er sich als den Vater des Knaben. Die Hunde stehen bei ihnen in großer Achtung, und die Weiber pflegen, nach Franklin, die Hunde äußerst zärtlich zur Rede zu stellen, wenn sie sich mit einander beißen: „Schämst du dich nicht," sprechen sie, „daß du mit deinem kleinen Bruder zanken kannst." Die Hunde scheinen gegen solchen Tadel nicht unempfindlich zu seyn, und schleichen davon. Unter den Starkbogen- und Felsengebirgindianern herrscht, wie unter den Hundsrippenindianern, die Tradition, daß sie von Westen aus einem ebenen Lande gekommen seyen, wo es keinen Winter gäbe, sondern wo Bäume und große Früchte wüchsen, das sie aber jetzt nicht mehr kennen. Jenes Land war von vielen sonderbaren Thieren bewohnt, unter denen sich ein kleines befand, dessen Gesicht mit dem menschlichen viel Aehnlichkeit hatte. Als ihre Vorfahren in jenem Lande wohnten, wurden sie von einem Manne besucht, welcher die Kranken, heilte, die Todten erweckte, und viele andere Wunder verrichtete. Dieser lehrte zugleich, wie man gut leben, die Eingeweide der Thiere nicht essen, und das Gehirn nicht vor dem dritten Tage zum Gerben der Häute verwenden solle: Nie dürfe man die Schädel des Wildprets auf der Erde liegen lassen, so daß Hunde und Wölfe dazu gelangen könnten, sondern müsse sie sorgfältig an Bäumen aufhängen. Niemand wußte, woher dieser gute Mann gekommen, noch wohin er gegangen sey. Durch eine große Wasserfluth wurden sie aus jenem Lande vertrieben, und, indem sie den Fährten der an der Meeresküste lebenden Thiere folgten, nahmen sie ihren Weg nach Norden. Endlich kamen sie an eine Meerenge, über welche sie auf einem Floß setzten; seitdem aber ist die See gefroren, und nie war es ihnen möglich, wieder zurückzukehren. Diese merkwürdige Ueberlieferung ist den eigentlichen Chepewyans, welche aus dem Osten eingewandert zu seyn behaupten, völlig unbekannt, und doch sprechen die Starkbogen-, Fesengebirgs- und Hundsrippenindianer einen Dialekt der chepewyischen Sprache.

i) Die Nohhannies, am obern Arm des Rivière aux Liards, ein noch wenig bekanntes Volk, und

k) Die Strauchholzindianer, chepewyisch Tsillawhawdoot-dinneh, an der Ostseite des Felsengebirges, zwischen den Quellen des Hay und dem Liards, besuchen nur zuweilen die Niederlassungen am Friedensflusse, und ihre eigentlichen Jagdplätze, die sich bis zur Westseite des Felsengebirges auszudehnen scheinen, sind bis jetzt noch nicht von Europäern betreten worden.

4. Die Eskimos, die vierte Abtheilung der Bewohner des Nordamerikanischen Binnenlandes und der Hudsonsbayländereien, unterscheiden sich nur wenig von den Grönländern, und scheinen mit den Eskimos des Baffinslandes und Boothia Felix, zu einem und demselben Stamme zu gehören; sie bewohnen die Nordwestküste der Hudsonsbay und alle Küstenstriche des Polarmeeres, von der Mündung des Kupferminenflusses an bis Boothia Felix, sind, obwohl an Zahl und Kraft allen andern Bewohnern Nordamerikas nachstehend, die geschworensten Feinde der Indianer, und obgleich geübte Jäger, durch jene in die unwirthbarsten Gegenden der Welt zurückgedrängt, gezwungen gewesen, die Jagd mit dem Fischfang und Robbenschlag zu vertauschen. Im Allgemeinen sind die Eskimos des nördlichen Binnenlandes und der Hudsonbay von mittlerer Größe, breitschulterig und von schmutziger Kupferfarbe; die Hautfarbe der Weiber ist aber lichter und fast an das Weiße grenzend. Die Gesichtsbildung der Eskimos, welche Franklin östlich von der Mündung des Kupferminenflusses antraf, war von der europäischen nicht verschieden, nur daß Stirn und Augen etwas klein waren, ihre Gesichtsfarbe war frisch und roth; Hände und Füße im Verhältniß zu

ihrer Größe klein. Ihre Kleidung beſtand in einem Hemd oder in einer Jacke, die mit einer Kappe verſehen war, weiten nur bis zum Knie reichenden Hoſen, und dicht anliegenden an die Schuhe genähten Strümpfen, Leggins, ſämmtlich von Rennthierleder. Die Sohlen der Schuhe waren aus Seehundsfellen verfertigt und mit Federn ausgeſtopft. Die Stiefeln der Weiber ſind nicht mit Fiſchbein aufgeſteift, ſondern ziemlich eng anliegend, und die Schweife ihrer Jacken nicht über einen Fuß lang. Die Wohnungen der Eskimos beſtehen in Hütten von verſchiedener Geſtalt, die mit Fellen oder Baumrinde gedeckt ſind, in Winterhütten, die halb unter die Erde gegraben und mit dichten Pfählen umpflanzt ſind, und von außen mit Schnee beworfen, von innen mit Fellen belegt werden, und in Sommerzelten, die mit Häuten von Dammhirſchen und Rennthieren bedeckt ſind. Feſte, beſtimmte Wohnungen hat kein Stamm, ſondern ſie verändern ſie nach Gefallen, je nachdem ſie an einem oder dem andern Orte einen reicheren Fangplatz vermuthen. Der Stamm, mit welchem Franklin an der Mündung des Kupferminenfluſſes zuſammentraf, und welcher ſich Nagge-ook-tor-moeot, d. h. Rennthierhorn-Eskimo, nannte, begab ſich im Frühling, des Seehundsfanges wegen, an das Meer, mit Eintritt des Sommers lag er aber, in einiger Entfernung von der Küſte, der Rennthier und Biſambüffeljagd ob. Die Eskimos bedienen ſich dabei des Bogens und der Pfeile, und beſchleichen entweder das Wild, oder locken es durch eine Reihe von Raſenſtücken nach einem Orte, wo die Bogenſchützen ſich verbergen können; ihre Bogen ſind aus drei Stücken Tannenholz gemacht; nur das mittlere iſt gebogen; die beiden Seitenſtücke liegen mit der Bogenſchnur parallel, und ſind mit Sehnen ſauber an das Mittelſtück befeſtigt. Ihre Canoes unterſcheiden ſich nicht von denen der Grönländer, nur ſind die der Hudſonsbay-Eskimos etwas größer. Fiſche fangen ſie zu jeder Zeit in den Flüſſen, und ſobald das Eis aufgeht, in der See. An der Hudſonsbay bedienen ſie ſich öfters einer Art Netze oder Körbe, aus Wurzeln geflecht gemacht; die Eskimos der Nordküſte hingegen führen keine Netze, bedienen ſich hingegen mit Erfolg des Speeres und der Angel zum Fiſchen. Ihre Kochgeräthe ſind aus Stein gemacht; auch verfertigen ſie ſehr nette Schüſſeln aus Tannenholz, deren Ränder aus dünnen oval gebogenen Brettchen bereitet werden, die an den Rändern zuſammengenäht, und ſo ſauber mit dem Boden vereinigt ſind, daß das Gefäß vollkommen waſſerdicht iſt; auch führen ſie große Löffel, welche ſie aus den Hörnern der Biſamſtiere bereiten. Zu Lande und längs der Küſte bedienen ſie ſich der Schlitten, vor welche ſie Hunde ſpannen, die im Fall der Noth auch gegeſſen werden.

Weſtlich von der Mündung des Mackenzieſluſſes fand Franklin auf ſeiner zweiten Reiſe einen andern Stamm der Eskimos, deſſen Mundart von dem ihrer Stammverwandten im Oſten und an der Küſte der Hudſonsbay bedeutend abwich. Die Männer waren von ſtarkem Körperbau, und größer als die öſtlichen Eskimos, hatten weniger vorragende Backenknochen, aber dieſelben breiten Naſen und kleine Augen; es befanden ſich viel ältliche Perſonen unter ihnen, die noch ganz rüſtig und geſund ausſahen, alle aber litten, die Jüngern ausgenommen, ſämmtlich an Augenübeln, in Folge des Eis- und Schneeglanzes. An Oberlippe und Kinn trugen ſie einen Bart, und ließen ſowohl Bart als Kopfhaar lang wachſen; nur einige hatten auf dem Wirbel eine Platte geſchoren. Die Männer hatten den Naſenknorpel durchbohrt, und trugen in demſelben Stücke von Knochen oder Muſchelſchaalen, und in zwei Oeffnungen zu beiden Seiten der Unterlippe runde Stücke von Elfenbein oder Wallroßzahn, mit einer großen blauen Glaskoralle in der Mitte. Dieſe Zierrath halten ſie für außerordentlich ſchön, und bohren dazu die Löcher, unter beſonderen Feierlichkeiten, beim Eintritt in's mannbare Alter. Die Kleidung dieſer weſtlichen Eskimos beſteht aus einer Jacke von Rennthierfell mit kleiner Kapuze, die als Mütze über den Kopf gezogen wird, aus engen Hoſen von demſelben Stoffe, und Stiefeln aus Seehundsfellen. Die Weiber ſind eben ſo

gekleidet, haben aber weitere Beinkleider und größere Kapuzen, so daß sie ihre Säuglinge darin tragen können; außerdem haben sie ihre Kleider mit Streifen von buntem Leder besetzt, und tragen auf dem Kopfe eine hoch emporstehende Kopfschleife von Wolfshaaren. Ihr eigenes Haar war von hinten zierlich in einen Zopf aufgewickelt, und mit weißen und blauen Glasperlen und weißen Lederriemchen durchflochten; vorn aber war es gescheitelt, und senkte sich zu beiden Seiten, ebenfalls mit Perlenschnüren durchflochten, bis zum Kleid herab. Die Weiber waren insgemein wohl beleibt, einige der jüngern sogar hübsch, und von $4^1/_2$ bis $4^3/_4$ Fuß hoch; die Männer trugen niedlich gearbeitete Bogen und Pfeile, deren letztere Spitzen von Eisen oder Knochen hatten, zum Fischen aber bedienten sie sich theils der Netze, theils der Speere. Ihre Winterwohnungen waren aus Treibholz gebaut und mit Baumwurzeln gedeckt, ähnelten den grönländischen Häusern, und enthielten höchstens drei kleine Gemächer und eine Vorrathskammer. Jede Winterhütte hat zwei Eingänge, einen an der Nord-, den andern an der Südseite, die so niedrig sind, daß man auf allen Vieren hineinkriechen muß, und neben denselben befinden sich hohe Gerüste, auf welchen die Eskimos ihre Fahrzeuge und andere große Gegenstände unterbringen. Weiter nach Westen sollen, wie Franklin hier erfuhr, noch andere Stämme der Eskimos hausen, welche eine von der ihrigen sehr verschiedene Sprache reden, und von welchen sie, gegen Pelzwerk, Seehundsfelle und Thran, Eisen, Messer und Glasperlen eintauschen. Von welchem Volke aber jene Eskimos diese Artikel erhielten, konnten sie nicht sagen, vermuthen aber von einigen Kablunacht — weißen Leuten — welche noch westlicher wohnen, und von denen auch der schlechte Tabak herrührt, der hier geraucht wurde. Wahrscheinlich sind unter jenen weißen Leuten die Russen auf der Nordwestküste gemeint, und die als westlicher wohnend bezeichneten Eskimos scheinen Stammverwandte der Konägen zu seyn, die auf der Halbinsel Alaschka und den benachbarten Inseln wohnen, und sich längs der nördlichen Küste weit in's Binnenland erstrecken, in Hinsicht auf Lebensart, Waffen und Kleidung aber fast ganz mit den Eskimos übereinkommen.

5. Die Europäer, welche die Hudsonsbayländereien und das Binnenland bewohnen, sind ziemlich spärlich verbreitet, und findet man dieselben nur in den Forts und Handelslogen — Houses — wo sie als Beamte der beiden großen, unter dem Namen der Nordwest- und der Hudsonsbay-Compagnie bekannten, englischen Gesellschaften, den Pelzhandel des nördlichen Amerikas betreiben. Die Reinblütigen sind größtentheils Briten, und dürfte ihre ganze Zahl ein Tausend nicht übersteigen. Zahlreicher ist eine Mischlingsrace, welche durch Verbindungen der Weißen mit indianischen Weibern entstanden ist, und die man Halbblütige — Halfbred — oder Halbindianer nennt. Zum größten Theil sind diese französischen Ursprungs, und Nachkommen der alten französischen Canadier. Die Gesammtbevölkerung des ausgedehnten Landes, in welchem sich, außer den aufgeführten Nationen, gewiß noch viele andere befinden, mit denen noch nie Europäer zusammen gekommen seyn mögen, beläuft sich, nach allgemeiner Schätzung, auf 500.000 Seelen.

5. Provinzielle Verwaltung. — Handels-Compagnien.

Die Hudsonsbayländereien, so wie das westliche Binnenland, stehen, als ein Theil des ausgedehnten britischen Nordamerikas, unter Oberaufsicht des Gouverneurs von Unter-Canada; Britannien aber hält dasselbe weder militärisch besetzt, noch hat es bis jetzt Niederlassungen daselbst angelegt. Durch ihre Monopole geschützt, sehen sich die Hudsonsbay- und Nordwest-Compagnie als die einzigen rechtmäßigen Besitzer des Landes an, betreiben einzig und allein den Handel mit den Indianern und Eskimos, und haben zu dessen Schutz und Ausbreitung mehre Forts und Faktoreien in allen

Theilen des Landes angelegt. Streitigkeiten zwiſchen Indianern und Europäern werden gewöhnlich durch Vergleiche beſeitigt, bürgerliche und kriminelle Sachen aber, die unter den dortigen Europäern vorfallen, vor die Gerichtshöfe von Quebec gezogen, und alle Streitigkeiten zwiſchen Europäern daſelbſt entſchieden.

Die Hudſonsbay und das dieſelbe begrenzende Land, wurde, wie ſchon oben geſagt, im Jahre 1610 durch Henry Hudſon entdeckt, welcher ein, von der engliſch-ruſſiſchen Compagnie ausgerüſtetes, Schiff in der Abſicht befehligte, eine nordweſtliche Fahrt um den Kontinent von Amerika ausfindig zu machen. Hudſon bezahlte ſeine Entdeckung mit dem Leben, die Compagnie aber, ermuthigt durch den Erfolg ſeiner Entdeckungen, rüſtete ſpäter noch mehre Expeditionen zu gleichem Zwecke aus, die zwiſchen 1612 und 1668 unter Button, Fox, James und Gillam dieſe Meere beſuchten, und die Letztere, auf Empfehlung des Prinzen Rupert, von Karl II. unterſtützt, brachte den Winter 1668 an einem Fluſſe zu, welchen Gillam mit dem Namen Rupertsfluß belegte, und an demſelben das Fort Charles erbaute, in welchem er garniſonirte und im nächſten Jahre nach England zurückkehrte. Während ſeiner Abweſenheit verwilligte der König dem Prinzen Rupert und der mit ihm vereinigten Geſellſchaft den berühmten, vom 2. Mai 1669 datirten, Freibrief, welcher ihnen allen Handel und Verkehr innerhalb der Einfahrt der Hudſonsſtraßen, ſammt allen Ländern an der Küſte, und im Nachbargebiet erwähnten Küſten und Straßen u. ſ. w., zuſicherte, und unter dieſem Freibrief hat die Geſellſchaft bis auf den heutigen Tag dieſe Beſitzungen inne gehabt, nachdem die Rechtmäßigkeit dieſes Beſitzes durch die Anſichten berühmter Rechtsgelehrten anerkannt worden war, ausgenommen während einer kurzen Periode, von 1697 bis 1714, wo die Franzoſen die Niederlaſſungen eingenommen hatten.

In Folge der eigenthümlichen Verfaſſung der Hudſonsbay-Compagnie, machten ihre Beamten nur geringe Fortſchritte in Erweiterung ihrer Handelsſtationen und der Erforſchung des Innern, bis Mr. Hearne 1770 auf eine Expedition nach dem Polarmeere abgeſandt wurde, und es ihm gelang, am 1. Juli dieſes Jahres die Mündung des Kupferminenfluſſes zu erreichen. Im Verlauf ſeiner Entdeckungsreiſe unterſuchte er die Hauptſeen, Flüſſe u. ſ. w., in einer Ausdehnung von 12 Graden nördlich vom Fort Churchill und 30 Graden weſtlich; deſſenungeachtet benutzte die Compagnie ſeine Entdeckungen nicht hinlänglich, und hat bis jetzt rings um die Hudſonsbay nur folgende vier Hauptniederlaſſungen: an der Mündung des Churchillfluſſes, unter 59° nördl. Br.; auf einer Inſel zwiſchen zwei Armen des Nelſonfluſſes, unter 57° 30′ nördl. Br.; an dem Fluſſe Albany, unter 52° 18′ nördl. Br., und an der Mündung eines kleinen Fluſſes an der Südſeite der Jamesbay. Alle dieſe Punkte ſind befeſtigt; erſterer heißt Prince von Wales oder Churchill Fort; der zweite York; der dritte Albany, und der vierte Mooſe Fort. Im Dienſte der Compagnie ſtehen gegenwärtig etwa tauſend Europäer und ihre Nachkommen von indianiſchen Weibern, und unter ihrem Schutze befinden ſich noch einige kleinere Niederlaſſungen, ſolche wie Severn Houſe, unter 56° 12′, und Eaſt Main, am Rupertsfluſſe, unter 53° 24′ nördl. Br.

Die Franzoſen hatten während ihres Beſitzes von Canada mehre Forts, wie Fort Bourbon, Dauphin u. ſ. w., viele hundert Meilen jenſeits des Obern-Sees angelegt, und ihre Faktoreien bis zum Winnipeg, ſogar bis zum Saskatchawan, vorgeſchoben, und es war nur der Apathie der Hudſonsbay-Compagnie zuzuſchreiben, daß die Nordweſt-Pelz-Compagnie, welche nach der Eroberung Canadas gegründet wurde, und urſprünglich aus wenigen unternehmenden Abenteurern beſtand, ſich in kurzer Zeit zum erſten Handelsetabliſſement im britiſchen Nord-Amerika erhob. Zu Ende des ſiebenjährigen Kriegs, mit welchem Canada an England fiel, waren die

westlichen Grenzen von Canada weiter ausgedehnt, als die neuen Oberherrn des Landes selber muthmaßten, und die äußersten Niederlassungen der Pelzhändler lagen unter 53° nördl. Br. und 275° L.; allein es dauerte mehre Jahre, ehe die Engländer den durch den Krieg unterbrochenen Handel mit den Indianern wieder eröffnen konnten; das Fort Michillimakinek, am Huron-See, war ihr westlichster Posten, sie verstanden die Sprache der Indianer nicht, welche weiterhin das, ihrer Meinung nach, unerforschte Land bewohnten; und viele dieser Völkerschaften, durch die Franzosen gegen ihre Ueberwinder aufgehetzt, brachten unter sich eine gefährliche Verbindung zur Vertilgung der britischen Kolonien zu Stande, welche einen blutigen, erst 1765 beendigten, Krieg veranlaßte. Um 1766 wagten es endlich Kaufleute aus Montreal, den beinahe vergessenen Fußtapfen der Franzosen zu folgen, und mit den Indianern bei dem großen Tragplatze, Grande Portage, am Ober-See, zu handeln; einer von ihnen drang bis an den Ceder-See und dem französischen verlassenen Posten Bourbon vor, und kehrte, mit Pelzwerk reich beladen, wieder zurück. Ihm folgte hierauf ein gewisser Jacob Finley, der bis zum Saskatchawan, ja sogar bis an das Felsengebirge gelangte, und im Pelzhandel eben so glücklich war. Die Vortheile dieses westlichen Verkehrs ermunterten bald andere Kaufleute, auch jene Gegenden zu besuchen, und die Pelzhändler vermehrten sich mit jedem Jahre, ohne jedoch mit einander in Verbindung zu stehen. Durch die allzugroße Konkurrenz, und die Bemühungen der Theilnehmer, einander die Kunden abspänstig zu machen, verminderte sich aber der bisherige Gewinn, um so mehr, als 1774 die Hudsonsbay-Compagnie auch im Binnenlande als ein muthiger Nebenbuhler auftrat. Bisher hatte sie in ihren Niederlassungen an der Hudsonsbay mit den Indianern gehandelt, die dorthin in großen Schaaren mit dem Ertrage ihrer Jagden zu ziehen pflegten; jetzt ließ sie aber durch ihre Handelsdiener ebenfalls das westliche Binnenland durchstreifen, um den Indianern die weite Reise zu ersparen, und ihnen mehr Zeit zu ihren Jagden zu verschaffen. Die Händler zerstreuten sich überall in den südlichsten Gegenden, und nahmen sogar solche Plätze ein, welche die Canadier früher gefunden und besetzt hatten. Mittlerweile brach der amerikanische Freiheitskrieg aus, und übte seinen nachtheiligen Einfluß auf den Pelzhandel; die Mißhelligkeiten und Händel der verschiedenen Interessenten schadeten noch mehr, und gingen bald in öffentliche Feindseligkeiten über, an welchen zuletzt die Indianer Theil nahmen, und die unter ihnen lebenden Kaufleute ausplünderten oder todtschlugen. Dazu kam, daß sich unter den westlichen Indianern die Blattern ausbreiteten, und solche Verheerungen anrichteten, daß ganze Völkerschaften ausstarben, und die Ueberlebenden, oder die wenigen von dieser schrecklichen Seuche Freigebliebenen, ihre alten Jagdplätze verließen und auswanderten. Der Binnenhandel war hierdurch gebrochen: die Händler konnten ihre mitgebrachten Waaren in dem verödeten Lande weder absetzen, noch Pelzwaaren in Tausch erhalten, der wichtige Verkehr Canadas war ganz in Stocken gerathen. Unermüdlich setzten indeß einige Kaufleute ihre Bestrebungen fort, und drangen mit ihren Gütern weiter ins Land, und ein gewisser Frobisher war so glücklich, in der Nachbarschaft der Quellen des Churchillflusses auf einen Schwarm Indianer zu stoßen, die, mit Pelzwaaren reich beladen, ihren gewöhnlichen Weg nach den Faktoreien der Hudsonsbay nehmen wollten: er bot ihnen dieselben Artikel für ihre Waaren an, und bewies ihnen die Vortheile, mit ihm oder seinen Gefährten zu handeln, indem sie dadurch des weiten Weges nach der Hudsonsbay überhoben würden, auf dem sie gewöhnlich das äußerste Elend von Hunger, Kälte und andern Beschwerden erdulden müßten. Die Indianer wurden bald von der Wahrheit seiner Vorstellungen überzeugt, und überließen ihm ihre ganze Ladung um so williger, als sie jetzt die früher in Fort Churchill gemachten Schulden nicht abtragen durften. Frobisher wagte sich auch weiter gegen Nordwesten, als andere vor ihm, erreichte den See La Croix

unter 55° 26′ nördl. Br., und beschiffte den Elkfluß, der in den Athabasca-See mündet. Um nun den bisher so einträglichen Handel mit den westlichen Indianern wieder anzuknüpfen, ihn auf einen sichern festen Fuß zu setzen, künftigen Unglücksfällen vorzubeugen, und die mit dem Pelzhandel beschäftigten Jäger, Fischer, Dollmetscher und Bootsleute in besserer Ordnung zu halten, errichtete Frobisher mit mehren Kaufleuten in Montreal 1784 eine nordwestliche Handelsgesellschaft, die anfänglich nur aus sechzehn Actieninhabern bestand, und deren erste Einlagen nur solche Waaren ausmachten, die sich für den Tauschhandel mit Indianern eigneten. Diese verschrieben sie zur rechten Zeit aus England, besorgten deren Absendung im Frühling eines jeden Jahres nach den westlichen Faktoreien, nahmen dagegen die dort eingehandelten Peltereien in Empfang, spedirten sie nach London, und ließen sie auf diesem großen Marktplatze verkaufen. Die im Innern des Landes zwischen dem Ober-See und Berg-See in mehren Winterhütten, Faktoreien und Ostrogs zerstreuten Pelzhändler wurden entweder in diese Gesellschaft aufgenommen, oder traten als Faktore, Wegweiser, Dollmetscher oder Matrosen in ihre Dienste. Letztere erhielten eine, ihrer Brauchbarkeit, Thätigkeit, oder harten mühseligen Lebensart angemessene Belohnung, und die Angesehensten oder Vermögensten unter ihnen wurden nach Verlauf einiger Jahre in die Gesellschaft aufgenommen, oder erhielten Theil am Handelsgewinn. Sie mußten jährlich das eingetauschte Pelzwerk über die vielen Seen und Flüsse des westlichen Binnenlandes, die fast alle mit einander Verbindung haben, im Frühjahr nach dem großen Tragplatz am Ober-See schaffen; dort fanden sich zu gleicher Zeit einige Agenten der Gesellschaft von Montreal ein, brachten neue Handelsartikel mit, die inländischen Faktoreien mit den benöthigten Tauschwaaren zu versehen, schlossen die Rechnungen mit ihren Faktoren ab, und ergänzten den Abgang unter diesen durch neue Rekruten oder Lehrlinge, um den Handel in ununterbrochenem Gang zu erhalten. Im Jahre 1788 bestand der Handelsfond der Compagnie aus 40.000 Pfd. St., und bis 1799 hatte sich derselbe schon auf 120.000 Pfd., und die Zahl der Actien auf 46 vermehrt. Die zu diesem Handel nöthigen Waaren bestehen aus verschiedenen groben wollenen Zeugen, mehren Arten von Decken, Feuergewehren, Pulver und Blei, Rauch- und Schnupftabak, Waaren aus Manchester, grobe und mittel Leinwand, allen Gattungen von Eisenwaaren, eisernen und kupfernen Kesseln, Eisenblech, seidenen und baumwollenen Schnupftüchern, Strümpfen, Schuhen, Hüten, Kattun u. s. w. Nach den Einkaufspreisen in England kosten diese Waaren jährlich nur 2.500 bis 3.000 Pfd. St., allein durch die Transport- und Verwaltungskosten werden sie gewaltig vertheuert: am großen Tragplatz gilt jeder Artikel acht Mal mehr, am Winnipeg-See ist der Preis schon sechzehnfach erhöht, und in den weiter liegenden Forts bestimmt der Faktor den Preis nach Belieben; Branntwein und Lebensmittel, die zum Tauschhandel gebraucht werden, liefert Canada. Das Pelzwerk, welches durch beide Pelzhändler-Gesellschaften in den Handel gebracht wird, besteht in Bieber-, Bären-, Fuchs-, Otter-, Musquash-, Marder-, Minks-, Dachs-, Wolverenen-, Fischerwiesel-, Raccoon- oder Waschbär-, Wolfs-, Elenn-, Reh- und Büffel- oder Bisonfellen, und obgleich die Zahl der einzelnen Sorten verschieden ist, und von der einen bald mehr, bald weniger eingetauscht werden, bleibt doch der Gesammtwerth des eingetauschten Pelzwerks sich ziemlich gleich. Die Nordwestgesellschaft in Montreal erhält vom großen Tragplatz jährlich von 1.800 bis 2.000 Ballen, jeden von 100 Pfund an Gewicht, und eben so viel liefern andere Distrikte, welche von kleinen Pelzhändlern besucht werden, die nicht zur nordwestlichen Gesellschaft gehören, so daß Montreal jährlich gegen gegen 4.000 Ballen Pelzwerk ausführt, wie wir später bei Canada näher nachweisen werden. Davon gehen etwa ein Achtel aller Biberfelle, ein Drittel Otter-, und etwa die Hälfte der jungen Fuchsfelle nach den Vereinigten

Staaten, von wo aus sie leichter und schneller nach China abgesetzt werden können, denn, versendet man sie über London nach Canton, so hält es schwer, dafür die Retouren zurückzubringen, weil sie dann nur auf Schiffe der ostindischen Gesellschaft verladen werden können, diese sich gewisse chinesische Handelsartikel ausbedungen hat, und Privat-Kaufleute ihr, außer der Fracht, noch gewisse Procente von diesen Waaren bezahlen müssen; auf amerikanischen Schiffen findet das Pelzwerk schnelleren Absatz, die Retouren werden ohne alle Einschränkungen verladen und in Jahresfrist verkauft, so daß höchst wahrscheinlich für die Zukunft das nordamerikanische Pelzwerk zum größten Theil seinen Weg über Neu-York, Philadelphia und Baltimore nach China finden wird.

Die Zahl der im Dienst der Nordwest-Compagnie beschäftigten Personen steigt auf 3.000 Köpfe, worunter 90 Faktoren und Handelsbediente, 150 Dollmetscher, 93 Wegweiser und der Rest Matrosen. Die Gesellschaft wird hauptsächlich aus jungen Schotten ergänzt, die, nachdem sie eine siebenjährige Lehrzeit bestanden haben, zuerst Schreiber, dann Geschäftsführer oder Faktoren, und endlich Theilnehmer werden, und aus diesem Umstande entspringt die Energie und Einmüthigkeit, mit welcher sie alle andere Mitbewerber in dem Handel mit den Indianern zu verscheuchen streben. Die Matrosen und Wegweiser sind größtentheils Canadier; da die zur Aus- und Einfuhr bestimmten Waaren in Canoes von Rinden fortgeschafft werden, so ist zu 8 oder 10 dieser Fahrzeuge, die immer zugleich abreisen, ein Führer oder Wegweiser nöthig. Ein Theil der Mannschaft bringt den Sommer über, vom Mai bis Ende September, die Waaren von Montreal bis an den großen Tragplatz, die übrigen schaffen das eingetauschte Pelzwerk nach eben diesem Tragplatze am Ober-See, und nehmen die erstern Waaren wieder zurück, nach ihren verschiedenen Faktoreien. Ein Wegweiser erhält für die Reise von Montreal 150 bis 180 Dollars nebst Kleidung und Kost, die Matrosen, welche nach ihrer Geschicklichkeit in drei Klassen geschieden sind, außer den Kleidungsstücken von 35 bis 100 Dollars, und dürfen auch einen kleinen Handel treiben. Diejenigen, die nicht nach Montreal zurückkehren, sondern vom Tragplatze weiter reisen, und den ganzen Winter über im Innern des Landes bleiben, erhalten doppelten Lohn und doppelte Kleidungsstücke. Die eigentlichen Pelzhändler oder Faktoren werden jahrweise angenommen, doch bleiben manche drei Jahre auf ein und derselben Station. Die Handelsdiener und Lehrlinge müssen sich auf fünf bis sieben Jahre verbindlich machen, und erhalten dafür überhaupt 100 Pfd. St. nebst Kost und Kleidung. Haben sie ausgelernt, und es ist keine Stelle offen, um an dem Handel der Gesellschaft Theil zu nehmen, so bezahlt sie ihnen jährlich 300 Pfd. St. außer andern Emolumenten. Die als Dollmetscher und Wegweiser zugleich dienen, empfangen einen jährlichen Gehalt von 200 bis 600 Dollars, und erlaubt man ihnen auf eigene Gefahr einen kleinen Handel zu treiben. Die Matrosen oder Bootsleute, welche in den verschiedenen Forts und Faktoreien gebraucht werden, und die man Nordmänner oder Winterer nennt, sind ebenfalls wie die, von Montreal fahrenden, in drei Klassen geschieden, und erhalten jährlich, außer doppelter Kleidung, 10 bis 14 Pfund Tabak und einigen andern Kleinigkeiten, von 80 bis 240 Dollars Gehalt, und die Gesellschaft ist verpflichtet, die mit ihnen lebenden indianischen Weiber und Kinder, deren Zahl sich auf 1.200 beläuft, mit zu erhalten. Die Handels-Canoes werden alle Frühjahre in Montreal ausgerüstet; sie sind aus Birkenrinde verfertigt, oder vielmehr deren Gerippe statt der Bretter mit Birkenrinde bekleidet und daher sehr leicht; jedes kostet im Durchschnirt 60 Dollars, ist mit acht bis zehn Mann besetzt, und mit 65 Ballen Waaren, jeder 90 Pfund schwer, 600 Pfund Zwieback, 200 Pfd. Pöckelfleisch, Erbsen und andern Lebensmitteln, und dem Gepäcke der Mannschaft, einem Kessel, einem Segel, Beilen, Waffen, mit Rinde, Watape und Erdpech mit Baum-

harz vermischt, um das Fahrzeug ausbessern zu können, beladen. Jedes Fahrzeug ist mit einem langen Taue versehen, um dasselbe über Stromschnellen und seichte Stellen ziehen zu können. Von Montreal gehen diese Boote auf dem Ottawa hinauf; an seichten, steinigten und andern gefährlichen Stellen verläßt die Mannschaft das Fahrzeug, die ganze Ladung wird herausgenommen, und von einigen der Matrosen auf dem Rücken, zweihundert bis zweitausend Schritte, ja oft einige Meilen weit über Land weiter geschafft, von dem Rest der Mannschaft aber das Boot über die schwierige Stelle gezogen. Diese Erleichterung des Fahrzeuges nennt man Decharge. An andern gefährlichen Stellen, bei Wasserfällen, oder wo das Bette des Flusses eine fortlaufende Reihe von Klippen enthält, an denen das Fahrzeug beim Fortziehen unfehlbar scheitern würde, muß dasselbe entladen, aus dem Wasser gehoben, und von sechs Mann, Berg auf, Berg ab, weiter getragen werden: dies nennt man Portage, und solcher Tragplätze gibt es von Montreal bis zum Huron-See sechs und dreißig. Aus dem Ottawa werden die Canoes auf den French River gebracht, der in den Huron-See mündet; mitten durch denselben geht nun die Fahrt, 50 Seemeilen, bis zur Insel St. Joseph, welche am Eingange der Straße liegt, durch welche der Huron- mit dem Ober-See verbunden ist. Von hier müssen sich die Canoes 50 engl. Meilen mühsam durch die Straße winden, und gelangen bei den Fällen St. Mary in den Obern-See, den sie hierauf seiner ganzen Breite nach, 160 Seemeilen, bis an den großen Tragplatz, welcher an einer der westlichen Buchten des Obern-Sees liegt, durchschiffen. Hier besitzt die Nordwest-Compagnie ein sogenanntes Fort, mehre hölzerne, mit Pallisaden umgebene, und durch einige Feldstücke gesicherte Häuser. In diesem Fort erwarten die von Montreal gekommenen Kaufleute nebst ihren Begleitern, welche man Porkeaters oder Schweinefresser zu nennen pflegt, die Ankunft der Pelzhändler oder Nordmänner, welche sich gewöhnlich im Anfange des Julius einzufinden pflegen. Sind diese angekommen, so werden die mitgebrachten Waaren ausgeladen, und jeder Matrose von Montreal muß acht Ballen Waaren oder Lebensmittel, welche für die westlichen Faktoreien bestimmt sind, neun engl. Meilen weit über den Tragplatz, bis an den kleinen Fluß au Tourt tragen, und Pelzwerk dafür zurückbringen; sind aber mehr Waaren über diese Zahl vorhanden, so bekommen sie für jeden neuen Ballen einen Dollar; sie sind dieser Arbeit so gewohnt, daß sie in sechs Stunden zwei solcher Ballen hin und zurückbringen. Ist diese Arbeit vollendet, so müssen einige von ihnen zu Wasser Waaren und Lebensmittel für die entfernten Pelzhändler, vorzüglich die, welche sich am Bergsee aufhalten, bis an den Regensee schaffen, und dagegen Pelzwerk zurückbringen, weil jene, wegen der Kürze der milden Jahreszeit, nicht bis zum großen Tragplatz gelangen können. Mit diesem Transporte beschäftigen sich die Porkeaters einen Monat, werden aber dafür besonders bezahlt. Sind die Nordmänner mit ihrem Pelzwerk am großen Tragplatz angekommen, so werden sie auf Kosten der Gesellschaft mit Brod, Butter, Schweinefleisch, Branntwein und Tabak bewirthet, welches sie unter den Indianern oft lange Zeit haben entbehren müssen; diejenigen, deren Zeit abgelaufen ist, werden von andern abgelöst, oder von neuem auf ein oder mehre Jahre angenommen; ihre Rechnungen durchgesehen, und die, welche sich etwas erspart haben, mit Anweisungen bezahlt, die sie ihren Freunden oder Verwandten zum Inkasso übermachen. Nach vierzehn Tagen treten die Nordmänner ihre Rückreise wieder an, und die Porkeater kehren auf eben dem Wege, den sie gekommen, nachdem sie das erhaltene Pelzwerk in Ballen von 100 Pfund umgepackt haben, nach Montreal zurück, wohin sie um Mitte September gelangen.

Die Fahrt der Nordmänner nach den westlichen Faktoreien ist von der von Montreal verschieden; weil sie kleine und seichte Flüsse passiren müssen, sind ihre Canoes nur halb so groß, halten auch weniger Ladung, und können daher nur 35 Ballen ein-

nehmen, von denen 24 aus Waaren, der Reſt aber in Lebensmitteln und Geräthſchaften beſtehen. Auch die Mannſchaft iſt geringer, und vier bis ſechs Matroſen ſind zu ihrer Regierung hinlänglich. Zuerſt befahren ſie, jenſeits des großen Tragplatzes, den Fluß au Tourt oder den Regenfluß, der viele Fälle und Klippen hat, ſo, daß die Canoes nebſt den Waaren oft über Land fortgeſchafft werden müſſen, kommen von dieſen nach vielen Beſchwerden in den Holzſee, deſſen ſüdliches Ende unter 49° 37′ nördl. Br. gelegen iſt, und aus dieſem auf den Winnipegfluß in den Winnipegſee. Von hier geht die weitere Reiſe nach Nordweſt, auf vorherbeſchriebene Art, durch Seen und Flüſſe, die mit einander Verbindung haben, und über große und kleine Tragplätze, nach dem Clenn- oder Athabascafluß, und auf dieſen in den Berg- oder Athabasca-See, an welchem das Fort Chepewyan erbaut iſt. Die Fahrt vom Regenſee bis dahin dauert, wegen der vielen Flußkrümmungen und des häufigen Aus- und Einladens, zwei Monate, oder vom 1. Auguſt bis Anfang Oktober, und man kann für die Zeit, welche die ganze Reiſe vom großen Tragplatz bis zum Fort Chepewyan erfordert, dritthalb Monate rechnen. Sobald die Mannſchaft dort angekommen iſt, werden einige nach dem Friedensfluſſe geſchickt, um dort mit den Biber- und Felſen-Indianern zu handeln; andere müſſen ſich nordwärts nach dem Sclavenſee und jenſeits deſſelben begeben; einige bleiben bei der Vereinigung des Pelikan- mit dem Athabascafluſſe, und die übrigen in Chepewyan. Hier beſchäftigen ſie ſich, außer dem Handel, auch mit dem Fiſchfange, indem die Weißfiſche, an denen der Athabascaſee großen Ueberfluß hat, die Hauptnahrung der Pelzhändler ausmacht. Die Fiſche werden durch den Froſt erhalten, und in einigen der entfernteren Faktoreien leben die canadiſchen Händler faſt lediglich von Fiſchen, ohne dazu Salz zu haben, oder mit Mehlſpeiſen und Gemüſen abwechſeln zu können. Im Herbſt und Frühjahr können ſie zwar mit wildem Geflügel abwechſeln, wovon die andern an pelzreichen Flüſſen vertheilten Canadier faſt das ganze Jahr über leben; doch haben die fortwährend Geflügel Eſſenden kein ſo geſundes Ausſehen, als die, welche ſich von Fiſchen nähren; der Skorbut iſt aber bei allen unbekannt.

Die Hudſonsbay-Compagnie unterhält, wie ſchon oben geſagt, nur vier Forts, hingegen eine große Anzahl von Faktoreien im Lande; jedes der erſtern ſteht unter einem Gouverneur, der einen Unterbefehlshaber unter ſich hat und mit dieſem dem Arzte und dem Schiffer, der bei jedem Fort befindlichen Schaluppe, den Verwaltungsrath des Forts und der dazu gehörigen Niederlaſſungen bildet. Die Gouverneurs werden auf drei bis vier Jahre angeſtellt, erhalten von 100 bis 150 Pfd. St. Beſoldung und einen Antheil am Handelsgewinn; die Faktoren erhalten von 20 bis 40 Pfd. St. und ebenfalls Prozente. Die Bedienten der Compagnie werden meiſtens aus den Orkneys geholt und auf fünf Jahre in Dienſt genommen, wobei ihnen ein ſehr ſtrenger Kontrakt zur Unterſchrift vorgelegt wird; ihr jährlicher Lohn beträgt von 6 bis 8 Pfd. und eine Tantieme; übrigens erhalten ſie Koſt und Kleidung unentgeldlich, und alle übrige Bedürfniſſe zu äußerſt niedrigen Preiſen. Trotz der geringen Gehalte koſtet die Unterhaltung des Perſonals der Geſellſchaft jährlich zwiſchen 10 und 12.000 Pfd. St.

Der Pelzhandel der Compagnie iſt immer noch, trotz der Konkurrenz mit der Nordweſt-Geſellſchaft, ſehr bedeutend, indeß dürfte es wohl an der Zeit ſeyn, dem Wallfiſchfange und dem Robbenſchlag mehr Aufmerkſamkeit zu widmen.

Folgende Ueberſicht liefert das Ergebniß des Handels der Hudſonsbay-Geſellſchaft in den Jahren 1833 und 1834, wie ſolches durch einen Bericht, datirt Hudſonbay-Houſe, Oktober 1834, bekannt gemacht wurde:

Biberfelle	Pfund	1.074
junge Biber	Felle	98.288
Musquaſh	Stück	694.092
Dachsfelle	"	1.069

Schwarze Bärenfelle	Stück	7.451	
Hermeline	"	491	
Fischerwiesel	"	5.296	
Silberfuchs	"	1.066	
Rother Fuchs	"	3.552	
Weißer Fuchs	"	3.362	
Junge Fuchsfelle	"	1.957	
Luchsfelle	"	14.255	
Marderfelle	"	64 490	
Minxfelle	"	25.100	
Otterfelle	"	22.303	
Raccoonfelle	"	713	
Schwanenhäute	"	7.918	
Wolfsfelle	"	8.484	
Wolverenen	"	1.571	
Bibergail	Pfund	3.462	
Marienglas	"	2.472	
Wallroßzähne	"	325	
Bettfedern	"	15.496	
Fischbein	"	331	
Gänse- und Schwanenspulen in Bündeln zu 1000 Stück		1.112	Bündel
Thran	Tonnen	$10^1/_2$	

Während der Jahre 1836 und 1835 war die Masse der Ausfuhren weniger bedeutend, der Werth der Handelsgegenstände der nordwestlichen Pelzhandels-Gesellschaft dagegen gestiegen, denn obgleich die Hudsonsbay-Compagnie, zufolge ihres Freibriefes, das ausschließliche Handelsprivilegium nicht blos auf dem English-River und seinen Zuflüssen, sondern auch auf dem Saskatchawane, Red-River und allen Flüssen, welche in den Winnipegsee münden, in Anspruch nahm, fehlte es ihr doch an der materiellen Macht, denselben nachträglich zu unterstützen; höchst schwierig in einer Entfernung von 2.000 Meilen jenseits des Gebietes irgend einer anerkannten Jurisdiction ein verwilligtes Recht zu behaupten, wurden ihre Ansprüche mit Verachtung zurückgewiesen; die Nordwest-Compagnie errichtete nicht nur Handelsposten am Athabasca, Friedensfluß, großen und kleinen Sclavensee, in Neu-Caledonien, Columbia u. s. w., sondern etablirte sogar Faktoreien, den Handelsposten der Hudsonsbay-Compagnie gegenüber.

Durch diese Mittel und den ausgedehnten Handel, den sie mit den Indianern unterhielt, wurde ihr Einfluß allmächtig und kein Händler durfte es wagen, sich ihr entgegen zu stellen, ohne bei dem Versuch, ins Innere des Landes vorzudringen, dem Hungertode entgegen zu gehen.

b) Eintheilung.

Die Hudsonsbayländereien, Neuwales oder Westmain, zerfielen früher in zwei abgesonderte Theile: Neu-Nordwales, zwischen dem Churchill, dem Hirschsee, dem Wollaston und einem Landrücken, der sich vom letztern See bis Chesterfields Inlet zog, und Neu-Südwales, zwischen dem Churchill im Norden und dem Harricanaw im Süden, und letzteres wurde wiederum in das nördliche und südliche Departement geschieden, in deren ersterm sich die Forts York und Churchill, in dem südlichen die Forts Moose und Albany sich befanden. Gegenwärtig sind die Hudsonsbayländereien und das ganze Binnenland in 21 Handelsbezirke geschieden, von denen die sechs ersten:

1. Churchill,
2. York,
3. Severn,
4. Albany,
5. Moose und
6. Abbitibbe,

längs dem westlichen Ufer der Hudsonsbay, vom Norden nach Süden, liegen.

Im Binnenlande befinden sich, von Süden an gezählt:

7. Rainy Lake,
8. Red-River,
9. Swan-River,
10. Norway,
11. Island,
12. Cumberland,
13. Nelson,
14. English-River,
15. Athabasca und
16. Great-Slave-Lake.

Auf der Ostseite des Felsengebirges, vom Norden an:

17. Mackenzie-River,
18. Rocky-Mountains,
19. Lesser-Slave-Lake und
20. Saskatchawan,

und westlich der Felsengebirge:

21. Columbia, dessen Küstenstriche auf frühern Karten unter den Namen: Neu-Albion, Neu-Georgien, Neu-Hannover, Neu-Cornwallis und Neu-Norfolk, aufgeführt sind.

7) Topographie.

a) Westküste der Hudsonsbay:

1. Churchill, der nordöstlichste Handelsbezirk, wird im Norden von Chesterfields-Inlet, im Osten von der Bay, im Süden von York und Nelson, und im Westen von Athabasca und Great-Slave-Lake begrenzt. Er umschließt ein rauhes, unwirthbares Land, ist voller Seen, unter denen der Napashish, Doobaunt, Yath, Kyed, Wheldy, Northlined, Berabzen, Etanee und Toovot-aw-ney, die bedeutendsten sind, wird von den Flüssen Knapp, Egg, Seal und Churchill durchströmt, und bietet an der Hudsonsbay mehre sichere Buchten. Das Klima ist völlig arktisch, der Boden durchaus mit Moosen bedeckt, der Holzwuchs zeigt sich nur als verkrüppeltes Gesträuch und nur ums Fort herum ist noch etwas spärliche Waldung.

Das Fort Churchill, früher Prinz Wales genannt, liegt an der Mündung des gleichnamigen Flusses, der zwischen hohen felsigen Ufern hinrollt und der Bay zueilt, unter 58° 57′ 32″ nördl. Br. und 283° 22′ L. Der Hafen ist ziemlich gut, und Schiffe jeder Größe können sicher in demselben liegen; am Eingang liegt ein Felsen, Cape-Mary's-Rock genannt, der aber leicht vermieden werden kann. Um in den Churchillfluß einlaufen zu können, passiren die Schiffe zwei Landspitzen, deren eine eine Halbinsel bildet, auf welcher ein starkes Fort errichtet war, dessen Aufbau der Hudsonsbay-Compagnie 30.000 Pfd. St. kostete, und welches mit 24 zwei und dreißig Pfündern besetzt war; demselben gegenüber war auf dem Kap Mary eine kleine Batterie von sechs Kanonen errichtet, und beide Befestigungen mehr als hinlänglich, die Niederlassung vor jedem andringenden Feind zu sichern; mit der strafbarsten Feigheit übergab aber der berühmte Reisende Hearne, ohne den geringsten Versuch zur Vertheidigung zu wagen, das Fort dem französischen Admiral la Perouse, der 1782 die Kanonen vernagelte und die Faktorei zerstörte; seit jener Zeit liegt das Fort halb verfallen, und man begnügte sich, einem plötzlichen Ueberfall für die Zukunft dadurch vorzubeugen, daß man die neue Faktorei in geringer Entfernung von der alten den Fluß aufwärts anlegte. Das alte Fort ist übrigens geräumig, stark von Steinen erbaut, und enthält im Innern Raum genug, die ganze Faktorie in sich aufnehmen zu können. Die Nordindianer und Eskimos bringen hierher ihr Pelzwerk, Häute, Fisch-

bein, Thran und Bettfedern zum Tausch, doch ist seit einigen Jahren der Verkehr bedeutend gesunken. Nördlich vom Fort: Knaps-Bay, mit dem Eiland Centre, unter 61° 40′ nörd. Br., eine tiefe, vom Kap Eskimo begrenzte Bucht, in welche der Thlewdaiza, ein Abfluß des Northlined-See und der Magnusefluß mündet. Novilsbay, nördlich von der vorigen, nimmt einen Abfluß des Yath-kyed-See in sich auf; vor und in ihr liegen die kleinen, felsigen, unfruchtbaren Eilande Knight, unter 62° 2′ nördl. Br., Bibys, Merrys, Jones, Seahorse und Whale Cove. Corbets- und Ranklins-Inlet, zwei durch eine Landspitze getrennte große Buchten, im Norden von Novilsbay; zwischen beiden liegt Marble-Island (Marmor-Insel), unter 62° 55′ nördl. Br., eine im Westen hohe, im Osten sich verflachende Insel, welche sechs engl. Meilen lang und drei engl. Meilen breit ist, aus einem harten weißen Kalksteinfelsen besteht, einige kleine Thäler mit dürftiger Vegetation und Hirschen und einige kleine fischreiche, mit Gänsen und Enten bedeckte Seen hat. Bakers-Lake, der äußerste Theil von Chesterfields-Inlet, mit mehren kleinen Inseln; vor der Einfahrt liegt Weggs, ein kleines unfruchtbares Eiland.

2. York, im Norden von Churchill, im Osten von der Ruppertsbay, im Süden von Severn und Island, im Westen von Nelson begrenzt, wird durch den Nelson und Hayes durchschnitten, welcher letzterer durch den Zusammenfluß des Shamattawa und Steel gebildet wird, und hat im Westen den Swampy Lake oder sumpfigen See und den Knee- (Knie-) See. Das Land im Innern ist hoch gelegen und ziemlich dicht bewaldet, namentlich aber die aus angeschwemmtem Erdreich bestehenden hohen Ufer des Hayes, mit Fichten, Lerchen, Pappeln und Weiden dicht bestanden; längs der Bay ist das Land niedrig und sumpfig und größtentheils hochstämmiger Wald. Die Ufer des Steelflusses, der an seiner Vereinigung mit dem Shmattawa 900 Fuß breit ist, sind höher als die des Hayes, fallen aber weniger steil ab, und die Ufer des Hill, welcher mit dem Forsfluß den Steel bildet, übertreffen an Höhe die des Steel und haben schroffere Umrisse. Die Felsen oder angeschwemmten Thonlager erheben sich hier an einigen Orten 80 bis 90 Fuß über das Wasser, und über diesem ragen Hügel von 200 Fuß Höhe empor. Nach dem Swampy Lake zu erweitert sich der Hill bedeutend, und bei Morgans Rocks ist er ¾ engl. Meilen breit; hier bestehen die Ufer aus flachen Felsen, untermischt mit sumpfigen Stellen; das Land wird offener und dessen Oberfläche durch eine Menge kegelförmiger Hügel unterbrochen, deren höchster, von welchen der Fluß den Namen hat, nicht über 600 Fuß hoch ist, von welchem man aber ein herrliches wildromantisches Panorama und gegen 36 Seen überblickt. Der Swampysee ist ein unbedeutendes Wasser, das nur zu gewissen Zeiten reich an Federwild ist, der Kniesee hingegen ein langer, inselreicher See von unregelmäßiger Gestalt, der in der Mitte eine scharfe Beugung macht, von der er seinen Namen entlehnt hat; die Ufer sind flach und wohl bewaldet; gegen sein oberes Ende hin wird er schmäler, und seine Felsenufer springen daselbst in kegelförmigen und abgerundeten Massen hervor, die von Erdreich und Waldung entblößt sind. Ziemlich in der Mitte des Sees, und etwa eine halbe engl. Meile vom Knie desselben entfernt, befindet sich eine kleine Insel von magnetischem Eisenerz, die schon in beträchtlicher Entfernung ihren Einfluß auf die Magnetnadel äußert. Der Handelsbezirk York ist reich an kleinem Wildpret, namentlich aber an weißen Hasen und Rebhühnern, und vom erstern wurden in einem Jahre am Nelson 25.000, von letztern 90.000 eingefangen. Die Luft ist rein und gesund, und in den Gärten der Faktorei kommen einige europäische Gemüse sehr gut fort.

Fort York, die Hauptniederlage der Hudsonsbay-Gesellschaft, liegt gegen fünf engl. Meilen von der Mündung des Hayes, an dessen westlichem Ufer, und auf der morschigen Halbinsel, welche die Flüsse Hayes und Nelson trennt, unter 57° 0′ 3″

nördl. Br. Die Umgegend ist platt und sumpfig, und mit Weiden, Pappeln, Lerchen, Birken und Kiefern bestanden, in der Nachbarschaft des Forts aber schon alle Holzung weggeschlagen, so daß das Brennmaterial ziemlich weit hergeschafft werden muß. Der Boden besteht aus angeschwemmtem Thon mit eingelagerten Geschieben, und wird, obgleich das Flußufer sich gegen 20 Fuß über den gewöhnlichen Wasserstand erhebt, im Frühjahr doch häufig überschwemmt, und beim Eisgang jährlich große Stücken losgerissen, welche sich zum Theil im Flusse festsetzen und mehre morastige Inseln bilden; diese und verschiedene Steinklippen, die bei hohem Wasserstande unsichtbar sind, machen die Beschiffung des Flusses schwierig; doch können Fahrzeuge von 200 Tonnen durch das richtige Fahrwasser bis zur Faktorei hinauf gehen. Das Fort nebst der Faktorei steht auf einem freien, auf drei Seiten mit Gehölz umgebenen Platz, die vordere Seite aber, nach dem Wasser zu, ist frei; das Fort ist ein viereckiges Gebäude, dessen Seiten mit vier kleinen Bastionen versehen sind; die Hauptgebäude bilden ein Viereck, in dessen Mitte sich ein achteckiger Hofraum befindet. Sie sind zwei Stockwerk hoch, und haben platte, mit Blei gedeckte Dächer. Die Beamten bewohnen einen Flügel dieses Vierecks, und in den übrigen werden die verschiedenen Handelsartikel aufbewahrt. Die Werkstätten, Vorrathshäuser für das Pelzwerk und die Gesindehäuser stehen in Reihen außerhalb des Vierecks, und das Ganze ist mit 20 Fuß hohen Palliſaden umgeben. Von dem Fort nach dem Uferdamm ist ein erhabener Weg gebaut, um die Bausteine und Waaren besser transportiren zu können, und dies ist in dieser sumpfigen Gegend der einzige Platz, wo die Einwohner im Sommer spazieren gehen können. Den Fluß bestreicht eine Batterie, und zu deren Vertheidigung ist eine kleine Brustwehr von Rasen aufgeworfen, die mit jedem Jahre mehr in Verfall geräth. Gegen Südosten des Forts ist eine Docke, um Schaluppen oder Boote auszubessern oder neue zu bauen, und zwischen dieser und der Batterie ist ein Stück Landes, die Plantage genannt, woselbst die Indianer, die nach der Faktorei kommen, ihre Zelte aufschlagen. Hier sind auch einige Zelte mit alten entkräfteten Indianern beiderlei Geschlechts, die von der Faktorei unterhalten werden, von welcher dieser Platz durch zwei Reihen hoher Palliſaden abgesondert ist. Hinter der innern Reihe der Palliſaden sind einige kleine, mit Rüben, Kohl, Salat und andern Gartengewächsen besäete Plätze. Auch dieser Platz wurde 1782 von den Franzosen heimgesucht, und von Perouse die Faktorei niedergebrannt und die kleine Batterie am Eingange des Hayes zerstört. Die Indianer, welche gegenwärtig die Niederlassung besuchen, um daselbst Handel zu treiben, gehören zum Stamme der Swampy Crees (Sumpfkrihs). Rockhouse, eine Niederlage der Hudsonsbay-Gesellschaft, am südlichen Ufer des Hillflusses. Swampy Lake House, kleine Handelsniederlage am südlichen Ufer des sumpfigen Sees. Rockportage. Mudportage, Point of Rocks, Bressa, Lower Burntwood, Morgens Rocks, Mossy, Devils Landing place, Dramstone, Knifeportage, Trageplätze.

3. Severn, im Norden von York und der Bay, im Osten und Süden von Albany, im Westen von Island begrenzt, wird durch die Flüsse Severn, Beaver, Deer und Wenisk bewässert, hat im Westen den Frosch-, im Süden den Troutsee, und im Westen hochgelegenes, dicht bewaldetes Land, im Nordosten aber, nach der Bay zu, feuchte Niederung. Das Ufer ist so seicht, daß kein Schiff sich der Küste nähern kann. Das Klima ist gesund, der Distrikt reich an Federwild und Fischen, und namentlich werden in den kleinen Seen Lachsforellen von außerordentlicher Größe gefangen.

Severn Fort, am westlichen Ufer der Mündung des Severnflusses, ist eine unbedeutende Befestigung und Pelzniederlage; da hier kein Seeschiff, des seichten Wassers wegen, landen kann, steht diese Niederlage nicht direkt mit Europa in Ver-

bindung, ſondern alle Handelswaaren des Diſtrikts, welche hier aufgeſpeichert werden, werden mittelſt eines Küſtenſchooners von 80 Tonnen, von hier nach Fort York gebracht, und von dort aus die Niederlaſſung mit den nöthigſten Bedürfniſſen verſehen. Severn Houſe, Handelsniederlage am obern Theile des Severnfluſſes, wo dieſer aus dem Berensſee heraustritt. Trout Lake Houſe, Faktorei an der öſtlichen Spitze des Troutſees, wo der Deerfluß demſelben entſtrömt. Oſt-Pens und Weſt-Pens, zwei Gruppen kleiner Eilande, im Südoſten des Kap Tatnam. Factory Island, eine lange niedere Inſel, welche ſich Severn Fort gegenüber öſtlich von der Mündung des Severn hinzieht.

4. Albany, die vierte Niederlaſſung der Hudſonsbay-Compagnie, wird im Norden von Severn und der Hudſonsbay, im Oſten von Jamesbay, im Südoſten von Mooſe, im Süden von Ober-Canada, im Südweſten von Rainy Lake, und im Nordweſten von Island begrenzt, erſtreckt ſich vom 49° bis 53° nördl. Br. und bietet in dem Albanyfluß, dem Attahwapiskat, Eguan, Raft, Kikikuan, Necoucaumiſtic, Caponcoucaumiſtic, Tickmeg Creek und Südfluß, den Eguan-, Wenisk-, Wapicopa-, Cat-, St. Joſeph-, Waymuskee-, Maminisca und Long Lake, die herrlichſten Waſſerverbindungen. Das Land iſt nach der Küſte zu, wo es nach Nordoſten zu in das Kap Henrietta Maria ausläuft, flache Niederung, erhebt ſich aber nach dem Innern in lieblicher Abwechſelung. Der Boden iſt reich und fruchtbar, mit herrlichen Waldungen beſtanden, wird aber noch nirgends angebaut, und die Bewohner des Diſtrikts richten ihre Aufmerkſamkeit mehr auf Biber, Hirſche, Füchſe und Buffaloes, als auf die liegenden Gründe, die reichlichere Zinſen tragen würden. Das Klima iſt geſund, und wenig von dem von Ober-Canada unterſchieden; der Winter kalt und anhaltend.

Albany Fort und Faktorei, auf einer Inſel in der Mündung des Albany, unter 52° 18′ nördl. Br., unterhalb der großen Fälle, ein kleines, mit Palliſaden umgebenes Fort, mit Handelsniederlagen und einigen Gemüſegärten. Die ganze Küſte und die Mündung des Fluſſes iſt ſo ſeicht, daß Seeſchiffe hier nicht landen können, und alle Peltereien mittelſt eines kleinen Küſtenſchooners von hier nach dem Mooſe-Fort gebracht werden müſſen. Wenisk Fort, ein befeſtigtes Blockhaus am ſüdlichen Ufer des Wenisk-Sees. Fort Wapicopa, am ſüdlichen Ufer des Wapicopa-Sees. Cat Houſe, am ſüdlichen Ufer des Cat Lake; Osnaburg Houſe, am nordöſtlichen Ufer des St. Joſeph-Sees; Gloucester Houſe, an einem kleinen Landſee, am obern Albany; Henley Houſe, am Albany, der Mündung des Necoucaumiſtic gegenüber; Long Lake Houſe, am Abfluß des langen Sees nach dem Albany; und South River Houſe, am Südfluſſe; Faktoreien.

5. Mooſe, im Süden der Hudſonsbay; wird im Norden von Jamesbay, im Oſten von Abbitibbe, im Süden von Ober-Canada und im Weſten von Albany begrenzt, iſt von gleicher Beſchaffenheit wie Albany, bietet üppigen Boden, hochſtämmige Waldung und Ueberfluß an Wild, erhebt ſich nach Süden zu in ein Hochland, das die Grenze nach Ober-Canada bildet, und wird durch den Mooſefluß, deſſen Südarm, den Abbitibbefluß und den Occid durchſchnitten. Im Innern ſind mehre fiſchreiche Landſeen, unter denen der Miſinabe, aus welchem der Mooſefluß entſpringt, der bedeutendſte iſt.

Mooſe Fort, unter 51° 15′ 54″ nördl. Br., an der Weſtſeite der Mündung des gleichnamigen Fluſſes, und 230 engl. Meilen von deſſen Urſprung, dem Miſinabe-See entfernt, iſt der Hauptort der ſüdlichen Niederlaſſungen der Hudſonsbay-Compagnie, hat einen guten geräumigen Hafen, der die größten Schiffe in ſich aufzunehmen vermag, und ein milderes Klima, als irgend eine der andern Niederlaſſungen. Das Fort iſt von Steinen erbaut, mit Palliſaden umgeben, gut befeſtigt, und

wird jährlich von Schiffen der Compagnie besucht, die hier die Handelsartikel der kleineren Faktoreien, namentlich aber die Pelzsendungen der Faktoreien Albany, Eastmain und Richmond in Empfang nehmen. — Brunswik House, am westlichen Ufer des Moose, unter 50° 14′ 23″ nördl. Br. und 294° 56′ L. — New-Brunswik House, etwas höher hinauf an demselben Flusse; Misinabe House, am Moose, wo dieser Fluß den Misinabe-See verläßt; Old House, am westlichen Ufer des Abbitibbeflusses; Frederik House, am westlichen Ufer des Waratowaha-Sees; Faktoreien.

6. Abbitibbe, der östlichste Handelsbezirk der Hudsonsbay-Compagnie, wird im Norden von der Jamesbay, im Nordosten von Ruperts River, im Südosten und Süden von Unter-Canada, im Westen von Moose begrenzt; hat im Süden die Labyrinth-Seen und den großen See Abbitibbe, im Westen den Mesakamy- oder Musugama-See und im Osten die Seen Big, Great, Necoubou, Comonchuan und Shuoumoushwara, und wird durch die Flüsse Harricanaw, West River und Notway durchschnitten. Das Klima ist dem von Unter-Canada gleich, die hochstämmigen Waldungen lassen herrlichen Boden vermuthen; Wild ist im Ueberfluß vorhanden; Landbau wird noch nirgends betrieben.

Abbitibbe House, die Hauptfaktorei des Bezirks, liegt am östlichen Ufer des inselreichen, 60 Meilen langen und 20 engl. Meilen breiten, gleichnamigen Sees, unter 48° 45′ nördl. Br., besteht aus einem kleinen befestigten Blockhaus und mehren Niederlagen, und führt seine Peltereien den Fluß abwärts nach dem Moose-Fort. Hannah-Bay House, an der Westseite einer kleinen Einbucht der Jamesbay, in welche hier der Harricanawfluß und der West River münden; Big Lake House, am westl. Ufer des Big Lake; Faktoreien. Die nordöstlich von hier angelegten Handelsniederlagen, Ruperts House und Eastmain House, welche ebenfalls der Hudsonsbay-Gesellschaft gehören, siehe unter Labrador.

b) Im Binnenlande:

7. Rainy Lake, ein Jagdbezirk der Chepewyans, der südöstlichste des Binnenlandes, wird im Norden von Albany und Swan River, im Osten von Ober-Canada, im Süden vom Nordwest-Gebiet der Vereinigten Staaten und im Westen von Red River begrenzt. Im Süden hat derselbe den Wald- oder Holzsee, den Regen-See, und die drei kleinen Seen Croß, Knife und Sturgeon, im Norden den Sal-See, an welchem eine Handelsniederlage errichtet ist.

8. Red River, westlich vom vorigen Bezirk, und im Westen und Norden von Swan River, im Süden von den Vereinigten Staaten begrenzt, wird von dem Red River und Assiniboin durchschnitten, und hat im Norden den Winnipeg- und Manitobasee. Der Bezirk, welcher im Jahre 1811 von der Hudsonsbay-Compagnie dem Lord Selkirk überlassen wurde, um daselbst eine landwirthschaftliche Kolonie zu gründen, enthält reichen fruchtbaren Boden, ausgedehnte Wiesengründe — Prairies — untermischt mit hochstämmigen Waldungen, und ist einer der versprechendsten Distrikte des ganzen Binnenlandes. Mr. Macdonell, der von Selkirk bestätigte Gouverneur der neuen Kolonie, welche den Namen Ossiniboia (Ossionsstadt) wegen Aehnlichkeit des indianischen Namens des Flusses Assiniboin, erhielt, kam im Herbst 1812 mit einer kleinen Zahl Canadier hier an, um Häuser zu errichten und die nöthigsten Einrichtungen zum Empfang der ersten Ansiedler vorzubereiten, und erwählte einen Platz am Ufer des rothen Flusses, unter 50° nördl. Br., unweit dessen Vereinigung mit dem Assiniboin oder Ossiniboiak. Die neu zu erbauende Stadt und der Distrikt erhielt den Namen Kildonan, nach einem Kirchspiel in der Grafschaft Sutherland, von wo her die meisten Ansiedler erwartet wurden. Im Frühjahr 1813 hatten sich bereits 100 Personen hier angesiedelt, und durch fortwährende Einwande-

rungen gedieh die Kolonie zusehends; Häuser wurden erbaut, Mühlen errichtet, Straßen eröffnet, Waldungen in pflugbares Land umgewandelt, und alles gethan, die vortheilhafte Lage der Niederlassung bestmöglichst zu benutzen. Der Neid der Nordwest-Compagnie, die mit feindseligen Augen das Gedeihen der thätigen Ansiedler bemerkte, brachte indeß bald Störung in die glückliche Kolonie; die halbblütigen Indianer (Bois Brulés) wurden in Bewegung gesetzt, die Niederlassung zu vernichten; die Ansiedler wurden vertrieben und Kildonan niedergebrannt: später kehrten die Ansiedler zwar wieder zurück, richteten sich von neuem ein, und Lord Selkirk eilte mit 100 Mann deutscher Soldaten zu deren Schutze herbei; doch schon auf dem Marsche erfuhr er die neue Vernichtung der Seinen, und daß der Gouverneur Semple in Vertheidigung des Platzes gefallen. Verhandlungen traten nun an die Stelle des ewigen Kampfes, zur Zufriedenheit aller Parteien wurde der Streit geschlichtet, und die Red River Kolonie ein Niederlassungsplatz für alle den Dienst aufgebende Beamten. Nach dem im Jahre 1833 aufgenommenen Census beträgt die Bevölkerung der Niederlassung am Red River 3.070 Köpfe, worunter 1.750 Katholiken und 1.320 Protestanten. Der Bischof (Provancher) hat drei Schulen errichtet, wovon eine mit zwölf Zöglingen in seinem eignen Hause gehalten, und von einem der Distrikts-Geistlichen, Hrn. Thibault, Latein gelehrt wird. Es gibt drei Kirchspiele; zu Ossiniboia ist gegenwärtig eine neue Kirche erbaut, und die alte in ein Schulhaus umgewandelt worden. Man sieht zwar wenig Geld in der Kolonie im Umlauf, und Alles wird auf dem Wege des Tauschhandels abgemacht, doch hat die Fruchtbarkeit des Landes alle Einwohner der Dürftigkeit enthoben. Missionäre durchziehen von hier aus das Innere des Landes, und während der Jagdzeit begleitet ein Missionär die befreundeten Indianer und campirt mit ihnen. Mit den meisten indianischen Stämmen leben die Kolonisten in Frieden; und nur vor den Sioux, einem wilden Volke, das aus den Vereinigten Staaten herüberstreift, und die in ihre Hände Gerathenen noch immer skalpirt, müssen sie fortwährend auf ihrer Hut seyn. Zum Schutz des Distrikts und Handels ist Ossiniboia gegenüber Fort Garry errichtet. — Pembina, am östlichen Ufer des Red River, Kirchspiel und Gerichtssitz.

9. Swan River, Distrikt im Westen und Norden des vorigen, wird im Norden von Cumberland, Norway und Island, im Osten von Albany und Rainy Lake, im Süden von Red River und dem Missouri-Gebiete, und im Westen von Saskatchawan begrenzt. In seiner Mitte liegen die großen Seen Winnipeg, Winipigoos und Manitoba; den Osten durchströmt der Broken River, den Westen der Assiniboin und Capotfluß. Der Distrikt ist einer der reichsten des Binnenlandes, besitzt außerordentlich fruchtbaren Boden, eine herrliche Mischung von Prairie und Wald, und einen Ueberfluß an Fischen und Wild.

Fort Alexander, am südlichen Ufer des Winnipegsees, an der Mündung des Winnipegflusses; Fort Birdstail, am östlichen Ufer des obern Assiniboins, unter 50° 30′ nördl. Br.; Fort Hibernia, unweit der Quellen des Assiniboin; Fort Pelly, an demselben Flusse, östlich von dem vorigen; Forts. — Brandon House, am südlichen Ufer des Assiniboin; Dauphin House, an der Südseite des kleinen, gleichnamigen Sees, der in den Winipigoos abfließt; Manitoba House, im Norden des Manitobasees, auf einer nach Süden in den See dringenden Landspitze; Red Lake House, an der Ostseite des rothen Sees, der durch den Lake Sal mit dem Winnipegfluß in Verbindung steht; Faktoreien. — Carlton, Albany, Marlborough und Cygne, eingegangene Faktoreien, unweit der Quellen des Assiniboin und am Swan River.

10. Norway, im Norden des vorigen Distrikts und nördlich von Nelson, östlich von Island, südlich von Swan River und westlich von Cumberland begrenzt, hat in

seinem Innern die nördliche größere Hälfte des Winnipegsees, wird durch dessen unzählige Zu- und Abflüsse durchschnitten, von denen unter Erstern der Saskatchawan, unter Letztern der Nelson der bedeutendste ist, und hat außerdem eine Menge kleiner, fischreicher Landseen, als den Hairy- (Haarigen), Carpenters- und großen und kleinen Playgreensee, welche letztere durch mehre beträchtliche Inseln getrennt werden, zwischen denen sich der kleine Jackfluß durchschlängelt. Das Land um den Winnipegsee herum enthält reichen, mit Zuckerahorn und Pappeln wohl bestandenen Boden; die Ufer des Sees bestehen aus hohen Thonwänden, namentlich aber von Norway-Point an bis zur Limestone-Bay, gegen welche sich die Wellen bei starkem Südwinde mit großer Kraft brechen, weht der Wind aber von der Landseite her, so wird bei niedrigem Wasserstande, ein schmales, sandiges Ufer trocken gelegt, wo Boote landen können. Die Gewässer des Sees und der in denselben strömenden Flüsse, namentlich des Saskatchawan, erhalten von der Menge weißen Thones, der darin aufgelöst ist, ein trübes Ansehen, dieses theilt sich den Playgreenseen und dem Nelson, welche aus dem Winnipeg versorgt werden, mit, und dadurch werden die in jenen Gewässern häufigen blinden Klippen den Booten so gefährlich. Die Indianer geben die trübe Farbe dieser Seen dem Abenteuer eines bösen Geistes, einer Art von Kobold, schuld, der bei ihnen übel angeschrieben steht; sie nennen diesen Geist Weesakootchaht und schreiben ihm bedeutende Kräfte zu, deren er sich auf alle Weise bedient, um die armen Indianer zu quälen: er ist jedoch nicht unbesiegbar, und einem listigen alten Weibe gelang es einmal, ihn gefangen zu nehmen, diese rief alle Weiber ihres Stammes zusammen, um ihn züchtigen zu helfen, und da wurde er denn so arg zugerichtet, daß das Wasser im großen See kaum hinreichte, ihn rein zu waschen, und seit der Zeit heißt der See Winnipeg oder schmutziges Wasser. Das Klima des Distrikts ist gesund, die Luft ausnehmend rein, und die Waldungen reich an Wild.

Norway House, unter 53° 41′ 38″ nördl. Br., auf der äußersten Spitze einer schmalen Halbinsel, welche den untern Playgreen vom Winnipegsee trennt, ist ursprünglich der Niederlassungsplatz einer Gesellschaft Norweger, welche von der Kolonie am rothen Fluß durch die daselbst vorgefallenen Unruhen vertrieben wurde; gegenwärtig ist es ein der Hudsonsbay-Gesellschaft zustehender Handelsposten. — Berens House, am östlichen Ufer des Winnipegsees, am Abfluß des Berens River; Faktorei. — Jack, an der Mündung des kleinen Jackflusses, eine kleine Blockhütte, in welcher ein Fischer wohnt, von dem Norway House seinen Bedarf an Forellen und Stören bezieht. — Playgreen (Spielwiese), Festplatz der Indianer auf einer Insel in der Mitte des gleichnamigen Sees.

11. Island, wird im Norden vom Nelson und York, im Osten vom Severn, im Süden vom Albany, im Südwesten vom Swan River, und im Westen von Norway begrenzt; von den Hill-, Echemamis-, Weepinapannis-, Berens-, Sea- und Pikefluß und mehren andern kleinen Strömen durchschnitten, und durch den Holey-, Fishing-, Pike-, Pathapaw-, Mercy- und Family-See und einer Unzahl kleinerer Seen unterbrochen. Das Land ist im Allgemeinen niedrig, die Ufer der Flüsse sumpfig, die Ufergründe aber zu beiden Seiten mit nackten, niedern Felsen eingefaßt, hinter welchen einige verkrüppelte Bäume wachsen. Der ganze Distrikt gleicht einem Chaos, Moräste, nackte Felsen, hier eingeengte, dort sich zu Seen erweiternde Flüsse, Abgründe, Stromschnellen, Wasserfälle und Tragplätze, wechseln in geringen Entfernungen von einander ab; die ganze Gegend zeigt eine eigenthümliche Wildheit, namentlich aber die Nachbarschaft des Weepinapannis; Felsen auf Felsen gethürmt, hängen hier in ungeschlachten grotesken Massen über dem empörten Strome, der ihre Grundlage peitscht, während die schimmernden und mannigfaltigen Farben der Moose und Lichenen, mit denen ihre vordere Seite überzogen

ist, gegen das dunkle Grün der den Gipfel begrenzenden Fichten kontrastirt. Der Distrikt ist reich an Bibern, Moschusratten, Stören und Forellen; das Klima, im Ganzen genommen, sehr gesund. Ein Gebirgszug, der von Nordwesten nach Südosten das Land durchschneidet, bildet die Wasserscheide zwischen der Hudsonsbay und dem Winnipegsee, und Painted Stone (der gemalte Stein), ein niedriger, zehn bis zwölf Yards breiter Felsen, an dessen Böschung mehre schlammige Gewässer entspringen, die nach verschiedenen Richtungen abgehen, scheint der Mittelpunkt dieser Wasserscheide zu seyn.

Albany House, östlich vom Familysee, Handelsposten der Hudsonsbay-Gesellschaft; Swampy-, Hillgate-, Whitefalls-, Painted Stone-Portage, Tragplätze. Hillgates (Bergthor) am Weepinapannis, romantisches Defilé, dessen Felsenwände 60 bis 80 Fuß senkrecht aufsteigen und den Strom auf ¾ Meilen weit an vielen Stellen eng zusammendrängen.

12. Cumberland, im Nordwesten von English River, im Nordosten von Nelson, im Südosten von Norway, im Süden vom Swan River, und im Südwesten vom Saskatchawan begrenzt, ist gegenwärtig der bedeutendste Handelsdistrikt des Binnenlandes, wird von dem Saskatchawan und seinen Zuflüssen durchströmt, und hat den Heron-, Biber-, Pelikan-, Pine Island-, Ceder- und Moose-See. Der nördliche Theil des Distrikts ist bergig, der mittlere und südliche Theil mehr eben und niedrig; der Boden, welcher ziemlich viel Kalkstein enthält, ist fruchtbar und würde sich zum Getreide- und Gemüsebau gut eignen. Um Cumberland House sind viele Küchenkräuter schon in ziemlicher Vollkommenheit produzirt worden, und die Kartoffeln geben den deutschen nichts nach. Wildwachsende Futterkräuter findet man in Menge; die Pferde finden selbst im Winter hinreichenden Unterhalt, und Hornvieh würde man hier leicht durchbringen können, wenn man auf den natürlichen Wiesen Heu machen wollte; der wilde Büffel, der hier in großen Heerden vorkommt, scharrt den Schnee weg, um zu dem Grase zu gelangen, das Pferd, welches von den Spaniern bei der Eroberung von Mexico eingeführt wurde und hier im wilden Zustande lebt, hilft sich auf eben diese Weise, und nur das Rind, welches erst später von Europa herüber gebracht worden ist, weiß sich seinen Unterhalt noch nicht selbst zu verschaffen, und bedarf menschlicher Beihülfe. Auch die Schweine gedeihen in den Faktoreien, wollen aber im Winter warm gehalten seyn. Holz ist im Distrikte hinlänglich vorhanden, nur ist um die Handelsposten herum die Waldung, wegen des starken Bedarfs an Brennmaterial, bereits beträchtlich ausgehauen, und bietet daher, vorzüglich im Winterkleide, wenig Anziehendes dar.

Die Gegend von Cumberland House ist flach, morastig und häufig durch kleine Seen unterbrochen; überall findet man unter einer dünnen Schichte von Dammerde, auch zuweilen zu Tage liegend, magnesiahaltigen Kalkstein. Dieser lagert sich meist horizontal, neigt sich aber an einer Stelle unfern des Forts unter einem Winkel von 40° nordwärts. Mitunter enthält dieses Gestein sehr vollkommene Muscheln. Was die vegetabilischen Produkte des Distrikts betrifft, so ist die Aspe (Populus tropida) überall und vorzüglich an den Ufern des Saskatchawan der gewöhnlichste Baum, und wird als Brennholz deshalb geschätzt, weil er gleich vom Stocke weg gut brennt. Die Balsampappel, welche die Krihs Matheh-metoos oder häßliche Pappel nennen, weil sie im hohen Alter einen nackten Stamm bekommt, und nur an der Krone ein Paar verdrehte Zweige behält, ist fast eben so häufig. Als Brennholz wird sie weniger geschätzt, weil sie im Frühling geschlagen werden und den Sommer über trocknen muß; allein sie wirft viel Potasche ab. Von Nadelhölzern ist die weiße Tanne das Gewöhnlichste; doch kommen Roth- und Schwarzfichten, die Balsam von Gilead- und die Jersey-Tanne ebenfalls häufig vor. Die Lerche findet sich nur an sumpfigen Stellen verkrüppelt und ungesund. Die Canoebirke erreicht in diesen Breiten eine bedeutende Größe,

macht sich aber, weil ihr Holz stark zu Schlitten verarbeitet wird, jetzt selten. Die Erle begrenzt den Rand der im Distrikt so häufigen kleinen grasreichen Seen. An den Ufern der Flüsse trifft man eine Menge Arten von Weiden, und in den Wäldern hier und da den Haselstrauch. Der Zuckerahorn, die Ulme, Esche und der Lorbeerbaum, welchen letztern die canadischen Reisenden die Ceder nennen, wachsen an mehren Armen des Saskatchawan, doch scheinen sie nördlich von diesem Fluß nicht mehr vorzukommen. Es finden sich hier ferner zwei Arten von Prunus, von denen die eine ein zierlicher Baum ist und eine schwarze Frucht von sehr herbem Geschmack trägt, weshalb sie die Würzkirsche heißt; die Krihs nennen dieselbe Tawquoy-meena und genießen sie getrocknet und gestoßen gern zum Pemminkan. Die zweite Species ist kein so zierliches Gewächs wie die erstere, soll aber eine hellrothe Kirsche von angenehm süßem Geschmack tragen; bei den Krihs heißt sie: Passee-awey-meena, und sie kommt nördlich wenigstens bis an den großen Sclavensee vor. Die geschätzteste Frucht des Landes ist jedoch die der Aronia ovalis; unter dem Namen Meesaß-cootoo-meena bildet sie ein Lieblingsgericht bei den meisten Festen der Indianer, und wenn sie mit Pemminkan vermischt wird, macht sie jenes fette Gericht recht schmackhaft. Unter dem Namen Sappoom-meena begreifen die Eingebornen eine Menge Arten von Johannis- und Stachelbeeren, doch fand Franklin nur drei Species in der Nachbarschaft von Cumberland House. Die Erdbeere, welche die Krihs Otei-meena oder Herzbeere nennen, ist sehr häufig, und Himbeeren sind an den sandigen Ufern der Flüsse gemein. Die schon erwähnten Früchte fallen im Herbst ab, allein die nachstehenden Beeren bleiben an den Stauden bis zum Frühling hängen, und werden durch die Winterfröste um vieles schmackhafter: die rothe Heidelbeere (Arbutus Vitis-Idaea) kommt überall, am meisten aber an felsigen Stellen vor. Die Krihs nennen dieselbe sehr passend Weesawgum-meena, Sauerbeere. Die gewöhnliche Sumpfbeere (Oxycoccos palustris) unterscheidet sich von der vorhergehenden auch dadurch, daß sie an sumpfigen, moosigen Stellen wächst, und heißt daher Maskaego-meena, Sumpfbeere. Auch der amerikanische Schneeballen, dessen Frucht der Moosbeere so sehr ähnelt, ist gemein: es gibt davon zwei Arten (Viburnum Oxycoccos und edule), die erstere nennen die Eingebornen Peepoom-meena, Winterbeere, und die letztere Mongsoa-meena, Moosbeere. Ferner findet sich eine Beere von bläulich weißer Farbe, die Frucht des weißen Cornelkirschenbaums, die Musqua-meena, Bärenbeere heißt, weil sich jene Thiere damit mästen sollen.

Die Quadrupeden, welche ihres Fleisches wegen im Distrikt Cumberland gejagt werden, sind das Moose- und Rennthier; das erstere nennen die Krihs Mongsoa oder Moosoa, das letztere Attokh. Der Büffel oder vielmehr Bison (Moostoosh), der Rothhirsch oder amerikanische Hirsch (Wawaskeeshoo) und der Apistatchaekoos, eine Art Antilope, hausen zwischen beiden Armen des Saskatchawan, kommen aber nicht in der unmittelbaren Nachbarschaft von Cumberland House vor. An Pelzthieren finden sich verschiedene Arten von Füchsen (Mackeeshewuc), welche unter dem Namen Schwarz-, Silber-, Kreuz-, Roth- und Blaufüchse bekannt sind. Die zwei erstern betrachten die Indianer als eine und diese Art, die nur zufällig die Farbe des Balgs wechseln. Schwarze Füchse sind äußerst selten und ihre Pelze sehr kostbar. Der Unterschied des Kreuz- und Rothfuchses beruht gleichfalls nur auf der Farbe, denn beide haben einerlei Gestalt und Größe. Ihre Färbung hat sehr wenig Bestimmtes, und manche Exemplare haben fast die des Silberfuchses; von dieser herab geht sie bis zum tiefen Orangengelb des ächten Rothfuchses durch alle mögliche Nüancen. Indianer und Pelzhändler stimmen dahin überein, daß man häufig sämmtliche Varietäten in ein und demselben Wurf gefunden habe. Der blaue Fuchs, welcher sich selten blicken läßt, wechselt wahrscheinlich von Süden herüber. Der graue Wolf (Mahayan) ist hier ge-

mein. Im Monat März begatten ſich die Haushunde in den Faktoreien häufig mit Wölfinnen, obgleich zu andern Jahreszeiten eine ſtarke Abneigung zwiſchen ihnen ſtatt zu finden ſcheint. Zuweilen gewahrt man auch einen ſchwarzen Wolf. Die ſchwarze und rothe Abart des amerikaniſchen Bären (Musquah) findet ſich gleichfalls; ein ſchwarzer Bär hat oft rothe Junge, und ſo umgekehrt; der grauliche Bär (Ursus cinereus) aber, den die Indianer wegen ſeiner Stärke und Wildheit ſo ſehr fürchten, wohnt näher am Felſengebirge. Die Wolverene, von den Krihs Okeekoohawgees oder Ommeethatſees genannt, der canadiſche Luchs (Peeſhew), und der Marder (Wapeeſtan) gehören zu den gemeinſten Pelzthieren des Landes. Das Fiſcherwieſel, der Othack der Krihs und der Pekan der Canadier, führt ſeinen Namen mit Unrecht, da es, gleich dem gemeinen Marder, hauptſächlich von Mäuſen lebt; mit ihm iſt der Mink (Atjackaſh) häufig verwechſelt worden, doch iſt dieſer bedeutend kleiner, bewohnt die Flußufer, ſchwimmt gut und nährt ſich von Fiſchen. Die Otter (Neekeek) iſt größer als die engliſche Species, und liefert ein weit geſchätzteres Pelzwerk; die Biſamratte (Watſuß) hält ſich in allen kleinen ſchilfigen Seen in großer Menge auf, das Stapelpelzwerk des Diſtrikts aber liefert der Biber (Ammiſk), der hier in großer Menge zu finden iſt.

Unter den Vögeln findet man im Diſtrikt Cumberland Moor- und Feldhühner am häufigſten, und die Gänſe gewähren, bei ihrem periodiſchen Beſuchen im Frühling und Herbſt, den Indianern ſowohl als den Weißen, ein nicht unbedeutendes Nahrungsmittel. Nächſt dem Mooſewildpret ſind jedoch Fiſche die Hauptſpeiſe, und ohne dieſelben könnte mancher der binnenländiſchen Handelspoſten gar nicht beſtehen. Am meiſten ſchätzt man eine Art Lachs (Coregonus albus), den Attihawmeg der Krihs, und Weißfiſch der Amerikaner, der gewöhnlich zwiſchen drei und vier Pfund wiegt, doch auch bis ſechzehn Pfund angetroffen wird. Jeder Mann im Cumberland Houſe erhält täglich drei bis vier dieſer Fiſche von mittler Größe, welche man zwei Gänſen oder acht Pfund Mooſewildpret ohne Knochen gleich ſchätzt. Der Attihawmeg wird das ganze Jahr hindurch, am häufigſten aber in der Laichzeit, von Mitte September bis Mitte Oktober, gefangen; eine andere Lachsart, der Ottonneebees, gleicht der vorhergehenden, wird aber ſelten über zwei Pfund ſchwer. Drei Arten von Karpfen werden gleichfalls in allen Seen in Menge gefunden; ſie heißen bei den Krihs Namaypeeth, Meetquawmaypeeth und Wapawhawkeeshew. Der Occow oder der Flußbarſch, auch Hornfiſch, Piccarel oder Doré genannt, iſt gemein aber nicht ſo beliebt wie der Weißfiſch; er erreicht in den hieſigen Seen zwanzig Zoll Länge. Der Methy, ein anderer häufiger Fiſch, iſt der Gadus Lota oder die Aalraupe Europens; ſie hält etwa zwei Fuß Länge, man genießt ſie nur aus Noth, allein ihre Leber und ihr Laich gelten für Leckerbiſſen. Hechte gibt es gleichfalls in Menge, und da der Hecht im Winter leicht an die Angel geht, ſchätzen ihn die Indianer deshalb ſo ſehr, daß ſie ihm den Namen Eithingoocannoothäoo (indianiſcher Fiſch) beigelegt haben. Die gemeine Forelle oder Nammäcous erreicht hier eine gewaltige Größe, und wird in gewiſſen Seen bis zu ſechzig Pfund ſchwer gefangen; im Biberſee, von welchem Cumberland Houſe ſeine Fiſche bezieht, fängt man häufig Exemplare von 30 Pfund. Der Owepeetcheeſees, oder das Goldauge, iſt ein niedliches Fiſchchen aus dem Geſchlechte Esox, welches dem Nadelhechte gleicht; einer der größten Fiſche aber iſt der Mathemegh, Katzenfiſch oder Barbä; er gehört zum Geſchlecht Silurus und iſt ſelten, aber ſeines Fleiſches wegen ſehr geſchätzt. Auch der Stör wird im Saskatchawan und den Seen, die dieſer berührt, häufig gefunden, und gewährt einen trefflichen aber etwas harten unverdaulichen Nahrungsartikel.

Unter allen Diſtrikten des Binnenlandes iſt Cumberland verhältnißmäßig am meiſten bevölkert, und die Krihs mit ihren verſchiedenen Stämmen durchziehen das Land nach allen Richtungen, zu jagen und zu fiſchen.

Cumberland House, unter 53° 56′ 40″ nördl. Br., am Ende einer kleinen Insel, welche den Fichteninsel-See (Pine Island Lake) von Saskatchawan trennt, und von letzterem 2¾ engl. Meilen in nördlicher Richtung entfernt, besteht aus zwei Faktoreien, von denen die eine der Hudsonsbay-Gesellschaft, die andere der Nordwest-Gesellschaft gehört; die Gebäude beider Compagnien liegen dicht neben einander und bestehen aus Blockhäusern, die ohne besondere Rücksicht auf Bequemlichkeit erbaut, von hohen Pallisaden umgeben und auf den Seiten durch hölzerne Bastionen geschützt sind. Im Fort der Hudsonsbay-Gesellschaft zu Cumberland House liegt gegenwärtig eine Besatzung von 30 Mann, mit eben so viel Weibern und Kindern; das Gebäude der Nordwest-Compagnie hingegen zählt noch mehr Bewohner. Diese vielen Hausgenossen leben den größten Theil des Jahres von Fischen, welche vorzüglich vom Bibersee herbeigeschafft werden. Viele von den Handlangern und fast sämmtliche Agenten und Commis der beiden Handelsgesellschaften haben Indianerinnen oder Halbindianerinnen zu Frauen, und die vermischte Race, welche aus diesen Ehen entsprungen ist, und von den Canadiern Bois brulés genannt wird, hat sich bedeutend vermehrt; sie haben im Ganzen ein gutes Aussehen, und zeigen viel Fähigkeit und Lust zum Lernen, leben jedoch in einer traurigen Verwilderung; das Beispiel ihrer Väter hat bei ihnen die indianischen Begriffe über Recht und Unrecht verwischt, und man hat sich im Allgemeinen keine Mühe gegeben, diese Lücke durch bessere Grundsätze auszufüllen. Moose Lake Fort, östlich von Cumberland House und 60 bis 70 engl. Meilen davon entfernt, am nördlichen Ufer des Sees, hat in seiner Nähe die Basquiauberge, welche sich nach Südwesten ziehen, und zu einer Höhe von 4.000 Fuß erheben, von wo ein Jagdposten Cumberland House mit Moosethierwildpret versieht. Finlay House, Handelsposten der Nordwest-Compagnie, am nördlichen Ufer des Saskatchawan. Lower Nippeween, dem vorigen gegenüber, am südlichen Ufer des Saskatchawan; Upper Nippeween, jetzt verlassen, weiter aufwärts, unterhalb des Zusammenflusses des südlichen Zweiges mit dem nördlichen, am südlichen Ufer des Saskatchawan; Faktoreien. — Biber, Fischerstation der Hudsonsbay-Compagnie, am Bibersee; die Fischerei, welche hier mit den ersten Herbstfrösten beginnt, fällt bis zum Januar reichlich aus, und der Ertrag derselben wird auf Schlitten, die von drei Hunden gezogen werden, und von denen jeder mit etwa 350 Pfund befrachtet ist, nach Cumberland House gebracht.

13. Nelson, wird in Norden von Churchill, im Osten von York, im Süden von Island, im Südwesten von Cumberland und im Nordwesten von English River begrenzt, vom Churchill-, Nelson-, Burntwood-, den Quellenflüssen des Seal- und des Hayesflusses durchströmt, und hat die Seen Too-vot-awney, Moose, Indian oder Big, Waskayow, Assean, Split, Tisquiau, Holey, Croß und Cygne. Das Klima ist rauher als in dem benachbarten Cumberland, der Boden noch flacher und niedriger, Jagd und Fischerei aber fast eben so reich.

Fort Nelson, Faktorei am obern Churchill, der sich hier zu einem See erweitert. Pine House, westlich von Fort Nelson, am nördlichen Ufer des Churchill, dicht unterhalb der Fälle. Fort Split, an der östlichsten Spitze des Splittsees, wo der Nelsonfluß denselben verläßt. Orford House, am Holeysee, ein Handelsposten der Hudsonsbay-Gesellschaft, früher von ziemlicher Wichtigkeit, gegenwärtig aber in Verfall, da die Indianer sich in den letzten Jahren aus den niedrigen sumpfigen Gegenden zurückgezogen haben, und den Saskatchawan, an welchem es mehr Wild gibt, hinaufgezogen sind. Der Holeysee bietet hier, von einer kleinen Anhöhe hinter Orford House gesehen, einen anmuthigen Anblick, und seine zahlreichen Inseln die größte Mannigfaltigkeit an Gestalt und Höhe.

14. Der Distrikt English River, im Norden von Athabasca, im Nordosten von Churchill, im Osten von Nelson, im Südosten von Cumberland, im Süden von Saskatchawan, und im Westen von Lesser Slave Lake begrenzt, wird durch den Churchill, der dort den Namen Missinnippi oder English River führt, den Biberfluß, den Pembina und viele kleine Ströme, welche die vielen im Distrikt befindlichen Seen verbinden, durchschnitten, und trägt die Seen: Methye, Clear, la Crosse, Primeau, Deer oder Rothhirsch, Green, Duca, Buffalo und den schwarzen Bärensee. Boden, Klima und Produkte wie in Cumberland.

Deer Lake House, an der Südwestspitze der Deer Lake, wo der Abfluß des Churchill in den See mündet; Bedford House, an der Westseite des Deer Lake, an der Mündung des natürlichen Kanals, welcher den Wollastonsee mit dem Deer verbindet; Buffalo House, am westlichen Ufer des Buffalosees, eine Niederlassung der Nordwest-Compagnie; Hudsonsbay House, am südöstlichen Ufer des Methyesee, Haupthandelsplatz der Hudsonsbay-Gesellschaft im Binnenlande; Nordwest-Compagnie House, dicht neben dem vorigen; Faktoreien. — La Crosse Lake Fort, am westlichen Ufer des obern Missinnippi, wo derselbe sich zum La Crossesee erweitert; Rouge Fort, auf dem nördlichen Ufer eines kleinen Sees, der nach Nordosten in den Churchill abfließt.

15. Athabasca, im Norden des vorigen, wird im Norden von Great Slave Lake, im Osten von Churchill, im Süden von English River, und im Westen vom Distrikt Rocky Mountains begrenzt. Der Distrikt bietet herrliche Wasserverbindungen, wird vom Athabasca oder Elennsfluß, dem Unjugah oder Friedensfluß und dem Slave River durchschnitten, und hat in seiner Mitte den ausgedehnten Athabascasee, im Osten den Black- und Wollaston- und im Westen den Weißfischsee, nebst einer Menge kleiner Landseen und Flüsse. Der Theil des großen Sees (des Athabasca), welcher sich in der Nähe der Niederlassungen befindet, heißt nicht unpassend der Bergsee, da das nördliche Ufer und die Inseln hoch und felsig sind. Dagegen ist die Südseite ganz eben, besteht aus angeschwemmtem Boden und wird, da sie zwischen den verschiedenen Mündungen des Elennflusses liegt, zuweilen unter Wasser gesetzt. Die Felsen des nördlichen Ufers bestehen aus Syenit, der nur dünn mit Dammerde besetzt ist; jedoch wurzeln in derselben mannigfaltige Nadelhölzer und Pappeln, viele Stauden, Flechten und Moose. In der Jahreszeit, wo die Bäume belaubt und die Pflanzen meist in Blüthe stehen, bietet die Gegend eine lachende Ansicht dar. Der Frühling, welcher im Mai beginnt, tritt unglaublich schnell ein; kaum ist der Schnee vom Boden verschwunden, so kleiden sich die Bäume in dichtes Laub, so entfalten die Stauden ihre Blätter und bunten Blumen, und die ganze sonst rauhe Gegend athmet Leben. In den, zwischen den felsigen Bergen befindlichen, meist sumpfigen Gründen, wachsen Weiden und einige Pappeln, und hier ist der Lieblingsaufenthalt der Musquitos, welche Menschen und Thiere ohne Unterlaß quälen. Einige der Berge erheben sich bis zu einer Höhe von 500 bis 600 Fuß, und von ihren Gipfeln genießt man eine malerische Ansicht des Sees und der Umgegend. Ueber der großen Spitze, bei der Mündung des Hauptarmes des Athabascaflusses, ist die Küste 600 bis 700 Fuß hoch, und erstreckt sich in dieser Höhe als Bergzug, in südlicher Richtung den Fluß aufwärts bis jenseits Pierre au Calumet. Dieser Niederlassung gegenüber erhebt sich auf dem westlichen Ufer des Flusses eine andere Hügelkette, die Bark Mountains oder Rindenberge, die sich bei einer Höhe von 400 bis 500 Fuß in nordwestlicher Richtung bis zum Clear Lake (klarem See) etwa 30 engl. Meilen südlich vom Fort Chepewyan hinziehend, und von dort aus eine südwestliche Wendung nehmen. Die Kribs beziehen

aus diesem Bergstriche ihre meisten Lebensmittel, so wie die Rinden zu ihren Canoes. Längs dem südlichen Ufer des Athabascasees zieht sich eine dritte Bergkette nach dem Friedensfluſſe, und längs dessen Ufern aufwärts. Die Bewohner der im Athabasca-Distrikt befindlichen Niederlassungen nähren sich hauptsächlich von Fischen, welche ihnen der See liefert. Man fängt dieselben meist den ganzen Winter hindurch in hinlänglicher Menge, obgleich 18 engl. Meilen vom Fort entfernt. Beim Aufthauen des Eises ziehen sich die Fische nach kleineren Seen und in die Flüsse des südlichen Ufers, und zu jener Zeit kann die Fischerei näher nach den Forts zu betrieben werden. Die Fische, welche mit Netzen gefangen werden, sind der Tittameg, Karpfen, Hechte, Methye und Forellen. Die indianischen Jäger, welche das Land durchziehen, versorgen die Pelzhändler mit Büffel- und Moosethierfleisch; doch wird dieses größtentheils getrocknet oder zermalmt und als Pemmikan bereitet, von ihnen abgeliefert. Wenn das Eis im Winter aufgeht, begeben sich die Indianer nach den Niederlassungen, um ihre Rechnungen mit den Pelzhändlern abzuschließen, und die Artikel, deren sie im Sommer bedürfen, in Empfang zu nehmen; während dieser Zeit ist es in den Niederlassungen sehr lebhaft; man hört nichts als Zank und Streit, und die indianischen Jäger sprechen der Branntweinflasche so häufig zu, daß sie oft mehre Tage hinter einander betrunken bleiben. Die Urbewohner des Distrikts gehören alle zur Familie der Chepewyans, nennen sich selbst Saweessaw-Dinneh oder Männer von Sonnenaufgang, weil sich ihr ursprüngliches Jagdrevier zwischen dem Athabasca- und großem Sclavensee und dem Fluß Churchill befindet, ein Landstrich, der ausschließend das Land oder die Steppe der Chepewyans genannt wird; man findet daselbst das Rennthier in zahlreichen Heerden, weshalb die Indianer daselbst Unterhalt und Kleidung mit großer Leichtigkeit beziehen. Die Pelzhändler bemühen sich, die Indianer zu dem Aufenthalt in den westlichen Strichen, wo es Biber gibt, zu veranlassen, haben aber bis jetzt wenig über 240 Jäger bewegen können, ihr Pelzwerk nach dem Fort Chepewyan abzuliefern.

Fort Chepewyan, eine beträchtliche Niederlassung der Nordwest-Compagnie, auf einer felsigen Spitze am nördlichen Ufer des Athabascasees, unter 58° 42′ 38″ nördl. Br., mit einem hohen, weit sichtbaren Thurm, der als Warte dient, um die Bewegungen der Indianer beobachten zu können, welche mehre Male damit umgingen, das Fort sammt allen Bewohnern zu vernichten. Fort Wedderburne, ein kleines Gebäude der Hudsonsbay-Compagnie, welches 1814 auf der Kohleninsel des Athabascasees errichtet wurde. Fort Fond du Lac, auf der Nordseite des Athabascasees, wo derselbe eine bedeutende Ausbiegung nach Norden macht. Whitefish Lake House, an der westlichsten Spitze des Whitefishsees, im südwestlichsten Winkel des Distrikts; Fischerniederlassung. Pierre au Calumet House, am östlichen Ufer des Athabascaflusses, unter 57° 24′ 6″ nördl. Br., eine Niederlassung der Nordwest-Compagnie, welche ihren Namen von dem thonigten Muschelkalkstein erhalten hat, aus welchem die meisten Pfeifen der Canadier und Indianer bereitet werden, und der hier in Menge bricht. Das Hauptgebäude steht auf der Höhe eines steilen Ufers, das sich fast senkrecht zu 180 Fuß erhebt, und gewährt eine weitläuftige Aussicht auf den schönen Fluß, und die ausgedehnten Ebenen, welche hinter demselben beginnen und durch bedeutend hohe Berge begrenzt sind, die besser bewaldet zu seyn scheinen, als die ziemlich kahle Umgegend des Forts. Am gegenüber liegenden Ufer bestand früher eine Niederlassung der Hudsonsbay-Gesellschaft, die aber im Jahre 1820 verlassen wurde, da die durch eine Epidemie um ein Drittel verminderten Indianer den Bewohnern nicht hinlängliche Lebensmittel liefern konnten. Auf mehren in der Nähe der Häuser liegenden Inseln des Athabascastromes, befinden sich Naphtha-Quellen und die Steine am Ufer sind mit dieser nützlichen Substanz stark geschwängert, und eine halbe engl. Meile vom Ufer befindet sich ein Hügel mit runder Kuppe, auf

welchem man einen Niederschlag von Kochsalz findet, der durch verschiedene kleine Bäche nach den am Fuße desselben befindlichen Marschländereien geführt wird.

16. Great Slave Lake, der größte und nördlichste Distrikt des Binnenlandes, wird im Norden vom arktischen Ocean, im Osten von Churchill, im Süden von Athabasca, und im Westen von Rocky Mountains und Mackenzie River begrenzt; hat im Süden den Slave River, welcher den Athabascasee mit dem großen Sclavensee verbindet, mit seinen Tributaries, den Dog-, Stony- und Salzfluß, im Südwesten den Buffalo und Hay, im Südosten den Thetinah und Cloweyfluß und im Norden den Yellow Knife River, den Kupferminenfluß, den Bock-, Cree- und Hood River und einen Abfluß durch den Martinssee, der den Great Slave Lake mit dem großen Bärensee vereinigt, und hat eine große Anzahl von Seen, von denen der große Sclavensee (Great Slave Lake), der Badoed, Clowey, Cassadgath und Little im Süden, und die Seen Martin, Snare, Point, Providence, Rumsee oder Contwoyto, Buffaloe und Conge-ca-tha-wha-chaga im Norden, die bedeutendsten sind. Die eisige Küste des Nordens wird durch York-Archipel und Bathurst Inlet und eine Menge kleiner Buchten durchschnitten, und durch eine große Anzahl kleiner Inseln eingefaßt. Der Küstenstrich ist völlig unfruchtbar und unwirthlich; eine Trappklippe folgt der andern in ermüdender Einförmigkeit, und die engen dazwischen liegenden Schluchten sind so sehr mit Trümmern bedeckt, daß nicht die geringste Vegetation aufkommen kann. Zwischen dem Hafen Hepburn und der Gray's Bay ist die Küste durch tiefe Buchten ausgezackt, welche durch keilförmige Halbinseln getrennt werden; diese verlaufen sich viele Meilen weit in die See und stehen durch niederes Land mit dem Kontinente in Verbindung, so daß sie oft für Inseln angesehen werden. Rings um Kap Barrow und bis zum Detentionhafen, besteht die Gegend aus schroffen, zackigen Granitbergen, welche so jäh aus dem Meere ansteigen, daß selbst ein Canoe nur an wenigen Stellen landen kann. Die erhabensten Punkte erreichen nach Franklin eine Höhe von 1.400 bis 1.500 Fuß, und nirgends sieht man eine Spur von Vegetation. Im Detentionhafen entdeckte Dr. Richardson, nahe am Strande, eine geringe Ader von Galena, welche durch Gneußgestein setzte, und am Ufer selbst Massen von Treibholz, von Fichten und Balsampappeln (Taccammahac). Um Hoodsfluß herum, welcher unter 67° 19′ 23″ nördl. Br. durch einen Katarakt von vier Fuß Höhe und einer Breite von 250 Yards unterbrochen wird, scheint die Gegend etwas wirthlicher; die Ufer, das Bette und die nächsten Berge bestehen aus einer Mischung von Sand und Thon, und der Boden ist mit kleinen Weiden und Zwergbirken bestanden, die aber beide, wegen ihrer Winzigkeit, nicht zur Feuerung taugen. Um Bathurst Inlet sind die Ufer hoch und bestehen aus rothem Sandsteine. Der südliche Theil des Distrikts enthält bedeutende Waldungen von Fichten und Balsampappeln, hat am Sclavensee ausgedehnte Ebenen, die gegen Norden und Westen durch einen geraden Landrücken von 600 bis 700 Fuß Höhe begrenzt werden, und auf welchem mehre Salzquellen entspringen, die sich in der Ebene, die aus zähem Thon besteht, ausbreiten, im Sommer schnell verdunsten und große Haufen von würfelförmigen Salzkrystallen zurücklassen. An der Böschung des Landrückens gehen einige Lager von dichtem graulichem Gyps zu Tage aus. Der Slave River, welcher die Wasser des Athabascasees dem Great Slave Lake zuführt, theilt sich, nach seiner Mündung zu, in zwei große Arme, von denen der nordöstliche den Namen Grand Rivière de Jean führt; das angeschwemmte Delta an der Mündung desselben wird von mehren kleinen Kanälen durchschnitten, und seitwärts von demselben liegt die Moosethierinsel, auf welcher die Nordwest-Compagnie sowohl als die Hudsonsbay-Gesellschaft Niederlassungen haben. Die Umgebung des Sees ist reich an Granit, der Boden aber im allgemeinen

sandig und ziemlich dicht bewaldet; Biber, Marder, Füchse und Moschusratten werden um den See herum in Menge gefangen. Der See selbst ist inselreich, und trägt in der Nähe der Küste viele blinde Klippen.

Fort Resolution, am südlichen Ufer des großen Sclaven-Sees, westlich von der Mündung des Sclavenflusses; Niederlassung der Nordwest-Compagnie. Moosethierinsel House, zwei Handelsposten auf der Moosethier-Insel, welche ungefähr eine englische Meile im Durchmesser hält, und sich gegen die Mitte etwa 300 Fuß über den See erhebt; der Boden der Insel ist im Allgemeinen sandig, und hier und da morastig, alle Arten nördlicher Beeren kommen aber auf demselben im Ueberfluß vor. Das hier befindliche Fort der Nordwest-Compagnie liegt unter 61° 11′ 8″ nördl. Br., und von Fort Chipewyan zu Wasser 260 engl. Meilen entfernt, der Posten der Hudsonsbay-Gesellschaft in geringer Entfernung westlich von derselben. Die Gebäude beider Gesellschaften sind klein und haben eine rauhe nördliche Lage. Am Ufer des Sees wird durch die Strömung des Sclavenflusses das Treibholz in solcher Menge angeflößt, daß es nie an Brennmaterial fehlt. Die Einwohner nähren sich meist von Fischen, welche der See zu gewissen Jahreszeiten in großer Menge liefert. — Fort Providence, Niederlassung der Nordwest-Compagnie, im Norden des Sclavensees, im innersten Winkel einer gegen 22 Meilen tiefen Bucht; in der Nähe sind einige bedeutende Fischplätze. — Fort Entreprice, am Snare-See, verlassene Niederlassung, von Franklin gegründet, die nördlichste des westlichen Binnenlandes. — Stony, Rennthier- und Big Island, Inseln im großen Sclavensee.

Auf der Ostseite des Felsengebirges, von Norden an:

17. Mackenzie River; dieser Distrikt wird im Norden vom arktischen Ocean, im Osten von Great Slave Lake, im Süden vom Distrikt Rocky Mountains, und im Westen von den Felsengebirgen (Rocky Mountains) selbst begrenzt. Der Mackenziefluß, ein Abfluß des großen Sclavensees, welcher durch die Wasser des Kleinen Sees (Little Lake), des Great Willow, Greasy, Blackwater und Bärensees vom Osten, von Westen hingegen durch den Red Knife, Trout, la Cache, Liards, Dahadiny und Peelfluß verstärkt wird, durchströmt die Mitte des Distrikts, und mündet bei der Wallfischinsel, unter 69° 7′ nördl. Br., in den arktischen Ocean. Das Innere des Landes, die Uferländereien des Mackenzie ausgenommen, ist bis jetzt nur wenig bekannt, doch ist im südlichen Theile Holz, im ganzen Distrikt aber Wild in Menge vorhanden. Die Nordküste wird durch mehre Bayen, unter denen Russels Inlet, Liverpoolbay, Franklin- und Darnleybay die bedeutendsten sind, durchschnitten, ist völlig unwirthlich, und hat in ihrer Nähe eine Unzahl von Inseln, die fast das ganze Jahr hindurch durch Eismassen mit dem festen Lande verbunden sind.

Fort Good Hope, die nördlichste Niederlassung der Nordwest-Compagnie, am südwestlichen Ufer des Mackenzie, im Jagdbezirk der Zänker; Fort Franklin, am westlichen Ufer des großen Bärensees, im innersten Winkel der Keith-Bay, oberhalb des Abflusses des Bärenstroms; Fort Norman, am westlichen Ufer des Mackenzie, zwischen den Mündungen des großen Bärenstromes im Norden und des Dahadiny im Süden; Fort Simpson, am westlichen Ufer der Mündung des Turnagain oder Liards in den Mackenzie; Faktoreien.

18. Rocky Mountains, im Norden von Mackenzie River, im Osten von Great Slave Lake und Athabasca; im Süden von Lesser Slave Lake, und im Westen vom höchsten Kamm der Felsengebirge begrenzt, ist ein gebirgigter, von vielen Schluchten und Gründen durchschnittener Distrikt, in welchen die Flüsse la Cache, Trout und Red Knife, Hay und Great Smoky River ihren Ursprung nehmen, und welchen der Turnagain und Friedensfluß ganz durchströmen. Der Reich-

thum des Landes an Wild gab der Nordwest-Compagnie Veranlassung, ihre Handelsposten bis hierher auszudehnen.

Rocky Mountain House, am südlichen Ufer des Friedensflusses; Dunvegan House, am nördlichen Ufer des Friedensflusses, der Mündung des Great Smoky gegenüber; Peace River House, am nordwestlichen Ufer des Friedensflusses, unterhalb dem vorigen; New House, wenige Meilen oberhalb des vorigen, an der nämlichen Seite des Flusses; Vermillion House, am nordwestlichen Ufer des Friedensflusses, dicht oberhalb der Fälle; Faktoreien. Fort Liards, am östlichen Ufer des Turnagain, wo sich derselbe zu einem bedeutenden See erweitert.

19. Lesser Slave Lake, im Norden von Rocky Mountains, im Osten von English River, im Süden von Saskatchawan, und im Westen von den Felsengebirgen begrenzt, hat in seinem Innern, außer dem Lesser Slave und Baß Lake, eine Menge kleiner Seen, und durch den Athabascafluß oder la Biche und seine Nebenflüsse, unter denen in diesem Distrikt der Pembina der bedeutendste ist, die herrlichste Wasserverbindung mit dem Osten. Der westliche Theil des Landes ist sehr gebirgig, und größtentheils dicht bewaldet; Mount Brown, an dessen Fuß der Athabasca entspringt (16.000 Fuß), der höchste Punkt im Lande. Der mittlere Theil des Landes ist flach, der östliche stellenweise feuchte Niederung. Das Klima ist angenehm; der Boden in der Nähe der Faktoreien wenigstens sehr ergiebig; die Flüsse und Seen fischreich.

Fort Lesser Slave Lake, an der nordwestlichen Spitze des gleichnamigen Sees; Fort Assiniboin, am nördlichen Ufer des Athabasca, oberhalb der Vereinigung desselben mit der Pembina; Rocky Mountain House, oberhalb des vorigen, am Athabasca, unweit des Mount Brown, im tiefsten Gebirge; Faktoreien Baß Lake House, Fischerstation an einem kleinen See, von welchem ein Abfluß nach Süden in den Athabascafluß strömt.

20. Saskatchawan, der südwestlichste Distrikt des Binnenlandes, wird im Norden von Lesser Slave Lake, English River und Cumberland, im Osten von Swan River, im Süden vom Missouri-Gebiet der Vereinigten Staaten, und im Westen vom Felsengebirge begrenzt. Der westliche Theil des Landes enthält die höchsten Bergspitzen, den Hauptstock des Felsengebirges; der mittlere Theil wird durch mehre bedeutende Landrücken durchschnitten, und bietet eine mannigfaltige Abwechslung unfruchtbaren steinigten Gebirges, üppiger Thäler, feuchter Prairies und ausgedehnter wüster Steppen; der östliche Theil ist abwechselnd hochstämmiger Wald und grasreiche Wiesen, auf welchen unzählige Heerden von Bisons weiden. Den nördlichen Theil des Landes durchströmt der nördliche Saskatchawan mit seinen Zuflüssen, unter denen hier der Battle River der bedeutendste ist; den mittleren Theil der südliche Saskatchawan und seine Tributaries, der Red Deer, Askow und Bull Pound River; den Süden durchschneiden die Quellenwasser des Milk, Bratton und Maria River, welche sämmtlich dem Missouri zuströmen. Der Distrikt ist reich an Wild und Fischen, das Klima angenehm und freundlich, die Bevölkerung aber eine nichtswürdige Race räuberischer Indianerhorden. Hier und jenseits des Gebirges ist der Schauplatz der Abentheuer des Kapitän Bonneville, und kein Leser, der sich eine genauere Kenntniß vom ausgedehnten Westen Nord-Amerikas machen will, wird Irvings Werk unbefriedigt aus den Händen legen.

Chesterfield House, an der Mündung des Red Deer in dem südlichen Saskatchawan, und zwar an der Nordseite des letztern Flusses; South Branch House, am östlichen Ufer des südlichen Saskatchawan, oberhalb seiner Vereinigung mit dem nördlichen Zweige; Carlton House, am nördlichen Saskatchawan; von hier bis zum vorigen ist, da beide Flüsse einander hier nahen, ein Tragplatz von nur wenigen

Meilen; Manchester House, am linken Ufer des nördlichen Saskatchawaa, oberhalb der Mündung des Battle River; Fort George, oberhalb des vorigen, an demselben Fluß; Edmonton House, westlich von Fort George, am westlichen Ufer des nördlichen Saskatchawan; Acton House, an der Vereinigung der Quellenwasser des nördlichen Saskatchawan; Faktoreien. Nelson; Buckingham; Bourbon; Hudson; verlassene Faktoreien und Fischerstationen am nördlichen Saskatchawan.

Westlich der Felsengebirge eröffnet sich

21. Columbia, ein ausgedehnter Landstrich, der von den Engländern sowohl, als von den Bürgern der Vereinigten Staaten in Anspruch genommen wird, und sich von Californien im Süden bis zu den russischen Besitzungen im Norden zieht, im Westen aber vom stillen Weltmeer begrenzt wird. Dieser ausgedehnte Landstrich, welcher sich vom 68° nördl. Br. bis herab zum 43° zieht, bildet eine lange Reihe von Plateaus, die im Osten und Westen von zwei Bergketten umschlossen werden, von denen die am meisten östlich liegende "Stony- oder Rocky Mountains" die steinigten oder Felsengebirge heißt. Der andere abfallende Theil der nordwestlichen Plateaus bildet eine große, mit der Seeküste parallel und stets in geringer Entfernung vom stillen Ocean laufende Kette. Die Höhe dieser Felsenpiks beträgt 4.000 — 8.000 Fuß über ihrer Basis, oder von 7.000 — 11.000 Fuß über dem Meere, und fortwährend sind sie mit ewigem Schnee bedeckt. Mackenzie, welcher das Felsengebirge überstieg, wanderte noch im Juni über Schnee, stieg dann in ein milderes Thal herab, durch welches der Columbiafluß strömte, und jenseits desselben die Bergkette aufwärts, welche Vancouver, Cook, La Perouse und andere Seefahrer parallel mit der Seeküste, von Cooks Einfahrt bis Neu-Albion, in einer Ausdehnung von mehr als 1.000 Leagues sich ausbreiten sahen, und welche aus verschiedenen Bergrücken, Kuppen und Piks besteht, zwischen denen viele breite und fruchtbare Thäler eingeschlossen sind, die, theils bewaldet, einen Reichthum von Pelzthieren in sich bergen, theils, als natürliche Wiesen, großen Heerden von Buffaloes üppige Nahrung bieten. Columbia hat treffliche Wasserverbindungen; der Hauptstrom, welcher dem Lande den Namen gegeben, ist der Columbiafluß, der in den steinigten Gebirgen, unter 49° 50′ nördl. Br., entspringt, längs der Westseite der Rocky Mountains bis zum 53° 30′ nördl. Br. hinaufströmt, dort durch einen von Norden kommenden Fluß verstärkt wird, mit diesem einen kurzen Bogen beschreibt und dann nach Süden divergirt; den Chatnoonikfee durchströmend, vergrößert er sich durch den Cootonay, Coohamie oder Mc. Gillivray, welcher ihm die Wasser des Flatbow-See zuführt, empfängt weiter unten durch den Flathead oder Clarke, die Wasser des Kulleespelm-See, südlich von diesem den Spokane und den Snake, Saptin oder Lewis River, und strömt, sich von hier ganz nach Westen wendend, dem Australoceane zu, welchen er bei Fort Clatsop, unter 46° 19′ nördl. Br., erreicht. Der Lewisfluß ist bei seiner Vereinigung mit dem Columbia 575 Yards, der Columbia selbst 960 Yards breit; etwas weiter unterhalb ihrer Vereinigung hat letzterer eine Breite von 1 — 3 engl. Meilen, und ist für Schaluppen, so weit als die Fluth reicht, (gegen 183 Meilen) schiffbar. Von der Vereinigung der beiden großen Ströme an bietet die Gegend nicht als eine Reihenfolge von Flächen; weiter abwärts trifft man auf Stromschnellen und Wasserfälle, worauf sich dann der Fluß im ruhigen sanften Strome durch ein reizendes fruchtbares Thal hindurchschlängelt, welches von stolzer Waldung beschattet, von kleinen Lagunen durchschnitten wird, und einen für jeden Anbau geeigneten Boden besitzt. Die Bäume in diesem Theile der westlichen Welt zeichnen sich durch ihre hohe Schönheit aus; die Föhre erreicht öfters eine Höhe von 300, bei einem Umfange von 45 Fuß, und viele Waldbäume schießen bis auf 200 Fuß in die Höhe, bevor sie sich in Aeste vertheilen.

Da der südliche Theil des Columbia-Gebietes von den Vereinigten Staaten als Oregan-Distrikt in Anspruch genommen wird, das englische Ministerium diesen Anspruch auch gebilligt hat, werden wir später auf diesen Theil wieder zurückkommen, und hier nur den Theil betrachten, der als Neu-Georgia, Neu-Hanover und Neu-Cornwallis, oder unter dem allgemeinen Namen Neu-Caledonia von den Engländern vermöge des Entdeckungsrechtes in Anspruch genommen, nun jetzt aber nur von verschiedenen Pelzhändler-Gesellschaften benutzt wird; in Folge jenes Rechtes aber eher den Spaniern und Russen gehören dürfte, und sich nach dem am 28. Februar 1825 zu St. Petersburg abgeschlossenen Grenzvertrage mit Rußland, zwischen 48° 10′ bis 54° 40′ nördl. Br. und von 236° bis 256° 30′ östl. L., hinzieht. Das Innere dieses ausgedehnten Landes ist bis jetzt noch wenig bekannt; der Küstenstrich aber, welcher unter dem Namen der Nordwestküste schon seit Jahrhunderten theilweise bekannt ist, hat schon seit den frühesten Zeiten der Entdeckung Amerika's die Aufmerksamkeit der Seefahrer aller Nationen auf sich gezogen. Bekanntlich nimmt die amerikanische Küste, welche von dem großen Ocean oder dem sogenannten stillen Meere, der Südsee, bespült wird, schon vom Vorgebirge Corrientes an, etwa im 5° nördl. Br., die Richtung nach Nordwesten hin, und behält dieselbe, mit mehr oder weniger Abweichung, bis zum 60° nördl. Br., bis zum Kap Suckling, bei, nimmt dann vom Prinz Williams-Sund bis zu den Fuchsinseln eine südwestliche Richtung, und kehrt von der Spitze der Halbinsel Alaska, die großen Meerbusen Bristolbay, Norton- und Kotzebue-Sund bildend, wieder nach Norden bis zum Eiskap zurück; von dieser ausgedehnten Strecke scheint die Benennung Nordwestküste nur auf den Theil anwendbar, welcher sich vom 40° nördl. Br. bis zum Eiskap, unter 70° 29′ nördl. Br., hinzieht, und so weit nehmen wir ihn auch hier, mit Ausschluß der russischen Besitzungen, denen weiter unten ein besonderes Kapitel gewidmet werden soll.

Im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts war die Westküste des nördlichen Amerika besser und genauer bekannt, als in der letzten Hälfte des achtzehnten. Die Reisen der Spanier und Portugiesen jener Zeit sind in gänzliche Vergessenheit gerathen; von vielen ist kein Denkmal, selbst nicht in Archiven, übrig geblieben, und nur die geographischen Entdeckungen in den um jene Zeit entworfenen Karten, wo ganze Strecken Landes mit ihren Vorgebirgen, Häfen, Flüssen u. s. w. bezeichnet werden, ohne daß sich auch nur der Name von ihren Entdeckern nachweisen ließe, bürgt, wenn man sie mit neuern Karten vergleicht, für die Richtigkeit der frühern Entdeckungen. Don Gasper de Cortereal ging 1500 von Portugal ab, um einen neuen Weg nach Indien zu finden, entdeckte Labrador, und im 60° nördl. Br. eine weite Einfahrt, die nach Westen ging; hoffend, in dieser die Durchfahrt schon gefunden zu haben, die den Weg nach Indien abkürzen sollte, nannte er sie Anian, und kehrte, ohne sie weiter zu untersuchen, nach Lissabon zurück, um dem König Bericht abzustatten. Daß auf der Westküste Amerika's diese Straße ausmünden müsse, scheint allen Geographen damaliger Zeit als eine ausgemachte Sache gegolten zu haben, Cortez erwähnt derselben in seinem Briefe an Kaiser Karl V. vom 15. October 1524 mit der größten Zuverläßigkeit, doch jede Entdeckung, die man von dieser Zeit an an der Nordwestküste von Amerika über Californien hin machte, rückte die Einfahrt dieser Meerenge, oder die Mündung derselben von jener Seite höher hinauf, bis man endlich von einem Reich Anian zu sprechen anfing, welches sich weit nach Norden erstrecke, und nur durch eine enge Durchfuhr von Asien geschieden seyn solle; so ward endlich die Behringsstraße ein Synonym der Straße Anian, obwohl der Entdecker der Einfahrt auf der Ostküste nie an jene gedacht haben konnte; Cortereals Reisebericht kam in Vergessenheit, und 100 Jahre später erhielt die Einfahrt von ihrem unglücklichen zweiten Entdecker den

Namen Hudsonsstraße. Cortez war der Erste, der die Küste des großen Oceans erreichte, dort Schiffe erbauen ließ, und seine Gefährten auf Entdeckungen aussandte; durch diese ward im Jahre 1534 Californien entdeckt. Sein Nachfolger, der Vicekönig Mendoza, gereizt durch die fabelhaften Nachrichten von einem im Norden von Mexiko gelegenen gesitteten Lande Quivira, schickte im Jahre 1540 Vasquez de Coronado zu Lande, den Kapitän Franzisco de Alarçon aber zur See, mit einigen Schiffen aus, um die Eroberung dieses reichen Wunderlandes zu bewirken, und gab letzterm zugleich den Auftrag, bis zum 53° nördl. Br. die Küste zu verfolgen, um die Straße Anian zu finden; leider blieb der spanische Seefahrer weit vom Ziele, und erreichte nur den 36° der Breite, ohne irgend eine wichtige Entdeckung zu machen. Die verunglückte Expedition nach Quivira reizte indeß den Entdeckungsgeist der damaligen Spanier nur noch mehr: der Vicekönig ließ 1542 wiederum zwei Schiffe ausrüsten, um unter Rodrigues de Cabrilho, einem gebornen Portugiesen, den Weg nach Norden zu nehmen. Dieser bestimmte die Lage verschiedener Vorgebirge an der Küste, als: Kap Engaño unter 32° nördl. Br., de la Cruz unter 33°, und de la Galera unter 36° 30′ nördl. Br. In 37° 30′ fand er waldige Gebirge, und nannte sie St. Martins Berge, so wie das Vorgebirge am Fuße derselben ebenfalls Kap St. Martin; seinem Vicekönig zu Ehren nannte er das unter 40° nördl. Br. entdeckte Vorgebirge Kap Mendozino; ein Hafen nahe dabei wurde wegen der vielen Fichten Baia de Pinos genannt. Noch entdeckte er unter 41° das Kap Fortune, und erreichte den 44° nördl. Br. im März 1543, wo ihn die durchdringende Kälte zur Rückkehr nach Neuspanien zwang. Mehre Reisen wurden von Spaniern nach dieser Zeit nach der Nordwestküste unternommen, doch kein Seefahrer dieser Nation scheint über den 44° nördl. Br. gekommen zu seyn, wenigstens gestand 1574 Abraham Ortelius, der Geograph des Königs von Spanien, daß oberhalb jenes Grades die nördliche Gegend Amerika's gänzlich unbekannt wäre. Einige Jahre nach dieser Erklärung schickte die Königin Elisabeth von England den Ritter Francis Drake um das späterhin so benannte Kap Horn, nach der Nordwestküste von Amerika, die er bis zum 48° nördl. Br., wo nicht noch höher hinauf, beschiffte. Das neu entdeckte Land nannte er Neu-Albion, bestimmte die Lage des Kap Mendozino ebenfalls unter 40° nördl. Br., und nahm in dem Hafen, der seinen Namen trägt (Port Drake), unter 38° 30′ nördl. Br., die Küste im Namen seiner Monarchin in Besitz, und begründete dadurch die Ansprüche Großbritaniens, so weit nämlich Entdeckung und Besitznehmung eines schon bewohnten Landes, ohne Einwilligung der Einwohner, ein Recht geben können. Die Spanier, besorgt, daß die Briten endlich doch die nordwestliche Durchfahrt finden, oberhalb Californien Niederlassungen anlegen, und zuletzt von dort her die Eroberung Merico's versuchen, ja vielleicht ausführen könnten, sandten 1582 eine neue Expedition, unter Franzisco Gualle, auf Entdeckungen aus; doch scheint dieser nicht einmal so weit als Cabrilho gekommen zu seyn, und keine neue Entdeckungen gemacht zu haben, und die wichtigste Reise, die Juan de Fuca im Jahre 1592, im Dienste des Vicekönigs von Merico, zur Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt unternommen, und welche den Spaniern die Ehre der ersten und wichtigsten Entdeckungen an der Nordwestküste zusichern würde, wird von den spanischen Geschichtschreibern mit so tiefem Stillschweigen übergangen, daß sie dadurch ein apokryphisches Ansehen erhält; Fuca fand, nach seiner Aussage, zwischen dem 47 und 48° nördl. Br. eine weite Einfahrt, in welcher er zwanzig Tage lang fortschiffte; das Land hatte bald eine nordwestliche, bald eine nordöstliche, auch an einigen Stellen eine südöstliche Richtung, und die See innerhalb der Einfahrt ward immer breiter; nachdem er durch diese Durchfahrt, die noch jetzt nach ihm benannt wird, (und wie sich später erwiesen, die Einfahrt in den Golf von Georgia gewesen)

gekommen, und bereits das nördliche Meer erreicht hatte, hielt er es für rathſam, umzukehren, und Bericht von ſeiner Entdeckung abzuſtatten; zwei Jahre lang wartete er in Mexico vergeblich auf Belohnung, ging hierauf nach Spanien, wo er am Hofe gut aufgenommen, aber nach langem Warten ebenfalls nicht belohnt wurde. 1602 lief Sebaſtian Vizcaino, in Begleitung des Lieutenant Martin de Aguilar, der ein zweites Fahrzeug unter ihm kommandirte, von Acapulco nach Norden aus, um einen Hafen ausfindig zu machen, wo die Gallionen bei ihrer Ankunft an der Küſte eine Zuflucht haben, und ſich mit friſchen Vorräthen bis nach Neu-Spanien verſorgen könnten; unter 37° (oder eigentlich 36° 40′) nördl. Br. entdeckten ſie einen Hafen dicht an der Fichtenſpitze, Punta de Pinos, welcher die erwünſchten Eigenſchaften hatte, und nannten ihn, nach dem damaligen Vicekönig, Monterey; unter 40° nördl. Br. fanden ſie das Kap Mendozino, und unter 41° 30′ ein anderes, welches ſie Kap San Sebaſtian nannten. Unter 43° das Kap Blanco, und nahe dabei einen großen Fluß, an deſſen Ufer ſie wegen der Strömung nicht landen konnten, und der in allen ſpätern Karten als die Einfahrt des Martin de Aguilar eingetragen wurde. 1640 ſegelte der Admiral Bartholomäus de Fonte von Callao de Lima aus, um eine nordweſtliche Durchfahrt zu ſuchen; die Spur ſeiner Entdeckungen ſcheint ſich indeß in Spanien und Mexico ganz verloren zu haben, obgleich ſeine Reiſe angeblich unter ſpaniſcher Flagge gemacht worden; die einzige Nachricht von dieſer Reiſe, in einem Briefe, den er ſelbſt geſchrieben haben ſoll, ſteht in einer engliſchen Manatſchrift: Memoirs of the Curious, in den Monaten April und Junius 1708, und iſt allein aus dieſer Quelle in andere Werke übergegangen. Nach dieſem Brief erreichte er am 14. Junius 1640 unter 53° nördl. Br. den Fluß los Reyes, ſteuerte von hier 260 Seemeilen in krummen Durchfahrten oder Kanälen zwiſchen Inſeln, die er den Archipel von San Lazarus nannte, und hierauf den Rio de los Reyes 60 Seemeilen weit aufwärts; wie viele Widerſprüche indeß auch in dieſem Briefe vorkommen, ſpaniſche Handſchriften beweiſen, daß die Reſultate von de Fonte's Reiſe bekannt geworden ſind, wenn ſchon die Nachricht von der Reiſe ſelbſt ſich bis auf dieſen Brief verloren hat. Die neueſte Reiſe des Kapitän Roß iſt der beſte Beleg von der Wahrheit des de Fonteſchen Briefes. Kein anderer ſpaniſcher Seefahrer iſt vor 1640 ſo weit nach Norden gekommen. Bis zum Jahre 1775 gelangten die in Folge des Mönchsregiments gelähmten Spanier nur bis zum 55° nördl. Br., in dieſem Jahre aber drang Don Bruno de Heceta bis zum 57° 57′ nördl. Br. vor, berührte auf dieſer Fahrt unter 41° 7′ den Hafen Trinidad, unter 57° 2′ das Kap Engaño, unter 57° 11′ den Hafen Guadelupe, unter 57° 18′, dicht neben den vorigen, den Hafen de los Remedios, und auf dem Rückwege unter 55° 17′ den Hafen Bucarelly; der letzte auf dieſer Fahrt berührte Ort unter 38° 18′ nördl. Br. ward der Hafen de la Bodega genannt, und iſt wahrſcheinlich kein anderer, als der 1579 von Drake entdeckte und nach ihm benannte Hafen. Von einer ſpätern Reiſe längs dieſer Küſte im Jahre 1779 findet man ein ſchönes Denkmal in Herrn Dalrymple's großer Kartenſammlung, wo No. 24 in der XIV. Klaſſe einen ſehr ſorgfältig ausgearbeiteten Abriß des Hafens Bucarelly enthält. Auf dieſem Blatte lieſt man zugleich die Notiz, daß Don Juan Franzisco de la (Bodega y) Quadra dieſen Hafen im Jahre 1779 genau unterſucht habe. Seine Breite wird hier auf 55° 19′, und die Länge auf 27° 9′ weſtlich von dem Vorgebirge St. Lukar in Californien beſtimmt. Der berühmte Cook, der auf ſeiner dritten Entdeckungsreiſe die Nordweſtküſte unterſuchte, würde Außerordentliches haben leiſten können, wäre er nicht durch geheime Inſtructionen gebunden geweſen, die ihm ausdrücklich befahlen, „wohl bedacht zu ſeyn, keine Zeit mit Unterſuchung der Flüſſe und Einbuchten oder ſonſt zu verlieren", bis er den 65° nördl. Br. erreicht haben würde. James Cook

berührte die Küste von Neu-Albion in 44° 33′ nördl. Br. zuerst, und fuhr an derselben aufwärts. Ein Vorgebirge, welches sich hier zeigte, lag 44° 55′ nördl. Br. und erhielt den Namen Kap Foulweather. Nutka- oder König George's Sund, im 49° 36′ nördl. Br., war der erste Hafen, den Cook an dieser Küste besuchte. und beim Auslaufen aus demselben hinderte ihn ein Sturm, sich der Küste vor dem 55° wieder zu nähern; er begnügte sich, die Stellen anzudeuten, wo er aus der Ferne den Eingang zu Häfen und Buchten wahrgenommen hatte, und bestimmte die Lage der merkwürdigsten Landspitzen, wie z. B. des Kaps Engaño, der Spanier, welches er Kap Edgecumbe nannte, des Kreuz-Kaps und des Kaps Suckling astronomisch. Die Bayen, die er an dieser Küste entdeckte, aber nicht untersuchen durfte, sind die Insel-Bay, Bay of Islands, der Kreuz-Sund, die Behrings- und Comptrollers-Bay. Seine ferneren Entdeckungen gehören dem russischen Amerika an, und kommen wir später darauf zurück. In neuern Zeiten haben Amerikaner, Engländer und Russen thätig beigetragen, die Kenntniß der Nordwestküste zu vermehren; nur das Innere des Landes ist noch nicht hinlänglich aufgeschlossen, obgleich die Benutzung der Archive der nordwestlichen und der amerikanischen Pelzhändler-Gesellschaft darüber den besten Aufschluß geben könnten.

Das Klima Columbia's ist ungleich milder, als das an den östlichen Küsten Amerika's unter gleicher Breite, ja selbst gemäßigter, als im Binnenlande an der Ostseite des Felsengebirges, wo, wenn das Fahrenheit'sche Thermometer im Winter 40 — 50° fällt, es auf der Westküste nur auf 32° sinkt. Das Felsengebirge bricht die Kraft des rauhen Nordosten. Der Winter beginnt bereits im November mit Regen und starken Südost-Winden, doch friert es selten vor Mitte Januar, und selbst dann ist die Kälte so mäßig, daß, obgleich die Buchten mit Eis gefüllt sind, die Eingebornen noch zwischen den Kanälen fahren können, die selten gänzlich zufrieren. Im März naht der Winter seinem Ende, und der Schnee verschwindet auf den Ebenen, die Höhen bleiben aber länger mit Schnee bedeckt, und wie schon oben gesagt, fand Mackenzie noch im Junius Berge von mittlerer Höhe mit Schnee bedeckt und alle Hohlwege damit ausgefüllt. Ende März beginnt die Vegetation und macht außerordentliche Fortschritte. April und Mai gelten als Frühling; der Nordost-Wind weht in dieser Jahreszeit von Mitternacht bis acht Uhr Morgens, geht, noch ehe es Mittag wird, nach Nordwest über, wo er zuweilen mit Heftigkeit weht, und legt sich am Abend, oder setzt nach Norden um. Im Junius beginnen schon die Früchte des Waldes zu reifen; im Juli und August ist die Hitze sehr beträchtlich, wird aber durch Seewinde bedeutend gemildert. Gegen Ende August sind Südwinde vorherrschend, halten den ganzen Herbst und Winter mit wenig Unterbrechung an, und gehen oft in Orkane über, die ganze Waldungen niederschmettern; Nebel und Regen sind im Herbste häufig, und im November hat man Gewitter von ungemeiner Heftigkeit, bei denen sich der Donner nur selten hören läßt. Oberhalb des 53° nördl. Br. fängt der Winter schon im Oktober an; der Schnee schmilzt selten vor Mitte Mai, und auf niedern Bergen, deren Höhe noch lange nicht an die Schneelinie grenzt, bleibt der Schnee das ganze Jahr hindurch liegen. Das Klima des Landes ist indeß gesund, und an den so häufig unter den Eingebornen vorkommenden Augenkrankheiten scheint mehr die herrschende Unreinlichkeit der Wohnungen schuld zu seyn, als das Klima.

Die Menge und Verschiedenheit der Naturprodukte des westlichen Amerika's heben den nordwestlichen Handel der Engländer und Amerikaner mit jedem Jahre; die Verbindung mit China, welches Land von hier aus mit guten Schiffen in zwei Monaten erreicht werden kann, die Erweiterung des schon bestehenden nicht unbedeutenden Handels mit jenem Lande, den die Amerikaner bereits auf Korea und Japan auszudehnen suchen, und der sich mit jedem Jahre mehrende Absatz von Manufaktur- und

Fabrikwaaren an die einheimischen Völkerschaften, trägt wesentlich dazu bei, Columbia in Aufnahme zu bringen, und feste Grenzbestimmungen würden gar bald auch permanente Ansiedelungen zur Folge haben. Die Bedürfnisse der Bewohner der nordwestlichen Küsten von Amerika steigen, so wie ihre Kenntnisse verschiedener Produkte sich mehren; schon tragen die einheimischen Völkerschaften nach wollenen Decken und Manufakturwaaren ein lebhafteres Verlangen, als früher nach Glaskorallen, Eisen und Spielwaaren, und selbst Feuerwaffen sind jetzt unter ihnen gesuchte Handelsartikel. Die Seeotterfelle, so schön und warm sie sind, haben doch etwas unbehülfliches, und allmählig gewöhnen sich die Einwohner von Nutka und der Küstengegenden an die weit bequemeren Decken. Nach der Anzahl der indianischen Dörfer, welche Reisende längs der Nordwestküste bemerkten, läßt sich die Menge der Küstenbewohner zwischen 49° 30′ und 45° nördl. Br. auf 60.000, die Volksmenge nordwärts von Nutka aber auf eine weit größere Anzahl schätzen; die Seelenzahl der Binnenstämme scheint nicht geringer zu seyn, und hiernach ließe sich leicht die Wahrscheinlichkeit eines sich immer mehr verbreitenden Handels berechnen. Pelzwerk und die Häute verschiedener Thiere werden für die nächste Zukunft noch immer den bedeutendsten Theil der Ausfuhr Columbia's machen, und unter diesem Pelzwerk unstreitig das Seeotterfell den entschiedensten Vorzug verdienen. Die Chinesen, als große Kenner hinsichtlich der Güte der Rauchwaaren, mit denen bei ihnen ein unbegrenzter Luxus getrieben wird, sortiren die nordamerikanischen Seeotterfelle in sechs verschiedene Klassen, von denen die besten, mit dem längsten, glänzendsten und schwärzesten Haar, in Kanton hundert und bisweilen hundert und fünfzig, folglich in Peking wahrscheinlich zwei bis drei hundert spanische Thaler und darüber gelten. Die blassen Schwänze der Seeottern werden zu Besetzungen sehr gesucht und theuer bezahlt; Kapitän Meares erhielt für das Stück im Durchschnitt sechs Thaler, und verkaufte zwanzig der schönsten an den Hoppo in Kanton, jeden zu fünfzehn Thaler. Die andern Pelzsorten, welche Columbia zur Ausfuhr liefert, sind Biber, Marder, Fischerwiesel, Flußottern, Hermeline, Füchse von verschiedenen Arten, worunter auch die seltenen Schwarzfüchse gehören; ferner graue, weiße und gelbe Wölfe, Vielfraße, Murmelthiere, Waschbären oder Raccoons, Bären und wilde oder Bergschaafe (Capra Ammon), die man in Rußland Argali nennt, und deren Fließ vorzüglich lang und fein ist. Hierzu kommen noch die gewöhnlichen amerikanischen Hirsche, und die Muse- und Elennthiere, deren Häute zu allen Lederarbeiten so besonders brauchbar sind. Das Meer an jenen Küsten, zu dessen Bewohnern wir die Seeotter zählen müssen, wird indeß in Zukunft die wichtigsten Handelsprodukte liefern. Auf lange Zeiten hin wird der Seeotterfang noch sehr ergiebig bleiben, indem die geringe Bevölkerung jener Gegenden die Vermehrung dieser Thierart nicht merklich stören kann, auf der andern Seite aber nicht zu befürchten steht, daß die Chinesen je zu reichlich mit dieser Waare versorgt werden könnten, da man nicht ohne Wahrscheinlichkeit behauptet, daß alle seit dem Anfange des nordwest-amerikanischen Pelzhandels nach China geführten Seeotterfelle kaum für das Bedürfniß der einzigen Provinz Kanton hinreichend gewesen seyen. Die Kälte ist auch dort, wiewohl innerhalb der Grenzen des Wendekreises, im Winter empfindlich genug, um einem so verzärtelten Volke dieses Pelzwerk unentbehrlich zu machen; indeß, wenn auch mit der Zeit die Anzahl der Seeottern sich merklich vermindern, und zugleich die Nachfrage in China aufhören sollte, was sich doch kaum zusammen denken läßt, so würde der Handel an der ungeheuern Menge von Robben aller Art, den Seebären, den Seelöwen, und im hohen Norden den Wallrossen, deren Häute theils in China, theils in Europa von allgemeinem Gebrauche sind, einen reichlichen Ersatz für jene ausgestrichene Rubrik finden. Sowohl die großen schwarzen Wallfische als die Kaschelote werden in jener Meeresgegend in unglaublicher Anzahl angetroffen, und

liefern Thran von vorzüglicher Güte. Es ist unglaublich, welche Menge von Schiffen bereits an diesen Küsten dem Fischfang und Robbenschlag nachgehen, und welche herrliche Schule Columbia's Küsten für Seefahrer der Vereinigten Staaten sind, da diese, und weiter oben die Russen, fast immer noch die einzigen sind, welche die Gewässer des Nordwesten ausbeuten. Nirgends kann der Seefahrer die bei seinem Gewerbe so unentbehrliche Erfahrung so vollständig und in so kurzer Zeit einerndten, als auf jener Schifffahrt, die, im Ganzen genommen, den Vortheil hat, trotz aller Mühen und Beschwerden, weniger gefahrvoll zu seyn, als eine Fahrt nach der Baffinsbay, oder in die Gewässer von Spitzbergen. Die Tiefe des Meeres an den größtentheils steilen Küsten und die unzähligen Ankerplätze und Häfen gestatten den Schiffen überall eine sichere Zuflucht; der Fischfang, die Jagd, und die wilden Kräuter und Waldfrüchte liefern der Mannschaft einen hinreichenden frischen und gesunden Mundvorrath während ihres ganzen Aufenthaltes, und sollten sie ja einer Erfrischung bedürfen, so sind theils bereits einige Forts errichtet, in welchen Vorräthe zu erhalten sind, theils ist die Entfernung der Sandwichs-Inseln so gering, und dort der Reichthum an allem, was die Kräfte des Körpers wieder herstellen kann, so unerschöpflich, daß sie gleichsam durch Zauberei hervorgerufen zu seyn scheinen, um müde Seefahrer zu erquicken, und ihnen, statt der bisherigen Stürme, mit denen sie im Norden kämpften, von balsamischen, Gesundheit bringenden, Lüften anwehen zu lassen. (G. Forster a. a. O.)

Die Vögelgattungen sollen an der Nordwestküste, nach den Berichten der Reisenden, nicht sehr zahlreich seyn, und außer Krähen, Elstern, Krammetsvögeln, Spechten, dem Zaunkönig, dem Eisvogel, der Lerche, dem Regenpfeifer, Habichten und weißköpfigen Adlern und Busserden, findet man selten in jenen Berichten andere Landvögel angeführt; selbst die Waldtaube soll im Innern des Landes selten seyn; zahlreicher hingegen sind die Wasservögel: Möven, Wasserraben, verschiedene Arten Enten, Taucher, Seepapageyen und andere noch unbenannte Arten findet man in Menge, und auf den Seen des Innern Gänse und Schwäne in außerordentlicher Anzahl. Die Menge der Fische, welche nicht nur an der Küste, in den verschiedenen Sunden, Einfahrten und Flüssen, sondern auch in allen Binnenseen gefunden werden, geht ins Unglaubliche, und besteht in Heilbutten, Heringen, Sardinen oder Breitlingen (Clupea Sprattus, Linn), Silberbrassen, Lachsen, Forellen, Kabeljau, Elephantenfischen, Hayen, Tintenfischen, verschiedenen Seebrassen, Seehähnen u. s. w., die alle den Eingebornen zur Nahrung dienen, die den Fischfang größtentheils mit der Angel betreiben, und nur bei größern Fischen vom Speere Gebrauch machen. Im Frühjahre besuchen die Heringe und Sardinen die nordwestliche Küste in ungeheuern Zügen. Die Heringe sind im Durchschnitt kleiner als in den europäischen Meeren, die Sardinen aber den portugiesischen durchaus ähnlich. Letztere werden hier in erstaunlicher Menge gefangen. Zuerst treibt man den Zug in kleine Buchten oder auf seichte Stellen der Küste, sucht durch Plätschern im Wasser und durch Fichtenzweige, die vermittelst daran befestigter Steine ins Wasser gesenkt werden, den Fischen den Rückweg zu versperren, und schöpft dann die Fische mit hölzernen Trögen oder geflochtenen Körben heraus. Oft ist der Fang so bedeutend, daß eine ganze Dorfschaft nicht im Stande ist, die Fische rein zu machen und zuzubereiten, ehe sie in Fäulniß gerathen. Sobald sie ausgenommen und geputzt sind, steckt man sie auf Ruthen und hängt sie reihenweise in gehöriger Entfernung über das Feuer, um sie zu räuchern; packt sie dann, wenn sie trocken genug sind, sorgfältig in Matten, und hebt sie als einen ansehnlichen Theil des Wintervorraths auf. Die gelegene Zeit dieser Fischerei ist im Julius und August, wo einige Aufpasser auf die Anhöhen am Meere gestellt werden, um den Zügen dieser Fische entgegen zu sehen, die man an der besondern Bewegung im Wasser leicht erkennt, und auf die Nachricht, daß sie ankommen, eilen alle Eingebornen in ihre

Kanoes, um den Fang zu betreiben. Lachse werden im Julius, August und September an Wehrdämmen gefangen, die quer durch die Flüsse laufen; sie sind zwar nicht so häufig als andere Fische, aber vom köstlichsten Geschmack. Die Stockfische der Westküste geben den neufundländischen nichts nach, werden häufig gefangen, und wie der rothe Seeperch (Snapper), der ebenfalls häufig ist, gespalten, getrocknet, und für den Winter aufbewahrt. Der große Kalmer oder Tintenfisch, welcher häufig an der Küste vorkommt, wird als vorzüglicher Leckerbissen von den Eingebornen roh verspeist. Austern und Schaalthiere aller Art sind in Menge vorhanden. Die hiesigen Miesmuscheln sind sehr groß und enthalten viele kleine Saatperlen, die, von der Größe eines Nadelkopfes, ungestaltet und vom schlechtesten Wasser sind; Seeohren, Herzmuscheln, Patellen u. a. findet man in Menge, und Flußkrebse und kleine Seekrabben von vorzüglichem Geschmack werden häufig angetroffen. Von Amphibien hat man an der Nordwestküste noch keine schädlichen entdeckt, und nur im Innern des Landes sollen zu Zeiten Klapperschlangen gefunden werden. Muskitos oder Mücken sind sehr häufig, und den Eingebornen besonders lästig; die Prairies und Waldungen sind mit Insekten verschiedener Art angefüllt; Schmetterlinge von ungewöhnlicher Größe und Schönheit, Phalänen, gemeine Fliegen, findet man überall, und die Biene, den Vorläufer der Civilisation, welche man früher nur diesseits der Felsengebirge kannte, auch jetzt in allen Waldungen des Westens.

Das Pflanzenreich Columbia's wird in späterer Zeit ebenfalls seine Erzeugnisse zur Ausbreitung eines Handels hergeben, dessen künftige Wichtigkeit bereits so gut als erwiesen ist. Der Westen bringt den wegen seiner wirklichen und vermeinten Heilkräfte von den Chinesen so sehr geschätzten Ginseng (**Panax Ginseng, Linn.**) in Menge hervor; in der Umgebung von Nutka ist er zwar selten, auf dem festen Lande hingegen, am Columbiafluß, und selbst in den nördlichen Strichen, ja noch an den Ufern von Cooks-Einfahrt, findet man denselben in unerschöpflicher Menge. Den Ginseng der Nordwestküste hält man für ungleich besser, als den, welcher in Canada und überhaupt an der Ostküste von Amerika gesammelt wird, und soll derselbe den chinesischen oder tatarischen, den man allen andern Sorten vorzieht, am nächsten kommen. Das Bauholz, welches die Wälder zwischen dem 40 und 60° nördl. Br. hervorbringen, wird von allen Seefahrern, die jene Küsten besucht haben, einstimmig für das vortrefflichste und kostbarste in der Welt anerkannt. Die Inseln in den verschiedenen Häfen, Buchten und Bayen sind mit diesen unschätzbaren Waldungen vom Rande des Meeres bis an die Gipfel der Berge bewachsen, und im Innern wechseln reiche Prairies und Niederungen mit dem hochstämmigsten Walde. Schiffbauholz, Harz, Pech, Theer und Terpentin dürften also in der Zukunft bedeutendere Quellen der columbischen Ausfuhr seyn, als jetzt die Pelzwaaren, auf welche Briten und Amerikaner für den Augenblick allein speculiren. Unter den Bäumen, die vorzüglich in den Waldungen der Nordwestküste angetroffen werden, zeichnen sich aus: die weiße und schwarze Sprosse (**Pinus Canadensis** und **Abies mariana, Mill.**), die Fichte, die Cypresse (**Cupressus Thyoides**), welche öfters einen Umfang von 60 — 80 Fuß erreicht, die Erle, deren Stamm sich bis zu 80 Fuß erhebt, die Lerche, die Pappel, die Tanne, von der man Stämme von 200 Fuß Länge gefunden haben will, die rothe Eiche und mehre andere Baumarten, die Amerika eigen sind, wie amerikanische Birken, Sassafras, der Schneeflockenbaum (**Chionanthus**), der canadische Judenbaum, u. v. a., von denen viele zum Schiffbau tauglich sind, Arzneistoffe liefern, oder Früchte bieten, noch andere aber so festes Holz haben, daß es Mühe kostet, dasselbe zu behauen. In König George's Sund und um die Hafen Cox und Effingham fanden Meares und Douglas die Bäume vom stärksten Wuchs, und dort das herrliche Mastholz. Auf den felsigen Inseln und in den Wäldern sind wilde Erdbeeren in Ueberfluß, und in manchen Gegenden schwarze Johannis- und

Stachelbeeren. Eine Art Himbeere, die auf einem größern Strauche wächst, als unsere europäische Himbeere, und keine Dornen hat, deren Frucht aber vom köstlichsten Geschmack und so zart ist, daß ein Regenschauer sie vom Stengel schwemmen kann, ist eine Lieblingsfrucht der Eingebornen, und macht mit einer andern Frucht, die in Gestalt, Größe und Geschmack mit der Johannisbeere Aehnlichkeit hat, in großer Menge auf ziemlich hohen Bäumen wächst, und im Juli und August eingesammelt wird, ein Hauptnahrungsmittel der Eingebornen aus. Rothe und weiße Brombeeren, welche die unsrigen an Geschmack und Größe übertreffen, findet man ebenfalls im ganzen Lande verbreitet; wilden Lauch, Zwiebeln, Pastinaken und andere eßbare Wurzeln findet man überall, und junge Nesseln, die hier in Menge wuchern, werden von den Eingebornen, welche die äußere Haut abziehen, im Uebermaße roh genossen. In der Nähe der Küste wächst viel wilder Waizen oder Gänsegras; die Wälder sind überall mit wilden Rosen und Eglantierrosen durchwebt, deren Blüthen die Luft mit ihren Wohlgerüchen erfüllen, das Anthericum mit orangenfarbener Blüthe und eine Menge noch unbestimmter Zierpflanzen schmücken die Ufer der Flüsse und die ausgedehnten Prairies, und die Wisepakuka oder der Thee von Labrador und der heilsame Ginseng kommen in allen Theilen des Landes im größten Ueberfluß hervor.

Der Mineralreichthum des britischen Columbia ist noch wenig bekannt, und läßt sich nur nach den verschiedenen Erzen beurtheilen, welche die Reisenden in den Händen der Eingebornen fanden. Die Klumpen von reinem gediegenem Kupfer, welche die Indianer durch Tausch von weiter nördlich lebenden Stämmen erhalten, lassen vermuthen, daß das Felsengebirge einen Reichthum von Kupfer in sich birgt. Spuren von Steinkohlen hat man an mehren Stellen entdeckt, Eisenerz auch an verschiedenen Orten gefunden, bis jetzt aber noch keine dieser Entdeckungen benutzt. Die Eingebornen graben eine Art von grobem rothem Ocher, womit sie sich den Leib, vorzüglich aber das Gesicht, anmalen, und zu eben diesem Zweck auch eine schwarze Farbe, über welche sie einen glänzenden Sand streuen, den sie im hohen Werthe halten, und den die frühern Seefahrer für Gold ansahen. Von diesem glänzenden Sande (eine Art Glimmer in Quarz), dem stolzesten Schmucke der Nutkaer, spricht auch schon Sir Francis Drake in seiner Beschreibung von Neu-Albion. Bergkrystall, der in achteckigen Prismen gefunden wird, kommt häufig vor, und wird von den Eingebornen als Halsschmuck getragen. Weder Briten noch Amerikaner haben den Mineralien des Westens bis jetzt einige Aufmerksamkeit geschenkt, und nur die Spanier, welche für alle im innern Schooße der Erde verschlossenen Schätze der Natur den feinsten Spürgeist besitzen, eröffneten bereits im August 1789 auf Hog Island (der Schweine-Insel) in Friendly Cove, in König Georgs Sund, ein Bergwerk; was sie dort gewannen, ist unbekannt geblieben; ihre Bergleute mußten unablässig arbeiten, aber außer den zur Wache bestellten Soldaten durfte sich kein Fremder den Gruben nahen.

Das britische Columbia ist dichter bewohnt als das Binnenland, und weit ansehnlicher würde die Bevölkerung seyn, wenn die eingebornen Stämme nicht in ewige Kriege verwickelt wären, die jährlich eine große Anzahl Menschen hinwegrafften, andererseits heftige Stürme eine Menge vernichteten, die sich beim Fischfange und der Seeotterjagd zu weit ins Meer gewagt. Ueber die Stärke der Bevölkerung läßt sich nichts bestimmen, doch dürfte die Gesammtzahl der Bewohner des britischen Columbia, mit Einschluß der Inseln, die dichter bewohnt sind als das Innere, wohl 70 — 75.000 Seelen erreichen. Europäer sind wenige vorhanden, und diese alle in Diensten verschiedener Pelzhändler-Gesellschaften als Reisende, Jäger oder Händler; die Einwohner bestehen deshalb blos in Indianerstämmen, welche sämmtlich unter sich verwandt zu seyn scheinen, und wenn auch besondere, doch verwandte Dialekte sprechen. Zwei Hauptstämme, die wiederum in unzählige kleinere Horden zerfallen, bewohnen Columbia.

Die des Binnenlandes nennen sich selbst, nach Harmons Bericht, Tacullies oder Wasserwanderer, weil sie wegen der vielen Gewässer, welche ihr Land durchschneiden, die Reisen von einem Orte zum andern meistens in Kähnen machen müssen; die der Küsten und der Inseln gehören zum Stamme der Atnahs oder Atenas, scheinen mit dem großen Volksstamm der Chepewyans verwandt zu seyn, und zerfallen in verschiedene Stämme, von denen die Wakash, Nagailer, Sludkus oder Slouacous, die Nanscud oder Nansoud, die Altnaks, Snarks und Berg-Indianer die vornehmsten sind.

Die Tacullies bewohnen das Binnenland oder die Hochebene, welche sich westlich der Felsengebirge nach der Küste zu zieht. Die Männer sind von mittler Größe und wohlgebaut, die Frauen kurz und dick und mit unverhältnißmäßig breiten Füßen versehen. In Wohnung, Nahrung und Kleidung sind beide Geschlechter sehr unreinlich; die Wohnungen bestehen, nach der Jahreszeit, in Hütten und Zelten; die Kleidung besteht in einer Art Mantel, aus schmalen Streifen von Biber-, Dachs-, Hasen- und andern Fellen kleiner Thiere zusammengesetzt, und ist bei beiden Geschlechtern gleich, die Tracht der Weiber aber nur dadurch von der der Männer unterschieden, daß diese noch außerdem eine kleine Schürze von Hirsch- oder Lachshaut tragen, die 12 bis 18 Zoll breit ist und bis an das Knie hinabreicht. Im Sommer gehen die Männer größtentheils ganz nackt, und obgleich die Bewohner der verschiedenen Nationen der Nordwest-Compagnie es dahin gebracht hatten, die in ihrer Nähe wohnenden zu bewegen, eine Art Beinkleider zu tragen, hatten diese doch so wenig Schaamhaftigkeitsgefühl, daß sie das, was sie heute zur Deckung ihrer Schaam trugen, morgen als Schmuck um den Kopf oder Hals wickelten. Den Nasenknorpel tragen beide Geschlechter durchbohrt; die Männer hängen Stücke Kupfer oder Messing drein, die jungen Frauen aber stecken einen hölzernen Pflock hindurch, an dessen beiden Enden eine Muschelschale von $1\frac{1}{2}$ Zoll Länge und der Dicke eines Pfeifenstiels befestigt wird. Diese Muscheln werden von den Tacullies sehr geschätzt, dienen beim Handel als Geld, da man zwanzig Stück einem Biberfelle gleich rechnet, und werden, da man sie im Innern des Landes selbst nicht findet, von den weiter nach der Küste zu wohnenden Atenas in Handel gebracht. Die Frauen tragen ihr Haar lang, durchflechten dasselbe mit Muscheln, können sie sich aber durch Tauschhandel europäische Glasperlen verschaffen, so befestigen sie solche in kleinen Bündeln hinter den Ohren am Ende einer Haarlocke, und bemalen das Gesicht mit rothem Ocher. Fischerei und Jagd sind die Hauptbeschäftigungen der Tacullies, und da sie in Betreff ihres Lebensunterhaltes hauptsächlich auf die Gewässer angewiesen sind, so haben sie besonders gute Fischereigeräthe: Netze, Körbe und Reussen. Die Fischereigeräthe werden von den Frauen, die Jagdgeräthe von den Männern verfertigt, und erstere aus Weidenbast, oder auch wohl, namentlich zum Fange kleiner Fische, aus Nesseln bereitet. Mit Anfang April beginnt die Fischerei auf den kleinen Seen, welche Forellen, Shads, Katzfische u. dgl. liefert. Hiermit beschäftigen sich die Indianer zwei bis drei Monate, trocknen den größten Theil ihres Fanges, und kehren zu Ende der Fangzeit zu ihren Dörfern zurück, um allerlei Kräuter, Beeren und Wurzeln einzusammeln, die sie dann zu ihren getrockneten Fischen verzehren; zu diesem Ende werden die verschiedenen Beerenarten schichtenweise abwechselnd mit heißen Steinen in Gefäße gelegt, welche aus der Rinde der Pechtanne gemacht sind, dann in Kuchen zusammengepreßt und getrocknet, und zuletzt bei ihren Schmausereien, mit Lachsthran angemacht, verzehrt. Dieses Sammeln währt bis zur Mitte des August, in welcher Zeit sich die Lachse in unglaublicher Anzahl in den Flüssen einfinden. Um diese zu fangen, werden von den Indianern Dämme quer über die Flüsse angelegt, und große Reussen aus Weidenruthen, mit der trichterförmigen Oeffnung stromabwärts gerichtet, in denselben aufgestellt.

Nicht selten werden 4 — 500 Lachse in einem solchen Korbe gefangen. Die Männer legen die Dämme an und stellen die Reussen auf; Weiber und Kinder hingegen müssen den Fang ausweiden und mit den Schwänzen an Pfählen zum Trocknen aufhängen. Nach zwei oder drei Tagen werden die Fische wieder abgenommen, gespalten und von neuem an die Luft gehängt, wo sie dann nach Verlauf eines Monats hinlänglich ausgetrocknet sind, um Jahre lang aufbewahrt werden zu können. Der aus den Lachsen ablaufende Thran wird sorgfältig gesammelt und zur Bereitung der Speisen angewendet. Die Jagd auf Wildpret oder Pelzthiere wird nur von den Männern ausgeübt, und werden die Thiere entweder mit Pfeilen geschossen, oder in starken aus Riemen verfertigten Netzen, oder in Fallen, aus großen Stücken Holz bestehend, gefangen, welche letztere so aufgestellt werden, daß sie, wenn das Thier den Köder berührt, herabfallen und sie tödten. Bären und Biber liefern die geschätztesten Leckerbissen, und deren Fleisch darf namentlich bei keiner Schmauserei fehlen, welche die Tacullies zum Andenken ihrer Verstorbenen anzustellen pflegen; sonst aber machen die Fische den Hauptlebensunterhalt, und bei gänzlichem Mangel an Lebensmitteln dient die schon oben angeführte Moosgattung, Tripe de Roche, welche im Ueberfluß an den Felsenwänden gefunden wird, zur Erhaltung der armen Indianer. Die Kanoes der Tacullies werden aus Rinden der Pechtannen und Birken verfertigt, sind bei aller Gebrechlichkeit sehr lang, aber leicht zu regieren, und ein paar kräftige Ruderer können bequem täglich an 50 engl. Meilen damit zurücklegen. Im Winter tragen beide Geschlechter Schneeschuhe, die aus zwei krumm gebogenen Stäben bestehen und mit Riemen von Wildshaut durchflochten sind, oder man fährt auf Schlitten, die von Hunden gezogen werden. Zwei Hunde sind hinlänglich, um eine Last von 250 Pfund, nebst dem Mundvorrath für sich und ihren Treiber, täglich 20 engl. Meilen weit fortzubewegen. Der Hund ist das geschätzteste Hausthier, und wird von allen Völkerstämmen an der Westseite des Felsengebirges fast eben so sehr geliebt als die eigenen Kinder. Man redet mit ihnen, als ob sie vernünftige Wesen wären, und nennt sie auch wohl Sohn oder Tochter, und stirbt ein solches Thier, so ist es nicht ungewöhnlich, zu sehen, wie man einen Scheiterhaufen errichtet, und den Leichnam eben so verbrennt, wie die todten Körper der Verwandten, und auf ähnliche Art dabei heult und schreit. (Harmon a. a. O.) Fast bei allen Stämmen Columbia's herrscht nämlich die Sitte, die Todten zu verbrennen. Harmon, welcher dem Verbrennen eines Häuptlings beiwohnte, gibt davon folgende Schilderung: Der Leichnam war mit seinen besten Sachen geschmückt; seine beiden Weiber standen, die eine beim Kopfe, die andere zu den Füßen des Verstorbenen, der auf einem Scheiterhaufen lag, und blieben so lange stehen, bis ihre Haupthaare von den Flammen versengt und beide vom Rauche fast erstickt waren, worauf sie sich fast ganz betäubt auf dem Boden herum wälzten. Als sie wieder zu sich gekommen waren, begannen sie den brennenden Leichnam, so weit die Hitze sich ihnen zu nähern erlaubte, heftig zu schlagen, und dieses widrige Schauspiel dauerte so lange, bis der Körper verbrannt war. Hierauf wurden die Gebeine und die Asche gesammelt und in lederne Säcke gethan, welche die Wittwen zwei Jahre lang Tag und Nacht mit sich herumtragen müssen. Bis dieser Zeitraum verstrichen ist, leben die Wittwen in einem Zustande von Sclaverei, ihre Gesichter werden mit Ruß geschwärzt, ihre Köpfe geschoren, und sie dürfen keine andern Kleider tragen, als um die Lenden eine Bedeckung von Fellen. Nach Verlauf der beiden Trauerjahre veranstalten die Verwandten des Verstorbenen ein Fest, und setzen die Asche in einem Kästchen unter einer Hütte mitten im Dorfe feierlich bei. Wer im Winter stirbt, bleibt in der Hütte liegen, bis warmes Wetter eintritt; dann erst wird der Leichnam auf den Scheiterhaufen gebracht, und die Asche nachher in besondern kleinen Hütten von sechs Fuß Höhe aufbewahrt, die mit Baumrinde gedeckt und mit Bretern eingefaßt sind, auf

welchen sich grobe Abbildungen der Sonne, des Mondes und verschiedener Thiere befinden. Uebrigens scheinen die Tacullies einige dunkle Vorstellungen von einem zukünftigen Leben zu haben, und glauben, wie manche andere Stämme des Westens, an eine Seelenwanderung: sie behaupten ganz ernstlich, daß eine abgeschiedene Seele nach Gefallen wieder in menschlicher Gestalt auf die Erde zurückkommen könne, und daß, wenn ein Todter verbrannt wird, die Priester oder Zauberer die Seele desselben in einen seiner Verwandten blasen können, in welchem Falle dessen nächstes Kind damit auf die Welt kommt; ferner glauben sie an eine vorweltliche Fluth, daß die Erde meist ganz mit Wasser bedeckt gewesen und alle Dinge zerstört worden seyen, mit Ausnahme einer Bisamratte, welche bis zum Boden untergetaucht und einigen Schlamm mit heraufgebracht hätte der immer mehr und mehr zugenommen, und endlich der Welt ihre gegenwärtige Gestalt gegeben habe.

Die Atnahs, Atenas oder Altnaks sind ein weitverzweigter Volksstamm, der den ganzen südlichen Theil des britischen Columbia inne hat, sich bis zum Oregonfluß ausbreitet, und mit seinen volkreichen verwandten Stämmen die Westküste von Neu-Georgien und die große Insel Quadra-Vancouvers bewohnt. Von dem Hauptstamm derselben, den Wakash oder Wakosch, haben wir durch die Reisenden Vancouver, Meares, Dixon, Douglas und Roquefeuil ziemlich vollständige Kunde erhalten, irrthümlich wurde ihnen aber der Name Wakash oder Wakosch, d. h. Freunde, beigelegt, mit welchem Ausrufe sie die zuerst an ihren Küsten landenden Europäer bewillkommten; aus Unkunde der Sprache nahm man diesen Freudenruf für den Namen der Nation, und behielt denselben für den Hauptstamm der Atnahs bei. Die Wakash sind im Allgemeinen von mittelmäßiger Statur, dabei aber stämmige Menschen mit breiten, fleischigen Gesichtern, hohen, hervorragenden Backenknochen und kleinen schwarzen Augen, ihre Nase ist breit und platt, ihre Lippen sind dick und aufgeworfen und die meisten haben sehr schöne Zähne von der schimmerndsten Weiße. Der Kopf ist bei allen zuckerhutförmig gestaltet, zu welchem Ende die Mütter die Köpfe der neugebornen Kinder mit einer schmalen Binde mehre Male bis an die Augen herab umwinden, um ihm diese für Schönheit geltende Gestalt zu geben. Diese Gewohnheit, den Kopf zusammen zu drücken, gibt dem ganzen Gesicht ein anderes Ansehen, zieht die Augenbraunen in die Höhe, verursacht häufiges Schielen, macht die Nase flach und zerrt die Nasenlöcher aus einander. Das Haupthaar ist dick, schwarz, glänzend und ziemlich lang, und wird entweder auf dem Scheitel in einen Knoten gebunden oder hängt lang den ganzen Rücken herunter, oder wird ganz kurz, wie eine Bürste, verschnitten. Der eitlen Pflege ihres Haupthaares steht der Abscheu vor dem Barthaar entgegen; so wie der Bart hervorsproßt, wird er mit der Wurzel ausgerissen, und mit dieser Operation fortgefahren, so lange noch etwas nachwächst; ja es gehört sogar zu den häuslichen Beschäftigungen ihrer Frauen, auf diese Erscheinung des männlichen Alters Acht zu haben und die Barthaare auszurupfen, so wie sie zum Vorschein kommen. Alte Leute hingegen lassen den Bart ununterbrochen wachsen, bekommen aber selten einen starken Bart. Die äußere Gestalt der Wakash ist nichts weniger als reizend, ihre Gliedmaßen sind stark und muskulös, aber krumm und mißgestaltet, und da sie einen großen Theil ihrer Zeit auf ihren schmalen Fahrzeugen zubringen, haben sie einen ungeschickten wackelnden Gang, und die Füße sind, wie überhaupt der untere Theil ihres Körpers, in Folge des fast fortwährenden Niederkauerns, sehr mißgestaltet. Der gegen die Mitte zusammengepreßte Bauch tritt, besonders bei den Frauen, auf jeder Seite hervor, und bildet gleichsam eine Art Geschwulst; dagegen haben sie wirklich eine weiße Haut, wenn man nämlich den Schmutz und Ocher abgewaschen hat, und Meares behauptet, einige von ihren Weibern in diesem reinen Zustande gesehen zu haben, der freilich nicht der gewöhnliche ist und in

den sie sich nur mit Mühe bringen lassen, die nicht nur die schöne Gesichtsfarbe der Europäerinnen gehabt, sondern deren Gesichtszüge auch in Ländern Aufsehen erregt haben würden, wo man sich auf die Eigenschaften der menschlichen Gestalt am besten versteht. Diese Beispiele von Schönheit finden sich indeß unter den Frauen auf Quadra-Vancouver nur selten, und die Mehrzahl scheint eher gemacht, einen Europäer anzuekeln. Das Haar der Frauen ist schwarz und ihre Augen von derselben Farbe; in ihrem Betragen sind sie keusch und sittsam, und Beispiele vom Gegentheile sind unter ihnen nur selten. In König Georges Sund fand Meares Weiber, die allen Anerbietungen und Versuchungen widerstanden. Die Kleidung der Männer besteht in einer Art Mantel oder Kittel aus Bären- oder Seeotterfellen, oder einem Zeug, welches von den Weibern aus den fasrigen Theilen der Cypressenrinde, oder den Fasern einer Art von Nesseln, die man zu dem Ende besonders bereitet, verfertigt werden. Die Seeotterkleidung besteht aus zwei Fellen, die an der Seite zusammengenäht werden, selten aber so weit ist, daß sie vorn über einander geht, um was man sich übrigens wenig bekümmert, da in dieser Hinsicht nicht das mindeste Gefühl für Anstand herrscht; die Kleidung geht vom Halse bis an die Knöchel, unter dem linken Arme durch und über die rechte Schulter, wo man sie vermittelst eines, an die Felle festgenähten ledernen Riemens zusammenknüpft, so daß beide Arme frei bleiben. Diese Kleidung ist übrigens weder in ihrer Form noch in ihrem Faltenwurfe ungeschickt, und wenn man die Kostbarkeit des Pelzwerks dazu rechnet, fehlt ihr nichts als die Reinlichkeit, um eine der schönsten zu werden.

Um Zeuge aus Nesseln, Fichten oder Cypressenrinde zu bereiten, werden diese Gegenstände eine Zeit lang in Urin gebeizt, und hierauf so lange geklopft, bis die holzigen Theile sich trennen, und die Faden sich leicht sondern lassen. Eine gewisse Anzahl solcher Faden macht, zusammen verbunden, ein stärkeres Gebinde, welches zweimal so lang, als das Kleid werden soll, genommen und über einen langen Stock doppelt gelegt wird. Ist der Stock ganz mit Strängen behängt, so wird aus diesem eine Art Matte geflochten, welche dann als Kleidung benutzt wird. Die Weiber sind in dieser Arbeit sehr geübt und sie macht eine von ihren Hauptbeschäftigungen aus. Wegen des dichten Gefüges ist diese Kleidung sehr warm, und hat, so lange sie neu und rein ist, ein zierliches Ansehen, zumal wenn die Ränder, wie es in der Regel geschieht, mit schmalen Streifen von Seeotterfell verbrämt werden; allein der Schmutz in den Häusern, und die zur Gewohnheit gewordene Unsläthigkeit des Volkes verunreinigen sie bald, und rauben ihr alle Schönheit. Ein Kleid von solchem Zeuge nennen die Eingebornen einen Kotsak und tragen es auf eben die Art, wie ihre Kleidungen von Häuten oder Pelzwerk. Die Mütze, welche die Wakash als Kopfbedeckung tragen, ist von kegelförmiger Gestalt, ebenfalls mattenähnlich geflochten, und so dicht, daß sie Wasser hält; sie ist mit allerlei Figuren von Vögeln und andern Thieren bemalt, und wird, mittelst eines ledernen Riemen, unter dem Kinne zusammengebunden.

Um ihre Schönheit zu erhöhen, theils vielleicht auch um weniger den Stichen blutgieriger Insekten ausgesetzt zu seyn, bemalen sich die Wakash im ganzen Gesichte mit rothem Ocher, und bei feierlichen Besuchen wird der ganze Leib damit beschmiert; sie erhalten dadurch ein widriges Ansehen, und da der Ocher mit Lachsthran vermischt ist, sie auch sonst sich täglich mit diesem Fette salben, so erhalten sie einen ranzigen ekelhaften Geruch. Je nach dem die Umstände es erfordern, wird die Malerei geändert; bereiten sie sich auf einen Kriegszug vor, so ist schwarz die herrschende Farbe, die in Streifen auf weißem Grunde angelegt wird; zu andern Zeiten malen sie sich ganz weiß an, dann wieder hellroth, und mit schimmerndem Sande bestreut, immer aber ist die Neigung zum Putze mehr bei den Männern, als bei den Frauen anzutreffen. Roquefeuil erzählt, daß ihm die Stutzer des Landes ihren ersten Besuch nur in

der geſuchteſten Tracht abſtatteten; einige ließen uns, ſagt dieſer Reiſende, Zuſchauer bei ihrer Toilette ſeyn, welche ſie in ihrem Piroguen, zur Seite unſers Schiffes, vornahmen. Man ſah ſie eine Schachtel öffnen, welche weiße und ſchwarze Schminke, Ocher und eine Art Glimmer enthielt, die faſt wie Bleierz ausſah. Alle dieſe Farben wurden kunſtreich auf dem Geſichte und dem Halſe, manchmal auch mit Hülfe des Spiegels, welcher gar oft zu Rathe gezogen wurde, aufgetragen und geordnet. Hierauf erhielten die Zierathen ihre Stelle. Den Beſchluß der Toilette machten feine Pflaumfedern, welche in die mit Thran geſalbten Haare, ſtatt des Puders, geſtreut wurden, und die Perſon ſtieg nun mit zufriedener Miene an Bord unſers Schiffes. Meares erzählt ähnliche Fälle: Komekela, ein Indianer vom Stamme der Wakaſh, welchen er am Bord gehabt, und wieder mit zurück nach Nutka brachte, freute ſich beſonders auf den Eindruck, den ſeine Erſcheinung auf ſeine Verwandten und Landsleute machen würde, wenn er mit ſeinen europäiſchen Geſchenken geſchmückt landete. Er kleidete ſich in einen ſcharlachnen Soldatenrock mit gelben Knöpfen, ſetzte einen militäriſchen Hut mit prangender Kokarde auf, zog anſtändige Wäſche an, und ſchmückte ſich noch mit anderm Zubehör europäiſchen Anzugs, der mehr als hinreichend war, ſeine Landsleute in das höchſte Erſtaunen zu ſetzen. Gegen Abend, als ſich der Himmel aufklärte, machte Komekela Anſtalt das Schiff zu verlaſſen; die Nachricht davon hatte ſich wie ein Lauffeuer im Dorfe verbreitet, und deſſen Einwohner eilten nun ins geſammt heraus, um ihn in ſeinem Geburtsorte zu bewillkommnen. Komekela glänzte jetzt in ſeiner ganzen Pracht. Sein Scharlachrock war mit einer ſolchen Laſt von gelben Knöpfen und kupfernen Zierathen jeder Art überladen, daß er nothwendig die tiefe Ehrfurcht ſeiner Landsleute erhalten, und für alle Schönen in Nutka der Gegenſtand der heißeſten Wünſche werden mußte. Eine ungeheure Kupferplatte machte gleichſam ſein Bruſtſchild aus; in ſeinen Ohren hingen kupferne Ohrgehenke, und er hatte ſein Haar mit ſo viel Griffen von kupfernen Kaſſerollen zu zieren gewußt, daß ſein Kopf durch ihr Gewicht in eine ſteife gerade Richtung zurückgezogen ward, welches die Poſſirlichkeit ſeines Aufzuges nicht wenig erhöhte. Ein ungeheurer Bratſpieß, welchen er dem Schiffskoch zu entwenden gewußt, und den er ſich zum Speer erſehen hatte, ſollte die Pracht ſeiner Erſcheinung in den Augen ſeiner geblendeten Landsleute noch vergrößern, und ſo gerüſtet und trunken von Entzücken, ward Komekela ans Ufer geſetzt, wo ihm ein jauchzender Zuruf und ein lautes Gebrüll die allgemeine Freude über ſeine Rückkehr bezeugte.

Die Männer pflegen ſich durchgehends die Ohren zu durchſtechen, und einige haben mehre Löcher darin, in welche ſie kleine Riemen befeſtigen, um die Stacheln des Stachelſchweins, kleine Stückchen Kupfer, oder europäiſche Zierathen, Knöpfe oder Glasperlen daran zu hängen. Knöpfe ziehen ſie jedem andern Schmucke vor, und hängen oft ſo viele in die Ohren, daß dieſe durch das Gewicht des Metalls bis auf die Schultern heruntergezogen werden. Einige durchlöchern auch den Naſenknorpel, um Stückchen Metall hinein zu hängen, alle aber verzieren die Handgelenke mit Armbändern von Metall oder Leder, worauf kleine Schnecken gereiht ſind, und befeſtigen ähnliche Zierathen um die Fußknöchel, die indeß aus mehren bunten Lederriemen und verhältnißmäßig größeren Perlen oder Knöpfen beſtehen.

Die Tracht der Weiber iſt weſentlich von der männlichen unterſchieden, und der Sittſamkeit gemäß eingerichtet, um die Entblößung zu verhüten, die bei der Männerkleidung unvermeidlich iſt. Seeotterfelle oder anderes Pelzwerk dürfen die Weiber gar nicht tragen, ſondern eine Art Hemden ohne Aermel, aus Matten, die bis an die Fußknöchel herabgehen und den ganzen Körper verhüllen; eine Art Mantel, aus einer großen Matte beſtehend, in deren Mitte ein Loch iſt, um den Kopf hindurchſtecken zu können, bedeckt die Arme, ohne ſie in ihren Bewegungen zu hindern, und eine

Mütze, wie die Männer sie tragen, vollendet ihren Anzug. Ihr langes schwarzes Haar fällt den Rücken hinunter; Nasen- und Ohrenschmuck fehlt, die rothe Schminke aber, die einzige, welcher sich die Weiber bedienen dürfen, wird von ihnen, bis zur Verschwendung, angewendet Die Kriegstracht der Männer besteht in einem dicken ledernen Kittel von Elennshaut, die an den Seiten und um den Hals in Fransen ausgeschnitten, mit ledernen Quasten besetzt, und mit verschiedenen Figuren bemalt ist, vom Halse bis an die Fersen herabgeht, stark genug ist, um den Pfeilen und sogar den Lanzen ihrer Feinde Widerstand zu leisten, und, indem sie lose und frei herabhängt, folglich den Stoß bricht, eine vortreffliche devensive Rüstung abgibt. Zu diesem Kleide gehört noch eine Larve, die den Kopf irgend eines Thieres vorstellt, und ziemlich geschickt aus Holz geschnitzt ist. Die Indianer der Nordwestküste besitzen dergleichen Masken in großer Verschiedenheit, bedienen sich ihrer aber ebenfalls nur bei gewissen Gelegenheiten, die z. B., welche einen Seeotterkopf, oder den Kopf eines andern Seethieres vorstellen, werden nur gebraucht, wenn die Eingebornen auf die Jagd dieser Thiere ausgehen. Zum Kriegszuge wird die Bärenmaske vorgenommen, und nur in diesem Falle die ganze Anzahl mit großen Bärenfellen überzogen, die Mütze mit hohen Federn geziert, das eingesalbte Haar aber mit feinen Eiderdunen eingestreut, und letztere Sitte stets beobachtet, so oft sie sich einem Fremden zum erstenmal nähern.

Die ursprünglichen Waffen der Wakash bestanden in Bogen und Pfeilen, beide von ziemlich schlechter Beschaffenheit, in Lanzen oder Wurfspießen von 8, 12 bis 15 Fuß Länge, die mit einer Spitze aus Kupfer, Stein oder Muscheln von sechs Zoll Länge versehen waren, und in kurzen Dolchen von Kupfer, die an der Spitze in einer ledernen Scheide hingen. Gegenwärtig sind sie aber alle mit dem Gebrauch des Feuergewehres bekannt, wissen mit den Flinten und Büchsen gut umzugehen, und ziehen sie allen andern Waffen vor; Lanzen und Pfeile, deren sie sich noch zur Jagd bedienen, sind jetzt alle mit Eisen beschlagen.

Die Häuser der Wakash weichen von allen übrigen indianischen Wohnungen ab, und theilen sich in Sommer- und Winterwohnungen. Oefters sind sie sehr groß, und beherbergen mehre Familien, oft ein ganzes Dorf. Die Sommerwohnungen sind einfach, können leicht errichtet und eben so schnell wieder abgebrochen werden. Der Bau ihrer Wohnungen beginnt damit, daß sie an den Ecken und Seiten eines langen Vierecks Pfosten errichten und an denselben Bretter so befestigen, daß stets der Rand des obern das untere deckt, große Säulen aus Stämmen von Tannen oder Fichten werden in die Mitte der schmalen Seiten gestellt, um den Giebelbalken zu stützen, der überdies noch von andern, weniger starken, Säulen getragen wird, und das Ganze mit Brettern gedeckt, von denen ein Theil beweglich ist, um nach Bedürfniß das Tageslicht hinein, oder den Rauch hinaus lassen zu können; die Höhe dieser Wohnungen beträgt in der Mitte nicht mehr als sechs, und an den langen Seiten nur drei Fuß. Das Dach selbst macht einen sehr stumpfen Winkel. Die Giebelbalken des Hauses, in welchen der Häuptling Makuina auf Quadra-Vancouvers-Insel residirte, mit welchem Roquefeuil verkehrte, war 66 Fuß lang und hatte 39 Zoll im Durchmesser. Die Säulen, welche den Giebelbalken stützten, sind stets mit Schnitzwerk verziert, und wie die äußeren Brettwände, mit allerlei häßlichen Figuren bemalt. Viele Häuser haben auch ganz flache Dächer, so daß das ganze Gebäude dadurch ein würfelartiges Ansehen erhält. Da die an der Küste lebenden Indianer des Fischfangs wegen oft ihren Aufenthalt verändern, so verändern dadurch oft ganze Dörfer in wenig Stunden ihre Stelle. Roquefeuil sagt, daß ein Indianer seine Hütte in kürzerer Zeit abbricht, als ein europäischer Reisender sein Gepäck in Ordnung bringt. Pfosten und Säulen läßt er stehen, bringt die Bretter in eine Pirogue, so wie drei oder vier Kasten, welche seine Reichthümer, hauptsächlich gedörrten Fisch, enthalten, und andere

Behältniſſe, worin ſich Wallfiſchthran und die Jagd- und Fiſchereigeräthſchaften befinden. Hat er ſich am Morgen mit ſeiner Familie eingeſchifft, ſo kann er ſchon am Abend die neue Wohnung wieder aufgebaut haben, welche von der vorigen oft zehn bis zwölf Meilen entfernt iſt. Meares beſchreibt die Wohnung des Oberhauptes Wikananiſh auf Nutka, folgendermaßen: Es war ein weites Viereck, und ringsum mit ungewöhnlich breiten und hohen Dielen abgeſchlagen, die eine zwanzig Fuß hohe Wand bildeten; drei ungeheure, grob geſchnitzte und angemalte Bäume waren die Balken, und ſowohl ihre Enden als die Mitte ruhten auf koloſſalen, von ſtarken Klötzen ausgehauenen Bildſäulen. Das Dach beſtand aus breiten Dielen, die ſo geſchickt gefügt waren, daß man ſie nach Gefallen ausheben konnte, um Licht und Luft hinein oder den Rauch hinaus zu laſſen. In der Mitte des großen Raumes brannten mehre Feuer, um welche rings umher große hölzerne Gefäße mit Fiſchſuppe ſtanden: große Stücken von Wallfiſchfleiſch lagen ſchon in Bereitſchaft, in andere Gefäße, die voll Waſſer daſtanden, gelegt zu werden, und die Weiber waren beſchäftigt, mittelſt einer Art von Zangen, glühende Steine aus dem Feuer zu nehmen, und ſie in jene hölzerne Kübel zu werfen, um das Waſſer ſiedend zu machen. Rings umher lagen Fiſche in Haufen aufgethürmt, und an verſchiedenen Orten ſtanden große Schläuche von Seehundsfellen mit Oel gefüllt, aus denen man die Gäſte mit dieſem leckern Getränk bediente. Die Bäume, die das Dach ſtützten, waren ſo groß, daß die Maſten eines Linienſchiffes vom erſten Range dagegen nur klein ſchienen, und unbegreiflich bleibt es, wie arme Indianer, ohne mechaniſche Handheben, ſolche ungeheure Stützen aufzurichten vermochten. Die Eingangsthüre dieſes großen Gebäudes, welches gegen 800 Perſonen in ſich aufzunehmen vermochte, war der Mund einer der erwähnten Bildſäulen; man mußte zu derſelben von außen mehre Stufen hinan, und eben ſo viele wieder in das Innere des Hauſes, bis an das Kinn der großen Figur, hinabſteigen. Rings umher lief im Innern eine Bank, die zwei Fuß über der Erde erhöht war, und auf der die Bewohner ſitzen, eſſen und ſchlafen. Wikonaniſh, der Häuptling, ſaß am obern Ende des Hauſes, auf einem kleinen erhöhten Gerüſte, welches von verſchiedenen Käſten umgeben war, und über dieſem hingen Blaſen voll Oel, große Schnitten von Wallfiſchfleiſch und große Klumpen Fett, überall aber, wo man ſie hatte anbringen können, Menſchenſchädel, mit einiger Symetrie in Feſtons an einander gereiht, als glänzendſte Zierde der königlichen Wohnung.

Der Charakter der Wakaſh ſcheint nicht böſe; gegen die Europäer betragen ſie ſich gutartig, unter ſich aber friedfertig und gefällig; von Recht und Unrecht ſcheinen ſie ziemlich richtige Vorſtellungen zu haben, waren im erſtern Falle voll kühner Zuverſicht, ängſtlich hingegen, wenn ſie etwas Unrechtes im Schilde führten, ob ſie aber, wie frühere Reiſende erzählen, wie alle Indianer der Küſte, Antropophagen ſind, iſt immer noch zu unterſuchen. Kallikum und Hanapa, zwei Häuptlinge der Wakaſh, gaben beide ihre Abneigung gegen das Menſchenfleiſcheſſen zu erkennen, bekannten aber zu gleicher Zeit, es wäre unter ihrem Volke Sitte, und insbeſondere hinge Maquilla ſo ſehr daran, daß er monatlich einen Sclaven umbrächte, um ſeinen unnatürlichen Appetit zu befriedigen. Mit Abſcheu in Blick und Ausdruck erzählten Beide, wie es bei dieſer blutigen Feierlichkeit herginge: Maquilla beſaß eine große Anzahl Sclaven, nicht allein in Nutka, ſondern auch in andern Gegenden ſeiner Herrſchaft. So oft der ſchreckliche Tag gekommen war, den er mit einem Menſchenſchmauſe begehen wollte, verſammelte er eine gewiſſe Anzahl Sclaven in ſeiner Wohnung, wo er das Opfer auf folgende ſeltſame Art ausſuchte: die geringern Befehlshaber, die zum Schmauſe eingeladen waren, verrichteten die Vorbereitungsceremonien, welche darin beſtanden, daß ſie das Kriegslied ſangen, um das Feuer tanzten und dies durch hineingegoſſenes Oel unterhielten. Dann ließ Maquilla ſich die Augen

verbinden, und ſuchte einen der Sclaven, die ihm zu entrinnen ſuchten, zu erhaſchen; es währte nicht lange, ſo hatte er einen ergriffen, der dann augenblicklich umgebracht ward; der todte Körper wird ſogleich zerſchnitten und die Portionen noch warm unter die Gäſte vertheilt, indeß die dem traurigen Schickſale für diesmal Entgangenen durch ein lautes Freudengeſchrei ihre Errettung feiern. Neuere Reiſende widerſprechen dieſen Gerüchten, zu welchen ohne Zweifel die Kriegsgeſänge der Indianer Veranlaſſung gegeben haben: „Laßt uns das Blut unſerer Feinde trinken,“ iſt zwar ſtets der Refrain jener Geſänge, indeß iſt dieſes weniger buchſtäblich zu nehmen, und die Schädel, mit welchen die Häuptlinge ihre Wohnungen ausſchmücken, ſind wahrſcheinlicher Trophäen ihrer Tapferkeit, die ſie zum Andenken aufheben, wie geſittete Völker die Fahnen, welche ſie vom Feinde erbeuten, in den öffentlichen Gebäuden ihrer Hauptſtädte aufbewahren, als die Ueberbleibſel oder Zeichen einer kannibaliſchen Freßgier.

Die Beſchäftigungen der Männer beſtehen hauptſächlich in der Fiſcherei und in der Jagd; letztere ſowohl zu Lande als zu Waſſer, um ſich Nahrung oder Kleider zu verſchaffen. Die gemeinen Leute und Sclaven müſſen für das tägliche Bedürfniß ſorgen, Heringe, Stock- und andere Fiſche fangen; die Oberhäupter und Krieger aber haben das edlere Geſchäft, den Wallfiſch zu erlegen und Seeottern zu jagen. Es läßt ſich kaum beſchreiben, mit welcher Geſchicklichkeit ſie einen Wallfiſch tödten, und wie leicht ſie das ungeheure Thier nach ihren Wohnplätzen führen; wenn eine Wallfiſchjagd beſchloſſen wird, woran auch das ungeſtümſte Wetter nicht verhindert, ſo bereitet der Befehlshaber ſich mit beſonderer Feierlichkeit zu dieſer Beſchäftigung vor; er legt eine Kleidung von Seeotterfellen an, ſalbt ſich über und über mit Oel, ſchmiert ſich den Leib mit rothem Ocher, und wählt zu ſeinen Gefährten die kühnſten, ſtärkſten und rüſtigſten ſeiner Leute. Die Canoes, deren man ſich zu dieſem Fange bedient, ſind größer als die gewöhnlichen, aber kleiner als die Kriegscanoes, und führen von achtzehn bis zwanzig Mann. Die Harpune, womit die Wakaſh den Wallfiſch ſtechen, iſt eine gut ausgedachte Waffe. Der Schaft hat achtzehn bis acht und zwanzig Fuß Länge, und an deſſen einem Ende iſt ein großer eingekerbter Knochen feſtgebunden, an welchem die Harpune mittelſt lederner Riemen befeſtigt wird; dieſe ſelbſt iſt von eirunder Geſtalt, und an den Seitenrändern, ſo wie an der Spitze, äußerſt zugeſchärft; ſie wird aus einer Miesmuſchel gemacht, die man in ein drei Zoll langes Stück Knochen einpaßt, an welchen eine mehre Klaftern lange, Schnur von Thierſehnen befeſtigt iſt; die Harpune löſt ſich, ſobald man das Thier geſtochen hat, vom Schaft, und dieſer ſchwimmt vermittelſt daran befeſtigter aufgeblaſener Robbenfelle oder Fiſchblaſen, auf der Oberfläche des Waſſers, und verhindert das Unterſinken des getroffenen Thiers. Der Befehlshaber iſt zugleich der erſte Harpunier, und wirft dem Wallfiſch die erſte Harpune in den Leib; ihn begleiten mehre Canoes von gleicher Größe, die auch mit Harpunierern beſetzt ſind, um nach den Umſtänden gebraucht zu werden. Sobald das große Thier ſich zum erſtenmal verwundet fühlt, taucht es unter und reißt den Schaft nebſt allen Blaſen mit ſich in die See. Die Canoes folgen ſeiner Spur, und wo es wieder heraufkommt, ſtechen ſie es von neuem. Hiermit fährt man ſo lange fort, bis der Wallfiſch wegen der vielen ſchwimmenden Blaſen nicht mehr unterſinken kann, ſondern, durch Blutverluſt entkräftet, abſterben muß; dann ſchleppt man ihn mit großem Lärm und Freudengeſchrei ans Land, wo er ſogleich in Stücken zerſchnitten, ein Theil noch an demſelben Tage verſchmauſet, das übrige aber unter die Jagdgefährten ausgetheilt wird. Der Seeotterfang iſt nicht nur mühſamer, ſondern auch gefährlicher, und werden zu demſelben ſtets zwei kleine Canoes in Bereitſchaft geſetzt, in deren jedem ſich zwei erfahrne Jäger befinden. Die Waffen, welche ſie bei dieſer Gelegenheit mit ſich führen, ſind Bogen, Pfeile und eine kleine Harpune, welche letztere von der, welche zum Wallfiſchfang gebraucht wird, in etwas verſchieden iſt; der Schaft hat zwar beinahe

völlige Aehnlichkeit mit dieſem, und auch eine knöcherne Spitze; allein die Harpune ſelbſt iſt länger, und ſo mit Einſchnitten und Wiederhaken gefiedert, daß ſie, wenn einmal ins Fleiſch gedrungen, kaum wieder herausgezogen werden kann; ſie wird an den Schaft mittelſt einer Schnur von mehren Klaftern befeſtigt, welche ſtark genug iſt, um die Seeotter bis an das Canoe zu ziehen. Die Bogen ſind wie die gewöhnlichen indianiſchen Bogen, die Pfeile kleiner und mit einer knöchernen Spitze, mit einfachen Wiederhaken verſehen. So ausgerüſtet rudern die Jäger zwiſchen die Felſen der Küſte, um ihre Beute aufzuſuchen. Bisweilen überraſchen ſie die Seeotter, wenn ſie, auf dem Rücken liegend, auf der Oberfläche des Waſſers ſchläft; können ſie ihr alsdann nahe kommen, ohne ſie zu wecken, welches unglaubliche Behutſamkeit erfordert, ſo iſt es leicht, ſie mit der Harpune zu ſtechen und an das Canoe zu ziehen; hier aber entſteht alsdann zuweilen ein hitziger Kampf zwiſchen dem Thier und ſeinen Verfolgern, die oft von deſſen Klauen und Zähnen verwundet werden. Gewöhnlicher iſt die Art, das Thier mehre Stunden zu hetzen; da die Seeotter nur eine kurze Zeit unter dem Waſſer zubringen kann, ſo beſteht die ganze Geſchicklichkeit der Jäger darin, ihr Canoe in derſelben Richtung, in welcher ſie unter dem Waſſer fortgeſchwommen iſt, hinzurudern; weil aber das Thier viel ſchneller ſchwimmt, als ſie rudern können, ſo trennen ſich die Canoes, um deſto eher zum Treffen mit ihren Pfeilen zu kommen, im Fall das Thier nach der Oberfläche aufſteigen ſollte. Außerordentlich iſt bei ſolchen Jagden die Liebe der Seeottern zu ihren Jungen. Männchen und Weibchen vertheidigen ihre Brut mit wüthender Verwegenheit, reißen ihnen die Pfeile und Harpunen mit den Zähnen aus, und fallen ſelbſt die Canoes an; deſſen ungeachtet werden ſie und ihre Jungen in ſolchen Fällen allemal die Beute des Jägers. Ueber den Ertrag des Seeotterfanges der Wakaſh finden ſich nirgends beſtimmte Angaben. Roquefeuil ſpricht zwar von dem Handel mit Seeotterfellen, aber im Allgemeinen, und mit Bezug auf die geſammte Nordweſtküſte, ſo weit die Seeotter angetroffen wird. Nach ihm ſind die Jahre 1804 bis 1807 der blühendſte Zeitpunkt für den Pelzhandel an der amerikaniſchen Weſtküſte geweſen. Während dieſer Zeit führten die Amerikaner 59.346 Seeotterfelle ein, wovon auf das Jahr 1805 allein 17.445 kommen. In den Jahren 1808 bis 1812, wo der Seehandel der Amerikaner mannigfach geſtört wurde, war der Ertrag zuſammen nur 47.962 Felle, von welchen mehre Tauſende aus Californien gekommen ſeyn ſollen. Die beiden Kriegsjahre 1813 und 1814 gaben zuſammen nur 6.200 Felle; das Jahr 1815: 4.300, 1816: 3.650, 1817: 4.177. In den Jahren 1818 bis 1827 belief ſich der Werth der Ausfuhr an Pelzwerk verſchiedener Art von Nord-Amerika nach Kanton in China, nach Pitkin's Statistics:

Jahr.	Dollars.	Jahr.	Dollars.
1818 . .	320.009	1823 . .	319.231
1819 . .	362.296	1824 . .	269.449
1820 . .	245.405	1825 . .	270.665
1821 . .	340.991	1826 . .	258.235
1822 . .	490.081	1827 . .	256.809

Der Robben- oder Seehundsfang der Wakaſh iſt ebenfalls bedeutend, und haben ſie bei dieſem ihre alten Gewohnheiten beibehalten und den Robbenſchlag der Amerikaner nicht adoptirt. Da die Robbe längere Zeit unter dem Waſſer zu bleiben vermag, nehmen die Indianer ihre Zuflucht zur Liſt, um dieſe Thiere in die Nähe ihrer Canoes zu locken, bedienen ſich zu dem Ende der Larven von Holz, welche der Natur ſo treulich nachgeahmt ſind, daß das Thier ſie für ſeines Gleichen hält und ein Opfer ſeiner Täuſchung wird. Einige der Eingebornen machen ſich die Larve vor das Geſicht und verbergen, indem ſie ſich zwiſchen die Felſen hinſtrecken, den übrigen Körper mit Zweigen. Die Neugierde reizt die Robbe näher zu kommen, und von Pfeilen durch-

bohrt fällt sie, eine Beute des listigen Jägers. Aehnliche Künste braucht man, um Wallrosse und andere Seethiere zu fangen, und auch bei der Jagd der Landthiere bedienen sich die Wakasch ähnlicher Täuschungen.

Die Zurüstungen zur Jagd und Fischerei machen einen beträchtlichen Theil der häuslichen Beschäftigungen aus. Die Verfertigung der Harpunen, Schnüre, Angelhaken, Bogen, Pfeile und anderer Geräthschaften, die theils im Frieden, theils auch im Kriege gebraucht werden, fordert einen beträchtlichen Zeitaufwand; bei diesen häuslichen Arbeiten müssen die Knaben mit Hand anlegen, um die Geräthe machen zu lernen, mit denen sie sich dereinst Unterhalt und Ruhm erwerben sollen, und bewundernswürdig ist die Kunstgeschicklichkeit der Wakasch bei den beschränkten Mitteln, die ihnen zu Gebote stehen. Der Bau der Canoes ist die mühsamste Arbeit; die Ausführung derselben ist zierlich und sehr vollendet, obgleich sie sich dabei nur steinerner Werkzeuge bedienen, die ebenfalls eignes Fabrikat der Indianer sind; neuerer Zeit, wo der Handel mit Europäern ihnen Eisen brachte, verfertigen sie zwar auch Hausgeräthe aus diesem Metall, benutzen aber, die Säge ausgenommen, die ihre Arbeit so augenscheinlich kürzt, lieber ihre eignen, als europäische Werkzeuge. Sie haben größere und kleinere Canoes; die großen oder Piroguen werden gemeiniglich auf der Stelle gezimmert, wo der Baum stand, aus welchem man sie verfertigt. Einige haben eine Länge von 53 und eine Breite von 8 Fuß, und eine gestreckte, angenehm in's Auge fallende Gestalt; in der Mitte sind sie am breitesten und laufen nach den Enden spitzig zu; der Schnabel ist gewöhnlich höher als das Hintertheil, der Boden ist abgerundet und die Seiten ausgeschweift, so daß sie fest und sicher schwimmen. Sie haben keine Ruderbänke, aber es werden mehre Hölzer von drei Zoll Durchmesser in der Quere befestigt, um die Seiten ausgestemmt zu halten, und zu verhindern, daß sie sich nicht werfen. Die Ruderer sitzen gewöhnlich auf den Fersen, jeder hat seinen bestimmten Platz, und nur zuweilen bedienen sie sich zur Erholung eines kleinen Schemels. Einige der Canoes sind glatt polirt und angemalt, andere am Schnabel und Hintertheil mit Otter- und Robbenzähnen ausgelegt; an den Seiten bemerkt man oft die Figur eines Drachen mit einem langen Schweif, fast von derselben Gestalt, wie man sie auf chinesischem Porzellan bei uns antrifft. Seit ihrer Bekanntschaft mit Europäern führen die Wakasch auch Segel, die aus Matten gefertigt werden, früher aber bedienten sie sich nur der Schaufelruder oder Pagaien; diese sind nett geformt, mit Fischhaut glatt geschliffen und etwa 5½ Fuß lang. Die Schaufel ist ungefähr zwei Fuß lang, lanzettförmig oder wie ein Blatt zugespitzt, und die Spitze selbst auf einige Zoll verlängert und einen Zoll breit; am Ende des Stiels sitzt ein kurzes Querholz, wie auf einer Krücke. Beide Geschlechter sind mit dem Gebrauch der Pagaien sehr vertraut, und geben dadurch ihren Canoes eine unglaublich schnelle Bewegung.

Die Kunst zu fischen gehört zu ihren ausgezeichnetsten Fertigkeiten; die Angelhaken, deren sie sich bedienen, bestehen aus Fischknochen oder Muschelschalen, und ziehen sie diese den unsrigen vor, halten jedoch unsere Fischleinen für ungleich besser als ihre eigenen, die aus Wallfischsehnen oder Seetang gedreht werden. Heringe und Sardinen (Breitlinge) fangen sie mit einer achtzehn Fuß langen Stange, die eine sechs Fuß lange und zwölf bis vierzehn Zoll breite Schaufel hat, an welcher zu beiden Seiten eine Menge scharfer, etwa drei Zoll langer Knochenspitzen befestigt sind; dieses Instrument werfen sie zur Zeit des Zugs jener Fische in's Wasser und bringen bei jedem Wurf wenigstens drei bis vier Fische herauf.

Während die Männer jagen, fischen oder Krieg führen, sind die Weiber mit der Führung des Hauswesens beschäftigt; bereiten die täglichen Speisen, legen Vorrath für den Winter ein; bereiten Kaviar, der eine vorzügliche Nahrung ausmacht; reinigen und putzen die Seeotter- und andere zur Kleidung bestimmten Felle, die in Rahmen

gespannt werden; verfertigen Matten und Kleider; sammeln wilde Früchte, Beeren und eßbare Kräuter in den Wäldern, oder Muscheln von den Felsen und längs dem Strande, wo sie häufig sind, und wenn die Männer von ihren kleinen Reisen zurückkehren, laden die Weiber die Canoes aus, ziehen sie auf den Strand und bedecken sie gegen das Ungestüm des Wetters mit Fichtenzweigen; bei allen diesen Arbeiten müssen ihnen die Sclavinnen] hülfreiche Hand leisten; des Nachts hingegen müssen sie allein Wache halten, um bei einem plötzlichen feindlichen Ueberfall die Männer zu wecken. Außerdem erfüllen sie ihre ehlichen und mütterlichen Pflichten und sind überhaupt fortwährend in Thätigkeit, während die Männer, wenn sie keine Beschäftigung im Walde oder auf dem Meere haben, sich einer sorgenlosen Ruhe hingeben, und ihre Zeit im Müßiggange vollbringen.

Die Wakash sind in fortwährendem Krieg mit entferntern Stämmen und häufig auch unter einander begriffen, und die geringste Kleinigkeit gibt oft Veranlassung zu einer blutigen Fehde. Zum Angriff gehören List und Ueberfall, zur Vertheidigung Wachsamkeit und Vorsicht: offener Krieg ist nie die Sache eines Indianers! Ihre Dörfer und Wohnplätze werden daher gemeiniglich an solchen Stellen angelegt, wo man sie nicht ohne Gefahr angreifen kann, und dabei müssen die Weiber, im Frieden wie im Kriege, beständig Wache halten und des Nachts um das Feuer aufsitzen, wo sie einander durch Erzählungen von den Gefechten ihrer Landsleute und den tapfern Thaten ihrer Männer oder Söhne wach erhalten. Außerhalb der Häuser steht ein einzelner Mann als Schildwacht auf einem Posten, wo er das geringste Geräusch im Wasser oder im Walde hören kann. Diese unaufhörliche Wachsamkeit ist ein wesentliches Stück ihrer bürgerlichen Verfassung; die Gelegenheit sich einen Vortheil zu sichern, ist bei den Wakash oft das Signal zum Kriege, daher sie fast nie zum Frieden gelangen, sondern in unaufhörlicher Erwartung eines feindlichen Angriffes seyn müssen, bei welchen es stets die Sclaverei oder den Tod der Gefangenen gilt. Ein schönes Weib veranlaßt zuweilen in den Wüsteneien der Nordwestküste einen Krieg, wie ehemals in den trojanischen Gefilden; mit einem Weibe besänftigt man zuweilen einen Sieger oder erkauft einen Friedensschluß, und daher ist ohne Zweifel auch das Vorrecht der Häuptlinge (Tahis) und der Tahis-Nalalati (Brüder der Tahis, d. h. der Vornehmen), mehre Weiber zu haben, entstanden, da im Frieden so wohl wie im Kriege mit weiblichen Reizen sich manche politische Zwecke erreichen lassen. Die Frauen müssen durch Geschenke von Pelzwerk, Piroguen, Waffen, europäischen Kleidungsstücken u. s. w. von den Eltern gekauft werden, daher auch Töchter eine Quelle von Reichthümern für die Väter sind, mögen diese auch noch so wenig persönliche Vorzüge haben, um so mehr, da auf der ganzen Nordwestküste die Zahl der Frauen geringer als die der Männer ist. Die armen Leute (Mistchimis) und Sclaven, welche nur über einen geringen Theil von den Früchten ihrer Arbeit verfügen dürfen, können selten eine solche Ausgabe bestreiten, und am besten sind diejenigen unter ihnen daran, denen der Tabi eine Frau als Belohnung für ihre Dienste gibt. Die Hochzeits-Gebräuche bestehen lediglich in einem Schmause, der den Verwandten gegeben wird, und sind mit keinen weiteren Ceremonien verbunden. Die Frauen, obwohl sie erkauft werden, werden von den Männern mit größerer Milde behandelt, als es sonst bei indianischen Völkerschaften gebräuchlich ist, und üben oft über das stärkere Geschlecht eine überwiegende Oberherrschaft aus, ja bei einigen Stämmen des Nordens sollen selbst die Männer von ihnen auf das grausamste mißhandelt werden. Die Wakash pflegen indeß keine Volksversammlungen von Wichtigkeit zu halten, ohne dabei die ältern Frauen zu Rathe zu ziehen, und fast immer sind diese die Anführerinnen der Kriegsfahrzeuge. Die Zerstörung der ersten russischen Niederlassung in Sitka wurde lediglich durch die Klagen der Frauen benachbarter Stämme herbeigeführt, welche sich durch das Betragen der Geliebten des

Gouverneurs gegen ſie beleidigt glaubten, und den Männern erklärten, daß, wenn ſie nicht Muth genug hätten, ſich mit den Ruſſen zu ſchlagen, ſie dieſelben in ihrer Feſtung ſelbſt angreifen würden. Die Mädchen werden in demſelben Alter mannbar, wie in Europa. Ihre Entbindungen gehen mit außerordentlicher Leichtigkeit vor ſich, denn gleich nach derſelben werfen ſich die jungen Frauen ins Meer, und ſchwimmen eine Zeit lang herum, ohne Zeichen des Schmerzes von ſich zu geben. Wird ein Tahi oder Häuptling Vater eines Sohnes, ſo verbirgt er ſich eine Zeit lang in ſeinem Hauſe und wagt es nicht, weder die Sonne noch den Mond anzublicken, aus Furcht, den Grimm der böſen Gottheit auf ſich zu ziehen, die ihn, ſo wie den Neugebornen, ſonſt ſterben laſſen würde. Nach Verlauf eines Monats, wo die Macht des böſen Geiſtes gebrochen iſt, richtet der Vater den geſammten Tahis ein Gaſtmahl aus, macht denſelben Geſchenke, und gibt dem neugebornen Sohne einen Namen, und ſo wie derſelbe heranwächſt und die verſchiedenen Altersſtufen des Lebens betritt, wird ihm ſtets ein neuer beigelegt, der immer bezeichnend iſt. Dieſelbe Namensveränderung findet auch bei den Mädchen zu der Zeit ſtatt, wo dieſe ins mannbare Alter übergehen, und iſt es die Tochter eines Tahis, ſo geſchieht dieſes ſtets mit großen Feierlichkeiten; unter andern führt ſie der Vater zu einem Mattenflechtſtuhl, und macht ſie darauf aufmerkſam, daß ſie von nun an nur mit den Pflichten ihres Geſchlechts ſich zu beſchäftigen habe; von dieſer Zeit an geht die Jungfrau nicht mehr aus der Wohnung des Vaters, und entſagt dem Geſang, dem Tanz und allen Ergötzlichkeiten des Kindesalters, um ſich einzig und allein den verſchiedenen Arbeiten zu widmen, welche den Frauen zukommen, und um ſich zu einer guten Hausfrau zu bilden.

Die Gebräuche der Wakaſh und der mit ihnen verwandten Stämme ſind in vielen Stücken von denen anderer Indianer verſchieden; ſo darf ſich ein Tahi der Wakaſh ſeinen Frauen nur nach dem Vollmonde nähern, und ſelbſt dann muß er ſich der ehelichen Freuden berauben, wenn öffentliche Unglücksfälle, wie das Ausbleiben der Zugfiſche, die Verhinderung des Fiſchfanges und der Secotterjagd durch außerordentliche Stürme u. ſ. w. von ihm ein zurückgezogenes Leben und Faſten erfordern. Die Regierungsform der Wakaſh iſt in vielen Beziehungen patriarchaliſch; jeder Stamm beſitzt erbliche Oberhäupter, die einer größeren Verehrung genießen, als bei andern indianiſchen Anführern der Fall iſt, und die in ihrer Perſon die Verrichtungen und Pflichten des Fürſten, Prieſters und Familienvaters in ſich vereinigen, bei gemeinſchaftlichen Unternehmungen die Ordner und Leiter machen, und in großen Dörfern, oder bei großen Stämmen, Unterhäuptlinge haben, welchen ein Theil ihrer Macht zur beſſern Ausführung übertragen iſt. Ueberdies glauben die Wakaſh, daß alle Glieder ihres Volkes, vom letzten Miſtchimi bis zum Tahi, durch die Bande des Blutes mit einander verbunden ſeyn, und ihre religiöſen Begriffe und Traditionen tragen nicht wenig dazu bei, dieſen Glauben zu vermehren und ihre Einigkeit unter ſich zu ſtärken. Wie alle indianiſche Völker verehren ſie ein höchſtes gütiges Weſen, welchem ſie den Namen Kuautzl, d. h. Beſchützer, beilegen, als den Schöpfer des Weltalls, glauben aber auch an eine böſe Gottheit, als Urheberin alles Uebels, des Krieges, des Todes u. ſ. w. und an Dämonen, die ihnen allen möglichen Schaden zufügen können, und die ſie deshalb fürchten. Der Mattoch, ein häßliches, grimmiges Ungeheuer, welches mit ſchwarzen Haaren bedeckt iſt und einen Menſchenkopf mit einem übermäßig großen Rachen hat, deſſen Zähne länger und ſtärker als die des Bären, und deſſen Hände und Füße mit langen Bärenklauen beſetzt ſind, ſpielt in ihren Traditionen eine große Rolle. Der Donner ſeiner Stimme wirft alle nieder, welche ſie hören, und Jeder wird zerriſſen, welcher das Unglück hat, in ſeine Klauen zu gerathen. Dem gütigen Weſen bringen die Wakaſh fortwährend ihre Verehrung, und um ſeine Gunſt

zu erhalten, unterwerfen sich die Tahi jeden Monat, vom Neumond bis zum Vollmond, langer Fasten, singen mit ihren Familien feierliche, choralähnliche Gesänge, und opfern ihm Wallfischthran und Federn, indem sie den erstern verbrennen, die letztern die Luft streuen.

Die Blutverwandtschaft ihres Volkes leiten die Wakash aus der Schöpfungsgeschichte des Menschengeschlechts, von welcher verschiedene Traditionen in Umlaufe sind: Kuautzl hatte, als er die Menschen ins Leben gerufen, zuerst eine Frau geschaffen, welcher er das blühende Lustwäldchen Yukuazk zum Wohnplatze anwies, wohin er schon vorher Hunde ohne Schwanz, Hirsche ohne Geweih und Vögel ohne Flügel zu ihrer Unterhaltung gesetzt hatte. Mitten unter dieser Gesellschaft befand sie sich allein und that nichts, als daß sie Tag und Nacht weinte; durch ihre Thränen wurde endlich Kuautzl gerührt, und sie bemerkte eines Tages auf dem Meere eine Pirogue aus dem glänzendsten Kupfer und voller Jünglinge, welche Pagaien von demselben Metall in den Händen hatten. Während die Einsiedlerin über diese seltsame Erscheinung ganz in Erstaunen war, stieg einer der Fremdlinge ans Land und kündigte ihr an, daß er Kuautzl selbst wäre, welcher sich herabgelassen habe, sie in ihrer Einsamkeit zu besuchen und ihr die Gesellschaft zu verschaffen, nach welcher sie seufze. Bei diesen Worten verdoppelten sich ihre Thränen und aus ihrer Nase floß eine Feuchtigkeit, von welcher einige Tropfen auf den Sand fielen. Als Kuautzl ihr hierauf befohlen hatte, nach dieser Seite zu sehen, bemerkte sie zu ihrem großen Erstaunen ein kleines Kind auf dem Sande, dessen Körper sich zu bilden anfing. Der Geist empfahl ihr, es in eine seiner Größe angemessene Muschelschale zu thun, und nicht zu versäumen, es nach dem Maße seines fernern Wachsthumes in immer größere zu legen. Hierauf begab sich Kuautzl wieder in seine Pirogue, doch nicht ohne vorher auch seine Wohlthaten über die Thiere des Lustwaldes verbreitet zu haben, denn, alsbald wuchsen den Hunden Schwänze, den Hirschen Geweihe und den Vögeln Flügel; der Neugeschaffene nahm an Größe zu, wurde allmählig aus der Muschel, welche seine erste Wiege war, in immer größere gelegt, erreichte bald das Jünglings- und Mannesalter, und der erste Gebrauch, den er von seinen Kräften machte, war der, sich mit seiner Mutter zu verbinden. Von seinem ältesten Sohne stammen die Tahis, und von seinen andern Kindern die Mistchimis oder gemeinen Leute und der übrige Theil des Volkes. Die Seele des Menschen ist, nach dem Glauben der Wakash, ein einfaches unkörperliches Wesen, welches nach dem Tode nur den Wohnplatz verändert, doch mit dem Unterschiede, daß die Seelen der Tahis und Tahis-Nalalati zu Kuautzl kommen, um sich dort mit den Seelen ihrer Ahnen zu vereinigen, die Seelen der Mistchimis aber einen andern Aufenthaltsort erhalten, welcher unter der Aufsicht eines untergeordneten Geistes, des Ismitz, steht. Die Geister der Ahnen der Tahis verfügen über Donner und Regen, und geben dadurch entweder ihre Gnade oder ihr Mißfallen zu erkennen: wenn daher einem Tahi ein Unglück widerfährt, und es tritt zufällig Regenwetter ein, so hält er dieses für die Thränen, welche seine Ahnherrn aus Kummer darüber vergießen. Tahis, welche auf Erden die Verehrung Kuautzl's vernachläßigen, oder sich der Völlerei und Unzucht ergeben, kommen nach dem Tode zu Ismitz, und theilen im künftigen Leben das Loos der Mistchimis.

Der Tod eines Tahi wird vier Monate beweint, und die Frauen desselben schneiden sich, zum Zeichen des Schmerzes, das Haar auf der einen Seite des Kopfes ab; sein Leichnam wird auf den Gipfel eines Berges getragen, wo man ihn in Seeotterfelle einwickelt und in einen Sarg legt, den man an einem Baum aufhängt, nach einiger Zeit aber unter eine Art von Schirmdach bringt, welches Chehaw (Tscheha) genannt wird. Am Eingange dieses bedeckten Ortes stehen vier Reihen hölzerne Bildsäulen, welche männliche Personen (die bereits hier bestatteten Tahis) vorstellen, angemalt

ſind, und zum Theil ſelbſt natürliche Haare haben; dieſen Bildſäulen gegenüber, am andern Ende des Schelters, ſieht man acht große, hölzerne Wallfiſche, auf deren Rücken die Köpfe der früher hier beſtatteten Todten ebenmäßig geordnet ſind. Nachdem der Leichnam einige Zeit unter dem Chehaw geſtanden hat, begräbt man ihn in einer Tiefe von acht Fuß, öffnet aber nach einigen Wochen das Grab wieder, um dem Todten den Kopf abzunehmen, und ihn zu den übrigen auf den Wallfiſchrücken zu ſtellen, und richtet zuletzt die Bildſäule des Verſtorbenen als Denkmal auf. Nur die Tahis, ihre Frauen und diejenigen ihrer Kinder, welche über zwölf Jahre alt ſind, dürfen unter dem Chehaw begraben werden; die jüngern Kinder der Tahis werden in kleinen, länglichen Käſtchen an den Zweigen der Bäume aufgehangen; verſtorbene Miſtchimis in ähnlichen Kiſten im nächſten Gehölz auf Pfählen aufgeſtellt, die Leichname der Sclaven aber ohne alle Ceremonie in den Waldungen der Verweſung überlaſſen. Der Chehaw iſt ein heiliger Ort und darf nur von Tahis betreten werden; jeder andere, der ihn beſucht, wird mit dem Tode beſtraft. Makuina, das Oberhaupt der am Nutkaſunde wohnenden Wakaſh, begab ſich häufig des Nachts dahin, in der Abſicht, die Bildſäulen ſeiner Vorfahren zu begrüßen und zur Sonne zu beten, welche nach dem Glauben des Volkes ſein Verwandter iſt.

Die Sprache der Wakaſh zerfällt in verſchiedene Dialekte; die der Wakaſh des Nutkaſundes iſt voller Mitlaute und Hauchlaute. Die Endungen auf tl, tz und tzl kommen häufig vor, und geben der Sprache eine Aehnlichkeit mit der mexicaniſchen oder Aztekenſprache, ein Umſtand, der, in Verbindung mit den religiöſen Anſichten dieſer Indianer, auf die Vermuthung leiten kann, daß die Wakaſh der Ueberreſt eines Urſtammes ſeyen, von welchem die Mexikaner gleichfalls entſproſſen. Die Wörter der Wakaſhſprache ſind zum Theil viel-, ſelten aber mehr als dreiſylbig. Roquefeuil glaubt, daß die Mundart, welche am Nutkaſunde geſprochen wird, auf der ganzen Quadra-Vancouversinſel gebräuchlich iſt. Die Sprachen oder Dialekte der weiter nordwärts und auf dem feſten Lande wohnenden verwandten Stämme, ſind höchſt rauh, weichen vom Dialekte des Nutkaſundes ab, und ſcheinen eher Dialekte der Chepewyanſprache zu ſeyn. Roquefeuil ſagt über dieſen Gegenſtand: „Zur Zeit unſers erſten Aufenthaltes in Nutka fanden wir die Sprache ſehr hart; aber ſie ſchien uns beinahe italieniſch, als wir von den nördlichen Theilen der Küſte wieder in die Amisbucht zurückkehrten. Je weiter man im Norden hinaufkommt, um ſo rauher und den Ohren unangenehmer wird ſie. Die harten Conſonanten ſt, tz und tzl vermehren ſich, und werden auf jeder Seite des Mundes mit einer Art von Ziſchen ausgeſprochen, dem ähnlich, das die Katzen machen, wenn ſie gereizt werden, und welches ſich auch in der Sprache der Aleuten findet.“ Alle Stämme jener Küſte haben beim Zählen das Decimalſyſtem. In Nutka zählt man nicht weiter als bis zehn (ayo). Um eine größere Zahl, welche aus Zehnern und Einheiten beſteht, auszudrücken, wiederholt man das Wort ayo ſo oft, als die Zahl Zehner hat und bezeichnet die Einheiten mit den Fingern. Will man z. B. 24 ſagen, ſo ſpricht man: „ayo, ayo!“ und hebt zugleich vier Finger empor.

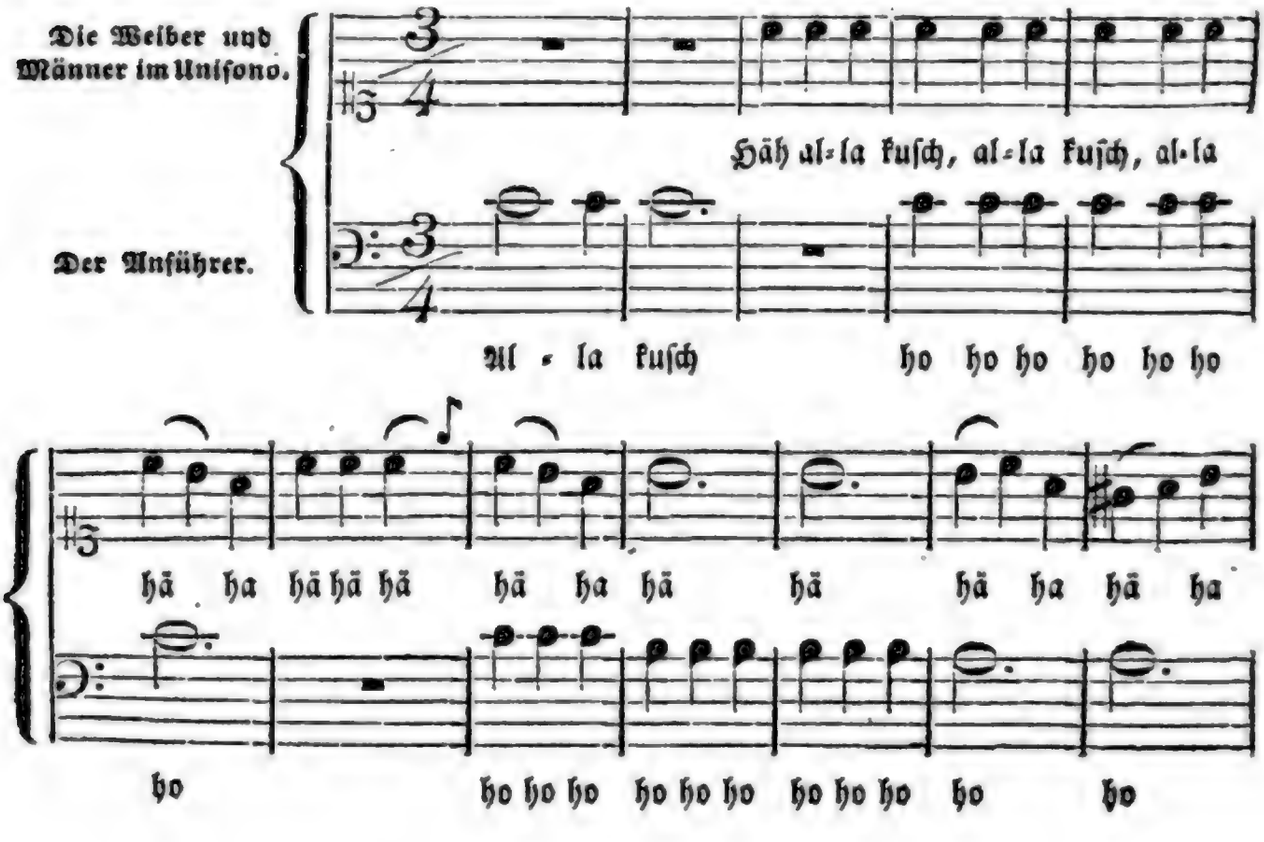
Faſt jeder Stamm der Wakaſh hat ſeinen beſondern Dialekt, deſſen Verſchiedenheit die Zahlwörter am deutlichſten bezeichnen, welche die Wakaſh vom Prinz Wilhelms Sund, Norfolk Sund und King George's Sund gebrauchen, und die uns einer der Gefährten des Kapitän Dixon, in deſſen Reiſe um die Welt, aufbewahrte.

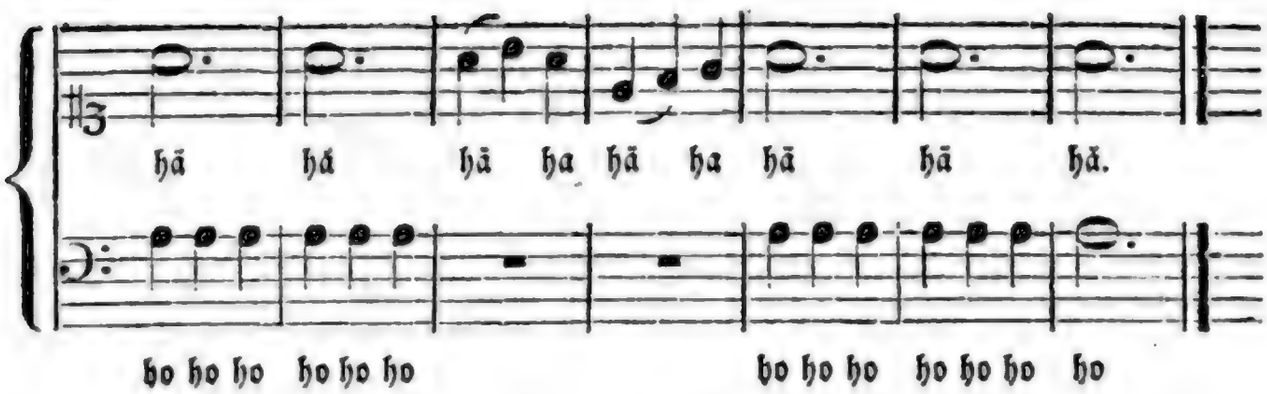
(Ausſprache deutſch nach Forſter);

	Prinz Wilhelms Sund und Cooksfluß.	Norfolk Sund.	King George's Sund.
Eins	Aſtlenatſch . . .	Tlaaſch	Sorwock
Zwei	Mallſchnatſch . .	Taaſch	Athlack
Drei	Pinglulin . . .	Nuhſch	Katſa

	Prinz Wilhelms Sund und Cooksfluß.	Norfolk Sund.	King George's Sund.
Vier	Stahtſchman	Takuhn	Muh
Fünf	Taltſchman	Kaitſchin	Sautſcha
Sechs	Inglulin	Ztzletuſchuſch	Noktpuh
Sieben	— —	Takatuſchuſch	Athlapuh
Acht	— —	Nuſchatuſchuſch	Athlaquell
Neun	— —	Kuhſchuſch	Sarwacquell
Zehn	Kuhlin	Tzſchinkart	Heihhuh.

Die Muſik der Wakaſh und der mit ihnen verwandten Stämme an der Nordweſtküſte beſteht in einem chorartigen, taktmäßigen Geſange, bei welchem ſie auf ein Brett, einen Kaſten, oder mit den Pagaien auf den Rand der Piroguen ſchlagen. Die Tahis ſingen nur ernſthafte und religiöſe Lieder; die Miſtchimis aber erfreuen ſich mit luſtigen Geſängen und unanſtändigen Tänzen. Bevor die Wakaſh einen Handel ſchließen oder beginnen, wird ſtets ein Vokalkonzert aufgeführt; die Hauptperſonen kleiden ſich dazu in ihren größten Putz, und der Anführer, welcher ſtets ein ſolches Konzert dirigirt, legt einen aus gegerbter Elennshaut gemachten Rock an, um deſſen untern Theil eine oder zwei Reihen getrockneter Beeren oder Vogelſchnäbel befeſtigt ſind, welche, ſobald ſich der Mann bewegt, ein Raſſeln verurſachen. In der Hand hält er eine ausgehöhlte, mit Kieſelſteinen gefüllte Klapper, oder ein Inſtrument, welches aus drei kleinen, in verſchiedenen Entfernungen von einander rundgebogenen Stecken verfertigt iſt, um welche eine große Menge Vogelſchnäbel und getrockneter Beeren gebunden werden, und welches, wenn es mit Fröhlichkeit geſchüttelt wird, nach der Meinung der Wakaſh nicht wenig zur Vervollkommnung des Konzerts beiträgt. Ihre Geſänge beſtehen größtentheils aus verſchiedenen Strophen, von denen jede ſich mit einem Chor endigt. Der Anführer fängt jede Strophe allein an, hierauf fallen ſowohl die Weiber als die Männer ein, ſingen im Einklang und ſchlagen mit ihren Händen oder Rudern regelmäßig den Takt; während deſſen bewegt der Anführer ſeine Klapper, macht allerlei poſſirliche Geberden, und unterbricht zuweilen den Geſang, indem er einen heftigen Schrei ausſtößt. Die Wakaſh ſind reich an verſchiedenen Melodien, aber die Art ſie abzuſingen iſt überall dieſelbe. Folgendes Lied ſangen die Bewohner des Norfolk Sundes gemeiniglich ehe ſie ihren Handel anfingen (ſ. Dixon).





Glücksspiele sind den Wakash nicht fremd, und unter andern ist eins bei ihnen im Gebrauch, welches eben so leidenschaftlich betrieben wird, als irgend ein Spiel in unsern modernen Klubs; die Spielwerkzeuge sind 52 kleine runde Stücken Holz, von der Größe eines Fingers, welche durch rothe Farbe verschieden bezeichnet sind; mit diesen Stücken Holz spielen zwei Personen, und die Kunst des Spiels scheint hauptsächlich darin zu bestehen, sie in verschiedene Stellungen zu bringen. Ihren Verlust ertragen sie mit vieler Gleichmuth und großer Geduld.

Ihre Zeitrechnung beginnen die Wakash mit der Ankunft des Kuautzl in dem Lustwäldchen Yukuast, eine Zeit, die sie dessen ungeachtet nicht näher bestimmen können, als daß sie eine Handvoll Holzstückchen nehmen, eins davon ihren Vater, ein anderes den Großvater, ein drittes den Urgroßvater u. s. w. benennen, und wenn sie nicht mehr weiter bezeichnen können, zum Zeichen, daß es in's Unendliche gehe, die Hölzchen unter einander werfen. Die Zeit selbst wird nach Monden berechnet; ihr Jahr fängt mit unserm Juli an, und wird in vierzehn Monate von zwanzig Tagen getheilt, zu deren jedem noch Ergänzungstage gefügt werden, welche aber der Zahl nach sehr unbestimmt sind, und sich nach zufälligen Dingen richten, wie z. B. nach der Dauer der Anwesenheit einer gewissen Art Zugfische, nach dem mehr oder weniger vorgerückten Zeitpunkt des Reifens der Früchte u. s. w. Alle Monate haben bezeichnende Namen, die von diesen Umständen oder vom Wechsel der Jahreszeiten hergenommen sind. Was die Geschichte der Wakash selbst betrifft, so kennen die einzelnen Stämme nur die Zahl und die Namen der Tahis, welche nach einander regiert haben, ob aber andere merkwürdige Begebenheiten länger als zwei Generationen hindurch bei ihnen im Andenken erhalten werden, ist sehr zweifelhaft.

Die Nagailer, am obern Takutsche-Tesse, sind Stammverwandte der Wakash, und in Sitten und Gebräuchen ihnen völlig ähnlich.

Die Sludkus oder Slouacous, wahrscheinlich ebenfalls Abkömmlinge der Atnahs, leben auf dem Festlande am Annahyu-Tesse oder Lachsfluß; sie sind von angenehmer Gesichtsbildung, von mittlerem Wuchse, stark und fleischig, haben hervorstehende Backenknochen, kleine graue, mit Roth gemischte Augen, und dieselbe zugespitzte Gestalt des Kopfes, wie die Wakash; ihre Hautfarbe ist zwischen oliven- und kupferfarben; ihre Kleidungsstücke bestehen aus Matten, die aus der fasrigen Rinde der Cedern bereitet werden und mit Seeotterfellen verbrämt sind; ihre Häuser sind eben so ungeheuer groß, wie die der Wakash auf der Küste und auf Vancouversinsel; einige derselben waren 25 Fuß hoch, auf behauenen, Baumstämmen erbaut, und muß man zu diesen auf einen, mit Fußtritten versehenen Baumstamm hinaufsteigen; die Häuser sind mannigfach verziert; die Pfeiler ihrer Tempel sind mit allerhand Schnitzwerk geschmückt, einige stellen menschliche Figuren in Siegerstellung vor, andere sind gebückt und scheinen mit Lasten beschwert. Mackenzie fand die Sludkus in ihrer Kleidung sowohl als in ihren Wohnungen sehr reinlich; ihre Hauptnahrung besteht in

Fischen, namentlich aber in Lachsen, welche sie mit Wehren fangen, und von denen sie einen großen Ueberfluß haben. Das Fleisch warmblütiger Thiere verachten sie, und essen es nur zur Zeit der höchsten Noth. Gegen Fremde sind sie gastfrei, empfangen dieselben mit der größten Feierlichkeit, breiten Matten vor ihnen aus, tauschen zur Bestätigung des geschlossenen Freundschaftsbundes mit ihnen die Kleider, und überlassen ihnen auch wohl dem Platz im Ehebette, machen sich aber kein Gewissen daraus, sie, wenn es unbemerkt geschehen kann, zu bestehlen; anvertrautes Gut aber bewahren sie mit strenger Gewissenhaftigkeit. Wie die Wakash werden sie von Oberhäuptern despotisch regiert, Weiber und Kinder aber von ihnen milde behandelt, und erstere sehr geachtet. Die Gebeine ihrer Väter bewahren sie in Kasten eingeschlossen oder auf Pfählen aufgehangen, und von den zwei religiösen Festen, die sie jährlich im Herbst und Frühjahr feiern, ist eins dem Andenken ihrer verstorbenen Oberhäupter geweiht.

Die Nanscud oder Nansoud, ein anderer Stamm der Atnahs, der einen eigenen Dialekt spricht, bewohnen die Gegend des untern Takutche-Tesse.

Die Atnaks bewohnen Neu-Georgien und verzweigen sich bis ins Gebiet der Vereinigten Staaten.

Die Snarks, Snake- oder Schlangenindianer haben ihre Wohnsitze am westlichen Abfall des Felsengebirges, und zerfallen in mehre Stämme, von denen ein Theil den Distrikt Oregon bewohnt.

Die Bergindianer, ebenfalls im Felsengebirge und am westlichen und nördlichen Abhang desselben, scheiden sich in mehre Stämme, und werden im Binnenlande sowohl als auf dem Gebiete der Vereinigten Staaten gefunden.

Zahlreiche indianische Stämme bewohnen außerdem das britische Columbia, mit denen noch nie ein Europäer verkehrt, ob selbige aber besondere Völkerschaften ausmachen, oder Verwandte der Chepewyans oder der Atnahs sind, darüber sind nirgends Nachweisungen vorhanden; die Individuen, welche von Reisenden an der Küste gesehen wurden, gleichen mehr oder weniger den Wakash, und dürften wohl verwandte Stämme derselben ausmachen.

Wie schon oben gesagt, eignen sich die Bewohner der Vereinigten Staaten, die Briten und Russen, die Nordwestküste Amerika's an. Zwischen den beiden Erstern ist die Grenze mit dem 48° 10′ nördl. Br. fest bestimmt worden; die Letztern haben zwar durch eine Ukase von 1822 den sämmtlichen Küstenstrich vom 51° nördl. Br. an, und die Inseln, die bis auf 50° herunterliegen, dem russischen Reiche unterworfen, wodurch die Briten allerdings ihr Recht auf die Insel Königin Charlotte und auf Neu-Hanover aufgeben mußten, indeß hatten sie die Ansprüche Rußlands noch nicht anerkannt, und ein neuer Grenzvertrag von 1825 bestimmte den 54° 40′ nördl. Br. als die nördliche Grenze der englischen Besitzungen.

Militärisch ist das Land von Seiten Englands noch nicht besetzt, und die im Lande befindlichen Forts sind Faktoreien und Stationen der verschiedenen Pelzhändler-Gesellschaften, die wir schon im Binnenlande haben kennen lernen. Die Eingebornen des Landes, auf der Küste sowohl als im Binnenlande Columbia's, bilden kleine Staaten mit fester Regierungsform, und zeichnen sich dadurch von den Indianern des Innern aus, daß sie in ordentlichen Dörfern und Bezirken feste Wohnplätze haben, und nur in den Fisch-Monaten andere Stationen besuchen, während die Jägervölker des Innern fortwährend ihre Wohnplätze ändern, wenn sich anderwärts eine ergiebigere Jagd eröffnet.

Das britische Columbia, früher Neu-Caledonia, wird a) in das Binnenland oder West-Caledonia, und b) die Küste oder Neu-Georgia, Neu-Hanover und Neu-Cornwallis geschieden.

a) Das Binnenland oder West-Caledonia bildet das große Thal zwischen den Felsengebirgen und der westlichen sich unfern der Küste hinziehenden Gebirgsreihe, grenzt im Norden an die russischen Besitzungen (das frühere Neu-Norfolk), im Osten an das Felsengebirge, im Süden an das nordamerikanische Gebiet Oregon, und im Westen an die Küstenstriche Neu-Georgia, Neu-Hanover und Neu-Cornwallis, und wird im Süden vom Columbiafluß, dem Okanakan oder Otchenankane-Fluß und See, dem Takutsche Tesse oder Frazers River, dem Annahyu Tesse oder Lachsfluß, dem Shewhap-Fluß und See, dem Chilcotin, Quesnells und Stuart River, dem Quellenflusse des Peace oder Friedensflusses, dem Finlay, Simpson und Itzehadze, und die kleinen Seen Pike, Carp, Stuart, Babine oder Kilmaur, Frazer und Cranberry durchschnitten. Eine Menge Indianerstämme, die zum großen Theil der Familie der Wakash angehören, und die Stämme der Altnaks, Nagoiler, Snarks und Bergindianer, so wie die Tacullies, bewohnen diesen Distrikt, fischen und jagen, und sind in fortwährendem Krieg mit einander begriffen. Das Land ist nur wenig bekannt, und die Montrealer Nordwest-Gesellschaft, welche seit 1818 vier Stationen und Faktoreien errichtete, hat bis jetzt wenig zur Bekanntwerdung des Landes beigetragen.

Alexander- oder West-Caledonia, Fort und Hauptfaktorei der Nordwest-Gesellschaft, am westlichen Ufer des Takutsche Tesse, zwischen den Jagdgebieten der Altnaks und Nagoiler, wurde 1818 errichtet; ist mit Pallisaden umgeben und mit Kanonen besetzt; enthält gegen 150 Bediente der Gesellschaft, die mit Weibern und Kindern in den weitläufigen Gebäuden des Forts leben, etwas Kohl- und Kartoffelbau und Viehzucht treiben, und den Haupthandel mit den benachbarten Stämmen und den im Lande befindlichen Forts leiten. Fort Thompson, am südlichen Ufer des Shewhapflusses, südöstlich vom vorigen. — Fort Chilcotin, am südlichen Ufer des gleichnamigen Flusses, westlich von Alexander. — Fort Forks, an der Vereinigung des Stuart mit dem Frazer oder Takutsche Tesse, nördlich von Alexander. — Fort St. James, an der Südspitze des Stuart-Sees, an dessen Abfluß in den Stuartfluß. — Fort Frazer, am südlichen Ufer des gleichnamigen Sees, aus welchem der Stuartfluß abströmt. — Fort Babine, am nordwestlichen Ende des Babinesee, an dessen Abfluß in den Simpsonfluß. — Fort Mc. Leeds, an einem unbedeutenden Landsee, aus welchem der Quellenfluß des Peace entspringt. Faktoreien. — Attnah Village, Friendly Village, Great Village und Village of Rascals, vier große Dörfer der Indianer, von denen sich das erstere am östlichen Ufer des Takutsche Tesse befindet, die drei letztern am Annahyu Tesse oder Lachsflusse liegen und zahlreich bevölkert sind.

b) Die Küste oder der Landstrich, welcher sich vom Gebiet der Vereinigten Staaten bis zu den russischen Besitzungen zieht, zwischen dem Meere und dem Küstengebirge gelegen ist, und alle an der Küste liegende Inseln und Eilande in sich begreift, zerfällt, nach Vancouvers Eintheilung, in die drei Landschaften: 1. Neu-Georgia, 2. Neu-Hanover, und 3. Neu-Cornwallis.

1. Neu-Georgia, die südlichste dieser Landschaften, erstreckt sich vom 48° 10′ bis 51° nördl. Br., wird im Norden von Neu-Hanover, im Osten vom Binnenlande, im Süden von Oregon, und im Westen vom Australocean und dem Golf von Georgia oder dem Kanal begrenzt, der Neu-Georgia von der Insel Quadra-Vancouver scheidet, und den Namen Johnston-Straße führt. Die Küste von Neu-Georgia ist flach und sandig, vielfach durchschnitten, und zum größten Theil nackt oder mit dürftiger Vegetation; weiter landeinwärts wird der Pflanzenwuchs kräftiger, und geht endlich, nach den Gebirgen zu, die sich in geringer Entfernung von der Küste erheben und mit derselben parallel laufen, in hochstämmige, wildreiche Waldung über.

Nur kleine Flüsse und Creeks durchschneiden das nur spärlich bewohnte Küstenland, in dessen südlichen Theil der den Gebirgszug durchbrechende bedeutende Takutsche Tesse oder Frazers River mündet, und dessen südliche Grenze nach den Vereinigten Staaten zu den Chiailisfluß bildet, der am Fuße des Mount Rainier entspringend, in die Whitby-Bay sich ergießt. Der Kanal, welcher das feste Land von Quadra-Vancouver trennt, hat im Norden den Königin Charlotte's Sund, welcher mehre Inseln umschließt, und im Süden die Claasetsstraße oder die Einfahrt von Juan de Fuca. — An der Küste von Neu-Georgia findet man:

Whitby- oder Whidbey-Bay, eine sichere Bucht an der Südgrenze des Distrikts, in welche der Chiailisfluß mündet. — Juan de Fuca's Einfahrt, zwischen Kap Flattery, unter 48° 15′ nördl. Br., und der Süd-Point der Insel Quadra-Vancouver, unter 48° 33′ nördl. Br. — Pugets Sund, der südlichste Theil des Golfs von Georgia, mit Mount Rainier auf der Ost-, und dem Berg Olympus auf der Westseite. — Possession Sund, nördlich von dem vorigen, und nur durch Point Restoration von derselben geschieden. — Admiralty Inlet, eine Einfahrt, welche sich einige Meilen nach Osten ins Land erstreckt, und vor welcher die Insel Whitbert liegt. — Billinghams-Bay, im Süden der Johnston-Straße, mit vielen Inseln. — Birch-Bay und Hawes Sund, im Norden der vorigen. — Jarvis Kanal, eine tiefe nach Nordosten ins Land gehende Bucht, vor welcher viele kleine Eilande zerstreut liegen. — Desolations-Sund, ein tiefer Einschnitt unter 50° 19′ nördl. Br., wo das Land äußerst dürr und unfruchtbar erscheint. — Bates-Sund, Loughborough und Knights-Kanal, drei Einbuchten oder Sunde oberhalb Desolations-Sund, die sich weit ins Land hinein erstrecken und einige unbedeutende Flüsse in sich aufnehmen. — Smith Inlet, im Norden der vorigen. — Königin Charlotte's Sund, die nördliche Mündung des Golfs von Georgia, die nach Osten weit ins Land tritt, und in ihrer Böschung verschiedene Inseln macht. — Fort Langley, die einzige Niederlassung auf der Küste Neu-Georgia, Faktorei der Nordwest-Gesellschaft, auf dem nördlichen Ufer des Frazers River, 10 Meilen oberhalb dessen Mündung in den Golf von Georgia. — Olympus, unter 47° 10′ nördl. Br.; Mount Rainier; Mount Backer; Berge im Süden und Osten des Puget Sundes, von denen Mount Rainier in einer Entfernung von 100 geogr. Meilen noch sichtbar ist, alle aber auf den Gipfeln mit Schnee bedeckt sind. — Mount Stephan, ein hohes Gebirge, welches Königin Charlotte's Sund umzieht.

Quadra-Vancouver, auch Nutka, Noutka oder Nootka genannt, eine große Insel, welche sich zwischen 48° 10′ und 50° 55′ nördl. Br., und 249° 10′ und 254° 50′ L. ausbreitet, einen Flächenraum von circa 760 □ Meilen (15.960 engl. □ Meilen) umfaßt, und durch den Königin Charlotte's Sund, die Johnston-Straße, den Golf von Georgia, und die Claasetsstraße oder die Einfahrt Juan de Fuca vom Festlande Neu-Georgia geschieden wird. Ihren Doppelnamen hat die Insel von ihrem ersten Entdecker, dem Spanier Juan Francia de la Bodega y Quadra, und von dem Briten Vancouver, welcher sie näher bestimmte. Die Insel ist im Innern sehr gebirgig: hohe Felsenwände und spitze Felsenzacken bilden die Gipfel des Hochgebirges, welches das ganze Jahr über mit Schnee bedeckt, und auf welchen alle Vegetation erstorben ist. Die Ausläufer und Abhänge dieses Gebirgszuges hingegen sind mit dichten Waldungen bedeckt und verflächen sich in üppigen Thälern, die ein milderes Klima haben, als die unter gleicher Breite auf der Ostküste von Nord-Amerika, oder laufen in Vorgebirgen aus, von denen Kap Scott im Norden unter 50° 55′; Kap Splitt, Woody Point und Breakers Point im Westen, und St. Juan Point im Süden

die wichtigsten sind. Eine Menge kleiner Flüsse und Bäche, die ihren Ursprung vom Zentralgebirge nehmen, rollen nach allen Seiten ins Meer und den Golf herab, und münden in den zahlreichen Bayen und Buchten, welche in Westen und Osten die Küste durchschneiden, und von denen Nutka-Sund, Cox Hafen und Barclay's Sund die bekanntesten sind. Im Ganzen genommen ist Quadra-Vancouver eine reiche Insel, und die üppige Vegetation bekundet die Fruchtbarkeit des Bodens, der um Nutka herum eine zwei Fuß dicke Schicht Fruchterde bietet. Während des Monats April, wo das Thermometer des Nachts nie unter 48° fällt, am Tage aber auf 60° steigt, wächst das Gras auf der Insel einen Fuß hoch, und wäre die Insel angebaut, würde sie die reichsten Ernten gewähren, und eine wahre Kornkammer für das britische Columbia und den ganzen Nordwesten von Amerika werden; so aber bringt sie wenig mehr als wilde Wurzeln, Beeren und einige eßbare Stauden hervor; die Waldungen enthalten ungeheure Quantitäten von Föhren, Cypressen, weißen Fichten, Arborvitä- und Erlenbäumen, Eichen, Eschen, Ahorn, Weiden, Birken, Aepfelbäumen, Kirschen, Haseln und Sykamoren oder Maulbeerfeigen, und eine Menge von Erdbeeren, Preißels- und Heidelbeeren; die Forstbäume erreichen einen außerordentlichen Umfang und eine erstaunliche Höhe, und auf den minder hohen Bergen mißt die Cypresse 24 Fuß im Umfange, und die Erle erreicht 40 Fuß, ehe sie Aeste ansetzt. Der Fischfang, der Robbenschlag und die Jagd sind Hauptbeschäftigungen der Eingebornen, die alle dem Hauptstamme der Atnahs, der Familie der Wakash angehören, und in viele Stämme vertheilt sind, von denen manche 5, 10 bis 13.000 Köpfe zählen. — Die Eingebornen wohnen in geschlossenen Dörfern, deren sie mehre, Sommer- und Winterdörfer, besitzen; die erstern derselben befinden sich stets an der Küste, die letztern tief im Walde und in geschützten Gründen des gebirgigen Innern. Die wichtigsten Punkte der Insel sind:

Nootka oder Nutka, unter 49° 35′ 15″ nördl. Br. und 251° 2′ 59″ L., ein indianisches Dorf am gleichnamigen Sunde, der bekannteste Ort der ganzen Nordwestküste, da alle europäische Schiffe hier größtentheils vor Anker gehen; es liegt auf einer kleinen Anhöhe, ist ganz mit Waldung umgeben, zählt gegen 2.000 Einwohner und ist der Sitz eines Tahi oder Oberhauptes. Der Nutka-Sund, dessen umherliegendes Land die Eingebornen Yukuast nennen, und vor dessen Eingang sich im Süden Breakers Point erhebt, ist gegen drei Meilen breit; der Eingang enthält mehre Inseln und Klippen, zwischen welchen jedoch die Schiffe bequem durchfahren können. Der Hauptkanal, welcher nördlich läuft, bildet eine größere Insel, welche eine Einbucht beschreibt, welche den Namen Amisbay führt, von den Eingebornen aber Mamma-Ho genannt wird; der mittlere Kanal, welcher nach Nootka führt, öffnet sich zwischen zwei Felsen, welche drei engl. Meilen von einander ostsüdost- und westnordwestwärts liegen. Das Innere des Sundes ist zwar nicht besonders geräumig, hat aber guten Ankergrund, in seiner Böschung mehre kleine Eilande, und zwischen 47 und 90 Faden Tiefe. Die Niederlassung, welche die Briten 1786 hier gründeten, wurde schon 1789 von den Spaniern wieder zerstört, und seitdem nicht wieder hergestellt. — Wikananish, ein großes Dorf im Süden von Nutka, mit 5.000 Einwohnern und Sitz eines Oberhauptes, an einer großen inselreichen Bucht, dem Hafen Cox. — Kenoumahasat, Uth-u-will-ett, Chaisset, Elesoit, Quu-quaet, Lee-cha-ett, Equolett, How-shuc-se-lett, E-lolth-it und Nittanatt; Dörfer, die unter dem Tahi von Wikanish stehen. — Queenhythe, Dorf und Bucht, südlich von Wikanish. — Queenuitett, großes Dorf unweit des vorigen. — Tatootche (Tatutsch), Insel mit Dorf am südlichen Vorgebirge des Eingangs in Juan de Fuca-Straße, mit circa 5.000 Einwohnern. — Chanutt, Clanamutt, Chee-mee-sett, Lo-the-att-sheeth, Lu-nee-chett,

Thee-wich-e-rett, Chee-ſett, Lino-quoit, Nook-my-ge-matt, Amuo-ſkett, Nuiſſet-tuk-fauk, Quoit-ſee-noit, Na-nunc-chett, und Chua-na-ſkett, Dörfer, ſüdwärts von Queenhythe. — Clayoquot und Milinat oder Mitinat, zwei große Buchten mit Inſelgruppen, im Süden von Wikaniſh; die Eingebornen nennen den Bezirk um die Milinatbay Anaſchtſchitl und auch Oheia. — Detootche und Hana, zwei kleine Inſeln mit Dörfern, im Norden von Port Cox, jede mit 1.500 Einwohnern. — Port Brooks, Hafen und Bay, im Norden von Nutka zwiſchen Kap Woody und Split, mit Dorf. — Port Scots, im Norden des vorigen, ebenfalls mit Dorf, mit der Point Chatham im Norden, vor welcher die gleichnamige Inſel liegt. — Kap Scots oder Scolt, kleines Eiland vor der Nordſpitze von Vancouver und Broughtons Archipel, eine Gruppe kleiner Inſeln im Königin Charlotte's Sund.

2. Neu-Hanover, ein Küſtenſtrich, im Norden von Neu-Georgia, welcher ſich vom Königin Charlotte's Sund bis zum Obſervatory Inlet, zwiſchen 51° und 55° nördl. Br. hinzieht, im Norden von Neu-Cornwallis, im Oſten von Weſt-Caledonia, im Süden von Neu-Georgia begrenzt, und im Weſten durch ſchmale Kanäle vom Archipel Princeß Royal und den Inſeln Pitt, und durch den Dixons Kanal von der Inſel Königin Charlotte (Queeen Charlotte) und dem Auſtralocean getrennt wird. Hinſichtlich ſeines Bodens, ſeiner Produkte und Erzeugniſſe gleicht Neu-Hanover dem benachbarten Küſtenſtrich von Neu-Georgia; das Klima aber iſt bereits merklich kälter und ſchneller wechſelnd, Orkane zu gewiſſen Zeiten vorherrſchend, und die aus Süden kommenden öfters verheerend. Die Küſte bietet bedeutende Einſchnitte und Bayen, wird durch eine Menge unbedeutender Ströme durchbrochen, und hat die Mündungen der aus Weſt-Caledonia herüberſtrömenden Flüſſe Tan, Salmon oder Annahyu Teſſe (Lachsfluß) und Simpſon. Die Eingebornen des Landes und der Inſeln ſind Wakaſh, Sluacus, Nanſouds und Nagailer, die ihren Lebensunterhalt größtentheils dem Meere verdanken.

Die bedeutendſten Einbuchten und Häfen der Küſte ſind:

Fitzhugh Sund, Bay im Norden von Smith Inlet, unter 51° 34′ nördl. Br., vor welcher ſich die Calverts-Inſel ausbreitet, die unter 51° 41′ nördl. Br. den Safety Harbour bietet. — Roſe-Hafen, nördlich von der vorigen, unter 52° 9′ nördl. Br. — Milbanks-Sund, bedeutende Bucht, unter 52° 14′, mit gutem Ankerplatz. — Cascade-Kanal, unter 52° 20′ 48″, wahrſcheinlich die Mündung eines noch unbekannten Fluſſes; Mackenzie erreichte denſelben am 20. Juni 1793, bemerkte in ihm Ebbe und Fluth und eine Unzahl von Seevögeln, Robben, Seeottern und Tummler; die Eingebornen ſchienen feindlich geſinnt. — Etches-Sund, unter 52° 25′ nördl. Br. — Grenville Inlet, eine vielarmige Einbucht, welche weit ins Land hineintritt. — Gardiner Kanal, ein langer Meeresarm, welcher von Grenville Inlet nach Nordweſten in Norden geht, und Hawkesbury-Inſel vom feſten Lande ſcheidet, und bis Point Hopkins bereits befahren iſt. — Browns Inlet, Küſteneinſchnitt zwiſchen Kap Lambert und Eſſington. — Calamity-Hafen, unter 53° 12′ nördl. Br. — Nepean-Sund, eine unbedeutende Einbiegung der Küſte, längs welcher eine Menge kleiner Eilande liegen — Port Stephens, der Inſel Banks gegenüber, im Norden des vorigen, unter 53° 30′ nördl. Br. — Mac Intyris Bay, unter 53° 58′. — Port Beales, unter 54° 18′, zwiſchen Kap Roſe und Kap Farmer. — Obſervatory Inlet, ein tief ins Land tretender Meeresarm, der unter 54° 58′ nördl. Br. und 247° 6′ L. mündet, mit dem neben ihm liegenden Portland-Kanal parallel läuft, und durch die Kaps Murray im Süden und Irving im Norden begrenzt wird.

Längs der Küste von Neu-Hanover liegen:

Die Princeß Royal Inseln, auch die Inseln Fleureu genannt, eine Gruppe von sieben größern und mehren kleinen Eilanden, die sich von Point Edward bis zum nördlichen Ende des Gardiner Kanals ziehen. Die südlichste derselben führt den Namen Aristizable oder Aristisaon, die nördliche Hawkesbury, die andern sind nicht benannt, alle aber sind bewohnt. Die Kanäle, welche die Inseln von einander und vom festen Lande scheiden, sind schiffbar und reich an Fischen und Robben. Durch die Mitte der Gruppe führt der Kanal Swaine nach dem Gardiner Kanal und Grenville Inlet. Die Inseln wurden von Duncan entdeckt und von Vancouver näher untersucht: sie sind dicht bewaldet, haben einen üppigen Boden und ein gesundes Klima. Nördlich von ihnen breitet sich:

Pitts Archipel, eine Gruppe kleiner Eilande, die um die größere Insel Pitt liegen, und ebenfalls von Duncan und Vancouver entdeckt wurden, aus. — Pitt wird im Osten durch den Grenville Kanal vom festen Lande geschieden, hat im Nordwesten an der Dixonsstraße das Kap Ibbetson, im Norden in Dixons Entrance die mit gefährlichen Klippen und Reefs umgebene Inseln Dundas, südlich von dieser das kleine Eiland Stephens, und im Westen die lange Insel Banks. Sämmtliche dieser Inseln werden von Indianern vom Stamme der Wakash bewohnt.

Queen Charlotte's Island, eine große von vielen kleinen Eilanden umgebene Insel, welche durch Dixonsstraße von den beiden angeführten Inselgruppen und dem festen Lande geschieden wird, zwischen 52° und 54° 22′ nördl. Br. und 243° 27′ bis 246° 34′ L. Die Insel ist hoch, hat im Innern Berge von mittler Höhe, welche Dixon noch im Juli mit Schnee bedeckt sah, an der Küste üppigen Boden, und ist ganz mit hohen Fichten bewachsen. Das Innere derselben ist völlig unbekannt. Mit den zu ihr gehörigen Eilanden umfaßt sie einen Flächenraum von nahe an 500 □Meilen. Die Eingebornen sind Stammverwandte der Wakash, leben vom Fischfang und der Seeotterjagd, und kultiviren den Anbau einer Art Tabak, der bei den Indianern des Westens sehr geschätzt wird. Die Zahl der Einwohner ist nicht bekannt, scheint aber 30.000 nicht zu übersteigen. Dixon giebt die Zahl derer, die um den Landungsplatz her wohnten, auf 1.700 an, schildert sie als nicht brauner von Farbe, als Europäer; die Männer auch am Leibe behaart, und in Mäntel von Pelzwerk gekleidet. Die Weiber trugen lederne Bedeckungen, und ein 4 Zoll langes und 3 Zoll breites Holz durch einen Einschnitt so mit der Lippe verbunden, daß diese ganz um das Holz sich herum warf und die untern Zähne blos ließ; – Roquefeuil nennt diejenigen, welche er an der Nordseite der Insel antraf, die schönsten Menschen der Nordwestküste; sie schienen ihm besser genährt, stärker und weit weniger schmutzig, als jene Indianer, welche er anderwärts, besonders weiter nördlich, gesehen hatte. Ihre Dörfer gewähren, nach ihm, einen malerischen Anblick, besonders durch die riesenhaften Standbilder, mit denen die Häuser der Tahis geziert waren, und deren aufgesperrter Mund statt Thüre diente. Ueber dem einen Dorfe erhob sich ein Fort, dessen Wall mit schönem Rasen bedeckt und mit einer guten Pallisade umgeben war, und eine ähnliche Festung bemerkte er auf der kleinen Hippah-Insel. — Die Insel Queen Charlotte wird durch mehre bedeutende Einbuchten durchschnitten, hat im Süden als äußersten Punkt das Kap St. James, oder Kap Hector, im Westen Kap Henry, im Nordwesten Point Hunter und Massareda, und im Norden Kap Mouzin; und an Bayen: an der Südostseite die Lux Aena-Bay, unter 52° 7′ nördl. Br.; im Südwesten den Ibbertsons-Sund; im Westen den Rennels-Sund, die am häufigsten besuchte Bay; Englefield-Bay, südlich von der vorigen, und im Osten, außer mehren noch nicht untersuchten Einbuchten, den Cumshohaw-Sund.

Im Norden wird die Insel durch den weiten Dirons-Sund vom Prinz Wales Archipel, durch Browns Passage aber, einer nur schmalen Durchfahrt, die North-Insel von Queen Charlotte geschieden. Von den rings umher liegenden Eilanden sind: die Insel Langara im Nordwesten, und weiter unten die Insel Hippah, unfern der Westküste, und nur durch einen Kanal von dieser getrennt, die bemerkenswerthesten. Die Insel Hippah oder die Festungsinsel wurde von Cook zuerst besucht, indeß für einen Theil des festen Landes gehalten; Dixon kam 1787 hierher, fand, daß die Eingebornen alle in einer großen Hütte lebten, die nach Art eines neuseeländischen Hippah befestigt war, und gab daher der Insel diesen Namen; der Amerikaner Gray, der sie und die Queen Charlotte's Insel später umfuhr, taufte die ganze Gruppe Washingtons-Islands, und Vancouver untersuchte ihre Küsten aufs sorgsamste.

3. Neu-Cornwallis, der nördlichste Küstenstrich des britischen Columbia, zieht sich vom 55° bis 56° 30′ nördl. Br. von Observatory Inlet bis zur Revellagigeda-Insel, wo nach dem Vertrag von 1825 die russischen Besitzungen beginnen, und von hier an, längs der Ostseite des Küstengebirges, welches diese Besitzungen im Osten begrenzt, bis zum Croß-Sund, geht hier in das Binnenland des frühern Küstenstrichs Neu-Norfolk über, verfolgt den nach Nordwesten gekrümmten Lauf des Gebirgszugs bis zum Mount Elias, und von hier in einer gerade nach Norden gezogenen Linie bis zum arktischen Ocean, wo die Beaufort-Bay die Grenze zwischen dem britischen und russischen Amerika bildet. Neu-Cornwallis ist eine schmale, mit tiefen Einbuchten, Kanälen und Häfen ausgezackte Küstenterrasse, hat ein rauheres Klima als das benachbarte Neu-Hanover, und am Observatory Inlet Berge, deren Eis und Schnee, nach Vancouver, nie zu schmelzen schien. Auf der Terrasse selbst und den zu Neu-Cornwallis gehörigen Inseln, soll das Klima milder seyn. Wälder von Fichten umziehen die nur dürftig mit Erde bedeckten Felsen, deren kahle Gipfel aus dem dunkeln Grün der Waldung sich erheben. Die Thäler und Niederungen bieten einiges Laubholz, und einen Ueberfluß von Erd-, Stachel- und Johannisbeeren, Korneliuskirschen und der Wisepakuka. Quellen und kleine Bäche wurden überall auf der Küste und den Inseln gefunden, aber nur ein Fluß, der Kilmaur, ein Abfluß des Babine-Sees, mündet im innersten Winkel des Observatory Inlet. Die Einwohner sind Stammverwandte der Wakash, doch ist weder die Küste noch die Inseln so dicht bewohnt, als Neu-Hanover oder Neu-Georgien. Die einzigen bemerkenswerthen Punkte sind: Observatory Inlet, eine tief ins Land gehende Einbucht, die durch eine weit hervortretende Landzunge in zwei Hälften geschieden wird, deren östliche den Namen Portland-Kanal führt und den Kilmaur in sich aufnimmt. Nördlich von dieser Einfahrt ist die Burrough-Bay, nach welcher zwei schmale Kanäle laufen, von denen der östliche die Insel Revellagigeda oder Revilla Gigedo von der Küste trennt, der nördliche aber die Grenze zwischen den britischen und russischen Besitzungen bildet.

Die beiden Canada's.

II. Unter-Canada.

a. Name. — Lage. — Entdeckung und Geschichte des Landes.

Der große ausgedehnte fruchtbare Landstrich, welcher sich im Osten der britischen Besitzungen zu beiden Seiten des großen St. Lorenzflusses zieht, und sich vom 45° bis 52° nördl. Br. und 57° 50′ bis zum 80° 6′ westl. L. von Greenwich erstreckt, bildet die, von den Franzosen unter dem Namen „Neu-Frankreich“ zuerst in Besitz genommene, Provinz Unter-Canada, die ihren Namen von den Spaniern erhalten haben soll, die, als sie an die Ufer des Lorenzstromes kamen, und hier ein ödes wildes Land vor sich erblickten, die erreichte Höhe Cabo di Nada nannten, aus welcher Benennung später durch Abkürzung Canada entstanden seyn soll; nach andern Berichten wird die Benennung von dem irokesischen Worte Kannata, welches „eine Menge Hütten“ bezeichnet, hergeleitet, welches Wort die ersten Entdecker des Landes aus Mißverstand für den Namen des Landes nahmen.

Die beiden italienischen Seefahrer Johann und Sebastian Cabot, welche, um eine nordwestliche Durchfahrt nach China zu suchen, unter Heinrich VIII. mit sechs Schiffen von England ausfuhren, im Jahre 1497 das Festland Nord-Amerika's entdeckten, und dessen Küsten bis zum 67° 50′ nördl. Br. verfolgten, nirgends aber eine Niederlassung beabsichtigten, waren die ersten, welche Berichte von dem ausgedehnten Kontinent des Nordens lieferten, und von dieser Zeit an datiren sich die Ansprüche der Engländer auf den Norden Amerika's. Im Jahre 1502 erwarben die Kaufleute Hugh Elliot und Thomas Ashurst, von Bristol, die Erlaubniß, Kolonien in Cabots Entdeckungen anlegen zu dürfen, und 1527 wurde durch Heinrich VIII., unter Robert Thorn von Bristol, eine neue Expedition ausgerüstet, die frühern Entdeckungen Cabots zu verfolgen. Mittlerweile hatte Franz I. von Frankreich, angespornt durch die Fortschritte der Spanier und Portugiesen in Amerika, eine Expedition ausgerüstet und unter des Italiener Johann Verrazani Befehl gestellt, um auch für Frankreich neue Länder zu entdecken. Verrazani's Bemühungen wurden mit Erfolg gekrönt; nachdem er Florida entdeckt, segelte er längs der Küste Nord-Amerika's und nahm das Land, welches er „La Nouvelle France“ benannte, im Namen seines königlichen Gebieters förmlich in Besitz. Bei seiner Rückkehr 1524 nach Frankreich, ohne Geld und werthvolle Artikel, wurde Verrazani nur kalt empfangen, dessenungeachtet aber mit ausführlichern Instruktionen von neuem wieder ausgesandt, um Handelsverbindungen mit den Eingebornen anzuknüpfen. Im Kampfe mit den Indianern verlor Verrazani sein Leben. Die Gefangennehmung Franz I. in der Schlacht von Pavia 1525 unterbrach die weitern Entdeckungen auf der Küste von Canada, die Regierung bemühte sich nicht, Resultate aus der Besitzergreifung Verrazanis zu ziehen, und Privaten erlaubten sich, die Entdeckungen des Verblichenen zu ihrem Vortheil zu benutzen. Die Franzosen von St. Malo und andere Nationen betrieben an den Küsten Neufundlands einen einträglichen Fischfang, und bereits 1517 waren gegen 50 englische, französische, spanische und portugiesische Schiffe mit dem Stockfischfang auf den Bänken von Neufundland beschäftigt. Jacques Cartier von St. Malo, welcher ebenfalls auf dem Fischfang auf Neufundland betheiligt war, unternahm es zuerst, auf eigene Gefahr eine Entdeckungsreise längs der nördlichen Küste der westlichen Hemisphäre zu wagen, erhielt nach langem Nachsuchen zuletzt von seinem Souverain, Franz I., eine Commission, und verließ den 20. April 1534 St.

Malo mit zwei kleinen Schiffen, von welchen keines mehr als 20 Tonnen Gehalt hatte, um auf neue Entdeckungen auszugehen. Er untersuchte die Küsten des Golfes, welchem er den Namen St. Lorenz beilegte, segelte den von ihm eben so genannten Fluß 300 Stunden aufwärts, überwinterte hier und trat mit den Eingebornen in Verbindung. Nachdem er das Land förmlich in Besitz genommen, kehrte er mit Donnaconna, einem indischen Häuptling und mehre seiner Angehörigen, die er verrätherischer Weise an Bord zu locken gewußt, doch ohne edle Metalle, die allein damals der Nachforschung werth geachtet wurden, nach Frankreich zurück. Cartiers Bericht und die Bemühungen des Vice-Admiral Charles de Mouy, wirkten bei dem hochherzigen Könige neue und ausgedehntere Vollmachten nebst drei wohlbesetzten Schiffen für Cartier aus, und den 19. Mai 1535 segelte der muthige Seemann, begleitet von einer Anzahl junger Edelleute als Freiwilliger, von Neuem nach „La Nouvelle France" ab. Ein Sturm zerstreute wenig Tage nach dem Auslaufen die kleine Flotte, die erst in einem Hafen Neufoundlands sich wieder vereinigte, und von hier ihre Fahrt nach dem Golf des St. Lorenz fortsetzte. Die Insel Anticosti, die Mündung des Saguenay, und die Entdeckung der Isle aux Coudres, oder Haselnußinsel, war bis zum 20. August das Ergebniß dieser zweiten Reise. Acht Meilen über Haselnußinsel hinaus entdeckte Cartier eine andere, welche schöner und größer, und mit hochstämmigen Bäumen und Weinstöcken über und über bedeckt war, und welcher er, nach ihrem Hauptprodukte, den Namen der Bacchus-Insel beilegte, ein Name, der später in Orleans umgewandelt wurde; 10 Meilen höher hinauf lief Cartier in der Mündung des heiligen Kreuzflusses ein, der heutiges Tages gewöhnlich der Jacob Cartierfluß genannt wird, fand das Land dicht von Indianern bevölkert, die sich ihm allenthalben freundlich bezeigten; auf seiner fernern Reise berührte er Quebec, oder wie es damals von den Eingebornen benannt wurde: Quilibek, ein indianisches Dorf; entdeckte den St. Peters See, wo er mit seinem Schiffe, dem Hermeline, die rechte Durchfahrt verfehlte und auf den Grund lief, und setzte von hier aus, in Gesellschaft dreier Freiwilligen, mit zwei Schaluppen die Reise den Fluß aufwärts bis zur Ortschaft Hochelaga, auf einer Insel mit einem hohen Berge, den er Mont Royal benannte, dem jetzigen Montreal, fort.

Nachdem Cartier durch Krankheit viele seiner Begleiter verloren, kehrte er im Jahre 1536 wieder nach Frankreich zurück, und da der französische Hof fand, daß trotz aller Bemühungen weder Gold noch Silber aus den neuen Entdeckungen zu ziehen war, vernachläßigte er Neu-Frankreich bis zum Jahre 1540, wo es Cartiers Bestrebungen von Neuem gelang, unter den Befehlen von François de la Roque, Seigneur de Roberval, der von Franz I. zum Vice-König und Generallieutenant von Canada und Hochelaga ernannt worden war, eine neue Expedition auszurüsten. Cartier wurde abgesandt, im Hafen St. Croix eine Niederlassung zu gründen, und zwei Jahre später verfügte sich der Vice-König selbst in seine neue Kolonie, wo er, gegen vier Stunden oberhalb der Insel Orleans (der oben angeführten Bacchus-Insel) ein Fort erbaute und daselbst überwinterte. Der Mangel eines vernünftigen Kolonisationsplans, der tödtliche Haß, den die Indianer auf Cartier geworfen hatten, weil er einen ihrer Häuptlinge im Jahre 1535 entführt, und der Kampf, welcher sich mittlerweile in Frankreich zwischen Karl V. und Franz I. um die Oberherrschaft entsponnen hatte, und an welchem Theil zu nehmen, Roberval aus Canada abberufen wurde, verhinderte das Aufblühen der neuen Colonie. Jacques Cartier, zerrüttet an Vermögen und Gesundheit, kehrte 1549 nach Frankreich zurück, und starb hier in den betrübtesten Umständen, vernachläßigt von seinen flatterhaften Landsleuten, denen er ein neues Frankreich aufgeschlossen.

Nach dem Tode Franz I. schiffte sich Roberval mit seinem Bruder und einer

zahlreichen Schaar unternehmender junger Leute von Neuem nach Canada ein, doch niemals wurde später wieder etwas von ihnen gehört, und es steht zu vermuthen, daß sie sämmtlich unterwegs untergegangen sind. Fast 50 Jahre lang bekümmerte sich Frankreich nicht im geringsten um Canada, die von Cartier und Roberval zurückgelassenen Ansiedler blieben ohne Schutz und Unterstützung, und erst im Jahre 1598 begannen die Franzosen von Neuem ihr Augenmerk auf Canada zu richten. Heinrich der Vierte ernannte den Marquis de la Roche zu seinem Generallieutenant von Canada, mit der Vollmacht, die neu entdeckten Länder in Seigneurien und Lehen (Seigneuries and Fiefs) einzutheilen, die mit der Bedingung der Lehnspflichtigkeit, nach Verlangen als Belohnung für geleistete Kriegsdienste, ausgegeben werden sollten; und dies war der Ursprung der canadischen Seigneurien.

Sable Island und ein Theil Acadiens (des jetzigen Neu-Schottlands) wurden zuerst angesiedelt, später aber wieder verlassen, und die französische Nation verdankte eine permanente und gewinnbringende Kolonisation Canada's mehr den Unternehmungen von Privaten, als den königlichen Verfügungen. 1600 erwarb Chauvin, ein Seeoffizier, von Heinrich IV. die Vollmacht eines ausschließlichen Handels mit Canada und andere Privilegien, verband sich mit mehren andern Personen zu einem gemeinschaftlichen Unternehmen, und machte zwei erfolgreiche Handelsreisen nach Tadousac, an der Mündung des Saguenay, wo die Indianer die werthvollsten Pelzwaaren gegen Kleinigkeiten eintauschten. Nach Chauvins Tode, 1603, erhielt Pierre Dugast, Sieur de Monts, ein Calvinist, ein Patent, welches ihm den ausschließlichen Handel und das Gouvernement der zwischen 40° und 46° nördl. Br. liegenden Ländereien sicherte mit der Bedingung, daß, obwohl er der reformirten Kirche zugethan war, er die Eingebornen zur katholischen Religion bekehren lassen sollte. De Monts und de Chatte, Gouverneur von Dieppe, verbanden sich in ihren Handels-, Entdeckungs- und Colonisationsplänen mit dem berühmten Samuel de Champlain, der später Quebec gründete, und als die Hauptursache des Erfolgs der Franzosen in Canada zu betrachten ist. Handelsposten wurden an verschiedenen Orten errichtet, der Pelzhandel mit Erfolg betrieben, die Niederlassungen in Acadia aufgegeben, und am 3. Januar 1608 Quebec, die Hauptstadt des künftigen Neu-Frankreichs, gegründet. Die verschiedenen indianischen Stämme in der Nachbarschaft der neuen Colonie, namentlich aber die Algonquins, Huronen u. s. w., die damals mit den Irokesen oder den fünf Nationen in Krieg begriffen waren, suchten und erhielten die Hülfe der Franzosen. Champlain lehrte sie den Gebrauch der Feuerwaffen, deren Anwendung die Irokesen von ihren englischen Freunden in den benachbarten Niederlassungen erfuhren, und von da an begannen die verheerenden Kriege, welche mit der fast gänzlichen Vertilgung der Indianer Nord-Amerika's endigte, wo diese mit Europäern oder deren Nachkommen in Berührung kamen. Nur wenigen Erfolg hatten indeß die ersten Anpflanzungen an den Ufern des St. Lorenz, und 1622, vierzehn Jahre nach ihrem Entstehen, hatte Quebec nur eine Bevölkerung von 50 Seelen. Die unglückselige Politik, die Religion und zwar die der Jesuitensekte, als Bestandtheil in das Colonialprinzip aufzunehmen, hemmte lange Zeit die Fortschritte der Ansiedler, und um diesen betrübten Zustand der Colonie zu beseitigen, wurde der Handel Canada's, der früher in den Händen von einem oder zwei Individuen lag, im Jahre 1627 einer mächtigen Gesellschaft übertragen, die aus Geistlichen und Laien bestand, sich des besondern Schutzes des berühmten Richelieu zu erfreuen hatte, und den Namen der „Gesellschaft von hundert Theilnehmern" — Company of a hundred partners — führte. Das Hauptobject der Compagnie war die Bekehrung der Indianer zum katholischen Glauben durch diensifertige Jesuiten; der nächste Zweck: die Erweiterung des Pelzhandels, und die Auffindung einer Durchfahrt durch die großen Seen Neu-Frankreichs nach dem stillen Ocean und

China. Die Gesellschaft besaß Canada mit den ausgedehntesten Privilegien einer unter dem König stehenden Feudalseigneurie, war demselben Gehorsam und Huldigung schuldig, und hatte bei jedem neuen Thronwechsel dem Könige eine Krone von Gold darzubringen. Mit dem Besitzrecht des Bodens war ihnen auch ein unbeschränktes Handelsmonopol verliehen, und der König behielt sich einzig, für die Wohlfahrt aller seiner Unterthanen, den Stock- und Wallfischfang in dem Meerbusen und an den Ufern des St. Lorenzstromes vor. Den Colonisten, welche nicht im Dienst der Gesellschaft standen, war das Recht zugesichert, Pelzhandel mit den Indianern treiben zu dürfen, doch mußten sie, bei Strafe der Confiscation, alle eingehandelte Biberfelle den Faktoren der Gesellschaft, das Stück um 40 Sous, überlassen. Das neue System schloß „Protestanten und andere Ketzer", so wie auch Juden, von der Colonie aus, ein Jesuiten-Collegium sollte durch die Gesellschaft erhalten werden; so gingen Monopole und Bigotterie Hand in Hand, und keine schützende Vorsehung verhinderte die Bestrebungen einer so selbstsüchtigen und fanatischen Unternehmung.

Die ersten von dieser neuen religiös-commerziellen Gesellschaft für Quebec ausgesandten Schiffe wurden durch die Engländer genommen, und 1628 machte ein englisches Geschwader, unter den Befehlen David Kertks, eines französischen Refugié, auf Tadousac einen Besuch, und zerstörte die Häuser und Heerden um Kap Tourmente. Zunächst wandte sich Kertk nach der Gaspé-Bay, wo er mit de Roquemont, einem der hundert Theilnehmer, der ein mit Auswanderern und Vorräthen beladenes Geschwader unter seinem Befehl hatte, zusammentraf, ihn zur Schlacht zwang, und seine ganze Flotte vernichtete. Die letzte Hoffnung der Colonie Quebec unterlag durch den Schiffbruch zweier Jesuitenmissionaire an der Küste Neu-Schottlands, die mit Vorräthen die darbenden Colonisten unterstützen wollten; Kertk, verstärkt durch einige britische, unter dem Commando seiner Brüder stehende, Schiffe, ging den St. Lorenz aufwärts, nahm ohne Mühe den 20. Juli 1629 Quebec, gestattete aber allen Franzosen, die nach Frankreich zurückkehren wollten, freie Ueberfahrt dahin.

Im Frieden von St. Germain wurde Quebec an Frankreich zurückgegeben; mit gewohntem Eifer begannen die Jesuiten von Neuem ihre Versuche in Canada, und von jener Zeit an bis zur völligen Eroberung Canada's durch die Briten, 1760, begann eine fortwährende, theils religiöse, theils commerzielle Rivalität und steigende Feindschaft, die sich oft in gegenseitigen Angriffen Luft machte zwischen den französischen und englischen Ansiedlern, während der tiefste Frieden zwischen beiden Mächten in Europa herrschte. Im Jahre 1663 zeigte sich das Verfahren der canadischen Compagnie so verderblich, daß der König beschloß, die Privilegien zurückzuziehen, und Canada zu einem königlichen Gouvernement zu erheben. Mit der allmähligen Aufhebung des Monopols der hundert Theilnehmer fing die Colonisation an sich weiter auszubreiten, und statt der ausschließlichen Rücksichtsnahme auf den prekären Pelzhandel, mit mehr Aufmerksamkeit sich auf den Ackerbau zu lenken. M. de Mesy, der neue Gouverneur, zog mit 400 Mann regulärer Truppen und hundert ansiedelungslustigen Familien, mit Vieh, Pferden und Ackergeräthen versehen, nach dorthin ab. Unter königlicher Jurisdiction bildeten der Gouverneur, ein königlicher Commissar, ein apostolischer Vicar und vier andere Edelleute einen souveränen Rath, der die Macht hatte, in allen Civil- und Criminalfällen in letzter Instanz, nach den Gesetzen und Ordonanzen Frankreichs, und der Rechtspraxis des Pariser Parlaments, zu entscheiden, mit dem Vorbehalt der legislativen Macht der Krone bei vorkommenden Fällen, und der den Handel zu reguliren, die Verwendung der öffentlichen Gelder zu leiten, und Untergerichte zu Three Rivers und Montreal zu errichten beauftragt war.

Diese Umgestaltung Canada's aus einer kirchlichen Mission in ein weltliches Gouvernement war das Werk des großen Colberts, der, nach dem Beispiel Großbritanniens,

die Schifffahrt und den Handel seines Vaterlandes durch Gründung von Colonien zu heben beabsichtigte. Die erleuchtete Politik des mit Recht gerühmten Finanzministers Ludwigs XIV. wurde mit dem verdienten Erfolge gekrönt: mit einer geregelten Civilverwaltung verband man einen verstärkten militärischen Schutz gegen die Irokesen, die Auswanderung französischer Ansiedler nach Neu-Frankreich wurde auf jede mögliche Art befördert, und ein kriegerischer Geist dadurch der Bevölkerung eingepflanzt, daß man die entlassene, aus 1.000 Köpfen bestehende, Mannschaft des Carignan-Regiments, und andere Truppen, deren Offiziers die ersten Seigneurs der Colonie wurden, nach Canada verlegte, und den Offizieren die Bedingung setzte, Ländereien unter Feudal-Hörigkeit, wie es noch jetzt in Unter-Canada der Fall ist, an Soldaten und andere Einwohner abzutreten. — Die ehrgeizigen Pläne Ludwigs XIV. bedürfen keines Kommentars, sie waren nicht auf Europa beschränkt, sondern umfaßten alle Theile des Erdballs, wo immer der schlaue Monarch oder der staatskluge Colbert es für möglich hielten, festen Fuß zu fassen. In dieser Absicht erhielt die französisch-westindische Compagnie eine neue Organisation, Canada wurde ihren Besitzungen beigefügt, und sämmtliche Colonien unter die Krone Frankreichs gestellt. Ein königliches Edikt von 1664 übertrug die Civil- und Militärgewalt der Compagnie; das Verfahren derselben erregte, namentlich in Canada, allgemeines Murren, und innerhalb zweier Jahre, den 8. April 1666, gestattete ein königlicher Beschluß des Staatsrathes den Canadiern, wie damals die französischen Ansiedler genannt wurden, den Pelzhandel mit der Beschränkung: von allen Biberfellen ein Viertel, ein Zehntel aber von allen Büffelhäuten abzuliefern, und der Compagnie den ausschließlichen Handel mit Tadousac, an der Mündung des Saguenay, 75 Meilen unterhalb Quebec, vorzubehalten. Obgleich durch diese Anordnung beabsichtigt wurde, dem Schmuggelhandel, die natürliche Folge ausschließlicher Privilegien und hoher Abgaben, vorzubeugen, verfehlte sie doch ihre Wirkung, und die Berichte jener Zeit erzählen alle die gewöhnlichen Kunstgriffe, zu denen Contrebandirer ihre Zuflucht nahmen, um der Entrichtung drückender Abgaben auszuweichen. Fortwährend waren die französischen Colonisten mit den Mohawks und Irokesen, die mit den englischen Ansiedlern des Gebietes von Neu-York in Verbindung standen, in Krieg begriffen, und eine französische, aus 28 Compagnien regulärer Truppen und der ganzen Miliz der Colonie bestehende Armee, marschirte im tiefsten Winter, 700 Meilen von Quebec, ins Gebiet der Mohawks, die Indianer gänzlich auszurotten; durch Zufall gewarnt, hatten die Indianer sich zurückgezogen, und nur einige Weiber, Kinder und Greise zurückgelassen, die schonungslos von den in ihren Erwartungen getäuschten Franzosen niedergemetzelt wurden. Um eine militärische Vertheidigungslinie zu errichten, wurden Forts an den Mündungen des Sorel oder Champly erbaut, und durch ein königliches Edict den Canadiern befohlen, ihre Besitzungen zu concentriren, und nur solche Länder anzubauen, die an einander grenzten. Wohl hatten die Behörden Ursache, ein solches Edict zu erlassen, da sie das Wiedervergeltungsrecht der Indianer fürchten mußten, die stets Gleiches mit Gleichem vergalten, denn, wo immer die Franzosen ein indianisches Dorf durch Ueberfall einnehmen konnten, wurden Weiber und Kinder schonungslos ermordet, und die gefangenen Krieger in Ketten nach Frankreich auf die Galeeren abgeführt. Der Marquis de Tracy machte einen Einfall in eine irokesische Niederlassung, die Indianer retteten sich durch die Flucht, Greise, Weiber und Kinder aber wurden durch die Franzosen erschlagen, und das Blutbad auf Befehl des General-Gouverneurs durch ein Te Deum in der Kathedrale von Quebec verherrlicht!

Im Jahre 1687 bestätigte der, damals mehr als 70 Jahr alte, General-Gouverneur der westindischen Compagnie innerhalb Canada dieselben Rechte, Privilegien und Vollmachten, welche die früher erwähnte unglückselige „Compagnie der hundert Theil-

nehmer" genossen hatte; der Intendant de Talon aber, ein Mann von tiefen Staatsansichten, der bald einsah, daß die natürlichen Interessen der Compagnie dem Gedeihen der Colonisation entgegen seyn würden, stellte dem Minister Colbert die absolute Nothwendigkeit einer Zurücknahme sämmtlicher Kronrechte vor, lenkte dessen Aufmerksamkeit auf die Mittel, sich Kriegswerkzeuge und Schiffsbedürfnisse innerhalb der Colonie in reichlichem Maße zu verschaffen, verwies auf die Eisenminen von St. Maurice, auf die Eichen- und Kiefernmassen an den Ufern des St. Lorenz zum Schiffsbau, auf die Ergiebigkeit des Bodens, Hanf und andere Producte in großem Ueberfluß hervorzubringen, und brachte es auch wirklich so weit, daß 1674 der König von Frankreich seine Rechte auf alle, der westindischen Compagnie überlassene, Territorien an sich zog, ihre Schulden und den laufenden Werth ihres Kapitalstocks übernahm, und einen Gouverneur, Rath und Richter zur Leitung der canadischen Colonien ernannte.

Eine detaillirte Aufzählung der Localvorfälle würde die Grenzen dieses Werkes überschreiten, genug sey es, hier zu bemerken, daß von dieser Periode an (1674), wo die Bevölkerung, mit Einschluß der bekehrten Indianer, nicht über 8.000 zählte, die französische Niederlassung in Canada rasche Fortschritte machte, und wie sie an Macht zunahm, und eine offensive Stellung gegen die Grenze von Neu-England entwickelte, die Eifersucht der britischen Ansiedler so erregte, daß beide Partheien in einen verheerenden und ermüdenden Grenzkrieg übergingen, bei welchem sie abwechselnd von den Indianern unterstützt wurden.

Viele Jahre hindurch boten die Franzosen in Canada den Angriffen ihrer weniger krieggeübten aber ausdauerndern Nachbarn die Spitze, unterstutzt durch die thätige Beihülfe ihrer indianischen Verbündeten, welche die Briten weniger zu benutzen verstanden, bis sie endlich die Nothwendigkeit der Beihülfe der Indianer einsehen lernten, sich die Gunst derselben erwarben, und dadurch das Gluck auf ihre Seite zogen. Die Kriegskämpfe der Indianer waren furchtbar: das Leben gering achtend, fochten sie mit Verzweiflung und gaben keine Gnade. Geschützt durch die natürliche Befestigung ihres Landes, wählten sie mit Sicherheit ihre Zeit zum Angriffe, und wenn sie ihre Feinde in einem Engpasse oder den Irrgängen ihrer Waldungen eingeschlossen hatten, war das Siegsgeschrei der Indianer und das Todesröcheln der Ueberwundenen das Werk eines Augenblicks, und, während nach den Berichten der französischen Geschichtsschreiber jener Zeit, die Körper der Erschlagenen den Wilden zur Nahrung dienten, war der Scalp der Europäer dem Wilden eine Siegestrophäe, und ein Gegenstand von nicht geringem Werthe fur den Besitzer, da das canadische Kriegsdepartement für jeden eingelieferten englischen Scalp die Summe von 40 Livres zahlte, eine Barbarei, deren sich die Colonisten Neu-Englands damals nie schuldig machten. Die Canadier hatten indeß selbst zuweilen von der wüthenden Grausamkeit ihrer indianischen Hülfstruppen zu leiden; am 26. Juli 1688 veranlaßte Le Rat, ein Häuptling der Huronen, gekränkt durch die Anmaßungen des französischen Kommandanten, einen Frieden mit den Irokesen oder fünf Nationen zu schließen, ohne die Wünsche der Huronen zu berücksichtigen, seine Landsleute, Montreal zu überfallen, und reizte selbst die Irokesen auf, ihm bei seinem Angriff beizustehen; die Colonisten wurden plötzlich überfallen, Tausende derselben erschlagen, und die Häuser, Heerden und Vorräthe auf der Insel gänzlich vernichtet. Charlevoix sagt in seiner Geschichte von la Nouvelle France von den Indianern: „Sie rissen aus dem Schooße schwangerer Frauen die Leibesfrucht heraus, steckten die Kinder lebendig an den Bratspieß, und zwangen die Mütter, dieselben so lange umzudrehen, bis sie ganz gebraten waren." Im Februar 1690 schickten die Franzosen, welche mittlerweile Verstärkungen aus Europa erhalten hatten, eine bedeutende Streitmacht gegen die Indianer von Skenectaday aus, von denen der größere Theil nieder-

gemetzelt wurde, die Gefangenen aber von den Franzosen (nach Colden, Seite 78) in Stücken zerschnitten und gekocht wurden, um für die, den Franzosen treuen, indianischen Hülfstruppen Suppen zu bereiten! Dies waren die entvölkernden Folgen der europäischen Colonisation auf dem Festland von Nord-Amerika, und in nichts von dem grausamen Betragen der Spanier gegen die friedliebenden Bewohner Westindiens und Mexico's unterschieden.

Das unter den Indianern zu Skenektaday von den Franzosen angerichtete Blutbad hatte zur Folge, daß die Irokesen sowohl, als andere indianische Stämme, sich näher an die Engländer anschlossen, und die Franzosen genöthigt wurden, sich in der Defensive und innerhalb ihres eigenen Gebietes zu halten. Die Engländer zu Albany, welche, durch die kriegerischen Rüstungen der Franzosen in Furcht gesetzt, schon beschlossen, hatten, ihre Besitzungen zu verlassen, verständigten sich mit den Colonien Neu-Englands, und schlossen ein Bündniß zu ihrer Selbstvertheidigung, sandten Commissäre nach Neu-York, und eine Mission nach London, um über ihre Absichten Aufklärung zu geben, und baten um Beihülfe zur glücklichen Ausführung der gegen die französischen Niederlassungen in Canada beabsichtigten Expedition, die zum Theil zu Land und mittelst der Binnenschifffahrt die südliche Grenze der Franzosen attakiren, zum Theil zur See, von Boston aus, mit einer unter Sir W. Phipps Befehl stehenden Flotte, auf Quebec zu, unternommen werden sollte. Die Streitmacht der Engländer war undisciplinirt, und bestand aus Colonisten, die wegen Ermordung ihrer Verwandten und Freunde durch die Franzosen und deren indianischen Alliirten, von tödtlicher Rache entbrannt, jetzt Genugthuung forderten. Quebec wurde zur Uebergabe aufgefordert, von Sieur de Frontenac eben so tapfer vertheidigt, daß der Feind mit beträchtlichem Verluste an Schiffen und Mannschaft nach Boston zurückkehren mußte, und der Angriff zu Lande war, da die Angreifenden die Mitwirkung der Flotte nicht abgewartet hatten, ebenfalls gänzlich gescheitert. Die Franzosen, die sich in ihren Besitzungen nun sicher fühlten, schoben muthig, mittelst der Pelzhändler, ihre Vorposten immer weiter hinaus, und beunruhigten mehr als je die angrenzenden Colonisten, die sich mit jedem Tage mehr von der Unmöglichkeit überzeugten, daß beide Nationen oder Mächte als Nebenbuhler auf demselben Continent neben einander bestehen konnten, und deshalb alles mögliche versuchten, ihre gallischen Nachbarn, welche das Anerbieten, in Frieden zu verharren, im Fall die Mutterländer mit einander Krieg führten, verworfen hatten, gänzlich aus Canada zu vertreiben.

Der Pelzhandel, der so lange Zeit die Gewinnsucht und Feindschaft der Engländer und Franzosen in ihrem frühesten Verkehr mit dem amerikanischen Continent erregte und unterhielt, wurde, nach dem unterrichteten Verfasser eines in Canada 1828 erschienenen Pamphlets über die politischen Vorfälle der Colonie, auf zweierlei Art betrieben: Erstens brachten die Indianer selbst ihre Pelzwaaren auf die großen Märkte, die in den Städten und Ortschaften, namentlich aber in Montreal, gehalten wurden, und welchen Localhandel alle Colonisten benutzen konnten, die sich anheischig machten, ein Viertel der Biberfelle, und ein Zehntel der Büffelhäute als Contribution dem König von Frankreich oder denen abzutreten, die diese Gerechtsame in Pacht genommen hatten. Diese Generalpächter maßten sich indeß bald das Recht an, alle Rauchwaaren, namentlich aber Biber und Büffel, von den Kaufleuten zu übernehmen, und benutzten diese Art Monopol bis zum Jahr 1701, wo die Kaufleute ein königliches Edict erwarben, welches ihnen die Errichtung einer Compagnie gestattete, bei welcher jeder Theilnehmer werden konnte, der eine Actie von 50 Livres erwarb. Wer 20 Actien (Shares) besaß, hatte in allen Versammlungen der Compagnie Sitz und Stimme, und konnte ins Directorium gewählt werden. Der ganze Biberhandel und die Ansprüche der Krone auf denselben wurden der Compagnie für eine Entschädigungssumme von 6.000 Livres

die jährlich an das Colonial-Schatzkammeramt gezahlt werden mußte, überlassen, und um dem Schmuggelhandel zu begegnen, und die Binnenhändler zu ermuthigen, in jenem Edict zugleich ein Minimum-Preis für Biberfelle in Geld ausgeworfen, der im Durchschnitt zwei Livres und 14 Sous, oder gegen 2 Shillings und 3 Pence für das Pfund betrug. Die zweite Art dieses Handels erstreckte sich auf die entfernten Stationen und Posten, von wo aus nicht zu vermuthen war, daß die Indianer ihr Pelzwerk auf den Markt von Montreal bringen würden. Licenzen zur Betreibung dieses Handels wurden aus königlicher Gnade an alte Offiziere oder arme Edelleute der Colonie ertheilt, welche dieselben wieder an inländische Handelsleute verkauften. Die Ausdehnung des Handels, welcher jeder Licenz gestattet wurde, erstreckte sich auf einen Umsatz von Handelswaaren von tausend Kronen an Werth, und jeder Käufer einer Licenz war verbunden, zur Betreibung dieses Handels, zwei Kanoes zu beschäftigen, von denen jedes mit sechs Ruderern bemannt war. Der Verkäufer der Licenz hatte das Recht, die für diesen Handel passenden Waaren, mit 15 Procent avance nach dem Marktpreis, zu liefern, und dieser Vortheil, und die jährliche Pacht von 600 Kronen für jede Licenz, waren in jenen wohlfeilen Zeiten kein geringes Einkommen für die verarmten Edlen oder alten Offiziere des Landes. — Eine erfolgreiche Unternehmung brachte dem Händler einen Gewinn von 400 Procent, und jedem der Bootsleute 600 Kronen. Die Bootsleute bekamen weder Gehalte, noch Kost oder Kleidung, sondern waren im Erfolg der Unternehmung selbst interessirt, und hatten das Recht, den, nach Abzug der Kosten der Licenz, die Handelswaaren und vierhundert Prozent Gewinn für den Händler, verbleibenden Ueberschuß unter sich zu vertheilen. Diese Privilegien erweckten einen Unternehmungsgeist unter den jungen Colonisten, und die meisten Familienväter betrachteten den binnenländischen Pelzhandel als eine Quelle des Reichthums für einen Theil ihrer Kinder. Außerdem hatte diese Beschäftigung etwas ungemein Anziehendes: die Bootsleute, obgleich dieselben ursprünglich größtentheils beabsichtigten, ein wenig Geld zu erwerben, um eine Pflanzung anlegen zu können, brachten nur zu oft den, nach der Rückkunft verbleibenden Gewinn auf die leichtsinnigste Art durch, und unternahmen eine neue Tour, und auf diese Art brachte der Pelzhandel der Colonisation nicht den Nutzen, den der König erwartet hatte, während, in politischer Hinsicht die Wirkungen dieses Handels auf die Colonial-Bevölkerung von der größten Wichtigkeit war, da durch denselben eine Klasse von Menschen gebildet wurde, die mit den Gefahren und Mühen langwieriger Binnenschifffahrten hinlänglich vertraut waren, und in Vereinigung mit den indianischen Verbündeten der Franzosen hinlänglich Kräfte hatten, die britischen Besitzungen zu beunruhigen.

Des tapfern Frontenac's Hauptabsicht war, jeden Punct zu besetzen, der geeignet seyn konnte, die Herrschaft Frankreichs zu erweitern, die Engländer von dem Pelzhandel abzuschneiden, und endlich sie zwischen die Hochlande von Neu-Schottland und die Alleghany-Gebirge einzuschließen; zu diesem Ende fing er damit an, den Einfällen der Irokesen einen Damm dadurch entgegen zu setzen, daß er sie durch verheerende Kriege schwächte, und durch zweckmäßige Anlegung von Militärstationen und Forts so in die Enge trieb, daß sie ihre frühern gewohnten Einfälle ganz unterlassen mußten; seine nächsten Schritte waren, im Jahre 1697, die Vorbereitung zu einer großen Kriegsrüstung zu treffen, die vereint mit einer von Frankreich erwarteten Macht bestimmt war, Neu-York zu erobern, — doch, während der brave, thätige Gouverneur von Canada alles zum Feldzug vorbereite, kam die Nachricht von dem Friedensabschluß von Ryswick, vom 11. Sptbr. 1697, zu nicht geringem Mißvergnügen Frontenac's, der im nächsten Jahre starb.

Der Wiederausbruch des Krieges zwischen Großbritanien und Frankreich, im Mai

1702, führte auch bald in Nordamerika die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten herbei, und die grausamen Verfolgungen der Protestanten in Frankreich fügten noch religiöse Erbitterung zu dem schon bestehenden Hasse der Neu-Engländer gegen ihre Nachbarn, deren Zahl sich nunmehr auf 15,000 vermehrt hatte, hinzu. Im Jahre 1708 richtete der Marquis de Vaudreuil seine Angriffe auf die britischen Grenzbesitzungen, nachdem er zuvor mit den Irokesen Verhandlungen über ihre Neutralität gepflogen, welche diese, geschmeichelt als eine unabhängige Macht behandelt zu werden, gern zugestanden; allein die Zerstörung der Ortschaft Haverhill, und die Niedermetzelung einiger Bewohner derselben, veranlaßte die Canadier, wiederum eine Defensivstellung anzunehmen. Die Neu-Engländer bereiteten sich auf einen Angriff zu Lande auf Montreal vor, doch die Streitmacht des Mutterlandes, welches zu gleicher Zeit mit ihnen auf dem St. Lorenzstrom operiren sollte, wurde nach Portugall bestimmt, und so dem Marquis de Vaudreuil Zeit gelassen, sich in besseren Vertheidigungszustand zu setzen. — Im nächsten Jahre (1709) machten sich die Engländer Acadia, das jetzige Neu-Schottland (siehe dieses), unterwürfig; die, später aber, im Jahre 1711, unternommene Land- und Wassererpedition gegen Canada, fiel so unglücklich aus, und die britische Flotte hatte, durch stürmische Witterung und Unbekanntschaft mit der Küste, so zu leiden, daß sie unverrichteter Sache nach Boston zurückkehren mußte. Der Friede von Utrecht, 1713, unterbrach alle fernere Unternehmungen, und gestattete den Franzosen, die britischen Ansiedler längs der Grenze Canada's noch länger zu beunruhigen. Der Marquis de Vaudreuil benutzte die Zeit des Friedens, um die Befestigungen von Quebec und Montreal, von denen der erstere Ort jetzt (1720) 7,000, der letztere eine Bevölkerung von 3,000 zählte, zu verstärken. Der Kriegskunst und dem Unterricht der Colonialtruppen und Miliz wurde noch größere Aufmerksamkeit geschenkt, Barracken errichtet, und den Colonisten eine direkte Steuer auferlegt, um die Truppen zu erhalten, und Fortifikationen überall im Lande anzulegen. Während einer zehnjährigen Ruhe im Innern und nach Außen machten der Handel und Wohlstand in Canada rasche Fortschritte, und 1723 segelten bereits 19, mit Pelzwerk, Bauholz, Steinen, Theer, Tabak, Mehl, u. s. w. beladene Schiffe von Quebec ab, und 6 Kauffarthei- und 2 Kriegsschiffe waren in der Colonie erbaut worden.

Der Tod des Marquis de Vaudreuil, im Oct. 1725, wurde von den Canadiern mit Recht beklagt; sein, im Jahre 1726 erwählter Nachfolger, der Marquis de Beauharnois, ein natürlicher Sohn Ludwigs XIV., erregte durch seine vom Ehrgeiz geleitete Verwaltung noch mehr die Besorgniß und Eifersucht der britischen Colonisten von Neu-York und Neu-England, während die Intriguen der Jesuiten gegen die Indianer nicht wenig dazu beitrugen, den Kampf der beiden mächtigsten Nationen Europa's, um die Herrschaft auf dem Kontinent von Amerika, zur endlichen Entscheidung zu bringen.

Der zwischen Großbritanien und Frankreich im Jahre 1745 von neuem ausgebrochene Krieg hatte zur Folge, daß in demselben Jahre eine britische Flotte, in Verbindung mit den Provinzialtruppen der neu-englischen Colonien, Kap Breton (siehe dieses) in Besitz nahm; die erfolgreiche Schlacht von Fontenay aber belebte den kriegerischen Geist der Canadier zu einem Versuche der Wiedereroberung Neu-Schottlands in den Jahren 1746 und 1747, der jedoch fehlschlug. Der 1748 in Aachen geschlossene Frieden machte allen ferneren Feindseligkeiten ein Ende, und Commissäre wurden ernannt, um die Grenzlinie zwischen den britischen und französischen Gebieten in Nord-Amerika zu bestimmen. Die Absicht der Franzosen ging darauf hin, die Engländer innerhalb der Grenzen der Alleghany-Gebirge einzuschränken, und ihre Annäherung nach den Seen, dem St. Lorenz, dem Mississippi, wo sie selbst Niederlassungen zu gründen begonnen, und nach dessen Zuflüssen zu verhindern. Das canadische Gouvernement unternahm deshalb, ohne Auftrag von Frankreich erhalten zu haben, unter

Entwickelung eines militärischen Pompes, um die Indianer zu blenden, die Ziehung und Bestimmung der Grenzlinie, dadurch, daß sie an verschiedenen Orten Bleiplatten mit dem Wappen Frankreichs versenkten, um ihr Entdeckungsrecht und ihre Besitzergreifung zu beweisen. Dieser unkluge Schritt beunruhigte aber, wie man leicht denken kann, die Indianer sowohl als die Engländer, und endigte in einer Vereinigung zur gänzlichen Vertreibung der Franzosen aus Nord-Amerika. In Verfolgung dieser sonderbaren, vom französischen Conseil in Canada angerathenen Politik, bediente man sich der Jesuiten, um mittelst ihrer Intriguen die Acadier oder die Nachkommen der ersten französischen Ansiedler zu bewegen, Neu-Schottland zu verlassen, und sich nach einem auf der Canadaseite, jenseits der Grenze neu zu errichtenden Militärposten zu begeben, wo eine neue Colonie angelegt werden sollte, zu deren Unterstützung die französische Regierung 800.000 Livres verwilligt hatte. Cornwallis, der Gouverneur von Neu-Schottland, überzeugte indeß die Franzosen bald, daß er von ihrem Unternehmen unterrichtet sey, und errichtete ihnen gegenüber, in der Nähe der Fundybay, auf der Seite des Flusses Beaubassin, ein Fort, welches er unter Befehl des Major Laurence stellte und veranlaßte, daß an der Mündung des St. John ein Schiff weggenommen wurde, welches die Franzosen mit Lebensmitteln unterstützen sollte. Doch auch die Franzosen fingen an, ihre Macht längs der von ihnen bezeichneten Demarkationslinie zu verstärken, und ihre, von den Jesuiten angesponnenen Intriguen, die Irokesen von den Engländern abspenstig zu machen, gelangen in so fern, als die Indianer den Franzosen gestatteten, in der Nähe ihrer Grenze das Fort la Presentation zu errichten, und nur der Beharrlichkeit und dem bewundernswürdigen Einflusse Sir W. Johnston hatten es die Engländer zu danken, daß es den Canadiern nicht gelang, das zwischen ihnen und den Indianern bestehende Bündniß zur Vertreibung der Franzosen aufzulösen, deren Fall übrigens durch das in der Colonie eingerissene Verderbniß, und durch den scandalösen Wuchergeist, welchen die obersten Behörden nicht blos duldeten, sondern selbst benutzten, noch schneller herbeigeführt wurde. Die Ankunft des Marquis du Quesné de Menneville, im Jahre 1752, als Gouverneur von Canada, Louisiana, Kap Breton, St. John und ihren Dependenzien, zeigte deutlich, daß man den Anfang der Feindseligkeit in Europa baldigst erwarten dürfe; die Thätigkeit des Marquis entwickelte sich besonders in der Organisirung der Miliz, für die innere Vertheidigung und Detachements regulärer Truppen, die Miliz und Indianer wurden nach dem Ohio geschickt, wo außer dem Fort Quesne andere Militärposten errichtet waren, um die Engländer in den Alleghanys zurück zu halten. Obgleich die Briten während dieser Zeit sich fortwährend in der Devensive hielten, waren sie doch nicht unthätig, erbauten in der Nähe von du Quesne ein Fort, dem sie seltsamer Weise den Namen Necessity — Nothwendigkeit — beilegten, und sandten von Virginien aus eine Garnison dahin, unter dem Commando des nachmals so berühmt gewordenen Obristlieutenant Washington, der aber bald darauf durch den Commandanten von Fort du Quesne, M. Contrecoeur, gezwungen wurde, zu capituliren. Mittlerweile brach der offene Krieg zwischen England und Frankreich aus, und gestaltete sich zu einem allgemeinen europäischen Kriege. Eine starke Flotte wurde nach Canada abgesandt, um Quebec zu schützen, und eine englische ausgerüstet, die erstere aufzubringen und von einer Vereinigung mit den Colonien abzuhalten. Letzteres mißlang und nur zwei mit Truppen und Kriegsbedürfnissen beladene Fregatten fielen auf der Bank von Neufundland in die Hände der Engländer.

Im Jahre 1755 legte der Marquis du Quesne sein Gouvernement nieder und der ihm im Juli desselben Jahres folgende letzte französische Gouverneur von Canada, Marquis de Vaudreuil de Cavagnal, begann seine Verwaltung auf eine Glück verkündende Weise durch die Niederlage des braven aber zu raschen Generals Braddock, am

9. Juli 1755, in einer der Defileen der Aleghany-Gebirge. Braddock, unbekannt mit der indianischen Kriegsführung, vernachläßigte die gewöhnlichsten Vorsichtsmaßregeln, und fiel mit seinen Tapfern, vom tödtlichen Feuer des im Hinterhalt liegenden Feindes getroffen, ohne auch nur einen einzigen Feind zu erblicken. Der Tod ihres Führers war das Zeichen, daß jedes weitere Vordringen vergeblich sey, und George Washington, damals dem zweiten im Commando, blieb die Ehre, durch einen glücklichen Rückzug den Rest der britischen Armee vom gänzlichen Untergange gerettet zu haben, die später durch 6.000 Provinzialtruppen, unter Befehl des General Johnston und Gouverneur Shirley, verstärkt wurde. Johnston, in der Absicht Crown Point anzugreifen, vereinigte sich in der Nähe der Georgensee mit General Lyman, wurde von 3.000 Mann französischen Truppen, unter Baron Deiskau's Befehl, angegriffen, und warf nach einem viersländigen Gefecht die Franzosen mit Verlust von 1.000 Mann und ihres verwundeten Führers zurück. Der glückliche Erfolg des Sieges erhöhte den kriegerischen Muth der Briten von neuem, und lehrte den Provinzialtruppen ihre eigene Kraft kennen, mit welcher sie in Kurzem für ihre Unabhängigkeit gegen die fechten würden, mit denen sie jetzt Hand in Hand ihre französischen Feinde zu überwältigen trachteten, die nur zu bald ihre Verbündeten seyn sollten!

Der Feldzug von 1755 endigte im Oktober mit dem Rückzug der Briten nach Albany, nachdem sie zuvor die Garnison von Oswego verstärkt hatten. Frankreich, völlig überzeugt von der Wichtigkeit Canada's, sandte frühzeitig im nächsten Jahre eine ausgewählte Streitmacht unter dem Befehl des tapfern und erfahrnen General-Majors Marquis de Montcalm ab, der sogleich Fort Oswego belagerte und zur Uebergabe zwang, und auch im Feldzug des nächsten Jahres, 1757, mehre glückliche Siege über die Briten davon trug, und das Fort George einschloß und überwältigte. Die grausame Ermordung der britischen Gefangenen, die aus 2.000 Mann regulärer Truppen bestand, und auf ihrem Marsch nach Fort Edward von den indianischen Verbündeten der Franzosen schonungslos niedergemetzelt wurden, erregte die heftigste Erbitterung, und beschleunigte den Fall der französischen Herrschaft in Canada. Der ältere Pitt, nachmaliger Earl of Chatham, der zu jener Zeit im Zenith seines Rednerrufes und am Ruder des Staates stand, beseelte mit seinem Geiste bald das Conseil des Königs und die ganze Nation, und nur zu bald wurden die Wirkungen desselben auch in Amerika fühlbar. Der Feldzug gegen Canada, dessen Garnisonen Frankreich verstärkt hatte, sollte nach einem combinirten Plane, ähnlich dem von 1690, zu Wasser und zu Lande eröffnet werden, und der Einfall in Canada zu gleicher Zeit, an drei verschiedenen Punkten, unter drei ausgezeichneten Generalen beginnen. Auf die Einnahme von Quebec legte man den Hauptwerth, und die zu derselben bestimmten Streitkräfte, welche der heldenmüthige General Wolfe befehligte, bestanden aus 8.000 Mann, die zum größten Theil aus der Armee gezogen worden waren, welche im verflossenen Jahre, unter demselben Befehlshaber, das Fort Louisburg auf Kap Breton genommen und die Insel unterworfen hatte. Wolfe's Armee wurde auf einer, aus Kriegs- und Transportschiffen bestehenden und vom Admiral Saunders befehligten Flotte, in die Nachbarschaft von Quebec gebracht, und landete am 27. Juni 1759 in zwei Abtheilungen auf der Insel Orleans. Der Marquis Montcalm machte indeß energische Vorbereitungen zur Vertheidigung Quebecs, und stellte, unterstützt von einigen Kriegsschiffen und Brandern, seine, aus 12.000 Mann bestehende Armee vom St. Lorenz bis zum Fall des Montmorency auf, um die Landung der Briten zu hindern, und die geschickte Anordnung des französischen Commandanten bewährte sich dadurch, daß der Angriff der Briten auf die Verschanzungen bei Montmorency gänzlich fehlschlug, und der tapfere Wolfe Depeschen nach England sandte, in denen er bezweifelte, Quebec noch im Laufe dieses Feldzugs einnehmen zu können. Klugheit und Vorsicht charakteri-

siren einen guten General eben so wohl, als einen Staatsmann! Wolfe berief einen Kriegsrath, zeigte demselben, daß das Feuer der Kriegsschiffe der Citadelle nur wenig Schaden gethan, während die untere Stadt fast gänzlich zerstört sey, daß fernere Angriffe auf die Verschanzungen von Montmorency völlig nutzlos wären, und daß seine einzige Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg darauf hin beruhe, die Höhen von Abraham im Rücken und oberhalb der Stadt, welches der schwächste Punkt der Festung war, einzunehmen. Der Kriegsrath billigte den Angriffsplan, und am denkwürdigen Morgen des 12. Septembers 1759 begannen die Operationen mit einer Umsicht, Ruhe und auf eine solche geheimnißvolle Weise, daß alle Vorsichtsmaßregeln de Montcalm's, diesen wichtigen Paß zu behaupten, vergeblich waren; auf den Ebenen von Abraham kam es zu einem erbitterten Kampfe, in welchem beide Armeen, von ihren muthigen Feldherrn persönlich angeführt, und ohne Artillerie, die glänzendste Tapferkeit bewiesen. Der Säbel und das Bajonett entschieden die mörderische Schlacht; lange schwankte der Sieg, beide Anführer stürzten tödtlich verwundet; endlich neigte sich der Sieg auf Seiten der Engländer, — der brave Wolfe, vom Blutverlust erschöpft, zur Erde gesunken, erwachte bei dem Rufe: „Sie fliehen, sie fliehen!" zu neuem Leben, „Wer flieht?" ist die Frage des sterbenden Helden, „die Franzosen" die Antwort seiner Umgebung. „Nun sterbe ich zufrieden!" Die letzten Worte des noblen Briten, der wie Nelson in den Armen des Sieges starb. Auch der tapfere, ritterliche Montcalm endete und frohlockte in seinen letzten Augenblicken, nicht leben zu müssen, um Zeuge der Einnahme Quebec's zu seyn, — und Sieger sowohl als Besiegte hatten den Verlust ihrer kühnen Anführer als Nationalverlust zu beklagen!

Die Einnahme Quebec's entschied über das Schicksal des französischen Reiches in Canada; zwar machten die Franzosen im April des nächsten Jahres unter de Levi einen Versuch Quebec von neuem zu erobern, die Ankunft eines kleinen Geschwaders aber veranlaßte den Rückzug der französischen Macht. Im September 1760 fand die beabsichtigte Vereinigung der britischen Invasionsheere vor Montreal statt, und am achten desselben Monats capitulirte die Garnison jener Stadt. 1763 wurde zwischen Frankreich und England ein Vertrag abgeschlossen, in welchem ersteres alle seine Ansprüche auf Canada und Neu-Schottland aufgab, und so mit einem Federstrich das ausgedehnte reiche Neu-Frankreich und alle Besitzungen in Nord-Amerika verlor.

Die Bevölkerung von Canada betrug zur Zeit der Eroberung desselben durch die Briten gegen 65.000 Seelen, welche einen schmalen Strich Landes an den Ufern des St. Lorenzstromes inne hatten, und sich hauptsächlich mit der Landwirthschaft beschäftigten; kein Volk indeß hatte größere Ursache, sich für die Abtretung seines Landes an Großbritanien dankbarer zu beweisen, als die Canadier; Bigot, der Intendant oder Finanzverwalter des Königs und seine Kreaturen, plünderten die Colonisten auf alle Art und Weise. Das in den Colonien ausgegebene Papiergeld, welches sich gegen 30 Jahre lang eines unbegrenzten Kredits erfreute, da es auf den königlichen Namen ausgestellt war, machte es dem Intendanten möglich, seine Verschwendung und Veruntreuung öffentlicher Gelder zu verheimlichen, und während die Briten Canada mit bewaffneter Hand eroberten, vernichtete der französische Monarch den Handel und die Hoffnungen seiner Unterthanen durch Nichtannahme der Wechsel des Intendanten, dem er unbeschränkte Vollmacht ertheilt hatte, und stürzte dadurch nicht blos die Inhaber jener sich auf 12.000.000 Livres (500.000 Pfd. St.) belaufenden Wechsel, sondern auch jene in's Verderben, die im Besitz von Papiergeld waren, dessen Betrag sich zur Zeit der Eroberung auf vier Millionen Pfund Sterling belief, und wofür sie als Entschädigung nur vier Prozent des ursprünglichen Werthes erhielten.

Bürgerliche und religiöse Freiheit wurde nach der Eroberung den Canadiern zugestanden, und die frühere Geschichte zeigt kein Beispiel von solcher großmüthigen Sche-

nung der Sieger gegen den Besiegten! Obwohl sich nun die Engländer im Besitz Canada's befanden, sahen sie sich doch gar bald genöthigt, zu seiner Erhaltung mit jenen zu kämpfen, die ihnen bei der Eroberung Beistand geleistet hatten, nämlich mit den früheren britischen Colonisten, die sich nicht dem System der Besteuerung unterwerfen wollten, ohne in dem Parlamente repräsentirt zu seyn, und durch Verschulden des Mutterlandes, dem Mutterlande den Gehorsam aufkündigten.

Kaum hatten sich die dreizehn vereinigten Colonien von dem Mutterlande losgerissen, und unter dem Namen „Amerikaner" als unabhängige Nation hingestellt, als sie auch bereits Versuche machten, Canada, zu dessen Eroberung sie früher beigetragen hatten, den Engländern wieder abzunehmen. Gegen Ende des Sommers 1775 machten die amerikanischen Truppen, vom Champlainsee und den Quellen des Kennebecflusses aus, Einfälle in Canada. Die erste Division der amerikanischen Armee, unter dem Kommando des Generals Montgomery, wurde vom Glück begünstigt, und Montreal, Chambly, St. Johns, Longueuil und andere Positionen von Wichtigkeit fielen in ihre Hände, so wie alle militärische Vorräthe zu Montreal und an den Flüssen. Die zweite Division der Amerikaner, unter General Arnold, welche sich mit ungeheuren Anstrengungen einen Weg durch die Wälder und Moräste des damaligen Distrikts Maine gebahnt hatte, erreichte am 8. November Point Levi, am südlichen Ufer des St. Lorenz, Quebec gegenüber, und hätte General Arnold mit seinen Truppen über den Fluß setzen können, wäre die Hauptstadt des Landes, die sich damals in einem ganz unvertheidigten Zustande befand, mit ganz Canada in die Hände der Amerikaner gefallen. General Carleton, der britische Gouverneur, war zu jener Zeit mit seinen Truppen bei Montreal, um die Angriffe Montgomery's zurückzuschlagen, der sich zum Meister der Stadt gemacht hatte, und um dessen Vereinigung mit der zweiten Division, unter Arnold, zu vereiteln. Zur rechten Zeit erfuhr er die Gefahr Quebec's, machte einen meisterhaften Rückzug mit seinem kleinen Heere, und gelangte den 19. November zur Citadelle, ohne von Arnolds Armee bemerkt worden zu seyn, die mittlerweile oberhalb Quebec den St. Lorenz gekreuzt, die Umgebungen Quebec's eingenommen und bei Point aux Trembles, 21 Meilen von Quebec gelagert hatte, um die Ankunft Montgomery's zu erwarten, und mit demselben vereint Quebec anzugreifen. Mit Jubel wurde General Carleton empfangen; die Einwohner der Stadt wetteiferten mit den ältesten britischen Soldaten in der Errichtung von Vertheidigungsanstalten, und seine kleine aus 1.800 Mann bestehende Garnison erwartete in freudiger Hoffnung den Angriff der vereinigten amerikanischen Streitmacht. Montgomery, der mittlerweile mit seinem Heere von Montreal angekommen war, berief einen Kriegsrath, in welchem beschlossen wurde, Quebec in der Nacht vom 31. December im Sturme zu nehmen. Dieser Angriff, so wie einige andere, wurden mit großem Verluste für die Amerikaner zurückgeschlagen, die bei demselben selbst den Tod ihres Anführers, des tapfern aber unglücklichen Montgomery, zu betrauern hatten, und am 6. Mai des folgenden Jahres die Belagerung ganz aufhoben, und nach den Vereinigten Staaten zurückkehrten.

Die ehrenvolle Behandlung, welche die Canadier seit der Eroberung von Seiten des englischen Gouvernements erfahren hatten, hatte in ihrer Brust ein so lebhaftes Gefühl der Erkenntlichkeit erweckt, daß sie mit freudiger Aufopferung Alles aufboten, um Canada für England zu erhalten, ein neuer Beweis, welchen günstigen Einfluß eine humane und edelsinnige Politik, sowohl auf den Einzelnen, wie auf eine ganze Nation ausübt.

Von dieser Periode an (1776) bis 1812 blieb Canada von den Einfällen eines äußern Feindes verschont, und nahm rasch an Bevölkerung und Wohlstand zu, nachdem bereits 1791 die Theilung des Landes in die obere und untere Provinz vor sich

gegangen war; 1812 aber hielten die Amerikaner für den geeigneten Zeitpunkt, sich der Canada's zu bemeistern, England, in Folge vorhergegangener unangenehmer Berührungen, den Krieg zu erklären, und in Canada, wo sie die Masse des Volks günstig für ihre Aufnahme gestimmt wähnten, einen Einfall zu machen. Das entschlossene und loyale Benehmen der Einwohner von Canada verhinderte die Amerikaner, ihren Plan in's Werk zu setzen; die Canadier, obgleich lange Zeit durch schwache eigenmächtige Führer schimpflich bezeichnet und gedrückt, erhoben sich in Vertheidigung Englands und ihres Vaterlandes, und vergaßen, obgleich sie selbst bei der damaligen Schwäche Englands, das seine Truppen gegen Napoleon brauchte, sich hätten freimachen können, die schimpfliche Behandlung, die sie zum Theil von den britischen Behörden erdulden mußten, und gedachten nur des Guten, was ihnen England gewährt, und in nicht sechs Wochen standen vier Bataillons canadischer Freiwilliger, die Rechte Englands in Canada zu vertheidigen. Möchte doch auch England bald aus Dankbarkeit freiwillig Canada gewähren, was dessen Bürger mit Recht verlangen und erwarten können!

b. Grenzen. — Größe. — Ausdehnung.

Die Provinz Unter-Canada, die seewärts gelegene Abtheilung des großen Reichs, grenzt im Norden an die Territorien der Hudsonsbay-Gesellschaft oder Ost-Main; im Osten an den atlantischen Ocean, den Meerbusen von St. Lorenz an eine Linie, die sich von Ance au Sablon nordwärts bis zum 52° nördl. Br. zieht, und durch 6 Geo. IV. c. 59 festgesetzt wurde, und ein Stück der Labradorküste, die durch die Meerenge Belleisle von der Insel Neufundland geschieden ist; im Süden an Neu-Braunschweig und die Staaten Maine, Neu-Hampshire, Vermont und Neu-York, und im Westen an Neu-York und Ober-Canada, welches Gebiet im Jahre 1791, durch einen Beschluß des Königs von England, von Unter-Canada abgeschieden wurde, und zwar so, daß die Grenzlinie zwischen beiden Provinzen zu Pointe au Baudet, am See St. Francis, gegen 55 Meilen oberhalb Montreal beginnen, nördlich bis zum Ottowafluß laufen, diesen Fluß aufwärts bis an seine Quelle im See Temiscaming und von da gerade Nord bis an die Hudsonsbay-Grenze sich erstrecken solle.

Die Länge der Provinz von Ost nach West beträgt 1.540, die Breite von Süd nach Nord 483 engl. Meilen, der Flächeninhalt beträgt nach Hassel 6.800 geogr. oder 142.800 engl. □Meilen, nach Leise, welcher einen Theil von Maine dazu zog, im Nordwesten aber die Grenzen verengerte, mit Inbegriff der Mündung des St. Lorenz, 6.160 geogr. oder 129.360 engl. □Meilen, und ohne diese 5.480 geogr. = 115.080 engl. □Meilen, nach Montgomery Martin, so weit bis jetzt die Grenzen genauer bestimmt sind, 205.863 engl. = 9.803 geogr. □Meilen inclusive einer Oberfläche von 3.200 engl. M., die mit zahlreichen Seen und Flüssen bedeckt ist, und ausschließlich der Oberfläche des St. Lorenzflusses und eines Theils vom Golfe, die zusammen 52.000 engl. □Meilen einnehmen, so daß die ganze Provinz, Wasser und Land zusammen genommen, 250.000 = 11.905 geogr. □Meilen oder 160 Millionen Acres beträgt. Nach meiner Berechnung der Bouchette'schen Karte wird die Annahme von 10.500 geogr. oder 220.000 engl. □Meilen der Wahrheit am nächsten kommen.

c. Physischer Charakter.

aa. Gestaltung des Landes im Allgemeinen.

Unter-Canada bildet, zu beiden Seiten des Lorenzstromes gelegen, vom Petersee an bis zur Mündung des Flusses, ein großes Tiefthal, welches von zwei Reihen Ge-

birgen eingefaßt wird, von denen das nördliche, die Landeshöhe, Neusüdwales und Labrador, die südliche, die Albanykette, welche im District Gaspé aufsteigt, und sich nach Südwesten zieht, den Staat Maine von Canada scheidet. Das Tiefthal ist indeß keineswegs eine Ebene oder ein muldenförmiges Becken, sondern bietet die herrlichsten Abwechslungen von Höhen, Berggruppen und Landrücken, und durch's ganze Land wechselt romantische Erhabenheit mit malerischer Schönheit, und selbst ein mit weniger Phantasie Begabter wird mit Bewunderung erfüllt werden beim Anblick der abwechselnden ungeheuern Bergketten, den prachtvollen Strömen, unermeßlichen Seen, unbegrenzten Wäldern, ausgedehnten Prairien und schäumenden Kataraften. Im Osten ist das Land hoch, gebirgig, und bis an die Ufer des St. Lorenz auf beiden Seiten mit dichten Waldungen bedeckt. Die Seeküste ist steil und felsig; auf der Nordseite ziehen sich die Gebirge parallel mit dem Flusse bis nach Quebec, und wenden sich dann in westlicher und südwestlicher Richtung bis zur äußersten Westgrenze. Südlich vom Flusse zieht sich die Bergkette, welche bei Perce zwischen der Bay Chaleur und Kap Gaspé steil aus dem Golf von St. Lorenz sich erhebt, längs dem Lauf des Flusses aber in größerer Entfernung von seinen Ufern, als die Bergkette des Nordens, bis Quebec gegenüber, nehmen dort eine noch mehr südliche Richtung an, und ziehen von dort südlich und südwestlich, unter dem allgemeinen Namen der Alleghanys, nach den Vereinigten Staaten. Das Gebirge des Nordens, welches im Westen in der Nähe von Greenville, am Ottowa beginnt, streckt sich in nordöstlicher Richtung durch's Land, nähert sich dem St. Lorenz in verschiedenen Entfernungen, hier sich auf 15 bis 20 Meilen nähernd, doch bis auf 40 Meilen zurücktretend, und endlich bei Kap Torment, 30 Meilen unterhalb Quebec, mit dem Fluß zusammenstoßend. Von diesem Kap an beginnt der eigentliche gebirgige Charakter der Küsten des St. Lorenz, namentlich aber im Norden, wo die kühn aufsteigenden und oft plötzlich abbrechenden Berge sich 300 — 400 Fuß erheben, und auf manchen Punkten eine Höhe von nahe an 2.000 Fuß erreichen. Das zwischen den beiden Hauptgebirgszügen liegende Land, welches durch den mitten durchströmenden St. Lorenzstrom in zwei Hauptabtheilungen geschieden ist, wird durch die bedeutenden Tributaries, welche dem St. Lorenz zuströmen, in sechs natürliche Sectionen getheilt, von denen drei der nördlichen, die drei andern aber der südlichen Hauptabtheilung angehören. Von den drei Sectionen nördlich vom St. Lorenz umfaßt die erste das Land zwischen dem Ottowa und St. Maurice, die zweite das Land zwischen dem St. Maurice und Saguenay, und die dritte den Rest des Gebiets, östlich vom Saguenay bis zur äußersten Grenze der Provinz. Die Sectionen der Hauptabtheilung südlich vom St. Lorenz umfassen erstlich: alle Theile Unter-Canada's westlich vom River Chaudière, zweitens: das Gebiet östlich vom Chaudière bis zur Westgrenze von Gaspé, und die dritte den Distrikt Gaspé selbst.

Vom atlantischen Ocean kommend, berühren wir die letzten Sectionen dieser beiden Abtheilungen zuerst; zur Rechten zieht sich im Norden von Ance au Sablon an der Küste Labrador, bis zum Saguenay, ein Landstrich, von welchem uns, obgleich er eine Fronte von 650 engl. Meilen einnimmt, wenig mehr als die, von Zeit zu Zeit von Fischern und Jägern besuchte Küste bekannt ist. Ein kühn aufsteigendes, gebirgiges Land läßt uns, in allgemeinen Zügen, den ausgedehnten Küstenstrich vermuthen; in einigen Plätzen am Golf und dem Fluß weichen die Bergketten von den Ufern zurück, ziehen sich 12 bis 15 Meilen landeinwärts, und lassen zwischen sich und der Küste eine tiefe morastige Fläche, oder Moosbetten, von beinahe drei Fuß Tiefe; an andern Plätzen aber, wie bei Portneuf, 40 Meilen östlich von dem Saguenay, sind die Ufer von mäßiger Höhe, und bestehen abwechselnd aus Klippen hellfarbigen Sandsteins, oder immergrünen Hügelkuppen. Das zwischen den beiden eben bemerkten

Puncten sich ausdehnende Land wird durch zahllose Flüsse bewässert, von denen die Große und Kleine Bergeronnes, der Portneuf, Missisiguinac, Betsiamites, Bustard, Manicougan, Ichimanipistic oder der sieben Inselnfluß, St. John, St. Austins und Esquimaux, die bedeutendsten sind, obgleich man von keinem vielmehr als die Mündung kennt. — Straßen gibt es längs dieser Küste noch keine, und auch nur wenige Ansiedelungen von Bedeutung: St. Jeremie ist die östlichste, Tadousac, am Saguenay, die westlichste; die Ansiedelung am Portneuf ist ein bedeutender Handelsmarkt, und gehört der Königl. Post-Compagnie, welche durch Pachtvertrag mit der Krone das ausschließliche Recht besitzt, in diesem ausgedehnten Territorium, und sogar westlich von dem Saguenay, Handel zu treiben, und fischen und jagen zu dürfen; dieser Strich heißt „die königl. Domaine" und bildet, nach der Ordonanz von 1733, einen Theil der „vereinigten Pachtungen von Frankreich."

Die zweite geographische Sektion des Landes, nördlich vom St. Lorenz, ist zwischen den Mündungen des Saguenay und St. Maurice eingeschlossen, welche die großen Verbindungskanäle mit den nördlichen Territorien bilden, und sich nach verschiedenen Richtungen hin mit einer Menge kleinerer Flüsse und Seen verzweigen. Die Entfernung zwischen beiden genannten Puncten beträgt gegen 200 Meilen. Die Stadt Quebec liegt beinahe in gleichem Abstande von beiden Flüssen. — Von Quebec bis zum Saguenay zieht sich ein steiler, scharf begrenzter Bergzug, der von Kap Torment an bis 15 Meilen unterhalb des Saguenay eine ununterbrochene Kette bildet, ausgenommen da, wo kleine Flüsse einen Durchgang nach dem St. Lorenz bahnen. Jenseits dieses Küstenrandes ist das Land zum Theil flach, zum Theil von kleinen Hügelketten wellenförmig durchzogen, und von vielen Seen und Flüssen wohl bewässert; unter letzteren ist der St. Charles, der Montmorency, der Große Fluß, (Great river), oder St. Ann's, der du Gouffre und der Black river oder schwarze Fluß, die bedeutendsten. — Das Land nordwestlich von Quebec, zwischen der City und dem St. Maurice, ist weniger steil als der südöstliche nach dem Saguenay zu gelegene Theil; es erhebt sich allmählig von den Ufern des St. Lorenz an, und gewährt mit seinem reichen Anbaue, seinen abwechselnden Flüssen und Waldungen, die in der Ferne von erhabenen Bergen begrenzt werden, einen äußerst malerischen Anblick, und die Flüsse Jacques Cartier, Portneuf, St. Ann's und Batiscan mit ihren zahlreichen Zuflüssen, erhöhen die Fruchtbarkeit und Schönheit der Landschaft.

Der Landstrich zwischen dem St. Maurice und die Vereinigung des Ottowa mit dem St. Lorenz, wo Ober- und Unter-Canada einander berühren, erhebt sich 5 — 15 Meilen vom Ufer des Flusses zu mäßig hohem Tafelland, das hier und da durch steile Abgründe und kleine Flächen unterbrochen wird. Die im St. Lorenzstrom liegenden Inseln Montreal, Jesus und Perrot gehören diesen Sectionen an; Montreal, die bedeutendste dieser Inseln, ist ein liebliches Eiland von 32 Meilen Länge, und einer Breite von 10 Meilen, liegt vor dem Zusammenfluß des Ottowa mit dem St. Lorenz, und wird im Nordwest durch den Riviere des Prairies von der Insel Jesus geschieden. Die Insel hat eine dreieckige Gestalt und eine beinahe ebene Oberfläche, mit Ausnahme eines Berges, Coteau St. Pierre, und eines oder zweier mäßigen Hügel, von denen zahlreiche Bäche, Flüßchen und Quellen hinabrieseln, ist durchaus angebaut und mit Geschmack verschönert. — Die Insel Jesus liegt nordwestlich von Montreal, ist 21 Meilen lang und 6 Meilen breit, ist allenthalben eben, fruchtbar und bewundernswürdig kultivirt; an ihrer südwestlichen Point liegt die 4 Meilen lange ovale Insel Bizard, welche ebenfalls wohl angebaut ist. — Die Insel Perrot, an der südwestlichen Spitze von Montreal, ist 7 Meilen lang

und 3 Meilen breit; eben, sandig und nicht besonders angebaut; die kleinen Eilande de la Pair sind mit der Seigneurie Isle Perrot verbunden, und dienen als Weideplätze. — Das Innere der, durch den Ottowa oder Grand River begrenzten Abtheilung ist wenig bekannt, und zeichnet sich nicht durch jene Kühnheit der Gebirge aus, welche die östliche Section von Unter-Canada charakterisirt; hier und da trifft man zwar auf kleine Bergketten und ausgedehnte Flächen, die von dem Bette des Ottowa an, dessen Ufer von den Frühjahrwassern und den Herbstregen öfters bis auf eine Meile weit überschwemmt werden, sich ins Land hinein erstrecken. Das Land jenseits der ersten Bergkette, welche die Ebene begrenzt, ist bis jetzt nur wenig bekannt.

Das Land auf der Südseite des St. Lorenzflusses beginnt im Osten mit dem halbinselförmigen Distrikt Gaspé, der im Osten vom Golfe, und im Süden von der Bay von Chaleur begrenzt wird, und von Norden nach Süden eine Breite von 90, von Osten nach Westen aber, längs der Seeküste, von Kap Chat rings um das Vorgebirge von Ristigouche-Bay, eine Ausdehnung von 350 Meilen hat. Dieser ausgedehnte Landstrich ist bis jetzt nur erst oberflächlich erforscht; so weit er bekannt ist, ist das Land uneben, und von einer, im Norden an den St. Lorenz grenzenden, und einer andern, sich unweit des Ristigoucheflusses und der Bay von Chaleur sich hinziehenden Bergkette durchkreuzt. Zwischen beiden Bergzügen befindet sich ein hochgelegenes, durchbrochenes Thal, das hier und da durch Klüfte, Hohlwege und Schluchten durchkreuzt wird. — Der ganze Distrikt ist gut bewaldet und durch zahlreiche Flüsse und Seen bewässert; der Boden fett und höchst ergiebig. Die Seeküste ist, mit Ausnahme des Kap Gaspé, welches hohe, senkrechte Felsenriffe hat flach und niedrig und der Strand wird von den Ansiedlern häufig als Landstraße benutzt; hinter denselben erhebt sich das Land allmählig zu hohen abgerundeten und wohlbeholzten Hügeln.— Die Hauptflüsse dieser Sektion Unter-Canada's sind: der Ristigouche, welcher den Pscudy, Goummitz, Guadamgonichone, Mistoue und Matapediac in sich aufnimmt, der große und kleine Nouvelle, die große und kleine Cascapediac, Caplin, Bonaventure, Ost-Nouvelle und Port Daniel, welche sich in die Bay von Chaleurs ergießen, der große und kleine Pabos, der Grand- und Little River, und der Mal-Bay-River, welche dem Golf von St. Lorenz zuströmen, und der St. John, mit seinen nordöstlichen und südwestlichen Armen, welcher in die Gaspé-Bay fällt.

Das zwischen der Westgrenze von Gaspé und dem Chaudiere liegende Land hat längs dem St. Lorenz nach Nordwest eine Ausdehnung von 257 Meilen, und wird im Südost durch das Hochland begrenzt, welches die britischen Besitzungen von den Vereinigten Staaten abscheidet. — Die Hochlande sind da, wo sie sich dem St. Lorenz am meisten annähern, 62 Meilen von ihm entfernt, und nehmen gegen den Chaudiere zu eine südliche Richtung. Die physische Ansicht dieses Gebietes, welches gegen 19.000 engl. □ M. umfaßt, von welchen die Vereinigten Staaten 10,000 in Anspruch nehmen, ist weniger gebirgig als das gegenüber liegende Ufer des St. Lorenz, und charakterisirt sich eher als eine, von ausgedehnten Thälern durchzogene, Hügellandschaft. Der unmittelbar an den St. Lorenz angrenzende Theil ist flach, erhebt sich jedoch bald zu unregelmäßigen Bergrücken, die sich in ein ausgedehntes, hohes Tafelland verlieren; in der Entfernung von 15 — 20 Meilen von den Ufern des St. Lorenzflusses dacht es sich allmählig gegen den St. Johnfluß ab, erhebt sich aber jenseits desselben wieder, und steigt gegen die Quellen des Allegash hin immer höher, bis es im Connecticut-Bergzuge verschwindet.

Die letzte Sektion Unter-Canada's bildet jener werthvolle Landstrich westlich von dem Chaudiere, der den St. Lorenz in der Fronte, und im Rücken die Hochlande von Connecticut, und die Parallele des 45° n. Br. hat, welche die Süd- und Südost-

grenze von Unter-Canada bildet, und das ausgedehnte Gebiet von den Staaten Neu-Hampshire, Vermont und Neu-York scheidet. Der Flächenraum desselben umfaßt 18.864 engl. □ M., die in 17 Grafschaften oder Cantons vertheilt sind, und zählt eine Bevölkerung von mehr als 200.000 Einwohnern. — Der physische Character dieser ausgedehnten Section ist wechselnd: An der Mündung des Chaudiere behalten die Ufer des St. Lorenz noch immer den kühnen Gebirgsausdruck, der sich zu Quebec und Point Levi auszeichnet; weiter westlich aber senken sie sich in niedere Anhöhen, bis sie sich in die Flächen von Baie du Febre verlieren, und die sumpfigen (marshy) Küsten des St. Peter-Sees bilden, von wo sich das Land zu einer reichen, üppigen Ebene ausbreitet. Vom See St. Peter nach Montreal hin steht der erhabene Bergcharakter der Umgegend von Quebec im lebhaften Kontraste mit den malerisch-schönen ländlichen Gefilden der Distrikte Richelieu, Vercheres, Chambly und La Prairie, in denen das Auge des Beschauers durch den wechselnden Anblick reicher, fruchtbarer Gefilde, üppiger Wiesen, blühender Niederlassungen, netter Wohnungen, heiterer Dorfschaften, ja selbst geschmackvoller Villa's, entzückt wird, die sich längs den Ufern des Richelieu, des Yamaska und St. Lorenz hinziehen, während in der Entfernung die sich aufthürmenden Gebirge von Rouville und Chambly, Rougemont, Mount Johnson und Boucherville, sich majestätisch aus der Ebene erheben. — So wie das Land östlich und südöstlich von den Ufern des St. Lorenz zurücktritt, erhebt sich dasselbe allmählig, geht in Hügelketten über, nimmt den Charakter von Anhöhen und steilern Hügeln an, und endigt zuletzt, gegen die Seen Memphramagog und St. Francis zu in Bergen, die bis an die Ufer des Chaudiere und die Hochlande des Connecticut, denselben steilen Bergcharacter beibehalten. Dies ist der schöne, unter dem Namen der östlichen Ortschaften — Eastern Townships — bekannte Distrikt, in welchem die Besitzungen der britisch-amerikanischen Landcompagnie gelegen sind, auf welche wir später zurückkommen werden. — Einige kühn hervortretende Berge erheben sich vereinzelt aus den Thalebenen von Yamaska und Chambly, und erhöhen noch die malerische Schönheit der Gegend, die nach allen Richtungen zu von Flüssen durchschnitten und mit Seen bedeckt ist. Die Hauptflüsse dieser Sektion des Landes sind: der Chaudiere, der nach Osten die Grenze bildet, der Becancour, der Nicolet, mit seinen beiden Armen, der St. Francis, Yamaska, Richelieu oder Chambly, Chateauguay und Salmon; die vorzüglichsten Seen: der Memphramagog, der zum Theil in Canada, zum Theil in den Vereinigten Staaten liegt, der Scaswaninipus, Lomefobi, St. Francis, Nicolet, Pitt, William, Trout und viele kleinere, auf welche wir weiter unten wieder zurückkommen werden.

bb. Gewässer.

Nachdem wir hier in allgemeinen Umrissen die natürliche Eintheilung Unter-Canada's gegeben haben, wollen wir in folgenden die großen Wasserstraßen näher betrachten, die das Land nach allen Richtungen durchschneiden, mit wenigen Ausnahmen aber, nur einem Stromgebiet, dem des St. Lorenz, angehören, und beginnen mit diesem mächtigen Strome, der mit seinen Windungen, gegen 3.000 engl. Meilen weit das Land durchströmt, und in seiner Breite von einer bis neunzig Meilen variirt.

Der St. Lorenzfluß (River St. Lawrence), die große Pulsader des Landes und zugleich der Ableitungskanal der fünf großen canadischen Seen, nimmt seinen Ursprung aus dem großen stattlichen Becken des Obernsees — Lake Superior — dessen Umfang mehr als 1.500 Meilen beträgt, und hat, wenn man die canadischen Seen nur als Erweiterung seines Flußbettes betrachtet, den, weit im Westen, unter 48° 30′ nördl Br. und gegen 93° west. L. von Greenwich entspringenden St. Lewis

oder St. Louisfluß, zu seiner Quelle, von wo aus er, bis zu seiner Einmündung ins Meer, beinahe 3.000 Meilen durchläuft, von denen, mit Einschluß der Seen Ontario, Erie, St. Clair und Huron, gegen 2.000 Meilen mit großen Schiffen, der Rest aber immer noch mit Kanoes, Barken und kleinern Schiffen von 60, bis herunter auf 5 Tonnen Last, befahren werden können. — Die Richtung des Stromes durch die Seen „Superior", Huron, und St. Clair, bis zum Erie-See ist südöstlich, von hier aus bis zum Niagarafall beinahe östlich, und von da bis zum Golfe nordöstlich. In seinem ungeheuren Lauf empfängt er fast alle Flüsse, die in dem ausgedehnten Bergzuge des Nordens, den „Lands Heigth", der Wasserscheide zwischen der Hudsons-Bay und dem atlantischen Meere, ihre Quellen haben, und ebenso alle jene Flüsse, welche in der, an seinem südlichen Ufer beginnenden, und beinahe südwestlich sich erstreckenden Bergkette entspringen. Vom Meere, oder vielmehr dem Golfe an bis Montreal heißt dieser stolze Strom St. Lorenz; von dort bis nach Kingston in Ober-Canada: Cataraqui oder Iroquois, auch Strom der tausend Inseln; zwischen den Seen Ontario und Erie: Niagara; zwischen den Seen Erie und St. Clair: Detroit; zwischen den Seen St. Clair und Huron: St. Clair oder Sin Clair, und zwischen den Seen Huron und Superior führt er den Namen: the Narrows oder die Fälle von St. Mary. — Unter dem 45° nördl. Br. berührt der Strom die Provinz, erweitert sich unter 45° 10′ nördl. Br. zu dem St. Francis-See genannten Becken, fluthet dann weiter nach Nordost, wo er den See St. Louis, und mit dem Ottowa den See der beiden Berge bildet, und nachdem er aus dem Becken des St. Louis getreten ist, eine Breite von 2½ engl. Meilen gewinnt, dabei aber so reißend wird, daß es fast nur Dampfbooten oder einem Sturme gelingt, Schiffe den Fluß aufwärts zu bringen. Nördöstlich von der Mündung des Richelieu, St. John oder Sorel, erweitert sich der Strom von Neuem, und bildet das ansehnliche Becken des St. Peter-Sees, vor welchen eine Menge kleiner Inseln dicht zusammenliegen und das Fahrwasser verengen. Der St. Peter-See ist gegen 20 Meilen lang und 15 Meilen breit, und bis auf 6 Meilen den See aufwärts hat der Strom Ebbe und Fluth; höher hinauf aber wird ihre Einwirkung, vermöge der Ausdehnung des Beckens und der Stärke der Strömung, nicht mehr gespürt. — Nachdem der Strom das Becken des St. Peter verlassen, verengt er sich zwischen Trois-Rivières — Three rivers — und Quebec abwechselnd bis auf drei, zwei, ja strichweise auf eine Meile; seine Ufer sind von Montreal an bis Trois-Rivières an beiden Seiten flach, bei letzterm Orte aber fängt das Land an sich zu heben, und bleibt an der südöstlichen Seite bis Quebec ununterbrochen hoch, während das gegenüberliegende Ufer, von Trois-Rivières an, bis auf 5 Meilen oberhalb Quebec, abwechselnd bald hoch, bald niedrig ist. Von hier an gewinnt auch diese Seite ein erhabenes, majestätisches Ansehn, und Kap Diamond, an dessen Nordostende Quebec liegt, ein Felsenrücken oder ein Vorgebirge, welches sich 350 Fuß über dem Wasser erhebt, und welches sich 7 — 8 Meilen westlich erstreckt, trägt nicht wenig dazu bei, die entzückende Pracht der Landschaft zu heben. — Dicht unterhalb Quebec theilt sich der Strom in den Nord- und Südkanal, die beide die große Orleans- oder St. Lorenz-Insel umschließen, welche eine Länge von 19 Meilen, und eine Breite von 5½ Meilen hat, und deren Küsten sich nach dem Strand hin allmählig abdachen, gegen das Westende zu aber sich wieder bedeutend erheben. Mit Recht bemerkt Mc. Gregor, daß der St. Lorenz und die ganze Landschaft von hier bis nach Quebec eine Scenerie entfaltet, deren Pracht, verbunden mit der natürlichen Schönheit des Landes, ihres Gleichen nicht mehr in Amerika, vielleicht nicht in der ganzen Welt findet. — Die Hauptzüge dieser großartigen Landschaft bilden hohe Berge, weite Thäler, kühne Landspitzen, üppige Wälder, angebaute Fluren, freundliche, zum Theil längs

den Bergen ſich ausbreitende Ortſchaften und Pflanzungen, fruchtbare, gut angebaute Inſeln mit weißen Hütten, reichen Weideplätzen und wohlgenährten Heerden — Felſeninſelchen und Nebenflüſſe, von denen ſich einige über Abgründe herabſtürzen, und der Montmoreńcy, der, wie ein Gebirgsſee, durch einen ſenkrechten Spalt in der Granitkette hervorbricht, während auf dem Waſſerſpiegel des St. Lorenz majeſtätiſche Schiffe, Briggs und Schooner theils dahin ſegeln, theils ruhig vor Anker liegen, und unzählige Lootſenboote und Fiſcherkähne raſch über die Fluthen gleiten, und das Gemüth des europäiſchen Einwanderers oder Reiſenden mit Entzücken erfüllen. — Unterhalb Orleans wieder vereinigt, erweitert ſich der Strom beträchtlich, und die Ufer laufen ſo weit aus einander, daß das Auge mehr einen Meerbuſen, als einen Strom zu erkennen glaubt; doch verengen eine Menge zwiſchen liegender Inſeln, unter denen Goose und Crane die bedeutendſten ſind, den Schiffkanal; — bei der wohlangebauten Inſel aux Coudres, wo der St. Lorenz 13 Meilen breit iſt, wird der Haupt-Schiffskanal, Traverſe genannt, durch die Sandbank St. Roch, Engliſh Bank, und die Inſel aux Coudres, auf eine Breite von 1.320 Yards eingeengt. Weiter abwärts breitet ſich der ſchiffbare Kanal immer weiter aus, und hat, bis Green Island, der Mündung des Saguenay gegenüber, wo der Fluß eine Breite von 20 Meilen und eine Durchſchnittstiefe von 12 Faden hat, die Inſeln Kamouraska, Pilgrims, Hare und Brandy Potts und eine Menge kleinerer Eilande, die alle mit Waldungen bekleidet, und von denen einige bewohnt und angebaut ſind. Von hier bis zum Pointe aux Pères breitet ſich der St. Lorenz immer mehr aus, hat bei der Vereinigung des Manicouaganfluſſes eine Breite von beinahe 40 Meilen, engt ſich aber oberhalb deſſelben von neuem ein, und hat beim Vorgebirge Mont Pelé nicht viel über 25 Meilen. — Von dieſem Kap, dem gegenüber ſich zwei ſeltſame, mehr bei einander ſtehende Berge, die Paps of Matana genannt, ſich erheben, bis zur Bay der ſieben Inſeln, die von den ſteilen, rauhen, an ihrem Eingange liegenden Eilanden ihren Namen hat, findet ſich wenig Bemerkenswerthes; an der Bay iſt der Fluß 70 Meilen breit, dehnt ſich aber bis zur Inſel Anticoſti bis 90 Meilen aus, doch kann man in dem mittlern Schiffkanal beide Küſten überſchauen, indem die ſchneebedeckten Kuppen der Berge auf der Nordküſte ſich zu einer ungeheuren Höhe erheben. Anticoſti, eine 130 Meilen lange und gegen 30 Meilen breite Inſel, liegt in der Mündung des St. Lorenz, und durch die nördlich und ſüdlich zwiſchen ihr und dem Feſtlande liegenden Kanäle, von denen der Schiffskanal gegen 40 Meilen breit iſt, ſtrömen die Waſſer des St. Lorenz, nach Darby's Berechnung, ſtündlich 1.672.704.000 Kubikfuß Waſſer dem Golf von St. Lorenz zu. — Die im Eingange liegende Inſel Anticoſti, deren Oſtpoint unter 49° 8′ 30″ nördl. Br. und 61° 44′ 59″ weſtl. L. von Greenwich, die Weſtpoint unter 49° 52′ 29″ Br. und 64° 36′ 54″ L. bei einer Abweichung von 22. 55, und die ſüdweſtliche Point unter 49° 23′ Br. und 63° 44′ L. von Greenwich liegt, hat weder eine Bucht, noch einen Hafen, um Schiffen bei ſchlechtem Wetter Schutz zu gewähren, iſt im Allgemeinen niedrig, jedoch nach der Nordſeite zu, wo drei luſtige Piks mit hohem Tafellande den monotonen Anblick der ausgedehnten Fläche unterbrechen, in etwas erhaben. Die, die Inſel durchſtrömenden Flüßchen ſind unbedeutend, das Innere derſelben noch zu unbekannt, als daß es möglich wäre, ein Urtheil über die Beſchaffenheit des Bodens zu fällen, die Lage aber läßt vermuthen, daß ſie größtentheils aus angeſchwemmtem Boden beſtehe. Bis jetzt iſt die Inſel noch unbewohnt, wird aber, ſo wie das Land höher im Werthe ſteigt, ohne Zweifel ebenfalls coloniſirt werden. — Die vielen Schiffbrüche, welche an dieſer Inſel ſeit den früheſten Zeiten vorfielen, veranlaßten das canadiſche Parliament, die Errichtung von zwei Leuchtthürmen an der Oſt- und Südweſt-Point von Anticoſti zu verwilligen. Das

Licht des letztern ist bereits seit August 1831 in Thätigkeit, und wird vom 25. März bis 31. December jedes Jahres, von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang, angezündet. — Wie dankenswerth die Errichtung dieses Leuchtthurmes ist, erhellt unter andern aus den Unglücksfällen der letzten Jahre, die am meisten zur Beschleunigung der Erbauung desselben beigetragen haben, sowie der Schiffbruch des Granicus, im Jahre 1828, dessen Mannschaft auf die Küste von Anticosti geworfen wurde und, aller Hülfsmittel entbehrend, ihr Leben zu fristen, sich genöthigt sah, im mörderischen Kampfe einander selbst zu vernichten, um mit dem Fleische der Erschlagenen die traurige Existenz auf einige Tage zu verlängern.

Der St. Lorenz entladet, nach M. Taggart, jährlich gegen 4.277.880 Millionen Tonnen frischen Wassers in den Ocean, von welchem 2.112.120 Millionen Tonnen auf den geschmolzenen Schnee gerechnet werden können; die Menge, welche sich vor dem Eintritt des Thauwetters entladet, beträgt täglich 4.512 Millionen für 240 Tage, nach dem Eintritt des Thauwetters aber täglich 25.560 Millionen Tonnen für 125 Tage mit Berücksichtigung des Wasserstandes und der vermehrten Schnelligkeit der Fluth.

Die dem ungeheuren Wasserschlunde des St. Lorenz zuströmenden Flüsse sind, von der Nordseite:

1. Der Ottawa, Uttawas oder Grand River, ein Abfluß des westlichsten der Labyrinth See'n, die durch ein hohes Tafelland von dem Abbitibbee-See, der seine Wasser der Hudsonsbay zuführt, getrennt werden; in vielen Krümmungen nach Süden strömend erweitert er sich unter dem 47° 57′ nördl. Br., mehr als 350 Meilen oberhalb seiner Mündung, zum Temiscaming-See, strömt von hier südöstlich, wo er sich abermals zu einer kleinen See erweitert, der in seiner Mitte die Insel Metabechuan trägt, nimmt hier den von Nordwest kommenden Montreal River in sich auf, bildet von hier an die Grenze zwischen Ober- und Unter-Canada, ist aber bis zum Allumett-See, bis wohin er südöstlich strömt, nur unvollkommen bekannt. Eine Menge Fälle und Stromschnellen — Rapids — von denen la Galère, Long Fall, Rapid de Granada und Mataouin Rapides die bedeutendsten sind, unterbrechen bis dahin die Bootfahrt auf dem Flusse, und bedingen mehre Tragplätze — Portages — bei denen die Güter ausgeladen, und sammt den Booten über die Fälle oder Schnellen getragen werden müssen. — Bei Portage Joachims nimmt der Ottowa den von Norden kommenden Rivière du Moine in sich auf, erweitert sich unterhalb desselben zum Allumett-See, an dessen südöstlichem Ende die 15 Meilen lange und 4 Meilen breite Black River Insel, den Ottowa in zwei Kanäle scheidet, von denen der südliche unterhalb der Fälle und Schnellen des Grand Allumettes sich drei bis vier Meilen weit ausbreitet, und durch einen von Süden kommenden Abfluß die Wasser der See'n Mud und Musk Rat in sich aufnimmt, und durch die langen Schnellen — Long Rapids — sich nach Norden wendet, der nördliche aber, nach Osten strömend, über die kleinen Allumett-Fälle stürzt, und sich unterhalb der Mündung des von Nordost kommenden Black River mit dem südlichen Kanal vereinigt. Zwei Meilen östlicher breitet sich der Fluß von neuem zu einem See, dem Fort Coulonge-See aus, der eine Länge von 8, und eine Breite von 5 Meilen hat, und an dessen südöstlicher Seite das Fort Coulonge errichtet ist, und wird 2 Meilen südlich vom Fort durch die Insel Grand Callumet, die 20 Meilen lang, 7 Meilen breit, und dicht bewaldet ist, abermals in zwei Kanäle geschieden, die beide durch mehre Fälle unterbrochen werden; der westliche Kanal, Chenail Roche Fendre genannt, welcher gerade nach Süden strömt, ist eine fortgesetzte Stromschnelle, und bildet erst an der Südwestseite die Insel Grand Callumet vor seinem Eintritt in den kleinen See Roche Fendre, wo ein Felsenlager von

der Insel herüber streicht, einen großen Fall, der östliche hingegen, der in vielen Krümmungen die Insel umzieht, bildet drei bedeutende Fälle und mehre Schnellen, und vereinigt sich unterhalb des Rapid du Sable mit dem westlichen Kanal. — Die zahlreichen Kaskaden und Fälle verleihen der Scenerie am Ottowa einen wild-romantischen Charakter, und gegen 10 Meilen weit, von den Kaskaden bis zum Fuß der Chenaur, wird der Fluß durch eine Menge kleiner fruchtbarer Inseln unterbrochen und in zahllose Kanäle getheilt, welche, da das zusammengepreßte Wasser mit Macht zwischen ihnen durchstürzt, nicht wenig dazu beitragen, die Schönheit der Landschaft zu erhöhen, welche dadurch noch vermehrt wird, daß die Ufer des Ottowa hier aus einem Lager weißen Marmors bestehen, das zwei bis drei Meilen längs dem Rande des Flusses verfolgt werden kann. Dieser reizende Distrikt wird jetzt colonisirt, und der dankbare Boden zahlt mit Ueberfluß die Mühen des Anbaus. — Am Fuße der Chenaur erweitert sich die Ottowa zum prächtigen See des Chats, der in seiner größten Ausdehnung 15 Meilen lang und im Durchschnitt eine Meile breit ist, an seiner Nordseite aber durch verschiedene Bayen so eingeschnitten wird, daß dessen Breite sich bis 3 Meilen erweitert. Die reich bewaldeten Inselchen, welche den See bedecken, erhöhen noch die natürliche Schönheit dieser anmuthigen Scenerie. Kinnel-Lodge, der gastfreie Wohnsitz des berühmten Hochlandchefs Mac Nab, nachdem die Ortschaft benannt ist, liegt romantisch an dem südlichen Gestade dieses Sees, gegen 5 Meilen oberhalb des Anfangs der Chat Rapids, die 3 Meilen lang sind, und ein Labyrinth mannichfaltiger Inseln durcheilen, ehe sie die Wasser des Ottowa plötzlich über die Fälle der Chats herabstürzen, die, 15 oder 16 an der Zahl, eine krumme Linie durch den, von waldbewachsenen Inseln regelmäßig getheilten Fluß bilden. — Die Fälle selbst sind von 15 — 20 Fuß. Dicht unterhalb Kinnel-Lodge, von Westen in den See des Chats, der, eine Menge kleiner Seen mit einander verbindende River Bonne Chaur, der durch den Pillowaisifluß das Wasser des Trout-Sees, dem Ottowa zuführt, und kaum eine halbe Meile östlich von dessen Mündung, der Madawaskafluß, der ebenfalls mit mehren kleinen Seen zusammenhängt. — Den zahlreichen Eilanden gegenüber, die am Anfang der Chats Rapids vor der sich nach Norden ins Land erstreckenden Black Bay liegen, mündet von Süden der an Fällen reiche Missisippi, welcher in der Ortschaft — Township — Olden, im Distrikt Midland, in Ober-Canada, entspringt, sich in Bathurst zum Missisippi-See erweitert, und über sechs bedeutende Fälle dem See des Chats zueilt. — Von den Chats an, bis zum Chaudiere-See eine Entfernung von 6 Meilen, verengert der Ottawa sein Bett, erweitert es aber wieder, um dieses schöne Bassin zu bilden, das 18 Meilen lang und 5 Meilen breit ist; die südlichen Küsten desselben, die einen Theil von Ober-Canada bilden, sind steil, hoch gelegen, und besser angebaut als die nördlichen, welche letztere zu Unter-Canada gehören. — Am östlichen Ende des Sees hemmen wiederum Stromschnellen die Schiffahrt, und verlängern sich allmählig von dem Anfang der Rapides des Chênes an, bis zu den Fällen des Chaudiere in der Ortschaft Hull. Oberhalb der Fälle ist der Ottawa 500 Yards breit, und die Landschaft anmuthig verschönert durch viele kleine waldbewachsene Eilande, die hier und da auftauchen. Die Fälle des Chaudiere, der Great und Little Kettle, sind zwei unregelmäßig zerrissene Strudel, die sich mit Heftigkeit in die Kluft hinabstürzen. Die Hauptfälle sind 60 Fuß hoch und 212 Fuß breit, liegen fast in der Mitte des Flusses, und verschlingen durch ihren gewaltsamen Zug einen beträchtlichen Theil von den Gewässern des Ottawa, die durch die zirkelförmige Gestalt des Felsens, der den Kessel bildet, zusammengedrängt werden; unten kämpfen die schäumenden Massen, um sich einen Ausweg zu bahnen, zerstäuben in Schaumwolken, und erheben sich in Intervallen als

kräuſelnde Nebelſäulen hoch über den Katarakten. In dem großen Keſſel hat man mit einem Senkblei auf 300 Fuß keinen Grund gefunden, und deshalb vermuthet man, daß ein unterirdiſcher Abfluß die ungeheuern Waſſermaſſen den Fluß hinunter führt, wenigſtens kommt eine halbe Meile unterhalb der Fälle das Waſſer ſchäumend und toſend aus den Keſſeln heraus.

Ueber dieſe großartigen Waſſerfälle ſind die berühmten Union-Brücken gebaut, welche Ober- und Unter-Canada mit einander verbinden, und die ſowohl als Werke der Kunſt, wie durch ihre Naturgröße, das höchſte Erſtaunen erregen. Die Kette beſteht aus vier Hauptheilen; zwei derſelben ſind Kettenbrücken, truss bridges, welche die Kanäle überhängen und nicht durch Pfeiler geſtützt werden; eine dritte iſt eine gerade hölzerne Brücke, und die vierte theils von Stein mit zwei ſteinernen Bogen, theils von Holz. Die Kettenbrücke über den breiteſten Kanal iſt 212 Fuß lang, 30 Fuß breit, und 40 Fuß über der Oberfläche des Ottowa. Unterhalb der Chaudierefälle und der Union-Brücken iſt der Ottawa ohne Unterbrechung für Dampfboote bis nach Grenville in einer Ausdehnung von 60 Meilen ſchiffbar. Die Strömung iſt bis dahin ſanft, die Uferbänke niedrig, und, namentlich bei Frühjahrswaſſern, bis auf eine bedeutende Strecke ins Innere, Ueberſchwemmungen ausgeſetzt, vorzüglich aber auf der Nord- oder Unter-Canada-Seite. Dicht unterhalb der Union-Brücken nimmt der Ottawa von Süden den Rideaufluß und Kanal, und weiter abwärts, den halben Weg nach Grenville, den kleinen Petit Nation River in ſich auf, auf die wir bei Ober-Canada zurückkommen werden, und empfängt vom Norden der Mündung des erſtern Fluſſes gegenüber den Gatineau, der weit im Innern des Landes aus dem See Mantalagooſe, unter 48° 12′ nördl. Br., entſpringt, einen noch gänzlich unbekannten Landſtrich nach Süden durchſtrömt, und die Ortſchaft Hull durchſchneidend, eine halbe Meile unter Hull in den Ottawa tritt. Bis 5 Meilen oberhalb ſeiner Mündung iſt er für Dampfboote fahrbar, von hier an iſt er 15 Meilen aufwärts durch Schnellen unterbrochen, an denen verſchiedene Mühlen angelegt ſind, oberhalb derſelben aber kann er mit Kanoes und kleinen Booten 300 Meilen aufwärts befahren werden, er durchfließt, ſo weit er bekannt iſt, ein ausgedehntes intereſſantes Thal, das reich an Naturſchönheiten der wildeſten und romantiſchſten Art iſt. Weiter abwärts nach Oſten zu mündet auf derſelben Seite der große River aux Lievres, der an Fällen und Stromſchnellen reiche Abfluß der Seen Nemicachingue, la Culotte, Pothier, Rocheblave, la Roque, Red Pine und Lievres, die mit dem See Kempt des St. Maurice in Verbindung ſtehen; auf ſeinem, beinahe ſüdlich gerichteten Laufe, wo er ſich öfters zu kleinen Seen erweitert, wird er von nicht mehr als 17 Fällen und Stromſchnellen unterbrochen, und mehre Mühlen ſind bereits an ſeinen reichen Ufern in Buckinghams Townſhip errichtet. Bei Grenville beginnt der ungeſtüme Fall, Long Sault genannt, der nur von geſchickten und kräftigen Bootsleuten befahren werden kann, und welchen neuerer Zeit ein Kanal umzieht. Unterhalb deſſelben iſt der Ottawa fortwährend reißend, und bis Point Fortune unbeſchiffbar; von hier aus aber erweitert er ſich zum See der beiden Berge, Lake of the two mountains, und vereinigt ſich endlich unterhalb der Kaskaden mit dem St. Lorenz, mit deſſen bläulich-grünem Waſſer die ſchwarze Farbe des Ottawa einen ſtarken Contraſt bildet.

2. Der St. Maurice oder Three Rivers, welcher, obgleich von unbedeutender Tiefe, der Größe nach nur dem Ottawa und Saguenay nachſteht, durchſtrömt ein Gebiet von 140 Meilen in der Länge und von 20 — 100 Meilen in der Breite, und bewäſſert mit ſeinen Zuflüſſen einen Flächenraum von 8400 □ Meilen. Seine Quelle iſt der große See Oskenalaio, am Rande des nordweſtlichen Bergrückens, welcher die Waſſerſcheide zwiſchen Canada und der Hudſonsbay bildet; als unbedeu-

tender Abfluß strömt er, unter dem Namen des Meltalaboline River, zuerst nordöstlich zum See Crosways, ändert hier seine Richtung nach Südosten, durchschneidet den Chawgois- oder Ocoutsiousshta- und den Kirkandatch-See, nimmt im Süden des letztern vom Osten den Kisikan oder Kasikan, den Pisnoy und Jugler River, vom Westen den Ribbon, und den von Südwesten kommenden Abfluß der Seen Kempt und Malawin, weiter abwärts aber von Osten den Chub, Whitefish, Windigo, Old Pierrish, Ice-Chisel und Bastonais oder Croche River, von Westen den Flammand und Vermilion in sich auf, ändert hier seinen Lauf, mit geringer Neigung nach Osten, gerade südlich, und mündet unterhalb der Stadt Three Rivers (Trois Rivières), mehre Inseln bildend, in den St. Lorenz, nachdem er unterhalb des Vermilion, von Westen den au Lait, Rat, Matawin und Shawanegan, von Osten den Abfluß des großen Wayagamack-Sees, der ebenfalls den Namen Bastonais River führt, den Batiscan und Metinac in sich aufgenommen hat. Die Ufer des St. Maurice sind im Allgemeinen hoch und mit dichten Gruppen majestätischer Bäume bedeckt; für Boote ist er, mit Ausnahme der Tragplätze (Portages) bis La Tuque, 38 Leagues aufwärts schiffbar, dort aber unterbricht ein 60 Fuß hoher Fall die Schifffahrt auf dem Strome. Zu Wemontichinque, unter 47° nördl. Br., theilt sich der Fluß in drei Arme, von denen der von Süden kommende westlichere Arm 23 größere und kleinere Seen mit einander verbindet, von denen einige, wie der Kempt, Malawin und Shasawataisi, an manchen Stellen eine Tiefe von 40 Faden haben. Mittelst dieser Seen steht der große Fluß au Lievres des Ottawa mit dem St. Maurice in Verbindung. Gegen 14 Eilande verschiedener Größe liegen im St. Maurice zerstreut, und veranlassen durch Einengen des Flusses mehre Stromschnellen, Kaskaden und Fälle, von denen Grande Mère, ungefähr 4 Meilen oberhalb des Hêtres-Fall, ausnehmend reizend ist, und einen perpendikulären Abfall von 30 Fuß bildet. Der Fall des Shawanegan, 6½ Meile unterhalb Hêtres, stürzt, durch eine Felseninsel in zwei Kanäle geschieden, mit furchtbarer Gewalt eine Höhe von 150 Fuß herab, und drängt seine wüthenden, wieder vereinigten Massen, unter Kochen und Brausen, durch eine Einengung von kaum 30 Yards.

3. Der Batiscan, im Kanton Champlain, wird durch die Vereinigung zweier Ströme gebildet, von denen der eine von Nordosten aus Quebec, der andere von Nordwesten aus Portneuf herabkommt. Der nordwestliche Zweig entspringt aus einem der Blutegel-Teiche (Leech Ponds), unweit der Quelle des Bastonais; der nordöstliche aus dem Oleri-See, der mit einer Kette kleiner Seen und Teiche in Verbindung steht, und mit dem Lake Edward communicirt. Das Land an seinen Ufern eignet sich vorzüglich zu Niederlassungen, und bietet herrliche Mühlsitze.

4. Der Champlain River entspringt in der Seigneurie von Kap de la Madelaine, strömt in nordöstlicher Richtung bis nach Champlain, berührt die Grenze von Batiscan, wendet sich hier nach Süden, und bildet, bis zu seiner Mündung in den St. Lorenz, die Grenze zwischen Batiscan und Champlain.

5. Der St. Anne, ein gegen 70 Meilen langer Fluß, der im Kanton Quebec entspringt, dort den Namen Talayorle führt, in südwestlicher Richtung strömt, sich mit seinen Zuflüssen, den Touridle und Noire gegen 25 Meilen verzweigt, und einen Flächenraum von 1.750 □ Meilen bewässert. Der Lauf des Stromes ist reißend, das Land, welches er durchschneidet, gebirgig, doch längs beiden Ufern zum Anbau geeignet. Die Waldungen sind, einige Stellen ausgenommen, wo Ulmen wachsen, von nicht besonderer Güte, der Fluß aber, vorzüglich unterhalb der Schnellen und Fälle, sehr fischreich.

6. Der River Jacques Cartier, welcher seinen Namen von dem berühmten Seefahrer erhielt, der das Land entdeckte, und 1536 in seiner Mündung überwinterte, ist der Abfluß mehrer kleiner Seen, die unter dem 48° nördl. Br. liegen; südwestlich strömend, durchschneidet er einen rauhen gebirgigen Landstrich, verstärkt sich durch die Wasser des St. Joseph-Sees, in welchen der River du Pin mündet, und eilt bei Jacques Cartier dem St. Lorenz zu. Die Ufer sind außerordentlich hoch, bestehen aus Kalk- und Granitfelsen, und bieten die romantischsten Ansichten. Durch Fälle und Schnellen unterbrochen, gewährt der Fluß herrliche Mühlsitze, und bereits sind an seinen Ufern, die von Quebec aus im Sommer häufig besucht werden, eine Menge von Mahl- und Schneidemühlen angelegt.

7. Der Montmorency, welcher im Lac de Neiges entspringt, und 8 Meilen unterhalb Quebec in den St. Lorenz fällt, ist von seiner Quelle an bis nahe an den berühmten Katarakt ein unbedeutender Waldstrom, der nur durch die Frühjahrswasser und Herbstregen einige Bedeutung erhält. Er stürzt von seinem Ursprung an über ein irregulär gebrochenes Felsenbett, bis er den berühmten Fall bildet, wo seine Breite 16 — 20 Yards, die Höhe seines Falles aber 250′, also 100 Fuß mehr als der Niagara, beträgt. Eine kleine Neigung des Flußbettes, ehe der Strom den Fall erreicht, giebt diesem eine bedeutende Fallkraft, so daß er sich über den Rand des senkrechten Felsens in einer breiten Wassermasse, die wie Schnee aussieht, herabstürzt. Am Fuße des Falls bilden die Felsen ein natürliches Bassin, in welchem die Massen austosen, und von da als sanfter, nur 300 Yards langer Strom, dem St. Lorenz zufließen. Dicht am Fall steht ein Haus, der frühere Aufenthaltsort des Herzogs von Kent, und am Fuße desselben befinden sich die großen Patterson'schen Sägemühlen, in deren Nähe General Wolfe den ersten Angriff wagte, und mit einem Verlust von 700 Mann hessischer Truppen zurückgeschlagen wurde.

8. Der Saguenay, bei den Indianern Pitchitauichetz genannt, ein Abfluß des großen Sees St. John, der nach einem Lauf von 180 Meilen sich 100 Meilen unterhalb Quebec mit dem St. Lorenz vereinigt. Sein erster Ursprung ist in den Hochlanden zu suchen, welche Canada von der Hudsonsbay trennen; seine Quelle ist bis jetzt unbekannt, und erst vom 49° 28′ nördl. Br. an, wo er sich mit dem von Westen kommenden Shecoubish-Fluß, welcher ihm die Wasser mehrer kleiner Seen zuführt, und mit den Quellenwassern des St. Maurice communicirt, vereinigt, und den Tragplatz und die Fälle Chaudiere bildet, ist sein Lauf, welcher sich von hier aus nach Südosten richtet, näher bekannt. Bis zum St. John nimmt er von Südwesten den Twashega oder Roche-Coupé-Fluß, und weiter abwärts den Salmon River in sich auf, und beschreibt bis dahin mehre Schnellen und Fälle, von denen die an den Tragplätzen (Portages) Salmon, à l'Ours und Pamonka jeder eine Höhe von 30 Fuß haben. Der St. John-See ist ein großes, im Südwesten von Höhen eingeschlossenes, im Osten vom niedern Lande begrenztes Bassin, unter 48° 27′ und 48° 51′ nördl. Br., und zwischen 71° 35′ und 72° 10′ westl. L. von Greenwich, hat einen Umfang von 90 Meilen, und bedeckt einen Flächenraum von 510 □ Meilen. Eine zahllose Menge kleiner Flüsse und Ströme münden in denselben, von denen der eben genannte Quellenfluß des Saguenay, der Chaudiere, der Mißlassiori und der Peribokа oder Peribonea im Norden, der Kacuathieue im Osten, der schöne Fluß Kinlepabiran, der Kushpahrganish, der Metabelchonem oder Metabetshuan, und der Abfluß des Bouchette- und Commissioners-Sees im Süden, und der Quiatchouanish, der la Choße und Kotachau im Westen die bedeutendsten sind. Die Ufer des Sees, welcher von den Indianern Peaquagomi, der flache See, genannt wird, sind mit kleinen Eilanden umgürtet. Zwei Abflüsse, grande und petite

Décharge genannt, welche auf der Oſtſeite den See verlaſſen, und durch die Dalhouſie-Inſeln und Grande Isle getrennt werden, bilden 9 Meilen von demſelben durch ihre Vereinigung den Saguenay, deſſen Lauf durch ſchäumende Brandungen und gefährliche Schnellen öfters unterbrochen wird. Die Breite des Fluſſes iſt, wie bei allen amerikaniſchen Flüſſen, ſehr verſchieden; mehr als 30 Flüſſe, von denen einige mit großen Booten befahren werden können, und von denen der Valain, aux Outardes und au Sable vom Norden, und der Chicoutimi, Pevinaſiſh, Vaſegamique, Wipuscoal, Bellefleur, St. Jean und Petit-Saguenay vom Süden die bedeutendſten ſind, ergießen ſich in ihn. Die Ufer dieſes herrlichen Stromes wechſeln in ihrer Erhöhung von 200 bis 2.000 Fuß, und ſteigen an einigen Stellen ſenkrecht empor. Die Scenerie iſt durchaus großartig wild. Bis Chicoutimi hinauf, 75 Meilen oberhalb ſeiner Mündung, beſpült der Fluß auf beiden Seiten den Fuß hoher oft ſpärlich bewaldeter Granitgebirge. Bei Point aux Bouleaux und noch etwas weiter weſtlich von ſeiner Mündung iſt Alluvialboden vorherrſchend, der wahrſcheinlich zu dem reichſten der ganzen Erde gehört, aus einer Art ſeifengrauem Mergel beſteht, und 30 bis 40 Fuß Tiefe hat. 60 Meilen aufwärts von der Mündung des Fluſſes iſt ein bemerkenswerther Hafen, die Bay de Has oder Ha-Ha-Bay genannt, in welcher die größten Linienſchiffe ſicher vor Anker liegen können. Die Bay iſt 7 — 9 Meilen lang und $2^1/_2$ Meile breit, hat auf 15 — 35 Faden guten Ankergrund, und öffnet ſich in eine andere Bucht. Große Strecken ortbaren Landes, mit einem fetten, blauen und grauen Mergelboden, umgeben dieſe beiden Buchten, und ziehen ſich in gleicher Güte bis zu den Seen Kiguagomi und Chicoutimi. Die Breite des Saguenay iſt ſehr verſchieden; 10 Leagues oberhalb der Ha-Ha-Bay beträgt dieſelbe eine Viertel league, weiter abwärts bis Tadouſac eine halbe League, und an der Mündung 60 — 70 Ruthen. Die Tiefe des Fluſſes im Mittelkanal der Mündung iſt noch nicht beſtimmt; Kapitän Martin hatte mit einer Lothleine von 330 Faden noch keinen Grund gefunden, in einer Entfernung von 100 Faden von der Küſte können aber Schiffe auf gutem Grunde in 12 bis 14 Faden ſicher vor Anker gehen. Zwei Meilen höher hinauf beträgt die Tiefe 130 — 140 Faden, und zwiſchen 60 und 70 Meilen vom St. Lorenz iſt die Tiefe immer noch 40 — 50 Faden. Bis zur Ha-Ha-Bay können Schiffe jeder Größe gelangen, von da bis zum Chicoutimi aber nur große flachbodige Fahrzeuge, und bei hohem Waſſer Schiffe von 80 Tonnen. Eine Felſenkette, durch welche ein Kanal von 120 Fuß Tiefe führt, kreuzt die Mündung des Saguenay; innerhalb derſelben mehrt ſich die Tiefe bis auf 840 Fuß und darüber, ſo daß das Bett des Saguenay 600 Fuß tiefer liegt, als das des St. Lorenz, in welchen er ſeine Waſſer ausſchüttet.

Von der Südſeite ſtrömen dem St. Lorenz zu:

1. Der Chateaugay, welcher durch Zuſammenfluß mehrer Zweige im Staat Neu-York gebildet wird, den Kanton Beauharnois und einen Theil von La Prairie durchſtrömt, und ſich durch die Niederlaſſung St. Jean in den St. Lorenz ergießt. In ſeiner Mündung liegt die Inſel St. Barnard, auf ſeinem Laufe wird er durch den Outarde, die vereinigten Waſſer des North Creek und Black Rivers, und durch den Sturgeon-Fluß verſtärkt. Für Flach- und kleinere Kielboote iſt der Chateaugay eine bedeutende Strecke aufwärts ſchiffbar.

2. Der Richelieu, auch Sorel, Chambly, St. Louis und St. John genannt, der eine leichte und ſchnelle Waſſerverbindung mit den Vereinigten Staaten und dem Innern von Canada herſtellt, und den Champlain-See mit dem St. Lorenz vereinigt. Die Hauptquelle deſſelben liegt im Staate Neu-York; die Länge ſeines Laufes, von der Südſpitze des Lake George bis an ſeinen Ausfluß zu Sore oder William Henry Town beträgt gegen 160 Meilen, die Länge deſſelben von der

Südgrenze Canada's bis zur Mündung gegen 70 Meilen. Die Ufer des Flusses sind im Allgemeinen 8 — 12 Fuß hoch, und auf beiden Seiten mit Pflanzungen, Landgütern und ausgedehnten Ansiedelungen, die sich in vortrefflichem Stande befinden, besetzt; an und unweit derselben liegen freundliche, stark bevölkerte Dörfer und Ortschaften, zierliche Kirchen, zahlreiche Mühlen verschiedener Art, gute Straßen nach jeder Richtung, und überall tritt der Charakter eines wohlhabenden Landes hervor. Die Schifffahrt auf dem Flusse wird durch Flachboote, Kanoes, Barken und Flöße unterhalten, und von seiner Mündung an bis 15 Meilen aufwärts können Schiffe von 150 Tonnen Last gelangen. Die Breite des Strombettes beträgt an der Mündung 250 Yards, welche er, einige Punkte ausgenommen, wo kleine mit frischem Grün und Waldungen geschmückte Eilande den Kanal einengen, bis zum Bassin des Chambly beibehält, wo der Strom sich bis auf 1¾ Meile erweitert. Vom Bassin des Chambly an bis zur Isle du Portage beträgt die Breite 500 Yards, jenseits derselben aber breitet sich der Fluß um das doppelte aus, und erweitert sich mehr oder weniger bis nach St. Johns, von wo aus mit den Städten am Lake Champlain eine Schifffahrtsverbindung besteht. Vom Bassin abwärts bis zum St. Lorenz ist die Strömung sanft und regelmäßig, und obgleich einige Schollen und Bänke in dieser Strecke liegen, wird der ruhige Lauf durch dieselben doch nicht unterbrochen; vom Champlain-See hingegen bis zum Bassin ist die Strömung heftig und geht an einigen Plätzen in Schnellen (Rapids) über. Die Fahrt abwärts für beladene Boote ist schnell, sicher und leicht, aufwärts bis Chambly ist nur gewöhnliche Vorsicht nöthig, um die Schollen zu vermeiden, von da nach St. John aber wird viele Mühe und Aufmerksamkeit erfordert. — Zwischen La Colle und Foucault, wo der Fluß gegen eine Meile breit ist, sind herrliche Fischplätze, und Hechte, Maskinonges, Boß- und Weißfische, Barsche und verschiedene Arten Sauger, werden jährlich hier in außerordentlicher Menge gefangen. Der Fluß ist reich an Inseln, von denen einzelne schon unter Cultur gesetzt sind, die vorzüglichsten sind: Ash Island, an der Mündung des La Colle; Isle aux Noix, an der Mündung des Johnsons Creek; Ste. Therese Island, zwischen der Baronie Longueuil und Monnoir; Grande Isle, im untern Theil des Chambly-Bassins; Isles au Cerf, zwischen Beloeil und St. Charles, und Isle Deschaillons, in der Seigneurie St. Ours. Der Hauptzufluß des Richelieu ist der von Südwesten kommende Montreal, welcher in das Bassin des Chambly mündet.

3. Der Yamaska oder Rivière des Savannes, welcher die Kantons Shefford, Drummond, St. Hyacinthe, Richelieu und Yamaska bewässert, wird durch Vereinigung des südwestlichen und nordöstlichen Armes gebildet, von denen der erstere durch den Chibouet verstärkt wird. Der Yamaska windet sich gegen 90 Meilen durch reiches fruchtbares Land und mündet in die Bay St. François; die Ufer sind im Allgemeinen 15 — 25 Fuß hoch und haben einen sanften Abfall; die Schifffahrt wird durch einige Schnellen unterbrochen, von denen der Rapide Plat und die Kaskaden die bedeutendsten sind, doch kann der Fluß, bei hohem Wasser, mit großen Booten bis 15 Meilen, im Sommer aber nur 9 Meilen, von der Mündung aufwärts befahren werden. Oberhalb der Schnellen sind mehre vortreffliche Mühlsitze, die von den Eignern der verschiedenen Seigneurien, durch welche der Fluß strömt, bereits in Besitz genommen sind. Die mittlere Breite des Stromes beträgt 400 Fuß.

4. Der St. Francis, ein Abfluß des St. Francis-Sees, und mehrer kleinen in diesen mündenden Ströme, fließt von seinem Ursprung 30 Meilen in südwestlicher Richtung, ändert im Township Ascot seinen Cours nach Nordwesten, 70 Meilen, und ergießt sich durch mehre Mündungen in den St. Peters-See des

St. Lorenz. Die Breite des Flußes iſt verſchieden, in der Ortſchaft Weedon dehnt er ſich zum Weedon-See aus, und nimmt von dort aus bis zu ſeiner Mündung von beiden Seiten eine Menge Zuflüſſe in ſich auf. Der Zuſammenfluß der vereinigten Waſſer des Maſſiwippi, Coaticook und Salmon Rivers bei Lennoxville, wird die Upper Locks, die Vereinigung des Magog mit dem St. Francis, bei Sherbrook Village die Lower Locks genannt. Die Fahrt auf dem Fluß iſt, der vielen Schnellen wegen, ſchwierig und mühſam, da aber derſelbe die directeſte Straße nach ſichern Märkten bietet, werden dieſe Unterbrechungen von den unermüdlichen Anſiedlern kräftig überwunden, und große Quantitäten Pot- und Perlaſche, nebſt verſchiedenen andern Erzeugniſſen, jeden Sommer den Fluß abwärts nach Quebec gebracht, aufwärts aber britiſche Manufakte nach den Vereinigten Staaten geführt. Die Schifffahrt vom See Memphramagog bis zum St. Lorenz wird ebenfalls durch mehre Hinderniſſe unterbrochen, und vom Ausfluß des Sees bis dahin, wo ſich der Magogfluß mit dem St. Francis verbindet, gegen 19 Meilen weit, iſt eine außerordentliche Abwechslung von reißenden Stromſchnellen und ſtillem Waſſer. Drei Viertelmeilen von der Mündung in den St. Francis iſt der ſogenannte Fall, eine durch Felſenlagen eingeengte Stromſchnelle, welche kein Boot zu paſſiren vermag, und auf welcher nicht einmal Stämme herabgeflößt werden können, ohne zertrümmert zu werden, und deren ganzer Fall auf der nur unbedeutenden Strecke 170 — 180 Fuß beträgt. An dieſen Platz müſſen die oberländiſchen Boote entladen, deren Inhalt zum Fuß des Falles gebracht und dort in andere Fahrzeuge gebracht werden, um nach ſechsmeiliger Fahrt, am großen Brompton Fall, eine Schnelle von 2 Meilen Länge, dieſelbe Procedur von Neuem zu beginnen. 7 Meilen weiter abwärts ſind die kleinen Brompton Falls, wo die Länge des Tragplatzes nicht mehr als 250 Yards beträgt, und ein oder zwei Meilen von dieſen Dutchman's Shoot, wo der Fluß durch Felſen und zwei kleine Inſeln eingeengt wird und eine Stromſchnelle bildet, die nur mit vieler Mühe paſſirt werden kann. Andere Unterbrechungen abwärts von dieſen ſind: Kingſey's Portage, 15 Meilen von Dutchman's Shoot; Menue Falls, 20 Meilen von dem vorigen; Lords Falls, 2 Meilen weiter unten, und 6 Meilen von dieſem eine reißende Strömung von 15 Meilen Länge, von deren Ende bis zum St. Peters-See alle Schwierigkeiten überwunden ſind, und der Fluß eine ſichere Fahrt bietet. Vom obern Theile bis herab variirt der Fluß in ſeiner Breite von 100 Yards bis zu beinahe einer Meile; 16 Meilen von ſeiner Mündung aber iſt er nur 30 Fuß breit und flach. Trotz aller mühevollen Schwierigkeiten nimmt der Handel und Transport auf dem Strome mit jedem Jahre zu, und mehr als 1.500 Barrels Potaſche allein werden jeden Sommer denſelben abwärts geführt.

5. Der Nicolet, deſſen Hauptarm im See Nicolet in der Ortſchaft Ham entſpringt, nach Nordweſten ſtrömt, und ſich nach einem Lauf von 80 Meilen in den St. Peters-See ergießt. In ſeiner Mündung liegt die Inſel Moran. Die Ufer in den innern Ortſchaften ſind hoch und bis ans Waſſer mit Waldung bedeckt, weiter abwärts verflächen ſich beide Ufer und ſind weniger holzreich. Der obere Theil des Fluſſes bietet mehre Schnellen, die aber von den Indianern auf- und abwärts befahren werden, der untere Theil hat eine ſanfte Strömung, kann aber nur bei hohem Frühjahrswaſſer befahren werden, da die Einfahrt durch eine Sandbarre, Batture aux Sables genannt, geſchloſſen wird, die in der trockenen Jahreszeit kaum zwei Fuß Waſſer hat.

6. Der Chaudiereſluß, in den Kantons Beauce und Dorcheſter, iſt ein Abfluß der dem Megantic-See zuſtrömenden Quellen und Flüſſe, und bewäſſert einen Diſtrikt, der 100 Meilen in der Länge und gegen 30 in der Breite hat. Die

Breite des Flusses wechselt zwischen 400 und 600 Yards, und die Strömung wird durch zahlreiche, waldbewachsene Eilande unterbrochen. Die Ufer sind steil, felsig und dicht bewaldet; das Flußbett ist wild und öfters durch Felsen eingeengt, die von den Seiten hervorspringen und Stromschnellen verursachen, von denen eine, die Fälle des Chaudiere, 4 Meilen oberhalb seiner Mündung, wo der Fluß durch Felsen bis auf 130 Yards eingeengt wird, und einen fast eben so hohen in drei Abtheilungen geschiedenen Fall bildet, der bedeutendste ist. Seine Hauptzuflüsse sind: von Südosten der du Loup, von Osten der la Famine, und von Südwesten der Beauvirage.

7. Der Etchemin, welcher im Kanton Beauce entspringt, in nordwestlicher Richtung ein fast gänzlich unbewohntes Land durchströmt, und oberhalb Point Levi in den St. Lorenz mündet. Der obere Theil des Flusses wird durch einige unbedeutende Fälle unterbrochen, an der Mündung ist er breit, aber flach, vom Lot 19 bis 18 aber tief und schiffbar. Mit leichten Kosten könnte, wenn die Bevölkerung dieser Gegend in Aufnahme kommen sollte, vermittelst dieses Flusses eine Kanalverbindung zwischen Point Levi und Madawaska, vielleicht gar mit der Fundy-Bay, bewerkstelligt werden.

Außer den genannten Flüssen, die sämmtlich dem St. Lorenz zuströmen, sind nur zwei Ströme von einiger Bedeutung in Unter-Canada, die nicht dem Wassersysteme dieses Flusses angehören, und auf die wir später, bei Schilderung Neu-Braunschweig's, wieder zurückkommen werden. Der Ristigouche, welcher die Grenze zwischen Bonaventura und Neu-Braunschweig bildet, im Kanton Rimouski entspringt, nach Osten strömt, und sich in seiner Mündung, zur Ristigouche-Bay erweiternd, in die Bay von Chaleurs ergießt, und der St. John, welcher ebenfalls nur zum Theil Unter-Canada angehört, und durch Vereinigung dreier großer Zweige, des South-, South-West- oder Maine- und West-Branch gebildet wird. Der South-Branch entspringt in einem kleinen See, unweit der Quellenflüsse des Penobscot, und durchströmt, in nördlicher Richtung, den Onastaquatgamook-See; der Maine, oder Southwest-Branch, ist der Abfluß des kleinen Sees Ahpmoojeene-Gamook, in der Nähe der Südgrenze der Provinz, und der West-Branch, auch Daaquam River genannt, entspringt innerhalb einer Meile vom Etchemin-See. Das vom Süd- und Main-Zweig bewässerte Land ist noch nicht durchforscht, bekannter aber das Land am Daaquam, dessen Quelle durch ein nach Nordost streichendes Hochland vom Etchemin und dem Rivier du Sud geschieden wird. Der Daaquam strömt nach Nordost und vereinigt sich, nachdem er auf dem linken Ufer den Eseganetsgook in sich aufgenommen, mit dem Main-Branch, der schon etwas früher die Wasser des Südzweiges empfängt. — Vom Zusammenfluß dieser Ströme an ist der St. John ein bedeutender Fluß; verstärkt sich weiter unterhalb durch den St. Francis, welcher in der Nähe des Temiscouate Portage entspringt, und die Kantons Rimouski und Kamouraska durchströmt, erweitert von hier aus, nach Osten fließend, sein Bett, und trägt eine Menge dicht bewaldeter Inseln, empfängt vom Süden den Upquedopscook, den Abfluß der Adler- (Eagle) oder Chipilogmisis-Seen, von Nordwesten den Wariene-quamaticookfluß, und vereinigt sich zuletzt mit dem Madawaska, von dessen Mündung aus er seinen Lauf nach Südost ändert, und nachdem er von Nordosten den Irokois, Green, Squsebish, Shigash und Grand River, von Westen aber den Chesnut und Skouaquashaetik oder Oppositefluß in sich aufgenommen, in derselben Richtung nach Neu-Braunschweig hinüberströmt.

Unter-Canada bietet die herrlichsten Wasserverbindungen, die nur in irgend einem Lande der Welt gewünscht werden können, und besitzt in dem St. Lorenz, der die

großen canadiſchen Seen, die wir weiter unten näher betrachten werden, mit einander verbindet, eine Waſſerſtraße, wie kein anderes Land, und concentrirt in dieſer ſchon im voraus allen Handel, zu dem ſich in ſpäterer Zeit die britiſchen Beſitzungen in Nord-Amerika erheben werden.

cc. Geologiſche Beſchaffenheit.

Die Geſtaltung des Landes in Canada zeigt deutliche Spuren einer früheren allgemeinen Ueberſchwemmun; loſe Felsſtücke findet man in großen Maſſen über das ganze Land zerſtreut, größtentheils aber abgerundet und in Haufen von ungeheurer Höhe auf ausgedehnten horizontalen Kalklagern aufgethürmt, wie durch die Gewalt des Waſſers zuſammengeſchwemmt; Conchylien verſchiedener Art, meiſtens aber Klams, Süßwaſſermuſcheln und Kammmuſcheln findet man in Menge, und Maſſen der letztern hat man mehre hundert Fuß über dem Waſſerſpiegel des Ontarioſees gefunden. In der Nachbarſchaft großer Flüſſe, und öfters auch entfernt davon, zeigen ſich wellenförmige Aufſchichtungen von Felſen, die genau denen gleichen, die man in den Betten der Stromſchnellen antrifft, wo die Kanäle wellenförmig ausgewaſchen ſind, und die man mit einem provinziellen Ausdruck als Eisgeſchiebe — ice shoves — bezeichnet. Am Geſtade des St. Lorenz-Golfs ſind einzelne abgerundete Felsſtücke von ungeheurer Größe, oft dem Gewicht nach zwanzig Tonnen ſchwer, die ſich von jenen im Innern durchaus unterſcheiden; ſie ſind ſehr hart, von ſchwarzgrauer Farbe, ohne Adern, aber mit ſcharfen glänzenden Stückchen durchzogen; wie ſie indeß hierher gekommen, iſt ſchwierig zu erklären, da die Felſen längs der Küſte des Golfes aus Schieferkalkſtein beſtehen. Foſſile, organiſche Ueberreſte ſind häufig und beſtehen in productae, terebratulae, orthaceratites, trilobites und enerinites, die man alle auf der Oberfläche oder in der obern Schicht, ſeltener aber tief unten antrifft, und alle dieſe Belege einer frühern, von der jetzigen ganz verſchiedenen, Thierwelt, ſind mit Kalkſtein, in welchem ſie eingebettet liegen, auf's Innigſte verbunden. Daß ganz Canada übrigens gewaltſame Erderſchütterungen, die der allgemeinen Ueberſchwemmung folgten, erlitten haben muß, zeigt ſich am deutlichſten an den ſeltſamen Krümmungen der Flüſſe, den ungeheuren Riſſen und Spalten in den Gebirgen, den Spuren vulkaniſcher Ausbrüche an der St. Paulsbay und nördlich von Quebec, und an den großen Maſſen angeſchwemmter Felſen, die man auf der Oberfläche antrifft, und die gewiſſermaßen in Verglaſung übergegangen zu ſeyn ſcheinen.

So weit wir Unter-Canada bis jetzt kennen, beſteht die geologiſche Bildung des Landes aus Granit, der mit weichkörnigem Kalkfelſen, welcher in horizontalen Lagern ſtreicht, in Verbindung erſcheint. Die vorherrſchende Felsart in dem Alleghany-Gebirge iſt der Granit in mächtigen Lagern, bisweilen aber als loſer Fels — boulders — zwiſchen den Gebirgen und der Küſte; Grauwacke und Thonſchiefer kommen ebenfalls häufig mit Kalkſtein vor, und verſchiedene andere Felsarten vereinzelt in verſchiedenen Gegenden des Landes. Die niedern Inſeln des St. Lorenz ſind nichts als Unebenheiten jener großen Granitlager, die hier und da über die Oberfläche des Fluſſes zu Tage treten: die Kamouraska-Inſeln und die Penguins gewähren beſonders dieſen Anblick, und auf Kamouraska und in den Kirchſpielen St. Anna's erheben ſich große Maſſen von Granit zu koniſchen Hügeln, von denen einer 500 Fuß Höhe erreicht, die an einigen Stellen ganz platt erſcheinen und kaum einen Spalt zeigen, an andern aber voller Riſſe, und mit Fichten, welche darin Wurzel geſchlagen haben, bedeckt ſind, ſo daß es ſcheint, als ſey das ganze Land in einer frühern Periode vom St. Lorenzſtrom bedeckt geweſen. Zu St. Roch führt die Poſtſtraße mehr als eine Meile weit unter einem perpendicular aufſteigenden Granitrücken von 300 Fuß Höhe weg. Die Ufer des St. Lorenz beſtehen an manchen Orten in einer ſchieferartigen verwitterten

Substanz, überall aber findet man Granit in Schichten, mehr oder weniger nach dem Horizont geneigt, nie aber parallel mit demselben laufend. In dem Distrikt Gaspé entdeckte man zahlreiche und schöne Specimen der Quarzfamilie, mit Karneol, Achat, Opal und Jaspis eingeschlossen, und Spuren von Steinkohlen haben sich auch an verschiedenen Orten gewiesen.

Die ganze Nordküste des St. Lorenz, von Quebec bis zur Mündung, und rings um die Küste von Labrador, bietet dem Mineralogen ein weites Feld; ein großer Theil der zunächst an den Golf stoßenden Küste gehört den frühern Formationen der Urbildung an. Die Nordküste des untern Theils des St. Lorenz besteht aus Trappfelsen, Thonschiefer, verschiedenen losgerissenen Felsstücken und gelegentlich aus Granit; letzterer soll im Innern vorherrschend seyn, und die Grundlage der Gebirge von Labrador und der Küste nördlich von Quebec bilden. Kap Tourment, 30 Meilen von Quebec, ist ein runder, massiver Granitberg von gegen tausend Fuß Höhe, welcher zur Verzweigung der rauhen, innern Hochlandkette gehört und das unmittelbare Bette des Montmorency-Falles ist ein horizontaler Sims dunkelgrauen Urkalksteins.

Mit Ausnahme der Moorgründe und Marschgegenden brechen in allen Theilen des Landes Felsen an der Oberfläche hervor, und an vielen Stellen zeigen sich tiefe Spalten von 6 Zoll bis 2 Fuß Breite, als hervorgebracht durch Wirkung des Feuers oder vulkanischer Ausbrüche. Die Indianer berichten, daß mehre dieser Risse und Spaltungen sich niehre Meilen in die Länge erstrecken, gegen einen Fuß breit sind, und von 40 bis 50 Fuß Tiefe haben; nicht selten sind sie durch Buschwerk dem Auge verborgen und bilden so gefährliche Fallgruben. Näher nach Quebec zu zeigt sich ein röthlicher oder dunkler Thonschiefer als vorherrschende Felsart, und bildet das Bett des St. Lorenz bis nach Kingston und Niagara; lose Granitmassen, Kalkstein, Sandstein, Sienittrapp und Marmor kommen als vereinzelte Felsmassen in dieser ausgedehnten Strecke vor, der Montreal-Berg gehört der Trappfamilie an, und ist mit Kalkstein verbunden.

Der felsige Landstrich, welcher nordöstlich und südwestlich durch die Distrikte Newcastle und Midland, in der Entfernung von 50 bis 100 Meilen von der nördlichen Küste des Ontario-Sees, nach dem Ottawa zieht, so wie der Lauf des St. Lorenz, ist reich an Silber, Blei, Kupfer und Eisen, und die Felsen, welche die Hügel an dem nördlichen Ufer des Saguenay bilden, sind an einigen Stellen so stark mit Eisen durchzogen, daß die Angaben des Compasses, in Folge der häufigen Abweichungen, außerordentlich unsicher werden. In den Gebirgen nordwestlich vom St. Lorenz findet man Eisenfeldspath, Hornblende, Eisenerz, weißen, grauen und rothen Granit, und eine Art hier sehr häufig vorkommenden Steins, der „Kalksteingranit“ genannt wird, sich wie Kalkstein zu Pulver kalzinirt, an dem Bruch jedoch sich als Granit zeigt; Marmor ist in jener Gegend in Ueberfluß und Wasserblei (Plumbago) der besten Art in Menge vorhanden. Die Eisenminen des St. Maurice stehen schon seit langer Zeit in großem Rufe, und das mit Holz gewonnene Metall wird dem schwedischen gleich geschätzt, ja demselben sogar noch vorgezogen. Allen Anzeigen nach ist Canada auch reich an Kupfer, Blei, Zinn und andern Mineralerzeugnissen. Der schöne, Labrador eigenthümliche, Spath, der nach dem Lande seinen Namen führt, wird nördlich vom St. Lorenz in Menge gefunden, und erscheint theilweise von Ultramarin oder glänzend himmelblauer, grüngelber, rother und feiner perlgrauer Farbe. Marmor von vorzüglicher Qualität und mannigfaltiger Färbung, weiß, grün und gesprenkelt, findet man in verschiedenen Theilen des Landes, und der so nützliche Kalkstein ist fast aller Orten in Menge zu finden.

Die Quantität trefflichen Bodens in Canada, verglichen mit der Ausdehnung des Landes, kann sich mit der eines jeden andern Landes messen, und noch ist unbenutzter

Raum genug für Millionen fleißiger Anſiedler hier zu finden. Die beſten Ländereien ſind jene, auf welchen die härteſten Holzarten gefunden werden, wie Eichen, Ahorn Buchen, Ulmen, ſchwarze Wallnüſſe ꝛc. obgleich auch Baßholz von üppigem Wachsthum und große hochaufſtrebende Fichten einen guten Boden anzeigen. Viele von den Ceder-Marſchen — Cedar Swamps — wo die Cedern nicht mit ſtarken Eſchen vermiſcht, und ſo an Wachsthum gehindert werden, enthalten einen ſehr reichen Boden, und werden als die beſten Hanfgründe von der Welt gerechnet. So groß iſt die Fruchtbarkeit des Bodens in den Canada's, daß 50 Buſhels Weizen per Acre auf einem Landgute gewonnen werden, wo die Baumſtumpfen, die faſt den achten Theil der Oberfläche einnehmen, noch nicht ausgerodet ſind, ja Beiſpiele kommen vor, daß ſelbſt 60 Buſhels, und in der Nähe von York ſogar 100 Buſhels Weizen von einem Acre geerndtet wurden! In einigen Diſtrikten wurde auf demſelben Boden Weizen 20 Jahre hinter einander ohne Düngung gebaut.

Der Boden des Vorgebirges, worauf Quebec ſteht, iſt an einigen Stellen leicht und ſandig, an andern eine Miſchung von Thon und Lehm, und unter der Ackerſohle trifft man allenthalben auf ſchwarzen Kieſelſchieferfels, der auch im Allgemeinen auf Granit gelagert iſt. Oberhalb der Richelieu-Stromſchnellen, wo ſich die Gebirge nach Norden und Süden zurückziehen, beſteht der Boden der Niederungen zum größten Theil aus angeſchwemmtem Lande, einer leichten, lockern, ſchwärzlichen Alluvialerde, die 10 bis 12 Zoll tief auf kaltem Thone ruht. — Der Boden der Inſel Montreal iſt ebenfalls zum größten Theil angeſchwemmtes Land, und beſteht an vielen Stellen aus einem leichten Sand und Lehm, an andern aus hartem Thon, auf einer horizontalen Lage von Kalkſtein, mit animaliſchen Ueberreſten, deren Granitunterlage von ſchwarzem Schieferfels durchzogen wird, der dem in der Nähe von Quebec gleicht. Längs des Ottawa zieht ſich eine ausgedehnte Alluvialfläche hin, und täglich mehrt ſich, bei erweitertem Anbau, die Kenntniß fruchtbarer Diſtrikte in allen Theilen des Landes.

dd. Klima.

Obwohl Unter-Canada mit dem mittlern Deutſchland unter gleicher Breite liegt, iſt doch das Klima um Vieles kälter als bei uns, die Temperatur eher ſtreng als mild zu nennen, die Luft aber rein und geſund, der Himmel klar und blau und nur ſelten von Nebeln und feuchten Dünſten getrübt. Der Winter, der im November beginnt, und erſt im Mai endigt, theilt das Jahr ab. Der Januar iſt im Allgemeinen ſchön; Februar bringt ſtets viel Schnee; März Schnee und Regen; April veränderlich; vom Mai bis Ende Auguſt im Allgemeinen ſchön; September Regen und wolkig; Oktober Schnee und Regen; November reich an Schnee und December veränderlich wie der April. Fünf volle Monate liegt das Land unter Schnee vergraben, und hat faſt durchaus harten Froſt, der in den öſtlichen und nordöſtlichen Theilen des Landes, in der Nähe der großen unangebauten Bergkette, noch bemerklicher iſt. Nördlich vom St. Lorenz beginnt der Schnee im November, bleibt aber nur ſelten lange liegen, im December hingegen iſt das ganze Land mehre Fuß hoch mit Schnee bedeckt, der ſelten vor Anfang Mai gänzlich verſchwindet; die Kälte iſt in dieſer Zeit im Allgemeinen heftig, und bei Nordweſtwinden während des größten Theils des Winters der Himmel hell und klar; beim Wechſel des Windes hingegen nach Süden oder Oſten umwölkt ſich der Himmel, die Atmoſphäre wird dampfig und feucht, und dichte Nebel und Schneegeſtöber begleiten in der Regel den Wechſel des Windes, währenddeſſen das Thermometer, welches in dieſer Zeit gemeiniglich von 32° bis 25° unter Null Fahrenheit ſteht, bedeutend fällt. In den Canada's berühren ſich beide Extreme; im Winter iſt die Kälte heftiger, im Sommer die Wärme bedeutender, als unter gleicher Breite in Europa; je weiter man aber vom Meere in's Land dringt, deſto milder wird das

Klima. Nirgends bemerkt man diese Temperaturverschiedenheit mehr, als bei einer Reise den St. Lorenzfluß aufwärts, dessen Curs beinahe Nordosten und Südwesten ist, und wo das Gedeihen der Früchte die beste klimatische Scala abgibt; so gedeihen z. B. um und in Quebec, unter 46° 48′ 49″ nördl. Br. Aepfel in Menge, Pfirsiche und Weintrauben hingegen werden mit wenig Erfolg gezogen; zu Montreal, unter 45° 30′ nördl. Br., liefern die Obstgärten Aepfel und Birnen von vorzüglicher Güte, der Weinstock die trefflichsten Trauben, und Pfirsige erreichen bei gehöriger Pflege die vollständige Reife; zu York, unter 43° 43′ nördl. Br. und in den Niagara- und westlichen Distrikten Ober-Canada's, gedeihen alle diese Früchte in der größten Ueppigkeit und Vollkommenheit; die Pfirsiche, Nectarine und Weintraube scheinen hier ihr Vaterland gefunden zu haben. Waizen, Gerste, Roggen, Mais, Hafer, und in der That alle Getreidearten werden in beiden Canada's mit Erfolg gebaut, und das Klima gestattet deren vollkommene Reife. In kalten Ländern ist die Vegetation jedenfalls schneller, als in gemäßigtern, und in Unter-Canada ist es dennoch nicht ungewöhnlich, in dem kurzen Zeitraume von 14 Tagen durch die Wärme der Sonne das üppigste Laubdach hervorrufen zu sehen, ja 24 Stunden bewirken oft einen auffallenden Wechsel in dem Anblick der Wälder. In Ober-Canada, wo der Uebergang vom Winter zum Sommer weniger plötzlich ist, geschieht das Aufbrechen der Knospen und Blüthen geregelter als in der untern Provinz, der Sommer ist einige Wochen länger und der Winter kürzer. Die relative Temperatur beider Provinzen wird am besten aus folgenden beiden Tafeln zu ersehen seyn, die nach meteorologischen Beobachtungen zusammengetragen wurden, die zu gleicher Zeit in Unter- und Ober-Canada, an den südlichsten Endpunkten beider Provinzen, angestellt wurden, und von denen die Erstere den höchsten, niedrigsten und mittlern Stand des Fahrenheit'schen Thermometers für jeden Monat des Jahres 1820, für Ober-Canada für den 42° nördl. Br., für Unter-Canada für den 45° nördl. Br. anzeigt, die Zweite die Witterung beider Provinzen näher angibt.

Thermometerstand nach Fahrenheit. 1820.

	Unter-Canada.			Ober-Canada.		
	Maximum.	Medium.	Minimum.	Maximum.	Medium.	Minimum.
Januar. . .	33	11.14	— 23	48	18.17	— 20
Februar . .	40	10.69	— 29	50	23.87	8
März . . .	47	12.13	— 26	52	26.94	0
April . . .	81	48.91	9	83	59.70	40
Mai	92	67.84	30	92	67.32	40
Juni	95	76.34	55	97	77.51	57
Juli	103	82.23	62	103	81.37	60
Auguſt . . .	100	74. 7	58	99	73.24	55
September . .	90	59.16	30	92	64.45	33
Oktober . . .	55	32.24	9	74	48.—	28
November . .	40	17.44	— 13	54	34.53	10
December . .	43	11.94	— 21	41	25.43	— 2
Für's Jahr .	68.25	42. 1	11.75	73.8	48.37	25.72
Für die Sommer-Monate Juni, Juli u. Auguſt:	99.33	77.54	58.33	99.66	77.37	57.33
Wintermonate	38.66	11.25	—24.33	46.33	22.49	—4.67

Witterungstafel. 1820.

		Unter-Canada.			Ober-Canada.		
		Klar.	Regen od. Schnee.	Wolkig.	Klar.	Regen od. Schnee.	Wolkig.
Januar . . .	Tage	23	4	4	13	8	9
Februar . . .	"	21	3	5	11	10	7
März	"	25	3	3	21	8	2
April . . .	"	25	3	3	23	3	4
Mai	"	23	4	4	22	5	4
Juni	"	26	2	2	22	8	—
Juli	"	26	3	2	25	3	3
August . . .	"	16	12	2	21	3	5
September . .	"	18	8	5	21	5	4
Oktober . . .	"	16	5	8	13	8	9
November . .	"	14	7	10	11	14	7
December . .	"	23	2	5	11	12	8
Für's Jahr . .		256	56	53	214	89	62
			21 Schnee			34 Schnee	
			35 Regen			55 Regen.	

Durch vorstehende Tafeln wird man eine ziemlich korrekte Idee der Klimate beider Provinzen erlangen, und zu bedauern ist es, nicht im Besitz ähnlicher Beobachtungen vor jener Periode, und von 1820 bis zur gegenwärtigen Zeit zu seyn. Der mittlere Stand des Thermometers, um 8 Uhr Morgens, für den Monat Juli, war während der zwanzig Jahre von 1799 bis 1818, nach den Beobachtungen des Dr. A. Spark:

Juli	1799	66.87	Juli	1804	72.19	Juli	1809	60.00	Juli	1814	60.45
"	1800	66.70	"	1805	67.93	"	1810	59.16	"	1815	65.84
"	1801	66.51	"	1806	65.96	"	1811	65.32	"	1816	58.65
"	1802	68.35	"	1807	75.18	"	1812	62.16	"	1817	62.19
"	1803	68.38	"	1808	73.35	"	1813	51.41	"	1818	64.00

wonach das wärmste dieser Jahre, während des Juli, 1807, das kälteste 1813 war. Die Extreme der Hitze und Kälte zu Quebec waren, während der 10 Jahre, von 1800 an, nach Dr. Sparks Beobachtungen:

Größte Kälte.				Größte Hitze.			
			° nach Fahrenh.				° nach Fahrenh.
1800	Januar	29	6	1800	Juli	6	96
"	"	30	4	"	"	8	92
1801	"	4	10	1801	"	31	89
"	Februar	13	10	"	August	9	89
1802	Januar	23	15	1802	Juli	27	86
"	Februar	6	20	"	August	10	84
1803	Januar	4	18	1803	Juli	8	93
"	Februar	1	14	"	"	9	97
1804	Januar	20	17	1804	Juni	22	90
"	"	21	22	"	"	23	90
1805	Januar	3	18	1805	Juli	14	89
"	"	5	20	"	"	15	91
1806	Januar	17	8	1806	Juli	14	84
"	Februar	6	8	"	"	15	85

	Größte Kälte.	° nach Fahrenh.		Größte Hitze.	° nach Fahrenh.
1807	Januar 22	15	1807	Juli 12	96
"	" 26	20	"	" 27	95
1808	Januar 3	12	1808	Juni 23	91
"	" 16	13	"	Juli 16	96
1809	Januar 14	26	1809	Juni 27	92
"	Februar 4	23	"	Juli 9	90
1810	Januar 20	26	1810	Juni 18	90
"	Februar 10	22	"	" 19	90

Obgleich diese Beobachtungen keine Veränderungen des Klimas erkennen lassen, und daß in den Jahren 1809 und 1810 das Quecksilber tiefer fiel, als in einem der vorhergehenden Jahre bis 1800, ja die Hitze dieser Jahre selbst 6 Grade geringer war, als 1800, so versichern doch die ältern Einwohner des Landes, daß das Klima Canada's bemerkbar milder geworden sey. Die vorherrschenden Winde, in Unter-Canada sowohl als in Ober-Canada, wehen aus Nordost, Nordwest und Südwest, und haben bedeutenden Einfluß auf die Temperatur der Atmosphäre und den Stand des Wetters. Der Südwestwind ist der konstanteste in Unter-Canada, ist selten stürmisch und stets von heiterm Himmel begleitet; die Nordost- und alle östliche Winde bringen gewöhnlich anhaltenden Regen im Sommer und Schnee im Winter; der Nordwest zeichnet sich durch Trockenheit, Elasticität und durchdringende Kälte aus, die er auf seinen Strichen über die Eisfelder und Gletscher der Polarländer in sich aufzunehmen scheint, und die kaum durch seinen Zug durch die ausgedehnten Binnenländer gemildert wird, da Beispiele nicht selten sind, daß selbst im hohen Sommer, wenn er sich einmal erhebt, das Thermometer in wenig Stunden um 30 Grade fällt! Winde gerade aus Nord, Süd oder West sind nicht gewöhnlich. Zu Quebec wechselt die Richtung des Windes oft mit der Fluth, die beinahe 60 engl. Meilen höher hinauf noch im St. Lorenz gespürt wird.

Unter-Canada hat eigentlich nur zwei Jahreszeiten: Winter und Sommer, denn der Frühling sowohl als der Herbst machen nur unmerkliche Uebergänge. Schon im Oktober beginnt die Kälte, doch ist die Sonnenhitze noch so stark, daß die Flüsse nicht gefrieren. Im November wird der Frost schon bedeutender, ein Schneesturm folgt dem andern, und bald ist das ganze Land mit Schnee bedeckt; der Horizont ist trübe, die Luft kalt, rauh und stürmisch, und der Wind aus Ost oder Nordost. Dies Wetter hält bis Mitte December an, dann aber klärt sich der Himmel auf, der Frost wird stärker, der Lauf der Flüsse, sogar der des mächtigen St. Lorenzstromes, wird gehemmt, alle bedecken sich mit Eis, das für den Winter nicht wieder aufgeht; überall macht sich die erstarrende Kälte des Winters fühlbar, und die Menschen wenden alle mögliche Vorsicht an, um ihren Wirkungen zu widerstehen. Die Vögel beginnen ihre nach Süden gerichteten Züge, selbst die einheimische Krähe zieht sich zurück; nur wenige vierfüßige Thiere sind noch zu sehen: einige, wie der Bär, verharren in einem Zustande von Erstarrung, und andere, wie Hasen und wilde Kaninchen, wechseln ihre Farbe in's hellste Weiß. Von Quebec bis Montreal hört der St. Lorenz auf schiffbar zu seyn, und dient als Eisbahn für Schlitten und Carrioles. Die Abwechselung, welche ein canadischer Sommer längs dem Kurse des noblen Flusses gewährt, die herabstürzenden Katarakte, die Heiterkeit und Lebendigkeit des kommerziellen Treibens auf den auf- und absegelnden Schiffen, die feinen Tinten, in welche der Forst längs beiden Ufern gekleidet ist, der goldene Schmelz des reifenden Korns, die hell tönende Stimme des Pflügers, alles ist verschwunden, einer einzigen todten Fläche Platz zu machen; kein Fluß, kein Schiff, kein Thier — nichts als ein großes Leichentuch von

Schnee, deſſen mittlere Tiefe, außer an Stellen wo Windwehen Schneeberge aufgeſchüttet haben, faſt überall gegen 30 Zoll beträgt.

Die Einwohner ſuchen Pelzmützen, Pelzmäntel, Pelzſtiefeln, Handſchuhe und wollene Strümpfe hervor, legen den Hut und die rothe Mütze (bonnet rouge) bei Seite, und Diejenigen, welche Fußtouren zu machen haben, bedienen ſich der Schneeſchuhe oder Moccaſins, die aus einer Art Flechtwerk beſtehen, das auf einem Geſtelle befeſtigt iſt, welches die Form eines papiernen Drachen, 2 Fuß Länge und gegen 18 Zoll Breite hat; dieſe bedecken ſo viel von der Oberfläche des Schnees, daß der Träger nur wenige Zoll tief einſinkt, ſelbſt wenn der Schnee am weichſten iſt. Während ſich der Canadier ſo gegen die Kälte außerhalb der Wohnungen ſchützt, ſucht er ſchon bei Anlegung der Häuſer dieſe gegen die zerſtörende Wirkung des ſtrengen Winterfroſtes zu verwahren; die Außenmauern der Häuſer werden gewöhnlich mit Mörtel beworfen, um die Steine gegen Feuchtigkeit zu ſchützen, und bei eintretendem Froſt vor dem Zerſpringen zu bewahren, und da nicht jeder Mörtel ſteht, namentlich wenn die Mauern den öſtlichen Winden ausgeſetzt ſind, ſondern leicht zerbröckelt, ſo miſcht man bei Bereitung dieſer Art einige Pfund Muscovade-Zucker unter einem Buſhel Kalk, und erhält ſo einen harten dauerhaften Anwurf für Häuſer, der allen Einwirkungen der Luft widerſteht. Die Zimmer, namentlich die der Parterregeſchoſſe, werden alle mit Oefen ſtatt mit Kaminen geheizt, deren Röhren, um überall eine gleichmäßige Wärme zu verbreiten, durch die obern Zimmer geleitet werden. Die ſtrenge Kälte, wie ſie öfters im Januar in Canada herrſcht, bringt, wenn man ſich nicht dagegen verwahrt, Wirkungen hervor, die jenen einer übergroßen Hitze gleichkommen; greift man während eines canadiſchen Winters ein kaltes Eiſen feſt an, ſo brennt es faſt mit derſelben Leichtigkeit, wie ein heißes Eiſen und zieht Blaſen. Das Princip iſt in beiden Fällen gleich; im erſtern nämlich geht der Wärmeſtoff des Körpers ſo ſchnell aus der Hand in das kalte Eiſen über, daß es den organiſchen Zuſammenhang in dem Baue dieſes Theiles zerſtört, im letztern Falle verpflanzt ſich der Wärmeſtoff ſo ſchnell aus dem glühenden Eiſen in die Hand, daß es dieſelbe Folge hat. Aus gleicher Urſache wird der unvorſichtige Wanderer in Canada von einem ſehr kalten Winde im Geſichte verbrannt, was dieſelben Empfindungen hervorbringt, als wenn man dem Wehen eines öſtlichen Siroccos ausgeſetzt iſt. Hunde wurden zu Quebec im December und Januar, wenn die Kälte am größten war, toll; und die Extreme der Hitze ſowohl als der Kälte waren der Erzeugung der Hydrophobie gleich günſtig. Iſt die Kälte von ſcharfen durchdringenden Winden begleitet, ſo ſind Naſen, Ohren, Zahnfleiſch und Finger leicht dem Erfrieren ausgeſetzt, ohne daß der Eigner das geringſte davon merkt; entdecken zwei ſich Begegnende die Zeichen des Erfrierens; ſo bemerken ſie namentlich, daß die Naſe weiß wird, während der Reſt des Geſichtes ſehr roth iſt; es iſt ein gewöhnlicher Fall, daß ein gänzlich Fremder den Reiſenden mit einer Handvoll Schnee und dem Ausruf: „Ihre Naſe, mein Herr; ihre Naſe iſt erfroren,“ entgegenläuft, und ohne Ceremonie trotz aller Einwendungen den kranken Theil mit Schnee zu frottiren beginnt; wird dieſes Mittel zeitig angewandt, ſo iſt der angegriffene Theil ſtets gerettet, im entgegengeſetzten Falle, oder bei Anwendung von Wärme aber unrettbar verloren. — Trotz der ſtrengen Kälte, die der Schiffahrt auf den Flüſſen und dem Anbaue des Bodens ein Ziel ſetzt, muß man indeß nicht glauben, daß der Canadier an Vergnügungen außer dem Hauſe verhindert werde, im Gegentheil iſt der Winter in Canada die eigentliche Zeit der Vergnügungen und der Luſtbarkeiten. Alle Geſchäftsſorgen werden bei Seite gelegt, und alle Klaſſen und Stände berauſchen ſich im allgemeinen Carneval, um ſich für die Beſchwerden der Sommermonate zu entſchädigen. Die Schlitten, deren man in Unter-Canada zwei Arten hat, offene und bedeckte, werden hervorgeholt; beide gehen auf eiſernen Kufen; die Kaſten der erſtern gleichen einem

Kabriolet, die der andern einem Bauerwagen, sind aber mit einem Verdeck von Pelzwerk versehen, welches die Kälte besser als jede andere Decke abhält. Diese Schlitten oder Carrioles werden mit ein oder zwei Pferden bespannt; die Pferde selbst ertragen die Kälte auf bewundernswürdige Art, und können zu einer Zeit, wo der Branntwein friert, stundenlang ohne Decke in freier Luft zubringen. Die übrigen Hausthiere sind empfindlicher gegen die Kälte, und müssen in Canada in dichten Ställen zusammengehalten werden. Die Schlitten oder Carrioles der einfachen Habitans oder der stolzen Seigneurs durchschneiden alle Straßen, kreuzen alle Flüsse; Besuche zwischen Freunden, Nachbarn und Verwandten sind jetzt an der Tagesordnung; reguläre City-, und Stadtbälle und irreguläre Pic-nic Land-Parthien, zu welchen jeder Gast sein Gericht mitbringt, jagen einander; Diner und Tanz, Souper und wieder Tanz, bis der lichte Wintermorgen den durch Schneesturm blockirten Picnickers erlaubt, durch ellenhohe Wehen und über eisbedeckte Flüsse den Heimweg zu suchen. Das Reisen über gefrorne Flüsse und Seen ist, obgleich es hier täglich geschieht, mit tausend Gefahren verknüpft; der Schlitten, die Pferde und Reisenden brechen oft durch, und werden durch die Fluth unter das Eis getrieben. Glücklicher Weise haben die dünnen Stellen des Eises nur unbedeutende Ausdehnung, und sobald der Schlittenführer bemerkt, daß das Pferd einbricht, springt er eilends aus dem Schlitten und ergreift eine Handleine, welche für diesen möglichen Fall um den Hals des Pferdes geschlungen ist und in einer offenen Schleife läuft, und sucht durch einige lebhafte Rucke, durch Erwürgen das Leben des Pferdes zu retten. Diese Operation ist faktisch, denn, erlaubt man dem Pferde, um sich herum zu schlagen, so wird die Oeffnung im Eise noch bedeutender und Pferd und Schlitten sind verloren, strangulirt man aber das Thier durch einige kräftige Züge, so daß es keinen Athem schöpfen kann, so wird das Pferd bewegungslos, erhebt sich zur Oberfläche des Wassers, fluthet auf der Seite und wird so auf das feste Eis gezogen, wo es, wenn die Schleife geöffnet wird, in wenig Minuten respirirt, aufspringt, und wie früher fort carriolt. Man kennt Beispiele, daß diese einfache und fast unglaubliche Operation an einem und demselben Pferde zwei- und dreimal an einem Tage vorgenommen werden mußte, und spottweise sagen die Amerikaner, daß ihre Thiere wie die Irländer das Hängen und Strangulirен so gewohnt wären, daß sie sich nichts mehr dabei dächten! Schneestürme und Wehen sind andere Quellen der Gefahr für Reisende im Innern Canada's, aus welchen, wenn die zusammengewehten Berge der feinsten Schneepartikel (sier la Poudre genannt) es erlauben, nur der Compas helfen kann. Unterhalb Quebec ist der St. Lorenz zwar nicht gefroren, doch wird die Schifffahrt durch ungeheure Eismassen gehemmt, welche aus den obern Distrikten den Fluß herabtreiben und hier durch die vereinigte Gewalt der Strömung in den Engen (Narrows) Quebec gegenüber, und in beständiger Bewegung gehalten werden. Den Fluß in dieser Zeit zu kreuzen ist zwar gefährlich, wird aber täglich ausgeführt; man wählt dazu die Zeit des hohen Wassers, wo die großen Eismassen fast stationär sind, bringt das Kanoe ins Wasser und versieht sich mit Tauen, Bootshaken und Rudern; erreicht man eine große Scholle, so springen alle Passagiere heraus, ziehen das Kanoe darüber weg, bis zur nächsten Oeffnung, und suchen sich so ihren Weg von Scholle zu Scholle, die größte Vorsicht anwendend, nicht zwischen zwei Eismassen zerquetscht zu werden. Zu manchen Zeiten, gewöhnlich einmal in zehn Jahren, friert der St. Lorenz bei Quebec ganz zu, ein Umstand der große Freude verursacht; Buden werden nun auf dem Flusse errichtet, Wettfahrten und Festlichkeiten angestellt, und der Pont (wie diese spiegelglatte Eismasse genannt wird) von den Landleuten an der andern Seite Quebecs benutzt, ihre gefrornen Provisionen in ihren Carrioles zu Markte zu bringen, ohne daß sie Mühe und Gefahr scheuen, den halb gefrornen Fluß in leichten Kanoes passiren zu müssen. Sobald der

Winter anbricht und der Landmann genöthigt wird, ſeine Rinder, Schaafe und ſein Federvieh beſſer zu verwahren, werden die für den Winter zum eignen Bedarf oder zum Verkauf beſtimmten Stücke geſchlachtet, einige Zeit dem Froſte ausgeſetzt, und wenn ſie hart wie Eis gefroren ſind, in Kiſten, Fäſſer oder Büchſen mit Schnee eingepackt, um die äußere Luft abzuhalten; nach vier oder fünf Monaten ſind dieſe ſo preſervirten Lebensmittel immer noch vollkommen gut, und werden zum Gebrauch mit kaltem Waſſer aufgethauet; Fiſche werden auf dieſelbe Art aufbewahrt, und da auch hier, ebenſo wie beim Fleiſch, kein Salz zur Aufbewahrung nöthig wird, iſt das Haushalten in Canada im Winter billiger als im Sommer.

Während des Monats April wird die Wirkung der Sonne auf das Eis und den Schnee bereits bemerkbar, und in den erſten Wochen des Mai iſt der Schnee in der Nachbarſchaft Quebecs gänzlich verſchwunden, und das Eis, welches ſich in den großen Seen und Flüſſen, die ſich in dieſen mächtigen Strom ergießen, aufgethürmt hat, treibt nun in ungeheuren; faſt unglaublichen Maſſen dem Ocean zu, der es wieder durch die Gewalt der Fluth ins Innere zurückwirft, und ſo ein außerordentliches, furchtbares Schauſpiel darbietet; zuweilen iſt der St. Lorenz von einem Ufer zum andern mit Eismaſſen angefüllt, die 400 bis 500 Yards im Durchmeſſer haben; die Meeresfluth und die Flußſtrömung treiben dieſelben gegen einander und zertrümmern ſie in kleine Stücken, die ſich wiederum auf einander thürmen und phantaſtiſche Gruppen von Figuren hoch über der Oberfläche des Waſſers bilden. Die Schifffahrt auf dem Strome iſt nicht eher völlig offen, bis jene Maſſen durchaus verſchwunden ſind, welches in der Regel in der zweiten Woche des Mai geſchieht; Schiffe, welche aus- oder einzulaufen verſuchen, während das Eis ſich bildet oder während ſich daſſelbe löſt, gehen gewöhnlich verloren, da, wenn ſich ein Sturm erhebt, die Eismaſſen das Schiff zuſammendrücken und zerſchlagen, und die gefrornen Taue und Segel, ja öfters ſelbſt das Steuer den Dienſt verſagt. Uebrigens bleibt es merkwürdig, daß ein ſo bedeutender Strom wie der St. Lorenz, unterm 47° nördl. Br., ſo zeitig durch Eis aufgeſchützt wird, und eben ſo lange (fünf Monate) geſchloſſen bleibt, als die verhältnißmäßig kleine Newa, unter dem 60° nördl. Br.

Ein ſeltſames meteorologiſches Phänomen erſcheint in der Mitte eines canadiſchen Winters, wenn das Queckſilber 60° F. unter dem Gefrierpunkte ſteht; plötzlich ſteigt nämlich im Verlauf eines Tages (gewöhnlich im Januar) das Thermometer zwei bis drei Grad über den Gefrierpunkt, und die Temperatur wechſelt vom höchſten Grad der Kälte zu völligem Thauwetter; die Straßen ſind plötzlich mit Schneeſchlicker angefüllt, die Landſtraßen werden weich, und das Fluß-Carriolen gefährlich: dieſes Thauwetter dauert öfters gegen zehn Tage, worauf dann der frühere heftige Froſt wieder beginnt, und die Waldungen mit Eistheilchen inkruſtirt. — Die ſtrengſten Winter ſind in der Regel von Nordoſtwinden begleitet, welche von der Küſte Labrador und dem Pole her neue Maſſen von Schnee und Kälte bringen, während ſonſt das ganze Jahr hindurch weſtliche Winde vorherrſchend ſind. Im Winter wehen ſcharfe, kalte und trockne Winde von Nord und Nordweſt, im Sommer aber aus Weſt und Südweſt laue Lüfte. Der Oſtwind weht jeden Monat einige Tage, während des Frühlings aber, im April und Mai, eine längere Zeit hindurch.

Nebel ſind in Canada faſt ganz unbekannt; der Morgenthau erhebt ſich zwar zu Zeiten als eine leichte Dampfwolke, wird aber durch den erſten Sonnenſtrahl, der den Horizont vergoldet, niedergeſchlagen. Im Winter hingegen, wenn die Kälte am heftigſten iſt, erhebt ſich aus dem St. Lorenz, unterhalb Quebec, ein dicker Dampf, der vor dem Winde hertreibt, und das benachbarte Ufer und die Bäume mit dickem Rauchfroſt belegt. — Die Aurora borealis oder die Nordlichter, zeigen ſich in Unter-Canada häufig, ſind außerordentlich glänzend und nehmen die verſchiedenſten Formen an,

erſcheinen zu Zeiten wie rieſige wehende Flaggen, zu einer andern Zeit wie ein ungeheurer zunehmender Mond, der in prachtvollen Farben wechſelt, oder ſich in glänzende lichte Säulen verwandelt, die ſich in majeſtätiſcher Größe vom Horizont bis zum Zenith erheben, den ganzen nördlichen Himmel umſtrahlen, plötzlich verſchwinden und eben ſo plötzlich unter neuen Formen und Farben wieder zum Vorſchein kommen, bis ſie ganz erlöſchen. — Einen Frühling wie in Deutſchland kennt man in Unter-Canada nicht; ſobald es zu thauen anfängt, geht auch die Vegetation ſo ſchnell vorwärts, daß in wenigen Tagen alles grün iſt; mäßige, nicht lange anhaltende warme Regen unterſtützen das Wachsthum, und um die Mitte des Mai befindet man ſich im Sommer, ohne einen Uebergang bemerkt zu haben. Die Fortſchritte der Vegetation ſind außerordentlich ſchnell; zwiſchen Ausſaat und Erndte liegen nur zwei bis drei Monate, und das ſchöne Wetter hält faſt den ganzen Sommer durch an. Die Hitze ſteigt ſchnell, obwohl die Nächte im Anfang des Sommers immer noch kühl ſind; im Juni, Juli und Auguſt hingegen tritt eine heftige Hitze ein, die einige Tage lang oft erdrückend iſt: das Thermometer ſteigt von 80 auf 95° im Schatten, im Durchſchnitte aber überſteigt die Hitze ſelten 75°F. Während der Sommermonate iſt die Luft mit einer großen Quantität elektriſchen Fluidums geſchwängert, wovon die hellleuchtenden Blitze und erſchütternden Donnerſchläge den beſten Beweis geben. Regen ſind im Herbſte am häufigſten, doch in den Ebenen und Thälern ſelten von langer Dauer; in den öſtlichen Gegenden, nach dem Golfe zu, die Luft fortwährend mit feuchten Dünſten angefüllt, in den weſtlichen Gegenden und im Binnenlande hingegen größtentheils trocken, heiter und angenehm. Unter den meteorologiſchen Phänomenen verdient übrigens hier noch eins bemerkt zu werden, daß mit dem Namen der „finſtern Tage“ (dark days) bezeichnet wurde, und ſich im Oktober 1785 und im Juli 1814 zeigte. Dieſe Erſcheinung beſtand (nach der Beſchreibung in den Transactions of the Quebec Literary and Horticultural Society) in einer plötzlichen am Mittag eintretenden Finſterniß, die gegen zehn Minuten anhielt, um zwölf, zwei, drei und vier Uhr wiederkehrte und in der Zwiſchenzeit mit dichten, gelbgeſtreiften Wolkenmaſſen wechſelte, die von plötzlichen Windſtößen, Blitz, Donner und Regen begleitet, gegen die Dunkelheit antrieben. Der Regen erſchien außerordentlich ſchwarz, und 1814 mit Aſche und ſchwarzem Pulver vermiſcht. Die am Ende hervorbrechende Sonne erſchien glänzend roth. Die Indianer ſchrieben dieſes Phänomen dem Ausbruch eines Vulkans in Labrador zu, und ein Herr Gagnon bezeugt, daß er 1791 zu St. Paulsbay, im Diſtrikt Saguenay, im December dem Ausbruch eines großen Vulkans beigewohnt habe; die mit dunklem Dampf gemiſchten Flammen ſchlugen hoch empor, waren von heftigen Erdſtößen begleitet, und gaben der ganzen Atmoſphäre das Anſehn einer Feuermaſſe.

Hinſichtlich der Geſundheit iſt kein Klima in der Welt, welches das Canadiſche übertreffen wird, und ſowohl die Eingebornen als die Einwanderer pflegen hier ein hohes Alter zu erreichen. In der frühern Zeit der Anſiedlung waren zwar kalte und Wechſelfieber vorherrſchend, doch ſeit dem die Lokalurſachen größtentheils beſeitigt, die Wälder gelichtet, die Sümpfe und Marſchen zum Theil ausgetrocknet und entwäſſert ſind, iſt dieſe Krankheit faſt ganz verſchwunden.

c. Kultur des Bodens. — Naturprodukte.

Unter-Canada iſt erſt zum Theil in Kultur geſetzt, und obgleich die Bevölkerung mit jedem Jahre ſteigt, jährlich neues Land in Beſitz genommen, Wälder gerodet und Niederungen trocken gelegt werden, wird noch ein Jahrhundert verſchwinden, ehe das Land überall ſo angebaut iſt, als bis jetzt an den Ufern des St. Lorenz. Nur erſt hier und an den Ufern einiger der größern, ihm zufließenden Ströme iſt europäiſche

Kultur zu Hause, alles übrige liegt fast noch ganz im Stande der Natur und wartet fleißiger Hände, es in Aufnahme zu bringen.

Als Canada zuerst als französische Colonie in Besitz genommen wurde, herrschte das Feudalsystem noch überall in Europa, die Lehensverhältnisse standen auf dem europäischen Continente noch in voller Kraft, und wurden natürlich durch Colonisten auch in die neue Welt verpflanzt. Der König von Frankreich überließ als Lehensherr an edle und geachtete Familien oder an Offiziere der Armee, große Strecken Landes, welche Seigneuries und deren Besitzer Seigneurs genannt wurden; dieselben erhielten sie unmittelbar aus der Hand des Königs als adelige (en fief), oder Bauernlehen (en roture) unter der Bedingung, bei Uebernahme dieser Besitzungen ihrem Herrn Treue und Huldigung (fealty and homage) zu leisten. Im Fall der Transferirung durch Verkauf, Schenkung oder auf andere Weise, ausgenommen durch Erbfolge, war die Seigneurie verbunden, eine Quint oder den fünften Theil des ganzen Kaufgeldes abzugeben, welches, wenn sogleich bezahlt, den Verpflichteten einen Rabatt oder eine Reduktion von zwei Drittel der Quint zu nehmen gestattete. Dieser Gebrauch herrscht noch jetzt, da der König von Großbritannien in die Ansprüche und Rechte des Königs von Frankreich getreten ist.

Die Lage und Ausdehnung dieser Seigneurial-Verwilligungen in Unter-Canada zeigt folgende Uebersicht der Distrikte:

Distrikte.	Zahl der Seigneurien.	Umfang der Seigneurien in Arpents.	Acres.	Zur Kultur fast untauglich.
Quebec mit Anticosti und andern Inseln	79	5.639.319	5.656.699	2.600.000
Montreal und Inseln . . .	63	3.269.966	2.786.011	500.000
Three Rivers und St. Francis ꝛc.	25	1.220.308	1.039.707	400.000
Gaspé und Inseln	1	1.547.086	1.318.117	600.000
Total	168	12.676.679	10.800.534	4.100.000

Nimmt man die Zahl der Acres kultivirten Landes in Unter-Canada auf vier Millionen an, so ersieht man leicht, welcher bedeutende Theil des Territoriums in den Seugneurien eingeschlossen ist, und deshalb wird es nöthig seyn, zur näheren Verständigung der hiesigen Eigenthums-Verhältnisse, die landesüblichen Benennungen vorerst anzuführen, die auf selbige Bezug haben:

Quint ist der fünfte Theil des Kaufgeldes einer Besitzung en fief (in adeligen Lehen), welche der Käufer dem Lehensherrn (Feudal Lord), hier dem Könige zahlen muß. Glaubt der Lehnsherr den Fief unter dem Werthe verkauft, so kann er die Besitzung für sich nehmen, wenn er dem Käufer das Kaufgeld nebst Kosten zurückerstattet. Das Comité des Hauses der Gemeinen empfahl zwar 1828 in ihrem Berichte über die Verhältnisse Canada's, der Krone, die Quints aufzuheben, doch wurde diesem Vorschlag eben so wenig als andern Empfehlungen Aufmerksamkeit geschenkt. Relefe, eine Erbschaftsabgabe, welche bei Vererbung einer Besitzung an Seitenverwandte, von diesen erlegt werden muß. Lods et Ventes, Lehensabgabe vom zwölften Theil des Kaufgeldes, welches der Käufer dem Seigneur in derselben Art, als dieser den Quint an den König zu entrichten hat. Die Erbfolge der Fiefs ist verschieden von der des Besitzthums, welches en roture oder in villainage gehalten wird; der älteste Sohn erhält das Schloß, den Schloßhof und einen Arpent Garten; die Mühlen, Oefen und Pressen innerhalb der Seigneurie gehören ihm, doch der Gewinn, welcher aus denselben erwächst, wird unter die andern Erben vertheilt. Frauen haben keinen Rechtsvorzug, und wenn ein Erblasser nur Töchter hinterläßt, wird der Fief gleich-

mäßig unter dieſelben vertheilt. Wo zwei Söhne ſind, erhält der Aelteſte zwei Drittel des Landes, das Schloß, die Mühlen u. ſ. w. und der Jüngere nur ein Drittel; ſind mehre Söhne, ſo nimmt der Aelteſte die Hälfte und die andere wird zu gleichen Theilen den übrigen zugewieſen. Censive iſt eine Beſitzung, welche von einem Seigneur in Lehen genommen wird. Alle canadiſche Habitans, Beſitzer kleiner Güter, ſind Censitaires. Grundeigenthum iſt, nach den Geſetzen Canada's, entweder propre, d. i. vererbt oder acquits, durch Induſtrie oder auf andere Art erworben. Communité de bien iſt Gütergemeinſchaft durch Heirath; die Frau wird durch dieſes Geſetz Theilhaber an allem was der Mann vor der Verheirathung beſaß, oder nach derſelben noch erwerben wird, und der Mann ſteht, hinſichtlich des Einbringens der Frau, in demſelben Verhältniß. Dieſes Geſetz erzeugt viele unheilbringende Conſequenzen, wenn Eins vor dem Andern ſtirbt, denn wenn z. B. die Frau vor dem Manne ſtirbt, ſo machen die Kinder Anſpruch auf die Hälfte des väterlichen Vermögens, als Erben ihrer Mutter, und die mütterlichen Verwandten ſind größtentheils Urſache, daß ſolche Anſprüche geſchehen. Selten iſt wohl irgendwo ein Geſetz gegeben worden, welches ſo viele Familienſtreitigkeiten hervorruft als dieſes, und ſo ſtörend auf die Zuneigung hinwirkt, die zwiſchen Kindern und Eltern beſtehen ſollte, und der ſimpelſte Habitan begreift und fürchtet die nachtheiligen Folgen deſſelben ſo, daß nur wenige ſich verehelichen, ohne einen Heirathscontrakt entworfen zu haben, welcher die Communité de bien beſchränkt. Der Dot oder die Ausſtattung, iſt das Eigenthum, welches die Frau in die Communité de bien legt; Bewegliches und Unbewegliches hingegen, welches der Frau durch Erbſchaft zufällt, iſt ein propre, und kommt nicht mit in die Communité. Das Witthum iſt in Canada entweder gebräuchlich (customary) oder verabredet (stipulate); das erſtere beſteht aus der Hälfte des Eigenthums, welches der Mann bei der Verheirathung beſaß, und der Hälfte deſſen, was er nach der Zeit erwarb oder durch Erbſchaft erhielt; die Wittwe hat von allem dieſen den Nießbrauch, und nach ihrem Tode fällt es den Kindern wieder anheim. Verabredetes Witthum iſt ein beſtimmter Theil des Vermögens, welchen der Mann bei ſeiner Verheirathung ſtatt des gebräuchlichen der Frau ausſetzt. — Doch kehren wir, nach dieſer kleinen nöthigen Abweichung, zu den Verhältniſſen der Anſiedler in Unter-Canada zurück.

Diejenigen Landleute oder Pächter (Farmers), welche von dem Seigneur Ländereien als Bauernlehen (en roture) haben, und die man Tenanciers oder Censitaires nennt, müſſen ſich gewiſſen Bedingungen unterwerfen, als: einer kleinen jährlichen Rente von 2 Shillings 6 Pence bis 5 Shillings (oder ſeit den letzten Jahren noch mehr) für jeden Arpent Fronte, und außerdem einigen andern kleinen Abgaben, als: der Lieferung eines Ferkels, einer Gans, einiger Vögel oder eines Buſhel (Scheffel) Waizens, je nach den Verhältniſſen des Pächters, der zugleich verpflichtet iſt, ſein Korn in der Zwangmühle (moulin banal), der Mühle des Lehensherrn, mahlen zu laſſen, wofür dieſer ein Vierzehntel als Mahllohn (mouture) in Anſpruch nimmt. Die lods et ventes bilden einen andern Theil der Einkünfte des Seigneurs, und beſtehen in dem Rechte, ein Zwölftel von dem Kaufgelde einer jeden Beſitzung innerhalb ſeiner Seigneurie, welche ihren Beſitzer durch Verkauf oder auf eine andere dieſer gleichkommende Weiſe wechſelt; in Anſpruch zu nehmen; dieſes Zwölftel muß von dem Käufer bezahlt werden, und iſt nicht in der Summe mit inbegriffen, über welche Letzterer und der Verkäufer ſich verſtändigt hat; wird es ſogleich erlegt, ſo findet eine Reduktion von einem Viertel dieſer Summe in demſelben Maße Statt, als bei der Quint, welche der Krone gezahlt werden muß. Damit aber der Seigneur vor falſchen Angaben des Kaufspreiſes geſichert werde, ſo hat er jedesmal das Verkaufs- oder Wiederloſungsrecht (Droit de retrait), gegen Erlegung des im Vertrag bedungenen Kaufpreiſes, wenn er die Meinung hegt, daß das Gut mehr werth ſey, und er ſich innerhalb 40 Tagen nach

der Vorlegung des Kontrakts erklärt, das Gut selbst für diesen Preis übernehmen zu wollen. Höchst selten kommt indeß dieses in Anwendung. — Alle Fischereien innerhalb der Seigneurien bilden ebenfalls einen Theil des Einkommens des Lehensherrn, indem er stets einen Theil der gefangenen Fische, oder ein Aequivalent in Geld erhält, und ebenso hat derselbe das Vorrecht, überall in seiner Seigneurie Bauholz fällen zu lassen, um Mühlen zu errichten, neue Straßen zu eröffnen, oder alte auszubessern und andere öffentliche oder gemeinnützige Werke anzulegen. — Außer diesen bereits erwähnten Verpflichtungen hat der Pächter (Farmer), wenn er römisch-katholischer Confession ist, noch ein Sechsundzwanzigstel von allem Getreide, das er erbaut, an seinen Pfarrer abzugeben, und hier und da noch Handfrohnen zu leisten, um Kirchen, Pfarrhäuser ꝛc. zu bauen oder zu repariren.

Die Pflichten des Lehensherren (Seigneurs) gegen seine Lehensleute, sind ebenso genau bestimmt: er ist verbunden, in gewissen Entfernungen Straßen nach den entlegensten Theilen seiner Lehensgüter zu eröffnen, muß für die nöthigen Mühlen und Backöfen sorgen; kann nicht durch Verkauf über Waldungen verfügen, sondern ist verpflichtet, dieselben abzutreten, und weigert er sich dieses zu thun, so kann der Nachsuchende die gewünschte Abtretung von der Krone erhalten, mit Beobachtung der gewöhnlichen lehensherrlichen Stipulationen, in welchem Falle Zinsen und Gefälle dem Könige gehören. — Nach den alten Gesetzen, welche aber jetzt zum Theil in Wegfall gekommen sind, hatten die Seigneurs auch das Recht vor Gericht zu sitzen, und die hohe und niedere Gerichtsbarkeit (haute, moyenne et basse justice), mit Ausnahme der Entscheidung über Mord und Hochverrath, auszuüben.

Ungeachtet die Lehenspflichtigkeit und Lehensverhältnisse in Unter-Canada mit manchen Uebelständen verbunden sind, wie man aus dem Gesagten nicht in Abrede stellen wird, so sind doch die „Habitans“ (wie die französischen Canadier genannt werden) für das Fortbestehen der Seigneurien sehr eingenommen und dem sogenannten Free and common soccage tenure, wie es etwa 30 Jahre nach der britischen Besitznahme Canada's, im Jahre 1759, eingeführt wurde, durchaus abgeneigt. — Das soccage tenure enthebt, gleich dem „Franc aleu roturier“, den Pächter oder Landbesitzer aller Bedingungen, wie sie immer heißen mögen, rücksichtlich der Erbzinsen, Frohnden, Zwangsgerechtigkeiten (banalité) ohne ihm irgend eine andere Verbindlichkeit aufzuerlegen, als Treue gegen den König und Gehorsam gegen die Gesetze. Die Quantität des auf solche Weise in Unter-Canada angewiesenen Landes beläuft sich auf 7 Millionen Acres, während unter „Seigneurial Grands“ fast 11 Millionen Acres sich im Besitz einer beträchtlichen Anzahl kleiner Grundbesitzer befinden.

Seitdem Großbritannien im Besitz von Unter-Canada ist, wünschte das Gouvernement das Seigniural in Soccage tenures zu verwandeln, ohne daß jedoch irgend ein Zwang dabei Statt finden sollte, und im Jahre 1825 wurde eine Akte erlassen (6th Geo. IV. c. LIX.), die eine allmählige Abschaffung der Feudalrechte beabsichtigte und den Seigneurs die Mittel bot, sich der Lehensverpflichtungen (Quints ꝛc.) gegen die Krone zu entäußern und ihre Ländereien als Free and common soccage an die Pächter zu überlassen; während diese Akte die Seigneurs ihrer Verflichtungen gegen die Krone zu entbinden suchte, gestattete sie auch zu gleicher Zeit den Lehensleuten (Tenants in fief) das Recht, sich ihrer Obliegenheiten gegen den Seigneur zu entäußern, und weigerte sich dieser, darauf einzugehen, so konnte er vor einem Gerichtshof belangt und genöthigt werden, nach einer festgesetzten Abfindung seine Ländereien als soccage tenures abzulassen. Diese Akte war, mit zwei Ausnahmen, von keinem Erfolg; die Canadier hängen noch zu sehr an den alten Gebräuchen, und behaupten, daß eine Umgestaltung der Lehensverhältnisse einer Umgestaltung der Gesetze gleich komme, indem dadurch der Heimfall durch Erbschaft gänzlich abgeändert und sämmtliche auf das

wirkliche Eigenthum anwendbare Geſetze umgeſtoßen würden. Es iſt daher wahrſcheinlich, daß die alten Tenures en roture bleiben, und die in Soccage von den jetzt Lebenden nicht in jene umgeändert werden. – In verſchiedenen Seigneurien werden auch Ländereien in Bail emphitéotique oder in langer Pacht von 20, 30, 50 und noch mehr Jahren, gegen eine geringe Rente, ausgegeben; Francaleu oder Freilehen, die keine Art von Verbindlichkeit gegen Seigneurs haben, und keinen Herrn, als nur den König anerkennen, und die nach der Coutume de Paris: „terre sans justice ou seignieurie pour laquelle le detenteur ne doit cens, rentes lods et ventes, ni autres redevances“ ſind, beſtanden nur zwei Fiefs in der Provinz, und zwar Charlesbourg, bei Quebec, und 600 Arpents bei Three Rivers, welche dem Orden der Jeſuiten verwilligt waren, und jetzt der Krone zugefallen ſind.

Vergleicht man die Vortheile, welche beide Beſitzarten, die en roture und die in soccage bieten, mit einander, ſo iſt nicht zu leugnen, daß das Feudalſyſtem für die erſte Anſiedelung eines Landes die größten Vortheile gewährt, da die Lehensherren, um ihre Ländereien in Werth zu bringen, der Opfer manche bringen müſſen, und ärmere Anſiedler leichter zu Eigenthum gelangen können. Um der Zerſtückelung der Lehensgüter der Censitaires durch Erbtheilungen vorzubeugen, erlies ſchon der König von Frankreich unter dem 28. April 1745 eine Ordonnanz, nach welcher den Censitaires bei einer Strafe von 100 livres tournois, zum Beſten der Armen und Wegreißung der Häuſer, verboten wurde, ihre Häuſer und Ställe auf Ländereien zu erbauen, die weniger als $1^1/_2$ Arpent Fronte und 30 bis 40 Arpents Tiefe hatten; doch wurde ihnen geſtattet, auf ſolchen kleinen Plätzen Scheunen zur Aufnahme ihrer Produkte zu erbauen, doch durften dieſe nur von Holz errichtet ſeyn. — Die Wirkungen dieſer heilſamen Ordonnanz wurde auch von den, erſt darüber betroffenen, Censitaires bald erkannt, diejenigen Familienglieder wurden durch dieſelbe vermocht, neue Ländereien aufzunehmen, und ſo die Seigneurie mehr in Kultur zu bringen, während der unmittelbare Erbe oder Nachkomme in größerer Unabhängigkeit und im Wohlſtande zurückgelaſſen wurde, und in der That hat die Ausführung derſelben weſentlich dazu beigetragen, beide Parteien zufrieden zu ſtellen; man war nämlich unmerklich von derſelben abgewichen, und die Lage der Habitans war in den meiſten Seigneurien augenſcheinlich dadurch verſchlimmert worden, daß die Zunahme der in Kultur geſetzten Aecker nicht mit der Vermehrung der Bevölkerung gleichen Schritt gehalten hatte. — Seit den letzten Jahren zeigt ſich unter den jüngern Gliedern des canadiſchen Landvolks weniger Abneigung, das väterliche Dach mit neuen Anſiedelungen zu vertauſchen, und die Eröffnung neuer Niederlaſſungen in den entlegenſten Theilen der Seigneurien ſind hinlängliche Beweiſe, daß dieſer Widerwille ſich theilweiſe verloren hat. Alles in soccage tenure ausgegebene Land, welches in Ortſchaften (Townships) ausgelegt iſt, begreift bereits einen blühenden und intereſſanten Theil der Provinz, und obgleich die Bevölkerung derſelben bis jetzt, im Verhältniß der Geſammtbevölkerung des Landes, nur unbedeutend iſt, nimmt ſie doch durch Einwanderung ſo zu, daß ſie in wenig Jahren von bedeutender Wichtigkeit ſeyn wird. Die Bewohner der Ortſchaften ſind indeß bisher vielen Verlegenheiten ausgeſetzt worden, durch die partikulare Mode, in welcher Soccage-Ländereien urſprünglich verwilligt wurden, daß nämlich jede zweite und dritte Lot (Anſiedelungsplatz von beſtimmter Größe) abwechſelnd in jeder Reihe (Range), für die Krone und Geiſtlichkeit reſervirt werden mußte, ein Siebentel der ganzen Township dem Geſetze angemeſſen für die künftige Diſpoſition des Gouvernements vorbehalten, und ein anderes Siebentel für die Erhaltung und Unterſtützung der Kirche von England in der Provinz bewahrt werden ſollte. Ein anderer Nachtheil, welcher den Bewohnern der Townſhips erwuchs und die Fortſchritte ihrer Anſiedelungen hinderte, waren die bedeutenden Landverwilligungen, welche das Gouvernement ein-

zelnen Führern und ihren Genoſſen unter Bedingungen zugeſtand, die nie erfüllt wurden. Trotz aller Nichterfüllungen blieben bisher die Führer oder Grantees Eigenthümer des ſo erworbenen Bodens, ließen die Ländereien unbenutzt liegen, und wurden ſo ein unüberwindliches Hinderniß der Fortſchritte landwirthſchaftlicher Entwickelung. — Die nachſichtige Geduld der Regierung gegen die Beſitzer ſolcher Ländereien, lag in der Kenntniß der Schwierigkeiten begründet, welche früher das Roden und Cultiviren der Forſtländereien begleitete, doch eine gebührende Aufmerkſamkeit auf die Intereſſen der wirklichen Anſiedler, und die fortſchreitende Aufnahme in der Provinz, bewog das Gouvernement Maßregeln zu ergreifen, die Eigenthümer des Bodens anzutreiben, unter Strafe der Aufhebung ihrer Bewilligungsurkunden, unverzüglich ihre Ländereien anzupflanzen, widrigenfalls aber die Verwilligungen den Kronländereien zuzuſchlagen. Um dieſen Vorſatz auszuführen, wurde die Errichtung eines Heimfallgerichts (Court of escheats) durch die 10. Sektion einer Parlamentsakte, 6th Geo. IV. chap. 59, beſchloſſen, und der Gouverneur autoriſirt, einen oder mehre Commiſſäre für Heimfallgüter und verwirkte Länder zu ernennen. Dieſe Commiſſäre ſind verpflichtet, von Zeit zu Zeit Unterſuchungen anzuſtellen, ob die ihm vom General-Fiskal der Provinz angezeigte Ländereien, wegen Nichterfüllung der Anſiedelungsbedingungen, dem Heimfall (escheat) unterworfen ſind, worauf die Entſcheidung einer Jury von zwölf Männern unterworfen wird, die in der gewöhnlichen Weiſe zuſammenberufen werden.

Daß Agrikultur die erſte Quelle des Nationalreichthums ſey, iſt ein Axiom in der politiſchen Oekonomie, und die Geſchichte der Civiliſation beſtätigt dieſe Wahrheit, da in allen Ländern erſt der Landbau blühte, und dann erſt Handel und Manufacturen folgten. Das Zeitalter der Agrikultur eines Landes iſt daher ſicher die glücklichſte Periode, und in dieſem Zeitalter ſcheint Unter-Canada jetzt zu ſtehen; hiermit ſoll nun zwar nicht geſagt ſeyn, daß die Colonie einen vorzüglichen Grad der Vollkommenheit in landwirthſchaftlichen Künſten bereits erreicht habe, ſondern daß die Erweiterung des Landbaus in der That ſieben Achtel der ganzen Bevölkerung beſchäftige und ernähre. Die Verbeſſerungen, welche in den europäiſchen Syſtemen der Landwirthſchaft eingeführt ſind, ſind in Unter-Canada theils völlig unbekannt, theils bis jetzt nie in Anwendung gekommen, und der canadiſche Farmer leitet immer noch ſeinen altmodiſchen Pflug, den ſchon die Vorfahren benutzten, unbekümmert um die Fortſchritte der Intelligenz, die nicht nur neue und zweckmäßige landwirthſchaftliche Inſtrumente hervorrief, ſondern auch bedeutende und nützliche Aenderungen in der Art der Kultivirung des Bodens machte. Die Verbeſſerungen und Erfindungen der Landwirthſchaft in Deutſchland und andern Ländern, ſind für eine dichte, noch immer zunehmende Bevölkerung berechnet, die es nothwendig macht, durch künſtliche Mittel die Fruchtbarkeit des Bodens zu erhöhen, damit hinlängliche Erzeugniſſe vorhanden ſind, um eine noch mehr ſteigende Zahl zu ernähren; in Canada hingegen, wo fruchtbares Land im Ueberfluß, und die Landgüter (Farms) im Allgemeinen groß ſind, exiſtirt dieſe Nothwendigkeit nicht, und der Landwirth iſt zufrieden, wenn ſeine alte bekannte Art der Bewirthſchaftung ſeinen Anſichten entſpricht, und ſeine Bedürfniſſe mehr als hinlänglich befriedigt. — Die erſte, dem Einwanderer auffallende, Eigenheit der canadiſchen Farms oder Landgüter, welche hier nach der Landesſprache „Land" (Terre) genannt werden, iſt die längliche Form derſelben, die in den meiſten Fällen drei Arpents breit und 30 Arpents lang ſind. Die Breite iſt öfters wiederum in zwei, drei und mehr Sektionen geſchieden, die Tiefe aber bleibt ſich bei allen Abtheilungen gleich. Die vordere Seite der Güter, Front genannt, ſtößt in der Regel auf die Landſtraße oder einen Fluß, während die Rückſeite, hier der Cordon genannt, von der Scheidungslinie getrennt wird, welche zwiſchen einer Reihe von Conzeſſionen oder Farms und einer andern läuft. — Die Landwirthe, Censitaires, (denn wir ſprechen hier vom Feudallande der Provinz), bauen ihre

Häuser gewöhnlich 100 bis 200 Yards von der Straße, einige auch näher, und da die Landplätze, wie eben bemerkt, durchgehends sehr schmal sind, erscheinen die Niederlassungen sehr gedrängt und haben das Ansehen fortgesetzter Dörfer. Der Ursprung dieser, dem Auge zwar angenehmen, aber ungerechten Vertheilung des Landes, scheint ohne Zweifel in dem socialen Charakter der canadischen Landleute zu liegen, welcher das Nachbarschaftliche liebt, oder schreibt sich von der Eile her, mit welcher in früherer Zeit die physischen und moralischen Kräfte der Colonie concentrirt werden mußten, um nicht nur gegenseitige Hülfe bei Gründung der Niederlassungen zu haben, sondern auch um besser im Stand zu seyn, die Angriffe der Ureinwohner abschlagen zu können, die, wie wohl bekannt ist, den ersten europäischen Ansiedlern eine Masse Schwierigkeiten in den Weg legten und fortwährend ernste Kriege mit ihnen führten. — Jetzt, nachdem die Ursache der Adoption dieses Planes längst erloschen ist, wird gleichwohl das Land immer noch auf diese unpassende Art ausgelegt, und so eine beträchtliche Menge unnöthiger Arbeit auf die Schultern des Landwirths geworfen, dessen Haus in der Fronte des Platzes gelegen ist, das Land aber in der Länge hinter demselben sich wegzieht, nicht übersehen werden kann, mehr Mühe und Material beim Einfriedigen verlangt, und längere Zeit erfordert, die entlegenen Felder unter den Pflug zu bringen. — Es ist nicht ungewöhnlich, Landgüter zu finden, die nur einen halben Arpent Breite und eine Tiefe von 30 Arpents haben, wo also die Breite zur Länge sich wie 1 zu 60 verhält; dessen ungeachtet arbeitet der canadische Landwirth mit Lust, nimmt, wenn er die entferntern Theile seines Besitzthums kultivirt, sein frugales Mahl mit sich hinaus, und kehrt bei einbrechender Nacht, mit Schluß der Arbeit, unter sein heimisches Dach zurück. — Die wissenschaftliche Rotation der Erndten ist dem canadischen Landwirth unbekannt, hartnäckig verfolgt er das, von seinen Vorfahren überkommene System, und nichts als der Einfluß des Beispiels, doch muß es bereits allgemein verbreitet seyn, beseitigt nach und nach Vorurtheile, die zu natürlich sind, um nicht Apologisten zu finden, und ändert Gebräuche, die durch ganze Generationen geheiligt waren. Die Consequenz dieses oberflächlich betriebenen Ackerbaus, nicht geleitet durch die Regeln der Kunst die Kräfte des Bodens zu erneuern, hat schon in manchen Gegenden eine bedeutende Minderung der Erndten und eine Erschöpfung des Bodens hervorgebracht, dessen ungeachtet sind die Erzeugnisse hinreichend, die Bedürfnisse der Einwohner zu befriedigen, und das, was an Fruchtbarkeit des Bodens abgeht, ersetzt die größere unter den Pflug gebrachte Oberfläche; so bebaut der canadische Landwirth zwei, auch wohl drei Acres, um denselben Ertrag an Korn u. s. w. zu erhalten, welchen ein Acre, auf englische Art betreiben, liefern würde. — Der Canadier läßt den Acre zwei oder auch drei Jahre tragen, und dann auf unbestimmte Zeit brach liegen, während welcher Zeit er als Waide benutzt wird; früher kannte man keinen Dünger, jetzt aber, wo namentlich an den Flüssen sich eine Menge Briten angesiedelt haben, ist das Düngen eingeführt worden, und man verbessert das Land mit Mergel, der besonders längs dem St. Lorenz und dem Ottawa in großen Flötzen anzutreffen ist.

Die gewöhnliche Saatzeit ist zu Ende des April; das Feld wird dazu schon im Herbst vorbereitet, umgepflügt, und den Winter über so liegen gelassen, nach der Saat aber das Feld mit dreieckigen Eggen geeggt. Die Erndte beginnt gegen Mitte des August, und dauert bis zur ersten Hälfte des September. Waizen und Roggen, Gerste und Hafer werden mit der Sichel geschnitten, aber durchaus eine hohe Stoppel gelassen; Stroh erhält man daher nur wenig, und betrachtet die Stoppel als neue Düngung. Das Getraide wird, wie in Deutschland, in Scheuern ausgedroschen; die Maiserndte beginnt erst Ende September; der Mais (Indian Corn) wird, nachdem er vorher einige Male geblattet, gebrochen, in Corn-Cribs (kleinen Häusern von Latten) oder auf den Böden der „Habitations“ aufbewahrt, und die Saamen größten-

theils mit den Händen losgedreht. Der englische Acre von 160 □Ruthen giebt von einem Bushel Waizen Aussaat im Durchschnitt gewöhnlich 25 Bushels Erndte; Roggen giebt eben so viel, Gerste das zwanzigste, Mais und Hirse das achtzigste und selbst das hundertste Korn. Waizen und Waizenmehl wird bereits in beträchtlicher Menge ausgeführt; Mais will nördlich vom 48° nördl. Br. nicht besonders mehr gedeihen, und wird deshalb nicht in der Menge gebaut als Waizen und Hafer. Die sogenannte hessische Fliege, welche ihre Eier zwischen die aufbrechenden Blätter der Pflanze legt, verursacht dem Waizen großen Schaden, und eben so die Wandertauben und Heuschrecken, welche oftmals große Verwüstungen anrichten. Die andern hier erbaut werdenden Feldfrüchte sind: Buchwaizen, Erbsen, Wicken und Bohnen; für den Bedarf der Viehzucht werden mehre Grasarten, besonders aber Thimotygras, rother Klee und Rüben (Turnips) gebaut; weißer Klee schlägt im Neubruch oder auf abgetriebenem Waldlande von sich selbst aus. Alle Gartenfrüchte und Küchengewächse gerathen ungemein gut, und man baut die meisten, welche Europa darbietet, am meisten aber Kartoffeln, die zwar sehr gute Erndten liefern, aber wässerig und von schlechtem Geschmacke sind. Der Ackerbau wird fast durchgehends mit Pferden betrieben; Ochsen sieht man selten vor dem Pfluge; die meisten Habitans haben zwei Pferde, doch zwischen Quebec und Montreal findet man viele Landleute, die vier, sechs und mehre Pferde halten. Der Ertrag der Produkte des Unter-Canadischen Landbaues gestaltete sich im Jahre 1827 auf 2.931.240 Bushels Waizen; 2.341.529 Bushels Hafer; 363.117 Bushels Gerste; 823.318 Bushels Erbsen; 217.543 Bushels Roggen; 121.397 Bushels Buchwaizen; 333.150 Bushels Mais (Indian Corn); 186.659 Bushels gemischtes Getraide; 24.329 Zentner Ahorn-Zucker; 6.796.310 Bushels Kartoffeln; 1.228.067 Tonnen Heu; 11.729 Zentner Flachs und 145.964 Zentner Butter; an lebendem Vieh (Hausthieren) waren vorhanden: 140.432 Pferde; 145.012 Ochsen; 260.015 Kühe; 829.122 Schaafe und 241.735 Schweine.

An Haus-Manufakten wurden in diesem Jahre gefertigt: 1.153.673 franz. Ellen Tuch (Etoffe du Pays); 808.240 franz. Ellen Flannel (Petite Etoffe) und 1.058.696 franz. Ellen Leinwand; an Webstühlen waren 13.243 aufgestellt, und in Kultur gesetzt 2.946.565 Acres Land.

Zu den Produkten lieferten die einzelnen Distrikte der Provinz:

Distrikte.	Waizen.	Hafer.	Gerste.	Erbsen.	Roggen.	Buchwaizen.
1. Montreal Bushels	1.752.386	1.379.856	213.672	546.793	134.809	94.603
2. Quebec	793.872	627.053	123.604	192.469	52.933	20.073
3. Three Rivers . .	362.974	317.722	25.841	81.261	29.801	6.721
4. Gaspé	12.008	16.898	„	2.805	„	„

Distrikte.	Mais.	Gemischtes Getraide.	Ahorn-Zucker.	Kartoffeln.	Heu. Tonnen.	Flachs. Zntr.
1. Montreal Bushels	272.266	95.152	Ztr. 11.489	Bs. 4.121.721	692.988	6.533
2. Quebec	36.977	61.747	8.331	1.848.404	348.875	3.422
3. Three Rivers . .	23.509	26.590	3.728	606.365	169.337	1.762
4. Gaspé	398	1.170	781	219.820	10.867	12

An lebendem Vieh (Hausthieren) befanden sich in den einzelnen Distrikten, und an Butter wurde erzeugt:

Distrikte.	Pferde.	Ochsen.	Kühe.	Schaafe.	Schweine.	Butter. Zntr.
1. Montreal . .	81.199	88.631	147.324	482.810	120.906	85.582
2. Quebec . .	39.022	35.498	78.797	248.042	86.596	42.096
3. Three Rivers	18.822	19.344	32.218	93.674	30.228	17.353
4. Gaspé . . .	1.389	1.539	1.676	4.596	4.005	933

An Haus-Manufakten lieferten, und Webstühle waren beschäftigt:

Distrikte.	Tuch. franz. Ellen.	Flannel. franz. Ellen.	Leinwand. franz. Ellen.	Webstühle.
1. Montreal	658.168	456.234	494.961	6.756
2. Quebec	352.264	253.250	300.893	4.315
3. Three Rivers	135.243	94.748	161.932	2.073
4. Gaspé	7.998	4.010	910	99

In Kultur befanden sich im Jahre 1827, in:

Distrikte.	Bestelltes Land in Acres.	Brach- und Wiesenland in Acres.	Total in Acres.
1. Montreal	580.006	1.081.966	1.661.972
2. Quebec	291.403	612.443	903.846
3. Three Rivers	125.902	244.878	370.780
4. Gaspé	4.887	5.100	9.987

Nach dieser letzten Tafel sehen wir, daß beinahe drei Millionen Acres Land bereits 1827 in Unter-Canada in Kultur gesetzt waren, daß ein Drittel dieser Quantität mit Saat bestellt war, und zwei Drittel derselben theils brach lag, theils als Wiesenland benutzt wurde. Rechnen wir nun, daß 1.002.198 Acres bestelltes Land das sämmtliche Getraide der Provinz, und außerdem Kartoffeln, Hackfrüchte und andere Vegetabilien lieferten, welche letztere sicher auch 250.000 Acres Land absorbiren, so kommt der Gesammtbetrag aller Getraidearten, nach obigen Tafeln zu 7.295.963 Bushels angenommen, auf die übrig bleibenden 752.198 Acres, die demnach einen Durchschnittsertrag von $9^1/_2$ Bushels vom Acre liefern.

Waizen ist der Hauptartikel des canadischen Landbaues, doch würde der Ertrag bei weitem nicht für das Bedürfniß der Einwohner hinreichen, wenn nicht die Zufuhren aus Ober-Canada den Ausfall deckten, der durch die Getraide-Exporten nach britischen Märkten hervorgebracht würde. Der große immer zunehmende Andrang von Einwanderern vermehrt die Nachfrage nach Brodstoff, und es ist nicht zu erwarten, daß eine dichte Bevölkerung unter dem canadischen System der Landwirthschaft ihre Bedürfnisse befriedigen, und zu gleicher Zeit auch die Mittel zur Ausfuhr erzeugen könne. Kommt das Ortschafts- (Townships) System mehr in Aufnahme, so werden sich mehr Hände dem Landbau widmen, neue Farms werden in Kultur gebracht werden, und die Produkte in Kurzem im größeren Verhältniß zur Bevölkerung stehen.

Der Ertrag der landwirthschaftlichen Produkte hatte bis zum Jahre 1830 schon bedeutend zugenommen, und gestaltete sich nach den verschiedenen Distrikten im Jahre 1830 folgendermaßen:

Distrikte.	Waizen. Minots.	Erbsen. Minots.	Hafer. Minots.	Gerste. Minots.	Roggen. Minots.	Mais. Minots.	Kartoffeln. Minots.	Buchwaizen. Minots.
1. Montreal .	2.098.982½	801.717	1.911.861	275.651½	172.025½	313.341½	4.221.802½	69.855½
2. Quebec . .	911.887⅝	126.821	798.133½	92.742½	36.744½	481½	1.695.853½	8.013⅞
3. Three Rivers	383.544½	55.300	426.760½	21.417½	25.441	25.554½	910.295½	28.943⅞
4. Gaspé . .	10.342	930	5.520	4.983	318	256	529.465	237
Total	3.404.756⅜	984.758	3.142.274½	394.795	234.529	339.633½	7.357.416½	106.050⅜

und occupirt waren im Ganzen von einer Grundfläche von 205.963 engl. □Meilen: 3.981.793 Acres und Arpents Land. — Der Viehstand in diesem Jahre betrug:

Distrikte.	Rinder.	Pferde.	Schaafe.	Schweine.
1. Montreal	229.747	76.057	310.523	174.447
2. Quebec	104.797	26.213	152.382	74.515
3. Three Rivers	48.752	13.739	71.458	39.766
4. Gaspé	5.411	677	8.980	6.409
Total	389.706	116.686	543.343	295.137

hatte also, bis auf die Schweinezucht, seit 1827 bedeutend abgenommen.

Von Handelsgewächsen wurden bis jetzt Flachs, Tabak und Hanf, theils zur eigenen Consumtion, theils zur Ausfuhr erbaut; wenige Landleute kultiviren aber mehr als einen halben Acre mit Leinsaat, nur hinreichend, um ihr Bedürfniß an Haus-Leinwand zu befriedigen. Flachs wächst mit großer Ueppigkeit in Unter-Canada, und Hanf gedieh, wo Versuche mit ihm angestellt wurden, außerordentlich gut, und dürfte einst der Hauptstapelartikel Canada's werden; vorzüglich eignet er sich zur ersten Erndte auf neu gerodetem Lande, dessen Boden im ersten Jahre gewöhnlich zu reich für Getraide ist, und ohne Zweifel wird in einem Lande, wo die Waldungen mit jedem Jahre der Kultur mehr weichen, ein bedeutender Theil des Landes dem Hanfbau anheimfallen, namentlich aber, wenn dem Anbauer ein Markt in Großbritannien sich öffnet. Daß die Aufmunterung zum Anbau dieses Artikels in den Colonien von außerordentlicher Wichtigkeit für das Mutterland sey, ist nicht zu leugnen, da mit den Canada's, als Quelle der vorzüglichsten Schiffsbedürfnisse, Großbritannien unabhängiger dastehen könnte, als jetzt, wo früher oder später Verbietungsmaßregeln den Handel mit dem Baltischen Meere unterbrechen können. Dieser Gegenstand ist von zu großer Wichtigkeit, für Großbritannien sowohl als für Unter-Canada, und um so mehr zu wünschen, daß Bouchette's Plan zur Beförderung des Hanfbaues, welchen er der Gesellschaft der Künste und Wissenschaften in Canada vorlegte, bald ins Leben treten möchte. Der Bau des Waizens wird jetzt von den canadischen Landwirthen als der vortheilhafteste Anbau betrachtet, da ein Acre ihnen im Durchschnitt 12 Bushels Ertrag gewährt, sie den Bushel öfters mit 5 Shillings 6 Pence verkaufen, und so eine Summe von 3 Pfund 6 Shillings an Geld aus einem Acre Land ziehen können; rechnet man aber von diesem Ertrage den Werth der darauf verwandten Arbeit, des Saamens, die Abnutzung des Vieh's und Geschirrs u. s. w., so wird der Gewinn zu einer kaum zu erwähnenden Kleinigkeit reducirt; ein Acre in Hanf hingegen würde, nach den Experimenten, welche Mr. Grece 1808, Ph. Wright von Hull, am Ottawa River, und letzthin Jacob Pozer, Esq. Seigneur von Aubert Gallion, anstellten, einen bedeutendern Ertrag abwerfen. Mr. Grece gibt an, daß er eine Drittel-Tonne gereinigter Hanf auf einem Acre gewonnen; Mr. Wright behauptet drei Viertel und zuweilen eine ganze Tonne, und Mr. Pozer ebenfalls drei Viertel-Tonnen. Der Durchschnittsertrag, welchen wir bei folgender Berechnung annehmen, würde also eine halbe Tonne gereinigter Hanf von einem Acre seyn.

Kulturkosten eines Acres Hanf, welcher zwei Tonnen rohen, oder eine halbe Tonne gereinigten Hanf liefert:

	(Halifax Currant.)		
Pflügen des Landes im Herbst	— Pfd.	10 Sh.	— Pc.
Ueberpflügen im Frühling	— "	7 "	6 "
Eggen	— "	1 "	— "
Weitwürfig zu säen, und für Saamen . .	— "	11 "	3 "
Busch-eggen	— "	— "	6 "
Ziehen und Einbringen der männlichen Stängel	— "	18 "	10 "
Ziehen und Einbringen der weiblichen Stängel	1 "	6 "	3 "
Abnehmen des Saamens von den Pflanzen	— "	9 "	2 "
Total-Ausgaben .	4 "	4 "	6 "
Werth des Saamens, 8 Minots à 10 Sh.	4 "	— "	— "
	— "	4 "	6 "

Der Saame allein würde fast hinreichen, die Auslagen und Arbeitskosten des Landwirths zu bestreiten; eine Gesellschaft, welche den Hanfhandel Canada's übernehmen

wollte, könnte dem Landmann für jede vier Tonnen rohen oder eine Tonne gereinigten Hanf 15 Pfund Currant bezahlen, und so nicht nur den Erbauer freigebig belohnen, sondern zum Anbau des Hanfes noch mehr aufmuntern, und die britischen Märkte von den baltischen Ländern unabhängig machen.

Die Kosten einer Tonne gereinigten Hanfs bis zum Markt würden sich für die Gesellschaft folgendermaßen gestalten:

(Halifax Currant.)

Dem Erbauer für 4 Tonnen rohen oder eine Tonne gereinigten Hanf	15 Pfd.	— Sh.	— Pc.
Für Fracht, Assekuranz, Lagergeld u. s. w. .	5 "	— "	— "
Landtransport	— "	10 "	— "
Comtoir-Kosten	— "	2 "	— "
Interessen des Verlags	1 "	— "	9 "
Emballage und Insgemein	1 "	— "	9 "
Verhältnißmäßige Ausgabe für Saamen . .	— "	6 "	— "
	22 Pfd.	19 Sh.	6 Pc.

Halifax-Currant, oder 20 Pfd. 13 Sh. 8 Pc. Sterling.

Die Hanfpreise in England sind:

Riga Rhine	44 Pfd. per Tonne.
Petersburg, gereinigt . .	43 "
Ausschuß	40 "
Halb gereinigt	36 "

Der Durchschnittspreis einer Tonne Hanf in England also 40 Pfd. 15 Sh., wonach also einer Hanf-Handelsgesellschaft an jeder Tonne von Canada eingeführten Hanfes ein reiner Gewinn von 20 Pfd. 1 Sh. 4 P. erwachsen würde. Die Zahl der gegenwärtig in Unter-Canada vom Landbau lebenden Familien beläuft sich auf 90.000; nehmen wir nun an, daß nur die Hälfte derselben sich dem Hanfbau widmete, und jede im Durchschnitt nur zwei Acres, und auf diesen in Summa nur eine Tonne gereinigten Hanf baute, so würde durch den Hanfbau und Hanfhandel der Provinz Unter-Canada eine jährliche Einnahme von 1.833.750 Pfd. Sterling erwachsen. Bis jetzt haben leider die Geistlichen und Grundherrn dem Hanfbaue Hindernisse in den Weg gelegt, diese, weil der Ertrag ihrer Mühlen ein Haupttheil ihres Einkommens ist, und sie besorgen, daß beim Gedeihen des Hanfbaues weniger Waizen gebaut werden möchte, jene, weil vom Hanfe kein Zehnten entrichtet wird. — Der in Canada erbaute Tabak ist milder als der Maryländische und Virginische, und wird vorzüglich zu Schnupftabak verarbeitet, indeß wird er bei weitem noch nicht in hinreichender Quantität gebaut, um den innern Bedarf des Landes zu decken. Eine Art Baumwolle wächst in Canada wild, doch hat man bis jetzt noch keine Versuche gemacht, die weiche und seidenartige Wolle der sechs Zoll langen eiförmigen Kapseln zu spinnen und Zeuge aus dem Garn zu weben, sondern sich begnügt, in Ermangelung von Federn, die Betten damit auszustopfen.

Der Obstbau ist in Unter-Canada nicht von Bedeutung; zwar hat jeder Habitant seinen Garten, in welchem er Aepfel, Birnen, Pflaumen und selbst Pfirsiche zieht, doch selten werden große Quantitäten Obst gezogen. Cyder wird nur in einigen Seigneurien gewonnen. Das Obst ist im Ganzen von geringerer Güte als das europäische, die Waldfrüchte und Beeren aber, unter denen sich Johannisbeeren, Stachelbeeren und Himbeeren am meisten vorfinden, von vorzüglicher Güte. Wein wächst wild, bis zum südlichen Ufer des St. Lorenz; er ist dickschälig, fleischig und gibt keinen Most.

Ein eigenthümliches Produkt, welches außer den beiden Canada's auch die nördlichen Staaten der Union besitzen, liefert der Zuckerahornbaum, von welchem man hier zwei Arten, den Sumpfahorn und den Bergahorn hat, welcher letztere auch wegen seines inwendig gestreiften und geringelten Holzes der krause Ahorn (curled maple) genannt wird. Der erstere gibt nach Verhältniß der Stärke des Stammes mehr Saft als der letztere, doch hat derselbe nicht gleichen Zuckergehalt; aus sieben bis acht Gallonen gewinnt man ein Pfund Zucker, wogegen zwei bis drei Gallonen vom Safte des Bergahorns schon dieselbe Quantität liefern. Der Ahornzucker wird im Frühjahr gewonnen, und obgleich in dieser Zeit die Arbeiten sich sehr drängen, und der Landmann mit den Saatgeschäften vollauf zu thun hat, wird das Abzapfen der Bäume und Einkochen des Zuckers mehr als eine Festivität, als eine Mühe betrachtet. Jährlich werden gegen 25.000 Centner Ahornzucker in Unter-Canada producirt, der dem besten Rohrzucker weder an Geschmack noch Süßigkeit etwas nachgibt. Man rechnet, daß ein Stamm von 20 Zoll im Diameter jährlich fünf Pfund Zucker, und dies 30 Jahre hindurch gebe, und nach einer Nutzung von fünf bis sieben Jahren noch an Saftmenge zunehme. Obgleich in Canada der Zuckerahorn noch in großer Menge vorhanden ist, so daß die Zuckererzeugung von großer Wichtigkeit für das ganze Land werden könnte, findet man doch nur einzelne Waldstriche, die ganz mit Zuckerahorn besetzt sind; allenthalben steht der Baum unter andern in den Waldungen gemischt, und man kann sicher darauf rechnen, auf jedem Acre Waldgrund 30 bis 50 Ahornbäume zu finden. In manchen Gegenden sind besondere Ahornpflanzungen angelegt worden, welche Suggari genannt werden, und die so wie die Ahornländereien mit Recht geschätzt werden, da der Zucker stets einen offenen Markt findet, das Pfund mit drei bis sechs Pence bezahlt wird, und aus dem Safte sehr guter Essig, Bier und Branntwein gewonnen werden können.

Betrachtet man die anhaltende Strenge des Winters in Unter-Canada, ohne die große und schnelle Hitze des Sommers in Anschlag zu bringen, so wird man kaum glauben, daß es in dieser Provinz eine so üppige Vegetation geben könne, und doch ist dieses der Fall; noch ist der größte Theil des Landes mit ungeheuren Waldungen bedeckt, die für die Colonie sowohl als für England sich als eine höchst ergiebige Quelle erweisen, und mit jedem Jahre mehr dazu beitragen, den fetten Alluvialboden, der, seitdem er nicht mehr vom Oceane bedeckt war, Menschenalter hindurch unangebaut lag, mit dichten Schichten von Blättern und andern vegetabilischen Stoffen anzuhäufen, und so mit befruchtendem Dünger mehre Fuß tief zu bedecken. In dem niedern und leichten Sandboden gedeihen fast alle Arten von Fichten, Cedern und Sumpf-Eschen; in den trocknen und höher liegenden Gegenden wachsen Eichen, Ulmen Eschen und Birken verschiedener Art, Ahorn, Wallnüsse, Kastanien, Kirschen verschiedener Art, Hickorynüsse, Eisenholz und Haselsträuche. Tannen und Fichten sind die Hauptstapelartikel der canadischen Wälder, und unter diesen zeichnen sich folgende am meisten aus:

1. Die Balsamtanne, Pinus Balsamea L., Abies Balsamifera, Mich., von den Canadiern Sapin, und von den Engländern und Amerikanern Balsam Spruce genannt, ein schöner immergrüner Baum, der in offenen Lagen bis zum Grund Aeste ausstößt, und in Pyramidenform eine Höhe von einigen 30 Fuß erreicht, liefert den berühmten canadischen Balsam, der in kleinen Bläschen in der Rinde gefunden, und durch Einschnitte gewonnen und in kleinen Schalen aufgefangen wird. Das Holz dieses Baumes ist von keiner vorzüglichen Güte, wird nicht im Handel benutzt, und die Breter davon nur zu geringen Sachen angewandt.

2. Die Schirlingstanne, Pinus Canadensis L., Pruche der Canadier, und Hemlock Spruce der Amerikaner und Engländer, ein hoher, auf trockenem sandigen

Boden wachsenden Baum, dessen Blätter oder Nadeln den Geruch der Wachholderbeeren haben, und von den Landleuten zu Ptisannen benutzt werden. Die Rinde wird durch ganz Canada und in der Union als Lohe, namentlich für Sohlenleder, benutzt, und der Eichenlohe sogar vorgezogen, und das Holz, welches allem Wechsel der Temperatur und Feuchtigkeit widersteht, vorzüglich zu Mühl- und Wasserbauten, zu Dachschindeln und Wetterbeschlägen für Framé-Häuser benutzt. Die aus diesem Holz geschnittenen Breter, welche die Stärke eines Zolles haben, sind ein gesuchter Artikel auf den westindischen Märkten, und nach dem Cedernholz das werthvollste Bauholz für Schacht- und Grubenbau der Bergwerke. Die Aeste und Zweige dieses Baumes und der Balsamtanne werden von den Indianern und canadischen Reisenden der Pelzhändler-Gesellschaften als Betten zum Schlafen benutzt, und bei Winterreisen die Schneehölen mit den Zweigen dieser Bäume zum Lager ausgelegt.

3. Die schwarze Fichte, Pinus nigra L., Epinette noir der Canadier, und Black Spruce oder Double Spruce der Amerikaner, ein Baum von mittler Größe und dichtem dunkeln Laube. Ausgedehnte Niederungen und Sümpfe (Swamps) sind mit diesem Baume dicht bedeckt und geben dem Lande einen finstern traurigen Anstrich, weshalb diese Striche auch den Namen der schwarzen Sümpfe oder Schwarzholz-Ländereien führen. Aus den jungen Zweigen wird ein heilsames Getränk, das Sprossenbier (Spruce beer) bereitet, und die Indianer benutzen die zarten theilbaren Wurzeln, um die Birkenrinde, aus welcher sie ihre Kanoes verfertigen, damit an einander zu nähen. Das Holz wird nicht als Bauholz verschifft, sondern in Breter geschnitten, und mit dem Holz der weißen Fichte (Pinus alba) größtentheils nach Irland und Liverpool ausgeführt. Quebec verschifte 1831 an Schwarz- und Weißfichtenbretern, jedes 12 Fuß lang, 3 Zoll stark und 11 Zoll breit, 16.466.795, und an Bohlen und Planken 107.108 Stück, die an Ort und Stelle, ohne Fracht, einen Werth von 104.105 Pfd. 9 Sh. 2 Pc. Sterling hatten.

4. Die weiße Fichte, Pinus alba, die Epinette blanche der Canadier, und White Spruce der Amerikaner; ein dem vorigen ähnlicher Baum, dessen Nadeln aber weniger dunkel und dicht sind, und mehr einen bläulichen Anstrich haben. Er wächst auf trockenem Boden, und wird nach diesem von den Canadiern in Epinette grise und Epinette tremblante unterschieden. Die Indianer sammeln vorzüglich von diesem Baume das Harz, mit welchem sie die Säume ihrer Rinden-Kanoes verstreichen und wasserdicht machen.

5. Die Rothtanne, Pinus resinosa, die Pin rouge der Canadier, und Red Pine der Amerikaner, ein schöner großer Baum, dessen Rinde schuppig und von röthlicher Farbe ist, bildet den Stolz Canada's, und wächst auf leichtem sandigen Boden durch das ganze Land, doch sind in der letzten Zeit große Bäume seltener geworden, bis durch den Fortschritt des stattlichen Rideau-Kanals ein Distrikt eröffnet wurde, in welchem er im Ueberflusse wächst, und Gelegenheit erhält, bequemer zu Markte gebracht zu werden. Die unternehmenden und industriösen Holzfäller zogen hunderte von Meilen den Ottawafluß aufwärts, wo ungeheure Waldungen dieser Baumart sich ausdehnen; gegenwärtig bildet die Rothtanne den stärksten Ausfuhrartikel von Quebec, von wo er als Handelszimmerholz in vierseitigen Klötzen, jede Seite von 10 — 18 Zoll, ausgeführt, aber auch als Masten und Sparren für die Handels-Marine Großbritanniens verwendet wird. Im Jahre 1831 wurden von diesem Holze und der Weymouthskiefer von Quebec aus verschifft: an Masten, Bugsprits und Sparren 2.643 Stück, an Kiefernholz 194.408 Tonnen, zusammen an Werth, an Ort und Stelle, ohne Fracht: 239.700 Pfd. Sterling.

6. Die graue Fichte, Pinus Banksiana, L., oder P. rupestris, Mich., Chipré der Canadier, und Gray Pine der Amerikaner, ist ein kleiner mehr buschiger Baum,

deſſen Höhe nach der Natur des Bodens variirt. In den nördlichen Theilen des Landes wächst er im größten Ueberfluß, im Süden hingegen iſt er nur ſelten.

7. Die Pechtanne, Pinus rigida, L., Pitch Pine der Amerikaner, ein Baum von bedeutender Größe, der in Canada nur ſelten iſt, in der Union aber in ungeheuern Waldungen vorkommt, und werthvolles Schiffbauholz im Handel liefert. Das Holz ähnelt dem der Rothtanne, iſt aber harzreicher. Die Zapfen und Knorren ſind ſo reich an Harz, und werden in ſolcher Menge in den Waldungen gefunden, daß die unternehmenden Amerikaner dieſelben ſammeln, auf Steinherden aufhäufen, mit Erde und Raſen bedecken, und eben ſo wie Kohlenmeiler anzünden; die durch den Brand erzeugte Hitze treibt das Harz aus den Zapfen und Knorren, und dieſes fließt durch eine in den Herd angebrachte Rinne in vorgeſetzte Gefäße.

8. Die Pinus serotina, Mich., Pond Pine der Amerikaner, iſt in Canada wenig bekannt, ſoll aber, nach Purch, in großer Menge auf der Inſel Anticoſti wachſen.

9. Die Weymouthskiefer oder Fichte, Pinus strobus, von den Canadiern Pin blanc, von den Amerikanern White Pine, und in den engliſchen Parks Weymouth Pine genannt, iſt die majeſtätiſchſte unter allen canadiſchen Fichtenarten, und mit Ausnahme einiger zu dieſer Familie gehörigen und in der Nachbarſchaft des Columbiafluſſes an der Nordweſtküſte wachſenden Bäume welche 250 Fuß Höhe und 50 Fuß im Umfang haben ſollen, überragt dieſelbe alle Waldbäume, und erreicht zuweilen eine Höhe von 150, und an der Baſis einen Durchmeſſer von 5 Fuß. Auf offenen freien Plätzen iſt der Baum bis zum Grunde mit Aeſten bedeckt; im Allgemeinen jedoch, wie man ihn in den canadiſchen Wäldern findet, iſt er nichts als ein ungeheurer Stamm, der oben am Wipfel mit wenig Nadellaub bedeckt iſt. Aus dieſem Baum beſtehen in der Regel alle britiſch-amerikaniſchen Waldungen, und er gehört in der That Amerika ganz eigenthümlich an, da ein ihm ähnlicher Baum ſich nirgends in Europa findet. Er liefert das gebräuchlichſte, werthvollſte und zugleich wohlfeilſte Zimmerholz, und kommt im Handel als White, Yellow oder American Pine vor. Seine Güte und Größe richtet ſich nach Boden und Lage; der Werth deſſelben wird durch die Geradheit ſeines Stammes, die Größe deſſelben, und den gleichen, platten, parallelen Schnitt der Seiten beſtimmt; ſeine ſpecifiſche Schwere iſt nur gering, er hat wenig Knoten und iſt leicht zu bearbeiten. Dieſe Eigenſchaften tragen zu ſeiner ungeheuern Konſumtion bei, indem er ſich eben ſo gut zu den größten Maſten der Kriegsſchiffe, als zu den kleinſten Schnitzarbeiten und Hausverzierungen verwenden läßt. Die Amerikaner geben ſeinem Holze zu Schiffsverdecken den Vorzug, da es der Sonne widerſteht, nicht leicht bricht, kein Waſſer durchläßt und ſich nicht zieht, und benutzen es zu Waſſerbauten und Waſſergerinnen oder Dalls, wie ſie genannt werden. Eine außerordentliche Menge von dieſem Holze wird aus der Provinz in Dielen ausgeführt, von denen einige, deren Farbe gelber, und deren Beſchaffenheit etwas weicher iſt, werthvoller ſind, und ſehr in Nachfrage, zur Verfertigung muſikaliſcher Inſtrumente, ſtehen. Die gelbe Farbe ſoll von der Beſchaffenheit des Bodens und von der Lage herrühren, und nicht in einer Verſchiedenheit des Baumes ſelbſt liegen. Das Alter, welches dieſer Baum erreicht, iſt unbekannt; an einzelnen Exemplaren hat man bis 1.500 Jahresringe im Holze gezählt. In den Canada's ſowohl als in der Union hat man die Bemerkung gemacht, daß die größten Bäume dieſer Art wie von Mehlthau überzogen oder wie abgeſtorben da ſtanden, als wären ſie die Ueberreſte älteren Wachsthums, oder vom Blitze getroffen. Würde nicht Canada den Bedarf an Maſten für die großen Kriegsſchiffe liefern, ſo würde das engliſche Gouvernement ſchwerlich viele erhalten können: ſie werden hier zu 30 Zoll contrahirt, d. h. 99 Fuß lang, und 14 Fuß vom Boden 30 Zoll im Quadrat; Stämme von dieſer Größe ſind ſelten, und werden mit ungeheurer Mühe an die Flüſſe geſchafft. Straßen müſſen zu

diesem Zwecke mit bedeutendem Kostenaufwand durch die Waldungen gehauen werden, und oft selbst findet sich für das gewöhnliche Handelszimmerholz ein Stamm unter Tausenden, der sich dazu eignet. Ein Etablissement erster Klasse zum Fällen der Mastbäume, welches man dort Shanty (aus dem französischen chantier) nennt, ist mit großen Auslagen verknüpft, verlangt kein unbedeutendes Betriebskapital, und muß, um den Bedarf für's nächste Jahr zu liefern, schon mit Anfang Oktobers begonnen werden. Dreißig bis fünfzig Mann, mit eben so viel Ochsen und Pferden, sind in der Regel dabei beschäftigt. Lebensmittel und Futter für's Vieh, und alle Bedürfnisse, Kleider, Schuhe und Handwerkszeug, für volle sieben Monate, müssen von Montreal aus mit großen Kosten an die Schlagplätze geschafft werden, und die Geldvorschüsse zur Bestreitung der mit einem solchen Shanty verknüpften Ausgaben betragen selten weniger als 2.000 Pfd. Sterling. Die bedeutenden Erfordernisse dieser Shantys machen, daß die Holzschläger als die Vorläufer der Kultur in den Canada's betrachtet werden, da der Transport der Bedürfnisse nach den oft 200 und noch mehr Meilen entfernten Holzplätzen die Ansiedler zu sehr reizt, ihnen so schnell, als es die Umstände erlauben, zu folgen.

10. Die schwarze Lärche, Pinus pendula, L., Larix americana, Mich., Epinette rouge der Canadier, und Black Larch, Tamarack oder Hacmatack der Engländer und Amerikaner, ist ein hoher, spitz zulaufender Baum, der durch ganz Canada gefunden wird; das Holz ist gerade, stark, und eignet sich vorzüglich zu Schiffssparren, für welchen Zweck es, weil es bedeutend schwerer ist, nur von der weißen und schwarzen Fichte übertroffen wird. In den Colonien wird es allgemein zum Schiffsbau benutzt, vorzüglich aber zu Kniestücken, die von außerordentlicher Dauer sind. Zu Holznägeln ist es ebenfalls vortrefflich, und als Feuerholz, da es lebhaft brennt und schnell heizt, als Feuerung zu Dampfmaschinen allem andern Holze vorzuziehen.

11. Die rothe Ceder, Juniperus Virginiana, Cedar rouge der Canadier, und Red Cedar der Amerikaner, ist ein kleiner immergrüner Baum, der in Menge an der Küste und auf den Inseln des Ontario-Sees wächst, doch nur einzeln in Unter-Canada gefunden wird. Er gedeiht am besten auf tiefem Lehmboden, oder in Niederungen, welche Ueberschwemmungen ausgesetzt sind, und wird in Ober-Canada und der Union, wo er in Menge gefunden wird, zu Einfriedigungen benutzt, da er hinsichtlich der Dauer alle andern Holzarten übertrifft, und fast unverwüstlich ist.

12. Der Wachholder, Juniperus communis depressa, L., der Genevrier der Canadier, und Juniper der Amerikaner, ein kleiner, zwei Fuß hoher Strauch, der in außerordentlicher Menge in Canada gefunden wird, dessen Beeren aber bis jetzt noch nicht gesammelt wurden, obgleich die hiesigen Branntweinbrenner und Destillateure bedeutende Massen aus England beziehen.

13. Der Sadebaum, Juniperus saberia, der Savin der Canadier und Savine der Amerikaner, ein kleiner häufig vorkommender Busch von 6—8 Zoll Höhe, dessen Blätter, mit Schweinefett gekocht, als Hausmittel gegen Rheumatismen angewandt werden.

14. Die weiße Ceder, Thuya occidentalis, L., Arbor vitae, Cedro blanc der Canadier, und White Cedar der Amerikaner, ähnelt einer Species der Cypresse wächst meistens in feuchten Gegenden, oder auf Thonboden, der Ueberschwemmungen ausgesetzt ist, und an Hügelabhängen, und erreicht in einer angemessenen Lage eine bedeutende Größe. In den Niederungen des Mississippi sind ungeheure Marschstrecken mit diesem Baume bedeckt, deren höchst trauriges Ansehen mit keinem auf Erden verglichen werden kann. Sein Holz hat unter allen canadischen Hartholzarten am wenigsten specifische Schwere, dagegen aber die größte Dauerhaftigkeit; sein Wuchs ist äußerst langsam; Michaux zählte 277 Jahresringe in einem Stamme von 21 Zoll Durchmesser. Zu

Einfriedigungen, Bauten auf naſſen Boden und zu Pfoſten, wird das Holz der weißen Ceder am meiſten verwandt, hält ſich da wenigſtens ein halbes Jahrhundert, und da es ſich beſonders gut ſpaltet, wird es ebenfalls häufig zu Schindeln und Latten benutzt. Die Indianer machen die Rippen ihrer Rindenkanoes aus den Knieſtücken der Ceder, und benutzen die Rinde zu Thauen und Stricken.

15. Der Taxusbaum, Taxus Canadensis, L., der Buis der Canadier, und Yew oder Dwarf Hemlock der Amerikaner, ein immergrüner Strauch, der eine Höhe von 4—5 Fuß erreicht, und überall in ſchattigen Wäldern und der Nordſeite der Hügel gefunden wird.

An Eichen findet man verſchiedene Arten in Unter-Canada, die alle gutes Holz liefern, wenn ſie in der rechten Zeit gefällt, und vor dem Gebrauch hinlänglich ausgetrocknet werden. Mr. Mc. Taggart, ein in Canada ſehr bekannter Ingenieur, ſagt: daß das canadiſche Eichenholz nicht ſo dauernd ſey als das britiſche, und deſſen Fiber weniger dicht und ſtark ſey; daß ausgedehnte Waldungen in der Nähe der Ufer der großen Seen und Flüſſe wüchſen, und häufig Bäume gefunden würden, welche Stämme von 50 Fuß Länge und einer Stärke von 2 Fuß 6 Zoll im Quadrate lieferten; die ſpecifiſche Schwere ſey bedeutender als die des Waſſers, weshalb die Fluß abwärts gehenden Eichenflöſſe durch Querſtämme von Kiefern und Fichten ſchwimmend erhalten werden müßten. Das canadiſche Eichenholz iſt leicht mit der Art zu bearbeiten, eignet ſich vorzüglich zum Schiffsbau, währt, wenn in der rechten Zeit verarbeitet, fünfzehn Jahre, und iſt in England dem Verſtocken weniger unterworfen als in Canada. Die vorzüglichſten Arten ſind:

1. Die rothe Eiche, mit ſehr großen Blättern, die im Herbſte roth werden; ſie wächst ſehr ſchnell, und ihre Früchte liefern eine herrliche Maſt.

2. Die niedrige rothe Sumpfeiche (Scrubby Oak), welche ſchwer zu bearbeiten, aber ſehr dauerhaft iſt.

3. Die weiße Eiche (White Oak), ſie wächst langſam, liefert aber vorzügliches Bauholz.

4. Die ſchwarze Eiche (Black Oak oder Swamp Oak), mit großen Blättern und kleinen Früchten, die am beſten zum Waſſerbau ſich eignet, und deren Rinde zum Gelbfärben benutzt wird.

5. Die kaſtanienblättrige Eiche (Chesnuts Oak), die ein vorzügliches Bauholz liefert, und deren Früchte die Größe einer Wallnuß erreichen; und

6. Die weidenblättrige Eiche (Willow Oak).

Die Buchen Canada's ſind von den europäiſchen wenig unterſchieden; Birken finden ſich in Menge: das Holz der Betula nigra iſt fein ſchattirt und nimmt eine ſehr ſchöne Politur an, und der Saft, der im März und April aus allen Arten von Birken gezogen wird, giebt einen vortrefflichen Weineſſig, oder wenn man ihn kocht und gähren läßt, einen recht angenehmen leichten Wein.

Ahorn, von welchem wir den Acer saccharinum ſchon oben angeführt haben, kommt in mehren Arten vor, und eben ſo ſchwarze und weiße Eſchen, die oft einen Umfang von 25—30 Fuß erlangen, und von denen Talbot muthmaßte, daß Bäume dieſer Art an 1.100 Jahre alt ſeyn müßten; er zählte an einer Eſche, die nur 3 Fuß im Durchmeſſer hatte, die Jahresringe, und fand deren 312; Ulmen, Schneeflockenbäume (Chionanthus), Hartriegel, mehre[illegible] von Wall- und Hickorynüſſen, canadiſcher Sumach, Hollunder, Viburnum, [illegible]ras, ſchwarze Linden, der Sideroxylon tenax, Cercis canadensis, Pyrus cu[illegible] Mespilus canadensis und Fraxinus pumila, Sarſaparille, Ginſeng und an[illegible]nalpflanzen ſind im Ueber[illegible] den, allein ihre Eigenſchaften noch ni[illegible]nglich bekannt. Alle europ[illegible] Pflanzen, Vegetabilien, Getraide- u[illegible]arten, gedeihen hier

der alten Welt, und Tabak, Hanf, Hopfen und andere Artikel könnten, wenn man die nöthige Sorgfalt darauf verwendete, in jeder erforderlichen Quantität gezogen werden. Jährlich entstehen, so sonderbar es auch klingen mag, neue Arten von Gewächsen, und auch hier hat man die Bemerkung gemacht, daß, wenn der Urwald niedergebrannt oder gefällt wurde, Bäume von einer ganz verschiedenen Species aufsproßten, selten aber eine von denjenigen, die vor der Anwendung des Feuers dort wuchsen. In Canada wachsen jetzt, nachdem man das Land von den Waldbäumen gesäubert hat, früher dort nie gesehene Weintrauben von selbst auf, und an den Ufern des Sclavensee's, im Binnenlande, die früher ganz mit Fichten, Birken und Föhren bedeckt waren, wachsen jetzt, nachdem man jene mit Feuer ausgerottet hatte, hohe Pappeln, die man früher dort gar nicht kannte.

Den Reichthum Unter-Canada's an Hausthieren haben wir schon weiter oben erwähnt, und fügen hier nur zur Vergleichung den Viehstand früherer Zeiten mit an, um zu zeigen, um wie viel beträchtlicher die Viehzucht neuerer Zeit geworden ist; man zählte nämlich:

im Jahre	Pferde.	Rinder.	Schaafe.	Schweine.
1764	13.757	50.329	27.064	— —
1808	79.000	236.000	286.000	212.000
1827	140.432	405.027	829.122	241.735
1830	116.686	389.706	543.343	295.137

Der bedeutende Abstand der Zahl 1830 und 1827 ist größtentheils der Ausfuhr lebenden Viehs nach Ober-Canada zuzuschreiben.

Alle landwirthschaftliche Thiere sind den Canadiern von Europa zugeführt worden, doch sind sie im Allgemeinen von geringerer Vollkommenheit als in Europa, und zwar größtentheils aus keiner andern Ursache, als weil sie in der Jugend und im Winter schlechter als in Europa genährt und gepflegt werden. Das canadische Pferd stammt aus der Normandie, ist selten über vierzehn Faust hoch, hat plumpe Knochen, dicke Schultern, viele Haare, aber einen festen gesunden Huf, ist hurtig, dauerhaft, kann viel arbeiten, nimmt mit jedem Futter vorlieb, und hat sich dermaßen an die Kälte gewöhnt, wie kein anderes Hausthier, kann aber auch die Hitze besser aushalten, als andere Pferde, und wird deshalb häufig nach Westindien ausgeführt. In Unter-Canada macht das Pferd das eigentliche Last- und Ackerthier aus, wird von den Landleuten selbst gezogen, und an Ort und Stelle gewöhnlich mit 15 Pfd. Sterl. bezahlt; neuerer Zeit hat man versucht die Race zu veredeln, und deshalb aus England Beschäler eingeführt. — Das Rindvieh stammt ebenfalls von normannischen Racen, ist weniger ausgeartet, und liefert im Sommer viele Milch, woraus Butter und auch gute, den englischen ähnliche, Käse gemacht werden. Ställe kennt man fast gar nicht, und die Rinder kommen niemals unter Dach, wegen welcher nachläßigen Behandlung die Landwirthe im Winter gewöhnlich einen Theil ihrer Heerden verlieren, und zwar unter andern Krankheiten auch dadurch, daß den Thieren die Hörner erfrieren. — Die Schafe stammen ebenfalls aus Frankreich, sind nicht groß, liefern aber eine bessere Mittelwolle, als die britischen Schafe, theils weil bereits eine Veredelung durch Merinos begonnen hat, theils weil das kalte Klima die Haare und Wolle aller Thiere überhaupt feiner und weicher macht, als in wärmern Ländern; früher wurden die Schafe in Unter-Canada gemolken, seitdem die Wolle aber im Werthe gestiegen ist, unterläßt man dieses und zieht die Schafe zur Fleisch- und Wollproduktion. — Die Schweinzucht mehrt sich mit jedem Jahre; der Ueberfluß an Eicheln und Nüssen bietet ihnen die herrlichste Mast, und der im Lande gewonnene Mais wird lediglich zu ihrer Ausfütterung benutzt; jährlich werden tausende geschlachtet, eingesalzen und nach den westindischen Märkten ausgeschifft. — Esel und Ziegen findet man fast nirgends, Hunde aber

in außerordentlicher Menge, nicht blos zur Bewachung der Häuser und Heerden, sondern auch zum Behuf der Jagd, und um im Winter kleine Laſten zu ziehen. — Von Hausgeflügel hält man Hühner, Gänſe, Enten, Tauben und Truthühner.

An Wild bietet Unter-Canada einen großen Reichthum und die Jagd macht immer noch eine Hauptbeſchäftigung der Canadier aus, obgleich die Menge des Pelzwildes ſich in den angebauten Theilen des Landes ſehr vermindert und mehr in die fernſten Gegenden des Binnenlandes zurückgezogen hat. Ein großer Theil dieſer Thiere gehören dem amerikaniſchen Continente eigenthümlich an, andere hat es mit der alten Welt gemeinſchaftlich; nicht unwahrſcheinlich iſt es übrigens, daß viele Species gänzlich erloſchen ſind, und daß die noch übrigen nach Verlauf von wenig Jahren, wenn ſich die Coloniſation und Civiliſation noch weiter erſtreckt, wenigſtens in Unter-Canada, gänzlich ausſterben werden. Unter den Quadrupeden nährt Canada vorzüglich Bären, Wölfe, Füchſe, Waſchbären, Wolverenen, Biber, Ottern, Muskusratten, Marder, Wieſel, Zobel, Hermeline, Stinkthiere, Minxe, wilde Katzen, Luchſe, Stachelſchweine, Haſen, Eichhörnchen, Fledermäuſe, canadiſche Hirſche, Elenns, Muſethiere, Rehe, Biſons und mehre Robben- und Cetaceenarten.

Die Bären ſind in Unter-Canada ſehr zahlreich, im Allgemeinen ſchwarz, ausgenommen gegen Labrador und die Hudſonsbay hin, und größer als die europäiſchen, indem einzelne oft gegen vier Centner wiegen. Obwohl er zu den fleiſchfreſſenden Thieren gehört, iſt er doch ſehr furchtſam, ausgenommen wenn er verwundet oder ſehr hungrig iſt, und in dieſer letzten Periode den Schweinen der Coloniſten, beſonders den Ferkeln, gern nachſtellt, ſehr verderblich; findet er keine Schafe, Schweine oder anderes Fleiſch, ſo nährt er ſich von Nüſſen, Beeren, Früchten und Getreide. Trotz ſeiner Größe und außerordentlichen Stärke, kann er wie eine Katze auf die Bäume klettern, und beſitzt alle Schlauheit des Fuchſes, zum großen Theile mit dem Inſtinkt des Hundes; im Fiſchfang iſt er geſchickt und weiß mit großer Vorſicht die Bienenneſter und Ameiſenhügel aufzuſuchen und zu plündern. Sobald die kalte Jahreszeit naht, zieht er ſich, ohne die geringſten Vorräthe für den Winter zu ſammeln, in einen hohlen Baum oder in eine Höhle zurück, wo er, der gewöhnlichen Meinung nach, davon lebt, ſeine Pfoten auszuſaugen, der Wahrheit aber nach, um die Wintermonate zu verſchlafen, und bei der Wiederkehr des Frühlings wieder hervorzukommen, um ſeinen ausgehungerten Körper neu zu ſtärken und ſich von neuem zu mäſten. Um ihn vom Viehſtand wegzuhalten, und auch des Felles wegen wird er unabläſſig verfolgt, und es gibt Jäger, die einzig und allein von der Jagd dieſes Thieres leben. Ein ausgewachſener Bär wird auf 15 bis 20 Dollars an Werth geſchätzt; das Fell wird mit 5 bis 7 Dollars bezahlt; das Fleiſch, welches noch beſſer als Schweinefleiſch ſchmeckt, ſehr geſucht, und die Schinken und Tatzen, als beſondere Leckerbiſſen, außerordentlich geſchätzt. Das Fett wird als Schmalz benutzt und außerdem bedient man ſich deſſelben zum Einreiben bei rheumatiſchen Krankheiten. Selten oder nie wird der ſchwarze Bär einen Menſchen angreifen, und die Indianer behaupten, daß er ſtets flüchte, wenn er die menſchliche Stimme vernähme. Eine Abart iſt der etwas kleinere, ſchwarze Grasbär der kein Fleiſch, ſondern andere Früchte, Beeren und Eicheln, am liebſten aber Milch und Honig frißt. Der braune und röthliche Bär, beide kleiner als der ſchwarze, leben im Norden, nach der Hudſonsbay zu, und ſollen grimmiger und gefährlicher ſeyn.

Wölfe ſind zwar ebenfalls noch ſehr zahlreich, und größer als die europäiſchen, doch ſind ſie ſcheuer und ſchlauer, thun den Heerden in den abgelegenen Niederlaſſungen großen Schaden, leben aber weniger heerdenweiſe und verſchwinden vor der zunehmenden Kultur; Jagd wird ſelten auf ſie gemacht, weil ihr Fleiſch ſowohl als Fell gänzlich werthlos ſind.

Die Füchſe ſind zahlreich und eben ſo ſchlau als ihre europäiſchen Brüder; ihre

gewöhnliche Farbe ist hellroth, doch findet man auch pechschwarze, silbergraue und im Norden weiße. Das Fell des grauen oder rothen Fuchses wird in Canada mit sechs, das des schwarzen mit zwanzig Shillings bezahlt.

Waschbären (Raccoons) findet man häufig im Süden des St. Lorenz; sie haben einige Aehnlichkeit mit dem Fuchse, und den Kopf und die Zähne des Hundes; ihr Fell ist von grau brauner Farbe; der Schwanz rund, buschig, mit mehren schwarzen Streifen geringelt, und läuft gegen das Ende spitz zu; die Augen sind groß, grünlich und von einem schwarzen Zirkel umgeben; die Vorderfüße sind kürzer als die hintern, beide aber mit scharfen Krallen bewaffnet, die es dem Thiere möglich machen, mit außerordentlicher Leichtigkeit von einem Baume zum andern zu springen. In der Lebensweise haben diese Thiere viel Aehnliches, sowohl mit dem Eichhorn als mit dem Fuchse; sie fangen mit vieler List Geflügel, fressen aber auch Obst, Nüsse, Mais u. s. w. und bringen die Nahrung mit den Pfoten ins Maul; auch waschen oder reiben sie ihre Speisen ehe sie dieselben verzehren. Man kann den Raccoon zähmen, wo er dann die Lustigkeit und Verschlagenheit des Affen in sich vereinigt. Das Fleisch der Jungen wird gegessen, das Fell selbst dem Biberfelle vorgezogen und zu Mützen, Müffen, Handschuhen und Pelzen verarbeitet.

Die Wolverene ist in den nördlichen Distrikten zu Hause und ein kräftiges, sehr gefürchtetes Thier.

Die Biber finden sich in Canada und überhaupt in ganz Nord-Amerika in großer Anzahl, und ihnen hat die nördliche Hälfte des westlichen Continents die großen ausgedehnten Grasflächen oder Savannen zu verdanken, indem durch die Biberdämme das Wasser sich anhäufte, Bäume und Büsche zerstörte, und durch dieselben Sammelplätze für den geschmolzenen Schnee und die Herbstregen gebildet wurden, in welchen sich der fette, aus den Hochlanden herabgeschwemmte Boden ansetzen konnte. Die Biber haben in der Regel eine Länge von zwei Fuß und neun Zoll; die Vorderfüße sind sehr kurz, die Zehen getrennt, die Hinterfüße hingegen mit Schwimmhäuten versehen; der Körper ist mit einem weichen, glatten Felle bedeckt, und der einen Fuß lange Schwanz oval, schuppig und ohne Haar; in jeder Kinnlade befinden sich acht Backzähne, vorn aber vier Schneidezähne, mit welchen sie Bäume von 18 Zoll Durchmesser durchnagen können. Die Biber bauen in Flüssen, Sümpfen und an Seen ihre Wohnungen, die durch ihre zweckmäßige Einrichtung und ihre Reinlichkeit wahrhaft Bewunderung erregen; vielleicht nirgends läßt sich dieser geschickteste aller Baumeister des Thierreichs so vollständig beobachten, als in den Wildnissen Canada's, wo er zwar gegenwärtig nicht mehr in der Menge gefunden wird als früher, doch immer noch häufig genug anzutreffen ist; der Biber ist zugleich Holzschläger, Zimmermann, Architekt und Maurer; seine Werkzeuge sind die Zähne, die vier Zehen der Füße, und der große, flache und eirunde, mit Schuppen bedeckte Schwanz; gewöhnlich vereinigen sich eine Anzahl Biber zu einem gemeinschaftlichen Bau, oft über 200, nie aber unter 30. Jede Familie hat ihre Wohnung für sich, aber alle Wohnungen befinden sich neben einander und haben zur gemeinschaftlichen Grundlage einen Damm, der oft 150 bis 200 Fuß lang ist, und quer über einen ruhig strömenden Fluß oder auch am Ufer eines Sees errichtet wird; unten ist dieser Damm an zwölf Fuß breit, nach oben zu aber wird er immer schmäler. Um diesen Damm zu errichten, fällen die Biber stromaufwärts am Wasser Bäume von ein bis zwei Fuß Dicke, bereiten davon mittelst ihrer Schneidezähne Pfähle von zwei bis sechs Fuß Länge, und schleppen sie ins Wasser, damit sie von der Strömung bis an den Ort ihrer Bestimmung hinabgeflößt werden. Hier haben sie vorher einen oder zwei Bäume am Ufer so gefällt, daß dieselben der Quere nach ins Wasser gefallen sind und die Grundlage des Dammes bilden. Die zu-

gespitzten Pfähle werden nun längs diesen Stämmen im Bette des Flusses, einer neben dem andern eingeschlagen, mit dünnen Zweigen durchflochten, die Zwischenräume mit Schlamm ausgefüllt, und dieser mit den Schwänzen festgeschlagen. Ist der Damm, der so fest ist, daß er Menschen trägt, vollendet, so beginnen die Biber auf denselben die eigentlichen Wohnungen zu errichten. Diese sind theils kreis-, theils eirund, haben zwei bis drei Stockwerke, und ragen bis zu zwei Dritteln über den Wasserspiegel empor, so daß die Höhe oft an acht Fuß beträgt. Das Mauerwerk besteht ganz aus Schlamm, einer thonigten Erde und ist von zwei bis fünf Fuß dick; die Wände sind senkrecht und oben ist das Ganze mit einer zwei Fuß dicken Kuppel überwölbt, deren letzter Schlammüberwurf erst mit eintretendem Frost angeschlagen wird, damit er durch den Frost für äußere Feinde, namentlich aber für Wolverenen, undurchdringlich werde. Die Gemächer haben nur von der Wasserseite her einen Eingang. Die untern Gemächer dienen den Bibern als Zufluchtsort, wenn sie gestört werden. Die obern Stockwerke sind theils zum Wohnen, theils für die Jungen und zu Vorrathskammern bestimmt. Die Anlage neuer Dämme und Wohnungen geschieht im Sommer, so daß sie im August oder September fertig sind. Die nächste Arbeit ist dann die Einsammlung der Vorräthe für den Winter, welche aus zarten Rinden von mancherlei Bäumen und Strauchwerk bestehen; zu dem Ende nagen sie kleine Stämme und Aeste ab, flößen sie gegen die Wohnungen und schichten sie in Haufen auf, die oft an dreißig Fuß lang und breit, und an zehn Fuß hoch sind, und im Wasser stehen. Im Winter schleppen sie dann die Stücke einzeln in die Wohnungen und benagen sie, holen sich aber auch, wenn die Witterung gelind ist, frisches Holz aus dem Walde. Ihres kostbaren Pelzwerks und des Bibergeils wegen, werden die Biber fortwährend verfolgt. Die beste Zeit zur Biberjagd ist der Winter, wenn die Flüsse und Seen gefroren sind; in beträchtlicher Entfernung vom Biberdamme abwärts hauen die Jäger Löcher ins Eis, brechen dann in die obern Gemächer der Wohnungen ein, und treiben dadurch die Biber unter das Eis; da diese aber nicht lange das Athemholen entbehren können, flüchten sie nach den Stellen, wo das Eis offen ist, sobald sie aber den Kopf über dem Wasser zeigen, werden sie von andern Jägern, die hier schon lauern, mit Lanzen erstochen. Auf solche Art finden bisweilen an hundert Biber in einer Stunde den Tod. Auch mit Fallen werden die Biber, wenn sie nach frischer Nahrung ausgehen, gefangen; im Sommer haben sie weniger zu fürchten, da der Pelz in jener Zeit von geringerm Werthe, und ihnen dann auch schwerer beizukommen ist, da sie, wenn sich Jemand im Sommer ihren Dämmen nähert, sie einander Warnungszeichen geben, indem sie mit dem Schwanze so heftig ins Wasser schlagen, daß man dieses Geräusch auf eine sehr weite Entfernung hören kann.

Fischottern finden sich häufig am untern St. Lorenz. — Die Muskusratten (Musquash) haben mit dem Biber in ihren Gewohnheiten viel Aehnlichkeit, erreichen eine Länge von fünfzehn Zoll, und leben in Uferhöhlen an Flüssen und Seen; im Winter bauen sie sich Wohnungen auf dem Eise von Holz, Rohr und Schlamm, und halten unter demselben ein Loch im Eise offen, um den Fischen nachgehen zu können.

Wiesel, Zobel, Hermeline, Iltisse, Marder und wilde Katzen sind zahlreich vorhanden; zwischen beiden letztern herrscht eine tödtliche Feindschaft, und öfters bringen die erstern, die im Aeußern viel Aehnliches mit dem Wiesel haben, die letzteren um. Alle diese Thiere werden des Pelzes wegen gejagt, das Fleisch der Iltisse aber auch gegessen, und deren Fett als Heilmittel bei Wunden gebraucht. — Das canadische Stachelschwein ist gegen achtzehn Zoll lang und hat vier Zoll lange Stacheln, die von den Indianern zum Schmuck angewandt werden; sein Fleisch wird für einen Leckerbissen gehalten.

Hasen gibt es in Menge, und im Winter werden sie, wie in Norwegen, weiß;

Eichhörnchen finden in den Eichen- und Nußwaldungen hinreichendes Futter und mehren sich außerordentlich. — Hirsche und Elenns werden häufig gefunden. — Das Musethier (Moose Deer) das größte vierfüßige Thier Canada's, ist gegen sieben Fuß hoch und wiegt zehn bis zwölf Centner; das breite handförmige Geweih, der ungeheure, niederwärts gesenkte Kopf, der kurze Hals und der dicke Leib, geben dem Thiere ein wildes Ansehen, obwohl es sehr zahm ist, und selbst, wenn es vom Jäger angegriffen wird, sich sehr friedfertig verhält. Die Oberlippe, Mouffle genannt, ist sehr breit und herabhängend; die Hufe sind stärker und schöner als beim Rennthiere, und denen des Kameels ähnlich; die Nüstern sind sehr weit, die obere Kinnlade ohne Zähne, die Beine so lang und der Hals so kurz, daß das Thier nicht auf dem Boden weiden kann, sondern die Blätter und jungen Sprößlinge an den Bäumen abfrißt. Die Männchen sind stärker als die Weibchen, haben kürzeres hellgrau gefärbtes und roth gesprenkeltes Haar; letztere gehen acht Monate trächtig und bringen ein bis drei Junge zur Welt. Das Musethier läßt sich leicht zähmen, lebt nicht heerdenweise, wie die übrigen zu dieser Gattung gehörenden Species, sondern gewöhnlich gehen das Männchen, das Weibchen und ein oder zwei Junge mit einander; sein Fleisch ist außerordentlich zart und nahrhaft, und sein Fell wird wegen der Zartheit sehr geschätzt. — Das Caribu unterscheidet sich von dem Musethier, daß es Stirn-Enden hat, die runder sind als das Geweih des letztern, und daß die Schaufeln sich oben nähern. Es ist nicht so groß als das Musethier, hingegen von so erstaunlicher Schnelligkeit, daß es nur mit Mühe gefangen werden kann.

Den Bison oder Buffalo trifft man jetzt nur selten in Unter-Canada; er hat sich mehr westlich der großen Seen zurückgezogen, wo er in großen Heerden umherzieht.

Im untern Theile des St Lorenzstromes und im Meerbusen werden verschiedene Robbenarten so wie einzelne Wallfische angetroffen; das Wallroß (oder die Seekuh) aber, sonst so häufig im St. Lorenzgolfe, lebt jetzt nur noch an der Nordküste von Labrador und an der Hudsonsbay. Im Aeußern hat das Wallroß viel Aehnlichkeit mit dem Seehunde, nur ist es bedeutend größer, und ein ausgewachsenes Männchen wiegt oft 4.000 Pfund. Sie leben heerdenweise, hängen mit außerordentlicher Liebe an ihre Jungen, zu deren Vertheidigung oder wenn sie sonst verwundet worden, sie sich ihrer furchtbaren Fangzähne, oft mit schrecklichem Erfolge, bedienen; außer dem Wasser sind sie wehrlos, und stoßen dann, wenn sie angegriffen werden, ein sehr klägliches, herzzerreißendes Geschrei aus.

Die Kälte des Klimas von Unter-Canada ist den Vögeln nicht besonders günstig; viele, ja die meisten, sind Zugvögel, die im Sommer von Süden kommen, oder in dieser Jahreszeit von hier nach dem höhern Norden ziehen. Im Allgemeinen unterscheiden sie sich wenig von den Vögeln desselben Namens in Europa. Singvögel werden nur wenige unter ihnen angetroffen. Am häufigsten findet man den weißschwänzigen, braunen und grauen Adler, den Fischadler, die aschfarbige Weihe, den weißköpfigen Falken, den größten Raubvogel Canada's, der von einer Flügelspitze bis zur andern sieben engl. Fuß mißt, den gefleckten und schwarzen Falken, den gehäubten Würger, den Uhu und andere Eulenarten, Raben, Krähen, den Schwalbenspecht, den Grenadier, den Rothkopf, die blaue Elster, den Waldspecht, den Blauspecht, den Staar, die Berglerche, welche aber nicht singt, die Riesenlerche, den Spottvogel, die Drossel, die Schneeammer, die Schwalbe, den Sperling und verschiedene Arten Colibri, von der Größe einer Hummel bis zu der eines Zaunkönigs. Sehr zahlreich sind die Geschlechter der Wasservögel, welche Canada während des Sommers verlassen, und sich nach kältern Regionen wenden, als bunte Enten, Schwäne, Gänse, große Brill-Enten und Taucher; in den Niederungen und an den sumpfigen Ufern sieht man viel Kraniche, Reiher, Rohrdommeln, Brachvögel, Schnepfen und

Strandläufer. Wilde Truthühner leben in großen Schaaren zuſammen, und erreichen oft eine Schwere von 30 bis 40 Pfund. Faſane verſchiedener Art, der faſanartige Auerhahn, das weißgefleckte Huhn, das Berghuhn und das Mantelhuhn, ſind in Menge zu finden, am häufigſten aber die Wandertaube, die in beiden Canada's zu Hauſe iſt, wo ſie längs den Ufern des St. Lorenz niſtet, im Anfang des Winters in ungeheuren Schwärmen ihre Heimath verläßt, um nach Süden zu ziehen, und gleich den Heuſchrecken alles verwüſtet, wo ſie ſich niederläßt. Die Bäume werden, wo ſie ſich niederlaſſen, ſo bedeckt, daß von ihrer Laſt die Aeſte brechen. Eicheln, Beeren, Früchte und alle Getreidearten dienen ihr zur Nahrung, und wo ein Schwarm ſich niederläßt, iſt in wenig Minuten das größte Feld abgeleert und der Boden mit Leichen erdrückter Tauben bedeckt. Im Frühjahr kehren ſie aus dem Süden zurück, und werden geſchoſſen, mit Knütteln todtgeſchlagen und in großen Netzen gefangen. Die Canadier ſalzen die Brüſte dieſer Vögel ein, und leben einen Theil des Jahres nur von Wandertauben; ihr Fleiſch iſt äußerſt ſchmackhaft; in der Größe gleicht ſie einer europäiſchen Feldtaube; ihre Augen ſind mit einem kahlen blutrothen Kreiſe umgeben; der Schwanz iſt ſchwarz, keilförmig und ſo lang als der Körper, der aſchgrau, an der Bruſt aber röthlich iſt. Die Menge dieſer Tauben geht ins Unglaubliche; man bemerkt öfters Züge von einigen Stunden. Wilſon, der Ornitholog, verſichert einen Zug beobachtet zu haben, der wenigſtens eine engl. Meile breit war, und deſſen Flug vier Stunden dauerte. Rechnet man, daß er in der Minute eine engl. Meile zurücklegte, ſo nahm der Zug eine Länge von 240 engl. Meilen ein, und gibt man ferner jeder engliſchen Geviert-Yard nur drei Tauben, was indeß zu gering angenommen iſt, ſo kommt auf dieſen einzigen Zug nicht weniger als die ungeheure Menge von 2 230 272.000 Tauben! — Reptilien finden ſich in Unter-Canada nicht ſehr zahlreich: daß der Alligator nach einigen Berichten ſich auch im St. Lorenz ſehen läßt, möchte ich bezweifeln; Schlangen werden in den bewohnten Theilen des Landes nur noch ſelten gefunden, deſto mehr dagegen in den Wildniſſen, wo auch die Klapperſchlange nichts ſeltenes iſt, jedoch den Menſchen nur angreift, wenn ſie gereizt wird. Ihr Biß tödtet in wenig Stunden; dennoch wird ſie von einigen Schlangenjägern muthig angegriffen, und zwar gewöhnlich im Frühjahr, wo ſie, erſt aus den Winterhöhlen kommend, noch matt ſind und ſich haufenweiſe im Sonnenſcheine ſimmern. Die Schlangenjäger haben lange Stiefeln von dickem Leder an, die wie die Waſſerſtiefeln bis über die Knie reichen, ſpringen damit unter die Schlangen und tödten dieſe zu Hunderten, ehe ſie Zeit haben, die Höhlen wieder zu erreichen. Die Indianer eſſen ſie und verſichern, daß ſie beſſer ſchmecken als Aale. Auch die Schweine pflegen ſie zu freſſen, verſchmähen aber den Kopf; alle übrige vierfüßige Thiere aber vermeiden ſorgfältig den Platz wo eine Klapperſchlange gelegen hat. — Der Pilot iſt eine kleine Art Klapperſchlange von 1½ Fuß Länge und hat den Namen davon, daß ſie der größeren Klapperſchlange vorausgeht und ſie gewiſſermaßen ankündigt. Die ſchwarze Schlange, welche eine Länge von fünf bis ſechs Fuß erreicht, iſt völlig unſchädlich, und wird, da ſie eine Feindin der Klapperſchlange iſt, ſelten getödtet. Waſſerſchlangen findet man mehre Arten, und eine davon ſoll, nach Talbot, giftig ſeyn. — Eidechſen, Fröſche und Schildkröten ſind in Menge vorhanden; Ochſenfröſche erreichen ein Gewicht von drei bis fünf Pfund. Das Fleiſch und die Eier der Schildkröten werden gegeſſen, und man zieht die letztern ſelbſt den Hühnereiern vor.

Eßbare Fiſche findet man in Menge, und der St. Lorenz und die übrigen Gewäſſer und Seen bieten faſt alle europäiſche und amerikaniſche Süßwaſſerfiſche. Lachſe und Störe ſteigen hoch in allen Flüſſen hinauf. Aale, Forellen, Lachsforellen, Hechte, Karpfen und Weißfiſche findet man in allen Seen, und eben da den Muskinunge, der

in der Gestalt und im Geschmack viel Aehnliches mit dem Hechte hat, und von drei bis vier Fuß lang wird. Der Lorenzstrom und Golf bietet Welse, Schellfische, Makreien, Plateise, Dorsche, Kabliaue, Thunfische, Delphine, Pott- und Schwerdtfische und mehre Arten von Hayen.

Insekten giebt es in Menge und von ausgezeichnet schönen Farben: die Muskitos und Sandflöhe sind in gewissen Jahreszeiten eine große Plage, doch verschwinden sie allmählig vor dem Vordringen der Kultur; Heuschrecken findet man alle Arten, bis zur Größe einer Feldmaus; sie erscheinen gegen Ende des Juli und richten in den Feldern große Verheerungen an. Auch die Shadefliege wird hier sehr lästig, verschwindet aber in vierzehn Tagen wieder. Die glänzende Feuerfliege erleuchtet die Sommernächte mit ihrem lebhaften Schimmer; wilde Bienen gibt es in Fülle, und in den hohlen Bäumen der Waldungen findet man oft 70 bis 150 Pfund Honig. Die französischen Ansiedler treiben starke Bienenzucht, und mancher hat an zwanzig bis dreißig Bienenstöcke.

Den Mineralreichthum des Landes haben wir schon weiter oben angeführt, und betrachten nun:

d. Kunstfleiß und Handel.

Der Kunstfleiß ist in Unter-Canada noch weit zurück; noch fehlt die hinlängliche Anzahl von Handwerkern; der größte Theil der Bedürfnisse muß von Europa hingebracht werden; an Fabriken ist fast noch gar nicht zu denken, und die Canadier haben sich bis jetzt fast einzig und allein auf Errichtung von Mahl-, Säge- und Walkmühlen, Potaschsiedereien und Branntweinbrennereien beschränkt. — Das Einzige, was der Canadier verarbeitet, ist Flachs und Wolle, woraus er sich seine Hausleinwand und seine Kleidungsstücke verschafft, aber nichts davon in auswärtigen Handel bringt. — Webstühle sind im ganzen Lande 13.243 aufgestellt, wovon auf den Distrikt Montreal 6.756, auf Quebec 4.315, auf Three Rivers 2.073, und auf Gaspé 99 kommen. — Im Durchschnitte werden jährlich eine Million französische Ellen Linnen gesponnen; von Flanell beinahe der gleiche Betrag und von Wollenzeuchen 1.150.000 Ellen. — Nach dem letzten Census fanden sich in der Colonie an Mahlmühlen 395, an Sägemühlen 737, an Oelmühlen 14, an Walkmühlen 97, und an Wollkrämpelmaschinen 90; außerdem aber: 103 Eisenwerke, 18 Triphammer, 70 Branntweinbrennereien, 489 Pot- und Perlaschsiedereien und 64 andere Manufacturen, die durch Maschinen in Bewegung gesetzt werden. — Die Quantität des in den Hammerwerken von St. Moritz gelieferten Eisens ist beträchtlich, und wird dasselbe seiner Geschmeidigkeit und Stärke wegen sehr geschätzt. Die hiesige, aus den Ueberresten verbrannter Pflanzen bereitete Asche enthält mehr Bestandtheile an Kali, als jene von Danzig oder aus Rußland, und es hängt nur von Großbritannien ab, ob die Canadier veranlaßt werden sollen, ein manufacturtreibendes Volk zu werden, oder ihrer Hauptbeschäftigung mit dem Ackerbaue treu zu bleiben, und Großbritannien als Austausch gegen seine Linnenwollen- und Stahlwaaren, mit den Bedürfnissen des Lebens zu versehen; anstatt, daß es jetzt seinen Tabak aus den Vereinigten Staaten, und Hanf, Theer und Bauholz, aus den baltischen Gegenden bezieht, könnte ihm Canada alle jene Produkte in Ueberfluß liefern. — Zu Montreal und Quebec bestehen bereits verschiedene Manufakturen, und im Jahre 1831 wurden von dort 81.819 Pfund Seife und 31.811 Pfund Lichter fast nur nach den andern nördl. Colonien ausgeführt. — Der Getreide- und Mehlhandel verspricht für die Colonisten eine ergiebige Quelle zu werden, da die verschiedenen Getreidearten bis jetzt die Hauptgegenstände der Produktion von Unter-Canada sind; diejenigen Ausfuhrartikel, die nicht in diese Rubrik fallen, sind Bauholz und Asche.

Die Produktion des Bauholzes ist sehr bedeutend, und kann sich noch viele Jahre hindurch erhalten; um sich aber eine Vorstellung von ihrem Umfange zu machen, genügt die Anführung der Thatsache, daß das in den Bauholz-Etablissements und Sägemühlen in der Nachbarschaft von Quebec angelegte Kapital 1.250.000 Pfund Sterling beträgt. — Der Holzhandel ist für die ärmere Klasse der Bevölkerung von der größten Wichtigkeit, indem er ihnen während eines langen, strengen Winters, zumal nach mißrathenen Erndten, die in den untern Theilen des Landes nicht selten vorkommen, die einzigen Subsistenzmittel gewährt, und neue Ansiedler leicht in den Stand setzt, sich auf wüstliegenden Ländereien anzubauen. — Die Fischerei, die einst die ersten Anbauer nach Canada zog, bleibt noch immer ein wichtiger Erwerb in diesem an Strömen und Seen überreichen Lande, und die Quantität der in dem Strome und Golfe von St. Lorenz und in den übrigen Flüssen gefangenen Fische ist sehr bedeutend, da die Lehrsätze der römisch-katholischen Kirche die Consumtion derselben befördern; leider drückt aber auch auf das ganze Land desto empfindlicher der gänzliche Mangel an Salz, das doch hier für die Fischerei so unumgänglich nothwendig ist, und man muß sich mit Bayſalz behelfen, das aus Liverpool, Westindien und Portugall geholt wird.

Der Schiffsbau wird zu Quebec und Sorel ziemlich lebhaft betrieben; das schönste Bauholz dazu findet man an Ort und Stelle; Segeltuch und Tauwerk müssen aber von Europa geholt werden, und verringern so den Vortheil, den man sonst von diesem Erwerbszweige haben könnte. Die früher in Canada gebauten Schiffe erfreuten sich keines guten Rufes, und man behauptete, daß das canadische Schiffsbauholz schlechter als das europäische sey, während doch Canada Eichen- und Tannenarten hat, die fast so dauerhaft wie das Tickholz (Teack wood) sind; allerdings findet man auch dort Arten, die viel zu schwammig, und zum Schiffbau nicht im geringsten tauglich sind, und aus diesem mögen wohl jene Schiffe gezimmert worden seyn, die nur drei Jahre ausgehalten haben; jetzt aber baut man dauerhaft, und construirt größere Schiffe als früher. — Von 1825 bis 1832 wurden 239 Schiffe in Unter-Canada gebaut, deren Tonnenzahl 70.997 betrug, und zwar:

	Schiffe.	Tonnen.		Schiffe.	Tonnen.
1825	61	22.636	1829	21	5.465
1826	59	17.823	1830	11	3.059
1827	35	7.540	1831	9	3.250
1828	30	7.272	1832	13	3.952.

Die Jagd auf Pelzthiere ist, obgleich Unter-Canada selbst jetzt nicht mehr so viel Pelzwerk im Handel liefert als früher, immer noch von großer Wichtigkeit, da der Pelzhandel des Westens und Nordwestens, der von Montreal aus, theils von einzelnen Kaufleuten, theils von der Nordwestgesellschaft betrieben wird, durch Unter-Canada seinen Ausfluß hat (die nähere Beschreibung siehe weiter oben, unter: Hudsonsbay-Territorium). Die Agenten, Faktoren und Beamteten dieser Pelzhändlergesellschaft sind größtentheils Schotten, die der Beschwerden Tausende zu erdulden haben, alles dem Gewinn opfern, und nach 20 bis 30 Jahren eines traurigen, mühevollen Lebens sich mit einem zerrütteten Körper und 10 bis 20.000 Pf. St. Vermögen zur Ruhe setzen. — Seit 1806 hatte sich auch eine Südwestgesellschaft organisirt, deren Hauptsitz zu Michillimakinak in Michigan ist, und deren Erwerb auf den Boden der Vereinigten Staaten, nach dem Mississippi und Missouri hin, geschah; die Regierung der Union setzte aber dieser unerlaubten Thätigkeit Grenzen, und die Geschäfte dieser Gesellschaft gingen in die Hände der, von Astor, einem unternehmenden Deutschen in New-York, gegründeten Pelzhandelsgesellschaft über. — Auch zu Quebec und Three Rivers wird ebenfalls eine beträchtliche Menge Pelzwerk geladen, welches von den Indianern auf

den verschiedenen Flüssen, die sich vom Norden her in den St. Lorenz ergießen, dahin gebracht wird. — Nach Entik, wurden um die Mitte des vorigen Jahrhunderts jährlich von Quebec aus verschifft: 90.000 Biberbälge, 9.000 Bärenfelle, 11.000 Otterfelle, 350 Wolfshäute, 4.000 Katzenbälge, 2.000 Minxbälge, 2.000 Fuchsbälge, 50.000 Felle von Muskusratten, 100.000 Raccoonsbälge, 24.000 Häute von Elennen, Hirschen und Rehen, und eine große Menge Bibergeil.

1798 betrug die Ausfuhr an Pelzwerk:

Biberbälge	106.000
Bärenfelle	2.100
Fuchsbälge	1.500
Steinfuchsbälge	4.000
Fischotterbälge	4.600
Muskusrattenfelle	17.000
Marderfelle	32.000
Minxfelle	1.800
Luchsfelle	6.000
Wolverenenfelle	600
Raccoonsfelle	100
Wolfshäute	3.800
Elennshäute	700
Hirschhäute	750
Büffelhäute	500
Fischerwieselbälge	1.650
Zubereitete Häute	1.100

und 1810:

Biberbälge	98.523
Bärenfelle	10.751
Fischotterbälge	2.645
Muskusrattenfelle	9.971
Marderfelle	554
Luchsfelle	327
Wolverenenfelle	517
Fischerwieselbälge	2.536
Raccoonsfelle	39.521
Wolfshäute	19
Elennshäute	534
Hirschhäute	32.551
Katzenfelle	2.438
Hasenbälge	2.684
Schwanenhäute	1.833

Seit jener Zeit hat die Pelzausfuhr bedeutend abgenommen.

Quebec verschiffte	*1830.*	u. *1834.*
Biberfelle	8.858	5.490
Bärenhäute	377	264
Fuchsbälge	1.772	684
Fischerwieselfelle	202	47
Luchsfelle	384	385
Minxbälge	3.100	530
Marderfelle	13.542	4.536
Muskusrattenfelle	43.716	16.848
Fischotterfelle	1.223	729
Raccoonfelle	110	4
Wolverenenfelle	4	16
Büffelhäute	„	31
Hirschhäute	1.326	„
Katzenfelle	97	„
Fischerwieselschwänze	280	„
Marderschwänze	1.994	„
Minxschwänze	320	„
Raccoonsschwänze	29	„
Bibergeil, Pfund	„	169

Montreal:	*1833.*	u. *1834.*
Biberfelle	6.498	3811
Bärenhäute	204	537
Hirschhäute	547	„
Fischerwieselfelle	194	249
Fuchsbälge	48	751
Luchsfelle	207	187
Marderfelle	4.983	8.322
Minxbälge	1.171	2.016
Muskusratten	45.274	49.538
Fischotterfelle	11.960	1.871
Raccoonfelle	139	130
Wolverenenfelle	„	1
Wolfshäute	56	„

Mit jedem Jahre wird der Handel Canada's wichtiger, und obgleich die Ausfuhr größtentheils nur in Naturerzeugnissen, in Getreide, Mehl, Bauholz, Bretter, Latten und Nutzholz, Potasche, Flachs und Leinsaamen, Pelzwerk aller Art, Bibergeil, Fischen und Produkten der Fischerei, Ginsing, Schlangenwurzeln und andern Arzneipflanzen besteht, und die Canadier dafür vom Auslande Tücher, baumwollene, wollene, leinene und seidene Zeuche, Hüte, Mützen, Strümpfe, Handschuhe, Schuhe, Stiefeln und andres Lederwerk, Kräzierwaaren, Bücher, Papier, messingene, eiserne und andre Metallgeräthe, Töpferwaaren, Glas, Tapeten, Apothekerwaaren, Specereien,

Gewürze, Wein, Branntwein, Rum, Colonialwaaren, Ackergeräthe und Handwerkszeuge, Flinten, Säbel, Pulver, Blei, Zinn, Tabakspfeifen u. s. w. empfangen, hat Canada doch stets die Bilanz für sich. Unter den Ausfuhrartikeln waren 1802, nach W. Meiklejohn, Esq., nicht weniger als 1.010.033 Bushels Weizen, 28 300 Barrels Mehl, und 22.051 Centner Zwieback, die größtentheils nach den britischen Inseln gingen. — In den 10 Jahren von 1793 bis 1802 betrug die Brodstoffausfuhr von Quebec: 3.251.139 Bushels Weizen, 171.100 Barrels Mehl, und 169.451 Centner Zwieback, oder im Durchschnitt auf jedes Jahr 325.114 Bushels Weizen, 17.100 Barrels Mehl, und 16.945 Centner Zwieback und außerdem 7.500 Bushels Leinsaamen, und 4.000 Bushels Erbsen, Hafer und Gerste. — In den sieben Jahren von 1816 bis 1822 betrug die Ausfuhr an Brodstoff aus dem Hafen von Quebec:

	1816.	*1817. u. 18.*	*1819.*	*1820.*	*1821.*	*1822.*
Waizen, Bushels .	„	446.500	37.800	320.000	318.400	145.000
Mehl, Barrels . .	1.137	69.100	12.100	45.000	22.600	47.700
Zwieback, Centner .	456	22.700	11.200	8.800	11.200	13.500

Die Ausfuhr canadischer Produkte von Quebec gestaltete sich in den Jahren 1831 bis 1834 folgendermaßen:

	1831.	*1832.*	*1833.*	*1834.*
Potasche . . . Barrels	33.676	30.153	10.625	7.579
Perlasche	12.245	19.762	5.352	5.175
Aepfel	1.001	852	112	388
Gesalzenes Rindfleisch . .	4.123	4.251	4.577	3.909
ditto, in halben Barrels .	2.066	1.359	1.021	484
Rindszungen und geräuchertes Rindfleisch, Pfund . . .	42.539	24.520	15.810	18.887
Butter	151.469	35.026	16.382	26.936
Salzfische, und zwar:				
Alewifes, Barrels . . .	„	626	506	657
Codfisch, Centner	11.922	14.624	5.760	5.617
Heringe und Makrelen, Barrels	1.018	718	1.218	575
ditto in Kistchen	107	„	360	175
Shad, in Barrels . . .	„	„	„	118
Lachs, Tiercen	352	201	278	161
ditto in Barrels	244	301	158	59
Getreide, und zwar:				
Weizen . . . . Minots	590.101	1.329.269	174.765	106.301
Weizenmehl . . . Barrels	71.839	81.264	34.769	59.651
Maismehl . . . „	1.942	468	594	476
Hafer und Roggenmehl „	„	115	„	429
Zwieback . . . . Centner	9.932	7.210	4.237	2.380
Hafer . . . . . Minots	35.516	35.246	70	6.185
ditto . . . . in Säcken	„	„	„	1.882
Erbsen . . . . . Minots	17.750	7.074	668	1.748
Gerste . . . . . „	„	11.161	„	„
Leinsaamen . . . „	895	70	„	1.345
Schinken und Würste, Tönnchen	3.629	„	„	43
ditto . . . . . Pfund	„	„	„	10.884
Gesalzen Schweinfleisch, Barrels	11.297	9.115	7.753	10.118
ditto . . . . halbe Barrels	1.174	79	791	399
Schweinschmeer . Pfund	38.425	6.164	8.370	13.020

An Bau- und Nutzholz wurden in diesen Jahren ausgeführt:

		1831.	1832.	1833.	1834.
Eschen	Tonnen	2.421	2.016	1.477	1.394
Birken und Ahorn	"	1.256	1.153	372	486
Ulmen	"	8.277	10.660	16.218	11.528
Eichen	"	13.213	18.672	20.084	26.125
Fichten und Tannen	"	155.727	186.597	178.659	188.778
Breite Planken	"	"	"	"	4.804
Battens	Stück	59.139	29.738	30.365	89.478
Dielen	"	1.656.750	1.717.233	1.805.416	2.083.302
Schwarten	"	56.291	89.834	108.152	69.865
Masten und Bogsprits	"	255	885	1.641	776
Sparren	"	2.165	1.710	2.120	3.104
Kniestücke	"	"	"	"	230
Ruder	"	11.837	14.879	25.206	17.973
Reifen	Bündel	146.360	189.000	20.379	77.990
Treenails	"	2.000	4.872	20.000	23.756
Schindeln	"	56.040	51.200	157.790	87.100
Scheitholz	Cords	1.144	1.721	2.030	1.946
Stabholz, Dauben und Boden	Stück	"	"	"	752.500
" Pipen und Puncheons	"	6.328.349	5.544.461	4.734.993	2.939.049
" Barrels		"	"	"	848.819
Schwarten davon	"	32.177	29.459	12.510	4 574
Handspikes	"	22.180	15.076	4.344	13.028
Tabak, in Blättern	Pfund	19.651	35.607	"	5.890

Die Ausfuhr an Pelzwerk ist schon oben angegeben. Montreal, welches erst 1831 Hafengerechtigkeit erhielt, exportirte in den Jahren 1832 bis Schluß 1834:

Potasche, aus Canada	Barrels	18.889	10.977	14.091
" aus den Vereinigten Staaten	"	2.697	7.013	1.334
Perlasche, aus Canada	"	12.830	4.481	4.436
" aus den Vereinigt. Staaten	"	2.900	3.979	3.740
Aepfel	"	128	40	107
Zwieback	Centner	"	"	335
Fischbein	Stücken	"	"	2.000
Wallfischspeck (Blubber)	Fässer	"	"	3
Butter	Tönnchen	"	"	103
Lichter	Kistchen	"	"	100
Bibergeil	Pfund	390	350	260
Weizenmehl	Barrels	30.167	16.164	32.218
Waizen	Minots	778.685	488.815	547.357
Erbsen	"	2.352	1.360	186
Rohe Häute	Stück	"	"	2.510
Rindfleisch, gesalzenes	Barrels	"	"	1.441
Schweinfleisch ditto	"	"	"	1.266
Leinkuchen	Pfund	"	"	48.000
Ruder, von Eschen	Stück	711	36	1.899
Dauben, für Westindien	"	120.244	116.978	218.433
" Standard	"	134.557	149.724	98.671

		1832.	1833.	1834.
Dauben, Barrel	Stück	"	"	15.644
" fürs Ausland . . .	"	"	"	7.197
" von Eschen	"	16.447	3.000	"
Nutzholz, Eschen	Tonnen	"	50	123
" Birken	"	"	8	7
" Basswood	"	2	"	3
" Ulmen	"	"	736	203
" Eichen	"	285	931	719
" Fichten	"	553	1.320	1.072
" Butternuß	"	163	35	"
Bohlen und Bretter	Stück	"	20.815	28.171
Dielen	"	40.292	7.593	64.788
Schwarten	"	6.292	3.500	5.853
Planken	"	233	1.091	782
Handspikes	"	"	2.754	6.020
Seife	Kistchen	"	"	110
Tabak in Blättern	Pfund	50.000	23.954	14.000
Wachs	"	6.000	2.460	"

Die Ausfuhr des Pelzwerkes in diesen Jahren ist ebenfalls schon weiter oben berührt. — An Zöllen wurden in den Häfen von Quebec und Montreal während der Jahre 1833 und 1834 eingenommen:

in Quebec:	1833.	1834.
Unter Autorität der vor 18 Geo. III. c. 12 durchgegangenen Gesetze . . . . . Pf. St.	34.203 Pf. St.	30.420
Unter Autorität der nach derselben durchgegangenen Gesetze	4.310	3.906
Unter Colonial-Autorität	67.605	63.877
Total Pfund Sterling	106.118	98.203

in Montreal:		
Unter Gesetzen vor 18 Geo. III. c. 12 . . . Pf. St.	833	956
Unter Gesetzen nach dieser	2.547	4.443
Unter Autorität von 14 Geo. III. c. 88	7.043	14.734
Unter Colonial-Autorität	42.257	61.548
Pfund Sterling	52.680	81.681

Der Handel Unter-Canada's mit dem Mutterlande und den britisch-westindischen Inseln beschäftigt durchschnittlich jährlich zwischen 6 bis 700 Schiffe aller Größen. Mit jedem Jahre vergrößert sich der Commerce, und bis zur neuesten Zeit ist die Bilanz, mit Ausnahme der ersten Jahre der Eroberung, stets für Canada geblieben, wie folgende kurze Uebersicht hinlänglich beweis't:

Jahre.	Zahl der Schiffe.	Werth der Einfuhr.	Werth der Ausfuhr.
1754	53	216.469 Pf. St.	75.560 Pf. St.
1769	84	273.400	355.000
1786	93	343.263	490.116
1797	105	338.214	491.419
1807	270	467.204	813.900
1808	434	610.000	1.156.000
1809	661	972.837	1.062.827
1829	983	1.194.000	1.200.000

In den fünf Jahren von 1806 bis 1810 wurden in den canadischen Handel verwendet:

1806	193	Schiffe,	mit 33.996	Tonnen
1807	239	„	„ 42.293	„
1808	334	„	„ 70.275	„
1809	434	„	„ 87.825	„
1810	661	„	„ 143.893	„

und in den Jahren 1824 bis 1827 kamen mit Gütern in Quebec an:

	1824.	*1825.*	*1826.*	*1827.*
Schiffe	619	796	714	619
Tonnengehalt derselben	150.000	193.598	179.949	152.712
Mannschaft	6.834	8.973	8.263	7.086

Zur Ausfuhr aber wurden in diesen Jahren verwendet:

Schiffe	680	883	801	678
Tonnengehalt derselben	159.662	227.707	198.848	162.094
Mannschaft	7.157	9.684	9.057	7.523

Die Einfuhr in Quebec im Jahre 1829 betrug nach den Berichten der Zollbeamten:

					Werth der Ladung
von Großbritannien .	539 Schiffe,	mit 163.439 Tonnen	u. 7.134 Mann		791.325 Pf. St.
„ Irland . . .	165	44.426	1.999		40.258 „
„ Jersey . . .	1	88	5		1.095 „
„ Gibraltar . .	1	105	8		1.935 „
„ Frankreich . .	2 in Ballast	471	18		— „
„ Holland . . .	4 in Ballast	1.358	61		— „
„ Spanien . . .	2	572	25		1.300 „
„ Portugall . . .	8	1.290	61		219*) „
„ Sicilien . . .	2	231	18		141**) „
„ Schweden . .	1	316	16		5.632 „
„ Teneriffa . .	1	104	8 mit		23.789 Gallons Wein.
„ den britisch-nordamerikanischen Colonien	72 mit Ladung	6.706	329		30.333 „
„ ditto	32 in Ballast	6.192	277		— „
„ dem brit. Westindien	61	8.996	495		— „

(Die Ladung dieser Schiffe bestand in:

Jamaica-Rum . .	Gallonen 246.093	Kaffee . . .	Pfund 20.688
Insel-Rum . . .	„ 569,630	Zucker, Muscov.	„ 3.515.182
Molassen . . .	„ 73.121	Piment . . .	„ 14.080
Shrub	„ 240	Reis	„ 14.000
Genever . . .	„ 100	Salz . . .	Minots 5.262
Franzbranntwein .	„ 142.)		

„ den Vereinigten Staaten . . . 9 2.271 113 ohne Angabe d. Werths.

In Gaspé landeten in diesem Jahre:

34 Schiffe, mit 4.616 Tonnen und 257 Mann, und
zu New-Carlisle: 33 „ „ 13.701 „ „ 352 Mann.

*) Außer dieser verwertheten Ladung aber noch 43.078 Minots Salz.
**) Exclusive 2.017 Minots Salz.

Die Exporten Unter-Canada's, von Quebec aus, beschäftigten in diesem Jahre (1829):

nach Großbritannien . . .	537*)	Schiffe,	mit	162.883	Tonnen,	und	7.089 Mann
„ Irland	34	„	„	63.053	„	„	2.794 „
„ Portugall	1	„	„	209	„	„	6 „
„ Fayal	1	„	„	105	„	„	10 „
„ dem Kap der guten Hoffnung	1	„	„	170	„	„	10 „
„ den brit. nordam. Colonien	96	„	„	7.132	„	„	408 „
„ dem brit. westindischen Indien	58	„	„	8.043	„	„	457 „
„ den Vereinigten Staaten	5	„	„	769	„	„	52 „
Von Gaspé segelten . . .	33	„	„	4.587	„	„	253 und
„ New-Carlisle . . .	31	„	„	5.925	„	„	303 „

Seit jener Zeit hat sich sowohl die Ein- als Ausfuhr sehr gemehrt, und die mit jedem Jahre steigende Bevölkerung hat eine Thätigkeit im Handel hervorgebracht, die man bisher nur in den Vereinigten Staaten zu finden gewohnt war. Der Seehandel Unter-Canada's kann jetzt auf mehr als 3 Millionen Pfund Sterling geschätzt werden, und die Tonnenzahl auf mehr als eine halbe Million. Ein in dem Handels-Collegium ausgefertigtes Dokument über den Handel von Unter-Canada, während der Jahre 1829 bis 1831, giebt folgende Bestimmungen:

Einfuhr aus:

	Großbritannien, Pf. St.	den britischen Colonien, Pf. St.	fremden Staaten. Pf. St.	Gesammtwerth der Einfuhr. Pf. St.
1829	95.156	694.652	522.661	1.232.469
1830	90.396	769.480	653.033	1.512.909
1831	96.893	838.482	770.298	1.705.623
Ausfuhr nach:				
1829	933.156	507.402	49.689	1.490.147
1830	941.765	163.866	49.770	1.555.403
1831	897.694	128.526	79.292	1.195.512

Die Zahl der von 1828 im Seehandel verwendeten Schiffe betrug:

Einwärts.				Auswärts.			
1828	718 Schiffe, mit	183.481	Tonnen	1828	807 Schiffe, mit	193.158	Tonnen
1829	944 „	238.095	„	1829	979 „	244.380	„
1830	896 „	52.005	„	1830	1.232 „	245.651	„
1831	1.339 „	331.117	„	1831	1.047 „	266.763	„
1832	1.056 „	281.344	„	1832	1.098 „	278.533	„

Die Eintrittsgebühren oder Zölle, welche in Quebec von ausländischen Waaren erlegt werden müssen, bezeichnet nachstehende Tabelle, welche dem letzten canadischen Zolltarif entnommen wurde, und dürfte, da dieselbe nie in Deutschland publizirt wurde, dem handeltreibenden Publikum nicht ohne Interesse seyn.

	Sterling. Pf. Sh. D.				Currant. Pf. Sh. D.			
Wein, in Gebinden, von Großbritannien kommend:								
Madeira, per Tonne	—	10	—	und per Gallone	—	—	9	
Französische Weine, per Tonne . . .	—	—	—	„ „	—	—	6	

*) Hierunter ein in diesem Jahre zu Quebec gebautes Riesenschiff von 3638 Tonnen.

	Sterling. Pf.	Sh.	D.		Kurant. Pf.	Sh.	D.
Alle andern Weine, per Tonne . . .	—	10	—	„ „	—	—	6
Und ferner für alle Weine (1) Procent	7	10	—				
Weine, in Flaschen, wenn in Großbritannien gefüllt, dieselben Abgaben, als in Gebinden. Wenn nicht in Großbritannien auf Flaschen gezogen, ein Zusatzzoll (2) per Tonne von	7	7	—				
Und für jedes Dutzend Flaschen (2) .	—	1	—				
Wein, in Gebinden, von Gibraltar oder Malta, dieselben Gebühren, wie Wein in Gebinden von Großbritannien. In Flaschen, dieselben Gebühren, wie Wein in Flaschen vom Orte des Wachsthums.							
Wein, vom Orte des Wachsthums, in Gebinden:							
Madeira, per Tonne	7	—	—	und per Gallone	—	—	9
Alle andern Weine, per Tonne . .	7	—	—	„ „	—	—	6
Und ferner (1) Procent	7	10	—				
In Flaschen, ein fernerer Zoll (2) per Tonne von	7	7	—				
Und für jedes Dutzend Flaschen (2) .	—	1	—				
Geistige Getränke, von Großbritannien oder den britischen Colonien:							
Branntwein, ausländischer, per Gallone	—	1	—	und	—	—	6
Genever, „ „ „	—	1	—	„	—	—	6
Liqueure, „ „ „	—	1	—	„	—	—	6
Rum, „ „ „	—	1	—	„	—	—	6
Rum, aus britischen Besitzungen . .	—	—	6	„	—	—	6
Molassen (3)	—	—	4	„	—	—	5
Und ferner (1) Procent	—	3	—				
ditto aus britischen Besitzungen, per Gallone nur	—	—	4	„	—	—	5
Whiskey, britischer, per Gallone . .	—	—	3	„	—	—	3
ditto, ausländischer	—	1	—	„	—	—	5
Geistige Getränke, direct vom Erzeugungsplatz, Franzbranntwein und alle andern Spirituosa, per Gallone	—	1	3	„	—	—	6
Kaffee, von Großbritannien kommend: . .	—	—	—	per Pfund	—	—	2
Aus britischen Besitzungen, per Zentner	—	7	—	und	—	—	2
Wenn von auswärts, ein Zusatzzoll von	—	5	—				
Kakao, aus britischen Besitzungen, per Ztr.	—	—	—	Procent	2	10	—
Von auswärts, per Zentner	—	5	—				
Zucker, raffinirter, von Großbritannien oder den britischen Colonien	—	—	—	per Pfund	—	—	1
ditto, von auswärts (1), Procent .	20	—	—	und per Pfund	—	—	1
Muscovade, von britischen Besitzungen	—	—	—	„ „	—	—	½
ditto, von auswärts, per Zentner .	—	5	—	„ „	—	—	½

	Sterling. Pf.	Sh.	D.		Currant. Pf.	Sh	D.
Piment, aus den Colonien, per Pfund .	—	—	½				
Von Großbritannien	—	—	—	Procent	2	10	—
Thee: Hyson	—	—	—	per Pfund	—	—	6
Bohea	—	—	—	" "	—	—	2
Alle andere Sorten	—	—	—	" "	—	—	4
Tabak, britische Manufaktur	—	—	—	" "	—	—	3
Von auswärts, ditto (1), Procent .	20	—	—	und per Pfund	—	—	3
In Blättern (1)	15	—	—	" "	—	—	2
Schnupftabak, britische Manufaktur . . .	—	—	—	" "	—	—	4
Von auswärts (1), Procent . . .	15	—	—	" "	—	—	4
Spielkarten, britische	—	—	—	per Packet	—	—	2
Salz (4)	—	—	—	per Minot	—	—	4
Alle andere Güter, Waaren oder Handelsartikel (5)	—	—	—	per Centner	2	10	—
Und auf gewisse Güter, Waaren und Handelsartikel ausländischen Ursprungs (6).							
Waizenmehl, per Barrel von 196 Pfund .	—	5	—				
Mehl von anderm Getraide, per Barrel	—	2	—				
Zwieback oder Brod, per Zentner . . .	—	1	6				
Waizen, per Bushel	—	1	—				
Erbsen, Bohnen, Calurances, Hafer, Gerste oder Mais, per Barrel (7)	—	—	7				
Reis, per 100 Pfund	—	2	6				
Gesalzenes Rind- und Schweinefleisch, einschließlich Schinken und Rauchfleisch, per Centner	—	12	—				
Nachstehende Artikel zahlen sämmtlich vom Werthe:	7	10	—	Procent, als:			

Abastik.
Alabaster.
Ambra.
Anissaamen.
Argo.
Bergamottöl.
Botargo.
Boxholz.
Cascasoo.
Citronenöl.
Datteln.
Eisen, in Blöcken und Stangen.
Fadennudeln.
Farben.
Feigen.
Flachs.
Früchte, getrocknete.
Früchte, in Zucker und Branntwein eingelegte.
Gemälde.
Gummi Arabicum.
Hanf.
Honig.
Jalappe.
Kantharіden.
Kapern.
Korallen.
Kork.
Korinthen.
Kümmelsaamen.
Lava- oder Maltastein zum Bauen.
Lavendelöl.
Lilienwurzel.
Limonenöl.
Linsen.
Maccaroni.
Mandeln.
Mandelöl.
Marmor, roh oder verarbeitet.
Mennige.
Mosaikarbeiten.
Münzen.
Myrrhen.
Nüsse aller Art.
Ocher.
Oliven.
Olivenöl.
Opium.
Orangen und Orangenschalen.
Orangenöl.
Parmesankäse.
Pech.
Perlen.
Pickles in Büchsen und Flaschen.
Puzzolane.

Queckſilber.	Sarſaparille.	Terpentin.
Rhabarber.	Scammonium.	Theer.
Roſenöl.	Schmergel.	Wachholderbeeren.
Roſinen.	Schmuckſteine.	Weihrauch.
Rosmarinöl.	Schwämme.	Werg.
Saflor.	Schwefel.	Wetzſteine.
Salmiak.	Sennesblätter.	Würſte.
Sardellen.	Strausfedern.	Zinnober.

Nachſtehende Artikel zahlen 30 Procent vom Werthe, als:

Bücher und Papier.
Draht von allen Sorten.
Glas und Glaswaaren.
Ledermanufakte.
Linnen.
Muſikaliſche Inſtrumente, und
Wand- und Taſchenuhren.

Zwanzig Procent vom Werthe zahlen:

Seife.
Kandiszucker und raffinirter Zucker.
Tabak, fabricirter, und
Baumwollen-Manufakte.

Güter, Waaren und andere ausländiſche Handelsartikel, welche durch 6 Geo. IV. c. 114 nicht anderwärts mit Zöllen belegt ſind, 15 Procent.

Dieſe verſchiedenen Abgaben ſind durch die Parliaments-Akten: 4 Geo. III. c. 15 sec. 1; 6 Geo. III. c. 52, sec. 4; 14 Geo. III. c. 88, sec. 1; 3 Geo. IV. c. 119 sec. 8; 6 Geo. IV. c. 114 sec. 9; 7 Geo. IV. c. 48 sec. 44; und 7 und 8 Geo. IV. c. 56 sec. 29, und durch die Akten der Provinzial-Legislatur: 33 Geo. III. c. 8; 35 Geo. III. c. 9; 41 Geo. III. c. 14; 53 Geo. III. c. 11, ergänzt durch 55 Geo. III. c. 2 und durch 55 Geo. III. c. 2, und durch 55 Geo. III. c. 3, durch 3 Geo. IV. c. 119 permanent gemacht, feſtgeſtellt, die eingeklammerten Nummern (1—6) aber noch mit folgenden Zuſätzen verſehen worden:

(1) Dieſe fernere Abgabe wird nur erhoben, wenn deren Betrag den Betrag der vorſtehenden Abgaben überſteigen ſollte, in welchem Falle der höhere Betrag nach 15 Geo. IV. c. 114 sec. 11 eingezogen werden ſoll. Da dieſes indeß nur bei ſehr hoch verwertheten Artikeln eintreten könnte, iſt dieſe Abgabenbeſtimmung faſt nur nominell.

(2) Dieſe Zuſatzabgabe überſteigt in jedem Falle den vorſtehenden Zoll; der Exceß wird ſtets erhoben, kann aber in der Zolltafel nicht beſtimmt werden, da er nach dem Werth der Artikel variirt.

(3) Molaſſen, welcher in andern als britiſchen oder canadiſchen Schiffen eingeführt wird, zahlt einen Zoll von 7 Pence ſtatt 4.

(4) Dieſer Zoll wird zurückgezahlt, wenn das Salz Behufs der Fiſcherei nach den untern Theilen der Provinz ausgeführt wird.

(5) Siehe die Ausnahmen in der Tabelle der Frei-Güter.

(6) Auf ſolche Güter, welche der Provinzial-Abgabe von 2½ Procent unterworfen ſind, wird der Zoll unter dem Provinzialgeſetz erhoben, der Betrag deſſelben aber von der Zahlung abgezogen, die unter 6 Geo. IV. c. 114 entrichtet werden muß.

Eine Tonnenabgabe von 4 Shillings Sterling, und 10 Procent vom Betrag der Zölle der eingeführten Waaren, wird übrigens unter gewiſſen Bedingungen auf Befehl der Rathsverſammlung von eingehenden Schiffen erhoben, gegenwärtig aber nur auf Schiffe der Vereinigten Staaten angewendet.

Tabelle der freien Güter.

Durch die Provinzial-Akten; 53 Geo. III. c. 11 sec. 5 und 8; 55 Geo. III. c. 2 sec. 4; und 59 Geo. III. c. 17 sec. 1 sind von Abgaben befreit:

Bohnen (1).
Butter (1).
Erbsen (1).
Fische, gesalzene (2).
Fischöl (2).
Flachs (1).
Gerste (1).
Getraide aller Art (1).
Hafer (1).
Hanf (1).
Harz (1).
Häute (1).
Honig (1).
Kartoffeln (1).
Käse (1).
Kleidungsstücke zum eigenen Gebrauch.
Mais (1).
Mehl (1).
Oel (1).
Pelzwerk (1).
Pech (1).
Pferde (1).
Reis (1).
Rinder (1).
Rindfleisch, gesalzen (1).
Roggen (1).
Sämereien (1).
Schweinefleisch, gesalzen (1).
Terpentin (1).
Theer (1).
Thran (2).
Vieh, lebendes (1).
Waizen (1).

Hausgeräthe und andere Bedürfnisse, welche von Personen in's Land gebracht werden, die als permanente Ansiedler sich niederlassen wollen, sind ebenfalls frei.

Durch die Parliaments-Akte: 6 Geo. IV. c. 114 sind ferner befreit:

Heu und Stroh (1).
Geld und Gold und Silber in Barren.
Diamanten (1).
Reis, Mais und Holz, von britischen Besitzungen an der Westküste Afrika's, und direct von dort eingeführt (3).
Früchte und frische Vegetabilien (3).
Baumwolle und Wolle (3).
Güter, producirt in Plätzen innerhalb der Grenzen der ostindischen Compagnie.

Ferner Geräthe, Futter und Victualien, Branntwein ausgenommen, und Kleider, Werkzeuge und Geräthschaften für die britischen Fischereien in Amerika (3), unter folgenden Zusätzen:

(1) Wenn vom Auslande, den ausländischen Zöllen unterworfen; siehe oben den Tarif.

(2) Wenn vom Auslande: verboten.

(3) Den Provinzialabgaben unterworfen.

Verboten wurde durch die Parliaments-Akte 6 Geo. IV. c. 114 und 7 und 8 Geo. IV. c. 56 sec. 31 die Einfuhr folgender Gegenstände vom Auslande:

Waffen, Munition und andere Kriegsbedürfnisse.
Bücher zum Verkauf, die in einem andern Lande zuerst gedruckt oder neu aufgelegt waren, ausgenommen solche Bücher, die nicht innerhalb 20 Jahren in den Vereinigten Königreichen im Druck erschienen sind.
Thee, ausgenommen durch die ostindische Compagnie, oder mit deren Bewilligung.
Schlechtes oder nachgemachtes Geld.
Getrocknete oder gesalzene Fische.
Schießpulver.
Thran, Fischöl, Wallfischspeck, Finnen und Häute, als Produkte von Fischen und andern in der See lebenden Thieren, ausgenommen: wenn durch britische Schiffe eingeführt.

Der Handel Unter-Canada's mit den Nord-Amerikanern ist zwar größtentheils Schleichhandel, für Canada aber von großer Wichtigkeit, da die am südöstlichen Ufer

des St. Lorenz gelegenen Ortschaften durch denselben wohlhabend geworden sind; in Landesprodukten war derselbe bisher nur unbedeutend, in britischen Manufakten aber, die auf diesem Wege, ohne Zölle zu entrichten, nach dem Staate Maine und nach New-York gepascht wurden, war der Handel für die Canadier sehr gewinnbringend; von größerer Bedeutung aber:

Der Tauschhandel mit den Indianern des westlichen Binnenlandes und der Hudsonsbay, welcher theils durch die Hudsonsbay- und nordwestliche Gesellschaft, theils durch einzelne Kaufleute aus Quebec, Montreal und Three Rivers betrieben wird. Früher war derselbe noch ausgedehnter und nutzbringender als neuerer Zeit, wo die Pelzthiere schon bedeutend abgenommen, theils sich nach Westen zurückgezogen haben, und so die Pelzhändler nöthigten, ihre Niederlassungen weiter in's Land hinein zu verlegen, theils hat die indianische Bevölkerung der Canada's, durch den Genuß geistiger Getränke und die Kinderblattern, so abgenommen, daß diese nicht mehr so viel Jäger aufstellen kann, und in Südwesten ist den Canadiern an den Amerikanern, und in Nordwesten an den Russen eine Concurrenz erwachsen, die nachtheilig auf den indianischen Handel eingewirkt hat; dessen ungeachtet wird Canada, so lange es im Besitz der Seen und der vortheilhaften Wasserverbindungen im Westen bleibt, fortwährend über seine Nebenbuhler triumphiren, den Pelzhandel mit China jenen überlassen, dafür aber ohne Concurrenz im europäischen Pelzhandel bleiben.

Die Indianer liefern Pelzwerk, Häute, Bibergeil, Ginseng, Schlangenwurzeln und Pemikan und Fische zum Lebensunterhalt der Bewohner der verschiedenen Forts und Faktoreien, und erhalten dafür Rum, Branntwein, Gewehre, Pulver, Blei, wollene Decken, Tuch, Tabak, Manufakturwaaren, Farben, Perlen und unächten Schmuck. Aller Handel geschieht durch Tausch, und das Biberfell ist der allgemeine Maßstab, nach welchem die europäischen Waaren sowohl, als die Produkte der Indianer, abgeschätzt und verwerthet werden. Wir geben hier den von der Hudsonsbaygesellschaft angenommenen indianischen Preiskurant, um zu zeigen, welche europäische Waaren dem Indianer Bedürfniß und werthvoll geworden sind, und mit welchen der canadische Kaufmann sein Lager versehen muß, um vortheilhafte Geschäfte mit Indianern entriren zu können, wie uns dieselben Umfreville mitgetheilt:

	Biberfelle.		Biberfelle.
1 Pfund Glaskorallen gleich	1	3 Stück messingene Ringe	1
1 „ Porzellan	6	1 Feile	1
1 „ Messingkessel	1½	1 Tabaksdose	7
1 Yard grobes blaues oder rothes Tuch	3	1 Pfund brasilischer Tabak	1
1 Stück blaugewürfelte Hemden	2	1 „ Tabak in Blättern	1
1 „ weiße Hemden	2	1 „ englischer Tabak in Rollen	1
1 Paar Zwirnstrümpfe	2	8 Stück Schusterahlen	1
1 Pfund Pulver	1	3 „ Kindertrommeln	1
4 „ Schrodt	1	12 Paar Falkenglöckchen	1
1 Yard Molton oder Flanell	2	1 Degenklinge	1
4 Stück Messer	1	1 Eishaken	1
1 Flinte	14	4 Flintenkratzer	1
1 Kamm	1	1 großer Hut	4
16 Feuersteine (Flintensteine)	1	1 kleiner lederner Koffer	4
1 Pfund rothe Farbe	16	12 Stück Nähnadeln	1
1 Paar Pistolen	7	1 Axt	1
1 kleines Brennglas	1	1 Gallone Rum	4
1½ Yard Strumpfband	1	12 Stück Medaillen von Messing oder Kupfer	1
1½ „ Tressen	1		

	Biberfelle.		Biberfelle.
6 Fingerhüte	1	3 Raſirmeſſer	1
1 Meſſingenes Halsband	2	1 Pfund Zwirn	1
3 Feuerſtahle	1		

Im Tauſchhandel des Pelzwerks und der Häute ſelbſt werden auch dieſe nach Biberfellen verwerthet und in den Factoreien angenommen:

	Biberfelle.		Biberfelle.
1 ausgewachſene Elennshaut für .	2	Fell einer wilden Katzen	2
1 Haut von einem jungen Elenn .	1	1 Otterbalg	1
Das Fell eines alten Bären . . .	3	2 bereitete Felle von jungen Ottern	1
Das Fell eines jungen Bären . . .	1	2 Marderfelle der beſſern Sorte .	1
1 ſchwarzer Fuchsbalg	4	3 Marderfelle der gewöhnlichen Sorte	1
1 grauer Fuchsbalg	3	1 Rehbocksshaut	1
2 weiße Fuchsbälge	1	2 Rickenhäute (Rehweibchen) . . .	1
1 rother Fuchsbalg	1	6 Muskusrattenbälge	1
2 braune Fuchsbälge	1	10 Pfund Gänſefedern	1
1 Wolfsfell	2	1.000 Stück Gänſeſpulen	1
1 Wolverenenfell	2	1 Pfund Bibergeil	1

Der Binnenhandel Unter-Canada's mit Ober-Canada, welches Land durch Einwanderungen mit jedem Jahre mehr in Aufnahme kommt, iſt ebenfalls von großer Wichtigkeit, und wenig Länder der Welt haben für Binnenſchifffahrt eine ſo ausgezeichnet vortheilhafte Lage als Unter-Canada, durch deſſen Mitte der St. Lorenz ſich als große Pulsader hindurchzieht, und von beiden Seiten Flüſſe in ſich aufnimmt, die im Sommer für Canoes und Boote, trotz der vielen Fälle, überall fahrbar ſind. Durch den Sorel oder Richelieu ſteht der St. Lorenz mit dem Champlainſee, und durch deſſen Kanäle mit den Haupthandelsplätzen der Union in Verbindung, durch die großen Seen mit dem Binnenlande bis zum Winnipeg und noch weiter hinauf bis zum Mackenzieſluß, und durch den Ottawa mit den Hudſonsbayländereien. Seeſchiffe gehen den St. Lorenzſtrom bis Montreal hinauf, kleinere Fahrzeuge, Sloops und Schooners aber, von Montreal bis York in Ober-Canada. Bis zur Inſel Bic gehen die Seeſchiffe in der Regel ohne Lootſen, da bis dahin ſich keine beſondere Gefahr bietet, von hier aber aufwärts werden ſtets Lootſen angenommen.

Das Lootſengeld vom Bic bis Quebec beträgt:

	Pfd.	Sh.	D.	
vom 2. bis zum 30. April	1	—	6	per Fuß
vom 1. Mai bis zum 10. November. .	—	18	—	„ „
vom 11. bis 18. November	1	3	—	„ „
vom 19. November bis zum 1. März .	1	8	—	„ „

Von Quebec abwärts bis zum Bic beträgt daſſelbe:

vom 2. bis 30. April	—	18	3	„ „
vom 1. Mai bis 10. November . . .	—	15	9	„ „
vom 11. bis 18. November	1	15	9	„ „
vom 19. November bis zum 1. März .	1	5	9	„ „

Während des Monats März wird des Eisgangs wegen kein Schiff den St. Lorenz hinauf gelootst.

Schiffe, welche nach Three Rivers oder Montreal beſtimmt ſind, zahlen bis Quebec nach der Tonne, und zwar:

Schiffe von 100 bis 150 Tonnen . .	2	Pfund	Currant
„ „ 151 „ 200 „ . .	3	„	„
„ „ 201 „ 250 „ . .	4	„	„
„ „ 251 Tonnen und drüber .	5	„	„

Seite 333 Zeile 1 von Seite 334 Zeile 1 von Seite 335 Zeile 1 von Seite 336 Zeile 1 von Seite 337 Zeile 1 von Seite 338 Zeile 1 von Seite 339 Zeile 1 von Seite 340 Zeile 1 von Seite

ein Stück von St. Nikolai bei Sorau, Amt. Triebel, Gem. an Sorau, Amt. Triebel, Gem. Sorau.

Ein Stück von Sorau, Amt. Triebel, Gem. Sorau, Amt. Triebel, Gem. Sorau, Schlesien, Schlesien, Preußen, Preußen, Deutschland, Deutschland, Europa, Europa, Erde, Erde, Sonnensystem, Sonnensystem, Milchstraße, Milchstraße, Universum, Universum.

Ein Stück Land von Schlesien über die Grenze, von Schlesien jenseits der Grenze nach der Mittelmark in Brandenburg. Hier aber wurde das Land von neuem durch Grenzen und Grenzsteine und um es noch in Worte zu fassen, von Grenzen, Grenzsteinen und Grenzsteinen und Grenzen und Grenzsteinen, um es in Worte zu fassen, in Worte zu fassen, in Worte zu fassen.

Ein Stück von Preußen, Schlesien über die Grenze, von Schlesien, Schlesien und Preußen, Preußen, Preußen.

Jeder dieser einzelnen Grenzsteine, Grenzsteine, Grenzsteine, um sie in Worte zu fassen, in Worte zu fassen, in Worte zu fassen.

Ein Grenzstein ist ein gerichtet. Ein Begrenzungsgegenstand, irgend eingerichtet, um zu Grenze zu Grenze zu bestimmen, dass in welchem von Grenzen und eingerichtet Grenzsteinen. Ein verändert gesetzt und Grenze abgrenzen und Grenzsteine, um sie in Worte zu fassen, in Worte zu fassen, in Worte zu fassen,

Buch und Rechnung werden hier in Pounds (Pfund) zu 20 Shillings à 12 Pence Currant geführt. Dieses Currant-Geld (Halifax-Currant) ist $^1/_{10}$ geringer in Werth als die englische Sterling-Valuta, indem 100 Pfund Currant für 90 Pfund Sterling oder 100 Pfund Sterling für $111^1/_9$ Pfund Currant gerechnet werden. Der spanische Piaster oder Dollar gilt hier 5 Shillings Currant.

In einigen Gegenden rechnet man mitunter auch noch nach Livres zu 20 Sous à 12 Deniers, welche das alte Currantgeld genannt werden.

Verhältniss sämmtlicher hiesiger Rechnungsmünzen.

Pfund Currant.	Shillings Currant.	Livres altes Cur.	Pence Currant.	Sols altes Cur.	Deniers altes Cur.
1	20	24	240	480	5760
	1	$1^1/_5$	12	24	268
		1	10	20	240
			1	2	24
				1	12

Nachstehender Tarif zeigt das Gewicht und den Currant-Werth verschiedener Gold- und Silbermünzen an, welche hier im Umlauf sind, nach einer Verordnung der Gesetzgebung:

Goldmünzen.	Engl. Gewicht. Dwts.	Grains.	Werth in Currant. Pf.	Sh.	P.	Werth in altem Currant. Liv.	Sous.	Den.
Spanische Dublonen	17	—	3	14	6	89	8	—
Englische Guineen	5	6	1	3	4	28	—	—
Portugiesische Johannes . . .	18	—	4	—	—	96	—	—
" Moidors . . .	6	18	1	10	—	36	—	—
Französische Louisd'ors vor 1793 ausgeprägt	5	4	1	2	8	27	4	—
Pistolen von 1793	4	4	—	18	3	21	18	—
Nordamerikanische Eagles . .	11	6	2	10	—	60	—	—
Silbermünzen.								
Englische Kronen	—	—	—	5	6	6	12	—
" Shillings	—	—	—	1	1	1	6	—
Spanische Piaster	—	—	—	5	—	6	—	—
Pistareens	—	—	—	1	—	1	4	—
Französische 6 Livresstücke, vor 1793 ausgeprägt	—	—	—	5	6	6	12	—

Die am häufigsten cirkulirenden Münzen sind Dollars von verschiedenem Werthe. Durch Einwanderungen sind bedeutende Quantitäten britischen Geldes nach Canada gekommen, so daß man gegenwärtig die cirkulirende Geldsumme auf 250.000 Pf. St. anschlagen kann; unabhängig davon ist die in der Militärkasse angehäufte Bilanz von 100 bis 150.000 Pf. St., und wenn es wirklich wahr ist, daß viele Canadier beträchtliche Quantitäten Geldmünzen aufgehäuft haben, darf man wohl annehmen, daß es eine halbe Million Gold- und Silbermünzen in der Provinz gibt.

Privatbanken, welche Papiergeld ausgeben, bestehen bereits drei, zu Quebec und Montreal, doch hat das Bankwesen und Unwesen noch nicht die Höhe erreicht, als in der benachbarten Union.

Die Regierung besitzt selbst keine Bank, noch sind von derselben Noten auf den Kredit der Colonie ausgestellt; selbst an den drei Privatbanken, die durch einen Freibrief ermächtigt sind, Banknoten von einem Dollar im Werth bis zu beliebigem Be-

trage auszugeben, die auf Verlangen baar ausgelöst werden müssen, und welche so viel baares Geld in ihren Kassen vorräthig haben müssen, als ein Drittel der cirkulirenden Noten beträgt, hat das Gouvernement keinen Antheil. Jährlich muß jede Bank der Legislatur einen gedruckten Rechenschaftsbericht und Abschluß vorlegen. Die Summe des baaren, in der City-Bank vorräthigen, Geldes belief sich im Jahre 1834 auf 15.244 Pf. St.; die der Montreal-Bank auf 73.860 und der Quebec-Bank auf 21.011 Pf. St; mithin allein in diesen drei Banken zusammen 110.115 Pf. St., die blos Privaten angehören. Das in den Jahren 1825 und 1834 cirkulirende Papiergeld betrug:

	1825	1834	Zunahme.
Quebec-Bank	28.393	46.752	18.359
Montreal-Bank . . .	88.545	190.297	101.752
City-Bank	8.432	34.235	25.803
Total Pfd. St.	125.370	271.284	145.914

woraus zu ersehen ist, daß das Bankwesen in Unter-Canada sich immer mehr ausbildet, und mit ihm die Zunahme des Handels der Colonie.

Die Einheit des Gewichts in Unter-Canada ist das Imperial-Troy-Pound. Dieses Pfund hat 12 Unzen oder 280 Pfenniggewichte (Dwts); die Unze hat 20 Pfenniggewichte oder 480 Grän (Grains), das Troy-Pfund folglich 5.760 Grän = 37324,[4] genaue Centigramme. Das Troy-Gewicht ist das Gold- und Silber-, so wie auch das Apothekergewicht. Vom Handels- oder sogenannten Avoir du poids-Gewicht hat der Centner 112 Pfund à 16 Unzen oder 156 Drachmen. Die Unze hat 16 Drachmen. Das Avoir du poids-Pfund ist auf 7.000 Troy-Gräns festgesetzt worden, und wiegt also 45359,[5] genaue Centigramme. Der Centner wiegt 50,[803] genaue Kilogramme; 144 Avoir du poids-Pfund sind genau 175 Troy-Pfund und 175 Troy-Unzen genau 192 Unzen Avoir du poids.

c. Einwohner.

Zur Zeit der Entdeckung Canada's durch die Europäer war das Land am St. Lorenz von einer dunkelfarbigen Menschenrace, Indianer genannt, dicht bevölkert, als sich aber mit der Zeit die Colonisation weiter ausbreitete, wurde diese farbige Bevölkerung von den Weißen beinahe ganz ausgerottet, oder ins Innere des Landes zurückgedrängt. Die zwischen den Franzosen und Engländern in den früheren Zeiten und später zwischen den Engländern und den Bewohnern der Vereinigten Staaten geführten Kriege, trugen vorzüglich zur Vertilgung der Ureinwohner bei, von denen nur noch wenige in den untern Theilen des Landes übrig sind. Der Krieg, ansteckende Krankheiten und der Branntwein scheinen aber auch diesen kleinen Rest, der sich auf höchstens 20.000 Individuen erstreckt, bald völlig zur Auflösung bringen zu wollen. Der Abstammung nach bestehen die jetzigen Einwohner von Unter-Canada theils a. aus Indianern, theils b. aus Europäern.

a. Die Indianer oder Ureinwohner.

Von den früher so zahlreichen Nationen findet man nur noch: Algonkinen, Irokesen oder Mohawks und die Yendts oder Huronen. Von den erstern leben die Stämme: Timmiscameins am obern Ottawa, die Anticamiomets am obern St. Maurice, die Cheroutimis am Saguenay, die Pierouagamis am St. John und die Papinachois an der Grenze von Labrador. — Die Irokesen und Huronen werden am Ottawa angetroffen, und bewohnen auch einige Dörfer in der Nähe von Quebec; zu ihnen gehören auch die 800 Algnier im Dorfe Cocknawaga, welche Landwirthschaft betreiben und sämmtlich die katho-

liſche Religion angenommen haben. Die ganze Summe der indianiſchen Bevölkerung beläuft ſich gegenwärtig auf circa 20.000 Seelen, und der zahlreichſte Stamm iſt der der Timmiscameins, die allein an 10.000 Köpfe zählen. Die im angebauten Theile Unter-Canada's lebenden ſind auf beſtimmte Stationen angewieſen und gegenwärtig auf circa 1.500 Seelen zuſammengeſchmolzen, die in einem armſeligen Zuſtande, theils von der Mildthätigkeit, theils von der in Folge der Verminderung des Wildes und der Beſchränkung ihrer Jagdreviere, nur dürftig gewonnenen Beute leben. Bei dem Dorfe St. Regis leben noch 500 von den ehemals zahlreichen und mächtigen Irokeſen, und bei dem Dorfe Lorette finden kaum noch 100 der tapfern Huronen eine dürftige Exiſtenz. In wenigen Jahren werden wahrſcheinlich nicht 50 Ureinwohner mehr in Unter-Canada übrig ſeyn.

Im Aeußern, in Statur und Farbe ſowohl als in Sitten, Gebräuchen und Lebensart ſind ſich alle Indianerſtämme Canada's gleich, und nur die Sprache unterſcheidet die verſchiedenen Stämme. Ihr Körper iſt ſchlank, wohlgebaut und muskulös; die Hautfarbe iſt kupfer- oder erdbraun, bei den Stämmen von Algonkiniſcher Herkunft aber etwas heller als bei denen von irokeſiſcher Abſtammung. Die Weiber ſind kleiner, zeichnen ſich in der Jugend durch mehre anziehende Reize aus, neigen ſich aber zum Fettwerden. Durch den langen Verkehr mit den Europäern haben die Indianer zwar manche ihrer Tugenden, doch auch manches, ja viele ihrer Laſter angenommen, und wenn auch ihre Sitten im Ganzen genommen milder geworden ſind, die Unmenſchlichkeiten gegen ihre Feinde nachgelaſſen haben, und ſie jetzt lieber die in ihren Kriegen gefangen genommenen Menſchen an die Europäer verkaufen, als ſie zu ſkalpiren, ſind ſie doch moraliſch geſunken. Einzelne Stämme bewahren zwar noch immer den Stolz auf ihre Freiheit und Unabhängigkeit, und der von Jugend auf genährte Freiheitstrieb hält ſie ab, eine anſäſſige Lebensart zu wählen oder ſich der Civiliſation der Europäer zu nähern, andere aber, und namentlich die irokeſiſchen Stämme, die durch ewige Kriege, die Kinderblattern und den Genuß des Branntweins ſo geſchwächt waren, daß ſie aufhören mußten, eine ſelbſtſtändige Nation auszumachen, haben ſich in Dörfern angeſiedelt, den Geſetzen des Landes unterworfen, und zum Theil auch das katholiſche Chriſtenthum angenommen, und leben zu Loretto, St. Regis, Becancour, am See St. Francis und zu Cochenonaga oder Cocknawaga. Mit den Weißen ſtehen ſie zwar äußerlich in gutem Vernehmen, wurden aber von jeher dadurch ſehr gegen dieſelben erbittert, daß ihnen die ehemalige franzöſiſche Regierung ſowohl, als die jetzige britiſche, ihre Ländereien mit Gewalt abgenommen hatte. In neuerer Zeit hat man indeß mehr Billigkeit vorherrſchen laſſen, und die Regierung kauft den Indianern ihr Land gegen jährliche Leibrenten ab; dadurch ſind nun zwar die Jagdreviere der Ureinwohner ſehr beſchränkt worden, und der Mangel an Unterhalt zwingt ſie, ſich mit Viehzucht und Landbau zu befaſſen, indeſſen wohnen ſie nun auch den britiſchen Anſiedlern zu nahe, und werden immer laſterhafter und dem Trunke im höchſten Grade ergeben; freilich iſt es durch Geſetze bei ſchwerer Strafe verboten, den Indianern hitzige Getränke zu verkaufen, doch wird dies Verbot, um des bedeutenden Gewinnes willen, der dabei zu machen iſt, nur zu häufig übertreten. Das Loos der noch in den Wildniſſen herumſtreifenden Indianer iſt, ſobald die Jagd nicht reichlich ausfällt, ſehr traurig, und um ſo mehr, da ſie, bei ihrer natürlichen Trägheit und Sorgloſigkeit für die Zukunft, nicht eher auf die Jagd gehen, als bis ſie die Noth dazu zwingt. Die wandernden Indianer leben in voller Unabhängigkeit, und meiſtens in einer patriarchaliſchen Verfaſſung. Für den Krieg wählen ſie ſich ein Oberhaupt, dem ſie blindlings gehorchen, und welches auch ſpäter im Frieden nicht ohne Einfluß iſt; doch machen ſie gewöhnlich ihre allgemeinen Angelegenheiten in den Rathsverſammlungen der Krieger und Greiſe ab.

In der Kleidertracht haben die canadiſchen Indianer durch ihre Bekanntſchaft mit den Europäern manche Veränderungen vorgenommen, und wenigſtens den Schmuck der Europäer mit dem ihrigen zu vereinigen geſucht. Ihre Wohnungen oder Wigwams ſind ſchlechte Hütten, die weder vor Regen, noch Wind und Kälte ſchützen. Einige Pfähle werden in den Boden geſtoßen und oben mit Baumrinde oder Häuten überdeckt. Zuweilen erbaut man drei oder vier ſolche Wigwams in einem Kreiſe, in deſſen Mitte das gemeinſchaftliche Feuer brennt, und nur in den Dörfern der chriſtlichen Indianer findet man ordentlich, wenn auch dürftig, eingerichtete Blockhäuſer. Bei aller Armuth iſt der canadiſche Indianer äußerſt gaſtfrei und theilt gern Alles mit, was er hat; iſt großmüthig, menſchlich und hülfreich, und auf ſein gegebenes Wort kann man ſich feſt verlaſſen, namentlich wenn die Pfeife dabei geraucht, oder ein Wampum dabei gewechſelt wurde, eine Ceremonie, die ſtets als heilig und bindend angeſehen wird. Die Jagd, iſt ihre Hauptbeſchäftigung, die meiſte Zeit indeß bringen ſie mit Nichtsthun in ihren Hütten hin; die Weiber betreiben den Feldbau, verfertigen die Kleider und müſſen alle harte Arbeiten verrichten, zuletzt auch noch die Jagdbeute der Männer nach Hauſe tragen.

b. Die Europäer und deren Nachkommen.

Die angeſiedelten Bewohner Unter-Canada's ſind theils Canadier, d. h. Abkömmlinge der Franzoſen, theils Briten aus beiden Inſeln, und deren Nachkommen.

Der früheſte europäiſche Cenſus von Unter-Canada iſt vom Jahre 1622, wo Quebec, damals ein kleines Dorf, nicht mehr als 50 Einwohner zählte. Eine allgemeine Volkszählung fand 1676 Statt, ſeit welcher Zeit die Zunahme der Bevölkerung, nach Charlevoix, la Potherye, und den veröffentlichten Dokumenten der Behörden, ſich folgendermaßen geſtaltete:

1676	8.415						
1688	11.249	Zunahme	in	12	Jahren	2.834	Seelen.
1700	15.000	"	"	12	"	3.751	"
1706	20.000	"	"	6	"	5.000	"
1714	26.904	"	"	8	"	6.904	"
1759	65.000	"	"	45	"	38.096	"
1784	113.000	"	"	25	"	48.000	"
1808	200.000	"	"	24	"	87.000	"
1814	335.000	"	"	6	"	135.000	"
1825	450.000	"	"	11	"	115.000	"
1830	511.917	"	"	5	"	61.917	"

Die raſche Zunahme ſeit den letzten Jahren iſt augenſcheinlich eine Folge der Auswanderung aus Europa, die, obgleich ſie das erſte Jahr nach dem Frieden nur erſt 1.250 Köpfe betrug, mit jedem Jahre ſtieg, und ſich von 1819 bis 1834 in Unter-Canada folgendermaßen geſtaltet:

1819	12.907	1823	10.258	1827	16.862	1831	49.250
1820	11.239	1824	6.516	1828	11.697	1832	51.422
1821	8.050	1825	9.097	1829	13.356	1833	22.062
1822	10.468	1826	10.731	1830	24.391	1834	29.769

In 16 Jahren alſo eine Geſammteinwanderung von 298.064 Köpfen, von denen jedoch ein großer Theil über Montreal nach Ober-Canada ging. — Der Beſtand der Bevölkerung von 1826 bis 1831 war, nach einem Bericht der Colonialbehörde:

	Männliche.	Weibliche.	Total.	Geburten.	Ehen.	Todesfälle.
1826	186.663	177.893	364.556	"	"	"
1828	204.165	227.930	432.095	"	"	"
1829	214.131	240.202	454.333	10.035	1.576	4.296
1830	219.200	245.636	464.836	22.651	3.536	9.435
1831	222.492	317.330	539.822	25.110	4.105	11.092
1832	"	"	"	24.878	4.709	12.770.

Der Census von 1831 enthält interessante Specialitäten, und es wäre zu wünschen, daß die Colonialbehörde jährlich, oder wenigstens alle 5 Jahre, einen ähnlichen ausführlichen Bericht über die Bevölkerung erließe.

Die folgende Uebersicht ist ein Auszug aus jenem Census, und nach den Distrikten geschieden.

Census von 1831.

Distrikte:	Montreal.	Quebec.	Three Rivers.	Gaspé.	Summa.
Areal in engl. □ Meilen . . .	54.802	127.949	15.823	7.983	205.963
Bewohnte Häuser	48 323	22.931	9.379	1.804	82.437
Im Bau begriffene Häuser . .	757	375	298	28	1.458
Unbewohnte Häuser	914	429	197	2	1.542
Grundbesitzer	31.747	17.215	7.653	1.276	57.891
Nicht-Grundbesitzer	16.391	6.429	1.930	458	25.208
Totalbevölkerung 1825	245.367	123.052	47.729	6.425	422.573
Bevölkerung 1831	290.050	151.985	56.570	13.312	511.917
Kinder von 5 Jahren und darunter	44.711	22.079	10.145	1.734	78.729
" über 5 und unter 14 Jahren	51.537	26.838	12.390	1.939	92.704
Männliche Bevölkerung:					
Zwischen 14 u. 18 Jahren, verheirathet	210	128	29	34	401
" " " unverheirathet	12.397	6.003	2.536	761	21.697
Zwischen 18 und 21, verheirathet	473	248	85	101	907
" " " unverheirathet	7.166	3.925	1.503	708	13.302
Zwischen 21 und 30, verheirathet	9.913	4.673	1.683	305	16.574
" " " unverheirathet	9.765	4.990	1.817	706	17.278
Zwischen 30 und 60, verheirathet	30.621	16.768	6.794	845	54.028
" " " unverheirathet	3.909	1.696	548	260	6.413
Ueber 60 Jahre, verheirathet .	5.994	3.498	1.568	183	11.243
" " " unverheirathet	1.347	354	120	179	2.000
Weibliche Bevölkerung:					
Unter 14 Jahren	56.298	15.679	10.709	979	83.659
Zwischen 14 und 45, verheirathet	38.337	18.018	7.421	1.171	64.941
" " " unverheirathet	26.601	16.008	5.371	433	48.413
Ueber 45 Jahre, verheirathet .	11.981	7.207	2.652	575	22.335
" " " unverheirathet .	3.768	1.107	364	45	5.278
Taubstumme	254	114	33	7	408
Blinde	195	105	34	"	334
Irre	462	354	108	"	924
Episcopalen	21.952	7.858	2.724	2.086	34.620
Anhänger der Schottischen Kirche	10.192	2.887	494	1.496	15.069
Römische Katholiken	229.293	119.809	47.786	6.684	403.472
Methodisten	6.044	591	370	14	7.019

Distrikte:	Montreal.	Quebec.	Three Rivers.	Gaspé.	Summa.
Presbyterianer und Dissenters . .	7.001	437	335	38	7.811
Baptisten	2.180	91	190	"	2.461
Juden	85	3	19	"	107
Anhänger anderer Sekten . . .	944	61	4.388	184	5.577
Mit Landbau beschäftigte Familien	28.329	12.467	9.662	466	50.824
Im Landbau angestellte Dienstboten	5.175	1.669	428	330	7.602
Mit Handel und Gewerben beschäftigte Familien	1.240	764	489	10	2.503
Almosenpercivienten	504	689	79	10	1.282
Colleges, Academien und Klöster .	21	15	2	"	38
Elementarschulen	589	340	161	9	1.099
Schüler, männliche	13.406	8.083	3.427	172	25.088
" weibliche	12.418	7.326	3.386	102	23.232

Der Charakter der Bewohner Canada's wird durch ihre Abstammung modificirt; sind dieselben französischen Ursprungs, d. h. wirkliche Canadier, so tritt an die Stelle eines leichtfertigen und unterwürfigen Benehmens ein ungezwungenes oder vielmehr sanftes Wesen, das sich mit einem männlichfreien, doch immer in den Schranken der Achtung bleibenden Betragen vereinigt. Die Abkömmlinge der Engländer haben die bäurische Grobheit ihrer Vorfahren verlassen, und bei dem Ueberfluß der Lebensbequemlichkeiten, deren sie sich zu erfreuen haben, und bei hinlänglicher Muse für die Ausbildung ihres Geistes, erhebt sich der natürliche, schwermüthige Charakter des Briten zu einer gefälligen Heiterkeit des Gemüthes und einer thatkräftigen Energie des Willens.

In einem Lande, wo es leicht ist, die nöthigen Subsistenzmittel zu erwerben, wo dieselben ziemlich gleichmäßig unter die Einwohner vertheilt sind, und wo das Quantum der Lebensbequemlichkeiten hinlänglich erachtet wird, das Glück des Volkes zu gründen, ist die Lage eines Volkes sicher eine der beneidenswerthesten, und in dieser finden wir die Einwohner Canada's; eine Lage, deren sich, mit Ausnahme der Bewohner der Union, wahrscheinlich kein Volk der Erde zu erfreuen hat. — Die Nachkommen der ursprünglich französischen Einwohner, welche sieben Achtel der Bevölkerung bilden, sind größtentheils Besitzer von mehr oder minder umfangreichen Ländereien, und die gleiche Vertheilung des Eigenthums beim Ableben eines Verwandten trägt viel dazu bei, eine bedeutende Masse beweglicher Industrie und Kapitals über das ganze Land zu verbreiten. Auf solche Weise im Besitz der Mittel einer behaglichen Existenz, und unbesorgt vor der herannahenden Zukunft, erfreut sich der Canadier eines, durch Vergnügen gewürzten, thätigen Daseyns, und beweis't durch die Heiterkeit seines Gemüthes und seine gastfreie Geselligkeit, daß ihm die Bedürfnisse des Lebens nicht mit karger Hand zugemessen sind. — Der wahre Canadier, obwohl ein Freund von Vergnügen und geselligen Genüssen, neigt sich eher zu einer trägen Lebensweise hin, und besitzt eine ernsthafte oft düstere Haltung. — So lange sie unter französischer Herrschaft standen, und immer neue Landsleute ihre Zahl vermehrten, war der französische Leichtsinn, die französische Flüchtigkeit in ihrem Charakter vorherrschend. Diejenigen, welche sich mit der Landwirthschaft beschäftigten, wendeten im Winter gerade nur so viel Zeit darauf, als unumgänglich nöthig war; die übrige Zeit brachten sie müßig im Wirthshaus oder mit Schlittenfahrten zu. Wenn sie im Frühjahr das Land bearbeiten mußten, thaten sie dies, ohne den geringsten Fleiß anzuwenden, und eilten so sehr sie konnten, um wieder in träger Ruhe, im Gespräch mit ihren Nachbarn, sitzen zu können. Die Bewohner der Städte brachten Sommer und Winter in unaufhörlicher Zerstreuung und stätem Müßiggange zu, und die Regierung, welche ganz militärisch

und zufrieden war, wenn ihr blinder Gehorsam geleistet wurde, that nichts, die Canadier aus diesem langsamen Verderben zu reißen. Der Statthalter besaß eine unumschränkte Macht, und entschied alle Rechtshändel mit despotischer Willkühr. Die Krone zog nur sehr geringe Einkünfte, und die Canadier erwarben wenig mit den Erzeugnissen ihres Bodens und Kunstfleißes. Alle ihre Manufakturen bestanden in grober Leinwand und groben wollenen Tüchern. Sie beschäftigten sich fast eben so wenig mit dem Fischfang, und der einzige Gegenstand der Ausfuhr waren Robbenfelle und allerlei Pelzwerk. In der blühendsten Zeit der französischen Herrschaft, zwischen den Jahren 1748 und 1756, betrug die ganze Ausfuhr, auf's höchste angeschlagen, nicht mehr als 1.200.000 Livres an Pelzwerk, 800.000 Livres an Biberfellen, 250.000 Livres an Robbenthran, eben so viel an Mehl und Erbsen, und 150.000 Livres an Holz von allerlei Art, womit sie die Waaren durchaus nicht bezahlen konnten, welche sie aus dem Mutterlande erhielten. So blieben die Canadier stets in einem sehr unmächtigen Zustande, bis sie unter der Herrschaft der Engländer in eine weit bessere Verfassung kamen, und ihr Land jetzt eine der wichtigsten Colonien der Briten geworden ist.

Die heutigen Canadier haben zwar viel von der französischen Flüchtigkeit verloren, doch werden sie eben so leicht vom ersten Eindruck hingerissen. Sie sind nicht zuvorkommend, nicht leicht zu einem nur etwas hohen Grade der Vertraulichkeit und Offenherzigkeit zu bringen; wer aber einmal ihr Zutrauen erworben hat, kann sie sowohl zu guten als bösen Handlungen verleiten. Sie haben gesunden, natürlichen Verstand, sind höflich, ohne lächerliche Komplimente zu machen, gesprächig, ohne durch Geschwätzigkeit zur Last zu fallen, und in ihrem äußern Betragen immer ernsthaft und still; am hervorstechendsten ist ihre Eitelkeit, und man braucht nur auf diese zu wirken, um sie zu Allem zu bewegen. Gegen ihre Vorgesetzten bezeigen sie sich ehrerbietig, gegen ihre Untergebenen niemals roh, und zu den französischen Canadiern hat der Indianer stets mehr Vertrauen, als zu den Britischen, da diese allein es verstehen, mit den Indianern umzugehen. Mühseligkeiten und Beschwerden ertragen sie mit der größten Gelassenheit, und sind im Stande einige Tage zu hungern, ohne sich im geringsten zu beklagen; Grobheiten und sonstige üble Behandlung aber sind sie unvermögend zu ertragen: Zögernd, wenn er Jemand beleidigen soll, rasch für eine empfangene Beleidigung Genugthuung fordernd, doch immer zum Vergeben bereit, warm, ja selbst enthusiastisch in seiner Freundschaft, bitter und unversöhnlich, wenn er zur Feindschaft aufgereizt wurde, kann der Canadier, bei allen seinen Fehlern und Unvollkommenheiten, zu den tüchtigsten Menschenstämmen gezählt werden, und liefert den Beweis, wie viel die äußere Natur, der Boden, zum Gedeihen und zur Entwickelung des sittlichen Menschen beitragen kann, während die Hinweisung des Menschen auf die nackte Natur in Europa überall für Spott gelten würde, denn, wir sehen es ja täglich, wie sehr die ursprünglich edle Natur des Menschen durch Armuth und Dürftigkeit, welche den größern Theil der europäischen Gesellschaft in Elend und Lastern verkümmern läßt, herabgewürdigt werden und entarten kann. — In ihrer Wirthschaf sind sie äußerst ordentlich und genau, und keine Nation weiß sich so sparsam zu behelfen. Den ganzen Sommer lebt der Canadier von weißem Brod, Milch, Eiern Zugemüsen, Mehlspeisen und Fischen; sein Fleisch und Geflügel spart er für den Winter auf, wo er weit bequemer und gemächlicher lebt; sein Getränk ist meistens Milch und Wasser, zuweilen auch Sprossenbier, und häufig Branntwein, der jedoch nie im Uebermaße getrunken wird. Den Zucker bereitet sich jede Familie selbst aus Ahorn; Salz ist theuer, und wird daher zu wenigen Speisen verbraucht. In der Mitte des December ist hier ein allgemeines Schlachtfest, wo in einer Zeit von 8 bis 10 Tagen alle fette Ochsen, Schweine, Hämmel, Hühner, und Alles, was von zahmem Vieh eßbar ist, geschlachtet werden. Nur wenig Fleisch wird eingesalzen, man haut die vierfüßigen

Thiere in Stücken, rupft die Federn aus dem geſchlachteten Geflügel, die äußerſten Schwanz-, kurze Flügel- und Kopffedern ausgenommen, bindet ihre Keulen und Flügel mit Baſt feſt an den Leib, läßt dann alles recht durchfrieren, und nimmt, wenn etwas gekocht oder gebraten werden ſoll, ein Stück nach dem andern aus dem Eiſe. Ebenſo machen ſie es mit Wildpret und Fiſchen; ja ſogar Kuhmilch gießt man in große Gefäße und läßt ſolche frieren, worauf denn ein Stück nach dem andern abgehauen und gekocht wird. — Das Hausgeräth der Canadier iſt ſehr einfach, doch findet man in jedem Hauſe gute Betten, beſtehend aus Strohſack, Matratze und Federbetten, 4 bis 5 Fuß hoch über einander gethürmt; Tiſche, Stühle und Bänke, wie noch heutigen Tages in den Dörfern der Normandie. — Luxus, in Anſehung der Kleider, kennt der franzöſiſche Canadier nicht, und der Anzug deſſelben iſt ebenſo eigenthümlich, als ſeine Sitten. Was der Canadier an ſeinem Leibe trägt, macht er ſich faſt alles ſelbſt, ſein Anzug aber iſt folgender: Schuhe, nach der Art der indianiſchen, ohne Abſätze, Riemen und Bänder; dicke, geſtrickte, braune Strümpfe, welche unter den Knieen mit einem rothen Wollenbande feſtgeknüpft werden; Hoſen von grobem Tuch oder ſelbſt bereitetem Leder, und ein Leibkleid oder Ueberrock, gewöhnlich aus ſelbſtgeſponnenem, grauem, wollenem Zeug, welcher über einander ſchlägt, um die Lenden mit einer Scharlachbinde zuſammengebunden und oben am Halſe zugeknüpft wird. Hinten am Rocke ſitzt eine Kappe, welche ſie bei rauher Witterung über den Kopf ziehen. Statt der Hüte haben ſie dicke, gewalkte, rothe oder blaue Mützen, welche inwendig weiß ſind, oder während der Sommermonate einen hellen Strohhut und im Winter eine Pelzmütze. Soll der Anzug galant ſeyn, ſo trägt man eine Jacke von einer Art weißem Fries, oder Flanell, mit blauem oder rothem Bande beſetzt, welche ſehr bequem und warm iſt, und im Sommer ähnliche Jacken, welche von Zitz, Kattun oder Leinwand gemacht ſind. Leute in den Städten kleiden ſich engliſch oder franzöſiſch, doch ohne Gold oder Silber. Das unnatürliche Haarfriſiren und das noch unnatürlichere Perückentragen, iſt ganz unbekannt, dagegen wickelt ſich der Canadier einen Zopf von weißem oder ſchwarzem Bande, und die Damen ſchlagen die Haare auf, und tragen eine Art Hauben, welche mit bunten, ſeidenen Bändern gebunden werden. Das weibliche Koſtüm gleicht demjenigen, welches im ſüdlichen Frankreich Mode iſt: ein Mantelet oder eine Jacke von dunklem oder verſchiedenfarbigem Zeuche, ein ſtoffner Unterrock und Moccaſins, daraus beſteht der ganze Anzug; am Sonntage iſt derſelbe natürlich reicher und mannichfaltiger, und wenn ein engliſches Mädchen nur eine Farbe trägt, wird eine ächte Canadierin ein halbes Dutzend der ſchreiendſten Farben an ſich haben. Im Sommer beſteht der Anzug der jungen Mädchen nur aus einem blauen oder ſcharlachrothen Leibchen ohne Aermel, einem Rock von anderer Farbe, einem fein verzierten Hemde und einem Strohhute.

Jeder Habitant, d. h. jeder Canadier, der auf dem Lande wohnt, hat ſein Pferd, ſeine Kaleſche und ſeinen Schlitten oder Cariole; die beiden letztern ſind auf zwei Perſonen eingerichtet, ſind ganz aus Fichtenholz gemacht, und ſelten mit Eiſen beſchlagen. — Die Häuſer der Landleute haben eine große Aehnlichkeit mit jenen der Pächter und Landleute in der Normandie; ſie ſind faſt ſämmtlich nach einer Form im Vierecke aufgeführt, und nur hinſichtlich der Größe verſchieden. Wo Steine ſind, führt man ſie auswendig von Steinen auf, wo aber keine ſind, baut man lieber von Holz, als daß man nur eine Stunde weit darnach gehen ſollte. — Die Blockhäuſer ſind dichter und beſſer als die Mehrzahl in den Vereinigten Staaten, und ruhen auf einer Grundlage von vier ſtarken, behauenen Balken, auf welchen das Ständerwerk aufgeführt wird; die äußern Wände beſtehen aus übereinandergelegten Balken, die an den Ecken in einander gefügt ſind, und deren Zwiſchenräume man mit Moos, Steinen, Lehm und Kalk verſtopft. Aeußerlich werden die Wände mit Kalk beworfen, oder mit

Brettern benagelt und weiß angestrichen. Die innern Wände werden ebenfalls mit glattgehobelten, fichtenen Brettern und Dielen ausgeschlagen. Kein Haus auf dem Lande hat mehr als ein Stockwerk, da die Kälte zu schneidend ist, die Winde zu durchdringend sind. Die Zimmer sind auf ebener Erde; alle Abtheilungen des Hauses, der Küche, der Stube, der Kabinette, bestehen aus bloßen-Bretterwänden; übrigens haben die Stuben eine reguläre Figur und eine ordentliche Höhe. Durch die Balkengrundlage der Blockhäuser sind die Parterre immer etwas erhöht, und um in ein Haus zu kommen, muß man jedesmal 2 bis 3 Stufen steigen. Die Diele oder Flur des Hauses ist meistens zugleich die Küche; die Heerdwand ist ein großer Kamin mit zwei eisernen Böcken, worüber ganze Scheite im Brande sind, und die eisernen Kochtöpfe stehen um das Feuer herum, oder hängen in Ketten an einem eisernen Galgen, dessen Arm nach allen Richtungen hingewendet werden kann. Neben der Küche ist eine kleinere Stube, in welcher die Hausgenossen wohnen, und nach dieser folgt ein größeres Zimmer. Die Schlafgemächer sind an beiden Enden des Hauses, außerdem steht aber in jeder Stube ein zweischläfriges Gastbett, und über demselben gewöhnlich ein großer viereckiger Himmel. Die besten bestehen aus einer, beinahe fußdicken, festgestopften Strohmatratze und darüber ein festgestopftes wollsackähnliches Federbett; zum Kopfe kommt ein runder, fest ausgestopfter Pfühl, der etwa einen Fuß im Durchschnitt hat; Deckbetten kennt man gar nicht, sondern zum Zudecken bedient man sich zweier dicken, wollenen Decken, und jede Person bekommt ein ellenlanges, drei Viertel breites Kopfkissen. — Selten findet man ein Haus mit mehr als drei Zimmern, auch haben die wenigsten Schlösser, sondern eine eiserne Klinke hält die Thüre zu. In vornehmen Häusern sind die Wände und die ganze Decke mit Papiertapeten überzogen. Die Fenster gehen so tief herunter, daß sie einem bis an die Knie reichen und oberwärts reichen sie beinahe bis an die Decke. Jede Stube hat ein Kamin; tritt der Winter ein, so mauert man dasselbe zu, und setzt einen großen, eisernen Ofen, dessen Rohr in das Kamin geht, beinahe mitten in die Stube. — Dachziegel sind noch nicht eingeführt, und alle Häuser mit Schindeln gedeckt; jedes Haus hat einen oder zwei Rauchfänge, und meistens auch Glasfenster. — Ueberflüssiges Hausgeräthe haben die Canadier nicht: zwei Tannentische und höchstens acht mit Riedgras geflochtene Stühle, worauf auch wohl Kissen liegen, und einige Tannenschränke, ist alles, was man in ihren Zimmern findet. Kaffee- und Theeservice von gelber englischer Erde hat aber fast Jeder. In der Nähe der größeren Städte fehlt es indessen in neuerer Zeit auch in den Häusern der Landleute an soliden und öfters zierlichen Möbeln nicht. — Rings um das Haus ist ein Garten angelegt, der zwar nicht der Regelmäßigkeit eines englischen Gartenkünstlers entspricht, aber an Früchten und Vegetabilien jeder Art und an Blumen reichlichen Ueberfluß hat. Die Wirthschaftsgebäude, die Scheune und der Backofen liegen hinter dem Hause, und zu beiden Seiten hinter denselben die Feldflur und Wiesen, in größerer oder geringerer Entfernung von dem Wohnhause der Fluß oder der See, welcher die Küche ofters mit köstlichen Fischen versieht, und im nahen Wäldchen der ergiebige Ahorn, welcher zur Einmachung ihrer schmackhaften Sommerfrüchte für den langen, traurigen Winter hinreichende Zuckervorräthe liefert.

Der Canadier liebt die Scholle, auf welcher er geboren, das Vaterland, welches seine Vorfahren gewählt haben, und keiner würde es jetzt auf immer mit Frankreich oder England vertauschen; deshalb breiten sich auch die Franzosen in Canada nicht so aus als die Briten, sie bleiben gern bei den Ihrigen, verlieren die Kirchthurmspitze nicht gern aus dem Auge, und so lange noch eine Theilung des väterlichen Grundstücks möglich ist, fordern Kinder und Kindeskinder gewiß kein neues Stück Land von ihren Seigneurs. An Unternehmungsgeist fehlt es indeß den französischen Canadiern nicht; sie durchstreifen die Wälder nach Wild, nach Zucker oder nach Holz, oder

ſuchen Nahrung auf den Gewäſſern, befahren die großen, weſtwärts gelegenen Seen, ſind bei den furchtbarſten Stürmen unerſchrocken, im Rudern unermüdlich, den reiſſenden Strömungen der großen Flüſſe entgegen zu arbeiten, und klagen dabei über kein Ungemach, welches die Witterung oder der Mangel an Lebensmitteln herbeiführen könnte. Die Knaben werden ſchon frühzeitig angehalten, den Vater in den Wald oder auf das Waſſer zu begleiten, und deshalb findet man auch weniger Kenntniſſe unter dem männlichen Geſchlechte verbreitet, als unter dem weiblichen. Von den Männern können die wenigſten leſen oder ſchreiben, die Frauen aber können beides; daher auch ein Canadier nie einen Handel ſchließt, oder irgend etwas von Wichtigkeit unternimmt, ohne den Rath ſeiner Frau zu hören, bei deren Meinung es auch in der Regel bleibt. — Den Ackerbau liebt der Canadier nicht, und überläßt denſelben daher meiſtens den Weibern; die Eitelkeit wird dabei nicht befriedigt, die bei den beſchwerlichen Jagden, der gefahrvollen Fiſcherei, und den mühſamen Waſſerfahrten ſo volle Nahrung findet. In der neueſten Zeit, wo die Nachfrage nach Getraide aller Art geſtiegen iſt, und es an Aufmunterung zur Hebung des Landbaues nicht fehlt, fangen die Canadier indeß an, ſich mehr mit dem Ackerbau zu beſchäftigen, doch haben ſich bis jetzt nur wenige dadurch zu einer gewiſſen Wohlhabenheit erhoben. — Die Abgaben an den Staat ſind unbedeutend, die Kommunalabgaben, geiſtlichen Beiträge und lehnsherrlichen Laſten äußerſt gering, und doch bringt der Landmann ſelten etwas vor ſich, weil das, was im Sommer erworben wird, gewöhnlich bei den Wintervergnügungen wieder darauf geht, und ſie ohne Eigennutz alles mittheilen, was ſie nur haben. — Obwohl der Canadier keine wiſſenſchaftliche Bildung, im europäiſchen Sinne dieſes Wortes, beſitzt, ſo iſt er doch gern ſtets bereit, Denjenigen, welche ſich Kenntniſſe erworben haben, zumal wenn ſich ein ſittlicher Charakter damit verbindet, ſeinen Tribut zu zollen. — Die Vorſchriften der Religion, in welcher er erzogen wurde, ſind ihm heilig, und ſeine unmittelbaren Vorgeſetzten verehrt er mit aufrichtiger Hochachtung. Die Vorurtheile, welche er hinſichtlich der Religion, ſeines Vaterlandes und der Einrichtungen deſſelben hegt, verhindern ihn nicht, ſich gegen die Gefühle, oder wie er es nennen mag, gegen die Fehler Anderer ſehr nachſichtig zu erweiſen. Das ſchöne Geſchlecht zeichnet ſich durch eine Menge liebenswürdiger Eigenſchaften aus; unter dem Schein anmuthiger Tändelei üben ſie über ihre ſtrengeren Oberherrn eine unumſchränkte Herrſchaft; die Schönheit der Canadierinnen iſt eigenthümlicher Art: weder engliſch noch franzöſiſch, vereinigen ſie die edleren Elemente beider in ſich; die Canadierin beſitzt weniger Ideen, als ſie vielmehr von lebhaften Gemüthsbewegungen ergriffen wird, und obwohl ihr nicht der kräftige Verſtand einer Schottländerin zu Theil geworden iſt, ſo hat ſie dafür das glühende Feuer der Italienerin und die ſchlaue Gewandheit der Pariſerin: die raſchen und mannichfaltigen Bewegungen der Seele ſpiegeln ſich in ihrem glänzend dunkeln, leidenſchaftlichen Auge, deſſen ſtrahlendes Feuer immer in Flammen aufzulodern bereit iſt. Das ſchöne Geſchlecht in Unter-Canada liebt Putz und Geſellſchaften bis zur Verzweiflung; ſein Witz iſt funkelnd und unaufhörlich ſprudelnd, mehr ſatyriſch als ſarkaſtiſch, eher erheiternd als verwundend, und zeichnet ſich durch eine gewiſſe gutmüthige Bosheit aus. Die Geſellſchaft in Canada iſt ungemein angenehm; frei von unnöthigem Ceremonienweſen, verleiht ſie dem Leben einen Charakter heiterer Sorgloſigkeit, und in dem gegenſeitigen Umgange herrſcht ein höchſt liebenswürdiger Ton. — Wie in allen römiſch-katholiſchen Ländern, ſo ſind auch hier die Vergnügungen des Volkes auf's Innigſte mit ihren religiöſen Ceremonien verſchmolzen; die religiöſen Gebräuche werden an dem Sonntag Morgen mit Strenge beobachtet; die Stadt- oder Dorfkirche iſt mit den frommen Gläubigen beiderlei Geſchlechts, die in ihre beſten Anzüge gekleidet ſind, angefüllt; ſo wie aber der Kirchendienſt vorüber und die Pflichten gegen den Schöpfer erfüllt

ſind, hält man es dann in gleicher Weiſe für Schuldigkeit, den übrigen Theil des Tages der Freude zu widmen, da man den Genuß geſelliger Unterhaltung als einen weſentlichen Theil der wöchentlichen Vergnügungen betrachtet. — Unter den Sitten und Gebräuchen findet man noch viele, die an Alt-Frankreich erinnern, und jetzt nur noch in einzelnen Theilen Frankreich's ausgeübt werden, ſo wie z. B. das Neujahrsgratuliren: Am Neujahrstag wandern nämlich die Gratulanten (und dieſe ſind hier die männlichen Bewohner des ganzen Kirchſpiels) von Haus zu Haus und alle Frauensperſonen empfangen einen ehrbaren Kuß. Auch die Engländer haben dieſe Sitte angenommen. Talbot ſagt in Bezug auf Montreal: „dieſe Feſtlichkeiten dauern drei bis vier Tage, ſey es, weil die Damen geküßt zu werden, oder weil die Herren bei dieſer Gelegenheit gern viel Wein oder Rum zu trinken pflegen.“ Heirathet ein junger Mann eine Wittwe, oder ein Wittwer ein junges Mädchen, ſo kommen ein paar Tage nach der Hochzeit die fröhlichen Jünglinge aus der Nachbarſchaft vor die Wohnung der Neuvermählten, machen einen großen Lärm und verlangen ein Geſchenk, welches entrichtet werden muß, und von den Empfängern gewöhnlich zu einem wohlthätigen Zwecke verwendet wird.

Die Sprache der eigentlichen Canadier iſt durchaus die Franzöſiſche, und obgleich die Briten ihre Herren ſind und die bedeutendſten Kaufleute dieſer Nation angehören, haben ſie ſich doch nicht bequemt, die engliſche Sprache anzunehmen. Ihr Dialekt iſt das Altfranzöſiſche, aber mit vielen fremden, meiſt engliſchen und indianiſchen, Wörtern vermiſcht. — Die Franzoſen wohnen größtentheils in den Seigneurien, wie die großen Diſtrikte genannt werden, die früher von der franzöſiſchen Krone an Leute von Adel oder verdiente Offiziere gegeben wurden. Ein ſolcher Strich Landes erſtreckte ſich auf drei bis vier Stunden in die Länge und Breite, nnd die Beſitzer davon theilten davon einzelne Stücke an Leute aus, die ſich darauf anſiedlen wollten, und ſo entſtanden die Kirchſpiele mit ihren Habitans. — Die Beſitzer der Seigneurien führen den Namen alter und berühmter franzöſiſcher Geſchlechter, allein von ihrem alten Glanze haben ſie viel verloren. Alle Habitans eines Kirchſpiels ſind in der Regel mit den Seigneurs verwandt, und viele von ihren Kindern ſind ſelbſt Habitans geworden. — Einen andern Unterſchied der Stände, als den die verſchiedenen Beſchäftigungen gewähren, kennt man in Unter-Canada nicht: es gibt keinen Geburtsadel, keinen bevorrechteten Klerus. Die Lehnsverhältniſſe der größeren Grundbeſitzer (Seigneurs) und ihrer Maier (Habitans) ſind ſchon oben angegeben; übrigens beſitzen die Erſtern keine Gerichtsbarkeit über die Letztern, und vor dem Geſetze ſind ſie völlig gleich. — Viele der Seigneurs haben ſich mit der Tochter eines ihrer Habitans verehlicht, und die Bewohner der ganzen Seigneurie bilden ſo eine Familie und viele der Habitans beſitzen Grundſtücke, worauf ſie ihre Höfe errichtet haben, erb- und eigenthümlich, und können auf keine Weiſe davon verdrängt werden. Noch jährlich entſtehen in jedem Kirchſpiel (Paroiſſe) neue Habitations, da überall noch Waldungen genug übrig ſind, welche in urbares Land verwandelt werden können. Der ganze Platz zu einer Habitation beträgt 4 bis 6 Arpents Fronte, bei einer Tiefe von 30 bis 40 Arpents, und der neue Anſiedler bekommt in denſelben einen Platz, der groß genug iſt, um ihn noch einmal unter ſeine Kinder und Kindeskinder vertheilen zu können. — Die Rechte der Seigneurs ſind ſich keineswegs gleich, die Canadier ſind aber ſo mit ihren Lebensverhältniſſen verwachſen, daß der Antrag der britiſchen Repräſentanten in der erſten canadiſchen Provinzialverſammlung, die Abgaben und Dienſte, welche die Habitans den Grundherrn entrichten müſſen, genau zu beſtimmen und feſtzuſetzen, von den franzöſiſchen Mitgliedern dieſer Verſammlung verworfen wurde, theils weil ſie es für vortheilhafter fanden, theils weil die Habitans es zufrieden waren, daß dieſe Rechte ferner unbeſtimmt blieben, und vom Billigkeitsgefühle oder dem gegenſeitigen Vertrage

abhängig bleiben ſollten. — Dieſe Entſcheidung war die Urſache, daß die britiſchen Anſiedler ſich in keine der Seigneurien niederließen, ſondern lieber entfernte Gegenden wählten, wo ſie in ihren Townſhips nur von dem Gouvernement abhingen.

f. Religions- und Erziehungsweſen. — Wiſſenſchaftliche Kultur.

In Unter-Canada haben alle Religionspartheien gleiche Rechte, und kein Bürger wird ſeines Glaubens wegen von öffentlichen Aemtern ausgeſchloſſen. Die herrſchende, oder wenigſtens die, die meiſten Bekenner zählende, Confeſſion iſt die römiſch-katholiſche, deren Geiſtlichkeit in Canada erzogen wird und mit dem Pabſte in keiner weiteren Verbindung ſteht; ſie erhält von der Regierung keine Beſoldung, ſondern bekommt zu ihrem Lebensunterhalte den ſechsundzwanzigſten Theil von allem Getraide, welches auf den Feldern der Katholiken gewonnen wird. — Heu und Kartoffeln ſind von dieſer Abgabe ausgenommen, und im Falle, daß Katholiken zur proteſtantiſchen Kirche übergehen, oder ihre Ländereien an Proteſtanten verkaufen, ſind dieſelben dann nicht weiter dieſer mäßigen Abgabe unterworfen. Ein römiſcher Biſchof, der aber in Canada geboren und erzogen ſeyn muß, iſt der Vorſtand der katholiſchen Kirche und erhält, außer dem Ertrage einiger werthloſen Ländereien, die Summe von 1.000 Pf. St. jährlich aus Großbritannien; die einzige Belaſtung, welche die aus beinahe einer halben Million britiſcher Unterthanen beſtehende römiſch-katholiſche Kirche dem engliſchen Gouvernement verurſacht. Das Einkommen der Pfarrer (Curés) beträgt im Durchſchnitt 300 Pf. St. jährlich, und durch daſſelbe ſind ſie nicht nur in Stand geſetzt anſtändig zu leben, ſondern ſelbſt noch die Pflichten der Gaſtfreundſchaft zu üben. Die katholiſchen Geiſtlichen erfreuen ſich in Canada einer großen Achtung, und ſo lange ſie ſich auf ihre religiöſen Obliegenheiten beſchränken, werden ſie ſtets jene Achtung genießen, welche ein frommes, menſchenfreundliches Benehmen in Anſpruch nehmen kann. — Politiſchen Einfluß haben die Geiſtlichen nicht im geringſten, obgleich die katholiſchen Canadier ihnen blindlings anhängen. Die religiöſen Gebräuche werden von dem Volke mit der ſtrengſten Gewiſſenhaftigkeit beobachtet, und der Aberglaube und die Unwiſſenheit des gemeinen Mannes, der auf geweihte Zettel und dergleichen Sachen einen hohen Werth ſetzt, gewährt, nebſt der jura stolae, vielen Geiſtlichen einen anſehnlichen Nebenverdienſt. — Zur Unterſtützung des Biſchofs oder Primas ſtehen ihm zwei Coadjutoren oder Titularbiſchöfe und vier Generalvikare zur Seite, und in der ganzen Provinz befinden ſich über 200 katholiſche Pfarrer, Vikare u. ſ. w. Auch beſtehen mehre religiöſe Korporationen, als: das im Jahre 1664 gegründete Hôtel Dieu de Montreal mit 37 Schweſtern (Religieuses professés); die Kongregation von Notre Dame zu Montreal, mit 80 Bekennern (professés); das Hôpital-général de Montreal mit 29; das Hôtel Dieu de Quebec mit 37 Schweſtern; die Ursulines de Quebec mit 47, und das Hôpital-général de Quebec mit 51 Bekennern; nebſt mehren andern ähnlichen Inſtituten; alle dieſe haben Novizen und Poſtulanten; zum Ruhme aber muß man dieſen Anſtalten nachſagen, daß in ihnen eine exemplariſche Zucht herrſcht, und daß ſich ihre Mitglieder durch Frömmigkeit und Mildthätigkeit auszeichnen, und ſie ſich größtentheils mit der Erziehung der weiblichen Jugend und der Ausübung der Barmherzigkeit beſchäftigen. Für die Bildung der Weltgeiſtlichen beſtehen mehre Seminare und Lehranſtalten (Collèges); die früher zu Montreal, Quebec u. ſ. w. befindlichen Mönchsklöſter ſind ausgeſtorben und nicht wieder erneuert worden. Miſſionarien befinden ſich mehre unter den Indianern, wo aber dieſe in der Nähe von Dörfern leben, wird deren Seelſorge von dem nächſten Pfarrer oder deſſen Vikar mit beſorgt.

Bestand der katholischen Kirche in Unter-Canada 1830.

Distrikte:	Montreal.	Quebec.	Three Rivers.	Gaspé.	Summa.
Katholiken	229.293	119.809	47.786	6.684	403.472
Kirchen	78	73	21	19	191
Pfarrer (Curés)	68	57	17	2	144
Kirchenälteste (Presbyteries) .	71	64	19	"	154
Klöster (Convents)	10	9	1	"	20
Colleges	6	3	1	"	10

und außerdem 1 Bischof, 2 Titularbischöfe, 4 Generalvikare und 81 Vikare.

Die englische Kirche besteht aus einem Bischofe (in Quebec), 40 Geistlichen, und im Jahre 1831 aus 34.620 Bekennern. Die schottische Kirche zählt 14 Geistliche und (1831) 15.069 Anhänger, und die weslepanische Kirche, oder die Methodisten, 12 Geistliche und 7.019 Mitglieder. Die dissentirenden Kirchen, als Presbyterianer, Baptisten, Quäker, Mennoniten u. s. w. sind nicht so zahlreich, als die drei zuletzt angegebenen Kirchen, fangen aber doch auch an, sich mehr auszubreiten, und zählten im Jahre 1831 zusammen 15.849 Anhänger. Juden befanden sich 1831 nur 107 im Lande.

Die Gesammtausgabe für das Kirchenwesen, mit Einschluß der für die Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums in allen britisch-nordamerikanischen Provinzen bestimmten Summe von 4.000 Pf. St., belaufen sich jährlich auf 10.690 Pf. St., von welchen der Bischof der englischen Kirche zu Quebec 3.000, der Archidiaconus 500, der katholische Bischof 1.000, der Rector der englischen Kirche zu Quebec 400 Pf. St., alle andern Rectoren von 100 bis 200 Pf; die Geistlichen der Presbyterianer zu Quebec und Montreal jeder 50, der zu Argenteuil aber 100 Pfund bezieht. — Ein Siebentheil von allen Ländereien in den Städtegemeinden (Townships) ist übrigens zur Provision der protestantischen Kirche auf die Seite gelegt.

Für Schulen ist seit den letzten zehn Jahren sehr gesorgt worden, und wenn man auch hier noch keine besondern Fortschritte in Künsten und Wissenschaften in dieser kurzen Zeit erwarten kann, so ist doch die Behauptung ungegründet, daß die Canadier und ihre Priester der Verbreitung des Unterrichts entgegen wären, ja, es dürfte in der That schwierig seyn, irgend ein Land zu finden, in dem, bei so beschränkten Mitteln, für diesen Zweck mehr geschehen wäre, als in Canada, wo beinahe jedes Dorf seine Gouvernementsschule besitzt. Früher zu sehr mit der rohen Natur und mit ihrer Selbsterhaltung beschäftigt, konnten die Canadier allerdings auf die Veredlung ihrer selbst keinen besondern Werth legen, und begnügten sich mit dem dürftigen Unterricht, welchen ihnen die Priester gewährten. Die zerstreute Lage der Ansiedelungen machte den Unterricht in Schulen sehr schwer; die aufwachsenden Jünglinge erhielten von den Müttern die ersten Belehrungen, da sie aber früh sich an ländliche Geschäfte gewöhnen mußten, vergaß der Schüler nur zu bald, was er unter mütterlicher Pflege gelernt; daher findet man auch noch jetzt so wenig erwachsene Männer, die die Kunst des Lesens und Schreibens begriffen haben, während die Frauen und Töchter, die den Unterricht der Mütter länger genießen konnten, hierin wenigstens erfahrener sind. — Der Schulbericht für das Jahr 1832, welcher der Generalversammlung in Bezugnahme auf 1 Will. IV. c. f. vorgelegt wurde, giebt folgende Daten: Anzahl der Schulen: 1.216; gewöhnlicher Schulbesuch: 43.799; stärkster Schulbesuch: 45.203; Zahl der Kinder, welche von 5 bis 7½ Shillings monatlich Schulgeld zahlen: 18.053; Freischüler: 23.805; Zahl der Lehrer: 670; Zahl der Lehrerinnen: 635.

Im Jahre 1827 waren nur 273 Schulen im Lande; 1830 waren dieselben bereits auf 981 gestiegen.

Die Ausgaben für das gesammte Elementarschulwesen betrug im Jahre 1829: 6.439 Pf.; 1830: 18.088; 1831: 17.317; 1832: 23.324 Pf.; in vier Jahren also nicht weniger als 65.168 Pf. St. oder 72.409 Pf. Currant, welche von der Generalversammlung unter die bestehenden Schulen vertheilt wurde.

Die den Jesuiten von dem frühern französischen Gouvernement zugetheilten Ländereien, die bei dem Absterben des letzten Mitgliedes dieser Korporation im Jahre 1800 der Krone anheimfielen, wurden von dieser zu Erziehungszwecken bestimmt, leider aber so schlecht verwaltet, daß sie von 1800 bis 1831 nur einen Ertrag von 50.000 Pf. St. gewährten. — Neuerer Zeit wurden einige Aenderungen im Schulwesen vorgenommen, um die Elementarschulen gleichmäßiger zu vertheilen, und zu diesem Behufe im Jahre 1833 das ganze Land in 1.295 Schuldistrikte geschieden, von welchen auf: Bonaventure 22; Gaspé 14; Rimouski 35; Kamouraska 34; l'Islet 25; Bellechasse 49; Dorchester 37; Beauce 67; Megantic 17; Lotbiniere 41; Nicolet 41; Yamaska 27; Drummond 10; Sherbrooke 51; Stanstead 62; Missiskoui 48; Shefford 25; Richelieu 29; St. Hyacinthe 31; Rouville 47; Vercheres 17; Chambly 35; Laprairie 34; l'Acadie 30; Beauharnois 59; Vaudreuil 24; Ottowa 19; Two Mountains 49; Terrebonne 23; Lachesnaye 21; l'Assomption 36; Montreal 18; Berthier 48; St. Maurice 36; Champlain 27; Portneuf 45; Quebec 23; Montmorency 19; Saguenay 19 und Orleans 10 Schuldistrikte enthält.

Für die höhern Unterrichtszweige besteben verschiedene Anstalten, wie z. B. das Seminar von St. Sulpice zu Montreal, das neue französische Kollegium zu Montreal, M'Gills englisches Kollegium ebendaselbst, und französische Kollegien (Collèges) zu Quebec, Chambly, Nicolet und St. Hyacinthe. An Privat- und öffentlichen Schulen höherer Art fehlt es ebenfalls nicht, und in mehren der Kollegien sind Professuren der Theologie, Medicin, Philosophie, Mathematik u. s. w. und deren Lehrstühle trefflich und mit Auswahl besetzt.

Die Presse, dieses mächtige Werkzeug der Civilisation, und diese Schutzwehr der nationalen sowohl wie der individuellen Freiheit, macht auch in Canada, wo die Journale keine Stempelgebühren bezahlen, auf dem Papiere keine Abgaben lasten, und Ankündigungen taxfrei sind, außerordentliche Fortschritte. Die Anzahl der, gegenwärtig in Unter-Canada erscheinenden, Journale beläuft sich auf 20; dieselben sind zum größeren Theile mit vieler Gewandtheit redigirt, jedoch, wie man sich leicht denken kann, nicht frei von Partheiheftigkeit, indem die Whig-Blätter (4) die Rechte des Hauses der Repräsentanten (House of Assembly) vertheidigen, während die Tory-Journale (10) das Gouvernement und den legislativen Rath in Schutz nehmen. Die Handelszeitungen strotzen von Avertissements, und sind, ohne irgend einer politischen Parthei zu huldigen, von großem Werthe für Kapitalisten und Speculanten.

In Montreal erscheinen folgende Journale:

1. Montreal Herald und Daily Commercial Gazette, täglich. — Tory.
2. Montreal Herald, für's Land, zweimal wöchentlich. — Tory.
3. New Montreal Gazette, wöchentlich. — Tory.

Diese drei Zeitungen kommen in ein und derselben Expedition heraus.

4. Montreal Daily Advertiser, täglich. — Neutrales Blatt.
5. The Courier, dreimal wöchentlich. — Tory.
6. The Weekly Abstract, Auszug aus dem Daily Advertiser, einmal wöchentlich.

Diese drei letzten Blätter sind das Ergebniß einer Presse. Der Courier ist für's Land berechnet. Der Weekly Abstract, welcher nur Handelsnachrichten enthält, wird von allen Kaufleuten gehalten, und ihren Correspondenten in Europa übersendet.

7. The Morning Sun, täglich; dient blos als Anzeiger.

8. The Montreal Gazette, dreimal wöchentlich. — Tory.
Dieſe iſt die älteſte der hieſigen Zeitungen, und die erſte hinſichtlich des Abſatzes.
9. The Settler, zweimal wöchentlich. — Tory.
10. The Vindicator, zweimal wöchentlich. — Whig.
11. The Canadian Courant, zweimal wöchentlich.
12. The Canadian Spectator, zweimal wöchentlich.
13. The Christian Sentinel, erſcheint alle zwei Monate ein Heft.
14. Canadian Miscellany, monatlich ein Heft.
Alle dieſe Zeitungen und Journale erſcheinen in engliſcher Sprache.
15. L'Ami du Peuple, franzöſiſch; zweimal wöchentlich. — Tory.
16. La Minerve, franzöſiſch; zweimal wöchentlich. — Whig.
17. Spectateur Canadien, zweimal wöchentlich.
18. La Bibliothèque Canadienne, monatlich ein Heft.
In Quebec erſcheinen:
19. Quebec Gazette, Regierungsblatt, einmal wöchentlich. — Neutral.
20. Neilson's Quebec Gazette, täglich. — Tory.
21. Quebec Mercury, dreimal wöchentlich. — Tory. — Engliſch.
22. The Star, zweimal wöchentlich. — Engliſch.
23. Le Canadien, franzöſiſch; dreimal wöchentlich. — Tory.
Die Gazette erſcheint engliſch und franzöſiſch. — Neilson's Gazette drei Tage in der Woche engliſch und die andern drei Tage franzöſiſch.
Im Lande erſcheinen:
24. The Farmer's Advocate, or Township Gazette, zu Sherbrooke in den öſtlichen Townſhips, einmal wöchentlich. — Tory.
25. The St. Francis Courier, zu St. Francis, einmal wöchentlich.
26. The British Colonist, zu Stanſtead, einmal wöchentlich.
27. L'Echo du Pays, erſcheint zu St. Charles, am Richelieu, einmal wöchentlich in franzöſiſcher Sprache. — Whig.
28. L'Abeille Canadienne, ein Pfennig-Magazin in franzöſiſcher Sprache, und
29. Das Montreal Museum, ein monatlich erſcheinendes Heft gemiſchten Inhalts.

Die ſchönen Künſte machen keine unbedeutenden Fortſchritte; zu Quebec werden öfters Konzerte gegeben, die in London oder Paris Beifall finden würden; das naturhiſtoriſche Muſeum in Montreal nimmt raſch an Umfang zu, und die literariſche und hiſtoriſche Geſellſchaft zu Quebec gewinnt an Ruf und Bedeutung; es beſtehen bereits mehre öffentliche Bibliotheken; eine in Quebec zählt bereits über 6.000 werthvolle Werke, die Garniſons-Bibliothek zu Quebec iſt faſt eben ſo bedeutend, und die öffentliche Bibliothek zu Montreal hat ihre ältere Schweſter in Quebec faſt überflügelt. Das techniſch-mechaniſche Inſtitut (Mechanic's Institution), die Schulgeſellſchaften und die Ackerbauaſſociationen zu Quebec, Montreal und im Lande, beweiſen die raſchen Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes in Unter-Canada, und das Mutterland ſollte denſelben insbeſondere ſeine Aufmerkſamkeit ſchenken.

g. Provinzial-Verfaſſung und Verwaltung.

Unter franzöſiſcher Herrſchaft war die Regierung Canada's rein despotiſch. Bald nach der Abtretung der Provinz Unter-Canada an die britiſche Krone erklärte der König in einer Proklamation vom 7. Oktober 1763, „daß alle Einwohner der Provinz, und alle, die ſich dahin begeben würden, ſeinen königlichen Schutz und die Vortheile der engliſchen Geſetzgebung genießen ſollten.“ Im Jahre 1774 wurde die berühmte Quebec-Akte erlaſſen, durch dieſe die Grenzen von Canada feſtgeſetzt, eine beſſere

Verwaltung dieses Theils der britischen Besitzungen eingeleitet, und die höchste Gewalt einem Gouverneur anvertraut, dem ein Rath (Council) zur Seite stand, der nicht weniger als 17 und nicht mehr als 23 Personen zählen und die Vollmacht besitzen sollte, Ordonnanzen zu erlassen, doch nur in dem Falle Abgaben zu erheben berechtigt sey, wenn es sich um Anlegung öffentlicher Straßen, oder um Errichtung einiger weniger örtlicher Anstalten handle. Durch diese Akte wurde das englische Kriminalgesetz beibehalten, zugleich aber verordnet, daß in allen Fällen streitiger Natur, die sich auf Eigenthum und Civilrechte bezögen, an die Bestimmung und Entscheidung der canadischen Gesetze appellirt werden sollte," wo es jedoch Ländereien beträfe, die zu freiem Lehnsbesitze (in free and common soccage) bereits verliehen worden, oder später verliehen würden, sollten die französischen Gesetze in Gültigkeit bleiben.

Die römisch-katholische Religion, mit allen ihren Immunitäten und Rechten, wurde den Canadiern zugesichert, zugleich aber auch bestimmt, daß jede neue Verordnung des Rathes zuerst an den König geschickt werden, und wenn sie dessen Zustimmung nicht erhalten, ungültig seyn solle. — Siebenzehn Jahre später folgte dieser Akte Mr. Pitts, oder vielmehr Lord Grenvilles, sogenannte Konstitutionsakte vom Jahre 1791, durch welche Canada in die untern und obern Provinzen getheilt wurde. — Unter-Canada erhielt durch diese Akte eine Konstitution, nach welcher der Gouverneur die vollziehende Gewalt ausübt; ihm zur Seite steht ein aus 11 Mitgliedern bestehender Executivrath (Executiv Council), der durch die Krone ernannt wird; ein Gesetzgebungsrath (Legislative Council), der durch Mandamus von dem Könige bestellt wird, und ursprünglich aus 15 Mitgliedern bestand, seitdem aber bis auf 34 vermehrt wurde, bildet die zweite, und eine Repräsentativversammlung (Representative Assembly), aus 50 Mitgliedern bestehend, die dritte der Gewalten. Quebec und Montreal sendet zu der letzteren jedes 4, die Stadt Three Rivers 2, und William Henry einen Abgeordneten; die übrigen Mitglieder sind gleichmäßig über die Provinz vertheilt, so daß sie als „Knights of the Shire" die 21 Kantons (Counties), in welche Unter-Canada damals zerfiel, repräsentiren. Die Bevölkerung wurde zum Theil bei Regulirung dieser Eintheilung als Basis angenommen, und so kam es, daß ein kleiner, aber dicht bevölkerter, Strich Landes am Ufer des St. Lorenz hinreichte, einen Kanton zu bilden, während in den entfernteren Distrikten große Gebiete in eins vereinigt werden mußten, um die zur Wahl erforderliche Anzahl von Einwohnern zusammen zu bringen. — Das Mißverhältniß dieser ungleichen Eintheilung, wobei nur auf die Bevölkerung, und nicht auch auf den Flächeninhalt Rücksicht genommen war, machte sich bald fühlbar, und man schlug daher eine neue Eintheilung der Kantons vor, die auch angenommen wurde.

Die 21 alten Kantons, in welche die Provinz nach der Akte von 1791 geschieden war, wurden folgendermaßen vertheilt:

Alte Kantons.	Flächenraum in engl. □Meilen.	Neue Eintheilung und Namen.
Gaspé	7.296	Gaspé und Bonaventure.
Cornwallis	13.160	Kamouraska und Rimouski.
Devon	3.044	Islet.
Hertford	1.775	Bellechasse.
Dorchester	2.335	Beauce und Dorchester.
Buckingham	7.430	Yamaska, Drummond, Nicolet, Lotbiniere, Sherbrooke und Megantic.
Richelieu	2.231	Richelieu, St. Hyacinthe, Shefford u. Stanstead.
Bedford	789	Rouville und Missisqui.
Surrey	198	Verchers.

Alte Kantons.	Flächenraum in engl. □Meilen.	Neue Eintheilung und Namen.
Kent	211	Chambly.
Huntingdon	1.195	Acadie, Beauharnois und Laprairie.
Montreal und City . .	197	Montreal.
York	33.085	Two Mountains, Vaudreuil und Ottowa.
Effingham	3.169	Terrebone.
Leinſter	5.008	L'Aſſomption und La Chenay.
Warwick	8.648	Berthier.
Maurice und Three Rivers	10.593	St. Maurice und Champlain.
Hampſhire	8.410	Portneuf.
Quebec und City . . .	14.240	Quebec.
Northumberland . . .	82.486	Montmorenci und Saguenay.
Orleans	69	Orleans.

Durch die Provinzialakte von 9 Geo. IV. wurde Unter-Canada in 40 Kantons (Counties) abgetheilt, die Zahl der Mitglieder der Repräſentativverſammlung vermehrt, und gegenwärtig ſchicken ſämmtliche Kantons 88 Mitglieder in das Unterhaus des canadiſchen Parlaments. Die Conſtitution von Unter-Canada, ſowie ſie jetzt regulirt iſt, enthält folgende Beſtimmungen: die Gewalt des Souveräns von Unter-Canada iſt durch die Geſetze von Großbritannien und durch die Provinzialkapitulationen beſchränkt; die höchſte geſetzgebende Gewalt (legislative authority) übt der König und die beiden Häuſer des königlichen Parlaments: dieſe Gewalt iſt wiederum durch die Kapitulationen und ihre eigenen Akten beſchränkt; die wichtigſte darunter iſt die Akte 18. Geo. III. c. 12 beſtätigt durch 31. Geo. III. c. 13., welche erklärt, daß in den Colonien keine Taxen, ausgenommen zur Regulirung des Handels, auferlegt werden ſollen, und daß der Ertrag derſelben einzig und allein zum Beſten der Provinz, in der Art verwendet werden ſoll, wie es das oder die Geſetze, welche Se. Majeſtät, ſeine Erben oder Nachfolger, mit dem Beirathe und der Zuſtimmung des legislativen Councils und der Provinzialverſammlung erlaſſen haben, vorſchreiben. — Dies iſt einer der Hauptpuncte, mit welchem ein großer Theil der Canadier mit dem engliſchen Gouvernement nicht einverſtanden iſt; da Erſtere wünſchen, über alle in der Provinz erhobenen Gelder, ohne die mindeſte Einmiſchung von Seiten des Mutterſtaates, eine vollſtändige Controlle auszuüben. — Die Provinzialgeſetzgebung beſteht aus dem Könige, welcher durch den Gouverneur der Provinz vertreten wird, aus einem Geſetzgebungsrathe (legislative Council) von 34, durch den König auf Lebenszeit angeſtellten Mitgliedern (zu welchen auch der Oberrichter und der proteſtantiſche Biſchof gehören) und aus einer Repräſentantenkammer (House of Assembly) von 88 Mitgliedern, die auf vier Jahre von den in der Provinz wohnenden Unterthanen des Königs gewählt werden; und zu ihrem eigenen Gebrauche und Genuſſe Grundeigenthum zum jährlichen Ertrag von 40 Sh. St. in den Kantons, in den Städten aber von dem jährlichen Ertrage von 5 Pf. St. beſitzen, oder eine jährliche Rente von 10 Pf. St. zahlen. — Keine religiöſen Beſchränkungen beſtehen in Beziehung auf die Wähler, nur können weder Geiſtliche irgend einer Kirche, noch Juden zu Repräſentanten erwählt werden. Selbſt Frauen haben das Recht, bei Wahlverſammlungen ihre Stimmen abzugeben, und bei einer der letzten Wahlen, in welcher der Oberſt Baley zur geſetzgebenden Verſammlung gewählt wurde, erſchienen nicht weniger als 35 Frauen auf den Huſtings, um zu ſeinen Gunſten ihre Stimmen zu geben. Es waren faſt lauter Wittwen und ledige Mädchen, und nur eine verheirathete Frau. — Oefters trifft es ſich auch, daß die Frau auf der einen, der Mann auf der andern Seite in derſelben oder in verſchiedenen Wahlverſamm-

lungen ſtimmt, je nach dem Rechte, welches ihnen ihr Beſitzthum verleiht. Im Mai 1832 war zu Montreal ein Wahlſtreit, der über einen Monat dauerte, und wobei 225 Frauen ſtimmten. Der eine der Kandidaten war ein Irländer, für welchen 95 Weiber ſtimmten, der Andere, ein Herr Stanley Bagg, Bürger der Vereinigten Staaten, der in Canada das Bürgerrecht erhalten hatte, erhielt die Stimmen von 104 Damen; die andern 26 erſchienenen Frauen machten von ihrem politiſchen Rechte keinen Gebrauch. Mehre der Frauen ſtimmten gegen ihre Männer, ohne daß es dieſe, die Rechte der Weiber ehrend, gerade übel nahmen; ja eine Frau ſtimmte nach ihrem eigenen Rechte, während ihr Mann kein Stimmrecht hatte. — Der Beſchluß der geſetzgebenden Verſammlung von Quebec, der den Weibern gleiche Stimmfähigkeit mit den Männern verlieh, wurde bereits vor 40 Jahren von dem engliſchen Parlamente genehmigt. — Die Wahlen finden durch offnes Votum ſtatt. Die Mitglieder der Repräſentantenkammer erhalten ſeit 1831 Entſchädigungsgelder, nämlich 10 Shillings Currant per Tag und 4 Shillings per League von ihrem Wohnorte bis nach Quebec, wo die Sitzungen gehalten werden, von der Legislatur verwilligt. Die Repräſentanten ſind ermächtigt, für den Frieden, die Wohlfahrt und das beſte der Regierung der Provinz Geſetze zu erlaſſen, doch dürfen dieſe der Akte vom 31. Geo. III. cap. 31 nicht entgegen ſeyn. — Die Seſſionen des Parlaments von Unter-Canada dauern gewöhnlich drei, ſelten aber mehr als vier Monate und haben im Winter ſtatt. Der Gehalt des Sprechers der Repräſentantenkammer beläuft ſich auf 900 Pf. St. und wird jährlich von der proviſoriſchen Legislatur von neuem verwilligt.

Der Gouverneur beruft, prorogirt und löſ't die beiden Häuſer, die alle 12 Monate ein Mal einberufen werden müſſen, im Namen des Königs auf. Alle ſich in einem der beiden Häuſer erhebenden Fragen werden durch Majorität der anweſenden Mitglieder, mittelſt offnen Votums, entſchieden. Der Gouverneur ertheilt, verſagt und reſervirt den, von den beiden andern Geſetzgebungszweigen, proponirten Bills die königliche Sanction bis auf weitere Bekanntwerdung der Willensmeinung Sr Majeſtät, und Geſetze, welche die Zuſtimmung des Gouverneurs erhalten haben, können von Sr. Majeſtät innerhalb zweier Jahre verworfen werden. Uebrigens kann der König keiner Akte oder keinen Akten ſeine Zuſtimmung ertheilen, die den Genuß von Gefällen der römiſch-katholiſchen Geiſtlichkeit, oder die Anſtalten der engliſchen Kirche in der Provinz, oder der zu Gunſten derſelben gemachten Beſtimmungen, oder den Genuß oder die Ausübung irgend einer gottesdienſtlichen Kirchenform betreffen, oder die in ſolcher Beziehung Strafen, Laſten, oder Unfähigkeitserklärungen beſtimmen und ausſprechen, oder neue Auflagen zu Gunſten der Diener irgend einer früheren Religionsform feſtſetzen, oder die Prärogrativen angehen, die die Verwilligung wüſtliegender Kronländereien betreffen, ehe nicht dieſe Akten dreißig Tage den beiden Häuſern des britiſchen Parlamentes vorgelegen, und keines dieſer Häuſer etwas dagegen einzuwenden gehabt.

Die in Unter-Canada in Kraft ſtehenden Geſetze ſind: 1. die auf die Colonien bezüglichen Akten des britiſchen Parlaments; 2. die Capitulationen und Verträge; 3. die Geſetze und Gewohnheiten Canada's, die ſich hauptſächlich auf die Jurisprudenz des Pariſer Parlaments vom Jahre 1663, auf die Edikte der franzöſiſchen Könige und ihrer Colonialbehörden, und auf das römiſche Recht begründen; 4. das Kriminalgeſetz von England, wie es im Jahre 1774 beſtand, und durch nachfolgende Statuten erläutert wurde; 5. die Ordonnanzen des Gouverneurs und Councils, beſtätigt durch eine Akte von demſelben Jahre, und 6. die Akten der Provinzialgeſetzgebung ſeit 1792. — Dieſe Geſetze werden im Namen des Königs, und kraft der von ihm ertheilten Inſtruktionen von dem Gouverneur oder einem das Gouvernement verwaltenden Beamten, vermittelſt einer Anzahl untergeordneter, vom König ernannten Staatsdiener vollzogen. Der

Gouverneur beſitzt ferner auch alle übrige Vollmachten und Prärogativen, welche ſeine Majeſtät genießt, und welche ſie ihm überträgt, iſt Generalgouverneur aller britiſchen Colonien in Nord-Amerika und Commandant en chef aller Truppen in dieſen Provinzen.

Die Gerichtsverwaltung (judiciary) beſteht aus einem Ober-Appellationsgericht (High Court of Appeal), einem „Court of King's Bench" für den Diſtrikt Quebec, in welchem ein Oberrichter der Provinz und drei Unterrichter (Puisné Justices) den Vorſitz führen, einem andern Court of King's Bench für Montreal, mit einem Ober- und drei Unterrichtern, und drei Provinzialgerichtshöfen (Provincial Courts) für Three Rivers, Gaspé und St. Francis, mit einem Richter und den Befugniſſen des Court of King's Bench zur Unterſuchung ſolcher Fälle, deren Gegenſtand ſich über 10 Pfund beläuft. — Außer dieſen gibt es ein Viceadmiralitätsgericht (Court of Vice Admiralty)), Vierteljahrsgerichte (Quarter Sessions), und einige untere Gerichtshöfe für Civilangelegenheiten. — Das oberſte Tribunal der Provinz, das Ober-Appellationsgericht, beſteht aus dem Gouverneur, der ex officio Präſident deſſelben iſt, aus dem Vice-Gouverneur (Lieutenant Governor), dem Oberrichter der Provinz, dem Oberrichter von Montreal und den Mitgliedern des Vollziehungsrathes (Executive Council), von welchen fünf mit Einſchluß des Präſidenten hinreichend ſind, um Appellationen von Urtheilen, die die Courts of King's Bench in Civilſachen erlaſſen haben, anzuhören und zu entſcheiden. Sollte der ſtreitige Gegenſtand die Summe von 500 Pf. an Werth überſteigen, ſo kann an den König und ſeinen Geheimrath appellirt werden, unter jener Summe aber iſt die Entſcheidung des Ober-Appellationsgerichts von Canada unwiederuflich. — Der canadiſche Court of King's Bench vereinigt in ſich eine Gerichtsbarkeit, die der der King's Bench und Common Pleas zu Weſtminſter ähnelt; hat beſtimmte Civil- und Kriminalfunktionen, und iſt ſowohl ein ſelbſtſtändiger Gerichtshof, als auch ein Appellationsgericht, indem man von den Entſcheidungen der Provinzialrichter oder der unteren Gerichtshöfe, wo jedesmal ein Unterrichter den Vorſitz führt, an ihn appelliren kann. Die Gerichtsbarkeit der Provinzialgerichtshöfe erſtreckt ſich im Diſtrikt Three Rivers auf 10, in St. Francis auf 20 und in Gaspé, in Berückſichtigung der weitern Entfernung von einem Obergericht, auf 100 Pfund. — Die Funktionen des Vice-Admiralitätsgerichts ſind einem ſtellvertretenden Richter (Judge Surrogate), der zugleich Mitglied des Court of King's Bench iſt, übertragen; dieſe Vereinigung wird aber mit Recht als unſtatthaft getadelt, da der Court of King's Bench eine Controlle über den Admiralitätshof ausübt, und der Handel Quebecs mit ſolcher Macht zunimmt, daß der Vice-Admiralitätsrichter mit keinem andern Amte beläſtigt ſeyn ſollte.

Das Heimfallsgericht (Court of Escheats) wurde durch 10 sec. 6 Geo. II. c. 39. errichtet, exiſtirt aber nur dem Namen nach, da es bis jetzt noch nie in Wirkſamkeit getreten. — Die übrigen Gerichtshöfe ſind in ganz ähnlicher Weiſe wie die in England konſtituirt. — Die Polizei des Landes wird von unbeſoldeten Friedensrichtern gehandhabt, von denen es im Quebec-Diſtrikte 110, im Montreal-Diſtrikte 215, im Three Rivers-Diſtrikte 44, im Gaspé-Diſtrikte 23 und im St. Francis-Diſtrikte 19 gibt, abgerechnet die Mitglieder des Vollziehungs- und Geſetzgebungsrathes, die Richter u. ſ. w., die ex officio allenthalben auch Friedensrichter ſind. — Das Geſchwornengericht urtheilt in allen Kriminalfällen, in Civilangelegenheiten iſt aber das Verfahren mittelſt Geſchworner auf beſtimmte Fälle eingeſchränkt, als: die Forderung muß 10 Pf. St. überſteigen, die Partheien müſſen Kaufleute oder Händler ſeyn, und der Gegenſtand ſich auf Schulden-Zuſagen, Contrakte und Abkommen nur merkantiler Art beziehen, oder es müſſen perſönliche Beleidigungen, für welche eine Entſchädigung gefordert wird, vorliegen; in allen übrigen Fällen entſcheiden die Richter der

King's Bench, sowohl über die Anwendung des Gesetzes, als über den Thatbestand; nur eine sehr beschränkte Anzahl dieser Fälle werden durch Geschworne entschieden. — Das Gerichtsverfahren findet in englischer und französischer Sprache statt, und es ist nicht ungewöhnlich, daß die eine Hälfte der Jury aus Engländern, die andere Hälfte aus Franzosen besteht. — Prozeßsucht ist in Unter-Canada allgemein vorherrschend, und es sind gegen 200 Sachwalter in den Registern der Court of King's Bench eingetragen, die sowohl Anwalte (Solicitors) und Bevollmächtigte (Proctors), als auch Advokaten oder Barristers sind; die Notarien, welche die Urkunden aufsetzen, bilden eine bestimmte Klasse und zählen über 300. — Im Quebec-Distrikt sind 45 Advokaten oder Barristers, 43 Advokaten oder Solicitors und 128 Notarien; im Montreal-Distrikte 26 Barristers, 60 Solicitors und 164 Notarien, und im Three Rivers, St. Francis und Gaspé 72, zusammen 538 Advokaten!! —

Was die Gesetze anbelangt, so ist das Kriminalgesetz englisch, ausgenommen einige Provinzialstatuten, die demselben nicht widerstreiten; die Admiralität ist ganz englisch, und die Handelsgesetze ebenfalls.

Um die öffentliche Meinung, die Aufregung und den Stand der politischen Angelegenheiten, wie er gegenwärtig in Unter-Canada ist, richtig zu würdigen, ist es nöthig, hier wiederum zur Geschichte zurückzukehren, und der Vergangenheit noch einige Aufmerksamkeit zu schenken. Unmittelbar nach der Unabhängigkeits-Erklärung der britischen Provinzen in Nord-Amerika zeigten die Bewohner der Vereinigten Staaten den Canadiern die Vortheile einer repräsentativen oder volksthümlichen Regierungsform; der scharfsichtige Blick Mr. Pitt's ließ ihn sogleich einsehen, daß der Contrast zwischen der Regierungsverfassung von Neu-York und der von Canada nicht ohne Einfluß auf die Bevölkerung des letzteren Landes bleiben würde, und er beschloß daher, im Jahre 1791, die Provinz zu trennen und den Canadiern eine populäre oder Repräsentativ-Versammlung zu geben, darauf aber Bedacht zu nehmen, dem Verfahren der letzteren durch einen, von den Ministern in England ernannten Vollziehungs- und Gesetzgebungsrath einen Damm entgegen zu stellen. Daß Mr. Pitt übrigens recht wohl fühlte, daß eine so ungleiche Verfassung wie die einer vom Volke gewählten Repräsentanten-Versammlung und einer Regierung und zweier Gewalten, nebst allen ihren Beamten, die von den Ministern Englands erwählt wurden, nicht die gewünschten Wirkungen hervorbringen konnte, zeigt sich schon in dem, zugleich im Jahre 1791 gemachten Vorschlag, das Oberhaus des Parlaments in Canada aus einem erblichen Adel zu bilden, der aus den Seigneurs gewählt werden sollte, und diesen von Zeit zu Zeit wie im britischen Hause der Lords zu ersetzen. Nie wurde dieser Vorschlag zur Ausführung gebracht: der Minister zog es vor, sein jährliches Patronat zur Schöpfung eines erblichen Adels auszuüben, welcher nach dieser Erfahrung eine größere Unabhängigkeit von dem jetzigen englischen Gouvernement erlangte, und so wurde die Akte, welche, wenn sie zur Ausführung gekommen wäre, Canada in Wahrheit eine Constitution gegeben haben würde, in welcher eine aristokratische und demokratische Versammlung sich die Wage gehalten haben würden, außer Acht gelassen, und ein Weg eingeschlagen, der in seiner Entstehung schon fehlerhaft war, und den Saamen von unzählbaren Uebeln in sich trug. — Die Canadier, wie schon oben bemerkt, ein scharfsichtiges Volk, gewahrten bald die Wirkungen eines so schlecht zusammenstimmenden Regierungssystems, stellten Vergleiche mit dem nachbarlichen Systeme der Vereinigten Staaten an, und fühlten nur zu wohl, daß der Gouverneur und das englische Ministerium, die alle Stellen von der höchsten bis zur untersten vergeben konnten, wirklich und allein die Regierung des Landes in Händen hätten, und daß die Repräsentativ-Versammlung, die man ihnen als eine Vergünstigung gewährt hatte, so lange ein leeres Nichts sey, bis ihr nicht eine Controlle über die Verwendug der Finanzen zu-

ſtünde; demnach ſtellte das Repräſentantenhaus im Jahre 1810 den Antrag, die Civilausgaben des Gouvernements von Unter-Canada, die zum Theil damals durch Zuſchüſſe, welche das großbritanniſche Parlament genehmigte, gedeckt wurden, ſelbſt zu übernehmen; ſo billig und gerecht dieſer Vorſchlag war, wurde er doch als rebelliſch, als eine Empörung gegen die Majeſtät des britiſchen Gouvernements behandelt und die Urheber deſſelben allen möglichen Unbilden und Beleidigungen ausgeſetzt; ja Sir James Craig ließ drei Mitglieder des Repräſentantenhauſes, und viele andere, unter den Pretext ſtaatsverrätheriſcher Umtriebe, gefänglich einziehen, ohne ſpäter eine Rechtsklage führen zu können. — Der Ausbruch des amerikaniſchen Krieges 1812 bewies, daß die ſo gebranntmarkten Männer weder Rebellen noch Verräther waren, ſie fochten brav für England, und wäre es nicht um die Canadier geweſen, England wäre jetzt nicht mehr im Beſitz von Canada. — Die Majorität der Canadier und die Preſſe beklagt ſich, daß diejenigen, welche ihren einzigen Unterhalt aus den Revenüen der Provinz ziehen, die eingebornen Canadier als den Briten feindlich geſinnt ſchildern, und noch im gegenwärtigen Augenblicke zirkulirt dieſes Gerücht und verſucht den Saamen der Zwietracht zwiſchen die engliſchen Canadier und die Abkömmlinge der Franzoſen zu ſäen.

Der amerikaniſche Krieg und die in Europa erfolgten Begebenheiten begünſtigten die Fortſetzung der abſoluten Regierungsform in Canada; allein ſo bald als es thunlich war, erneuerte das Repräſentantenhaus ſeine Anſprüche auf eine Controlle über die öffentlichen Staatsgelder, und wandte ſich an das Gouvernement und die Räthe mit dem Geſuche, die Berichte über das Ergebniß der verſchiedenen Finanzzweige zur Einſicht zu erhalten, wurde aber gänzlich abgewieſen. Daſſelbe behauptete, dieſes Geſuch mit um ſo größerem Recht ſtellen zu können, weil Unterſchleiſe und Receſſe von nicht geringem Betrage als erwieſen vorlägen, und die der Herrn Caldwell, Vater und Sohn, allein in zwei Jahren 130.000 Pf. St. nachwieſen. — Es lag weder in der Natur der Verhältniſſe, noch ließ ſich vernünftiger Weiſe erwarten, daß es das Haus der Repräſentanten bei dieſer Abweiſung bewenden laſſen werde; ſeine Streitigkeiten mit einer unverantwortlichen Vollziehungsbehörde dauerten fort und beſtehen bis zu dieſem Augenblicke, wo ſie neue Kraft gewonnen haben, obgleich ſeit 1833 Finanzberichte vorgelegt worden ſind. Ein Verſuch wurde gemacht, den Geſetzgebungsrath mit dem Hauſe der Repräſentanten dadurch in Einklang zu bringen, daß man die Zahl der Mitglieder des erſtern vermehrte; allein dieſe Maßregel mußte um ſo eher fehlſchlagen, weil, wie die Canadier behaupten, die neu hinzugekommenen Mitglieder, mit wenig Ausnahmen, nur ſolche Perſonen waren, die den Anſichten des Gouvernements huldigten, und eher die Macht deſſelben verſtärkten als dazu geeignet waren, der unverantwortlichen Gewalt des Gouverneurs und ſeines Vollziehungsrathes als Gegengewicht zu dienen; da letzterer, als Ober-Appellationsgerichtshof, zugleich über alles Eigenthum des Landes verfügen konnte. Daß die Vermehrung des legislativen Rathes übrigens nicht dazu beigetragen hat, die Eintracht mit dem Hauſe der Repräſentanten herzuſtellen, geht aus der Thatſache hervor, daß der legislative Rath im letzten Jahre mehr Bills des Unterhauſes verworfen hat, als dies bei irgend einer frühern Gelegenheit der Fall geweſen iſt. — Der Vorſchlag der Repräſentanten im Jahre 1810, welcher als rebelliſch und aufrühreriſch aufgenommen wurde, namentlich aber die Propoſition, die Civilausgaben des Gouvernements zu übernehmen, wurde 1818 der nämlichen Verſammlung vorgelegt, und erhielt die Genehmigung der Miniſter der Krone. Später wurde von dem Gouvernement ein Antrag wegen einer Civilliſte geſtellt, der auch unter gewiſſen, auf Abſtellung von Mißbräuchen bezüglichen, Bedingungen angenommen wurde. Obgleich dieſe Beſchwerden nicht alle erledigt wurden, ging dennoch in dem Haus der Repräſentanten eine Bill durch, den Richtern eine unabhängige Stellung zu gewähren. Leider wurde dieſes ganz geeignete Geſuch durchaus abgewieſen. — Es

würde zu weit führen, hier alle Beschwerden aufzuführen, welche die Canadier erledigt wissen wollten; die vorzüglichsten waren: der Versuch des Gouvernements, Einfluß auf die Wahlen auszuüben, und als Folge davon blutige Auftritte zu Montreal, die im Hause der Repräsentanten eine Bill hervorriefen, welche die Verlegung der Truppen von den Wahlplätzen beabsichtigte, aber vom Council verworfen wurde, die Anhäufung von Sinekuren und Pluralitäten in einem Besorgniß erregenden Grade, die Vergiftung der Rechtsquellen und die Untergrabung des Geschwornengerichts, indem man die Mitglieder der großen Jury veranlaßte, die Klagen abzuweisen, so daß ein System der Corruption sich des ganzen Gesellschaftskörpers bemeisterte und das tödtende Gift einer despotischen Regierungsweise sich schnell allen Staatsgliedern mittheilte.

Diese und viele andere Umstände vereinigten sich, die Repräsentanten des Volkes fortwährend in der Defensive zu halten, und beinahe ohne Hoffnung auf Verbesserung und in beständiger Furcht vor den Versuchen, dieselbe ganz zu vereiteln, weigern sie sich, die Abgaben anders als von Jahr zu Jahr zu bewilligen.

Das Volk und seine Repräsentanten bekennen offen ihre Anhänglichkeit an die Krone von Großbritannien, und wünschen die Verbindung, wofür Viele ihr Blut vergossen und ihre Schätze bereitwillig geopfert haben, aufrecht zu erhalten; die Canadier sind keine Last für Großbritannien, da ihre Einkünfte hinreichen, ihre Bedürfnisse zu decken; sie haben keine Schulden, wie Ober-Canada, und konsumiren eine bedeutende Quantität von britischen Manufakturen und Erzeugnissen. Es kann nicht geleugnet werden, daß die Majorität der Canadier eine Abänderung in der Constitution der Rathsgewalten, zumal in jener des legislativen Rathes, wünscht, und daß derselbe nicht ferner mehr ein bloßes Ministerialcollegium, sondern, wie in den Vereinigten Staaten, eine wirkliche Wahlkammer bilde, deren Mitglieder nur von einer höhern Klasse von Wählern ernannt werden sollen, als diejenigen sind, welche die Abgeordneten in das Unterhaus schicken. — Unter der halben Million Einwohner, welche Unter-Canada zählt, gibt es wenigstens 80.000 Wähler, worunter neun Zehntheile Grundbesitzer sind; mehre Cantons haben 4 bis 5.000 Wähler, welche alle Landeigenthum besitzen; die große Masse des Eigenthums ist auf eine ziemlich gleiche Weise unter den Canadiern vertheilt und hieraus ersichtlich, daß diejenigen, welche eine Veränderung wünschen, nicht eigenthumslose Proletarier sind, und nicht in der Absicht eine Reform ihrer Staatseinrichtungen suchen, um das öffentliche Vertrauen zu zerstören. — Möchte doch das britische Ministerium und Parlament den mit so viel Achtung vorgebrachten Bitten willfahren, und nicht dasselbe Possenspiel von dem Colonialamte wiederholen, wie es im Jahre 1774 der Fall war. — Dann werden auch Vorgänge, wie die vom 27. Oktober 1837 bei St. Charles, ohne nachtheiligen Erfolg bleiben.

h. Finanzlage des Landes.

Dieser Gegenstand, der in Europa sowohl als in Amerika die Aufmerksamkeit in hohem Grade auf sich zieht, verdient hier um so näher beleuchtet zu werden, als von jeher die irrige Behauptung aufgestellt wurde, daß die britische Schatzkammer durch die Zuschüsse zur Bestreitung der Kosten, welche die Verwaltung von Unter-Canada verursacht, sehr belastet sey, und der Besitz dieser Provinz mehr Schaden als Nutzen brächte. Diese Behauptung ist ungegründet, die Canadier decken alle Ausgaben ihrer Civilverwaltung selbst, haben keine Schulden, sind mit keinen drückenden Steuern belastet, und haben, obgleich die Repräsentantenkammer vom Jahre 1815 bis 1831 eine halbe Million Pf. St. aus den Colonial-Einkünften zur Anlegung von Straßen und Kanälen verwilligte, immer noch einen Ueberschuß in ihrem Haushalte, indem die Staatseinkünfte noch mit jedem Jahre steigen.

Im Jahre 1807 betrugen die Brutto-Einkünfte von Unter-Canada nur 30.000 Pf. Sterl., in den Jahren 1821 bis 1834 aber in Pf. Sterl.:

1821	52.532.	1825	96.627.	1828	108.425.	1831	157.154.
1822	80.704.	1826	93.114.	1829	221.174.	1832	174.473.
1823	132.333.	1827	95.980.	1830	213.295.	1833	200.000.

und 1834: 227.314 Pf., mit Einschluß von 30.000 Pf., die an Ober-Canada für seinen Antheil an den in Quebec auf Waaren von allgemeinem Gebrauche gelegten Zöllen ausgezahlt werden müssen.

Die Einkünfte beliefen sich im Jahre 1832, wie oben angegeben, auf 174.473 Pf. St., welche in folgenden 13 Rubriken bestanden:

1.	In zufälligen und Boden-Revenuen (Casual and Territorial Revenue)	4.451 Pf.
2.	Abgaben auf spirituöse Getränke, laut Akte 14, Geo. III.	34.442
	Ertrag der Licenzen, dergleichen zu verkaufen, laut derselben Akte .	2.814
3.	Licenzen für Billiards, laut Provinzialakte 41, Geo. III.	75
	Abgaben, laut derselben Akte	6.141
4.	Geldbußen und Strafen	757
5.	Abgaben, laut Provinzialakte 33, Geo. III.	2.851
6.	Abgaben, laut Prov.-Akte 35, Geo. III.	33.357
	Licenzen, unter derselben Akte	3.122
7.	Abgaben, unter 53, Geo. III., amendirt durch 55, Geo. III. c. 2, und fortgesetzt durch die Parlamentsakte 3, Geo. IV. c. 119. . .	30.938
8.	Abgaben, unter Prov.-Akte 55, Geo. III. fortgesetzt durch 3, Geo. IV.	33.279
9.	Abgaben, unter Parlaments-Akte 6, Geo. IV. c. 114	7.381
10.	ditto, unter derselben Akte Cap. 52	44
11.	ditto, unter Prov.-Akte 45 und 51, Geo. III.	3.910
12.	Zölle am la Chine Kanal	4.300
13.	Abgaben, von Reisenden oder Einwanderern, laut 2, Will. IV. c. 17	6.605
	In Summa: Pf.	174.473.

Die zufälligen und Boden-Revenuen (Casual and Territorial Revenue) sind die, welche aus den Erbzinsen von den verschiedenen Besitzungen, und aus Verkäufen gewonnen werden; das Dispositionsrecht darüber hat sich die Krone vorbehalten, ohne daß der Repräsentantenkammer irgend eine Controlle zustände. — Der Brutto-Ertrag dieser Casual and Territorial Revenue während der Jahre 1818 bis 1830, gestaltete sich folgendermaßen:

Jahr.	Einkommen von den Ländereien der Jesuiten.	Einkommen von der Post.	Hammerwerk von St. Maurice.	Des Königs Werft.	Droit de Quint.	Lods et Ventes.	Land-Fond.	Holz-Fond.
1818	Pf. 2.063	512	"	162	5	1.938	"	"
1819	759	1.537	500	351	2.605	3.059	"	"
1820	1.552	512	500	352	2.331	1.446	"	"
1821	855	1.025	"	325	2.547	359	"	"
1822	2.003	1.025	500	378	338	2.060	"	"
1823	1.419	1.712	1.250	351	648	763	"	"
1824	2.105	1.200	"	351	474	985	"	"
1825	1.674	1.200	500	162	87	1.823	"	"
1826	1.428	1.200	500	703	987	1.621	"	"
1827	1.333	1.200	"	325	395	1.151	"	"
1828	3.155	1.200	1.000	404	1.603	3.621	2.282	1.193
1829	1.759	1.200	500	351	965	3.102	2.234	1.249
1830	1.579	1.096	500	168	946	2.552	2.304	1.903

Die Berichte aus früherer Zeit über die Staats-Ausgaben Unter-Canada's sind äußerst unbestimmt und mangelhaft; nach einem Bericht des Herrn N. Gould, Esq. beliefen sich dieselben während der Jahre 1794 bis 1816:

1794	Pf. 23.768	1800	Pf. 42.165	1806	Pf. 42.862	1812	Pf. 114.983
1795	26.276	1801	39.707	1807	51.497	1813	207.712
1796	27.225	1802	43.390	1808	53.104	1814	186.106
1797	26.013	1803	44.708	1809	50.067	1815	147.203
1798	23.343	1804	39.364	1810	59.560	1816	88.745
1799	28.967	1805	42.177	1811	60.042		

In 23 Jahren also auf einen Totalbetrag von 1.474.007 Pf. St., oder im Durchschnitte über 64.000 Pf. jährlich. — Spätere Berichte der Colonial Office liefern folgende Mittheilungen über die Gesammtausgaben für die Jahre 1821 bis 1831:

Jahr.	Für Civil.	Für die Miliz.	Total.	Jahr.	Für Civil.	Für die Miliz.	Total.
1821	Pf. 79.911	1.864	81.775	1827	Pf. 84.691	1.951	86.642
1822	58.294	1.819	60.113	1828	68.267	900	69.167
1823	101.062	1.855	102.917	1829	145.371	1.533	146.904
1825	64.194	1.848	66.042	1830	154.536	2.051	156.587
1826	71.098	1.793	72.891	1831	174.799	1.974	176.773

Es ist höchst schwierig, eine genaue Uebersicht über die Art und Weise der Verwendung der öffentlichen Gelder zu erlangen, und folgender Auszug aus einem officiellen Documente, welches das Haus der Repräsentanten im Jahre 1832 publicirte, dürfte wohl in einigem Grade, wenigstens was die Civil-Verwaltung betrifft, einen oberflächlichen Ueberblick gewähren.

Der jährliche Gehalt des Gouverneurs beträgt 4.500 Pf. St. — Die Beamten des Gouvernements, incl. der zufälligen Ausgaben, 1.200 Pf. — Für Uebersetzen öffentlicher Documente, Extra-Copialien und Druckkosten, 400 Pf. — Dem Auditeur der Landpatente 200 Pf. — Miethe seiner Expedition und Extra-Ausgaben 130 Pf. — Den Wächtern und Verwaltern der Provisionen auf der Insel Anticosti 115 Pf. Für Miethe des Hauses der Gouvernements-Bureaus, Aufseher, zufällige Ausgaben und Feuerung 639 Pf. — Zusammen an Ausgaben für das Gouvernement: 8.685 Pf. St.

Die Ober-Einahme (Receiver-General's Office), bestehend aus dem Ober-Einnehmer mit 1.000, und einem Schreiber mit 100 Pf. Gehalt, zusammen 1.100 Pf.

Die Ober-Rechnungs-Expedition (Inspector-General of Public Accounts): dem Ober-Inspector 300, dem Schreiber 100, zusammen 400 Pf.

Dem Executiv-Rath (Executive Council), zusammen 1.247 Pf.

Dem Gesetzgebungs-Rathe (Legislative Council), zusammen 4.978 Pf., incl. 900 für den Sprecher, (jetzt Jonathan Sewell, der zugleich als Oberrichter der Provinz einen Gehalt von 1.500 Pf. und für sein dem Gouvernement zu Expeditionen eingeräumtes Haus 500 Pf. Rente bezieht).

Dem Hause der Repräsentanten (House of Assembly), zusammen 13.587 Pf., incl. 900 Pf. für den Sprecher (jetzt L. J. Papineau, Haupt der Opposition).

Die Gehalte der Richter und andere Ausgaben, welche die Gerichtsverwaltung erfordert, zusammen 20.319 Pf.

Die Pensionsliste, für 17 Pensionen von 5 bis 300 Pf., zusammen 1.510 Pf.

Das Vermessungs-Amt (Surveyor-General's Office) zusammen 652 Pf.

Für verschiedene Ausgaben, die unter keine der obigen Rubriken zu bringen waren, als für den Grand Voyer von Quebec, Montreal und Three Rivers,

den Straßenaufseher zu Gaspé, und den Feuerlöschen-Inspectoren zu Quebec und Three Rivers, so wie für den Druck der Gesetze, zusammen 1.615 Pfd.

Zur Erhaltung öffentlicher Gebäude u. s. w. 1.250 Pf., und für unvorhergesehene Ausgaben 644 Pf.

Der Gesammtbetrag aller Ausgaben für die Civilverwaltung also 56.191 Pfund! — Im Jahre 1834 belief sich derselbe auf 59.395 Pf., oder in runder Summe, ausschließlich der Ausgaben für die Miliz, auf 60.000 Pf. — Der Rest der Einnahmen, circa 80 bis 100.000 Pf., wird für öffentliche Zwecke verwendet, und die Verfügung darüber der Repräsentantenkammer überlassen, welche im Jahre 1832 9.000 Pf. den Commissären für Eröffnung des Chambly-Kanals, 5.500 Pf. zur Erbauung eines Gefängnisses zu Montreal; 1.620 Pf. zum Aufbau eines Zollhauses zu Quebec (zu welchem noch 1.350 Pf. kamen), 6.000 Pf. für Straßen und Brücken; für den Chambly-Kanal 34.510 Pf.; für Ansiedelungen an der Straße nach St. Pauls Bay und an Craig's Road 434 Pf.; für Verbesserung der Schifffahrt auf dem Richelieufluß 410 Pf.; zur Erbauung eines Marine-Hospitals zu Quebec 4.941 Pf., zur Unterstützung der Dampfschifffahrt nach Halifax 1.750 Pf., zur Errichtung eines Leuchtthurmes auf St. Paul's Insel 1.795 Pf.; 5.312 Pf. zur Erbauung eines Leuchtthurmes auf dem östlichen Ende von Anticosti; 7.338 Pf. zur Verbesserung der Schifffahrt an den St. Anna's Stromschnellen; 4.200 Pf. zur Errichtung einer Brücke über den St. Maurice; 3.300 Pf. zur Vollendung des Gouvernements-Hauses zu Montreal; 445 Pf. für die Taubstummen-Anstalt; 24.000 Pf. zur Unterstützung der Elementarschulen; 13.298 Pf. für die Quarantaine und Medicinalpolizei; 4.623 Pf. zur Unterstützung armer und kranker Emigranten, und 1.188 Pf. für landwirthschaftliche Gesellschaften verwilligten.

Im Jahre 1834 verwilligte die Kammer der Repräsentanten über 31.000 Pf. für öffentliche Zwecke, und zwar: 3.977 Pf. zur Unterstützung in Noth befindlicher Kirchspiele; 518 Pf. zur Entschädigung Franz Fortiers; 12.400 Pf. zur Vollendung des Chambly-Kanals und der Schleußen; 3.000 Pf. für landwirthschaftliche Gesellschaften; 3.000 Pf. für Erkaufung von Grosse Isle; 850 Pf. für die Wohlthätigkeitsanstalten zu Montreal; 3.024 Pf. für Irre, Findlinge u. s. w.; 1.592 Pf. für das Gefängniß zu Montreal u. s. w., und außerdem wurden wieder, wie schon 1832 und 1833, 24.000 Pf. für Elementarschulen verwilligt.

Die indianischen Angelegenheiten werden vom britischen Ministerium bestritten, es steht aber nicht zu bezweifeln, daß, wenn Unter-Canada die Controlle über die Verwendung seiner Finanzen zu führen bekommt, die Kosten für diese Anstalt den Staatsausgaben zugeschlagen werden würde. — Die Ausgaben für das Indian Establishment für Unter-Canada betrug in dem mit dem 31. März 1835 endenden Jahre 1.813 Pf. St., und zwar: 239 Pf. dem Secretär, 239 Pf. dem Ober-Intendanten; 107 und 102 Pf. für zwei Dollmetscher; 75 und 50 Pf. für zwei Missionäre; 20 Pf. einem Schulmeister; 231 Pf. dem Ober-Intendanten zu Montreal; 102 Pf. jedem der drei Dollmetscher; 131 dem Residenten; 145 Pf. für drei Missionäre. — Eine ähnliche Anstalt besteht in Ober-Canada, und deren Gehalte belaufen sich auf 1.757 Pf., und die Pensionen auf 572 Pf. St. Die Gesammt-Ausgaben für indianische Angelegenheiten an Geschenken, Gütern u. s. w. betrugen für 1835: 15.856 Pf., mithin einschließlich obiger Gehalte für Ober- und Unter-Canada, eine jährliche Ausgabe von circa 20.000 Pf. Sterling.

i. Militärwesen.

Unter-Canada ist im Besitz einer zahlreichen Miliz, und in derselben das wirksamste Mittel, um einen Angriff oder feindlichen Einfall mit Erfolg zurückzuschlagen;

durch die Organisirung einer Miliz, wie sie Canada besitzt, und wie sie in verschiedenen britischen Colonien eingeführt ist, kommen die höhern und niedern Stände der Bevölkerung in unmittelbare Berührung, wodurch sich das patriotische Gefühl der einen auch den andern mittheilt, und ein Grad von Ordnung eingeführt wird, der sich der Erhaltung des Ganzen sehr förderlich erweist. — Großbritannien verdankt hauptsächlich, wie dies auch schon früher bemerkt wurde, den gegenwärtigen Besitz Canada's dem entschlossenen Benehmen der canadischen Miliz, welche bei zwei Gelegenheiten sich so brav erwiesen, die Amerikaner aus ihrem Gebiete zu vertreiben. Auf die Loyalität dieser Miliz vertrauend, welche täglich sich vermehrt, braucht Großbritannien sich weder für einen Einfall der Amerikaner, noch vor der Eifersucht irgend einer europäischen Macht zu fürchten, so lange das Ministerium gerecht gegen die Canadier ist, und nur die Entfernung des Lords Gasford, des jetzigen Gouverneurs, dessen unseliges System gerechte Erbitterung gegen Willkühr hervorruft, wird Großbritannien die Erhaltung seiner reichsten Colonie sichern. — Im Jahre 1807 bestand die waffenfähige Miliz Unter-Canada's aus 50.000 Mann, mit einer entsprechenden Anzahl Offiziere, und außer den vom Gouvernement gelieferten Waffen 10.000 Musketen. Von dieser Periode bis zum Jahre 1815 hatte sich ihre Anzahl nicht beträchtlich vermehrt, ja in der Zahl der Mannschaft noch vermindert. — 1807 bestanden 460 Compagnien mit 23 Obersten, 24 Oberstlieutenants, 31 Majors, 41 Adjutanten, 3 Quartiermeistern, 447 Hauptleuten, 495 Lieutenants, 408 Fähnrichs und 54.072 Mann. — 1811 belief sich die Zahl der Compagnien auf 478, und die der Mannschaft auf 55.844. 1815 auf 510 Compagnien und 53.929 Mann. Nach dem Bericht einer Spezial-Committee der Repräsentantenkammer war der Bestand der Miliz im Jahre 1827: 713 Compagnien in 66 Bataillonen; unter den Waffen stehende Miliz 79.542 Mann, nicht unter Waffen stehend 14.303; Gesammtzahl 93.845 Mann; Obersten 4, Oberstlieutenants 70, Majors 113, Kapitäns 668, und Lieutenants 733.

Durch die Milizakte ist jeder taugliche männliche Einwohner vom 18. bis 60. Jahre, sobald er sechs Monate im Lande gelebt hat, verpflichtet, in der Miliz zu dienen, es sey denn, daß er eigens vom Gesetze davon befreit ist. Die Ausnahmen begreifen die Geistlichkeit, die Civil- und Militärbeamten des Gouvernements, Aerzte, Chirurgen, Landmesser, Notarien, Fährleute, Müller, Schullehrer, Verwalter kirchlicher Communitäten, Studenten in Collegien und Seminarien, und Personen, welche vor dieser Akte als Milizoffiziere gedient haben. — Die Offiziere werden vom Gouvernement angestellt: die Qualification derjenigen, welche über dem Range eines Kapitäns stehen, erfordert eine bona-fide-Besitzung, die jährlich 50 Pf. Currant einträgt; die Hälfte der Summe reicht für einen Kapitän oder für einen Subalternoffizier hin. Durch die ganze Provinz findet eine jährliche Musterung in Compagnien am 29. Juni statt. — Die leichte Kavallerie, die Artillerie und das Schützencorps, würden jeder europäischen Armee Ehre machen, und bei allen dieser Miliz, die im Fall der Noth leicht auf 100.000 Mann gebracht werden könnte, Angehörenden zeigt sich ein esprit du corps, der alle Anerkennung verdient. Gegenwärtig ist die Zahl der Bataillone in Unter-Canada folgendermaßen vertheilt: Acadie 3, Beauce 1, Beauharnois 2, Bellechasse 3, Berthier 3, Bonaventure 1, Chambly 3, Champlain 1, Dorchester 1, Drummond 1, Gaspé 1, Kamouraska 2, la Chenaye 1, la Prairie 2, l'Assomption 2, l'Islet 2, Lotbiniere 2, Megantic 1, Missisqui 1, Montmorency 1, Montreal 8, Nicolet 2, Orleans 1, Ottawa 3, Portneuf 2, Quebec 5, Richelieu 3, Rimouski 1, Rouville 3, Saguenay 2, Shefford 1, Sherbrooke 1, Stanstead 1, St. Hyacinthe 3, St. Maurice 3, Terrebonne 2, Two Mountains 3, Vaudreuil 2, Vercheres 3 und Yamaska 2, im Ganzen 85 Bataillone.

Der Aufwand für die Miliz beträgt nur 1.418 Pf., von welchen ein General-

Adjutant 450, ein anderer 270, zwei Adjutanten 180, ein Secretär 183 Pf. erhält, und für Bekanntmachungen, Postgelder u. s. w. 183 Pf. verwilligt werden.

Die königlichen Truppen in Unter-Canada bestehen gewöhnlich aus drei Infanterie-Regimentern, zwei Compagnien Fuß-Artillerie und zwei Compagnien königliche Ingenieurs; das Hauptquartier von zwei Regimentern ist zu Quebec, das des dritten zu Montreal. — Der Gouverneur der Quebec-Garnison ist ein Generalmajor, der Vice-Gouverneur der Provinz ein Generallieutenant. Das Hauptquartier des Verpflegungsamtes und der übrigen Militär-Departements für Ober- und Unter-Canada befindet sich in der untern Provinz. An Fortificationen besitzt Canada mehre befestigte Puncte an der Gränze der Union, am Champlainsee; die stark befestigte Insel St. Helen, in der Nähe von Montreal, Quebec, den Schlüssel des Landes, und durch seine Lage und die auf dem höchsten Puncte vom Kap Diamond erbaute Citadelle, in Verbindung mit einer furchtbaren Linie einzelner stark befestigter Außenwerke, eine der bedeutendsten Festungen Amerika's.

Die Kasernen zu Quebec (das ehemalige Jesuitencollegium), welche gegenwärtig die Truppen inne haben, liegen beinahe im Mittelpunkte der obern Stadt, bilden die Westseite des Marktes, und bestehen aus einem viereckigen, drei Stockwerk hohen, aus Stein aufgeführten Gebäude, das in seinem Innern einen großen offenen Platz hat, und gegen 1.500 Mann fassen kann.

Das Zeughaus zu Quebec ist sehr bedeutend und befindet sich in einem vortrefflichen Zustande, auch die übrigen Departements der Armee, das Medicinalwesen, Verpflegungsamt u. s. w. werden gut verwaltet.

k. Eintheilung.

Unter-Canada wird in fünf Districte: Montreal, Quebec, Three Rivers, Gaspé und St. Francis, die ursprünglich 21 Kantons ausmachten, abgetheilt. — Durch die Provinzial-Parlaments-Akte 9 Geo. IV. vom März 1829, wurde das Land einer neuen Eintheilung unterworfen, und die 21 alten Kantons in 40 neue folgendermaßen geschieden:

Alte Kantons.	Zahl der neuen.	Neue Kantons.
Bedford . . .	2	Rouville und Missisqui.
Buckingham . .	6	Yamaska, Drummond, Nicolet, Lotbiniere, Sherbrooke und Megantic.
Cornwallis . .	2	Kamouraska und Rimouski.
Devon . . .	1	Islet.
Dorchester . .	2	Beauce und Dorchester.
Essingham . .	1	Terrebonne.
Gaspé . . .	2	Bonaventure und Gaspé.
Hamshire . .	1	Portneuf.
Hertford . . .	1	Bellechasse.
Huntingdon . .	3	Acadie, Beauharnois und la Prairie.
Kent	1	Chambly.
Leinster . . .	2	l'Assomption und la Chenay.
Montreal . .	1	Montreal.
Northumberland	2	Montmorency und Saguenay.
Orleans . . .	1	Orleans.
Quebec . . .	1	Quebec.
Richelieu . .	4	Richelieu St. Hyacinthe, Shefford und Stanstead.

Alte Kantons.	Zahl der neuen.	Neue Kantons.
St. Maurice .	2	St. Maurice und Champlain.
Surrey . . .	1	Vercheres.
Warwick . . .	1	Berthier.
York	3	Two Mountains, Vaudreuil und Ottawa.
21	40	

Jeder Kanton zerfällt wieder in Seigneuries und Fiefs, deren Umfang durch das Arret du conseil supérieur vom 3. Mai 1722 genau bestimmt ist, und in Townships oder Ortschaften, die seit 1796 in freies Eigenthum verwandelt sind, und enthält nach dieser Eintheilung:

1. Der District Montreal.

19 Kantons, 70 Seigneuries, 8 Fiefs und 59 Ortschaften, und zwar:

Kantons.	Seigneuries.	Fiefs.	Ortschaften.	Kantons.	Seigneuries.	Fiefs.	Ortschaften.
Acadie . . .	2	„	1	Rouville . . .	7	„	„
Beauharnois .	1	„	3	St. Hyacinthe .	3	„	„
Berthier . . .	8	5	2	Shefford . . .	„	„	8
Chambly . . .	5	1	„	Stanstead . .	„	„	6
La Chenaye . .	2	„	2	Terrebonne . .	4	„	3
La Prairie . .	4	„	„	Two Mountains	3	„	6
L'Assomption .	1	„	2	Vaudreuil . .	4	„	1
Missiéqui . .	1	„	3	Vercheres . .	8	2	„
Montreal . .	1	„	„	Projectirte Ort-			
Ottawa . . .	1	„	8	schaften . .	„	„	14
Richelieu . .	8	„	„				

2. Der District Quebec.

13 Kantons, 79 Seigneuries, 12 Fiefs und 38 Ortschaften.

Kantons.	Seigneuries.	Fiefs.	Ortschaften.	Kantons.	Seigneuries.	Fiefs.	Ortschaften.
Beauce . . .	7	„	9	Montmorency .	1	„	„
Bellechasse . .	7	2	4	Orleans . . .	1	„	„
Dorchester . .	1	„	„	Portneuf . .	13	3	„
Kamouraska .	7	1	3	Quebec . . .	4	2	2
L'Islet . . .	9	3	1	Rimouski . .	15	1	2
Lotbiniere . .	8	„	„	Saguenay . .	6	„	1
Megantic . .	„	„	16				

3. Der District Three Rivers oder Trois Rivieres.

6 Kantons, 25 Seigneuries, 9 Fiefs und 53 Ortschaften.

Kantons.	Seigneuries.	Fiefs.	Ortschaften.	Kantons.	Seigneuries.	Fiefs.	Ortschaften.
Champlain . .	5	„	1	St. Maurice .	8	5	3
Drummond . .	„	„	19	Sherbrooke . .	=	„	28
Nicolet . . .	4	4	2	Yamaska . .	8	„	„

4. Der District Gaspé.

2 Kantons, 1 Seigneurie, 6 Fiefs und 10 Ortschaften.

Kantons.	Seigneuries.	Fiefs.	Ortschaften.	Kantons.	Seigneuries.	Fiefs.	Ortschaften.
Bonaventure .	1	„	7	Gaspé . . .	„	6	3

5. Der District St. Francis.

38 Ortschaften, in den District von Three Rivers eingeschlossen.

I. Topographie von Unter-Canada.

Wie schon oben gesagt, wird die Provinz Unter-Canada in fünf Districte geschieden, von denen die drei obern (superior): Montreal, Three Rivers und Quebec nach den in ihnen liegenden Hauptstädten, die untern (inferior) aber, St. Francis und Gaspé benannt werden. Die Districte sind die gerichtlichen Abtheilungen der Provinz und haben Ober- und Untergerichte, die zu bestimmten vorgeschriebenen Zeiten ihre Sitzungen halten, welche im Allgemeinen dieselben als in England sind. In den obern Districten ist die Gerichtsbarkeit der Court of King's Bench unbeschränkt, in den untern Districten aber die Civil-Gerichtsbarkeit durch die Macht der Appellation in etwas begränzt, und alle Klagen über Hauptverbrechen müssen vor die Gerichtshöfe der obern Districte gebracht werden.

Die Gerichtssitze sind folgende:

im District Quebec die City Quebec;
" " Montreal die City Montreal;
" " Three River die Stadt Three River;
" " St. Francis: Sheerbrooke in der Ortschaft Ascot, und
" " Gaspé: New Carlisle, in der Ortschaft Cox.

1. Der District Montreal.

Dieser District wird im Osten vom Three River District, im Süden von den Staaten Vermont und New-York, im Westen von Ober-Canada und dem Ottawa River, und im Norden von den noch unvertheilten Ländereien der Provinz begränzt. — Der allgemeine Character des Districts ist eben und flach, namentlich in den angebauten Theilen, mit Ausnahme einiger isolirten Berge und Höhenzüge in der südlichen Section. Nach der südlichen Gränze zu erhebt sich das Land allmählig, nimmt kühnere Umrisse an, und wird in einigen Theilen selbst gebirgig, vorzüglich aber in Hemmingford, Bolton und der Nachbarschaft. An der Nordseite des St. Lorenz zieht sich das Hochland, von Quebec herüber, 6 bis 7 Leagues nördlich vom See der beiden Berge (Lake of Two Mountains), nach Westen bis zum Grand Calumet, am Ottawa, und durchschneidet, nach Ober-Canada hinüber streichend, diesen Fluß. Nördlich von dieser Reihe ist das Land mehr oder weniger uneben und bergig, und schließt sich an die Hochlande an, welche die Wasserscheide zwischen der Hudsonsbay und dem St. Lorenz bilden. Der Boden ist im Allgemeinen vortrefflich, und sichert dem Landwirth die größten Vortheile. Das Land wird in jeder Richtung von zahlreichen öffentlichen Straßen und Vizinalwegen durchschnitten, ist dicht bewohnt und zeigt herrlich cultivirte Landgüter. — Das Klima, die Lage, der Boden und andere Vorzüge machen Montreal zu dem reichsten und bevölkertsten Districte der Provinz. — Der St. Lorenz durchströmt den District und theilt ihn in die nördliche und südliche Hälfte; der Ottawa bildet im Westen 335 englische Meilen weit seine westliche Gränze, und eine zahllose Menge von Flüssen, Strömen, Bächen, Seen und Teichen durchschneiden das Innere des Landes, bewässern den Boden, und bieten die herrlichsten natürlichsten Landesstraßen. Die bemerkenswerthesten Flüsse und Seen sind:

Flüsse

im Norden des St. Lorenz:	im Süden des St. Lorenz:
Gatineau.	Richelieu.
Lievres.	Sorel.
Petite Nation.	Yamaska, und seine zahlreichen Zweige.
Riviere Blanche.	Pyke.
Riviere du Nord.	Montreal, L.
Mascouche.	Chateauguay, und seine zahlreichen Zweige.
Achigan.	Lacolle.
L'Assomption.	Magog.
Lachenaye.	Coaticook.
Berthier.	Missiskoui.
Chaloupe.	
Du Chêne.	

Seen

im Norden des St. Lorenz:	im Süden des St. Lorenz:
White Fish.	Memphramagog.
Sables.	Tomefobi.
Kilarney.	Missiskoui-Bay.
Temiscaming.	Ein Theil des Scaswaninepus.
Lievres.	Yamaska-Bay.
La Roque.	St. Louis.
Rocheblave.	Two Mountains.
Pothier.	St. Francis.
Nimicachinqué.	Chaudiere.
Papineau.	Chats.
Maskinongé.	Allumets.

Die 19 Kantons des Districts sind:

1. Der Kanton Acadie.

Im Nordwesten von La Prairie, im Nordosten von Chambly, im Osten vom Richelieufluß, im Süden vom Staate New-York, und im Westen von Beauharnois begränzt, ist 22½ engl. Meilen lang, 20 Meilen breit, umfaßt einen Flächenraum von 242 engl. □Meilen, und enthält die Seigneurien La Colle und De Lery, die Ortschaft Sherrington, und die Inseln: aux Noix, Hospital und Ash, im Richelieufluß. Das Centrum des Kantons ist in 45° 9′ nördl. Br. und 73° 27′ westl. L. von Greenwich. — Der Kanton zählt mehre Kirchspiele, eine Stadt und drei Dörfer, und sendet zwei Mitglieder zum Provinzial-Parlament. Der Wahlplatz ist zu St. Marguerite de Blairfindie. — Die Hauptflüsse, welche den Kanton durchströmen, sind: der Montreal, La Tortue und La Colle. — Die Bevölkerung, welche sich 1831 auf 11.419 Seelen belief, besteht zur Hälfte aus Canadiern, zur Hälfte aus Amerikanern, Engländern, Iren und Schotten. — Im Kanton befinden sich: 2 protestantische Kirchen, 1 Methodistenkirche, 1 katholische Kirche, 4 Schulen, 1 Courthaus, 1 Gefängniß, 210 Häuser, 2 Mahlmühlen, 7 Sägemühlen, 2 Krämpelmaschinen, 2 Walkmühlen, 2 Gärbereien, 2 Potterien, 3 Pottaschsiedereien, 1 Brauerei, 2 Branntweinbrennereien, 2 Aerzte, 3 Notarien, 11 Kaufleute, 9 Wirthshäuser, 35 verschiedene Handwerker, 3 Flußschiffe von 15 Tonnen Gehalt und 5 Kielboote. — Der jährliche Ertrag der landwirthschaftlichen Producte betrug 1832: 55.000 Bushels Waizen; 58.000 B. Hafer; 9.300 B. Gerste: 23.020 B. Erbsen; 2.296 B.

Roggen; 2.000 B. Buchwaizen; 11.200 B. Mais und 143.400 Bushels Kartoffeln; der Viehbestand in demselben Jahre: 3.950 Pferde, 9.268 Ochsen, 6.435 Kühe, 19.820 Schaafe und 6.085 Schweine.

De Lery, Seigneurie, Eigenthum des Generals Burton, am Richelieu, hat 2 Leagues Fronte und 3 Leagues Tiefe; wird von dem Montreal und dem Bleurie River und Johnson Creek durchschnitten; hat in der Mitte einen kleinen See, der zu Zeiten das benachbarte niedere Land überschwemmt, und im Richelieu, unweit der Mündung des Bleurie, die kleine, 85 Acres große, Insel aux Noix, auf welcher ein Militärposten angelegt ist, und ein Schiffszimmerhof sich befindet. — Nahe an der Gränze von La Colle ist ein kleiner Platz: Burtonville, aus einigen an der Hauptstraße liegenden Häusern bestehend. — Die Seigneurie hat 1.531 Seelen, 1 katholische Kirche, 1 Geistlichen und 1 Sägmühle. Das Land ist flach, in vielen Theilen sumpfig, und noch zum größten Theil Waldland.

La Colle oder Beaujeu, Seigneurie, im Süden der vorigen, von der nämlichen Größe und ebenfalls Eigenthum des Generals Burton. Der Richelieu bildet die östliche Gränze, empfängt hier den La Colle River, und trägt von der Mündung dieses Flusses die Isle aux Têtes oder Ash Island, auf welcher eine Redoute errichtet ist. In der Nähe des Flusses ist das Land flach, an manchen Stellen sumpfig, der Boden aber im Allgemeinen gut und vortrefflich mit Holz bestanden. Eine Anzahl Häuser, die zu beiden Seiten der nach New-York führenden Straße liegen, erhielten nach einem der ersten Ansiedler, Kapitän Odell, den Namen Odelltown. — Die 1.981 Bewohner der Seigneurie sind größtentheils Amerikaner und vortreffliche Landwirthe. — In der Seigneurie findet sich: 1 katholische Kirche, 1 Mahlmühle, 1 Walkmühle, 1 Krämpelmaschine, 4 Sägemühlen, 1 Gärberei, 1 Hutmanufaktur, 3 Pottasch- und 2 Perlaschsiedereien, 1 Branntweinbrennerei und 1 Potterie.

Sherrington, Ortschaft, im Westen von De Lery und La Colle, von irregulärer Gestalt. Das Land im Südwesten steigt in vielen Plätzen zu einer bedeutenden Höhe; der Boden ist von mittler Güte, und mit Buchen, Ulmen, Ahorn und weißen Eschen bedeckt. Im Nordosten sind viele Sümpfe, von denen mehre mit Cedern und schwarzen Eschen bewachsen sind; die letztern sind am leichtesten in Cultur zu setzen, und könnten ohne große Kosten in das herrlichste Wiesenland umgewandelt werden. Der kleine Fluß La Tortue und mehre Bäche durchschneiden die Ortschaft; keiner von allen ist bootbar, und nur auf den erstern können Flöße bis zu den la Tortue-Mühlen gelangen. Die Ansiedler, deren die Ortschaft 3.125 zählt, sind zur Hälfte Canadier, zur Hälfte Briten; die Ansiedelungen sind im Steigen, fast alles Land schon ausgegeben; der größte Landbesitzer, Mr. Languedoc, welcher 11.000 Acres eignet, führte den Hanfbau ein und errichtete eine Hanfmühle.

2. Der Kanton Beauharnois,

wird im Norden und Nordwesten vom St. Lorenz, im Nordosten von La Prairie und Acadie, und im Süden von der Gränzlinie von New-York begränzt, enthält die Seigneurie Beauharnois und die Ortschaften Hemmingford, Hinchinbrook und Godmanchester, und das Indianerland, welches sich westlich von den letzteren bis St. Regis erstreckt; die Länge des Kantons beträgt 55, die Breite 22 Meilen, der Flächeninhalt 717 □ Meilen. Das Centrum ist unter 45° 10′ nördl. Br. und 74° 5′ westl. Länge von Greenwich, ein Drittel der 17.164 Seelen starken Bevölkerung sind geborne Canadier, zwei Drittel Schotten, Iren, Amerikaner und Indianer. Das Land enthält mehre Kirchspiele und blühende Dörfer, unter denen Beauharnois, St. Regis und Dundee die bemerkenswerthesten sind. Die Hauptflüsse sind: der Chateaguay, welcher den ganzen Kanton durchschneidet, English River,

Outardes, Norton Creek, und Black River. Die triangulare Gestalt der Provinz, das gunstige Klima und die bedeutende Fronte längs dem St. Lorenz, gewähren den hiesigen Ansiedlern bedeutende Vortheile. Der Boden ist im allgemeinen vortrefflich, und der Holzwuchs von vorzüglicher Qualität. — Zur Repräsentantenkammer sendet der Kanton 2 Mitglieder; — der Wahlort ist St. Clement. — Beauharnois besitzt: 5 Dörfer, 1 protestantische und 4 katholische Kirchen, 4 Priester, 3 Unterpfarrer, 2 Schulen, 8 Mahlmühlen, 17 Sägemühlen, 2 Krämpelmaschinen, 2 Walkmühlen, 1 Gärberei, 14 Pottasch- und Perlaschsiedereien, 5 Branntweinbrennereien, 1 Arzt, 2 Notare, 11 Kaufleute, 10 Wirthshäuser, und 63 Handwerker, und erzeugte (1832): Waizen 61.805, Hafer 46.660, Gerste 14.000, Erbsen 41.800, Roggen 11.550, Buchweizen 5.400, Mais 20.950, und Kartoffeln 195.400 Bushels, 25.300 Tonnen Heu, 277 Zentner Flachs, 5.080 Zentner Butter und 1.326 Zentner Ahornzucker. — Der Viehbestand belief sich in diesem Jahre auf 2.076 Pferde, 3.916 Ochsen, 5.678 Kühe, 17.599 Schaafe, und 6.838 Schweine.

Beauharnois oder Villechauve, Seigneurie längs dem Ufer des St. Lorenz, 6 Leagues breit und 6 Leagues tief, jetzt Eigenthum des Edward Ellis, Esq., wird in die Unterabtheilungen: Catherine's-Town, Ann's-Town, Helen's-Town, Mary's-Town, Orme's-Town, North und South George's-Town, William's-Town, James-Town, Russel-Town und Edward's-Town geschieden, und besitzt 3 katholische Missionen mit Kirchen: St. Clement, St. Timothee und St. Martin, und am Chateauguay, in South George-Town, eine presbyterianische Kirche. Die Seigneurie umfaßt einen Flächeninhalt von 254.016 Arpents, von welchen über 133.000 bereits verwilligt sind, 120.208 aber noch unvergeben liegen. Das Land ist im Allgemeinen gut, die Waldungen von vorzüglicher Qualität, und die Fichten, Kiefern und Eichen, namentlich aber die letztern, werden für die besten in ganz Unter-Canada gehalten. — Im britischen Theile der Seigneurie befinden sich 3 Schulen, im Canadischen hingegen keine öffentliche, wohl aber 4 — 5 Privatschulen, die in den Häusern der Habitans gehalten werden. — Beauharnois Village, in Ann's-Town, ist freundlich an der Mündung des St. Louis und am Ufer des St. Lorenz gelegen, enthält, außer dem Sitz des Seigneurs, gegen 60 Häuser, von denen der dritte Theil von Stein erbaut ist, eine Mahl- und eine Sägemühle und 3 Wirthshäuser; das zwischen Lachine und den Kaskaden spielende Dampfboot landet hier um Holz einzunehmen. — St. Louis, Domaine an der Mündung des St. Louis.—Du Ruisseau, Domaine in Helen's-Town. — Annefield, Dorf von wenigen Häusern, in Ann's-Town mit Mühle. — Pêche au Saumon, desgl. mit Mühle, am Chateauguay. — Grande Island, Insel in St. Lorenz, 21 Meilen im Umfange, und schon seit Jahren bewohnt; herrlich reicher Boden. — Ile aux Chats, in St. Lorenz, kleine, völlig ungebaute Insel.

Godmanchester, Ortschaft, im Südwesten von der Seigneurie Beauharnois; zwischen dem St. Lorenz und Chateauguay; hinsichtlich ihrer Lage, ihres Bodens, Klimas und ihrer Lokalvorzüge, eine der werthvollsten in der Provinz, hat 14½ Meile Fronte und eine Tiefe von 7 Meilen; wird durch den See St. Francis im Nordwesten begränzt, von den Dead Creek, den Chateauguay und à la Guerre durchschnitten, und in sechs Reihen (Ranges) geschieden, von denen jede in 61 Landplätze getheilt ist. — Das Land am Ufer des St. Francis ist niedrig, der Boden aber gut, und in einigen Plätzen vortreffliches Wiesenland. Der größte Theil der Ländereien längs dem Chateauguay ist ebenfalls flach, doch von ausgezeichnetem Boden. Nach Innen erhebt sich das Land und bildet einen dicht bewaldeten Bergrücken, der die ganze Ortschaft, parallel mit dem St. Lorenz laufend, durchschneidet; der Boden ist hier, im allgemeinen, ein gelber, mit Sand, Thon und Mergel gemischter Lehm;

der Holzwuchs größtentheils Buche, Birke, Ahorn, Esche und Ulme. — Die Swamps sind meist mit Tamarack, Cedern und Sprossentannen dicht bewachsen. — Die Bevölkerung belief sich 1833 auf auf 1.723 Seelen, und in Kultur waren genommen 2.783 Acres. — Godmanchester, Dorf an der zweiten Gabel des River à la Guerre, auf Gouvernementsland, mit 82 Einwohnern in 16 Familien; größtentheils Händler und Handwerker.

Hemmingford, Ortschaft im Süden der Seigneurie Beauharnois, und im Norden der Gränzlinie der Vereinigten Staaten. — Die Ortschaft ist in fünf Reihen (Ranges) von 200 Acres-Plätzen ausgelegt, die nur an unmittelbare Ansiedler verwilligt werden. — Obgleich die Oberfläche sehr uneben ist, mehre Bergrücken sich in verschiedenen Richtungen erheben, und der Boden unter der Oberfläche hier und da sehr steinig ist, finden sich doch herrliche, zum Hanf-, Flachs- und Getreidebau geeignete Striche. Im Norden und Nordosten sind einige mit Cedern bedeckte Swamps; das Hochland ist mit Buchen, Ulmen, Birken und Ahorn bestanden, und längs der zweiten Reihe findet man Eichen und Kiefern von vorzüglicher Qualität. — Der Montreal und mehre kleine Ströme bewässern die, durch mehre schlechte Straßen durchschnittene, Ortschaft, in welcher sich bis jetzt nur 1 Mahl- und 1 Sägemühle findet. Die Bevölkerung besteht aus 150 Familien, größtentheils Iren, von denen sich 345 Seelen auf Reserveländereien der Krone, ohne Rechtstitel zu besitzen, angesiedelt haben. Die Ortschaft umfaßte 58.600 Acres, von denen bis jetzt erst 6.067 Acres in Kultur genommen sind. — Hemmingford Mountain, oder Covey's Hill, ein 1.100 Fuß hoher Berg, der sich aus niedrem Sumpflande ziemlich steil erhebt, und von dessen Gipfel man ein herrliches Panorama erblickt.

Hinchinbrooke, Ortschaft im Süden von Godmanchester, und durch den Chateauguay von dieser Ortschaft geschieden, enthält 38.000 Acres, von welchen bereits 18.850 verwilligt worden sind, darunter 11 bis 12.000 Acres an Nicht-Ansiedler (non-residents), von denen der größte Theil in den Vereinigten Staaten leben. Die Ortschaft ist in acht Ranges geschieden, und jede derselben in Landplätze von 200 Acres ausgelegt. Die Oberfläche ist etwas uneben, der Boden aber, obgleich leicht und in manchen Plätzen steinigt, im Allgemeinen, einige sumpfige Striche ausgenommen, gut. Die Hügel und alles hochliegende Land sind mit dichtem Walde bestanden. Nach dem Chateauguay zu wechseln üppige Thäler und Wiesengründe, die von verschiedenen Zweigen dieses Flusses durchschnitten werden, mit sanften Hügeln ab. Die Ansiedlungen sind größtentheils längs dem Flusse und in geeigneten Lagen längs der New-Yorker Gränze, wo verschiedene Straßen nach New-York hinüberführen. Gegenwärtig bewohnen 225 Familien die Ortschaft, von denen die meisten Schotten und Iren sind; die Gesammtbevölkerung beträgt 1.214 Seelen.

Hinchinbrook Village, auch Huntingdon genannt, liegt an beiden Ufern des Chateauguay, zur Hälfte in Godmanchester auf Regierungsland, zur Hälfte auf dem diesseitigen Ufer auf Privatland, und hat 125 Einwohner. Vacante Ländereien in der Ortschaft noch 19.150 Acres.

Das Indianer Land, westlich von Godmanchester, ist den St. Regis Indianern reservirt und bildet einen Triangel der im Norden vom See St. Francis, und im Süden von der Gränzlinie von New-York begränzt wird. Das Land ist im Ganzen genommen von vorzüglicher Qualität und gut bewaldet, ein Theil desselben (17.320 Acres) ist in Pacht ausgegeben, von denen 4.000 niedres, zum Anbau untaugliches Land enthalten, der Rest der verpachteten Ländereien ist hügelig, und auf den höchsten Punkten steinig. — Das Indianer Reserve-Land enthält im Ganzen 27.149 Acres, von denen auf die verpachtete Dundee-Ansiedelung 17.320 Acres kommen, 3.638 Acres völlig in Kultur gesetzt sind, der Rest aber nicht zum Anbau ge-

eignet ist. Die Totalbevölkerung beträgt 1.493 Einwohner, von denen 420 Protestanten, der Rest aber Katholiken sind. Dundee Village zählt 147 Häuser und besitzt 2 Pottasch- und Perlaschsiedereien mit 70 Kesseln, und 1 Branntweinbrennerei.

Grand Isle, große Insel zwischen dem See St. Francis und St. Louis, von 4½ Meile Länge und 1½ Meile Breite; sie theilt den St. Lorenz in zwei Kanäle, von denen der südliche den Namen Beauharnois Channel führt, und auf seinem Laufe die Stromschnellen Croche, les Faucilles und de Bouleau macht.

Isles de la Pair, von welcher ein Theil zu diesem Kanton gehört.

3. Der Kanton Berthier,

der östlichste Kanton des Districts im Norden des St. Lorenz, wird im Nordosten von St. Maurice, im Nordwesten von der Nordgränze der Provinz, im Südwesten von l'Assomption und im Südosten von St. Lorenz begränzt, und umschließt alle bis zur Mitte des Stromes liegenden Inseln. Der Kanton ist 24 Meilen breit und bis zur Nordgränze 240 Meilen tief, umfaßt einen Flächenraum von 8.410 □ Meilen und enthält die Seigneurien Berthier und Zusatz (augmentation), d'Aillebout, de Ramzay, Isle Dupas, Lanaudiere, Lanauraie und Zusatz und Lavaltrie, die Fiefs Antaya, Chicot, du Sable oder York, Petit Bruno, und Randin, die Ortschaften Brandon und Kildare, und die Inseln Randin und St. Ignace. — Der südlichste Punkt des Kantons ist unter 46° 2′ nördlicher Breite und 73° 12′ westlicher Länge von Greenwich. — Die Ansicht des Landes bis 15 Meilen von St. Lorenz ist niedrig und eben, weiter aufwärts ist das Land gebrochen und hügelig, und in der Nachbarschaft des Maskinongé-Sees gebirgig, das Land dessen ungeachtet zum Anbau geeignet und in manchen Theilen von vorzüglicher Güte. Nur 624 □ Meilen sind bis jetzt vermessen und an Ansiedler und Unternehmer ausgegeben, der Rest ist noch wenig bekannt, soll meistens gebirgig seyn und von verschiedenen Flüssen und Seen durchbrochen werden. Der vermessene Theil des Landes wird durch die Flüsse Chicot, Bayonne, Great- und Little-Chaloupe, St. Charles, Brook, St. Joseph, St. John, l'Assomption und den Maskinongé-Fluß und See bewässert, und längs den Ufern dieser Flüsse sind blühende Ansiedelungen und gute Straßen. Die Bevölkerung des Kantons beläuft sich bereits auf 20.225 Seelen, worunter 19.796 Katholiken, 330 Episkopalen und 20 Juden; 3.206 Familien sind mit dem Landbau beschäftigt, und an Unterrichtsanstalten bestehen, außer einer Akademie, 29 Elementarschulen. — Wirthshäuser sind 22 im Kanton, Branntweinschenken 19, Handelshäuser 25, Mahlmühlen 10, Sägemühlen 12, Walkmühlen 2, Krämpelmaschinen 3, Pottasch- und Perlaschsiedereien 9, und eine Hutmanufaktur und Gärberei. Der Durchschnitts-Lohn eines Knechtes ist monatlich, außer Kost und Wohnung 17 Sh. 6 P., der eines Taglöhners 2 Sh., der Durchschnittspreis des Waizens im letzten Herbst 6 Sh. 3 P. Der Kanton ist in 7 Kirchspiele eingetheilt, besitzt 7 katholische Kirchen mit 12 Geistlichen, 1 Nonnenkloster, 2 Aerzte und 9 Advokaten, und sendet 2 Mitglieder zum Provinzial-Parlament.

Berthier, Seigneurie am St. Lorenz, von 2½ League Fronte, 4½ League Tiefe und einem Flächeninhalte von 13 Leagues, ist, bis auf ein Fief, welches die Hälfte von Isle Dupas einnimmt, Eigenthum eines Hrn. James Cuthbert. Die Seigneurie begreift 2 Kirchspiele und die Hälfte eines dritten, enthält 714 Land-Konzessionen in 16 Reihen, und eine bewohnte Insel. Drei Viertel der Seigneurie sind bereits unter Kultur, der Rest ist gut bestandener Wald. Der Boden ist größtentheils ortbares Land, ausgenommen im Norden, wo er felsig und unfruchtbar ist; in der Konzession St. Cuthbert ist eine mehre Zoll tiefe vegetabilische Erde auf einem Untergrund von Thon; in der von St. Esprit ein tiefer Lehm; in St. Pierre

reicher leichter Boden, in St. Catharine ein kleiner Theil guter Lehm, der Reſt aber von geringerer Qualität; in St. Jean gemiſchter Boden von vorzüglicher Güte. — Waizen iſt bis jetzt der Stapel, doch nimmt auch der Anbau des Flachs und Hanfes mit jedem Jahre zu. Eiſenerz und gelber Ocher werden in verſchiedenen Gegenden gefunden, und 5 Meilen von dem Dorfe Berthier befindet ſich, am ſüdweſtlichen Ufer des Bayonne, eine bedeutende Salzquelle, die ſtark mit entzündlichem Gas geſchwängert iſt, und deren Waſſer als Bad benutzt wird. — Berthier, freundliches Dorf an der Nordſeite des Chenail du Nord und an der Hauptſtraße nach Quebec; 125 Häuſer, mehre Getreideſpeicher und Waarenhäuſer, ſchöne Gärten, Obſtanlagen, eine geſchmackvoll erbaute Kirche, und 850 Einwohner. — Pierreville, kleines Dorf mit hölzernen Häuſern, und 1 Kirche. — Kirchſpiel St. Cuthbert, ein Zuſatz von Berthier, mit 500 Familien, 300 Landplätzen, dem Dorfe gleiches Namens und einer Kirche. — D'Aillebout d'Argenteuil, Seugnerie am Fluß l'Aſſomption, 1½ League Fronte und 4 Leagues Tiefe; das Dorf gleiches Namens liegt am öſtlichen Ufer des Fluſſes, an der nach Berthier führenden Straße und zählt 40 Häuſer und 1 Kirche. — De Ramzay, Seigneurie im Oſten der vorigen, von derſelben Größe, und wie jene Eigenthum der Erben P. L. Panet's. — In den niedern Theilen haben beide Seigneurien guten reichen Boden, nach den Bergen zu beſteht der Boden aus hartem unfruchtbarem Thon und irregulären Felſenlagern, iſt aber deſſen ungeachtet gut mit Buchen, Birken und einigen Eichen beſtanden. Eine kleine Reihe am weſtlichen Ufer des l'Aſſomption iſt unter Kultur. Das Dorf liegt an der Hauptſtraße, zählt 30 Häuſer, und gewährt, da das Hochland ſich bis an das Dorf erſtreckt, einen freundlichen Anblick. — Dupas einſchließlich Chicot, Seigneurie im Süden des Kantons, beſteht aus der langen ſchmalen Inſel Dupas im St. Lorenz, und einen arrière fief, zwiſchen den Seigneurien Berthier und Sorel, von 2 Leagues Länge und einer Breite von 16 Acres. Die Hälfte der Seigneurie, welche 524 Einwohner zählt, gehört Hrn. Cuthbert, die andere einer Mrs. Eneau, und letztere hat dem Seigneur von Berthier jährlich einen Blumenſtraus als Lehen zu überbringen. Alle Ländereien ſind bereits vergeben, und jede Pachtung hat einen jährlichen Kanon von 4 franzöſiſchen Livres dem Seigneur zu entrichten. — Lanaudiere, Seigneurie, auch Maskinonge genannt, öſtlich vom Maskinonge-See, liegt nur zur Hälfte in dieſem Kanton, zur Hälfte in St. Maurice (ſiehe dieſen Kanton). — Lanauraie, Seigneurie, welche durch die beiden Fiefs Lanoraye und Dautre gebildet wird, im Weſten von der Seigneurie Berthier, und im N. des St. Lorenz. — Lanoraye iſt 2 Leagues breit und 2 tief, Dautre eben ſo tief doch nur 1 League breit; der Zuſatz, welcher den Namen Derrière Dautre et Lanoraye führt, iſt 3 Leagues breit und erſtreckt ſich gegen 4 Leagues bis zum l'Aſſomption. Die ganze Seigneurie iſt jetzt das Eigenthum des Hrn. Roß Cuthbert. Der ganze ausgedehnte Trakt enthält eine große Quantität des vortrefflichſten Ackerlandes. Der Boden iſt verſchieden; in der Fronte eine lichte röthliche Erde mit etwas Thon, weiter zurück reicher ſchwarzer, mit Lehm vermiſchter, Grund. Der Holzwuchs iſt von vorzüglicher Qualität. Das Land wird durch die Flüſſe St. John, St. Joſeph und den kleinen See Cromer hinlänglich bewäſſert. Die Cultur hat hier bereits bedeutende Fortſchritte gemacht; zwei Drittel der Seigneurie ſind ſchon dicht angeſiedelt, namentlich aber das Ufer des St. Lorenz, Côteau St. Martin, Côteau Ste. Emilie, und das Kirchſpiel St. Eliſabeth; in letztern iſt jedoch noch hinreichend Land zu haben, um 50 Familien, 120 bis 150 Acres für die Familie, zu gewähren. Ein Dorf iſt noch nirgends angelegt, doch eine Menge guter Häuſer mit ausgedehnten Wirthſchaftsgebäuden über die ganze Seigneurie verbreitet. Der Bezirk iſt in die beiden Kirchſpiele St. Joſeph und

St. Elisabeth geschieden, hat 2 katholische Kirchen, 1 Schule, mehre Mahl- und Sägemühlen und 6.452 Einwohner.

Lavaltrie, Seigneurie, im Südwesten der vorigen, besteht aus zwei Verwilligungen, von denen die erste, welche das Kirchspiel St. Antoine de Lavaltrie bildet, am St. Lorenz liegt, und eine Breite und Tiefe von 1½ League hat, die zweite aber das Kirchspiel St. Paul de Lavaltrie, hinter jenen, 1½ League breit, und 2½ tief ist. Der größte Theil des Landes ist guter Boden. Den obern Theil durchwindet der breite aber seichte l'Assomption, der untere Theil wird durch die kleinen Flüsse Point du Jour und St. Antoine, und den, mehre Mühlen treibenden, St. John hinlänglich bewässert. — Die Seigneurie enthält 16 Reihen (Ranges) mit 746 Landplätzen, von denen gegen 32.000 Acres bereits in Kultur gesetzt sind. — Lavaltrie, am St. Lorenz, Industry, am westlichen Ufer des l'Assomption, mit 50 Häusern und einer bedeutenden Mühle, und St. Paul, 3 Meilen von dem vorigen, mit 1 Kirche; Dörfer.

Antaya oder Dorvillier, Fief in der Seigneurie Berthier, zieht sich 1½ League längs dem Ufer des St. Lorenz, bei einer Tiefe von 1 League; umschließt die benachbarte Isle au Foin, und die zwischenliegenden Eilande, und enthält guten, zum größten Theil schon angebauten, Boden.

Chicot, Fief in der Seigneurie Dupas. — Du Sablé oder York, Fief im Kirchspiel Maskinonge, 1 League breit und 3 tief, wird von einer kleinen Hügelkette durchschnitten, welche das fruchtbare Land von dem steilen zu trennen scheint, indem südlich von derselben der Boden reich und fruchtbar, im Norden aber der Boden arm ist. Im Süden wohl angebaut und durch den Rivière Cachée, welcher eine Mahl- und Sägemühle treibt, bewässert. — Petit Bruno, Fief, am North Channel des St. Lorenz, der die Insel Dupas davon scheidet. — Randin, Fief in der Seigneurie Berthier.

Brandon, Ortschaft im Nordwesten der Seigneurie Berthier, ist zwar vermessen und in Reihen und Landplätze ausgelegt, auch der größte Theil der numerirten Ländereien an Offiziere und Freiwillige der Canadischen Miliz verwilligt, die im letzten amerikanischen Kriege mitgefochten haben, und ist ein nur unbedeutender Theil erst in Besitz genommen worden. — 12.000 Acres wurden, unter Patent, an Edmund Antrobus, Esq., verwilligt, doch noch keine Ansiedelung versucht worden. Das Land, bis zur neunten Reihe, ist im Allgemeinen von vorzüglicher Qualität, von da an aber, nach Nordwesten die Oberfläche uneben und gebirgig. Der Holzwuchs ist ausgezeichnet, viele Plätze enthalten vortreffliches Mastholz, und der Zuckerahorn ist im größten Ueberfluß vorhanden.

Kildare, Ortschaft, im Nordwesten von Lavaltrie, ist in zwölf Reihen, jede zu 13½ Landplatz, ausgelegt. Eine Straße, die zwischen der fünften und sechsten Reihe sich hinzieht, und dicht bewohnt ist, durchzieht die Ortschaft, die bis zur neunten Reihe vortrefflichen Boden hat, der größte Theil des Landes ist schon vergeben, und nur 874 Acres liegen noch offen. — Die Flüsse l'Assomption, Rouge und Blanche bewässern das Land und treiben einige Mühlen; an der nordöstlichen Gränze ist ein freundliches Dorf angelegt, von welchem eine Straße nach Berthier führt. — Rapdin, Insel im St. Lorenz, zwischen Berthier und der Insel Dupas.

St. Ignace, Isle Madame, Isle aux Dies, Isle Ronde und Isle de Grace, flache Inseln im St. Lorenz, südlich von Dupas, gehören dem Gouvernement, sind theilweise mit gutem Holze bestanden, enthalten aber auch schöne Wiesengründe, bieten Ueberfluß an verschiedenen Arten Federwild, und in den Trennungskanälen herrliche Fischerei.

4. Der Kanton Chambly,

wird im Nordwesten vom St. Lorenz, im Nordosten von Verchères, im Osten vom Richelieu- oder Chambly-Fluß, im Süden von Acadie, und im Südwesten von Laprairie begränzt, ist 33 Meilen lang, und im Durchschnitt 11⅓ Meile breit, hat einen Flächeninhalt von 211 □Meilen, und enthält die Seigneurien Boucherville, Chambly West, Longueuil und Montarville, die Baronie Longueuil, den Fief Tremblay und die Inseln Percées und Isles communes. Das Centrum des Kantons ist unter 45° 28′ 30″ nördl. Br. und 73° 17′ 30″ westl. L. v. Greenwich. — Die Bevölkerung betrug (1831) 15.483 Seelen, von denen zwei Drittel Canadier, der Rest aber Engländer, Iren, Schotten und Amerikaner; 14.673 bekennen sich zur katholischen Kirche, 68 zur schottischen, 600 sind Episcopalen, 99 Presbyterianer, und 42 Methodisten. — Der Kanton ist in sechs Kirchspiele geschieden, enthält die Stadt Dorchester und vier Dörfer, und sendet zwei Mitglieder zum Provinzial-Parlament. — Rücksichtlich des Ackerbaues steht Chambly keinem Kanton der Provinz nach, und in der Qualität des Bodens wird er von keinem übertroffen. Die Oberfläche ist im Ganzen genommen eben, mit Ausnahme des Berges von Boucherville, auf dessen Gipfel zwei kleine Seen, eine Mehl- und eine Sägemühle sich an der Quelle eines kleinen Stromes befinden, der in den Montreal River abfließt. — Der Richelieu, der Montreal und das herrliche Bassin des Chambly wässern den Kanton, der durch zahlreiche Straßen in jeder Richtung durchschnitten wird, von denen die vorzüglichsten die Straßen längs dem St. Lorenz und Richelieu, die Bouchervillestraße, die Chemin à la grande Savanne und die Laprairiestraße sind. Das Gros des Kantons bietet reichblühende Niederlassungen, gewährt reiche Ernten, und durch seine Lage dem Ansiedler außerordentliche Vortheile. Im Jahre 1831 erzeugte der Kanton: 263.164 Minots Waizen, 28.925 M. Erbsen, 122.709 M. Hafer, 22.926 M. Gerste und 174.636 M. Kartoffeln; der Viehstand betrug in diesem Jahre: 11.560 Rinder, 5.456 Pferde, 16.273 Schaafe und 8.066 Schweine. — Wirthshäuser bestehen 36, Branntweinschenken 12, Mahlmühlen 10, Sägemühlen 6, Walkmühlen 4, Krämpelmaschinen 3, Pottasch- und Perlaschsiedereien 4, Branntweinbrennereien 1, Bierbrauereien 2, und Gärbereien 2. — 1.013 Familien sind mit Landbau beschäftigt, 47 im Handel, 190 mit verschiedenen Handwerken; Schulen sind 20 errichtet, und außerdem sind im Kanton: 6 katholische und 2 protestantische Kirchen, 1 Methodisten-Bethaus, 1 College und 1 Nonnenkloster; Aerzte sind 3, Advocaten aber 6 angesiedelt.

Boucherville, Seigneurie im Norden des Kantons, am südlichen Ufer des St. Lorenz, hat 114 Arpents Fronte und 2 Leagues Tiefe. Beinahe der ganze Trakt ist bereits unter Kultur; der Boden enthält eine leichte, in Sand übergehende Erde, die noch bestehende Waldung ist unbedeutend, und das Holz von geringer Güte; zwei kleine Bäche, von denen der eine 2 Mühlen treibt, durchwinden die Seigneurie, durch welche eine Straße vom Dorfe Boucherville nach dem Richelieu, und von da nach Chambly führt. Das Dorf Boucherville hat eine angenehme Lage am Süd-Ufer des St. Lorenz, enthält 110 Häuser, 1 Kirche, 1 Pfarrhaus, 1 Kapelle und 1 Kloster, oder vielmehr einen Aufenthaltsort für 2—3 Schwestern der Kongregation Notre-Dame zu Montreal, welche hierher gesendet werden, um den Unterricht der weiblichen Jugend zu leiten. Außerdem findet sich hier auch eine Knabenschule. — Chambly West, Seigneurie am Richelieu, wo derselbe eine seeähnliche Erweiterung bildet, die den Namen Chambly Bassin führt; die Seigneurie ist 3 Leagues lang und 1 League tief, enthält gutes ebenes Land, und ist bereits ganz verwilligt. Die Concessionen sind 3 Arpents bei 30 Tiefe, und auf einen Erbzins von 1 Sol Turnois und 1 Quart Waizen ausgegeben. Chambly Bassin ist fast zirkelrund, hat 1½ Meile im Durchmesser, und trägt mehre kleine freundliche Inseln; drei von diesen liegen

vor der Mündung des Montrealflusses, einige kleinere, die Islets St. Jean genannt, liegen malerisch zerstreut am Falle des Chambly, an welchen die bedeutenden Mahlmühlen der Herren Bender und Hat, der Seigneurs von Ost- und West-Chambly, liegen; diese Mühlen, 7 an der Zahl, arbeiten mit 24 Paar Steinen, und haben nie Mangel an Wasser. — Chambly Fort, an der Westseite des Bassins, hat von weitem das Ansehen eines alten Castells, und wurde einige Jahre vor Eroberung Canada's, von M. de Chambly, von Stein erbaut; es bildet ein Quadrat, enthält verschiedene Gebäude, und alle Erfordernisse zu einer modernen Vertheidigung. — Chambly Village liegt auf einem der schönsten Puncte von Unter-Canada, unweit des Forts, am Ufer des Richelieu; es enthält 100 — 110 größtentheils hölzerne Häuser, die eine Hauptstraße bilden, einige elegante, von Pappeln beschattete Gebäude; am Süd-Ende befinden sich die oben angeführten Mühlen, in deren Nähe der Sitz des Seigneurs, und im Dorfe selbst die Kirche St. Joseph und ein College, welches bereits 74 Schüler zählt.

Longueil, Seigneurie und Baronie im Süden des Kantons. Die Seigneurie frontet an den St. Lorenz, ist 2 Leagues breit und 3 tief, und jetzt Eigenthum der Madame Grant, Baronin von Longueil. — Der Boden ist reiches schwarzes Artland, aber nur dürftig durch das Flüßchen St. Antoine und einen Bach, der dem Montreal zuströmt, bewässert. In der Mitte befinden sich jetzt zwei trocken gelegte Niederungen, la grand Savanne und la petite Savanne; mehre gute Straßen durchschneiden die Seigneurie. Alle Ländereien sind vergeben, der größte Theil gut angebaut und in folgende 7 Concessionen geschieden: Rang du Fleuve mit 69 Familien; Coteau Range und Ruisseau St. Charles mit 24 Familien; Tremble und Savanne mit 38; Gontilly mit 20; Grand Ligny oder Côte Noir mit 61; Chemin de Chambly mit 114, und Isle St. Marguerite mit 3, zusammen mit 329 Familien. — Longueil Village liegt am Ufer des St. Lorenz, Montreal gegenüber, enthält 65—70 Häuser, 1 Pfarrhaus und 3 Schulen; in der Nähe war früher ein Fort zum Schutz gegen die Indianer, jetzt aber nimmt dessen Platz eine elegante Kirche ein, die 130 Fuß bei 55 Breite hat. — Die Insel St. Helene, welche unweit des Dorfes in der Mitte des St. Lorenz liegt, gehört dem Gouvernement, ist sehr hoch, äußerst fruchtbar, gut angebaut und zum Theil noch mit trefflichem Bauholz bestanden; bedeutende Mühlenwerke sind an ihren Ufern angelegt. Die zwischen ihr und Longueil liegenden Eilande: Isle Ronde und Isle au Heron gehören noch zur Seigneurie. — Die Baronie Longueil, östlich von der vorigen, und den Richelieu 3 Leagues frontend, ist ein ausnehmend fruchtbarer, gut angesiedelter Landstrich, der durch die nach Süden führende Handelsstraße und mehre Vizinalwege durchschnitten wird, und die beiden Flecken Dorchester und Fort St. John enthält. Dorchester ist äußerst vortheilhaft gelegen, und treibt einen ansehnlichen Transito-Handel zwischen den Staaten und der Provinz. Ein großer Theil der Einwohner sind Amerikaner, die England den Eid der Treue geleistet haben, und diese sind es, die den Ort in Aufnahme bringen. — Fort St. John, am westlichen Ufer des Richelieu, ist ein alter, irregulärer, mit Pallisaden umgebener Gränzposten, mit 20 Häusern, Magazinen u. s. w. Ein großer Theil der Ländereien in der Baronie ist vergeben, und die Concessionen, welche vor 1759 verwilligt wurden, wie hier die meisten sind, zahlen eine jährliche Rente von 4 Livres 10 Sols und $2^1/_4$ Bushel Waizen von jedem Landplatz von 3 Arpents Fronte und 30 Tiefe. Die Seigneurie und Baronie bilden die drei Kirchspiele Blairfindie, St. Antoine und St. Luc, und umfassen eine Bevölkerung von 14.324 Seelen.

Montarville, Seigneurie zwischen Boucherville und Chambly West, hat 1 League und 30 Arpents Fronte und $1^1/_2$ League Tiefe, und ist jetzt Eigenthum von René Labruere und F. Beaubien. Das Land ist gut, erzeugt Getraide und Vegetabi-

lien in großem Ueberflusse, und ist schon zu zwei Drittel angebaut; die noch bestehende Waldung liefert Brenn- aber kein Bauholz. Boucherville Mountain, auf dessen Gipfel zwei kleine Seen sich befinden, erhebt sich im nordöstlichen Winkel der Seigneurie, und auf ihm entspringt das einzige, das Land bewässernde, Flüßchen. Die Seigneurie besitzt 2 Mahlmühlen, 1 Sägemühle, 1 Krämpelmaschine, 1 Walkmühle und eine Bevölkerung von 361 Seelen.

Tremblay, Fief, am St. Lorenz, zwischen Boucherville und Longueil, hat 23 Arpents Breite und eine Tiefe von 1 League, ist jetzt Eigenthum der Erben von E. Gray, und enthält durchaus Land von vorzüglicher Güte, welches sämmtlich in Kultur gesetzt ist. — Die Isles Percées oder Communes, eine Gruppe kleiner Eilande, die längs der Küste der Seigneurie Boucherville liegen, und zu derselben gehören, umfassen die Inseln St. Joseph, à la Commune, Chareau und zwei kleinere ohne Namen; die größte derselben hat ¾ Meilen Breite; alle sind flach und bieten herrliche Weiden.

5. Der Kanton Lachenaye.

Dieser Kanton wird im Nordosten von l'Assomption, im Südosten vom St. Lorenz, im Südwesten von Terrebonne, und im Nordwesten von undurchforschten Ländereien begränzt, hat von Südost nach Nordwest eine Länge von 39, von Südwest nach Nordwest eine Breite von 13 Meilen, und umschließt einen Flächenraum von 299 □Meilen; das Centrum ist unter 45° 43′ nördl. Br. und 73° 30′ westl. L. von Greenwich. — Der Kanton wird in die Kirchspiele Lachenaye, St. Henry de Mascouche und St. Roch geschieden, und enthält die Seigneurien Lachenaye und l'Assomption, die Ortschaften Kilkenny und Wexford, und die Insel Bourbon. — Die Oberfläche des Landes ist im Allgemeinen eben, ausgenommen in der Ortschaft Kilkenny, wo sich der Boden etwas hebt. — Die Hauptflüsse des Kantons sind der Achigan, Mascouche und St. Esprit. — Die Bevölkerung betrug 1831: 9.461 Köpfe, worunter 8.992 Katholiken. — 16 Familien waren im Handel beschäftigt; Handwerker befanden sich 100 im Kanton, und außerdem 3 Friedensrichter, 2 Notarien, 2 Aerzte; 4 katholische und 1 protestantische Kirche, 19 Schulen, 3 Dörfer, 22 Wirthshäuser, 11 Branntweinschenken, 4 Mahlmühlen, 6 Sägemühlen, 2 Krämpelmaschinen, 3 Walkmühlen, und 8 Pottasch- und Perlaschsiedereien.

Lachenaye, Seigneurie im Süden des Kantons, am Fluß St. Jean oder Jesus frontend, mit einer Breite von 4, und einer Tiefe von 6 Leagues. Das Land verschieden, der Boden ziemlich gut; an den Ufern des St. Jean, Achigan, Mascouche, Ruisseau des Anges und St. Pierre sind 9 Reihen Konzessionen ausgelegt, die zusammen 456 Landplätze, beinahe die Hälfte der Seigneurie, bilden, und von welchen schon über 400 angesiedelt und in Kultur gesetzt sind. Die Seigneurie ist in die Kirchspiele St. Henry de Mascouche und Lachenaye geschieden. St. Henry erstreckt sich 2 Leagues nordöstlich von der Kirche; alle hier von 1759 verwilligten Ländereien haben 1 Pinte Waizen und 1 Sol für jeden Arpent Oberfläche und 3 Sol Tournois Erbzins für jede Konzession zu zahlen. Die gegenwärtige Rente beträgt 2¾ Bushel Waizen und 4 Livres 10 Sous für jede Farm von 3 Arpents bei 30 Tiefe, ausgenommen in der Coté de Grasse, wo die Rente 4½ Bushel und 1 Pistole beträgt. In diesem Kirchspiel liegen noch 6000 Arpents des vortrefflichsten Landes unvergeben, und obgleich eine Menge Ansiedlungslustige im Kirchspiele selbst sind, schreckte sie doch die, für hier, hohe Rente ab, die der Seigneur (Peter Pangman, Esq.), der Ausländern den Vorzug giebt, für jede Konzession fordert. — Das Kirchspiel Lachenaye begreift den Süden der Seigneurie; alle Ländereien sind hier vermessen und vergeben, und zahlen dieselbe Rente als die Ländereien im Norden. — Die Seigneurie zählt eine

Gesammtbevölkerung von 3.606 Seelen, hat 2 Kirchen, 3 Schulen, und hinlängliche Mühlen aller Art.

L'Assomption, Seigneurie im Nordosten der vorigen, und an den St. Lorenz gränzend, enthält 929 vergebene und angebaute Landgüter, und 300 Plätze (lots) in Holzland, wird in die Kirchspiele St. Roch, St. Ours du Grand, St. Esprit und Repentigny geschieden, und besitzt 2 Dörfer, St. Esprit und St. Roch, 3 Kirchen, 4 Schulen, 10 verschiedene Mühlen, und (1834) 8.538 Einwohner. In St. Roch ist ein sehr besuchter Mineralquell. In Repentigny, auch Notre Dame de l'Assomption genannt, beträgt der Erbzins der vor 1759 vergebenen Länder 1 Pinte Waizen und 1 Sol argent tournois für den Arpent, die Frontländereien längs dem St. Lorenz hingegen haben für jede 20 Arpents einen Kapaun zu entrichten. — Kilkenny, Ortschaft im Norden von Lachenaye, ist gebirgig und uneben, hat aber reichen Boden, ist hinlänglich bewässert, trägt mehre Seen, worunter der 6 Meilen lange und $1^1/_2$ Meile breite Killarney-See der bedeutendste ist. — Obgleich die Ortschaft vermessen ist, haben noch keine regelmäßigen Ansiedlungen begonnen, und nur einige irische Familien haben sich, ohne Rechtstitel zu besitzen, in verschiedenen Theilen der Ortschaft niedergelassen. Der ehrwürdige Mr. Burdon in Rawdon ist Agent für Kilkenny, und Ansiedelungslustige haben sich an ihn zu wenden. — Werford, Ortschaft im Nordwesten der vorigen, erst ausgelegt aber noch nicht angesiedelt. — Bourdon, Insel, der Mündung des l'Assomption gegenüber.

6. Der Kanton La Prairie.

La Prairie wird im Norden und Nordwesten vom St. Lorenz, im Osten von Chambly, im Süden von Acadie und im Südwesten von Beauharnois begränzt, ist $18^1/_4$ Meile lang, $13^1/_2$ Meile breit, und enthält 238 □Meilen. Das Centrum des Kantons ist unter 45° 19′ 36″ nördl. Br. und 73° 36′ 30″ westl. L. von Greenwich. — Der Kanton umfaßt die Seigneurien Chateauguay, La Prairie de la Madeleine, La Salle und Sault St. Louis, und die Inseln aux Hurons, St. Bernard und einen Theil der Insel à la Paix, und besitzt 5 Kirchen, 2 Klöster, 23 Schulen, 3 Dörfer, 75 Wirthshäuser, 27 Branntweinschenken, 7 Mahlmühlen, 4 Sägemühlen, 2 Krämpelmaschinen, 1 Walkmühle, 16 Pottasch- und Perlaschsiedereien, 2 Potterien, 2 Gerbereien, und (1831) 18.497 Einwohner, worunter 17.531 Katholiken; 1.677 Familien sind mit dem Landbau beschäftigt, 37 mit dem Handel, 2 Aerzte und 8 Juristen. Der Kanton sendet zwei Mitglieder zur Repräsentantenkammer, die zu St. Constant gewählt werden. — Die Oberfläche des Landes ist im Allgemeinen flach und eben, und bietet ausgedehnte Wiesen und Weideland; der Boden wird durch zahlreiche Flüsse und Ströme, deren Ufer herrliche Niederlassungsplätze bieten, hinlänglich bewässert; die Hauptflüsse sind der Chateauguay, La Tortue, St. Regis, St. Cloud, St. Lambert und zum Theil der Montreal. Der Kanton wird in fünf Kirchspiele geschieden, und von vielen Straßen durchschnitten, von welchen die von La Prairie nach St. John führende Poststraße die bedeutendste ist. — Der Landbau hat bereits ansehnliche Fortschritte gemacht, und von den 140.454 in Besitz genommenen Acres sind bereits 87.400 in Kultur gesetzt worden.

Chateauguay, Seigneurie im Nordwesten am See St. Louis des St. Lorenz, hat 2 Leagues Fronte und 3 Leagues Tiefe, und ist jetzt Eigenthum der Grauen Schwestern in Montreal. — Das Land ist flach, aber von guter Qualität, und alle Ländereien bereits vergeben; gegen 100 Landplätze, von 3 Arpents Fronte bei 30 Tiefe, waren schon 1759 gegen einen Erbzins von 1 Sol tournois für den □Arpent und einen Kapaun für jeden Front-Arpent, verwilligt. Es bestehen einige gute Reihen von Niederlassungen längs dem St. Lorenz, an beiden Ufern des Chateauguay und St. Re-

gis, und an den zwiſchen liegenden Straßen. Die Seigneurie hat nur ein Dorf am öſtlichen Ufer des Chateauguay, welches denſelben Namen führt, und am weſtlichen Ufer die Kirche St. John, in deren Nähe mehre Häuſer und eine Mahl- und Sägemühle ſich befinden. An der Mündung des Fluſſes liegt die Inſel St. Bernard, auch Nun's Island benannt, die eine □Meile groß und gut bebaut iſt, und auf welcher zwei Schweſtern des grauen Kloſters wohnen, weshalb auch das einzige Haus auf der Inſel den Namen des Kloſters bekommen hat. — Der Chateauguay kreuzt die Seigneurie in diagonaler Richtung und iſt durch die ganze Seigneurie ſchiffbar; der Sturgeon River entſpringt im Süden der Seigneurie und geht nach Beauharnois über, und der St. Regis, der hier ebenfalls ſeinen Urſprung nimmt, ſtrömt bald nach Sault St. Louis ab.

La Prairie de la Madeleine, Seigneurie am See St. Paul des St. Lorenz, hat 2 Leagues Fronte und 4 Leagues Tiefe, wurde den 1. April 1647 den Jeſuiten verwilligt, und fiel nach Abſterben des Ordens der Krone anheim, die noch jetzt im Beſitz derſelben iſt. — Die Seigneurie hat einen flachen reichen Boden und herrliche Wieſen und Weiden. Die Konzeſſionen, welche ſich auf 300 Landplätze von der gewöhnlichen Größe (90 Arpents) belaufen, ſind alle ausgegeben, in Kultur geſetzt und jetzt faſt ganz von Holz entblößt. Der ſüdliche Theil der Seigneurie gehört zum Kirchſpiel St. Phillip, den nördlichen Theil umfaßt das Kirchſpiel La Prairie oder La Pinière, wo die jährliche Rente für einen Landplatz von 90 Arpents, 2¾ Buſhel Waizen, und einen Kapaun für jeden Front-Arpent beträgt. — Das Dorf La Prairie, auch la Nativité de Notre Dame und Fort de la Prairie genannt, iſt zu einem blühenden Städtchen herangewachſen, zählt 240 gut gebaute Häuſer, 1 katholiſche Kirche, 1 Kloſter der Schweſtern von Notre Dame, und eine Bevölkerung von 1.800 Seelen; es iſt 2¾ Leagues ſüdlich von Montreal entfernt, und treibt anſehnlichen Tranſitohandel. — Die Bevölkerung der ganzen Seigneurie beträgt 7.143 Seelen.

La Salle, Seigneurie im Süden von Chateaugay und Sault St. Louis, wird von den Flüſſen La Tortue, La Petite Rivière und Ruisseau St. Jacques durchſchnitten, und bildet das Kirchſpiel St. Conſtant.

Sault St. Louis, Seigneurie am See St. Louis, zwiſchen Chateauguay und La Prairie, hat 3 Leagues Fronte und eine eben ſolche Tiefe, und wurde mit allen davor liegenden Eilanden im Jahre 1680 den Jeſuiten verwilligt; die Seigneurie iſt jetzt Eigenthum der zu Coghnawaga angeſiedelten Indianer; der ſüdliche Theil derſelben iſt gut angebaut und von Canadiern bewohnt; vom St. Regis an bis zum St. Lorenz iſt die Waldung vorherrſchend. — Coghnawaga liegt am Ufer des St. Lorenz, und beſteht aus 1 Kirche, 1 Miſſionshauſe und gegen 140 größtentheils aus Stein gebauten Häuſern, die in 2 oder 3 ſtraßenähnlichen Reihen ſtehen, ſich aber nicht durch Reinlichkeit auszeichnen. Die Zahl der Bewohner beläuft ſich auf 900; ſie leben vom Ertrag ihrer Felder, treiben Schweine- und Federviehzucht, und dienen als Fiſcher und Jäger. Alle gehören dem Stamme der Mohawks an, und haben bewieſen, daß es wohl möglich iſt, Indianer zur Civiliſation zu bringen.

7. Der Kanton L'Aſſomption,

wird im Nordoſten von Berthier, im Südoſten vom St. Lorenz, im Südweſten von Lachenaye, und im Nordweſten von undurchforſchten Ländereien begränzt, hat eine Länge von 39, und eine Breite von 11 Meilen, und enthält einen Flächenraum von 208 □Meilen oder 133,120 Acres. — Das Centrum am St. Lorenz liegt unter 45° 47′ nördl. Br. und 73° 23′ weſtl. L. — Zum Provinzialparlament ſendet der Kanton zwei Mitglieder; der Wahlplatz iſt zu St. Pierre de l'Aſſomption. — Der Fluß

L'Aſſomption, welcher aus einem großen See in den unvergebenen Ländereien, 200 Meilen oberhalb ſeiner Mündung, entſpringt, bewäſſert mit ſeinen zahlreichen Zweigen das unebene bergige Land, und mündet oberhalb des Dorfes Repentigny. Der Kanton zerfällt in die Seigneurie St. Sulpice und die Ortſchaften Chertſey und Rawdon, hat eine Bevölkerung von 12.767 Seelen, worunter 11.830 Katholiken, 3 katholiſche Kirchen, 26 Schulen, 2 Dörfer, 27 Wirthshäuſer, 30 Kaufleute, 14 Mahlmühlen, 17 Sägemühlen, 1 Oelmühle, 3 Krempelmaſchinen, 2 Walkmühlen, 2 Branntweinbrennereien und 47 Pottaſch- und Perlaſchſiedereien; 1.126 Familien ſind im Landbau beſchäftigt, und von den 115.535 vergebenen Acres ſind bereits 68.863 Acres in Kultur geſetzt.

St. Sulpice, Seigneurie im Südoſten des Kantons, am St. Lorenz, hat 2 Leagues Fronte bei 6 Tiefe, und iſt jetzt Eigenthum des Seminars von St. Sulpice zu Montreal. Mehr als drei Viertel der Seigneurie iſt gut angebaut, und die Güte des Bodens, die Qualität des Holzwuchſes wird von keinem im Lande übertroffen. Die ganze Seigneurie iſt verwilligt, und enthält 750 Landplätze von verſchiedener Größe, von 90 und 120 Arpents, die in 11 Reihen (Ranges) oder Côtes getrennt ſind. Die beſten Reihen ſind die von St. Sulpice, St. Esprit, Bas de la Grande und ein Theil von Bas de Ruiſſeau; außerdem findet man noch gutes Land in Point du Jour und l'Aſſomption; die andern Reihen ſind von mittler Güte, und im Allgemeinen ſandig. — Das Land iſt vorzüglich bewäſſert durch den l'Aſſomption, den Achigan, St. Esprit, Ruiſſeau St. George, Ruiſſeau Vacher, Rivière Rouge, Ruiſſeau Point du Jour, und den Abfluß des Sees Ouareau; die Seigneurie enthält drei Kirchſpiele: St. Sulpice, St. Pierre du Portage und St. Jacques. Das Dorf St. Jacques liegt in der Mitte des Kirchſpiels, und beſitzt eine große ſchöne Kirche. — Der Flecken l'Aſſomption iſt auf einer Halbinſel erbaut, die durch eine Krümmung des gleichnamigen Fluſſes gebildet wird, und nach der Landſeite zu durch einen kaum 3 Arpents breiten Iſthmus mit dem Feſtlande zuſammenhängt. Die Lage iſt wunderſchön; der Flecken zählt 170 Häuſer, 12 Wirthshäuſer, von denen mehre von Stein erbaut und mit Zinkblech gedeckt ſind, eine elegante geräumige Kirche, die auf dem höchſten Punkte der Halbinſel erbaut iſt, und einen herrlichen Ueberblick über die ganze Umgegend gewährt, 4 Elementarſchulen und mehre Privat-Inſtitute, und 1.000 bis 1.100 Einwohner. Alle Straßen der benachbarten Kirchſpiele laufen hier zuſammen, und machen den Flecken zu einem Entrepot für den ganzen Kanton.

St. Sulpice, Dorf am St. Lorenz, mit 100 Häuſern, mehren Waarenlagern und einer Kirche und 2 Kapellen. — Bouchards, eine Gruppe kleiner Eilande, die zu St. Sulpice gehören, ſehr fruchtbar ſind und von 18 Familien bewohnt werden.

Chertſey, Ortſchaft im Nordweſten des Kantons, erſt ausgelegt, wird von einer Bergkette durchzogen, hinter welcher ſich reiches Wieſenland eröffnet. In den Bergen ſind 2 oder 3 fiſchreiche Seen mit Abflüſſen, an welchen mit Vortheil Mühlen errichtet werden könnten. Die Waldungen ſind gut beſtanden, enthalten Eichen, Fichten und Ahorn, und von letzteren werden jährlich im Durchſchnitt 50.000 Pf. Zucker gewonnen.

Rawdon, Ortſchaft im Südoſten der vorigen, iſt in 11 Reihen geſchieden, von denen jede in 28 Landplätze von 200 Acres zerfällt. Das Anſehen der Ortſchaft iſt uneben und von der vierten Reihe an gebirgig; der Boden iſt gut für alle Arten Getraide, Flachs und Hanf; die Anſiedler ſind größtentheils eingewanderte Iren. Rawdon iſt gut bewäſſert, wird durch die Flüſſe Ouareau, Rouge, Blanche und einen Arm des St. Esprit durchſchnitten, und hat mehre Seen, die reich an Forellen ſind, und von den Einwohnern von St. Jacques und St. Esprit im Winter beſucht

und gefischt werden. Ein Dorf ist bereits ausgelegt und zwei Straßen eröffnet; Land ist noch zu haben, und die ganze Bevölkerung übersteigt noch nicht 1.100 Seelen. Am Ouareau sind schon mehre Mühlen angelegt, und in verschiedenen Theilen der Ortschaft 8 Pottaschsiedereien.

8. Der Kanton Missisqui,

auch Missisquoi und Missiskpui genannt, wird im Norden von Shefford, im Osten von Stanstead, im Süden vom Staate Vermont, und im Osten von Rouville begränzt, ist vom Osten nach Westen 30 Meilen lang, vom Süden nach Norden 14½ Meile breit, und umfaßt einen Flächenraum von 360 □Meilen, oder 230.400 Acres, von denen 137.533 bis jetzt vergeben und 47.467 bereits in Kultur gesetzt sind. Das Centrum des Kantons ist unter 45° 6′ 30″ nördl. Br. und 72° 43′ 15″ westl. L. von Greenwich. — Die Oberfläche des Landes nach der Gränze der Provinz zu ist gebrochen und bergig, und der höchste Punkt der Pinnacle Mountain in der Seigneurie St. Armand; nach Nordwesten zu wird das Land flächer, der Boden üppiger und eine Mischung von reicher schwarzer Erde mit etwas Sand. Die Hauptflüsse sind der Pyke, der Missisqui und der Quellenfluß des Yamaska. — Die Waldungen sind gut bestanden und enthalten Ahorn, Buchen, Birken, Butternüsse, Eichenholz, weiße und schwarze Eschen, gute Eichen und Kiefern. Der Kanton enthält die Seigneurie St. Armand, und die Ortschaften Durham, Stanbridge und Sutton, 7 Dörfer, 6 protestantische Kirchen, 43 Schulen, 11 Wirthshäuser, 18 Branntweinschenken, 15 Mahlmühlen, 36 Sägemühlen, 7 Walkmühlen, 6 Krämpelmaschinen, 2 Eisenhammer, 8 Branntweinbrennereien, 17 Pottasch- und Perlaschsiedereien, 3 Brauereien, 2 Potterien, 1 Hutmanufaktur, 2 Gerbereien, 90 verschiedene Handwerker, 8.801 Einwohner, worunter 4.426 Episkopalen, 757 Katholiken, 1.884 Methodisten, 384 Presbyterianer und 1.236 Baptisten; 958 Familien sind im Landbau und 26 Familien mit dem Handel beschäftigt.

St. Armand, Seigneurie im Süden und Südwesten des Kantons, an der Missisqui-Bay des Champlain-Sees; hat eine Fronte von 6 und eine Tiefe von 3 Leagues, besitzt einen vortrefflichen Boden, und obgleich das Land nach Osten steigt und in Berge übergeht, die mit Buchen, Birken und Kiefern bewaldet sind, eignet sich der Boden doch überall zum Anbau. Das Ufer der Bay ist hoch und hat einen sanften Abfall, der Boden eignet sich mehr zum Feldbau, als zu Weiden, und bringt reiche Waizenerndten hervor. — Der Pyke-River mit seinen Zuflüssen, die alle mehre Mühlen treiben, bewässern die Seigneurie, welche 1785 zuerst von deutschen Loyalisten aus den Staaten angesiedelt wurde; mehre gute Straßen, und unter anderen die nach Neu-York führende Hauptstraße, durchschneiden das Land und erzeugen einen bedeutenden Verkehr. — Freelightsburg, malerisch gelegener Flecken am südl. Ufer des Pyke, und unweit des Pinnacle Mountain, mit 1 Kirche und 110 Häusern, von denen beinahe die Hälfte von Ziegeln erbaut sind, und einer Mahl-, Säge-, Walk- und Krämpelmühle und 280 Einwohnern; 6 Landstraßen kreuzen den lebhaften Ort, in welchem, im März und September, zwei sehr besuchte Jahrmärkte gehalten werden. — Philipsburg, am östlichen Ufer der Missisqui-Bay, mit einer guten Straße, welche durch 80 Häuser gebildet wird; zwischen der Straße und der Bay stehen mehre Waarenhäuser, und an letzteren sind einige gute Werfte für Schiffe erbaut, von welchen aus eine Fähre nach dem andern Ufer der hier 4 Meilen breiten Bay hinüber geht. An der Südseite der Straße, welche von dem Dorf nach dem östlichen Theile der Seigneurie führt, steht eine gute von Holz erbaute Kirche und ein Pfarrhaus; außerdem befinden sich im Orte 2 Baptisten-Bethäuser, eine öffentliche Freischule, mehre Privat-Institute und 240 Einwohner. — Martin Village,

Dorf, 7 Meilen öſtlich von Philipsburg. — Huntsburg, kleines Dorf von wenigen Häuſern, an der Gränze von Vermont.

Durham, auch Dunham, Ortſchaft im Norden von St. Armand; ein vortheilhaft gelegener Landſtrich, der durch verſchiedene Zweige des Yamaska und Pyke, und zwei kleine Seen, von denen der größte 600 Acres bedeckt, bewäſſert und von mehren guten Straßen durchſchnitten wird. — Faſt die ganze Ortſchaft iſt bereits angeſiedelt, und bietet herrliche Farms; hat mehre Mühlen, Pottaſch- und Perlaſchſiedereien, 2 katholiſche Kirchen, eine Methodiſten-Kapelle, 2.121 Einwohner, und 2 Dörfer, Froſt Village mit 25 Häuſern, und Churchville, am ſüdlichen Ufer des Yamaska.

Stanbridge, Ortſchaft im Norden von St. Armand und im Weſten der vorigen, welche durch den Pyke und Rock River und mehre gute Straßen durchſchnitten wird; enthält reiches Waldland, mit einem Ueberfluß von Kiefern und Cedern, 4 Mahl- und 9 Sägemühlen, 1.801 Einwohner und 2 Dörfer: Stanbridge Village und Bedford mit 25—30 Häuſern und einer Schule, aber keiner Kirche, und 200 Einwohnern.

Sutton, Ortſchaft im Oſten von St. Armand und Durham, mit gutem Boden und einigen Marſchen, die aber leicht trocken gelegt und in Wieſen umgewandelt werden könnten; wird durch den Miſſiſqui und mehre kleine Flüſſe durchſchnitten; hat zwei Straßen, die nach der Miſſiſqui-Bay und Vermont führen, und einen Ueberfluß an Wald. — Die meiſten Anſiedelungen ſind an beiden Ufern des Miſſiſqui und deſſen nördlichen Arme; 3.000 Acres ſind bereits in Kultur geſetzt; 2 Mahl- und 3 Sägemühlen etablirt, und da viel Sumpf- und Raſeneiſenerz gefunden wird, iſt ein bedeutendes Eiſenwerk errichtet worden. — Einwohner zählt die Ortſchaft bis jetzt 825.

9. Der Kanton Montreal

umfaßt die reizende Inſel Montreal, die im Süden durch den St. Lorenz und im Norden durch einen Arm des Ottawa oder Grand River gebildet wird, und 32 Meilen in der Länge von Oſten nach Weſten und 10½ Meile von Norden nach Süden hat, einen Flächeninhalt von 197 □Meilen, oder 126.080 Acres umfaßt, von denen 105.564¾ bereits vergeben und von dieſen 83.901 in Kultur geſetzt ſind. — Die Inſel, welche Eigenthum des Seminars St. Sulpice in Montreal iſt, wird, außer der Stadt, in folgende 9 Kirchſpiele geſchieden: St. Laurent, St. Geneviève, Sault au Recollet, Pointe Claire, Lachine, Point aur Trembles, Longue Pointe, Rivière des Prairies und St. Anne; alle ſind in 1376 Konzeſſionen geſchieden, welche 25 Reihen, oder wie ſie hier benannt werden, côtes bilden, und zwar enthält:

Das Kirchſpiel der Stadt Montreal die Côtes: de la Viſitation, St. Joſeph, Notre Dame des Neiges und St. Pierre, einen Theil von St. Paul und St. Catherine, die Inſel St. Paul an der Mündung des Fluſſes St. Pierre, und die Inſel au Heron, von der Côte des Argoulets.

Das Kirchſpiel St. Laurent die Côtes: St. Michel und St. Laurent, mit der Hälfte von zwei Reihen von Notre Dame des Vertus. In einiger Entfernung von Côte des Neiges iſt das niedliche Dorf St. Laurent mit einer ſchönen Kirche mit zwei Thürmen, an der Oſtſeite der Straße.

Das Kirchſpiel St. Geneviève, am nordweſtlichen Ende der Inſel, der Inſel Bizard gegenüber; alle Ländereien dieſes Kirchſpiels ſind ſchon vor 1759 verwilligt; die Landplätze meſſen 3 Arpents bei 30 und 40 Tiefe, und zahlen einen Erbzins von jährlich 2¼ Buſhel Waizen und 2 Livres 5 Sol altes Kurrant. — Die Inſel Bizard iſt 60 Arpents groß.

Das Kirchſpiel Sault au Recollet liegt am Ufer des Rivière des Prairies, enthält ein freundliches Dorf mit einer ſchönen Kirche, und werthvolle Mahl- und Sägemühlen. — Auch hier ſind alle Ländereien vergeben, und zahlen 1 Buſhel Waizen und 1 Livre für jede 20 Arpents jährlichen Erbzins.

Das Kirchſpiel Pointe Claire erſtreckt ſich von Côte St. Anne bis Côte St. Remi, und umſchließt den niedern Theil der Inſel Perrot. Die Ländereien ſind alle vergeben und die Lehensbedingungen wie im Kirchſpiel St. Anne.

Das Kirchſpiel Lachine erſtreckt ſich 2½ League längs dem St. Lorenz, von Côte des Argoulets bis Pointe Claire, und umfaßt außerdem einen Theil der Côte St. Paul und die Hälfte von zwei Reihen in Côte Notre Dame des Vertus. — Die Landrente beträgt hier für jede Farm 10 Shillings und ½ Buſhel Waizen für jede 20 Arpents. — Der Lachine-Kanal, welcher den Hafen Montreals mit der ſichern Schiffahrt oberhalb Sault St. Louis verbindet, durchſchneidet dieſes Kirchſpiel.

Das Kirchſpiel Pointe aux Trembles erſtreckt ſich längs dem St. Lorenz, vom obern Ende der Inſel Thereſe bis zur Gränze des Kirchſpiels Longue Pointe, und umfaßt die Côte de la Pointe aux Trembles und einen Theil von St. Leonard. — Point aux Trembles iſt ein freundliches Dorf an der Straße zwiſchen Quebec und Montreal, zählt 40 Häuſer, und wird von den Bewohnern Montreals als Vergnügungsort häufig beſucht.

Das Kirchſpiel Longue Pointe umfaßt einen Theil der Côte St. Martin, erſtreckt ſich im Norden bis zur Königsſtraße, welche die Mitte der Inſel durchſchneidet, und enthält 1 League und 17 Arpents. Das Dorf ſelbſt liegt auf einer vorſpringenden Landzunge am St. Lorenz.

Das Kirchſpiel Rivière des Prairies enthält nur die Côte St. Joſeph und erſtreckt ſich 2 Leagues längs dem Rivière des Prairies. Alle Ländereien, deren das Kirchſpiel 8.226 Arpents zählt, ſind ſchon vor 1759 vergeben

Das Kirchſpiel St. Anne, am obern Ende der Inſel, enthält den Zwiſchenraum zwiſchen dem Fluß de l'Orme und der Côte de Point Claire, ſo wie den obern Theil der Inſel Perrot. Die Lehensbedingungen ſind: 1 Sol für den Front-Arpent und ½ Buſhel Waizen für jede 20 Arpents.

Mit Ausnahme eines vereinzelten Berges, welcher ſich an der Nordweſtſeite von Montreal zu einer Höhe von 500 — 800 Fuß über den St. Lorenz erhebt, iſt die Oberfläche der Inſel ganz eben. Der Berg beſteht aus zwei getrennten Hügeln, von denen der öſtliche der höhere iſt; zwiſchen beiden führt eine der Hauptſtraßen in die Stadt. An ſeinem Fuße, und beſonders an ſeinen Seiten, ſind allenthalben Kornfelder, Baumgärten und Villas zerſtreut, und bis an ſeinen Gipfel wachſen die Bäume in üppiger Mannichfaltigkeit. Obſchon die Ausſicht von ſeinem Gipfel nicht die erhabene Größe wie jene vom Kap Diamond zu Quebec hat, ſo iſt ſie doch ungemein romantiſch und maleriſch; im Süden erheben ſich die bläulichen Hügel von Vermont, und ringsum breitet ſich ein dicht bevölkertes, trefflich angebautes Fruchtland aus, verſchönert durch Waldungen, Waſſerſpiegel, Kirchen, Hüten und Landgüter; unten die freundliche Stadt Montreal mit ihren Schiffen und Flußbooten, und die befeſtigte Inſel St. Helena. In dem Umkreiſe einer Meile nordweſtlich von der Stadt ſenkt ſich der Bergzug allmählig einige Meilen lang weſtlich und nördlich bis zu dem Niveau der umliegenden Gegend herab. Das Flußufer, worauf Montreal erbaut iſt, erhebt ſich allmählig von 20 — 30 Fuß, ſenkt ſich aber wieder im Rücken der Stadt, wo ſich ein Canal zur Abführung des ſich anhäufenden Waſſers befindet, und das Land ſteigt dann wellenförmig nach Norden zu einem höheren Bergzuge auf. — Mit Ausnahme des Berges von Montreal dem Bergzuge Coteau St. Pierre und zwei kleinerer gewellter Züge, bietet die ganze Inſel eine ebene Fläche, welche durch verſchiedene kleine Ströme

und Bäche bewässert wird, von denen la petite Rivière St. Pierre, Rivière Dorval, Ruisseau de l'Orme, Ruisseau de Notre Dame des Neiges, la Coulée des Roches, Ruisseau de la Prairie und Ruisseau Migeon die bedeutendsten sind, alle treiben im Innern der Insel eine große Anzahl von Mahl- und Sägemühlen, während die großen Ströme eine Menge anderer in Bewegung setzen. Verschiedene gute Straßen durchschneiden die Insel, und setzen die entferntesten Dörfer mit der Hauptstadt in Verbindung.

Die City Montreal, die zweite City der Provinz, unter 45° 31′ nördl. Br. und 73° 34′ westl. L. von Greenwich, auf dem südlichen Ufer der Insel, ist hinsichtlich ihrer Wichtigkeit die größte, schönste und volkreichste Stadt der beiden Canada's, der Mittelpunkt alles Handels, und, ohne große Fabriken und Manufacturen zu besitzen, die gewerbfleißigste des ganzen Landes; sie besteht aus der obern und untern Stadt und den sieben Vorstädten: Recollet, St. Anne, St. Antoine, St. Lawrence, St. Peter, St. Lewis und Quebec, und bedeckt einen Flächenraum von 1.020 Acres. Die Häuser, deren die Stadt gegen 2.500 zählt, sind größtentheils von dunklem Kalkstein erbaut, haben meistens 2—3 Stockwerke, und mit Eisenblech beschlagene Thüren, Gitter und Fensterladen; die Dächer sind fast alle mit Zink gedeckt; die Straßen sind eng, aber gepflastert und regelmäßig ausgelegt, und werden des Nachts durch Laternen erleuchtet. — Die Vorstädte sind schöner gebaut als die Stadt; zwar sieht man daselbst noch viele hölzerne Gebäude, doch auch unter diesen mehre sehr geschmackvolle, und viele reizende, mit Gärten umgebene Villen. — Die untere Stadt wird durch zwei große, von Norden nach Süden laufende Straßen, die unter sich wieder durch kleinere, und mit den Vorstädten Recollet und Quebec verbunden werden, gebildet; in der Straße Notre Dame, welche 1.344 Yards lang ist, wohnen die reichsten Kaufleute, in Paulstreet conzentrirt sich der Handel. — In der obern Stadt, welche am Abhange eines unbedeutenden Hügels erbaut ist, wohnen größtentheils die Beamten und wohlhabendern Gewerbtreibenden. — Die öffentlichen Gebäude sind alle von Stein errichtet und einige von ihnen elegant ausgeführt; — die bedeutendsten darunter sind: das schöne Courthaus in der Notre-Damestraße, das alte Gouvernementshaus; ebendaselbst die Bank, fünf katholische und zwei anglikanische Kirchen, das katholische Seminar, drei Nonnenklöster, das Hôtel Dieu, die mit einer Mauer umgebene, für 1.000 Mann eingerichtete Kaserne, das neue Gefängniß, das Theater, und auf dem Marktplatze der obern Stadt die, mit Nelson's Statue geschmückte, 30 Fuß hohe, und mit Sinnbildern der Schifffahrt verzierte Säule. — Außer den beiden Marktplätzen der obern und untern Stadt befindet sich noch ein dritter öffentlicher Platz hier, das Marsfeld (Champ de Mars), der Sammelplatz der schönen Welt. — Die Kirchen zeichnen sich hier vor allen andern Gebäuden aus: die katholische Hauptkirche vermag 3.000 Menschen zu fassen; — die neuere, erst 1829 vollendete katholische Kirche, bedeckt fast einen Acre Flächenraum, und ist im Innern 256 Fuß lang, 152 Fuß breit und vom Boden bis zur Decke 84 Fuß hoch. — Diese Kirche ist unstreitig die schönste und größte Nord-Amerika's, kann bequem 10.000 Menschen in sich aufnehmen, hat fünf geschmackvoll verzierte Altäre, und alle Bänke, Geländer u. s. w. in ihr sind vom schönsten Nußbaumholze gefertigt. Die drei andern katholischen Kirchen sind, diesen beiden gegenüber, nur Kapellen. Die Episcopalkirche mit ihrem achteckigen Thurme, so wie die Methodisten- und Schottische Kirche, sind ebenfalls recht schöne Gebäude. Die Kirchen sind, wie alle der vorzüglichern Gebäude, mit Zinn gedeckt, und gewähren, von der Sonne beleuchtet, von weitem einen entzückenden Anblick! — Von den Klöstern gehört das eine, die Congregation Notre Dame, mit einer Priorin und 60 Schwestern, welche sich mit Mädchenerziehung beschäftigen, den Ursulinerinnen, und ein zweites und drittes den Elisabethinerinnen, welche sich

der Krankenpflege widmen; unter dem einen steht das „Hotel Dieu" mit 30, und unter dem andern das „Hopital general" mit 18 Schwestern. — Das ehemalige Kloster der Recollecten ist jetzt zur Hauptwache eingerichtet.

Die Bevölkerung Montreals betrug im Jahre 1825: 22.357, im Jahre 1831: 27.297 und gegenwärtig 35.000 Seelen, die zu zwei Dritteln aus Briten und eingewanderten Amerikanern, der Rest aber aus französischen Canadiern bestehen. Die Letztern sind theils Landbesitzer, theils treiben sie Handwerke, besonders aber Gerberei und Weberei; die Erstern beschäftigen sich größtentheils mit dem Handel, der hier von bedeutender Ausdehnung ist, da Montreal den ganzen Verkehr zwischen Ober- und Unter-Canada vermittelt, und große Geschäfte mit den Vereinigten Staaten, und durch die Pelzhändler-Gesellschaften mit dem nordwestlichen Binnenlande macht. — Alle Kaufleute der innern Districte und Kantons kommen jährlich einmal nach Montreal, ihre Rechnungen zu schließen und sich mit neuen Waarenvorräthen zu versehen. — Dampfboote gehen und kommen hier täglich an, und erleichtern die Geschäftsverbindungen und das Reisen, — selbst Seeschiffe kommen bis hier herauf, seitdem Montreal Hafengerechtigkeit erhalten hat; — unglaublich ist die Zahl der Durham- und Canadischen Boote, die täglich aus dem Oberlande, oder von verschiedenen Theilen des Flusses kommend, hier landen, und die Erzeugnisse des Landes zum weitern Transporte löschen. — Die Umgebung Montreals ist höchst angenehm; das Klima gesund; das Land trefflich aufgeräumt und verhältnißmäßig billig, 20 — 25 Dollars der Acre; — Arbeiter sind in Menge zu haben, und um geringern Lohn als in irgend einem Theile Ober-Canada's, und unternehmende Kapitalisten können hier bedeutende Geschäfte machen!

Der Hafen Montreals ist nicht sehr groß, doch während der Zeit, daß die Schifffahrt auf dem Flusse offen ist, fortwährend sicher. Schiffe, welche 15 Fuß Wasser ziehen, können dicht unter dem Marktthore am Ufer anlegen, um Waaren einzunehmen oder zu löschen. Die Tiefe des Wassers ist im Allgemeinen von 3 bis 4½ Faden, und der Ankergrund zwischen der Marktthor-Insel (Market-gate Island) und dem Ufer ist überall sehr gut; im Frühjahr wird diese Insel zwar vom großen Wasser fast stets überschwemmt, dessen ungeachtet schützt sie die innerhalb derselben ankernden Schiffe vor den in dieser Periode heftig wehenden Stürmen, und zu andern Zeiten dient sie als Ausbesserungsplatz für Boote. Zwei kleine Schollen liegen westlich von ihr, am Eingange des Hafens, und die Enge des Fahrwassers unterhalb derselben machen es nothwendig, große Schiffe heraus zu warpen und durch Zuganker bis dem Neuen Markte gegenüber zu bringen, da auf günstige Winde dafür hier nicht gerechnet werden kann; am östlichen Ende der Insel ist ein Kanal, durch welchen kleine Fahrzeuge (crafts) ihren Weg in den Hafen suchen. Der größte Nachtheil für den Hafen Montreals ist die eine Meile unterhalb befindliche Stromschnelle St. Mary (rapid of St. Mary), deren Strömung so mächtig ist, daß ohne einen heftig wehenden Nordostwind kein Schiff dieselbe überwinden kann, und öfters gezwungen seyn würde, wochenlang auf eine Auffahrt zum Löschungsplatze zu warten, wenn nicht durch Dampf bewegte Zugboote dieselben in den Hafen bugsirten.

Die Insel, der Kanton und die Seigneurie Montreal hat eine Bevölkerung von 49.263 Seelen, und zwar:

Die City Montreal .	35.000.	Lachine	1.773.
St. Laurent	2.843.	Point aux Trembles .	1.192.
St. Geneviève . .	2.001.	Longue Pointe . . .	1.012.
Sault au Recollet .	1.826.	Rivière des Prairies .	982.
Pointe Claire . . .	1.722.	St. Anne	912.

Die Zahl der Katholiken beträgt 36.353, die der Episcopalen 6.283, der Anhänger

der ſchottiſchen Kirche 4.711, der Methodiſten 632, der Presbyterianer und Diſſenters 1.111, der Baptiſten 120, und der Juden 53. — 1.174 Familien ſind mit Landbau beſchäftigt, 770 leben vom Handel, und 1.335 von Künſten und Handwerken. Almoſen empfangen nur 36 Perſonen im ganzen Kanton! Klöſter, Colleges und Akademien ſind 10 auf der Inſel, und Elementarſchulen 62, in welchen 1.935 Knaben und 1.721 Mädchen Unterricht erhalten. — Wirthshäuſer befinden ſich über 200, Branntweinſchenken 154 im Kanton, und außerdem: 14 Mahlmühlen, 1 Sägemühle, 3 Oehlmühlen, 1 Walkmühle, 2 Krämpelmaſchinen, 4 Trip-Hammerwerke, 3 Branntweinbrennereien, 2 Pottaſchſiedereien, und einige 40 andere Faktoreien. — Das Dorf St. Henry, auch Tanneries des Rollands genannt, mit 66 Häuſern und Village des Tanneries de Bellair mit 24 Häuſern und bedeutenden Gerbereien.

St. Helen's Island, Inſel im St. Lorenz, Montreal gegenüber, früher Eigenthum des Baron Longueuil, jetzt der Krone gehörend, mit Fortificationen zur Vertheidigung des Hafens, und eine Garniſon. — St. Therese, Inſel am untern Ende der Inſel Montreal.

10. Der Kanton Ottawa.

Dieſer Kanton iſt der weſtlichſte der Provinz Unter-Canada, und wird im Norden und Weſten durch die Provinz, im Oſten von Two Mountains, und im Süden und Südweſten von dem Ottawafluß bis hinauf zum See Temiscaming begränzt; erſtreckt ſich zwiſchen 45° 34′ 30″ und 47° 54′ nördl. Br., und zwiſchen 74° 47′ 30″ und 80° 6′ 10″ weſtl. L. von Greenwich, und hat eine Länge von 299, und eine Breite von 129 Meilen. Der Flächeninhalt beträgt 31.669 □Meilen oder 20.268.160 Acres, von denen 139.631 Acres bereits vergeben, davon aber erſt 19.614 in Cultur geſetzt ſind. Der Kanton umfaßt alle im Grand- oder Ottawa- und dem Temiscaming-See dem öſtlichen Ufer zunächſt liegenden Inſeln, die Seigneurie Petite Nation und die Ortſchaften (Townſhips): Alberford, Aldfield, Amherſt, Briſtol, Buckingham, Cawood, Chicheſter, Clarendon, Derry, Eardley, Eſher, Haſtings, Huddersfield, Hull, Kirkiby, Litchfield, Lochaber, Mansfield, Onslow, Ponſonby, Pontfrai, Portland, Rippon, Sheen, Shorn, Templeton, Wakefield, Waſher und Whatham. — Hinſichtlich des Bodens, der Oberfläche, des Klima's und der Lage bietet Ottawa viele Vorzüge vor andern Kantons, und wären dieſelben bekannter, würden Tauſende von Einwanderern, welche jetzt nach Ober-Canada ziehen, dieſen Kanton zum Feld ihrer Thätigkeit machen. — Der Ottawa River, deſſen Beſchreibung wir ſchon oben unter den Flüſſen Unter-Canada's gegeben haben, und ſeine zahlreichen Zuflüſſe, unter denen der Rivière aux Lièvres der bedeutendſte iſt, bewäſſern den ausgedehnten Kanton, und bieten eine Waſſerkraft, wie vielleicht kein anderer Kanton im Lande aufzuweiſen hat; aller dieſer Vorzüge ungeachtet iſt die Bevölkerung des Kantons bis jetzt nur unbedeutend; — im Jahre 1831 nur 4.786 Einwohner, worunter 2.069 Katholiken, 697 Epiſkopalen, 315 Bekenner der ſchottiſchen Kirche, 298 Methodiſten und 1.282 Presbyterianer. — Kirchen ſind bis jetzt erſt 4 vorhanden, 2 katholiſche und 2 proteſtantiſche; Schulen hingegen 7, mit 186 Schülern und Schülerinnen. — 582 Familien beſchäftigen ſich mit dem Landbau und haben 950 Dienſtboten, mehr, als irgend ein Kanton im Staate aufzuweiſen vermag. Mit dem Handel ſind 38 Familien beſchäftigt. — Wirthshäuſer ſind 17, Branntweinſchenken 13 im Kanton, und außerdem 4 Mahlmühlen, 12 Sägemühlen, 1 Krämpelmaſchine, 1 Walkmühle, 1 Eiſenwerk, 1 Triphammer, 12 Branntweinbrennereien, 10 Pottaſch- und Perlaſchſiedereien, 2 Potterien und 2 Gerbereien. Der Monatslohn eines Landarbeiters beträgt 45 Shillings, der Lohn der Tagearbeiter 2 Shillings 6 Pence.

Petite Nation, Seigneurie im südwestlichsten Winkel des Kantons, im Osten von dem Kanton Two-Mountains, und im Süden vom Ottawa begränzt, hat eine Fronte von 5, und eine Tiefe von 5 Leagues, und ist jetzt Eigenthum des ehrenwerthen L. J. Papineau, des Sprechers der Repräsentantenkammer. — Der Ottawa bildet an der Fronte der Seigneurie verschiedene Einschnitte, Bayen und große Teiche, gegen welche zu das Land niedrig, aber von vorzüglicher Qualität ist; diese Einschnitte und Teiche sind reich an Fischen verschiedener Art, und die benachbarten Niederungen an Wild, Wasservögeln und anderm Federwild. Weiter landeinwärts erhebt sich der Boden allmählig und ist mit hochstämmigem Walde bedeckt; die hiesigen Eichen sind von vorzüglichem Werthe, und als Schiffsbauholz ihrer großen Dimensionen wegen sehr gesucht. Der Hauptzug der Bergketten, die von Quebec westlich nach dem Ottawa streichen, durchschneidet die Mitte der Seigneurie; jenseits derselben ist das Land nur theilweise untersucht, und soll dasselbe hinsichtlich der Güte den südlich gelegenen Ländereien nachstehen, obgleich die Waldungen daselbst die südlichern noch übertreffen sollen. Auf dem Höhenzuge und im Oberlande entspringen mehre Bäche und Quellen, wässern und durchschneiden das Land nach allen Richtungen, und winden sich dem Ottawa zu, sind aber zu unbedeutend, um zu andern Zwecken als zur Betreibung von Mühlen benutzt zu werden. Der Rivière Petite Nation, ein Abfluß des Papineau-Sees, ist der einzige Fluß, welcher die Seigneurie durchströmt; an dem Fall desselben ist eine Sägemühle errichtet, die jährlich 45 — 50.000 Planken und Dielen, und eine große Masse Schindeln für den Quebec-Markt schneidet; — ein hölzerner Kanal von 2.400 Fuß Länge führt das geschnittene Holz von der Säge bis zum Fuß des Falles, wo es sogleich zusammengeflößt wird; — ein anderer kleiner Strom, der durch die mittelsten der ersten Front-Concessionen schneidet, treibt eine Mahlmühle mit 2 Gängen, und eine Sägemühle mit 4 Sägen, und diese ist bis jetzt hinreichend, die Bedürfnisse der Seigneurie zu befriedigen. — Ein Zehntel der Ländereien der Seigneurie sind erst verwilligt; die Frontländereien sind alle vergeben, und drei neue Conzessionen: St. François, St. Charles und St. Amadee, welche sich rückwärts bis zum Rivière la Petite Nation erstrecken, ausgelegt worden, doch kaum der zehnte Theil aller ist bis jetzt in wirklichen Besitz genommen worden. — Die Farms sind, für französische Bewilligungen (Grants) ungewöhnlich groß: 5 Arpents bei 40, und jede zahlt einen jährlichen Erbzins von 4 Bushels Waizen und 2 französische Kronen. — Eine gute Landstraße, zu deren Eröffnung die Legislatur 3.000 Pfd. Sterl. verwilligte, und welche durch die Ansiedler im Stand erhalten werden muß, zieht sich längs dem Ottawa bis zu den neu ausgelegten Townships, und verbindet diesen entlegenen Theil des Landes mit Montreal. — Die Bevölkerung der Seigneurie beträgt circa 1.100 Seelen, oder gegen 190 Familien, von denen zwei Drittel Katholiken; fast alle bewohnen die ersten Front-Conzessionen, und haben daselbst das kleine Dorf Bonsecour gegründet. Obgleich die Kultur mit jedem Jahre hier bedeutende Fortschritte macht, sind die Ansiedler doch zu arm, um ohne Beistand des Seigneurs viel leisten zu können, und dieser hat, ermuthigt durch die Schulakte der Provinziallegislatur, auf eigene Kosten ein Schulhaus von Stein, und eine 90 Fuß lange Kirche von Holz erbauen lassen.

Alberford, neu ausgelegte Ortschaft am Ottawa, unter 46° 24′ nördl. Br., zwischen Kirkiby und Hastings; wird vom Rivière du Moine durchschnitten, und hat oberhalb dessen Mündung im Ottawa eine Stromschnelle.

Aldfield, neue Ortschaft im Norden von Onslow, unter 45° 40′ nördl. Br.; und 76° 5′ westl. L. von Greenwich.

Amherst, neue Ortschaft im Norden von Ponsonby, an der Gränze des Kantons Two-Mountains.

Bristol, Ortschaft zwischen Onslow und Clarendon, an dem Theil des Ottawa, welcher sich zum Lake des Chats erweitert, und an der Küste der Ortschaft mehre bedeutende Buchten bildet. — Noch durchschneidet keine Straße das Land, und die Bevölkerung, welche sich auf 68 Köpfe beläuft, ist dünn längs der Südfronte zerstreut.

Buckingham, Ortschaft am Ottawa, zwischen Templeton im Westen und Lochaber im Osten, ist in 12 Reihen, und jede Reihe in 28 Lots (Landplätze) geschieden, von denen jeder einen Flächenraum von 200 Acres umfaßt. Von der vierten Reihe südlich bis zum Ufer des Ottawa ist die Oberfläche des Landes sanft gewellt und abfallend, das Land selbst ungemein fruchtbar und mit herrlicher Waldung bedeckt; der größte Theil der ersten Reihe ist im Frühjahr und Herbst Ueberschwemmungen ausgesetzt, die, statt das Land zu versanden, noch mehr zu dessen Fruchtbarkeit beitragen; nördlich von der vierten Reihe wird das Land bergig, und ist in vielen Theilen steil und abfallend. Der vermessene Theil der Ortschaft wird durch den Rivière au Lièvre und mehre kleine Flüsse und Bäche, die ihm und dem Ottawa zuströmen, hinlänglich bewässert. Im Norden des Bassins, in welchen der Lièvre mündet, ist eine herrliche Lage zur Gründung einer Stadt; der nächste passende Platz ist Nr. 10 in der zweiten Reihe, in der Nähe des Bassins. — Am Lièvre sind bereits 2 Sägemühlen und 1 Mahlmühle errichtet, und die Bevölkerung, welche 1831 auf 281 Seelen sich belief, mehrt sich durch Einwanderung mit jedem Jahre.

Cawood, neue Ortschaft im Nordosten von Litchfield.

Chichester, neue Ortschaft am Lake des Allumets des Ottawa, zwischen Whatham im Osten und Sheen im Westen, wird vom Back-River durchströmt.

Clarendon, Ortschaft am Lake des Chats, wird im Norden von Huddersfield, im Osten von Bristol, und im Westen von Litchfield begränzt, von zahlreichen kleinen Strömen durchschnitten, von denen der Prendergast River der bedeutendste ist, und welche alle dem Ottawa und dem See des Chats zufließen, und zwischen der achten und neunten Reihe die beiden kleinen Seen Irien und Decoy. Die Fronte ist nur spärlich bewohnt (1830 nur 98 Seelen), das Innere noch gar nicht vergeben; 1 Säge- und 1 Mahlmühle, so wie 1 Pottaschsiederei sind bereits errichtet; noch liegen aber 31.729 Acres des herrlichsten, mit Wald bestandenen Landes, und warten fleißiger Hände. — Von Montreal ist die Ortschaft 150 Meilen entfernt.

Derry, neu ausgelegte Ortschaft im Norden von Buckingham und Lochaber.

Eardley, Ortschaft am See Chaudière des Ottawa, wird im Norden von Washer, im Osten von Hull, und im Westen von Onslow begränzt, und hat am See zwei Baven, in welchen mehre kleine Flüsse münden, welche die Front-Reihen der Ortschaft bewässern. Der Boden eignet sich vorzüglich zum Flachs- und Hanfbau; das Land ist mit Ulmen, Buchen, Ahorn und Fichten bewaldet, und bietet alle dieselben Local-Vorzüge, welche die weiter unten liegenden Ortschaften auszeichnen. Vom Ufer des Sees bis zur sechsten Reihe, wo sich einige Bergketten erheben, ist das Land größtentheils flach oder sanft gewellt. Die Bevölkerung beträgt 150 Köpfe, welche größtentheils den östlichen Theil der Frontreihe bewohnen; bis dahin führt von Hull aus eine Straße, an welcher mehre gutcultivirte Farms und 1 Schulhaus liegen. — Unvergebene Ländereien liegen noch 19.590 Acres in der Ortschaft, worunter bedeutende Striche des vortrefflichsten Landes.

Esher, neu ausgelegte Ortschaft am nordöstlichen Ufer des See des Allumets, zwischen Hastings im Westen und Sheen im Osten. — Die Hudsonsbay-Compagnie hält hier einen Handelsposten.

Hastings, Ortschaft westlich von Esher, am See des Allumets.

Huddersfield, neu ausgelegte Ortschaft, welche im Norden von Cawood und

Thorn, im Osten von Aldfield und Bristol, im Süden von Clarendon und im Westen von Litchfield begränzt wird.

Hull, Ortschaft am See Chaudière des Ottawa, welche im Norden von Wakefield, im Osten von Templeton, und im Westen von Eardley begränzt wird, 82 429 Acres enthält, und im Jahre 1801 vermessen und in Unterabtheilungen geschieden wurde. Die Ortschaft ist 16 Reihen tief, und jede Reihe enthält 28 Landplätze (lots). Die erste, zweite, dritte, und ein Theil der vierten, fünften und sechsten, und zwei Landplätze der siebenten Reihe wurden Herrn Philemon Wright, Esq., zweien seiner Söhne und sieben Gesellschaftern im Jahre 1806 verwilligt, die Theilnehmer aber gaben, wie dies früher stets der Gebrauch war, den größten Theil der Ländereien ihrem Führer als Entschädigung für die Vermessungen und für Ausfertigung des Patents, und so wurde Wright der Haupt- und fast einzige Besitzer von 12.000 Acres. und hatte mit seinen Söhnen bis 1830 bedeutende Verbesserungen auf diesem Lande angebracht, 4.703 Acres in Kultur gesetzt, 24 Häuser erbaut und mehre Mühlen errichtet. — Hull ist 120 Meilen von Montreal entfernt und in der Mitte eines fruchtbaren Landes, welches hinsichtlich des Bodens und Klimas die mannichfachsten Vortheile bietet. Im Allgemeinen ist die Ortschaft bergig, eine Hügelkette, von den Indianern Perguatina genannt, durchstreicht die Mitte von Osten nach Westen, übersteigt aber nirgends die Höhe von 900 Fuß über den gewöhnlichen Wasserstand des Ottawa. An beiden Seiten dieses Bergzugs, und selbst hier und da auf demselben, sind Striche des vortrefflichsten Landes; der feuchten Niederungen sind verhältnißmäßig nur wenige, und auch diese nur von unbedeutender Ausdehnung. Die Fronte der Ortschaft ist eine Ebene mit sanft gewelltem Lande, bis nach dem Hochlande zurück, welches sich in der sechsten Reihe erhebt, und die Ortschaft in einer gekrümmten Richtung, fast parallel mit dem Ottawa laufend, durchschneidet. Jenseits dieses Hochlandes erhebt sich die Oberfläche in eine Menge einzelner, plötzlich aufstrebender Höhen, und wird als reiches Weide- und Grasland von den Einwohnern sehr geschätzt. Der Boden in den niedern Theilen, und die Intervallen zwischen den Bergen, ist vortrefflich, und bringt bei sorgfältigem Anbau alle Arten Feld- und Gartenfrüchte in größter Menge hervor. In der unmittelbaren Nähe der la Chaudière- oder Columbia-Fälle ist der Boden ärmer sehr felsig und sandig, in geringer Entfernung davon verschwindet aber dieser Nachtheil, und der Boden geht in strengen Lehm und Thon über. — Verschiedene Straßen durchschneiden bereits die Ortschaft: die Hauptstraße, „Britannia Road“ genannt, beginnt am Landungsplatz der Dampfboote unterhalb der Fälle, durchzieht Wrights Village und zieht sich zwischen der zweiten und dritten Reihe westlich bis nach Eardley; eine andere Straße läuft längs dem Chaudière-See, und mehre andere führen nach den im Innern liegenden Ansiedelungen. Die von Hull nach Montreal führende Straße ist schlecht, und zu manchen Zeiten weder zu Wagen noch zu Pferde zu passiren; eine 16 Fuß breite Straße, von 64 Meilen Länge, wurde vom Gouvernement bis zum Long Sault eröffnet, und 71 Brücken auf derselben erbaut; doch ist dieselbe so schlecht, daß alle Jahre Güter und Menschenleben auf derselben verloren gehen. — Hull ist im Ueberfluß bewässert, und wird durch eine Menge größerer und kleinerer Ströme durchschnitten; der Gatineau, ein reißender Strom, welcher die Ortschaft in diagonaler Richtung durchfließt, und nur für Boote fahrbar ist, ist der größte derselben; in den Hochlanden sind viele Seen, von denen einige ausnehmend schön sind, alle aber einen Ueberfluß von Lachsforellen und andern Fischen haben. — Die Waldungen sind herrlich bestanden und zählen 42 verschiedene Baum- und 60 Buscharten. — Wild ist im nördlichen Theile noch in Menge vorhanden, und auch der Mineralreichthum der Ortschaft ist nicht unbedeutend; ein Lager Eisenstein wurde bereits entdeckt, wird aber noch nicht benutzt; eine Bleimine ist am Gatineau, und die Indianer bringen von

derſelben große Quantitäten Blei den Fluß herunter; Marmor der beſten Qualität iſt im Ueberfluß vorhanden; ein herrliches Lager weißen Marmors, welcher durch keine Adern durchzogen wird, iſt in der Nähe der erſten Fälle des Gatineau, 400 Yards oberhalb des ſtillen Waſſers, bis wohin Dampfboote mit Sicherheit gelangen können; das Lager bildet einen jähen Abfall von einer Meile Länge und einer Höhe von 60—70 Fuß; — Marmor erſcheint auch in der Nähe der Eiſenmine, und an den Ufern des Lake des Chats geht er zu Tage aus. Kalkſteine der vorzüglichſten Art ſind an beiden Ufern des Gatineau, und eine zweite Bleimine in der zehnten und zwölften Reihe. — Die bis jetzt in der Ortſchaft beſtehenden Landgüter ſind in vorzüglicher Kultur; Mr. Wright hat 5 — 6.000 Acres unter Kultur; ſein Sohn T. Wright hat zwei ausgezeichnete Niederlaſſungen in der ſiebenten und achten Reihe am öſtlichen Ufer des Gatineau; die „Columbia Farm“ in der vierten Reihe, $1\frac{1}{2}$ Meile vom Ottawa und weſtlich von Whrigts Haus, iſt ebenfalls eine der ausgezeichnetſten Niederlaſſungen.

Wrights Village, auch Hull genannt, iſt freundlich im ſüdöſtlichen Winkel der Ortſchaft, auf den Frontplätzen Nr. 2, 3 und 4 der dritten Reihe am Ottawa, unterhalb der Chaudière-Fälle, ausgelegt, enthält eine geſchmackvolle Kirche (68 Fuß bei 28, mit einem 121 Fuß hohen Thurme), welche auf einer kleinen Anhöhe nach dem Fluſſe zuſteht; in der Fronte derſelben ein zweiſtöckiges, von Stein erbautes und bequem eingerichtetes Hotel, und dieſem gegenüber an der andern Seite der Straße und am Ufer des Fluſſes die Mahl- und Sägemühlen, die Schmiede, die Waarenniederlagen, und ein weitläuftiges mit einer Kuppel verſehenes Gebäude von Stein, welches ſeiner ſonderbaren Conſtruction wegen öfters für eine Kirche gehalten wird. Im Weſten der Brücke liegt auf einer Anhöhe das bequeme und elegante Haus des Squire Ph. Wrights und das Poſtamt. Da das gegenwärtige Dorf das ausſchließliche Eigenthum des Hrn. Wrights und ſeiner Söhne iſt, und dieſe dadurch im Handel keine Mitbewerber haben, hat der Handel noch nicht die Stufe erreicht, welche die Größe und Bedeutung der Ortſchaft bereits erfordert, und zweckmäßig dürfte es daher ſeyn, noch einige Dörfer auf Gouvernementsland auszulegen; am paſſendſten dazu wäre der Landplatz 21 in der zweiten Reihe, da ſelbiger den See la Chaudière, eine Erweiterung des Ottawa, berührt, und Landplatz 14 in derſelben Reihe, wo zwei Landſtraßen ſich kreuzen, und eine Sägemühle, ſo wie eine gut cultivirte Farm in der Nähe iſt. — In der Ortſchaft befinden ſich 3 Schulen, 1 Episkopalen- und 1 Methodiſtenkirche, 3 Mahlmühlen, 5 Sägemühlen, 1 Krämpelmaſchine, 2 Lohmühlen, 2 Gerbereien, 16 Kalköfen, 22 Webſtühle, 3 Ziegeleien, 8 Pottaſch- und Perlaſchſiedereien, 1 Brauerei, 3 Branntweinbrennereien, 6 Handelshäuſer und 3 Wirthshäuſer; die Zahl der Einwohner belief ſich 1833 auf 1.503, von denen der größte Theil Amerikaner. — Unvergeben liegen noch in der Ortſchaft 21.250 Acres.

Kirkiby, neu ausgelegte Ortſchaft am Ottawa, zwiſchen Alberford im Südoſten und Pontfrai im Nordweſten, wird im Nordoſten vom Rivière du Moine durchſtrömt.

Litchfield, neu ausgelegte Ortſchaft, welche im Weſten vom Ottawa, im Oſten von Clarendon und Huddersfield begränzt wird. Die Ortſchaft hat die Form eines Triangels, und verſpricht einſt von Bedeutung zu werden, da die Fälle des Grand Callumet und Rapid du Sable eine außerordentliche Waſſerkraft für techniſch-mechaniſche Anlagen bieten. — In der Fronte der Ortſchaft liegt im Ottawa die zu Ober-Canada gehörende Inſel Grand Callumet.

Lochaber und Gore oder Zuſatz, auch zu Zeiten Suffolk genannt, Ortſchaft im Weſten von Petite Nation und im Oſten von Buckingham, am Ottawa. — Die Ortſchaft iſt, hinſichtlich der Fruchtbarkeit des Bodens, mit Hull, Templeton und Buckingham zu vergleichen und gut bewaldet; 13.261 Acres wurden 1807 an Archibald

M'Millan und andere schottische Emigranten verwilligt, doch nur wenig ist von diesem Landstriche bis jetzt in Kultur gesetzt. Längs der Fronte bildet der Fluß verschiedene tiefe Bayen; das Land in deren Nähe ist flach und zu Zeiten Ueberschwemmungen ausgesetzt; weiter landeinwärts ist der Boden gebrochen und uneben, bis zu dem zweiten Höhenzug der, von Petit Nation herüberkommend, sich nach Buckingham zieht; jenseits der Bergkette ist das Land keiner Verbesserung fähig, wenigstens nicht in der unmittelbaren Nähe. — Verschiedene Flusse und Ströme durchwinden die Ortschaft, keiner aber ist schiffbar, doch wird Holz auf denselben nach dem Ottawa herabgeflößt, der sich hier sehr erweitert und mehre Inseln trägt, von denen die größte 1 Meile lang und ¾ Meile breit ist. Der Blanche, der Hauptfluß der Ortschaft, wird durch drei Arme gebildet, die sich unweit seiner Mündung zu einem Strome vereinigen. — Black Bay liegt in der Fronte von Lochaber Gore, ist gegen 4½ Meile lang und gegen 1¾ Meile breit. — Unvergebene Ländereien sind in der Ortschaft noch 17.600 Acres, in Gore aber 3.388 Acres. — Die Gesammtbevölkerung beläuft sich auf noch nicht ganz 200 Seelen.

Mansfield, neu ausgelegte Ortschaft am Ottawa, wo der Fluß zwischen der Insel Grand Callumet und dem Festlande die kleinen Fälle des Grand Callumet beschreibt. Die Ortschaft wird im Südosten von Litchfield und Eawood, im Westen von Whatham begränzt, und im Nordwesten vom Rivière Coulange bewässert.

Onslow, Ortschaft am See Chaudière und im Osten von Eardley und Washer, im Westen von Bristol, und im Norden von Aldfield begränzt. Das Land ist nicht von vorzüglicher Güte; die erste, zweite und dritte Reihe werden von Felsenketten durchzogen, zwischen denen sich mehre kleine Seen ausbreiten, deren größter, der Long Lake, als Reservoir für Bauholz benutzt wird. Verschiedene Flüßchen durchströmen die Ortschaft, die nur spärlich in der Fronte bewohnt ist, 1820 nur einen Ansiedler zählte, und 1830 nur 31 aufzuweisen hatte. Die ganze Ortschaft ist vermessen; die ersten 5 Reihen sind in Landplätze abgetheilt, und; mit Ausnahme von 1.200 Acres, welche dem Handelsposten der Hudsonsbay-Gesellschaft zu Point Mondion gehören, an Boswell Minor und dessen Gefährten verwilligt. — Unvergeben ruhen noch 31.400 Acres.

Ponsonby, neu ausgelegte Ortschaft im Norden der Seigneurie Petit Nation; wird im Norden von Amherst, im Osten von dem Kanton Two-Mountains, und im Westen von Rippon begränzt, hat im Süden einen Theil des Sees Papineau, und wird vom Rivière Rouge durchschnitten.

Pontfrai, die letzte der neu ausgelegten Ortschaften am Ottawa, im Nordwesten von Kirkiby.

Portland, Ortschaft im Norden von Templeton und Buckingham; wird im Osten von Derry, im Norden von unvermessenen Ländereien, und im Westen von Wakefield begränzt, und von dem Rivière aux Lièvres, der hier mehre Fälle und Stromschnellen bildet, und dem River Blanche durchschnitten.

Rippon, neu ausgelegte Ortschaft, welche im Nordosten von Ponsonby, im Südosten von Petit Nation, im Süden von Lochaber, und im Westen von Derry begränzt wird.

Sheen, neue Ortschaft am Ottawa, zwischen Chichester im Osten und Esher im Westen. Der Ottawa erweitert sich vor der Ortschaft zum See Allumet und trägt nahe an der mit vielen Buchten versehenen Fronte, Black River Island, eine große Insel, zwischen welcher und der Ortschaft Sheen die kleinen Allumet-Fälle sind.

Shorn, projectirte Ortschaft im Norden von Adfield, und im Osten von Eawood.

Templeton, Ortschaft am Ottawa, welche im Westen von Hull und Wakefield, im Norden von Portland und im Osten von Buckingham begränzt wird. Acht Reihen wurden bereits 1805 vermessen und ausgelegt, und das Land als vortrefflich befunden. Die Ländereien am Ottawa sind größtentheils flach, doch der Boden ziemlich gut, und weiter landeinwärts Boden und Holzwuchs von gleicher Güte. Weiße und gelbe Kiefern und Fichten sind im Ueberflusse vorhanden; die nördlichen Reihen sind mit Ulmen, Buchen, Ahorn und Baßholz bestanden und die Front-Reihen mit Sprossentannen, Cedern und Balsambäumen. Die Ortschaft wird durch den großen und kleinen Blanche River, die Mündung des Gatineau und mehre kleine Ströme und verschiedene Teiche hinlänglich bewässert. Die Niederlassungen sind größtentheils im südwestlichen Winkel der Ortschaft, nach Hull zu; Hr. Alexander M'Millan erhielt hier 1807 eine Verwilligung von 13.656 Acres, und eine Straße wurde über diese Ländereien bis Hull geführt; durch Mangel an Ansiedlern kam sie aber in Verfall und ist jetzt nur mit Mühe zu passiren; 1824 waren erst 186 Acres in Kultur gesetzt und 7 Häuser und 4 Scheunen gebaut. — 1830 belief sich die Bevölkerung auf 98 Seelen. — Unvergebene Ländereien noch 40.807 Acres.

Wakefield, neue Ortschaft, im Norden von Hull, und zwischen Portland im Osten und Washer im Westen.

Washer, neue Ortschaft, im Norden von Eardley, welche im Osten von Wakefield und im Westen von Onslow und Aldfield begränzt wird.

Whatham, neu ausgelegte Ortschaft am See Coulonge, eine Erweiterung des Ottawa; zwischen Mansfield im Südosten und Chichester im Nordwesten. — Der südöstliche Theil wird vom Fluß Coulonge durchströmt, und an dessen Mündung ist Fort Coulonge zum Schutz gegen die Indianer errichtet.

11. Der Kanton Richelieu.

Dieser Kanton wird im Norden und Nordwesten vom St. Lorenz, im Nordosten von Yamaska, im Osten von St. Hyacinthe, im Süden von Rouville, und im Westen von Vercheres begränzt, ist vom Süden nach Norden 25 Meilen lang, vom Osten nach Westen 20 Meilen breit, und umfaßt einen Flächenraum von 373 □ Meilen oder 238.720 Acres, von denen 165.807 Acres bereits vergeben und 66.162 Acres davon in Kultur gesetzt sind. Das Centrum des Kantons ist unter 45° 50′ 15″ nördl. Br. und 72° 58′ westl. L. von Greenwich. Die Hauptflüsse, welche den Kanton durchströmen, sind der Richelieu und der Yamaska und deren Zuflüsse, unter denen der Salvayle der bedeutendste ist. — Die Oberfläche des Landes ist durchaus eben, und der Boden in vielen Plätzen von nur geringer Güte. Holz ist im Ueberfluß vorhanden, doch wird dessen Güte, als Bauholz, nicht besonders gerühmt. Drei Landstraßen durchschneiden den ganzen Kanton von Südwesten nach Nordosten, und werden von einer Menge anderer Vicinalstraßen durchschnitten und verbunden. Im nordwestlichen Theile laufen 7 Straßen beinahe parallel mit dem St. Lorenz. — Die Straßen sind in ziemlich gutem Zustande, und haben an beiden Seiten vortreffliche Farms, und bequeme, freundlich aussehende Wohnhäuser. Der Kanton ist in 5 Kirchspiele geschieden, von denen St. Odurs das bedeutendste ist, und hat die Stadt (borough) William Henry.

Der Kanton umfaßt die Seigneurien Bonsecours, Bourchemin, Bourgmarie, St. Charles, St. Denis, St. Ours und Zusatz, und Sorel; im St. Lorenz die Inseln: Cochon, Madame, Ronde, de Grace, aux Ours, Battures à la Carpe, du Sable, du Moine und du Basque, und im Richelieufluß alle Inseln zunächst dem Ufer.

Die Zahl der Einwohner belief sich im Jahre 1831 auf 16.967 Köpfe, worunter

15.834 Katholiken und 269 Episcopalen; 1.355 Familien waren mit Landbau beschäftigt, 28 trieben Handel, und 39 Personen empfingen Almosen; in demselben Jahre zählte man im Kanton 5 katholische und 1 protestantische Kirche, 1 College, 26 Elementarschulen, 3 Dörfer, 1 Courthaus, 1 Gefängniß, 21 Wirthshäuser, 23 Branntweinschenken, 25 Mahlmühlen, 7 Sägemühlen, 1 Oehlmühle, 1 Walkmühle, 1 Krämpelmaschine, 5 Pottasch- und Perlaschsiedereien, 13 Potterien, 2 Gerbereien, 2 Hutmanufacturen, und 7 Friedensrichter nebst 4 Aerzten. — Der Monatslohn eines Feldarbeiters betrug nur 15 Shillings, der Tagelohn 2 Shillings, und der Durchschnittspreis des Waizens, nach der letzten Erndte, belief sich auf 5 Shillings 9 Pence für den Bushel.

Bonsecours, Seigneurie im nordöstlichen Winkel des Kantons, am Yamaskafluß, jetzt Eigenthum der Mrs. Barrow. — Nur ein geringer Theil des Landes hat guten Boden; der größte Theil ist noch mit Holz bestanden, das aber nur als Brennholz benutzt werden kann.

Bourchemin, Seigneurie, welche nur zur Hälfte in Richelieu, zur Hälfte im Kanton St. Hyacinthe liegt, wird vom Yamaskafluß durchschnitten, und ist am Ufer dieses Flusses besser angebaut, als die benachbarten Seigneurien, obgleich auch hier die Kultur noch wenig Fortschritte gemacht hat, und der größte Theil des Landes noch als Wald liegt. Auch diese Seigneurie ist Eigenthum der Mrs. Barrow.

Bourgmarie, West-, Seigneurie am Yamaska, zwischen Bonsecours und Bourchemin, hat 60 Arpents Fronte und eine Tiefe von $1^1/_2$ League; ist noch zum größten Theil Wald, und Eigenthum der Mrs. Barrow.

St. Charles d'Yamaska, Seigneurie am östlichen Ufer des Yamaska, und durch diesen von Bourgmarie und Bourchemin getrennt, ist ebenfalls Eigenthum der Mrs. Barrow. Der beste und einzig kultivirte Theil der Seigneurie liegt am Flusse und giebt erträgliche Erndten; der Rest ist dichter Wald, mit einzelnen Stellen guten Bodens, dem aber bis jetzt noch keine Aufmerksamkeit gewidmet wurde.

St. Charles, Seigneurie im Süden des Kantons, am östlichen Ufer des Richelieu, und im Osten vom Kanton St. Hyacinthe begränzt; umfaßt 2 □ Leagues und ist jetzt Eigenthum des ehrenwerthen P. D. Departzch. Das Land ist das reichste im ganzen Kanton; der vorherrschende Boden ist ein feiner fruchtbarer Lehm: in einigen Plätzen eine Lage reicher vegetabilischer Boden auf Thon, in andern eine Mischung von Thon und Sand; ein unbedeutender Theil der Seigneurie liegt noch im Naturzustande. Der niedere Theil der Seigneurie wird durch den Rivière des Hurons, der obere Theil durch den kleinen Fluß le Miot bewässert. — Die Häuser der Ansiedler liegen auf den Conzessionen zerstreut; ein eigentliches Dorf existirt noch nicht; zwar sind einige Häuser und die Kirche St. Charles gebaut, welche nebst dem Pfarrhaus am Ufer des Richelieu steht, und auch das Herrenhaus des Seigneurs ist in deren Nähe, doch hat der Ort selbst nie auf den Namen eines Dorfes oder Fleckens Anspruch gemacht. Am westlichsten Puncte der Seigneurie beschreibt der Richelieu plötzlich einen Bogen, und erweitert sich zu einer Breite von mehr als einer halben Meile, in welcher Erweiterung die zur Seigneurie gehörenden Isles aux Cerfs liegen. Alle Ländereien sind, bis auf fünf Conzessionen, bereits ausgegeben. Die Rente, welche die vor 1759 verwilligten Ländereien zu zahlen haben, ist 1 Sol vom Arpent, alle neueren Verwilligungen hingegen müssen 1 Quart Waizen von jedem Arpent zahlen. — Die Bevölkerung der Seigneurie belief sich 1831 auf 1.621 Seelen.

St. Denis, Seigneurie im Norden von St. Charles, jetzt Eigenthum der Madame Fleury Deschambault; das Land ist fruchtbar, und alle Ländereien bereits ausgegeben und angesiedelt. Die Seigneurie ist in fünf Reihen geschieden, und diese in 250 Farms getheilt; Flachs wird hier vorzüglich gebaut, und der Boden eignet sich in vie-

len Gegenden zum Hanfbau; die sterilen Ländereien sind in Holz stehen gelassen, und auch auf gutem Boden hat man Holz reservirt, doch nicht in hinlänglicher Menge, um den Bedarf befriedigen zu können, weshalb die Einwohner Ländereien in den benachbarten Kirchspielen la Presentation, St. Ours u. s. w. erwarben, und diese in Wald liegen ließen. Alle Ländereien sind en roture verliehen: die beiden Reihen zunächst dem Richelieu sind vor 1759 verwilligt, und zwar zu 6 Livres und 1 Sol für jede 90 Arpents; der Erbzins aller spätern Verwilligungen beträgt von 15 — 20 Livres. — Am südöstlichen Ufer des Richelieu liegt das freundliche Dorf St. Denis, von 90 — 100 Häusern, einer sehr schönen Kirche mit drei Thürmen, welche 130 Fuß lang und 50 Fuß breit ist, und 3 Schulen, von denen eine von zwei Schwestern der Congregation geleitet wird; zwischen der Hauptstraße und dem Flusse sind mehre bedeutende Waarenniederlagen, die als Getraidemagazine benutzt werden. Viele der Häuser, so wie die Magazine, sind von Stein erbaut. — Dem Dorf gegenüber liegt im Richelieu die kleine Insel Madere, und ein noch kleineres Eiland. — Eine Seigneurial-Fähre führt von hier über den Fluß nach der gegenüberliegenden Seigneurie Contrecoeur, auf welcher für Hinüberschaffen eines Wagens 15 Sols Fährgeld erlegt werden müssen. Es ist bemerkenswerth, daß an keinem Fluß der Seigneurie sich Mahl- oder Sägemühlen befinden, obgleich hinreichendes Wassergefälle vorhanden wäre, dagegen findet man 9 Windmühlen, von denen 5 in der Fronte, 1 in der zweiten und 3 in der dritten Reihe stehen. — Der Richelieu und der kleine Fluß le Miot oder l'Amiot, bewässern das fruchtbare Land, und mehre gute Straßen durchschneiden dasselbe in allen Richtungen. — Die Bevölkerung belief sich 1831 auf 3.100 Köpfe. — Cascarinette, Fief im untern Theile der Seigneurie, hat 18 Arpents Breite und erstreckt sich durch die ganze Tiefe der Seigneurie; ist jetzt ebenfalls Eigenthum der Seigneurie.

St. Ours und Zusatz, Seigneurie im Nordosten der vorigen, und im Nordwesten vom St. Lorenz, im Südosten vom Yamaska begränzt; hat am St. Lorenz 2 Leagues Fronte, und bis zum Yamaska eine Tiefe von 6 Leagues, wurde 1672 an Sieur de St. Ours verwilligt, und ist noch jetzt im Besitz seines Nachkommen, des ehrenwerthen Charles de St. Ours. Das Land ist überall von vorzüglicher Güte; einige Conzessionen, 3 Arpents bei 30 haltend, waren schon vor 1759 verwilligt, und zahlten eine Rente von 1 Sol vom Arpent, und einen halben Bushel Waizen außerdem für jede 20 Arpents. Bis zum Jahre 1821 konnte Jedermann Land in der Seigneurie unter diesen Bedingungen erhalten. Gegen 700 Landplätze sind ausgegeben, und die Conzessionen am Richelieu sind die bevölkertsten und besten. Vier Fünftel der Seigneurie sind bereits in Kultur gesetzt, und ein Fünftel in der Nähe des St. Lorenz ruht als Wald. Der Boden ist, bis den halben Weg zum Richelieu, sandig, der Rest strenger Boden; nach dem Yamaska zu ist der Boden leichter, aber sehr fruchtbar. Jeder Theil des Landes ist zur Kultur geeignet, und die Seigneurie ist ihrer ebenen Oberfläche wegen bemerkenswerth. — Zwei Fiefs, von denen jedes 8 Arpents Fronte hat, und die sich durch die ganze Tiefe von St. Ours ziehen, sind in der Seigneurie eingeschlossen. Die Hauptflüsse sind: der St. Lorenz, in der Fronte; der Richelieu, welcher die Seigneurie in diagonaler Richtung durchschneidet und für Fahrzeuge von 150 Tonnen Last schiffbar ist; der Salvayle, über welchen bei Rochville eine große Brücke führt, und der Yamaska, welcher ebenfalls schiffbar ist, und die östliche Gränze bildet; die kleineren Ströme sind: der Ruisseau la Plante und Ruisseau la Prade. Mehre gute Straßen durchschneiden die Seigneurie, von denen die längs dem Richelieu von Sorel nach Chambly führende die beste ist; die Straße nordöstlich vom Salvayle wird wenig benutzt, da sie, je näher sie dem Yamaska kommt, immer schlechter wird, und Pferde selbst in der trockensten Jahreszeit auf derselben 14 Zoll

tief in Koth und Waſſer waden müſſen. — Holz iſt noch hinlänglich vorhanden: am Yamaska beſteht die Waldung aus Ahorn, Kirſchen und Buchen, am St. Lorenz aus allen Arten von Nadelholz. Zwei Drittel des erbauten Getraides wird in der Seigneurie conſumirt, und nur ein Drittel ausgeführt; Hanf wird noch nicht gebaut, doch ſäet jeder Landwirth zum eigenen Bedarf einen halben Buſhel Flachs. — In der Seigneurie ſind 3 Waſſermühlen, von denen 2 am nördlichen Ufer des Richelieu, und eine dritte am Yamaska ſteht, 3 Windmühlen, wovon eine am St. Lorenz, die andere am Richelieu, und 2 Sägemühlen am Yamaska und Salvayle. — Die Seigneurie enthält die zwei Kirchſpiele St. Ours, St. Jude und einen Theil des Kirchſpiels Contrecoeur. In den erſtern iſt das Dorf St. Ours, am rechten Ufer des Richelieu, mit 100, zum Theil ſteinernen, Häuſern, 1 Kirche, 1 Pfarrhaus, mehre Niederlagen, und einem Herrenhauſe des Seigneurs. — Von hier aus wird ein nicht unbedeutender Getraidehandel mit Quebec getrieben. — Im Kirchſpiel St. Jude liegt, am ſüdlichen Ufer des Salvayle, das Dorf Rochville mit 42 Häuſern und 1 Kirche. — Die Bevölkerung der ganzen Seigneurie belief ſich 1831 auf 5.174 Seelen, wovon auf St. Ours 3.760, auf St. Jude 1.414 Seelen kommen. — Isles Communes, Gruppe kleiner Eilande im St. Lorenz. — Deschaillons, Inſel im Richelieu, unterhalb des Dorfes St. Ours, eine Meile lang.

Sorel oder Saurel, Seigneurie im Norden des Kantons, hat 2½ League Fronte und 2 Leagues Tiefe, endigt in einer, nach Nordoſten auslaufenden, 2 Leagues langen Landzunge, und hat vor ſich im Norden im St. Lorenz die Inſeln St. Ignace, de Grace und Ronde. Der Richelieu und mehre kleine Flüſſe durchſchneiden die Seigneurie, die an der Vereinigung des erſtern mit dem St. Lorenz die anmuthig gelegene Stadt William Henry oder Sorel hat. Die Stadt zählt 160 Häuſer, 1 proteſtantiſche und 1 katholiſche Kirche, und mit der Seigneurie 4.193 Einwohner. Vor der Stadt iſt das Ufer des Richelieu 10 — 12 Fuß hoch; hat an der Point zwei kleine Wharfe zum Anlegen für Schiffe, und auf dem gegenüber liegenden Ufer einige Schiffbauhöfe; der Fluß iſt hier 250 Yards breit, und hat eine Tiefe von 2½ bis 5½ Faden Tiefe.

12. Der Kanton Rouville

wird im Nordoſten von Richelieu und St. Hyacinthe, im Oſten von Shefford und Miſſisqui, im Süden vom Staate Vermont, und im Weſten vom Richelieufluß, der den Kanton von Acadie, Chambly und Vercheres trennt, begränzt, hat eine Länge von 42, und eine Breite von 10 Meilen, und umfaßt einen Flächenraum von 429 □Meilen, oder 274.560 Acres. — Der Kanton gleicht in Boden und Oberfläche dem benachbarten Chambly, und iſt, mit Ausnahme der beiden Berge, Mount Beloeil, und Mount Johnſton, im Allgemeinen ebenes Land, wird durch den Chambly oder Richelieu, den Rivière des Hurons, den Ruiſſeau Barre, Rivière du Rapide und South River bewäſſert, und durch zahlreiche gute Straßen, welche die blühenden Niederlaſſungen verbinden, durchſchnitten, und umfaßt die Seigneurien Bleury, Chambly-Eaſt, Foucault, Monnoir und Zuſatz, Noyan, Rouville und Sabrevois. Der nördliche Theil des Kantons wird größtentheils von Canadiern, der ſüdliche Theil von Amerikanern, Schotten und Iren bewohnt. Die Bevölkerung belief ſich 1831 auf 18.115 Einwohner, worunter 14.839 Katholiken, 1.803 Episcopalen, 636 Methodiſten und 449 Anhänger der ſchottiſchen Kirche. Der Kanton iſt in die Kirchſpiele St. Hilaire, Pointe Olivier, St. Jean Baptiſte, Henryville, Georgeville und St. Thomas geſchieden, und enthält 2 proteſtantiſche und 4 katholiſche Kirchen, 3 Dörfer, 45 Elementarſchulen, 32 Wirthshäuſer, 25 Branntweinſchenken, 11 Mahlmühlen, 8 Säge-

mühlen, 3 Walkmühlen, 3 Krämpelmaschinen, 1 Triphammerwerk, 14 Pottasch- und Perlaschsiedereien, 3 Gerbereien, 2 Potterien und 2 Hutmanufakturen; 2.186 Familien sind im Landbau beschäftigt, 25 im Handel und 114 in verschiedenen Gewerben; Almosenpercipienten sind 8 im Kanton. — Von den Ländereien sind 186.106 Acres bereits vergeben, 58.920 Acres aber erst in Kultur gesetzt.

Bleurie oder Bleury, Seigneurie am östlichen Ufer des Richelieu, im mittleren Theile des Kantons, hat längs dem Flusse 3 Leagues Fronte, und ist jetzt Eigenthum des Generals Christie Burton. — Das Land ist flach, in vielen Plätzen sumpfig, hat aber längs dem Richelieu reiche, gut cultivirte Plätze. Die Waldungen, mit denen die Seigneurie noch größtentheils bedeckt ist, bieten treffliches Bau- und Nutzholz.

Chambly-East, Seigneurie im Norden der vorigen, ebenfalls am Richelieu. Das Land ist durchaus eben, der Boden von ausgezeichneter Qualität, und die ganze Seigneurie bereits in Kultur.

Foucault oder Caldwell Manor, Seigneurie im Süden des Kantons, wird im Osten von der Missisqui-Bay, im Westen vom Richelieu begränzt, und hat 2 Leagues Fronte und $2^1/_2$ League Tiefe. Die Ansicht der Seigneurie ist im Allgemeinen eben, hier und da sanft gewellt, und regelmäßig mit Swamps und sanft aufsteigendem Lande wechselnd. Obgleich das Land flach ist, ist es doch im Vergleich mit andern niedern Ländereien am Richelieu von vorzüglicher Qualität; Obst gedeiht vortrefflich; die Waldungen sind mit hochstämmigen Kiefern, weißen Eichen, Cedern, Eschen, Ulmen, Ahorn und Lärchenbäumen bestanden, die Wasserverbindungen im Osten und Westen sind von außerordentlichem Werthe für die Ansiedler, dessen ungeachtet haben sich nur erst wenige aus den Staaten hier niedergelassen, und die ganze Zahl der Einwohner der Seigneurie beläuft sich auf nicht mehr als 1.304 Seelen. — Die Landstraßen sind in gutem Zustande, fünf durchschneiden das Land in allen Richtungen und werden durch Vicinalwege unter einander verbunden; eine Fähre führt an der Südgränze der Provinz über den, hier eine Meile breiten, Richelieu. — Drei Viertel des Landes sind erst vergeben und in Kultur genommen, 1 Mahl- und 1 Sägemühle sind am Wolf Creek angelegt, können aber wegen Mangel an Wasser nur 4 Monate des Jahres arbeiten; 4 Pottaschsiedereien und 2 Gerbereien bestehen in verschiedenen Theilen der Seigneurie; Ackerbau und Viehzucht liefern eine Menge Producte zur Ausfuhr; und die billigen Tagelöhne, 2 Sh. 6 P. für einen Landarbeiter, sind einladend genug, um in Kurzem viele permanente Ansiedler herbeizuziehen. — Ein Dorf ist noch nicht ausgelegt; in der Mitte der Seigneurie steht die Kirche St. Thomas.

Monnoir und Zusatz, Seigneurie im Nordosten von Bleury und östlich von Chambly East, hat 2 Leagues Fronte und 3 Leagues Tiefe, und ist jetzt Eigenthum des Richters Jean Roche Roland, Esq. Das Land hat verschiedenen Boden, bringt aber unter guter Pflege gute Erndten, und viele noch nicht aufgebrochene Ländereien dürften sich zum Hanfbau eignen. Die obere Abtheilung längs der Gränze von Chambly ist fast ganz in Kultur genommen, und eben so eine ausgedehnte Reihe am linken Ufer des Yamaska und an beiden Ufern eines ihm zuströmenden Flüßchens an der Gränze der Ortschaft Farnham; nach der Westgränze zu ist das Land niedrig, selbst etwas sumpfig; im Innern ist das Land zwar flach, der Boden aber besser als in der Fronte. Den obern Theil bewässern mehre kleine Ströme, die aus dem Innern der Seigneurie kommen und dem Rivière des Hurons zufließen. Auf dem noch ungerodeten Lande ist Holz geringerer Sorte im Ueberfluß, doch auch hier und da gut gepflegtes Bauholz. Die Seigneurie ist in zwei Kirchspiele: St. Marie und St. Therese, getheilt; die Kirche des erstern ist an dem Flüßchen St. Louis, beinahe

eine League vom Cordon de Rouville, die andere an der Südseite des Mount Johnston, in der nämlichen Entfernung vom Cordon de Sabrevois. — In der westlichen Hälfte der Seigneurie sind 518 Landplätze ausgegeben, die andere Hälfte enthält 491 Landplätze, von denen bereits zwei Drittel in Kultur gesetzt, der Rest aber ebenfalls vergeben ist. Die vorzüglichsten Reihen von Ansiedelungen liegen am Ruisseau Barré, Ruisseau St. Louis, la Branche du Pin Rouge, la Branche du Rapide, le Rang double du Grand Bois, und an beiden Ufern des Rivière du Sud-Ouest. — Die Zahl der Häuser in der Seigneurie beläuft sich auf 1.000, die der Einwohner auf 4.369. — Der Mount Johnston bedeckt einen Flächenraum von 500 Arpents, erhebt sich fast steil aus der Ebene, und ist am Fuße mit hohem Walde umgeben, auf seiner Höhe aber kahl und felsig. — Monnoir enthält 84.000 Arpents, von denen 65.000 vergeben sind; der Rest eignet sich besonders zum Getraidebau, wird von einer Straße durchschnitten, ist aber noch nicht vermessen. — In der Seigneurie befindet sich der Fief St. Joseph, welcher aus drei Conzessionen besteht, von denen jede 3 Arpents Fronte bei 40 Tiefe hat, und jetzt im Besitz von Landbauern ist.

Noyan, Seigneurie im Norden von Foucault, und im Osten des Richelieuflusses; hat am Fluß 2 Leagues Fronte und 3 Leagues Tiefe, ist jetzt Eigenthum des General Christie Burton, und wird diesem zu Ehren auch Christie Manor genannt. Die Gestaltung des Landes, die Qualität des Bodens, der Holzwuchs, und Vortheile der Lage, ist ganz wie bei Foucault; der Boden ist niedrig und sumpfig und mit den besten Fichten und Kiefern bedeckt; die bereits kultivirten oder kulturfähigen Länder sind reich und fruchtbar. Die Bevölkerung beläuft sich auf 2.600 Seelen. Der Hauptstrom außer dem Richelieu ist der Petite Rivière du Sud, welcher unterhalb Isle aux Noix in den Richelieu mündet, die Seigneurie hinlänglich bewässert und für Boote und Kanoes 6 Meilen aufwärts schiffbar ist, sich dort in zwei Arme theilt, von denen der eine den Namen Wolf Creek führt, an jedem der eine Sägemühle errichtet ist. Zwei gute Straßen durchschneiden die Seigneurie, welche in die beiden Kirchspiele St. George und St. Thomas geschieden ist.

Georgeville, Dorf im Westen des Wolf Creek, mit 1 Kirche, 1 Schule, 2 Kaufläden, 1 Wirthshaus, 25 Wohnhäusern und 183 Einwohnern, treibt ansehnlichen Handel mit Pottasche und Getraide. — Henryville, Dorf im Norden der Seigneurie, mit 2 Kaufläden, 3 Wirthshäusern, 1 Schule, 2 Sägemühlen, 37 Wohnhäusern und 297 Einwohnern, treibt, wie das vorige, bedeutenden Handel mit Pottasche und Getraide, und außerdem mit Holz.

Rouville, Seigneurie im Norden des Kantons, hat 2 Leagues Fronte am Richelieu, und eine Tiefe von 1½ League. Der ganze Trakt enthält Land von so vorzüglicher Beschaffenheit, daß beinahe die ganze Seigneurie in einem sehr vorgerückten Stande der Kultur ist, namentlich aber in Hinsicht auf Ackerbau. Die Conzessionen sind in 8 Reihen geschieden, welche parallel mit dem Richelieu laufen, und belaufen sich auf 380 Landgüter (Farms), welche alle, mit Ausnahme gewisser Grundstücke im Rücken der verwilligten Länder, vergeben sind, und diese Reservationen sind ausgedehnt genug, um die Tiefe der vergebenen Länder um 30 Arpents vermehren zu können; sie liegen zum Verkaufe offen, doch beabsichtigt der Seigneur, Hr. J. B. H. de Rouville, Esq., keine neuen Niederlassungen. Die Hauptflüsse der Seigneurie sind der Richelieu, der Rivière des Hurons, und der Ruisseau de la Montagne, an welchem mehre Mühlen errichtet sind; außerdem findet man mehre Bäche, von denen der eine so reißend ist, daß er selbst im strengsten Winter nicht zufriert. Die Mühlen des Oberst de Rouville sind am Abhange des Rouville Mountains, und werden von den benachbarten Kirchspielen sehr benutzt. — Drei Fähren, die am Riche-

lieu etablirt sind, verbinden die Seigneurie mit dem benachbarten Kanton Vercheres. — Mehre Straßen, von denen die am Richelieu und die an beiden Ufern des Hurons, in besonders gutem Zustande sind, durchschneiden das reiche Land. — Mount Rouville, zu Zeiten auch St. Hilaire-, Chambly- oder Belœil-Mountain genannt, erhebt sich zwischen der zweiten und dritten Reihe, und ist rücksichtlich seiner Höhe, Form, Ausdehnung, und der Aussicht, die man von seinem Gipfel genießt, bemerkenswerth; er besteht aus sieben zusammenhängenden Bergen, die einen Flächenraum von beinahe 2½ □League bedecken; an der Südseite hat er einen sanften Abfall, an der entgegengesetzten aber ist er sehr steil und abbrechend. Auf dem Gipfel des, stellenweise mit hochstämmigem Wald bekleideten, 1.100 Fuß hohen Berges, ist ein kleiner klarer See von einer League Umfang, aus welchem ein kleiner, dem Huron zueilender, Strom abfließt. — Die Seigneurie ist in zwei Kirchspiele St. Hilaire und St. Jean Baptiste geschieden, von denen jedes ein Dorf gleiches Namens mit 25 — 30 Häusern hat; die Bevölkerung beider Kirchspiele beläuft sich auf 3.563 Einwohner.

Sabrevois, Seigneurie im Norden von Noyan und östlich vom Richelieufluß; hat 2 Leagues Fronte und 3 Leagues Tiefe, und ist jetzt Eigenthum des Generals Christie Burton. Das Land ähnelt der im Norden liegenden Seigneurie Bleurie, nur sind hier die Swamps ausgedehnter, könnten aber mit wenig Mühe und Kosten trocken gelegt und in das reichste Land umgewandelt werden. Die Bevölkerung beläuft sich auf 610 Seelen. — Henryville, Dorf im Süden der Seigneurie, mit 28 Häusern, von denen die Hälfte von Stein erbaut, einer Schule und einer Sägemühle.

13. Der Kanton St. Hyacinthe.

Dieser Kanton wird im Norden von Yamaska und Drummond, im Osten von letzterm Kanton und Shefford, im Südwesten von Rouville, und im Nordwesten von Richelieu begränzt; hat von Süden nach Norden eine Länge von 41, von Osten nach Westen eine Breite von 19 Meilen, und umfaßt einen Flächenraum von 477 □Meilen, oder 305.280 Acres. Das Centrum des Kantons liegt unter 45° 32′ 45″ nördl. Br. und 72° 45′ westl. L. — Der Hauptfluß ist der Yamaska, welcher die Mitte des Kantons durchströmt; zahlreiche Straßen ziehen sich nach allen Richtungen durch's ganze Land, welches, mit Ausnahme der Berge Rougemont und Yamaska, durchaus eben ist. — Der Kanton enthält die Seigneurien Bourchemin, de Ramzay und St. Hyacinthe, zählt eine Bevölkerung von 15.366 Seelen, worunter 14.761 Katholiken, 352 Episcopalen und 61 Methodisten, und besitzt 1 protestantische und 5 katholische Kirchen, 1 Dorf, 1 Kloster, 1 College, 27 Schulen mit 1.551 Schülern und Schülerinnen; 12 Wirthshäuser, 11 Branntweinschenken, 7 Mahlmühlen, 12 Sägemühlen, 1 Walkmühle, 3 Krämpelmaschinen, 34 Eisenwerke, 4 Trip-Hammerwerke, 6 Pottasch- und Perlaschsiedereien und 1 Gerberei; im Landbau sind 3.019 Familien beschäftigt, im Handel 22, und 69 mit verschiedenen Gewerben und Künsten.

Bourchemin, Seigneurie an beiden Ufern des Yamaska, zum größten Theil gut angebaut, und jetzt Eigenthum der Mrs. Barrow, gehört nur zum Theil diesem Kanton an; die westliche Hälfte liegt im Kanton Richelieu, s. d.

De Ramzay, Seigneurie im Norden des Kantons, von 3 Leagues Breite und 3 Leagues Tiefe, ist nur zum kleinsten Theil in Kultur gesetzt; den Waldungen nach zu schließen, ist der Boden indeß viel versprechend. Im Nordosten sind einige mit Cedern und Sproßenkiefern bedeckte Swamps; den Süden bewässert der Fluß Chibouet. Einwohner zählt die Seigneurie 386, und besitzt eine protestantische Kirche, eine Mahl- und Sägemühle.

St. Hyacinthe, Seigneurie zu beiden Seiten des Yamaska, von 6 Leagues Fronte bei 6 Leagues Tiefe, jetzt Eigenthum der Herren Desolles und Debartzch. Die Lage macht diese ausgedehnte Verwilligung zu einer der werthvollsten. Der Boden ist vortrefflich, und unter Mittelgüte sind nur wenig Plätze. Im Norden und Nordosten ist das Land niedrig, und hier und da sumpfig; nach Südosten zu steigt der Boden und bietet werthvolles trockenes Land. An den Ufern des Yamaska sind herrliche natürliche Wiesen, und die ganze Seigneurie bietet eine herrliche Abwechselung von Wiesen, Weiden und pflugbarem Lande erster Qualität. Buchen und Ahorn sind in den Waldungen vorherrschend; die nassen Niederungen bieten Ueberfluß an Cedern, und nach der Gränze von Granby zu sind Eichen und Kiefern in hinreichender Menge. Das Nordwest-Ufer des Yamaska ist bereits vollständig angebaut, und auch auf der gegenüberliegenden Seite findet man mehre Reihen gut kultivirter Grundstücke. Der Yamaska, welcher die Mitte der Seigneurie durchschneidet, ist für große Boote und Flöße fahrbar, und ein Zweig dieses Flusses, welcher nach Osten divergirt und mehre kleine Ströme in sich aufnimmt, bewässert hinlänglich den östlichen Theil des Landes, während der Salvayle mit seinen Nebenflüßchen den Westen durchströmt. — Nach allen Richtungen wird die Seigneurie von guten Straßen durchschnitten, und in die 5 Kirchspiele: St. Hyacinthe, St. Cesaire, St. Damas, la Presentation und St. Pie geschieden. Alle Kirchspiele sind ziemlich bewohnt und angesiedelt. — St. Hyacinthe, ein freundlicher, herrlich an einer Biegung des Yamaska gelegener Flecken, enthält 200 zum Theil von Stein oder Ziegeln erbaute Häuser, 1 große schöne Kirche, 1 Pfarrhaus und 1 College, hält wöchentlich zweimal Markt, und ist von prächtigen Obstgärten, Weiden und Wiesen, und einer Mauer umgeben. — Rougemont und Yamaska Mountain, zwei hohe, einzeln stehende, dicht bewaldete Berge, von denen der erste im Westen, der andere im Osten des Yamaskaflusses sich erhebt. — Die Seigneurie zählt 15.372 Einwohner, 5 Kirchen, 5 Mahl- und 10 Sägemühlen.

14. Der Kanton Shefford.

Im Norden von Drummond, im Osten von Sherbrooke, im Süden von Stanstead und Missisqui, und im Westen von Rouville und St. Hyacinthe begränzt, hat eine Länge von 30 Meilen bei einer gleichen Breite, und umfaßt einen Flächenraum von 749 □ Meilen oder 479.360 Acres, von denen erst 95.765 Acres ausgegeben und nur 23.392 in Kultur gesetzt sind. Das Centrum des Kantons, welcher durch die Quellenflüsse des Yamaska und Missisqui, und eine Menge kleiner Ströme durchflossen wird, ist unter 45° 22′ 16″ nördl. Br. und 72° 32′ westl. L. — Der Kanton selbst zerfällt in die Ortschaften (Townships) Brome, Ely, Farnham und Zusatz, Granby, Milton, Roxton, Shefford und Stukely, und hat eine Bevölkerung von 5.087 Einwohnern, worunter 276 Episcopalen, 218 Katholiken und 157 Methodisten; besitzt 2 Kirchen, 27 Schulen, 3 Dörfer, 8 Wirthshäuser, 12 Mahlmühlen, 20 Sägemühlen, 5 Walkmühlen, 4 Krämpelmaschinen, 1 Eisenwerk, 4 Branntweinbrennereien, 7 Pottasch- und 6 Perlaschsiedereien, und 10 Kaufleute; 788 Familien sind im Landbau beschäftigt, und nur 1 Person lebt von Almosen.

Brome, Ortschaft im Süden des Kantons; ziemlich gebirgig, selbst felsig, und nur in der Mitte um den 9 Meilen im Umfange habenden See, Lake Brome, mit gutem Boden. An den Ufern des Sees sind mehre Niederlassungen, und ein nach der Ortschaft benanntes Dorf mit einer katholischen Kirche. In den See münden einige kleine Flüsse, die mehre Mahl- und Sägemühlen in Bewegung setzen. Im Nordwesten guter Holzwuchs, und eben daselbst Ueberfluß an Eisenerz. — Zahl der Einwohner 1.423.

Ely, Ortschaft im Nordosten des Kantons; das Gros derselben ist bereits vermessen, doch nur erst der südöstliche Theil ausgegeben. Das Land ist gut, und zeigt sich, wo es in Kultur gesetzt ist, als sehr fruchtbar; die Niederungen, obgleich naß, eignen sich selbst zum Getraidebau, und tragen jetzt noch zum größten Theil einige gute Arten Schwarzholz. — Ansiedler findet man bis jetzt wenige.

Farnham und Zusatz, Ortschaft im Westen von Brome, wird durch die beiden Hauptärme des Yamaska durchschnitten; das Land ist von vorzüglicher Qualität, hat längs den Ufern beider Flüsse einige gute Niederlassungen und 27 Mahl-, Säge-, Walkmühlen und Krämpelmaschinen. Mehre Straßen durchschneiden die Ortschaft, die an der Vereinigung der beiden Flüsse ein kleines Dorf hat. Im Nordwesten sind ausgedehnte, mit Holz bedeckte Swamps, und auf dem größten Theil des Landes gut bestandene Waldungen von Buchen, Ulmen und Ahorn. Beinahe alles Land ist verwilligt (granted), doch nur erst ein kleiner Theil von den Grantees an Ansiedler ausgegeben. — Die Bevölkerung zählt 913 Seelen, und in der Ortschaft sind bis jetzt 2 protestantische Kirchen und 7 Schulen, 2 Potterien und 4 Pottasch- und Perlaschsiedereien.

Granby, Ortschaft im Norden der vorigen, ein vorzüglicher Landstrich mit herrlichem Waizen- und Hanfboden, guten Buchen- und Nußwaldungen, und dem Dorfe Granby, am nördlichen Ufer eines Zweiges des Yamaska, mit 24 Häusern, 1 Postamt, und mehre Mahl- und Sägemühlen. — Die Ortschaft wurde 1785 ausgelegt und den Offizieren und Freiwilligen der britischen Miliz verwilligt, die während der Blokade von Quebec, 1775—76, gedient hatten. Nur erst ein unbedeutender Theil des Landes ist in Kultur gesetzt.

Milton, Ortschaft im Nordwesten des Kantons, und nördlich von der vorigen; mit weniger gutem Boden als Granby, da das Land niedriger liegt und in vielen Plätzen in Swamps übergeht; gutes Gras- und Weideland ist im Ueberfluß vorhanden, und noch liegen viele tausend Acres unvergeben und unvermessen. Die Waldungen enthalten eine Mischung von Buchen, Kiefern, Cedern und Tamarack.

Norton, Ortschaft im Norden zwischen Milton und Ely, wird von mehren Zweigen des Yamaska und andern Flüssen durchschnitten; der südliche Theil ist erst vermessen und verwilligt; der Boden ist gut, das niedere Land etwas feucht, doch immer noch zum Feldbau tauglich, und bis jetzt mit den besten Arten von Schwarzholz bedeckt.

Shefford, Ortschaft in der Mitte des Kantons, im Süden der vorigen und zwischen Granby im Westen und Stukely im Osten; die Oberfläche ist uneben, der westliche Theil gebirgig, der Boden in den meisten Plätzen ausnehmend reich, im Oberlande und auf den Bergrücken aber zu steinig, um von großem Werthe zu seyn. Der Holzwuchs ist durchgehends von der besten Art. — Mehre Zweige des Yamaska durchschneiden die Ortschaft, durch welche bereits mehre Straßen nach den benachbarten Townships führen. Der südöstliche Theil ist am besten angebaut und am bevölkertsten, leider aber ein großer Theil der besten Ländereien an Nicht-Ansiedler (Non-residents) ausgegeben. Die Ortschaft besitzt 2 Kirchen, doch nur einen Geistlichen, 11 Schulen, mehre Mahl-, Säge- und Walkmühlen, Pottasch- und Perlaschsiedereien und 992 Einwohner; ziemlich im Mittelpunkte liegt das Dorf Frostville mit 35 Häusern, 120 Einwohnern, 1 Kirche und 1 Postamt. — Waterloo, 2 Meilen vom vorigen, mit 20 Häusern und mehren Mühlen.

Stukely, Ortschaft im Osten der vorigen, mit unebener durchbrochener Oberfläche und nur theilweise gutem Lande, zählt bis jetzt nur wenige Ansiedler, ist größtentheils Wald und wird durch einige kleine Ströme, die dem Yamaska zufließen, und einige kleine Landseen durchschnitten.

15. Der Kanton Stanstead.

Der südöstliche Kanton des Distrikts, wird im Norden von Shefford und Sherbrooke, im Osten von Sherbrooke, im Süden vom Staate Vermont, und im Westen von Missisqui und einem Theil von Shefford begränzt, von dem Missisqui, Magog und Coaticookfluß und mehren großen Seen durchschnitten, von denen der Memphramagog, Tomefobi und Scaswaninepus die bedeutendsten sind; hat von Osten nach Westen eine Länge von 30, von Norden nach Süden eine Breite von 14⅓ Meilen, und umfaßt einen Flächenraum von 632 □Meilen oder 404.480 Acres, von denen 198.979 Acres verwilligt, 57.433 aber erst in Kultur genommen sind. — Das Centrum des Kantons liegt unter 45° 9′ nördl. Br. und 72° 4′ westl. L. Der Boden und Holzwuchs dieses Kantons ist im Allgemeinen vortrefflich, und die Lage äußerst vortheilhaft, da die Hauptstraße nach den Vereinigten Staaten den Kanton durchschneidet. Oestlich vom See Memphramagog ist das Land sanft gehoben, im Westen aber die Oberfläche nicht nur uneben, sondern selbst gebirgig. — Der Kanton ist in die Ortschaften Barford, Barnston, Bolton, Hatley, Potton und Stanstead geschieden, welche neuerer Zeit, bis auf Potton, dem innern Distrikt St. Francis zugetheilt worden sind, hat 10.306 Einwohner, worunter 468 Methodisten und 341 Baptisten, 6 protestantische Kirchen, 2 Colleges, 78 Elementarschulen, 10 Wirthshäuser, 18 Branntweinschenken, 22 Mahlmühlen, 42 Sägemühlen, 3 Oelmühlen, 9 Walkmühlen, 6 Krämpelmaschinen, 1 Eisenwerk, 2 Trip-Hammerwerke, 19 Branntweinbrennereien, 23 Pottasch- und 21 Perlaschsiedereien, 1 Papiermühle, 3 Gerbereien, 8 Potterien und 80 verschiedene Handwerker.

Barford, Ortschaft im Südosten des Kantons; deren größter Theil wurde im Jahre 1802 an Isaak W. Clarke, Esq., verwilligt, doch sind bis jetzt noch keine Ansiedelungen unternommen worden. Der ganze Strich ist vielversprechend, das Land überall vortrefflich, mit gutem Wald bestanden, und durch zahlreiche Flüßchen, unter denen ein Hauptarm des St. Francis, bewässert.

Barnston, Ortschaft im Westen der vorigen, an der Gränze von Vermont. Die ganze Oberfläche ist eine fortgesetzte Reihenfolge von Hügel und Thal. Der größte Theil des Landes ist guter Waizen- und Hanfboden, und in den Niederungen sind mehre Swamps; eine Menge kleiner Ströme und einige Landseen bewässern die Ortschaft und setzen mehre Mahl- und Sägemühlen in Bewegung. Die westliche Hälfte wurde im Jahre 1801 an die Herren Lester und Morrogh verwilligt; der größte Theil der östlichen ist Eigenthum des Baronet Sir R. S. Milnes, und 5.387 Acres liegen noch unvergeben. — Bis 1811 wurde keine Ansiedelung hier unternommen, seit jener Zeit haben sich aber viele Einwanderer hier niedergelassen, und darunter Manche ohne Erlaubniß der Grundeigenthümer. Die Siedelungen sind in einem blühenden Zustande, und namentlich zeichnet sich der westliche Theil vor allen aus; daselbst liegt an der Straße zwischen Stanstead und Hatley das Dorf Charlestown, mit einigen 20 Häusern und einigen Mühlen. Die Ortschaft selbst zählt 1893 Einwohner.

Bolton, Ortschaft im Nordwesten des Kantons, im Westen des Sees Memphramagog, eine der ersten Townships, die in diesem Theile Canada's ausgelegt wurde. Die Oberfläche ist uneben und gebirgig; eine irreguläre Hügelkette, welche die Wasserscheide zwischen dem Yamaska und Missisqui bildet, und auf welcher die Hauptquellen jener Ströme entspringen, durchschneidet die Ortschaft in diagonaler Richtung. Das Land in den Niederungen ist ziemlich gut, am vorzüglichsten aber die Ländereien im Osten, wo auch die meisten Ansiedelungen, und am Abfluß des Magog aus dem Memphramagog-See, das Dorf Bolton sich befindet. Einwohner zählt die Ortschaft erst 1.063, 1 katholische Kirche, 5 Schulen, 2 Mahl- und 3 Sägemühlen und 6 Pottasch- und Perlaschsiedereien.

Hatley, Ortschaft im Osten der vorigen, und von irregulärer Oberfläche, in einigen Theilen hügelich und durchbrochen, in anderen eben; die Qualität des Landes ist sehr verschieden; im Osten und Nordosten gut, im Westen vorzüglich, in der Mitte mehr mittelmäßig, rauh und sumpfig; auf den besten Ländereien wachsen Buchen, Ulmen, Ahorn und Eschen im größten Ueberfluß, in den Swamps verschiedene Arten Nadelholz. Nach Norden und Nordosten zu sind mehre ausgedehnte Ansiedelungen mit schönen Häusern und Wirthschaftsgebäuden, und am östlichen Ufer des Sees Memphramagog ist ebenfalls eine Reihe gut cultivirter Niederlassungen. Eine Menge kleiner Ströme durchschneiden die Ortschaft; den Westen bespült der Memphramagog-See, im Süden tritt der fischreiche Scaswaninepus-See in die Ortschaft, und im Innern erstreckt sich von der vierten bis neunten Reihe der romantische, 8 Meilen lange und 1 Meile breite See Tomefobi, der durch mehre Abflüsse mit dem St. Francis in Verbindung steht. Unverwilligte Ländereien sind noch 12.641 Acres in der Ortschaft. — Charleston, Dorf im Osten des Tomefobi, mit 30 Häusern, 2 Kirchen mit Thürmen, 1 Postamt, 1 Academie und mehre Schulen, Handelshäusern und Handwerkern.

Potton, Ortschaft im Südwesten des Kantons, zwischen dem Memphramagog und der östlichen Gränze des Kantons Missisqui; ein hügeliges, unebenes, an Eisenerz reiches Land, welches vom Missisqui und mehren seiner Zuflüsse durchschnitten wird, und an den Ufern dieser Flüsse verschiedene Mahl- und Sägemühlen, und blühende Pflanzungen, und am See ebenfalls einige Reihen guter Landgüter hat. Die Bevölkerung der Ortschaft beläuft sich auf 1.000 Seelen.

Stanstead, Ortschaft im Osten des Memphramagog-See und im Süden von Hatley, und der vorzüglichste Theil des Kantons, sowohl hinsichtlich der Vortrefflichkeit des Bodens als der Qualität des Holzwuchses. Die südliche Hälfte der Ortschaft, welche im Jahre 1800 an Isaak Ogden, Esq., verwilligt wurde, ist gut angesiedelt und in einem blühenden Kulturzustande; die nördliche Hälfte ist weniger dicht bevölkert, obgleich der Boden eben so vortrefflich als im Süden ist, und ist Eigenthum des Baronet Sir R. S. Milnes, der 1810 von der Krone eine Verwilligung von 48.000 Acres erhielt. — Die ganze Ortschaft ist in 350 Landplätze von 200 Acres Größe geschieden, auf welchen 1825 über 500 Familien angesiedelt waren. — Die Niederlassungen längs den Ufern des romantischen Memphramagog sind herrlich gelegen und vielversprechend; die zerstreut umherliegenden Häuser sind mit Gärten und Obstanlagen umgeben. — Stanstead, Flecken unweit der Gränze von Vermont, mit 200 Häusern, 3 Kirchen, 1 Postamt, 1 Akademie, 2 Buchdruckereien, Kaufläden, Wirthshäusern und den nöthigen Handwerkern. Die Hauptstraße von Quebec nach Vermont und Neu-Hampshire führt durch den gewerbfleißigen blühenden Ort. — Georgeville, blühendes Dorf an der Ostseite des Memphramagog, bei Copps-Ferry (Fähre), mit 1 Kirche, 1 Postamt, der Register-Office für den Kanton und 60 Häusern. Die Fähre, welche durch 2 Pferde und Räder in Bewegung gesetzt wird, führt täglich dreimal über den, hier $2^1/_2$ Meile breiten See nach Bolton, und unterhält die Verbindung der Stanstead-Montrealer Straße. — Kilborns Mills, eine blühende Anlage im Süden des Städtchens Stanstead, dicht an der Gränze von Vermont, mit einer Mahlmühle, einer Säge- und Walkmühle, einer Krämpelmaschine und mehren Wohn- und Wirthschaftsgebäuden. — Die Ortschaft Stanstead ist die gewerbfleißigste und werthvollste des ganzen Kantons, zählt über 4.000 Einwohner, 30 Schulen, 9 Mahlmühlen, 18 Sägemühlen, 7 Walkmühlen, 7 Krämpelmaschinen, 1 Papiermühle, 10 Pottasch- und 10 Perlaschsiedereien, 1 Eisengießerei und 2 Gerbereien.

16. Der Kanton von Terrebonne

im Nordwesten des St. Lorenzstromes; wird im Nordosten von Lachenaye, im Südosten von dem Rivière des Prairies, im Südwesten von Two Mountains und im Nordwesten von der Gränze der Provinz begränzt; hat eine Länge von 290 und eine Breite von 14 Meilen, und umfaßt einen Flächenraum von 3.169 □Meilen oder 2.028.160 Acres. — 149.042 Acres sind erst vergeben und von diesen bereits 99.789 in Kultur gesetzt. — Der Boden und Holzwuchs des Kantons sind von verschiedener Qualität; der Boden im Allgemeinen eine glückliche Mischung von Sand und Thon; in der Mitte des Kantons ziehen sich einige trockene, mit kurzem Unterholz und Gestrüpp bedeckte Ebenen (Plains); die Fronte, namentlich unterhalb Grande Coteau, bietet vortreffliches Land und herrlich kultivirte Landplätze; im Rücken des Kantons sind werthvolle Waldungen harten Holzes. Die nördliche Hälfte des Kantons durchschneidet der Rivière du Nord, Achigan und aux Chiens, die südliche Hälfte der St. Jean oder Jesus, der St. Anne oder Mascouche und der Rivière des Prairies, welcher die Insel Montreal von der Insel Jesus scheidet. Zahlreiche Straßen, an welchen die Hauptniederlassungen liegen, durchschneiden den Kanton nach allen Richtungen; die vorzüglichsten sind die längs der Fronte und dem Mascouche, die Straße de la Grande Ligne, in Blainville, und die längs der östlichen Gränzlinie der Seigneurie Terrebonne. — Der Kanton umfaßt die Seigneurien Blainville und Zusatz zur Seigneurie Rivière du Chêne (siehe Kanton Two Mountains), des Plaines und Zusatz, Isle Jesus und Terrebonne und Zusatz, und die Ortschaften Abercromby, Chatham Gore und Howard, sendet zwei Mitglieder zum Provinzial-Parliament, und hat St. Rose und St. Anne des Plaines zu Wahlplätzen. — Die Bevölkerung belief sich 1832 auf 16.905 Seelen, worunter 15.392 Katholiken, 681 Episkopalen und 451 Anhänger der schottischen Kirche; die Zahl der Häuser auf 3.049; Dörfer waren 4, katholische Kirchen 3, und Schulen 20 im Kanton, außerdem aber: 27 Wirthshäuser, 32 Branntweinschenken, 13 Mahlmühlen, 12 Sägemühlen, 5 Walkmühlen, 5 Krämpelmaschinen, 4 Branntweinbrennereien, 20 Pottasch- und Perlaschsiedereien, und 4 Gerbereien; 1.925 Familien sind im Landbau beschäftigt, 38 mit dem Handel und 101 mit verschiedenen Handwerken.

Blainville, Seigneurie im Süden des Kantons, an der Nordseite des St. Jean oder Jesus, zweite Division von Mille Isles, einer im Jahre 1714 gemachten Verwilligung, deren erste Division unter dem Namen du Chêne eine eigene Seigneurie des Kantons Two Mountains bildet. Blainville hat 2½ League Fronte und 3 Leagues Tiefe, und ist in zwei gleiche Theile geschieden, von denen der eine Herrn Donteuil Lacroix, Esq., der andere den Erben des Ehrenwerthen William Claus gehört. Die Oberfläche ist hügelig, das Land weniger mit bois franc bedeckt als die Seigneurie du Chêne, liefert dafür aber eine bedeutendere Menge von hochstämmigen Fichten und Kiefern. Beinahe die ganze Seigneurie ist in Landplätzen von der gewöhnlichen Ausdehnung, 3 Arpents bei 20 oder 30, in 10 Reihen oder Konzessionen, ausgegeben, und alle Ländereien sind, bis auf ein Drittel, welches mit Wald bestanden und sich, da es Ueberschwemmungen ausgesetzt ist, nicht zum Anbau eignet, in Kultur gesetzt. — Das Land ist leicht und sandig, kann aber durch Mergel, der in vielen Plätzen gefunden wird, sehr fruchtbar gemacht werden. Die Seigneurie wird durch mehre Zweige des Mascouche, aux Chiens und durch den kleinen Strom St. Marie oder Rivière Cachée, an welchem eine Mahl- und 6 Sägemühlen angelegt sind, bewässert, enthält 400 Familien mit 2.800 Seelen, eine Kirche und 5 Schulen. — Das Dorf St. Therese de Blainville ist ein lebhafter gewerbtrei-

bender Ort von 80 Häusern, besitzt eine katholische Kirche, 1 Presbyterium, 2 Schulen, 1 schottische Kapelle, 4 Kaufläden, 2 Branntweinbrennereien, 1 große Bierbrauerei und die nöthigsten Handwerker.

Des Plaines und Zusatz, Seigneurie im Norden der Seigneurie Terrebonne, und mit dieser von gleicher Beschaffenheit, wird durch die Flüsse Mascouche und St. Pierre Est bewässert.

Isle Jesus, Insel und Seigneurie im Süden des Kantons und durch den St. Jean oder Jesusfluß vom festen Lande, durch den Rivière des Prairies von der Insel Montreal geschieden, hat 21 Meilen in der Länge und 6 in der Breite, und wurde 1689 dem Seminar von Quebec verwilligt, welches dieselbe noch jetzt besitzt, und bald nach der Uebernahme den ursprünglichen Namen der Insel: Isle de Montmagny, in den jetzigen umwandelte. — Hinsichtlich der Größe ist Jesus die zweite Insel Unter-Canada's; das Land ist überall eben, reich und wohlangebaut; im Südosten am Ufer des Flusses sind einige treffliche Weiden und reiche Wiesenländer; die andern Theile der Insel erzeugen Getraide, Vegetabilien und Früchte in größter Vollkommenheit und in Ueberfluß. Waldung ist wenig übrig geblieben, ausgenommen das Lustholz zur größern Zierde der verschiedenen Pflanzungen. Eine Landstraße zieht sich rings um die ganze Insel, eine andere durchschneidet die Mitte derselben der Länge nach, und unzählige Vicinalwege verbinden alle Landplätze mit einer oder der andern dieser Hauptstraßen. Die Insel wird in die 3 Kirchspiele St. Vincent de Paul, St. Rose und St. Martin geschieden; die Häuser, welche größtentheils von Stein erbaut sind, liegen zu beiden Seiten der Straßen; hier und da mehre zusammen, doch nirgends in solcher Menge, um ein eigentliches Dorf zu bilden. An den beiden Hauptflüssen, welche die Insel umgeben, sind mehre Mühlen errichtet, im Lande selbst ist kein Strom von hinlänglicher Stärke eine Mühle treiben zu können. Die Mühlen am Rivière des Prairies haben nie Mangel an Wasser, sind aber des Ueberflusses wegen öfters genöthigt, stille zu stehen. In der Mitte des Flusses ist die reißende Stromschnelle: Sault au Recollet genannt. — Das Kirchspiel St. Vincent de Paul nimmt die Mitte der Insel ein und hat 1.690 Einwohner; St. Rose mit 2.470 Bewohnern, liegt im nordwestlichen und St. Martin mit 2.711 Einwohnern im südöstlichen Theile der Insel.

Terrebonne und Zusatz, Seigneurie im Südosten des Kantons, am Rivière St. Jean, hat 2 Leagues Fronte bei 6 Tiefe, und ist jetzt Eigenthum der Erben des Simon M'Tavish, Esq. zu Montreal. Der Boden ist, nach der Fronte zu, reich und üppig; nach des Plaines zu von vorzüglicher Güte, die zurückliegenden Theile aber gebirgig und der Boden rauh und kiesig. Die Hochlande sind mit werthvollen Buchen, Ulmen, Ahorn und Birken, die Niederungen und feuchten Gründe mit Cedern bedeckt. Zwei Drittel aller Ländereien sind bereits ausgegeben, der größte Theil davon ist unter Kultur und sehr produktiv. Die Fronte ist vorzüglich gut angesiedelt, und gewährt den Anblick einer besondern Behaglichkeit, ja selbst des Ueberflusses. — Der Achigan und Mascouche nebst 3 oder 4 Bächen, die mehre Mahl-, Säge- und Walkmühlen treiben, bewässern die Seigneurie. Der Zusatz, im Rücken der ausgedehnten, mit Busch bedeckten Ebene, des Plaines, ist eben so reich an gutem Boden und stämmiger Waldung als die Front-Seigneurie, und hat die neue Ansiedelung New Glasgow am Achiganfluß. Die Straßen, welche die Seigneurie und den Zusatz durchziehen, sind vorzüglich gut, zu beiden Seiten wohl angesiedelt und führen zu den entferntesten Ortschaften. Das Kirchspiel Terrebonne umfaßt nur den dritten Theil der Seigneurie; drei Viertel davon sind bereits vor 1739 ausgegeben, in Konzessionen von 3 Arpents bis 20 geschieden, und zahlen 2 Sols tournois für den Arpent oder 1 Sol und 1 Pinte Waizen, nebst 5 Sols Erbzins für jeden

Front-Arpent; der Reſt, le grand Côteau genannt, iſt Waldland und nicht zum Anbau geeignet. — Der Flecken Terrebonne iſt herrlich auf einer hervorſpringenden Landzunge am St. Jean oder Jeſus gelegen, hat mehre anmuthige Inſeln in der Fronte, zählt gegen 200 gut gebaute Häuſer, 1 Kirche, 1 Pfarrhaus, den Sitz des Seigneurs, und iſt der Aufenthaltsort einer Menge reicher Privatleute die ſich aus der Pelzhändler-Geſellſchaft zurückgezogen haben und hier ihr Leben in Ruhe genießen. — Die Bevölkerung der ganzen Seigneurie beläuft ſich auf 2.094 Seelen.

Abercromby, Ortſchaft im Nordweſten der vorſtehenden Seigneurie und des Zuſatzes von Mille Isle; bei der urſprünglichen Vermeſſung wurde das Land als unfruchtbar, und als nicht zum Anbau geeignet, geſchildert; ſpätere Anſiedelungen haben aber bewieſen, daß obgleich das Land uneben und gebrochen iſt und durch mehre Felſenketten durchzogen wird, pflugbares Land mit leichtem Boden in hinreichender Menge vorhanden iſt. Längs dem Rivière du Nord, welcher die Ortſchaft durchzieht, wurden von einem Mr. Dumont aus eigener Machtvollkommenheit 170 Konzeſſionen von 3 Arpents Fronte bei 30 Tiefe, ausgelegt, und gegen eine jährliche Rente von 5 Livres und 372 Buſhels Waizen ausgegeben. — 40 Häuſer ſind bereits daſelbſt erbaut, eine Sägemühle und Pottaſchſiederei etablirt, und die Bevölkerung iſt bereits auf 250 Seelen geſtiegen.

Chatham Gore, Ortſchaft im Südweſten der vorigen, an der Gränze von Two Mountains; ein ſchöner in vier Reihen ausgelegter Landſtrich, der mehre Seen umſchließt. Der größte Theil des Landes iſt hügelig und noch mit Waldung bedeckt; 1.500 Acres um Lake Bouchette herum, ſind bereits in Kultur geſetzt; die Anſiedler, 300 an der Zahl, ſind Irländer, die ohne Mittel vor 10 Jahren einwanderten, ſich in den dichten Wäldern des Gore niederließen, und ſich jetzt alle, bis auf eine Familie, in guten Umſtänden befinden.

Howard, neuausgelegte Ortſchaft im Nordweſten von Abercromby, welche zum größten Theil im Kanton Two-Mountains liegt.

17. Der Kanton Two-Mountains,

im Nordoſten von Lachenaye, im Oſten von Terrebonne, im Süden vom See der beiden Berge (Lake of the Two-Mountains) und dem Ottawafluß, und im Weſten vom Kanton Ottawa begränzt, umſchließt die Inſel Bizard oder Bizarre und alle im Ottawafluſſe längs den Fronten liegenden Inſeln, hat eine Länge von 86 und eine Breite von 40 Meilen, und umfaßt, nach M. Martin, einen Flächenraum von 1.086 (nach Bouchette von 979) □Meilen oder 695.040 Acres, von denen bereits 214.439 Acres vergeben, 89.024 aber erſt in Kultur geſetzt ſind. Der weſtlichſte Punct des Kantons am See der beiden Berge iſt unter 45° 31′ nördl. Br. und 74° 21′ 30″ weſtl. Länge. — Der Boden und Holzwuchs dieſes blühenden Kantons iſt unvergleichlich, die Waſſerkraft von unberechenbarem Nutzen. Die Hauptflüſſe ſind: der Ottawa, welcher den Kanton frontet, und die demſelben und dem See der beiden Berge zuſtrömende du Chêne, du Nord, Rouge, Calumet, Kingham, Davis und au Prince mit ihren zahlreichen Zweigen; alle dieſe Flüſſe werden mehr oder weniger durch Stromſchnellen und Fälle unterbrochen, ſind nicht ſchiffbar und nur der Rivière du Nord ſtellenweiſe mit Booten und Kanoes zu befahren. Mehre Straßen durchſchneiden den Kanton, unter denen die nach dem Ottawa führende Hauptpoſtſtraße, welche St. Euſtache, Grand Brulé, St. Andrews, Davis Village und Grenville berührt, die beſte iſt. — Der Kanton umfaßt die Seigneurien Argenteuil, Lac des deux Montagnes und Rivière du Chêne, die Ortſchaften Arundel, Chatham, Grenville, Harrington, Howard und

Wentworth, und die Kirchspiele St. Eustache, St. Benôit, St. Scholastique, Lake of Two-Mountains und Isle Bizarre; zählt 20.905 Einwohner, worunter 16.834 Katholiken, 1.651 Episkopalen, 1.527 Anhänger der schottischen Kirche, 838 Presbyterianer und 478 Methodisten; besitzt 2 protestantische und 4 katholische Kirchen, mehre Kapellen, 1 Kloster, 7 Dörfer, 1 Indianer-Mission am See beider Berge, 41 Schulen mit 1.733 Schülern und Schülerinnen, und außerdem 33 Wirthshäuser, 41 Branntweinschenken, 15 Mahlmühlen, 14 Sägemühlen, 1 Oelmühle, 18 Pottasch- und 11 Perlaschsiedereien, 3 Gerbereien, 2 Branntweinbrennereien, 1 Papiermühle, 1 Hutmanufaktur und 2 Potterien. — 2.110 Familien sind mit Landbau beschäftigt, 27 im Handel und 232 mit verschiedenen Handwerken.

Argenteuil, Seigneurie am Ottawa, zwischen Chatham im Westen und der Seigneurie der beiden Berge (Lac des deux Montagnes oder Lake of Two-Mountains) im Osten, ist 2 Leagues breit und 4 tief, und enthält 58.000 □Arpents, 520 Landplätze, circa 49.000 Arpents betragend, sind bereits ausgegeben; von diesen sind bereits 27.000 Arpents in Kultur, 31.000 aber liegen noch in Wald. — Der Boden am Ottawa enthält Lehm, Sand und Kies, und an manchen Stellen Kalk; die mittlern Sektionen, meistens Thon, Lehm und Mergel, gemischt mit steinigtem Hochland; der nördliche Theil der Seigneurie, obgleich gebirgig und felsig, enthält viele fruchtbare Intervallen. — Das mit Steinen bedeckte Land ist im Allgemeinen, wenn in Kultur gesetzt, sehr fruchtbar. Das Hochland ist mit Buchen, Birken, Schierlingstannen und Ahorn bestanden, die Niederungen tragen Eschen, Ulmen, Cedern und Nadelholz; die Ufer der Bäche und Ströme sind mit weißen Tannen eingefaßt und die Felsenpartien mit Hemlock und weißen Fichten bedeckt. — Die Straßen und Brücken, welche die Seigneurie durchschneiden, werden in guter Ordnung erhalten, und an den Carillon Rapids (Stromschnellen) ist eine Fähre etablirt. — Der Nordfluß, welcher unterhalb St. Andrews in den Ottawa mündet, durchschneidet die Seigneurie, ist nicht stellenweise für Boote fahrbar, bietet aber, da sein Lauf sehr reißend ist, mehre vortreffliche Mühlsitze; eine Menge anderer kleiner Ströme, die sich mit ihm vereinigen und niemals Mangel an Wasser leiden, bewässern das Land nach allen Richtungen, und längs den Ufern des West River, River Rouge, Davis Brook, Clarks Brook und Pine Brook liegen die meisten Ansiedelungen. — Die Bevölkerung der Seigneurie, welche jetzt Eigenthum des Obersten C. Johnson ist, beläuft sich auf 3.000 Seelen, größtentheils Episkopalen und Presbyterianer. — Das Dorf St. Andrews, an beiden Ufern des Nordflusses, mit 55 Häusern, 2 Kirchen, 1 Mahl-, 1 Sägemühle, 1 bedeutenden Papierfabrik und gegen 400 Einwohnern. — Carillon, Insel im nordwestlichen Theile des See der beiden Berge, 3 Meilen lang und ¾ Meilen breit, hat sehr guten Boden, wird aber bis jetzt noch nicht benutzt.

Lac des deux Montagnes (auch: Lake of two Mountains), Seigneurie im Osten der vorigen, und Eigenthum des Seminars von Montreal, hat am See 5 Leagues Fronte, und nach Norden eine Tiefe von 6½ League. Der Boden ist sehr reich, die Oberfläche uneben; in der Fronte erheben sich zwei Berge, welche dem See und der Seigneurie den Namen geben, und von denen der eine, auf welchem sich die Ruinen der „sieben Kapellen" befinden, Mount Calvaire genannt wird. Die Seigneurie wird durch den Grande und Petite Rivière du Chêne, den du Nord und Rivière au Prince, den Grande Baie, Ruisseau Glaise und Rivière des Nigres, welche verschiedene Mühlen treiben, bewässert. Drei Viertel des Landes sind in 661 Konzessionen geschieden, von denen der größte Theil bereits angesiedelt ist; 400 Landplätze sind noch unvergeben, 150 davon liegen im Gebirge und sind als zum Anbau untauglich ausgeschrien. Die Seigneurie ist in die beiden

Kirchspiele St. Benôit mit 4.664 und St. Scholastique mit 3.042 Einwohnern geschieden, und hat, außer den beiden gleichnamigen Dörfern, zwei indianische Dörfer, von denen das eine von Algonquins, das andere von Irokesen bewohnt wird. Das Dorf der Algonquins enthält 76, das der Irokesen 56 Häuser; drei Leagues in der Seigneurie sind für diese beiden Indianerstämme reservirt, und zum größten Theil schon in Kultur gesetzt; die Mission besteht aus drei Priestern und zwei Nonnen, welche letztern die Erziehung der Indianer-Kinder zu leiten haben, und besitzt als Eigenthum 6 Farms oder Landgüter am Fuß des Calvaire, 1 Mahlmühle am Grande Baie River und bei derselben noch zwei Landplätze.

Rivière du Chêne, Seigneurie und erste Division von Mille Isles, am See der beiden Berge, und im Osten der vorigen, hat 2½ League Fronte und 3 Leagues Tiefe. Das Land ist gut und im Allgemeinen fruchtbar, wird durch die Flüsse du Chêne und Chicot und eine unzählige Menge kleiner Ströme, Bäche und Quellen, die 6 Mahl-, 5 Säge- und mehre Walk- und Krämpelmühlen treiben, hinreichend bewässert, ist in 23 Reihen geschieden und enthält gegen 5.000 Einwohner, oder einen auf jede 10 Arpents Land. An der Mündung des du Chêne ist das Dorf St. Eustache, eines der freundlichsten, bewässertsten und gesündesten der Provinz, mit 1 katholischen Kirche, 1 presbyterianischen Kapelle, 150 eleganten Häusern und 1.000 Einwohnern, die zum Theil bedeutenden Handel treiben.

Arundel, projektirte Ortschaft im Norden von Harrington und westlich von Howard, welche vom Nordfluß durchschnitten wird.

Chatham, Ortschaft im Westen von Argenteuil und östlich von Grenville; wird im Süden vom Ottawafluß begränzt und hat an diesem eine Fronte von 9, landeinwärts aber eine Tiefe von 12 Meilen. — Die lokale Lage machte die Ortschaft zu einer der werthvollsten, und kann das Land in derselben in zwei Klassen geschieden werden. Die erste enthält alles Land zwischen dem Ottawa und der siebenten Reihe, ist im Allgemeinen eben, wird aber in verschiedenen Theilen von sanften Erhöhungen durchzogen, die hier Ahorn-Hügel (maple ridges) genannt werden; der Boden ist von vorzüglicher Güte und herrliches Acker- und Weideland; die zweite enthält alle zwischen der siebenten Reihe und der Nordgränze liegenden Länder, ist höher und durchbrochen, wird durch Gebirge und aufsteigende Gründe durchbrochen, hat aber in den Intervallen besonders reichen Boden. — Davisville, Dorf mit 30 Häusern, am Ottawa, und 200 Einwohnern. — Im Süden der Seigneurie ist ein Kanal, der die Stromschnellen des Ottawa umzieht.

Grenville, Ortschaft am Ottawa, westlich von der vorigen, ein mit Hügeln, Bergen und Granitfelsen durchzogener Landstrich, der durch die Flüsse Kingham, Calumet und Rouge durchströmt wird, in den reichen Thälern aber herrliche Ansiedelungsplätze bildet; im Westen und Nordwesten sind mehre fischreiche Seen, und im nordwestlichen Winkel tritt der Papineau-See zur Hälfte in die Ortschaft. Mehre Straßen sind bereits eröffnet, ein großer Theil des Landes schon ausgegeben, und im östlichen Theile bereits eine Menge von Ansiedelungen entstanden; unvergeben liegen in der Ortschaft 10.200 Acres, im Zusatz aber 10.130 Acres. — Das gleichnamige Dorf zählt erst 12 Häuser, 50 Einwohner und 1 Schule. — Das Militär-Etablissement ist am Grenville-Kanal, und enthält den größten Theil des Stabs. — Der Kanal erstreckt sich vom Grenville-Bassin bis Greeces Point, in Chatham, mehr als 6 Meilen weit; ist gegen 4 Meilen durch soliden Felsen gehauen, am Boden von 25—30, an der Oberfläche 35 — 40 Fuß breit und hat eine Wassertiefe von 5 — 6 Fuß.

Harrington, neue Ortschaft im Norden der vorigen, zwischen der Gränze von Ottawa im Westen und Wentworth im Osten, wird im südwestlichen Theile vom Rivière Rouge durchschnitten.

Howard, neue Ortschaft im Nordosten des Kantons, im Osten von Arundel, und vom Nord-River durchströmt.

Wentworth, neue Ortschaft, zwischen Chatham im Süden und Howard im Norden. — Der größte Theil des Landes ist gebirgig und felsig, und nicht zur Ansiedelung einladend; in den drei ersten Reihen ist der Boden ziemlich gut, doch sind noch keine Niederlassungen unternommen worden. — Herrliches Schiffsbauholz wächst hier im Ueberfluß, und könnte durch den Rivière du Nord und andere kleinere Ströme, welche die Ortschaft durchfließen, leicht hergeflößt werden. Unvergeben sind noch 32.200 Acres.

Bizard, Insel, welche durch den Rivière des Prairies von Isle Jesus getrennt wird; im Süden der Seigneurie Rivière du Chêne; ist von ovaler Form, über 4 Meilen lang und 2 breit, und jetzt Eigenthum des Esq. Foretier. — Die Insel ist durchaus in Kultur gesetzt, von außerordentlicher Fruchtbarkeit, und hat gegen 800 Einwohner.

18. Der Kanton Vaudreuil.

Der einzige Kanton Unter-Canada's, der auf der Westseite des Ottawa gelegen ist, wird im Nordosten vom Ottawafluß und dem See der beiden Berge, im Südosten vom St. Lorenz und dessen Erweiterung, dem See St. Francis, und im Südwesten und Nordwesten von Ober-Canada begränzt, umfließt die Insel Perrot und alle Eilande im Ottawa, dem See der beiden Berge und dem St. Lorenzo zunächst dem Lande, und begreift die Seigneurien Longueil, Rigaud, Soulange und Vaudreuil, die Ortschaft Newton und die Inseln: aux Pins, aux Tourtes, Perrot, St. Geneviève und St. Giles. — Der Kanton ist 29 Meilen lang und 20 breit, und enthält 330 □ Meilen oder 211.200 Acres, von denen 122.367 vergeben, 66.282 aber erst in Kultur gesetzt sind. Der Centralpunkt des Kantons ist unter 45° 21′ 15″ nördl. Br. und 74° 16′ westl. L. — Der Kanton hat die Gestalt eines Triangels, wird durch eine Landzunge gebildet, welche die Wasser des St. Lorenz von denen des Ottawa scheidet, bietet durch seine Lage außerordentliche Vortheile, und trägt durch die ihm von einem Fluß zum andern eröffneten Straßen nicht wenig zur größern Wichtigkeit des Kantons bei. Die bedeutendsten Niederlassungen sind an den Ufern des St. Lorenz, des Ottawa und zu beiden Seiten der Flüsse de l'Isle, Quinchien und la Graisse. — Schleußen und Kanäle sind verschiedene im Lande, worunter die an den Cascades und Coteau du Lac, welche letztere ein Militärposten und Eingangshafen ist, die wichtigsten sind. — Dörfer zählt der Kanton 4; sendet 2 Mitglieder zur Provinzial-Versammlung, und hat Vaudreuil und Village des Cedres zu Wahlplätzen. — Die Bevölkerung belief sich 1832 auf 13.897 Köpfe, worunter 11.921 Katholiken, 597 Episkopalen und 532 Anhänger der schottischen Kirche. — Im Kanton befinden sich 5 katholische Kirchen, 16 Schulen, 37 Wirthshäuser, 27 Branntweinschenken, 7 Kornmühlen, 6 Sägemühlen, 3 Krämpelmaschinen, 3 Walkmühlen, 6 Gerbereien, 23 Pottasch- und 9 Perlaschsiedereien. Im Landbau sind 1.673 Familien beschäftigt, 29 im Handel und 93 mit verschiedenen Handwerken.

Longueuil, Seigneurie im Südwesten des Kantons am nördlichen Ufer des Sees St. Francis, hat 2 Leagues Fronte und 3 Leagues Tiefe, wird durch die Flüsse Delisle und Baudet, über welche zwei Brücken führen, hinlänglich bewässert, und enthält im Ganzen mehr niederes Land als Höhen. Im Nordosten der Seigneurie dehnt sich ein bedeutender, mit Nadelholz bewachsener Swamp aus; im Südwesten erhebt sich der Grund etwas und bietet herrliche Landplätze. Die Wälder enthalten einen Ueberfluß des schönsten Bauholzes, namentlich aber Buchen und Ahorn. Die Fronten der Seigneurie, am See, zwischen Anse aux Bateaux und Pointe au Baudet, ist öfters Ueberschwemmungen ausgesetzt; der größte Theil der Konzessionen ist in

dieſer Nähe; an den Ufern des Delisle und im Nordweſten in den Côtes St. George und St. André, woſelbſt ſich eine Anzahl ſchottiſcher Familien angeſiedelt haben. — Die Bevölkerung beläuft ſich auf 2754 Seelen; die männlichen Bewohner ſind größtentheils Voyageurs, ein Name, der den in dem nordweſtlichen Pelzhandel Angeſtellten gegeben wird. Die Seigneurie umfaßt das Kirchſpiel St. Policarp, und enthält eine Kapelle und gegen 500 Familien. — Gegen 200 Landplätze liegen noch unvergeben.

Rigaud, Seigneurie im Norden des Kantons, am Ottawa und dem See der beiden Berge, iſt jetzt Eigenthum des W. Bingham, Esq., und hat eine Fronte von 3, und eine Tiefe von 3 Leagues. Ein ſehr fruchtbarer Boden bedeckt das ganze Land; zwei Drittel der ganzen Seigneurie ſind bereits angebaut und der Reſt liegt noch als Wald. Die Seigneurie iſt in 9 Konzeſſionen geſchieden, welche 266 Landplätze umfaſſen, und enthält außerdem 35 Emplacements. Die unvergebenen Ländereien ſind noch nicht vermeſſen, und führt durch dieſelben bis jetzt noch keine Straße. — Die Flüſſe à la Graiſſe und Raquette, von denen der erſte bis zu den Fällen ſchiffbar iſt, bewäſſern die Seigneurie. — Rigaud, Dorf oberhalb der Mündung des Fluſſes à la Graiſſe, mit 25 Häuſern, 1 Kirche und 200 Einwohnern. — Point Fortune Village, Dorf, eine League oberhalb des vorigen, auch Schniders genannt, mit 13 Häuſern. — Rigaud Mountain, Berg in der Mitte der Seigneurie, von 300 Fuß Höhe. — Die Geſammtbevölkerung beläuft ſich auf 3821 Seelen.

Soulange, Seigneurie im Nordoſten von Longueuil und am St. Lorenz, hat 4 Leagues Fronte, und iſt, wie die Seigneurie Longueuil, jetzt Eigenthum von Saveuſe de Beaujeu, Esq. — Der Boden iſt im Allgemeinen guter Lehmboden erſter Klaſſe; in einigen Theilen iſt er ſandig; im Südweſten ausgedehnter Sumpf. Die Seigneurie iſt, bis auf einen Landſtrich, der eine Reihe von 28 Landplätzen bilden würde, bereits ganz vergeben, beſitzt zwei Dörfer: Village of the Cedars, welches eine herrliche Lage auf dem Ufer des St. Lorenz hat, und nur 5 Meilen von Pointe des Cascades entfernt iſt, mit einer Kirche, mehren Schulen, 150 Häuſern und 2 Mühlen. — Pointe des Cascades, wo die Dampfboote landen und täglich Wagen bereit ſtehen, die ankommenden Paſſagiere nach Cedars zu bringen, enthält nur ein Haus, Waarenniederlagen und eine Mühle; ein Kanal, durch welchen Boote die Cascade Rapids umfahren, durchſchneidet die Pointe. — Folgende Konzeſſionen oder Reihen ſind bereits bevölkert: Côte St. Louis, St. Dominique, St. Hyacinthe, St. Jacques und Emanuel, Côte de la Rivière Rouge und St. Gregoire; Côte double de St. Jacques iſt noch nicht angeſiedelt, aber vergeben. — Coteau du Lac, Dorf von einigen 60 Häuſern und einer Mühle an der Mündung des Delisle in den St. Lorenz. Die Bevölkerung der Seigneurie beläuft ſich auf 3.914 Seelen.

Vaudreuil, Seigneurie im Norden der vorigen, am See der beiden Berge, und im Oſten durch einen engen Kanal von der Inſel Perrot geſchieden; hat am See 4 Leagues Fronte und im breiteſten Theil eine Tiefe von 1½ League. Die Seigneurie iſt in einem blühenden Zuſtande; zwei Drittel derſelben ſind in Landplätzen von 3 Arpents bei 20 und 30 Tiefe, die 6 mit dem Ottawa gleichlaufende Reihen bilden, ausgelegt und vergeben; die ganze Zahl der Landplätze beträgt 377, von denen bereits 290 im vortrefflichſten Zuſtande der Kultur ſich befinden. Der Boden iſt durchgehends gut, in vielen Plätzen ſelbſt vorzüglich; drei kleine Flüſſe, unter denen der Quinchien und du Moulin, welche nur im Frühjahr mit Booten befahren werden können, bewäſſern die Seigneurie, deren Waldungen reich an den vorzüglichſten harten Holzarten ſind. Ein ausgedehntes Eiſenlager, in der Petit Côte, zieht ſich im Oſten, Weſten und Süden gegen 10 Meilen weit, wird aber noch nicht benutzt. Obſt wird in Menge gezogen; Aepfel gedeihen vortrefflich, die Federviehzucht wird ſchwunghaft be-

trieben, und alles Geflügel nach der Seigneurie Lac des deux Montagnes zum Verkauf gebracht. — Butter wird meistens von den Englischen Ansiedlern gemacht; die Habitans bereiten kaum genug zum Hausverbrauch. Flachs wird ausgesäet, Hanf aber bis jetzt noch nicht, obwohl der Boden sehr dazu geeignet ist. Die Englischen Ansiedler in Côté St. Charles gewinnen von ihren ausgedehnten Wiesen große Quantitäten Heu. — Ginseng wird in größtem Ueberfluß gefunden und in Menge ausgeführt. — Am Ufer des Flusses, 6 Meilen oberhalb Pointe des Cascades, ist das freundliche Dorf Vaudreuil, mit 38 Häusern und 1 Kirche. Das Haus des Seigneurs (Robert Harwood, Esq.) ist 1½ Meile von der Kirche entfernt, an einer kleinen Stromschnelle, an welcher 1 Mahl- und unweit derselben 1 Windmühle errichtet ist. — Die Village of Cascades liegt auf einer in den See St. Louis tretenden Point, enthält 17 zum Theil steinerne Häuser und 3 Tavernen. — Die Bevölkerung der Seigneurie beläuft sich auf 2.405 Seelen; der größte Theil der Männer sind Voyageurs, doch wird der Landbau nicht vernachlässigt, und an den nöthigen Handwerkern ist ebenfalls kein Mangel.

Newton, Ortschaft im Norden von Longueuil und im Süden von Rigaud; von irregulärer Figur, aber höchst vortheilhaft gelegen. Im Westen der Ortschaft ist das Land von vorzüglicher Güte; der östliche Theil ist niedriger und etwas feucht, doch von gutem Boden, und bietet herrliche Wiesen und Weiden. Auf dem höher liegenden Lande ist der Ahorn, die Buche und Birke vorherrschend, die Niederungen hingegen sind mit Cedern, Hollunder und Schierlingstannen bedeckt. — Da die Landverwilligungen noch ganz neu sind, hat der Anbau noch wenig Fortschritte gemacht, und nur erst wenig Landplätze sind in Kultur gesetzt. Der Theil der Ortschaft, welcher zum Kirchspiel St. Polycarpe gehört, zählt 48 Einwohner.

Perrot, Insel und Seigneurie zwischen Vaudreuil und dem südwestlichen Ende der Insel Montreal, ist mit den in der Fronte von Chateauguay und Beauharnois liegenden Isles de la Pair jetzt Eigenthum des Sieur Amable Dézéry, Esq; — die Insel Perrot ist 7 Meilen lang und gegen 3 Meilen breit, und enthält 143 Landgüter (Farms), von welchen mehr als die Hälfte angesiedelt und ziemlich gut kultivirt sind; der Boden ist leicht und sandig, in einigen Plätzen die Oberfläche uneben und felsig; die Waldungen sind noch nicht gänzlich ausgerodet, und was noch steht sind größtentheils Buchen und Ahornbäume. Die Häuser sind zu beiden Seiten der die Insel umziehenden Straße zerstreut; ein eigentliches Dorf existirt nicht, doch liegt eine Kirche, 1 Wirthshaus, 1 Säge- und 1 Windmühle auf der Südseite der Insel, welche 853 Einwohner zählt. — Brucy, Fief von 10 Acres Fronte bei 30 Tiefe. — La Framboise, Fief von 180 Acres. — Isles de la Pair, eine Gruppe kleiner Eilande, die als Weiden benutzt werden. — Isle aux Pins, Isle St. Geneviève, St. Gilles und aux Tourtes, kleine Eilande, die noch zur Seigneurie gehören.

19. Der Kanton Vercheres,

wird im Nordwesten vom St. Lorenz, im Nordosten vom Kanton Richelieu, im Südosten vom Richelieu- oder Chamblyfluß, und im Südwesten vom Kanton Chambly begränzt, und umfaßt die Seigneurien Bellevue, Beloeil und Zusatz, Cap St. Michel, Contrecoeur, Cournoyer, St. Blain, Varennes und Vercheres, die Fiefs Guillaudière und la Trinité, und die Insel Bearigard, die obere Insel Bouchard und alle Inseln zunächst der Küste. Die Länge des Kantons von Norden nach Süden beträgt 19, die Breite 13 Meilen, der Flächeninhalt 198 □Meilen oder 126.720 Acres, von denen schon 118.583 vergeben, 86.725 Acres erst in Kultur genommen sind. — Das Centrum des Kantons ist unter 45° 32'

38" nördl. Br. und 73° 16' westl. L. Die Ansicht des Landes ist eben und niedrig; der Boden im Allgemeinen leicht, aber fruchtbar; mehre kleine Ströme winden sich durch das Land seinen beiden großen Gränzflüssen zu. Die Straßen sind zahlreich, und der ganze Kanton zeigt reiche und blühende Ansiedelungen. — Die Bevölkerung beläuft sich auf 12.695 Seelen, worunter 12.316 Katholiken. — Im Kanton finden sich 4 Dörfer, 6 Kirchen, 1 College, 13 Schulen, 14 Wirthshäuser, 12 Branntweinschenken, 33 Mahlmühlen, 10 Sägemühlen, 2 Krämpel- und 1 Walkmühle, 7 Gerbereien, 15 Kaufleute, 93 Handwerker und 1.519 sich mit Landbau beschäftigende Familien.

Bellevue, Seigneurie, zwischen den Seigneurien Vercheres und Contrecoeur, hat nur ½ League Fronte bei 1 League Tiefe, ist unter guter Kultur und Eigenthum des Esq. Chicoine.

Beloeil und Zusatz, Seigneurie im Süden des Kantons, und östlich vom Richelieufluß, der Zusatz hingegen vom St. Lorenz begränzt, ist jetzt Eigenthum der Baronin de Longueuil, hat 2 Leagues Fronte und 3 Leagues Tiefe, und wird durch den kleinen Fluß Beloeil und andere dem Richelieu zufließende Ströme bewässert. Der Boden längs dem Richelieu ist leicht, in einigen Plätzen aber sehr reich. Verschiedene gute Straßen durchschneiden die Seigneurie; die Häuser der Ansiedler, unter denen mehre geschmackvolle Gebäude, liegen zerstreut auf den verschiedenen Konzessionen; hier und da mehre beisammen, doch nirgends zu einem Dorfe vereinigt. Die Kirche und das Pfarrhaus liegen am Ufer des Richelieu. — Im Kirchspiel St. Anne liegen einige Arpents gutes Land als Wald reservirt, da Holz anfängt selten zu werden. Der Theil des Zusatzes, welcher nach Varennes zu liegt, ist angesiedelt, doch der an Trinité und St. Michel gränzende Theil ist noch dichter Wald. — Im ganzen haben sich bis jetzt in der Seigneurie 260 Familien, mit 1.788 Seelen, angesiedelt, und die blühendsten Niederlassungen sind in den drei ersten Reihen längs dem Richelieu.

Cap St. Michel oder la Trinité, Seigneurie und Fief, am St. Lorenz, von 1 League Fronte bei 1½ Tiefe, mit 2 kleinen vor ihr liegenden Inseln, ist zur Hälfte in Kultur gesetzt, zur Hälfte Wald; wird durch die Flüsse St. Charles und Notre Dame, an welchen zwei Mahl- und eine Sägemühle angelegt sind, durchschnitten, und enthält 4 kleine Fiefs.

Contrecoeur, Seigneurie im Norden des Kantons, zwischen dem St. Lorenz und Richelieu; hat 2 Leagues Fronte bei 2 Tiefe, und ist jetzt Eigenthum der Erben des M. de Laperriere. Das Land ist reich und fruchtbar, fast ganz in Kultur gesetzt und Holzland jetzt unbedeutend. Der Ruisseau la Prade und einige kleine Ströme tragen zur Fruchtbarkeit des Landes bei und treiben einige Mühlen.

Cournoyer, Seigneurie am Richelieu, nördlich von Beloeil, mit 1¾ League Fronte und 2 Leagues Tiefe, ist jetzt Eigenthum des Mr. J. Toussaint Drolet, Esq. — Alle Ländereien sind bereits vergeben; zwei Drittel in Kultur gesetzt. Der Richelieu und Ruisseau Gaudete wässern das Land, das durch mehre Straßen durchschnitten wird, bis jetzt aber noch kein Dorf enthält. An der Kirche St. Mark sind mehre Häuser, 2 Kaufläden und 1 Wirthshaus erbaut. Einwohner zählt die Seigneurie 1.173.

St. Blain, Seigneurie (oder Fief?) von 23 Arpents in Fronte und 2 Leagues Tiefe, welche bereits 1686 von der Seigneurie Vercheres getrennt wurde; jetzt im Besitz der Madame Boucherville; enthält reichen schwarzen Boden, und ist schon zu zwei Drittel unter den Pflug getrieben.

Varennes, Seigneurie zwischen Boucherville und Cap St. Michel, hat nur 28 Arpents Fronte und 1 League Tiefe; das Ganze dieser kleinen Verwilligung enthält guten fruchtbaren Boden, ist zum größten Theil in Kultur, und wird durch einige kleine Ströme bewässert. Die Kirche der Seigneurie übertrifft an innerer und äußerer

Schönheit alle andern im Kanton, und ihre 3 Thürme können von Montreal aus gesehen werden; in der Nähe der Kirche liegen einige Häuser, die, ohne jedoch ein Dorf zu bilden, den Namen Bayonne führen. — Die Bevölkerung der Seigneurie und des Kirchspiels St. Anne beläuft sich auf 3.355 Seelen.

Vercheres, Seigneurie am St. Lorenz, zwischen St. Blain und Bellevue, hat 1 League Fronte und 2 Leagues Tiefe, und ist jetzt Eigenthum der Madame Boucherville. Das Land ist im Allgemeinen gut, wird durch einen kleinen Fluß und 2 oder 3 Bäche bewässert, welche eine Mahl- und mehre Sägemühlen in Bewegung setzen, und hat eine niedliche Kirche und eine Kapelle in dem gleichnamigen Dorfe. Die Ländereien sind alle vergeben. Die Bevölkerung beläuft sich auf 2.712 Seelen.

Guilaudière, Fief am St. Lorenz, im Südwesten von St. Blain, von 30 Arpents Fronte bei 1 League Tiefe.

Bearigard und Bouchards, Inseln im St. Lorenz, von denen die letztere 5 Meilen lang und ½ Meile breit ist; das Land ist, einige gute Wiesen und Weiden ausgenommen, mit hochstämmigem Nutzholz bedeckt. Der Boden ist vortrefflich.

II. Der District Quebec.

Dieser Distrikt wird im Norden von den Ländern der Hudsonsbay, im Osten von Gaspe, im Süden vom Staate Maine und der Provinz Neu-Braunschweig, und im Westen vom Distrikt Three Rivers begränzt, und erstreckt sich an der Nordseite des St. Lorenz von der südwestlichen Seite des Kantons Portneuf bis Anse Sablon an der Küste von Labrador; im Süden des St. Lorenz von der nordöstlichen Gränze der Kantons Nicolet, Drummond und Sherbrook bis Kap Chat. Das Land im Süden des Distrikts, nach der Gränze der Vereinigten Staaten zu, ist bis jetzt nicht angesiedelt, da die Britische Regierung sowohl als die der Union sich nicht mit der Gränzentscheidung des Königs von Holland einverstehen wollten. Der Distrikt umfaßt den bedeutendsten Theil des großen St. Lorenz und viele der werthvollsten Inseln, den wichtigen Saguenayfluß und den ganzen Landstrich, der unter dem Namen des Saguenay-Landes bekannt ist. Die allgemeine Gestaltung des Distrikts ist kühn und gebirgig, zeigt auf jeder Seite des St. Lorenz eine Reihe hoher Bergrücken, von denen in vielen Plätzen ein bedeutender Strich des besten Landes allmälig nach dem Fluß zu abfällt, und von Matane nach Quebec sind die Ufer des stolzen St. Lorenz mit herrlichen Ansiedelungen eingefaßt. — Trotz dieses gebirgigen Charakters des Distrikts, nammentlich des Innern, ist der Boden nicht geringer als in andern Distrikten; wird nach allen Richtungen zu von Straßen durchschnitten, welche die blühendsten Niederlassungen verbinden, von denen die Mitis- oder Kempt-Straße, welche vom St. Lorenz nach der Bay of Chaleurs und den westlichen und südlichen Theilen des Distrikts Gaspé und die Temiscouata Portage-Straße, welche nach Neu-Braunschweig führt; die Kennebec-Straße, welche mit der Union kommunizirt, die Craig's-Straße und die neue und nützliche Verbindung von St. Joachim nach St. Pauls Bay, welche unter dem Namen Commissioner's Road oder Chemin nouveau de la Baie St Paul bekannter ist, die bemerkenswerthesten sind. Der Distrikt umschließt die City Quebec, die Hauptstadt der Provinz, wird durch zahllose Flüsse und Seen gewässert, von denen die folgenden die wichtigsten sind:

Flüſſe

im Norden des St. Lorenz:	im Süden des St. Lorenz:
St. Anne.	Chaudière.
Jacques Cartier.	Etchemin.
Batiskan.	Rivière du Sud.
St. Charles.	Rivière du Loup.
Montmorency.	Green River.
Gouffre.	Rimouski.
Mal Bay.	Trois Piſtoles.
Black River.	Mitis.
Saguenay.	Tartigo.
Belſiamite.	Matane.
St. John.	Madawaska.
St. Anne.	St. Francis und
Portneuf.	St. John.

Seen

nördlich vom St. Lorenz:	ſüdlich vom St. Lorenz:
St. John.	Temiscouata.
Commiſſioners Lake.	Matapediac.
Quaquagamack.	Mitis.
Wayagamack.	Abawſisquaſh.
Bouchette.	Long Lake.
Kajoualwang.	Pitt.
Ontaretri.	Trout.
St. Charles.	William.
Chawgis.	St. Francis.
Aſſuapmouſſoin und	M'Taviſh und
Shecoubiſh.	Macanamack.

Und wird in 13 Kantons, 79 Seigneurien, 12 Fiefs und 38 Ortſchaften (Townſhips) geſchieden, und zwar:

Kanton.	Seigneurie.	Fief.	Ortſchaft.	Kanton.	Seigneurie.	Fief.	Ortſchaft.
1. Beauce* mit	7	"	9	8. Montmorency mit	1	"	"
2. Bellechaſſe* .	7	2	4	9. Orleans . .	1	"	"
3. Dorcheſter* .	1	"	"	10. Portneuf . .	13	3	"
4. Kamouraska*	7	1	3	11. Quebec . .	4	2	2
5. L'Islet* . .	9	3	1	12. Rimouski* .	15	1	2
6. Lotbiniere* .	8	"	"	13. Saguenay . .	6	"	1
7. Megantic . .	"	"	16		79	12	38

von denen die acht mit * bezeichneten im Süden des St. Lorenz, Orleans im St. Lorenz, alle andere aber nördlich von dieſem Strome liegen.

1. Der Kanton Beauce,

im Nordweſten von Dorcheſter, im Nordoſten von Bellechaſſe, im Südoſten von den Vereinigten Staaten, und im Weſten und Südweſten von Megantic und Lotbiniere begränzt, umfaßt die Seigneurien Aubert de l'Isle, Aubert Gallion, Jolliet, St. Etienne, St. Joſeph, St. Marie und Vaudreuil, und die Ortſchaften Cranbourne, Ditchfield, Frampton, Jerſey, Marlow, Risborough, Spalding, Watford und Woburn, und hat eine

Länge von 68, und eine mittlere Breite von 21½ Meile, die sich am südlichen Ende bis zu 60 Meilen erweitert. Das Centrum des Kantons ist unter 46° nördl. Br. und 70° 35′ westl. L. — Der Flächenraum beträgt 1.987 □Meilen oder 1.271.680 Acres; 186.160 Acres sind erst vergeben, und von diesen erst 45.217 in Kultur genommen. Der Kanton ist uneben und gebirgig, wird durch den Chaudière, du Loup, la Famine und Etchemin und deren Zuflüsse bewässert, und von einer Menge Straßen durchschnitten, von denen die neue Kennebec-Straße den kürzesten Weg von Quebec nach Boston bietet. — Zum Provinzial-Parliament sendet der Kanton 2 Mitglieder, und der Wahlplatz ist abwechselnd in St. Marie und St. Joseph. — Die Bevölkerung beläuft sich auf 12.600 Seelen, worunter 12.113 Katholiken, 395 Episkopalen und 92 Anhänger der schottischen Kirche. 1.972 Familien sind im Ackerbau beschäftigt, 14 im Handel, und 99 Familien treiben Gewerbe. Im Kanton befinden sich 5 katholische Kirchen, 1 Kloster, 18 Elementarschulen mit 796 Kindern; 11 Wirthshäuser, 10 Branntweinschenken, 8 Mahlmühlen, 47 Sägemühlen, 4 Walkmühlen, 4 Krämpelmaschinen, 4 Pottasch- und Perlaschsiedereien, 2 Gerbereien und 2 Potterien.

Aubert de l'Isle und Aubert Gallion, zwei Seigneurien, welche durch den Chaudièrefluß von einander getrennt werden; die erste am östlichen, die letzte am westlichen Ufer des Flusses; beide sind 2 Leagues im Quadrat, haben guten, obgleich gebirgigen Boden, und sind am Chaudière dicht angesiedelt. Die Waldungen sind von vortrefflicher Qualität, und Holz im Ueberfluß vorhanden. Der Eigenthümer beider Seigneurien, Jacob Pozer, Esq., ein Deutscher, hat viele seiner Landsleute dorthin gezogen, um sie anzusiedeln.

Jolliet, Seigneurie im Norden des Kantons, und durch den Chaudière von St. Etienne geschieden, hat längs der Gränze von Dorchester eine Länge von 5 Leagues, und am Chaudière eine Tiefe von 1½, im Osten hingegen eine Tiefe von 3 Leagues, und ist Eigenthum des ehrbaren Thomas Taschereau, eines der Richter der Kings-Bench zu Quebec. Boden und Holzwuchs sind im Allgemeinen vortrefflich, in der Nähe des Chaudière steinigt und in Hügeln und Thälern abwechselnd. Zahlreiche Flüsse und Ströme wässern die Seigneurie, unter denen der Etchemin, welcher das Land in diagonaler Richtung durchschneidet, der bedeutendste ist. Längs den Ufern dieser Flüsse sind die blühendsten Niederlassungen, die durch gute Straßen mit einander verbunden werden, und 1 Mahl- und 9 Sägemühlen, 1 Potterie, 1 Ziegelei und 1 Courthaus. Die Seigneurie zählt nahe an 1.700 Einwohner.

St. Etienne, Seigneurie westlich von der vorigen, und durch den Chaudière von ihr getrennt, hat 3 Leagues Fronte bei 2 Tiefe, und ist Eigenthum des oben angeführten J. Pozer, Esq. — Boden und Holzwuchs sind vortrefflich, und in der Nähe des Chaudière sind einige Reihen fruchtbarer, wohlkultivirter Niederlassungen.

St. Joseph, Seigneurie zu beiden Seiten des Chaudière, oberhalb St. Marie; 3 Leagues breit und 4 Leagues tief; mit unebener Oberfläche, aber ziemlich gutem produktivem Boden. Waldung ist bis jetzt noch vorherrschend, doch sind zu beiden Seiten des Flusses, wo gute Straßen laufen, einige Reihen komfortable Ansiedelungen, 1 Kirche, 1 Pfarrhaus, 2 Mahl- und 6 Sägemühlen, 1 Krämpelmaschine und 1 Walkmühle. Die Bevölkerung beläuft sich auf 1.936 Seelen.

St. Marie, Seigneurie im Norden der vorigen und südlich von St. Etienne, hat längs dem Chaudière eine Fronte von 3 Leagues, und zu beiden Seiten des Flusses eine Tiefe von 2 Leagues. Das Land ist uneben und felsig, ein unregelmäßiger Höhenzug durchstreicht den rückwärts liegenden Theil der Seigneurie in südwestlicher Richtung; der Boden ist leicht, hin und wieder steinigt, dessen ungeachtet aber ergiebig. Die Seigneurie, welche durch die Flüsse Chaudière, St. Marie, du Domaine, le Bras, Noir, Durbois, Belaire, Labbee und Leffard

hinreichend bewässert wird, ist in 10 Conzessionen oder Reihen geschieden, von denen 5 an jeder Seite des Chaudière liegen. Zwei Drittel sind bereits in Kultur gesetzt; die Landplätze haben 3 Arpents Fronte bei 40 Tiefe, zahlen einen mäßigen Erbzins von 9 Livres 18 Sols, und sind den gewöhnlichen Lehensbedingungen unterworfen. — Holz ist im Ueberfluß vorhanden, und die Waldungen bestehen zum größten Theil aus Ahorn, wilden Kirschbäumen, Buchen, Kiefern, Cedern und Sprossentannen; — im Kirchspiel liegen noch 43.020 Arpents unvergebene Ländereien; der größte Theil ist schon in Landplätze vermessen, und wird von einigen neu eröffnenden Straßen durchschnitten. — Das Dorf St. Marie ist das größte und blühendste am Chaudière, enthält 39 Häuser, 1 Herrenhaus, 1 Gerichtshaus, 1 Kirche, 1 Pfarrhaus, 1 Kloster, in welchem 20 — 25 Mädchen unterrichtet werden, und 2 gute Wirthshäuser. — Die Bevölkerung der Seigneurie beläuft sich auf 900 Familien mit 4.783 Köpfen.

Vaudreuil, Seigneurie im Südosten von St. Joseph, von 3 Leagues Fronte bei 4 Tiefe, wird durch den Chaudière durchschnitten, und von mehren kleinen demselben zufließenden Strömen bewässert, von denen der Bras de Sud-Ouest der bedeutendste ist; die Oberfläche des Landes ist uneben und gebrochen, das Land von wechselnder Güte; der in Kultur gesetzte Theil liegt zu beiden Seiten des Chaudière, ist von ¼ bis ½ Meile tief, und enthält 170 Conzessionen, von denen viele in dem blühendsten Zustande sich befinden. — St. François, Dorf mit Kirche am südwestlichen Ufer des Chaudière. — Block House, Dorf unterhalb des vorigen, am entgegengesetzten Ufer desselben Flusses, mit einigen Mühlen — Die Seigneurie zählt 2.405 Einwohner, und ist Eigenthum des M. de Léry.

Cranbourne, Ortschaft im Nordosten der Seigneurie Vaudreuil; 45 Meilen von Quebec entfernt. Das Land ist bereits vermessen und ausgelegt, und mit wenigen Ausnahmen für gut befunden worden. Der Theil zwischen dem Hauptarm des Etchemin flusses und des gleichnamigen Sees ist vortrefflicher Hochlandboden, und vorzüglich zu Ansiedelungen geeignet. — Verschiedene Ströme und Seen, unter denen der Rivière des Fleurs und Guillaume, und die Seen Etchemin und Petit wässern die Ortschaft, in welcher Land in Kultur zu setzen, der Acre mit 50 Shillings bezahlt wird. — Unvergeben liegen noch 40.000 Acres.

Ditchfield, projectirte Ortschaft im Süden des Kantons, an der Ostseite des Megantic-Sees; wird im Osten durch eine hohe Bergkette begränzt, und hat im südlichen Theile den Macanamack-See.

Frampton, Ortschaft im Norden von Cranbourne, und östlich von St. Marie und St. Joseph, liegt im Anfange des gebirgigen Theils des Landes, welcher die Wasserscheide zwischen dem St. Lorenz und St. John bildet. Die Südost-Seite, von Nr. 16 bis 28, wird von einer von Südwesten nach Nordosten streichenden hohen Bergkette durchschnitten, und ist vor der Hand nicht zum Anbau geeignet, obgleich hier im Allgemeinen die hochliegenden Theile des Landes, hinsichtlich der Fruchtbarkeit, den Thälern und Ebenen bei weitem vorzuziehen sind; da diese gemeiniglich aus mit Steinen übersäeten Sümpfen bestehen, die mit geringen Holzarten bedeckt sind. Die nordwestliche Hälfte der Ortschaft, obgleich ebenfalls gebirgig, ist der gegenüber liegenden Seite überlegen, da die Berge bis zum höchsten Gipfel in Kultur gesetzt werden können, und die Thäler guten Boden, und wo Niederungen sind, werthvolle Cedersümpfe bieten. Ueberall ist das Land mit losen, auf der Oberfläche liegenden Steinen bedeckt; der Boden ist ein strenger, gelber oder weißer fruchtbarer Thon, der sich vorzüglich zum Waizenbau eignet. Die Gräser in den kultivirten Thälern sind von besonderer Güte, und die Ursache der besondern Qualität der von Frampton ausgeführten Butter. — In den Niederungen wird Töpferthon von vorzüglicher Güte in Menge gefunden. Die ganze Ortschaft ist ungewöhnlich gut bewässert, und bietet an den verschiedenen

Zweigen des Etchemin und den dem Chaudière zuströmenden Flüssen herrliche Mühlensitze. Zwei kleine Seen in der dritten Reihe, welche mit dem Pyke River, einem Zweig des Etchemin, communiziren, bieten einen Ueberfluß von Forellen. — Ansiedelungen sind in dieser Ortschaft mit größern Kosten verknüpft, als irgend wo anders, da das Reinigen des Landes von Steinen zu viele Hände und Zeit erfordert, ist aber einmal das Land in Kultur gebracht, werden Mühe und Kosten reichlicher als irgend wo anders vergolten, namentlich, wenn sich die Ansiedler auf Milchwirthschaft legen. — Der ausgezeichnetste Berg der Ortschaft ist der Crapaudière, in der neunten und zehnten Reihe; der höchste Punkt der sich von Nordosten nach Südwesten ziehenden Kette. — Zwischen der ersten, zweiten, dritten, neunten und elften Reihe sind Fahrstraßen eröffnet und andere bereits projectirt, und die in der neunten Reihe soll bis zum St. Johnsfluß, 17 Meilen weiter, ausgedehnt werden. Brücken sind noch nirgends errichtet; eben so wenig ein Dorf ausgelegt; eine katholische Kirche findet sich in der dritten Reihe, doch wird nur gelegentlich Gottesdienst darin gehalten. — Die Bevölkerung der ganzen Ortschaft beläuft sich bis jetzt auf nicht mehr als 324 Seelen.

Jersey, neu ausgelegte Ortschaft in der Gabel des Chaudière und du Loup, südöstlich von Aubert-Gallion; nur erst ein kleiner Theil im Südosten ist vermessen und ausgegeben; unverwilligt liegen noch 33.000 Acres.

Marlow, vielversprechende Ortschaft zwischen dem Chaudière und du Loup, welche im Norden von Jersey und im Süden von Risborough begränzt wird.

Risborough, neu ausgelegte Ortschaft im Süden der vorigen, zwischen dem Chaudière und du Loup.

Spalding, projectirte Ortschaft im Norden von Ditchfield, welche im Westen vom Chaudière, im Osten von dem Staate Maine begränzt wird.

Watford, Ortschaft im Südosten von Cranbourne und nordöstlich von Aubert de l'Isle; wird vom Rivière la Famine und dessen Zuflüssen, welcher dem Chaudière zuströmt, bewässert.

Woburn, projectirte Ortschaft zwischen dem See Megantic und der Gränze der Provinz, und südlich von Ditchfield.

2. Der Kanton Bellechasse.

Dieser Kanton liegt wie der vorige im Südosten des St. Lorenz, und wird im Nordosten von Islet, im Südosten von den Vereinigten Staaten, und im Südwesten von Beauce begränzt, umschließt alle längs seiner Nordwest-Küste liegenden Eilande, hat eine mittlere Breite von 19, und eine Länge von 65 Meilen, und umfaßt einen Flächenraum von 1.775 □Meilen, oder 1.136.000 Acres, von denen 158.196 vergeben, 88.992 aber erst in Kultur gesetzt sind. Das Centrum des Kantons ist unter 46° 27′ nördl. Br. und 70° 25′ westl. L. — Die Oberfläche des Landes ist uneben, durchbrochen, nach Süden zu gebirgig; der größte Theil mit herrlichen Waldungen bestanden. Der Süd-Kanal des St. Lorenz bespült das nordöstliche Ufer; das Innere des Landes wird durch den Rivière du Sud, Boyer, Bellechasse und ihre Zweige, und eine große Anzahl von Bächen bewässert. In der Fronte ist eine Kette der blühendsten Niederlassungen; die Bewohner, deren Bellechasse 14.965 zählt, sind durchgehends französische Canadier. Der Kanton enthält die Seigneurien Beaumont und Zusatz, Berthier, Livaudiere, St. Jervais, La Durantaye oder St. Michel, und St. Vallier und Vincennes die Fiefs la Martiniere und Montapeine, und die Ortschaften Armagh, Buckland, Standon und Ware; besitzt 8 katholische Kirchen, 1 Kloster, 47 Schulen mit 1.875 Schülern beiderlei Geschlechts, 22 Wirthshäuser, 12 Branntweinschenken, 13

Mahlmühlen, 38 Sägemühlen, 7 Krämpelmaschinen, 5 Walkmühlen und 3 Gerbereien, 1.803 Familien beschäftigen sich mit Landbau, 35 mit dem Handel, und 130 mit verschiedenen Handwerken; Almosen erhalten 269 Personen, die größte Anzahl, die irgend ein Kanton Unter-Canada's aufzuweisen hat.

Beaumont und Zusatz, Seigneurie am St. Lorenz, zwischen Vincennes und la Durantaye; ¾ Leagues breit und 3 Leagues tief, jetzt Eigenthum von Féréol Roy, Esq. — Die Landplätze sind 3 Arpents bei 40, zahlen 20 Sols für jeden Front-Arpent von 80 Tiefe, 1 Sol Erbzins für jeden □Arpent, und haben jährlich einen Kapaun dem Seigneur zu liefern, außerdem aber die Verpflichtung, ihr Getraide auf der Bannmühle mahlen zu lassen. Das Land enthält leichten guten Boden. — Das Kirchspiel St. Etienne de Beaumont umfaßt, außer Beaumont, einen Theil der benachbarten Seigneurien; — das Kirchspiel St. Charles den Zusatz und die Seigneurie Livaudiere. — Die Bevölkerung des erstern beläuft sich auf 1.069 Seelen.

Berthier, Seigneurie im Nordosten des Kantons, am St. Lorenz, von 2 Leagues Fronte bei eben so viel Tiefe, ist Eigenthum der Schwestern des Hospitals von Quebec, und jetzt an einen Claude Denechaud, Esq., auf 29 Jahre verpachtet, von welcher Pachtzeit bereits 19 Jahr verflossen sind. Der Pachtzins beträgt jährlich 60 Pf. Courant und 45 Bushels Waizen. — Das Land ist von vorzüglicher Güte; der Boden eine leichte, sandige, mit gelbem Thon gemischte Erde. Längs der Fronte ist das Land niedrig, erhebt sich aber eine Meile vom Flusse zu einer anmuthigen Hügelkette, von welcher man eine herrliche Aussicht auf den hier 10 bis 12 Meilen breiten Lorenz mit seinen Inselgruppen, Crane Island und die große Insel Orleans genießt. Die Rivières du Sud, à la Caille und Bellechasse bewässern das reiche Land, und haben an ihren Ufern die blühendsten Ansiedelungen. Unweit des Rivière du Sud steht die Kirche St. François; das Kirchspiel gleiches Namens besteht aus 3 Conzessionen von 42 oder 60 Arpents Tiefe; der Boden besteht aus reicher schwarzer Erde, und wird durch den du Sud und Ysason durchschnitten, welche 4 Mühlen treiben. — Berthier, Dorf mit Kirche am St. Lorenz. — Die Bevölkerung beider Kirchspiele beträgt 1.636 Einwohner.

Livaudiere, auch Deschenaux genannt, Seigneurie im Süden von Beaumont, von ¾ Leagues Fronte und 3 Leagues Tiefe. Ueber ein Drittel der Seigneurie ist in dem vortrefflichsten Zustande der Kultur; der Boden ist reich und fruchtbar; die Oberfläche uneben, doch nicht in solchem Grade, um dem Anbau hinderlich zu seyn. Die große Hälfte des Landes ist mit Buchen-, Birken- und Ahornwaldungen bedeckt, und aus den letztern wird jährlich eine bedeutende Menge von Zucker gewonnen. Alle Ländereien sind vergeben; die Landplätze haben 4 Arpents Fronte, bezahlen aber nur für 3, da die Plätze nicht die gewöhnliche Tiefe von 40 Arpents haben. Der Boyer durchströmt die Seigneurie, und an seinen Ufern sind die besten Niederlassungen und die Kirche St. Charles. Die Bevölkerung des Kirchspiels beläuft sich auf 2.386 Seelen.

St. Jervais, auch St. Gervais, Seigneurie im Südosten von Livaudiere, Beaumont und St. Michel, hat 2½ League Fronte bei einer eben solchen Tiefe. Das Land ist zur Hälfte sehr gebirgig; der Boden ein hellfarbiger Lehm, und ziemlich fruchtbar. Holz der besten Art ist im Ueberfluß vorhanden, und die Seigneurie durch den du Sud, le Bras, Ruisseau de Moulin, 4 Seen und mehre kleine Teiche hinlänglich bewässert. Das Land ist in 8 Reihen von Conzessionen ausgelegt, und 7 von diesen bereits vergeben; die erste, in welcher die Kirche und das Dorf St. Gervais sich befindet, ist am dichtesten bewohnt. Das Dorf enthält 30 Häuser; die Seigneurie 1.147 Einwohner, deren Hauptbeschäftigung im Frieden das Sieden von Ahornzucker ist.

La Durantaye, Seigneurie am St. Lorenz, die neuerer Zeit in die Seigneurien St. Michel und St. Vallier geſchieden wurde.

St. Michel, am Süd-Kanale des St. Lorenz, zwiſchen Beaumont und St. Vallier. Die Seigneurie iſt in 6 Reihen ausgelegt, von denen jede 40 Arpents oder ½ League Tiefe hat. In 5 dieſer Reihen ſind 195 Landplätze bewohnt und angebaut; die ſechste Reihe iſt arm und unfruchtbar und wird von 13 eingebornen Familien benutzt, die man nicht einmal Anſiedler nennen kann. Die erſte oder Frontreihe der Conzeſſionen enthält die größte Zahl der Einwohner, und iſt in ihr das Dorf und die Kirche St. Michel. Der Boden in dieſer und der zweiten Reihe iſt, mit wenig Ausnahmen, leicht und ſandig; die in der dritten und vierten iſt reicher angeſchwemmter Boden mit einer Unterlage von Thon; die fünfte Reihe iſt gemiſcht, die ſechste aber zum Theil mit feinem tiefem Sand bedeckt, zum Theil von einer ausgedehnten Felſenkette durchzogen. — Die Seigneurie zerfällt in die beiden Kirchſpiele St. Michel, mit 2.135 Einwohnern und gleichnamigem Dorf von 35 Häuſern am St. Lorenz, und St. Joſeph, im Südoſten des vorigen, mit 360 Einwohnern.

St. Vallier, Seigneurie im Nordoſten der vorigen, mit einer Fronte von 1¾ League längs dem St. Lorenz, und einer Tiefe von 4 Leagues; iſt in 10 Reihen geſchieden, und, einige Plätze ausgenommen, zum größten Theil in Kultur geſetzt. Alle Ländereien ſind bereits vor 1759 vergeben, ſind hinreichend durch den du Sud, le Bras und Noir bewäſſert, und werden durch mehre Straßen durchſchnitten. Am St. Lorenz ſind einige bedeutende Fiſchereien, unter denen Frichette's Lachsfiſcherei an der Mündung des du Sud, die bedeutendſte iſt. — St. Vallier, Dorf zu Four Corners am St. Lorenz, mit 1 Kirche, 1 Kapelle, 30 Häuſern und 1 Schule. — Ville Hoche, Dorf am Rivière du Sud, mit 4 Mühlen. — Zahl der Einwohner der Seigneurie 2.223.

Vincennes, Seigneurie im Nordweſten des Kantons, am St. Lorenz, iſt in 2 Reihen ausgelegt, von denen die erſte 20 Pflanzungen und 31 Häuſer, die zweite 23 Pflanzungen (Habitations) mit 21 Häuſern enthält. Die ganze Bevölkerung der Seigneurie, welche 70 Arpents Fronte bei einer League Tiefe hat, und jetzt Eigenthum des Féréol Roy, Esq., iſt, beträgt 181 Seelen.

La Martiniere, Fief im Südweſten des Kantons, bildet die Gränze des Kantons Dorcheſter, hat am St. Lorenz eine Fronte von 32 Arpents, und nach Südoſten eine Tiefe von 6 Leagues. Der Boden iſt vortrefflich, und der Fief zum größten Theil in Kultur geſetzt.

Montapeine, oder Mont-à-Peine, Fief im Nordoſten des vorigen, und wie derſelbe von gleicher Breite und Tiefe.

Armagh, Ortſchaft im Nordoſten von St. Gervais, deren ſüdweſtlichen Theil der Rivière du Sud durchſchneidet; Anſiedelungen haben noch nicht begonnen, doch iſt ein großer Theil des Landes ſchon vergeben; — der Boden iſt nicht ſehr gut, wird von Südweſten nach Nordoſten von einer Felſenkette durchſchnitten, hat aber zwiſchen den Bergen einige gute Wieſenländereien. Unvergeben liegen noch außer den Reſervationen gegen 40.000 Acres.

Buckland, Ortſchaft im Südoſten von St. Gervais, iſt erſt zum vierten Theil vermeſſen, und dieſer Theil jetzt Eigenthum des Esq. W. Holmes in Quebec; der Reſt iſt zum größten Theil nicht zum Anbau geeignet, und armes felſiges, mit Wald bedecktes Land, welches durch die Quellenflüſſe des Etchemin durchſchnitten wird. Die zuckerhutähnlichen Felſen ſtehen ſo dicht, daß die dazwiſchen liegenden Thäler mehr Felſeneinſchnitten gleichen, und nur mit Moos und einigen verkrüppelten Bäumen bedeckt ſind. — Der höchſte Theil der Ortſchaft iſt im Süden, wo ſich der St. Ronans oder St. Roonaes Hill, ein hoher Berg, welcher die Waſſerſcheide zwiſchen dem

St. Lorenz und St. John bildet, erhebt. Der vermeſſene Theil der Ortſchaft enthält gutes Wieſenland und einen Ueberfluß von Ahornbäumen, aus welchem die Bewohner von St. Gervais jährlich eine Menge Ahornzucker gewinnen. — Die Bevölkerung der Ortſchaft beläuft ſich bis jetzt erſt auf 30 Seelen.

Standon, Ortſchaft im Südoſten der vorigen, ein rauhes, hügeliges, vom Etchemin durchſtrömtes Land. Am ſüdöſtlichen Ufer dieſes Fluſſes zieht ſich herrliches Waldland nach Nordoſten, und dieſes und das zwiſchen dem Fluß und dem See Etchemin liegende Land wird für den beſten Theil der Ortſchaft gehalten. — Anſiedelungen haben nur erſt an der Weſtgränze begonnen.

Ware, noch nicht vermeſſene Ortſchaft ſüdöſtlich der vorigen, welche hinſichtlich des Klimas und Bodens alle benachbarte Ortſchaften übertreffen ſoll. — Der St. John nimmt in derſelben ſeinen Urſprung, ſo wie einige kleine Ströme, die dem Etchemin-See zufließen.

3. Der Kanton Dorcheſter,

im Norden und Nordweſten vom St. Lorenz, im Nordoſten von Bellechaſſe, im Südoſten von Beauce, und im Südweſten von Lotbiniere begränzt, beſchreibt ein Quadrat von 18½ Meile Länge und Breite, und umfaßt einen Flächenraum von 348 □Meilen oder 222.720 Acres. Das Centrum des Kantons, welcher nur eine Seigneurie umfaßt, iſt unter 46° 38′ nördl. Br. und 71° 16′ weſtl. L.

Lauzon, Seigneurie, umfaßt den ganzen Kanton Dorcheſter, und iſt, vermöge ihrer Lage, eine der werthvollſten Beſitzungen. Der Boden iſt im Allgemeinen von vorzüglicher Güte; in der Fronte ſind jetzt nur noch unbedeutende Waldungen, im Innern und nach der Südoſt-Gränze zu findet man Eichen und Buchen hier und da zerſtreut, Ahorn, Birken und Kiefern aber im größten Ueberfluß. Durch den Chaudière, Beaurivage, Etchemin, Boyer und verſchiedene andere kleinere Flüſſe und Ströme, wird der Kanton hinlänglich bewäſſert; keiner von dieſen Flüſſen iſt ſchiffbar, alle aber werden durch Fälle und Stromſchnellen vielfach unterbrochen. Die Ufer aber, namentlich aber die des Chaudière, ſind hoch und ſteil, und in manchen Plätzen ſenkrechte Felſenklippen; auch das Ufer des St. Lorenz iſt hoch und ſteil, und abwechſelnd mit niedern Bäumen bedeckt, abwechſelnd mit blühenden Pflanzungen eingefaßt. Landeinwärts hebt ſich das Land allmählig zu kleinen Hügelketten und Bergen, und geht nach der Südweſt-Gränze zu in felſige Höhen über. Die Seigneurie iſt in die Kirchſpiele St. Anſelme, St. Henry, St. Joſeph und St. Nicholas, und in eine große Anzahl von Reihen geſchieden; 144.466 Acres ſind bereits vermeſſen und vergeben, und 51.356 Acres davon in Kultur geſetzt. Die beſtkultivirteſten Ländereien liegen längs der Fronte; am Chaudière und Etchemin aber liegen die beſten Ländereien in einiger Entfernung von den Flüſſen, da die Ufer felſig und nur mit einer dünnen Erdlage bedeckt ſind. Faſt alle Reihen werden von Straßen durchſchnitten, und die Hauptſtraßen in gutem Stande erhalten. — Beinahe Quebec gegenüber, an einem kleinen Fluß, welcher ſich in den St. Lorenz ergießt, ſind die ausgedehnten und werthvollen Anlagen Point Lévi Mills, und weiter weſtlich, an der Mündung des Etchemin, das nicht weniger bedeutende Etabliſſement Etchemin Mills; von beiden werden jährlich große Maſſen von Mehl ausgeführt. — Der Ackerbau hat in Lauzon bedeutende Fortſchritte gemacht und lieferte 1830: Waizen 58.054 Minots; Erbſen 12.987; Hafer 86.952; Gerſte 2.543; Roggen 2.118 und Kartoffeln 132.933 Minots; Heu wurden gegen 32.000 Tonnen gewonnen, und im Frühjahr 1831: 1.893 Centner Ahornzucker geſotten. Der Viehſtand betrug in dieſem Jahre: 9.567 Rinder, 2.143 Pferde, 13.322 Schaafe und 6.879 Schweine. — Die Bevölkerung belief ſich 1831 auf 11.936 Seelen, worunter 11.747 Katholiken und 183 Epiſkopalen; Schulen ſind 31

im Kanton mit 1.128 Schülern und Schülerinnen, und außerdem: 37 Wirthshäuser, 7 Mahlmühlen, 38 Sägemühlen, 2 Krämpelmaschinen, 2 Walkmühlen und 3 Schiffsbauhöfe; 97 Familien beschäftigen sich mit Handwerken, 13 mit dem Handel, und der Rest treibt Landwirthschaft, die vor allem am besten rentirt, da im Durchschnitt der Waizen pro Minot mit 6 Sh. 6 P. bezahlt wird, der Monatslohn eines Landarbeiters aber nur 15 Sh., der Lohn eines Tagearbeiters aber nur 1 Sh. 6 P. beträgt. — In dem Kirchspiel St. Henry sind noch bedeutende Strecken unvergebener Ländereien von vorzüglicher Güte; ebenso in St. Joseph. In St. Nicolas ist alles Land schon vergeben. — Dörfer besitzt die Seigneurie 3; St. Henry, St. Anselme und St. Nicolas, und zwei Städtchen: New Liverpool unterhalb der Mündung des Chaudière mit 30 Häusern, und Aubigny bei Pointe Lévi, Quebec gegenüber. Letzteres wurde 1818 ausgelegt und zählt einige 50 Häuser und eine protestantische Kirche. Unterhalb des Städtchens ist eine Reihe freundlicher Landhäuser, welche den reichen Bewohnern von Quebec gehören. Dampfboote spielen zwischen hier und Quebec aller Viertel Stunden, und eine Menge von Fährbooten und Kanoes gehen fast alle Minuten von hier nach dorthin ab, so daß Aubigny als eine Vorstadt Quebecs betrachtet werden kann. Hinter Aubigny sind die Höhen von Pointe Lévi, auf welchen die Amerikaner im letzten Kriege Batterien errichteten.

4. Der Kanton Islet,

im Nordosten von Kamouraska, im Südosten von den Vereinigten Staaten, im Südwesten von Bellechasse, und in Nordwesten vom St. Lorenz begränzt, hat von Nordwesten nach Südosten eine Länge von 84, von Südwesten nach Nordosten eine Breite von 37½ Meile, und umfaßt einen Flächenraum von 3.044 □Meilen oder 1.948.160 Acres. Das Centrum des Kantons ist unter 46° 40′ 30″ nördl. Br. und 69° 52′ westl. L. — Die Oberfläche des Landes ist uneben und gebirgig, und wird von vereinzelten Felsenketten durchschnitten, die, vom St. Lorenz aus gesehen, ein einziges Gebirge auszumachen scheinen, und den Hintergrund der blühenden Front-Niederlassungen bilden. Die Scenerie ist in vielen Plätzen, namentlich am St. Lorenz und den im Land zerstreut liegenden Seen, höchst interessant. Das Land wird überflüssig bewässert, und die Hauptströme sind: der Rivière du Sud mit seinen Zweigen, der Trois Saumons, Port Joli und Rivière Ferré, welche alle dem St. Lorenz zufließen. Den innern Theil des Landes bewässert der St. John mit seinen vielen Armen, der über 50 Meilen weit mit dem St. Lorenz parallel nach Nordosten strömt. Zu beiden Seiten seiner Ufer ist herrliches zu Ansiedelungen geeignetes Land, welches aber bis jetzt noch nicht aufgenommen wurde. Obgleich Islet als Gebirgsland erscheint, bietet es doch in seinen Thälern gute fruchtbare Striche des besten Ackerlandes. Die Häuser und angebauten Pflanzungen in den Frontreihen, namentlich am St. Lorenz, wechseln mit freundlichen Dörfern und hochstrebenden Kirchen, welche die Schönheit der herrlich romantischen Landschaft um vieles erhöhen. Das malerischste Bild bietet St. Thomas, in der Seigneurie Rivière du Sud! — Islet enthält die Seigneurien Bonsecours, Cap St. Ignace, Lepinay, Lessard, l'Islet, Rivière du Sud, St. Claire, St. Jean Port Joli, St. Roch des Annais und Vincelot nebst Zusatz, die Fiefs Fournier, Gagnier oder Gagné und Reaume, die Ortschaft Ashford und Zusatz, und die Inseln aux Grues und aux Dies. — Aufgenommen sind bis jetzt 175.976 Acres, und von diesen erst 67.221 Acres in Kultur gesetzt. — Die Bevölkerung, durchaus französische Canadier, betrug 1831: 13.518 Seelen. Der Kanton wird in 6 Kirchspiele geschieden, besitzt 3 Dörfer, 25 Schulen, 19 Wirthshäuser, 20 Branntweinschenken, 9 Mahlmühlen, 47 Sägemühlen, 4 Krämpelmaschinen,

4 Walkmühlen, 2 Schiffsbauhöfe, 43 Eisenwerke und 3 Gerbereien; mit Landbau sind nur 369 Familien beschäftigt, mit Handwerken 122, und 29 mit dem Handel: der Rest ist mit Waldbenutzung beschäftigt, oder auf dem St. Lorenz als Fischer, Lootsen oder Kahnführer.

Bonsecours, Seigneurie am St. Lorenz, zwischen l'Islet und Vincelot, ist 74 Arpents breit und 2 Leagues tief, zur Hälfte in Kultur gesetzt und ziemlich dicht bevölkert; das Land ist ziemlich gut, und wird durch den Bras St. Nicholas bewässert.

Cap St. Ignace, Seigneurie (oder Fief?) am St. Lorenz, südwestlich von Vincelot, ½ League breit und 1 League tief, wird durch den Bras St. Nicholas bewässert, und ist Eigenthum des M. Vincelot; — drei Conzessionen in der Seigneurie sind verwilligt, und 2 davon bereits angesiedelt; das Land ist zum größten Theil bergigt und felsig; die Fronte flacher, doch von einigen Hügeln durchbrochen. Obstgärten sind hier in größerer Menge zu finden, als in irgend einem andern Theile des Districts. Das Kirchspiel St. Ignace umfaßt die ganze Seigneurie, so wie die Gänse- und Kranichs-Inseln (Isles aux Oies und aux Grues), welche das Eigenthum eines Herrn M'Pherson sind, und mehre Ansiedelungen, so wie ausgedehnte Salzmarschen enthalten, auf welchen eine bedeutende Menge Rinder gezogen werden. Die Bevölkerung des Kirchspiels beläuft sich auf 1.932 Seelen.

L'Islet, Seigneurie am St. Lorenz, zwischen Bonsecours und St. Jean Port Joli, hat 1 League Fronte bei 2 Leagues Tiefe. Die Fronte ist flach und niedrig, doch erhebt sich das Land nach Süden zu und geht in eine Bergreihe über; der Boden ist im Allgemeinen gut; ein Drittel bereits in Besitz genommen, ziemlich gut bebaut und dicht bevölkert, — Buchen, Birken und Ahornwaldungen sind vorherrschend, doch auch an Nadelholz ist im Innern der Seigneurie kein Mangel. — Die Kirche und das Pfarrhaus sind dicht am St. Lorenz, in der Nähe einer Point, auf welcher die Telegraphen-Station Nr. 7 errichtet ist. Bei hohem Wasser ist diese Point ringsum von Wasser umgeben, woher ihr auch der Name l'Islet de St. Jean geworden ist. Die Seigneurie ist in vier Reihen geschieden, von denen die zwei ersten angesiedelt, die beiden letzten aber in Waldung liegen.

Lepinay (L'Epinay), Seigneurie im Rücken von St. Thomas oder Rivière du Süd; hat 3 Leagues Breite und eine Tiefe von 1½ League. Der Norden ist ziemlich dicht gesiedelt, das Innere und der Süden größtentheils noch Wald; der Boden ist gut: ein gelblicher Lehm oder gute schwarze Erde; die Oberfläche des Landes ist irregulär und nach Süden zu gebirgig.

Lessard, Seigneurie im Südwesten des Zusatzes der Ortschaft Ashford, ist eine □League groß, und gegenwärtig Eigenthum des Andrew Stuart, Esq. Der kleine Trakt ist werthvoll, obgleich unbebaut, und liegt auf dem Kamme des Höhenzugs, welcher die längs dem St. Lorenz liegenden Seigneurien begränzt. Obwohl die Oberfläche gebrochen und uneben ist, sind Boden sowohl als Holzwuchs von vorzüglicher Güte, und nur eine Straße mangelt, um die Ansiedlung in dieser Seigneurie in Aufnahme zu bringen.

Rivière du Sud, oder St. Thomas, Seigneurie im Nordwesten des Kantons, am St. Lorenz, von 1½ League Breite bei eben so viel Tiefe. Das Land ist im Allgemeinen niedrig, mit Ausnahme einer kleinen Hügelkette, welche die Ansiedelungen am St. Lorenz von denen am Rivière du Sud trennt. Der Boden ist so reich und ergiebig, daß dieser Theil des Landes die Kornkammer Unter-Canada's benannt wird; kein Theil der Seigneurie ist vernachlässigt, das Ganze in einem Zustande der vortrefflichsten Kultur, und von dem Rivière du Sud, dessen größtem Zweig Bras St. Nicholas, dem Rivière à la Caille und vielen kleinen Strömen

hinlänglich bewässert. — Die Seigneurie enthält die beiden Kirchspiele St. Thomas und St. Pierre. — Das Dorf St. Thomas, an der Mündung des Riviere du Sud in den St. Lorenz, zählt einige 90 gut gebaute Häuser, mehre Kaufläden und Getraide-Magazine und 1 Kirche, die, nach den Kathedralen in Quebec und Montreal, die schönste und größte Kirche im Lande ist.

St. Claire, Seigneurie im Süden von Gagné und Cap St. Ignace, ist 1 League breit und 2 Leagues tief, hat unebenes, doch ziemlich gutes Land, vorzügliche Waldungen und eine Bevölkerung von 1.600 Seelen.

St. Jean Port Joli, Seigneurie am St. Lorenz, im Nordosten von l'Islet, hat 2 Leagues Fronte und eine eben solche Tiefe. In der Fronte ist das Land ziemlich niedrig und flach, doch wird die Einförmigkeit durch einige kleine Hügel um vieles gemildert; nach dem Innern zu ist das Land gebirgig und zerrissen. Der Boden ist eine Mischung von leichter sandiger Erde mit Thon, gewährt aber gute Ernten, im Hochlande hingegen ist er arm und steril. Das Land ist in 4 Reihen ausgelegt, alle Plätze aber sind bereits vergeben, wenn auch noch nicht in Kultur genommen. An der Mündung des Rivière de Port Joli in den St. Lorenz liegt die Kirche St. Jean von einigen 20 Häusern umgeben, und bildet ein freundliches, von Gärten umgebenes, Dorf. — An der Mündung des Rivière Trois Saumons bilden die werthvollen Mühlenanlagen des Herrn Harrower, und dessen Brennerei, ein zweites Dorf, das aus den zerstreut umherliegenden großen Felsenmassen blickend, vom St. Lorenz her, einen romantischen Anblick gewährt. — Die Bevölkerung der Seigneurie beläuft sich auf 2.152 Seelen.

St. Roch des Annais oder Aulnais, Seigneurie am St. Lorenz, und im Süden von Ashford begränzt, hat 3 Leagues Fronte und 2 Leagues Tiefe, und ist jetzt Eigenthum des Oberstlieutenant Duchesnay. In der Nachbarschaft des Flusses ist das Land niedrig, und wird durch einige gebrochene Hügel von geringer Höhe durchschnitten; nach Südosten zu aber erhebt sich der Boden und geht nach der Gränze in eine bedeutend hohe Bergkette zu. In der Fronte ist der Boden vortrefflich, und in vielen Stellen reich an Mergel, im Hochlande aber ist ein strenger gelber Lehm vorherrschend. Das Land ist in 4 Reihen geschieden, die alle vergeben und zum größten Theil in Kultur gesetzt sind. Verschiedene kleine Flüsse, die einige Mühlen treiben, und von denen der St. Jean und Ferré die bedeutendsten sind, wässern die Seigneurie hinlänglich, und mehre Straßen durchschneiden das Land nach allen Richtungen. — Der Obstbau kommt in der Seigneurie sehr in Aufnahme, und obwohl die Aepfel nur von geringer Qualität sind, übertreffen die hiesigen Pflaumen alle in Amerika wachsenden bei weitem. Zur Viehzucht eignet sich das Land vorzüglich; Heu wird in Menge und jährlich 467.500 Bündel gewonnen. Ahornzuckersiedereien sind 8 oder 9 etablirt; die Fischerei ist nicht bedeutend, und sind in derselben nur 3 oder 4 Schooner, jeder von 40 Tonnen, und 5 Kielboote beschäftigt. Die Seigneurie enthält 390 Familien, mit 2.624 Seelen. — Das Dorf St. Roch ist ein freundlicher gutgelegener Platz an der Mündung des Ferré, mit 35 Häusern, 1 Kirche, und westlich von der letztern die Telegraphen-Station Nr. 8.

Vincelot und Zusatz, Seigneurie am St. Lorenz, im Südwesten von Bonsecours, 1 League breit und 3 Leagues tief; ist in der Fronte durch eine große Bay ausgetieft, an welcher die Kirche, ein Pfarrhaus, der Telegraph Nr. 6 und einige Häuser errichtet sind.

Fournier, Fief am St. Lorenz, zwischen Lepinay und Gagnier, hat 30 Arpents Fronte und 2 Leagues Tiefe, und wird durch den Bras St. Nicholas und einige andere Ströme, und im Südwesten durch einen kleinen See bewässert.

Gagné oder Gagnier, Fief im Nordosten des vorigen, von 10 Arpents Fronte und 1 League Tiefe, hat guten Boden und ist durchaus in Kultur gesetzt.

Reaume, Fief, zwischen St. Jean Port Joli und St. Roch des Aulnais, von ½ League Breite und einer Tiefe von 2 Leagues, durch welchen die Hauptstraße des Kantons führt.

Ashford, Ortschaft hinter der Seigneurie St. Roch des Aulnais, deren Durchmesser 10 Meilen im Quadrat enthält. Einige Reihen Landplätze sind bereits ausgelegt und einige militärische Anlagen getroffen, doch haben noch keine Ansiedelungen begonnen. Der Boden ist von mittler Güte und mit dichten Waldungen bedeckt, die in einigen Theilen von Felsenklippen durchzogen und von mehren Flüssen durchschnitten werden, von denen der River Ouelle der bedeutendste ist. — Unvergeben liegen, außer den Reservationen, noch 20.000 Acres in der Ortschaft.

Ashburton, projektirte Ortschaft, im Südosten von Lepinay, welche im Süden vom St. John-Fluß begränzt wird.

Alles in diesem und den beiden Kantonen Kamouraska und Rimouski südlich vom St. John liegende Land, bis zu dem Höhenzuge, welcher die Wasser des St. John von denen des Kennebeck und Penobscot scheidet, ist streitiges Land, auf welches die Engländer sowohl als die Amerikaner Anspruch machen, sich aber hinsichtlich der Gränzbestimmung dem Ausspruch des Königs der Niederlande unterwarfen; da die Entscheidung nicht günstig für Großbritannien ausgefallen, protestirten die Engländer, und die neuen Gränzbestimmungen sind noch immer in Unterhandlung (siehe: Vereinigte Staaten).

5. Der Kanton Kamouraska,

im Nordosten von Rimouski, im Südosten von der Südgränze der Provinz, im Südwesten von Islet und im Nordwesten vom St. Lorenz begränzt, umschließt die Seigneurien Granville, Granville und Lachenaye, Islet du Portage, Kamouraska, Rivière Ouelle und Zusatz, St. Anne de la Pocadiere und Terrebois, den Fief St. Denis, die Ortschaften Bungay, Irworth und Woodbridge, und die Eilande Hare, Isle Vert und die Kamouraska-Inseln. Die Länge des Kantons beträgt 168, die Breite 40 Meilen, der Flächeninhalt 4.320 □Meilen oder 2.764.800 Acres, von denen erst 144.482 verwilligt, und von diesen 69.723 in Kultur gesetzt sind. Das Centrum liegt unter 47° 3′ nördl. Br. und 69° 12′ westl. L. — Die Oberfläche ist uneben und gebirgig, vorzüglich im südöstlichen Theile. Der Boden ist in vielen Plätzen vortrefflich, wie sich von einem Lande erwarten läßt, das so wie dieses mit Hügeln, Bergen und Thälern wechselt. Die bedeutendsten Berge sind: der Machagos, der Esockominoc, der Machios, der Upquedopscook und der Allagash. — Der Kanton wird durch viele Flüsse und Seen bewässert, von denen unter den erstern der Kamouraska und St. John, die das Land von Südwesten nach Nordosten durchströmt, und der Allagash und Aroostook mit ihren vielen Zweigen, die bedeutendsten sind. Die bemerkenswerthesten Seen sind: der Chipitogmisis, der Pantaguongamis und die Eagles Lakes (Adler-Seen). — Die Fronte längs dem St. Lorenz enthält blühende Niederlassungen; die Straßen sind im Allgemeinen in guter Ordnung, und die Scenerien abwechselnd und interessant. Der Kanton ist in 5 Kirchspiele geschieden, zählt 14.557 Einwohner, worunter 14.514 Katholiken, und enthält 2 ausgedehnte schöne Dörfer, 1 Kloster, 1 College, 38 Schulen, 10 Wirthshäuser, 21 Branntweinschenken, 8 Mahlmühlen, 27 Sägemühlen, 1 Walkmühle, 2 Krämpelmaschinen, 1 Gerberei, 1 Potterie und 3 Schiffbauhöfe; 1.650 Familien sind im Landbau beschäftigt, 33 im Handel und 95 treiben verschiedene Handwerke.

Granville (richtiger Grandville), Seigneurie am St. Lorenz, zwischen Islet du Portage im Nordosten und Kamouraska im Südwesten, ist ¾ Leagues breit und 4 Leagues tief, wurde ursprünglich (1707) an Anna de Grandville in Lehen gegeben, und ist jetzt zur Hälfte Eigenthum des Mr. Taché, zur Hälfte des Hr. J. Fraser. — Vier Reihen sind ausgegeben und in 126 Landplätzen oder Pflanzungen ausgelegt. Ueber die Hälfte derselben ist in Kultur gesetzt. — Im Innern sind mehre Theerschwelereien.

Grandville und Lachenaye, Seigneurie am St. Lorenz, im Nordosten von Islet du Portage; von 2 Leagues Fronte und einer Tiefe von 3 Leagues; enthält einige fruchtbare Striche, ist aber nur zum kleinsten Theil in Kultur genommen. Die Seigneurie wird nur dürftig bewässert, ist in die Reihen St. André, Bouchetteville, Marie Louise Adelaide, St. Rachel und St. Theodore ausgelegt, von diesen aber, bis auf St. André, kaum eine je mit dem Pfluge umgebrochen worden. Das Kirchspiel St. André umfaßt diese und die benachbarten Seigneurien; die Kirche ist von drei Hügeln umgeben und hat im Norden die Pilgrim-Inseln. — An der Vereinigung des Fouquet mit dem Rivière des Caps sind 2 Mahlmühlen. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 1.903.

Islet du Portage, Seigneurie am St. Lorenz, zwischen Lachenaye und Grandville, von 1 League Fronte und 1 League Tiefe; mit der vor ihr liegenden Isle du Portage.

Kamouraska, Seigneurie am St. Lorenz, von 2 Leagues Fronte und 3 Tiefe, zwischen Grandville im Nordosten und St. Denis im Südwesten, ist jetzt Eigenthum von Pascal Taché, Esq. — Diese werthvolle fruchtbare Seigneurie zeichnet sich durch die Vortrefflichkeit ihres Klimas, die Größe ihrer Bevölkerung, den Reichthum ihres Bodens und die Schönheit ihrer Landschaften vor allen andern aus. In der Nachbarschaft des Flusses ist das Land mehr flach, bildet ausgedehnte Ebenen, die hier und da durch einzelne Hügel oder mit Zwergtannen bewachsenen Felsenkuppen unterbrochen werden, und hat einen Ueberfluß von natürlichen Wiesen und Weiden, auf denen gegen 3.000 Rinder überflüssige Nahrung finden. Der Boden ist in diesem Theile der Seigneurie im Allgemeinen vortrefflich, nach Süden zu ist er weniger fruchtbar, und in dem gebirgigen Theil, wo Felsen vorherrschen, zum Anbau durchaus nicht geeignet. Vier Konzessionen und ein Theil der fünften sind bereits angesiedelt; die Zahl der Pflanzungen beträgt 439. — Waldungen findet man nur in den gebirgigen Theilen des Landes. Der Kamouraska-Fluß mit seinen Nebenzweigen durchströmt die Seigneurie und mündet, den gleichnamigen Inseln gegenüber, in den St. Lorenz; an seinem Ufer ist, 1 Meile westlich von der Kirche St. Pascal, die bedeutende Mühlenanlage des Seigneurs. — Das Dorf Kamouraska ist herrlich an der längs dem St. Lorenz sich hinziehenden Hauptstraße erbaut, enthält 1 Kirche, 1 Presbyterium und 60 Häuser, von denen die Hälfte von Stein erbaut sind, und wird jährlich von einer Menge Fremder besucht, die ihre Gesundheit wiederherstellen und das Seebad in der Bay genießen wollen. — Die in der Fronte der Seigneurie liegenden Kamouraska-Inseln sind für die Einwohner als Fischerstationen von besonderer Wichtigkeit, da zwischen ihnen die Heringsfischerei mit besonderem Erfolge betrieben wird und sie den zwischen ihnen durchsegelnden Fahrzeugen hinreichenden Schutz und in ihren Buchten sichere Ankerplätze gewähren. Die Inselgruppe besteht aus den Eilanden: au Patin, Isle Brulée, auf welcher ein Telegraph errichtet ist, Grosse Isle, Isle de la Providence, aux Corneilles, la Plaudre und Isle aux Harangs, auf denen sich 6 Fischerstationen befinden. — Die Fische, welche hier am häufigsten gefangen werden, sind: Heringe, Alsen (Shad), Lachse, Sarder (Sardine), Stinte (Smelts) und Flünter (Flounders), und der jährliche Durchschnittsertrag

gestaltet sich, außer dem was von den Einwohnern frisch konsumirt wird, auf 370 — 400 Barrels Heringe, 150 Barrels Alsen, 300 Barrels Sarder und 150 Barrels Lachs; die beste Zeit der Fischerei ist während der Monate Mai und Juni und vom 15. August bis zum 15 Oktober, doch ist der Ertrag der Herbstfischerei der Frühlingsfischerei vorzuziehen. — Die Bevölkerung der Seigneurie beläuft sich auf 5.700 Seelen.

River Ouelle oder Bouteillerie und Zusatz, Seigneurie am St. Lorenz, zwischen St. Denis im Nordosten und St. Anne im Südwesten, hat 2 Leagues Fronte bei $3^1/_2$ Tiefe, und ist jetzt Eigenthum des Esq. Casgrin. Zwei Fünftel der Seigneurie sind in Kultur genommen, drei Fünftel liegen noch im Naturzustande und ein Viertel des Ganzen ist nicht zum Anbau geeignet, da Gebirge und Felsenketten dasselbe bedecken. Der Boden südlich vom Fluß Ouelle ist ein gelber, mit Sand gemischter Lehm, in der Fronte angeschwemmtes Land, mit Ausnahme der Hügel, welche sandig sind; der größte Theil des unter Pflug getriebenen Landes ist von vorzüglicher Qualität. Die Ländereien im Rücken der Seigneurie werden durch eine Hügelkette durchschnitten; in der fünften Reihe dehnt sich ein großer Cedernsumpf aus, Boden und Waldung aber nimmt, nach St. Denis zu, an Güte wieder zu. Die Seigneurie ist in sieben Reihen geschieden, von denen die erste bis fünfte und die Hälfte der sechsten bereits vergeben sind; die bedeutendsten Niederlassungen sind an beiden Seiten des Ouelle bis zur vierten Reihe, und längs der Hauptstraße am St. Lorenz. Die Landrenten sind hier sehr hoch; in der ersten und dem größten Theil der zweiten Reihe wird 1 Sh. 3 P. für den Arpent bezahlt; in der dritten Reihe 1 Sh. 6 P., und in der vierten 3 Sh. 4 P., und 5 Sh. für den Arpent bei neuen Konzessionen. Die Seigneurie wird durch den Fluß Ouelle, seine Nebenströme und den See St. Pierre herrlich bewässert. Die Fluth steigt den Fluß 3 Leagues hoch hinauf, über eine Barre, auf welcher zur Fluthzeit 10 — 12 Fuß Wasser, zur Zeit der Ebbe 4 — 5 Fuß, und bei Springfluthen 14 — 16 Fuß Wasser ist; Schooner können den Fluß aufwärts bis 2 Meilen oberhalb der Brücke gelangen; — der Fluß ist fischreich, und bietet, im Frühjahr und Herbst, Lachse und Bassen (Bass) im Ueberfluß. Am St. Lorenz sind zwei Fischereien, die eine für Porpoisen (Meerschweine, Braunfische), die andere auf Heringe. Die Seigneurie umschließt das Kirchspiel Notre Dame de Liesse, und hat eine Bevölkerung von 3.672 Seelen.

St. Anne de la Pocadiere oder de la Grande Anse, Seigneurie am St. Lorenz, zwischen River Ouelle im Nordosten und Kanton Islet im Südwesten, hat $1^1/_2$ League Fronte und $1^1/_2$ Tiefe, und ist jetzt Eigenthum eines Deutschen (Mr. Schmidt). Die Seigneurie ist in drei Reihen geschieden, und alles kulturfähige Land bereits vergeben. Die Pflanzungen sind von 2 bis 4 Arpents breit und 42 tief, wurde der Arpent für 1 Sh. 8 P. verkauft, und enthalten vortrefflichen Boden. Selbst in der Nähe der Gebirge ist der Boden gut und mit vortrefflichem Walde bestanden. Die Flüsse St. Anne und St. Jean, nebst mehren kleinen Strömen, wässern das Land, und der erstere treibt 4 Sägemühlen, 1 Mahl- und 1 Walkmühle, und der St. Jean 1 Mahlmühle von 2 Gängen. Mehre gute Straßen durchschneiden das dichtbewohnte Land, dessen Bewohner bedeutende Federviehzucht und einen ansehnlichen Handel mit Geflügel nach Quebec treiben. Die Kirche St. Anne* ist gegen 23 Leagues von Quebec entfernt, hat eine herrliche Lage und wird von einer Menge Häuser und 2 Schulen umgeben, in deren jeder 80 Kinder im Lateinischen, Englischen und Französischen, so wie in den ersten Elementarkenntnissen unterrichtet werden. Das College St. Anne ist nur 1 Arpent von der Kirche entfernt, in einer romantischen Einsamkeit, in der Mitte eines Haines und in der unmittelbaren Nachbarschaft eines reizenden Berges. Das Gebäude 100 Fuß Fronte bei 43 Tiefe, 3 Stockwerk hoch und ganz von Stein erbaut, und sicher eines der besten Institute in Unter-Canada. — Die

Seigneurie zählt 283 Familien mit 2.546 Seelen, die zur Hälfte vom Landbau leben. An der Küste des St. Lorenz befinden sich 6 Fischereien, die weit in den Strom hineingehen, und von Gesellschaften betrieben werden, welche Bassen, Störe, Heringe, Lachse und eine Menge von Aalen zu Markte bringen. Die ganze Seigneurie ist bis zur Gränze von Irworth eine einzige Gasse von Häusern; so viel junge Leute auch sind, die gern eigene Niederlassungen gründen möchten, will doch keiner von ihnen in den Ortschaften ansiedeln.

Terrebois, oder Deverbois, Seigneurie am St. Lorenz, zwischen Grandville und Lachenaye im Südwesten und dem Kanton Rimouski im Nordosten, hat 2 Leagues Fronte bei 3 Tiefe.

St. Denis, Fief, am St. Lorenz, zwischen Kamouraska und Rivière Ouelle, hat 1 League Fronte und 4 Leagues Tiefe, und ist jetzt Eigenthum der Erben des Dr. Blanchette. Der Boden ist weniger gut als in Ouelle, und das Land wird durch mehre Höhenzüge und im mittlern Theile von einer hohen Bergkette durchzogen; gegen ein Viertel ist unter Kultur und gewährt reiche Ernten, der Rest ist herrlicher Kiefernwald. Die vorzüglichsten Ströme sind: der Abfluß des Sees St. Pierre und zwei Arme des Kamouraska. — An einem Einschnitt des St. Lorenz, St. Denis Love genannt, ist die Telegraphenstation Nr. 10.

Bungay, projektirte Ortschaft im Südwesten des Kantons.

Irworth, Ortschaft im Südosten der Seigneurie St. Anne und Ouelle; — erst 1.200 Acres sind vermessen und an Mathew O'Meara verwilligt; der größte Theil dieses Landstrichs enthält vortrefflichen Boden und ist zum Theil in Kultur gesetzt. Der Rest der Ortschaft enthält vorzügliche Fichtenwaldungen, welche jährlich im Winter von Holzschlägern besucht werden, die im Frühjahr das Holz dem Ouellefluß hinunterflößen. — Unvergeben liegen noch 32.000 Acres.

Woodbridge, projektirte Ortschaft zwischen Bungay und Irworth.

6. Der Kanton Lotbiniere,

im Nordwesten vom St. Lorenz, im Nordosten von Dorchester und Beauce, im Südosten von Megantic, und im Südwesten von Megantic, Drummond und Nicolet begränzt, ist 29 Meilen breit und 34 Meilen tief, und umfaßt einen Flächenraum von 735 □Meilen oder 570.400 Acres, von denen 155.738 Acres vergeben, 43.331 aber erst in Kultur genommen sind. Das Centrum des Kantons ist unter 46° 38′ nördl. Br. und 71° 37′ 30″ westl. L. — Die Oberfläche des Landes ist im Allgemeinen eben, in der Mitte selbst Niederung und in einigen Theilen sumpfig. — Am St. Lorenz ist das Ufer jedoch hoch, ja stellenweise abfallend, und nach der südwestlichen Gränze zu erhebt sich das Land in dichte bewaldete Hügel. Der Boden ist, im Ganzen genommen, vortrefflich und herrlich zum Anbau von Getraide geeignet. — Die Waldungen sind gut bestanden, enthalten auf höherm Grunde Buchen, Ahorn, Birken, Hickory und Kiefern, in den Niederungen Sprossentannen, Baßholz und Fichten. Der Kanton ist weniger gut bewässert als die andern südlich vom St. Lorenz liegenden Kantons, und wird durch den Grande und Petite Rivière du Chêne, den Beaurivage und Rivière du Moulin durchschnitten. Die bedeutendsten Niederlassungen sind in der Nachbarschaft des St. Lorenz, an einem Theil des Grande Rivière du Chêne und längs dem ganzen Lauf des Beaurivage, in dessen Nähe sich die nach den südlichen Ortschaften führende Hauptstraße hinzieht. — Der größte Theil des in Quebec konsumirten Brennholzes wird in diesem Kanton geschlagen und in Flößen dorthin gebracht. — Lotbiniere enthält die Seigneurien Bonsecours, des Chaillons, des Plaines, Gaspé, Lotbiniere, St. Croix, St. Giles und Tilly oder St. Antoine, 5 Kirchen, 40 Schulen, 8 Wirthshäuser, 4 Branntweinschenken,

6 Mahlmühlen, 21 Sägemühlen, 1 Oelmühle, 3 Krämpelmaschinen, 3 Walkmühlen und 9.151 Einwohner, worunter 8.722 Katholiken, 312 Episkopalen, 81 Anhänger der schottischen Kirche, 21 Methodisten, 25 Presbyterianer und 6 Baptisten; — 1.269 Familien sind im Landbau beschäftigt, 10 mit dem Handel und 86 mit verschiedenen Handwerken.

Bonsecours, Seigneurie am St. Lorenz, zwischen des Plaines im Osten und St. Croix im Westen, hat 1½ League Fronte und 2 Leagues Tiefe. Das Land ist dicht bewaldet, und liefert große Quantitäten Feuerholz nach Quebec, ist nur spärlich bewässert und umschließt den Fief Maranda, durch welchen der Rivière Vilieu strömt.

Des Chaillons, auch St. Jean des Chaillons und Rivière du Chêne genannt, Seigneurie mit Zusatz, im Nordwesten des Kantons am St. Lorenz, von 2 Leagues Fronte und 6½ League Tiefe. Der Boden ist im Allgemeinen gut, doch hat die Kultur noch wenig Fortschritte gemacht. Am Ufer des St. Lorenz sind zwei Reihen Konzessionen von 150 Landplätzen, von denen der größte Theil gut angebaut ist. Der Rest der Seigneurie, so wie der Zusatz, ist dicht bewaldet. Der Petite Rivière du Chêne ist der einzige Fluß, der die Seigneurie durchströmt und ein wenig unterhalb Cap à la Roche in den St. Lorenz mündet. Oberhalb des Kaps steht die Kirche St. Jean. Die Bevölkerung der Seigneurie beläuft sich auf 658 Einwohner.

Des Plaines, Seigneurie im Südosten von Bonsecours, zwischen St. Croix und Gaspé, ¾ League breit und 3 Leagues tief.

Gaspé, Seigneurie im Südosten von Tilly und im Nordosten von des Plaines; ist durchaus Wald, dürftig bewässert, giebt aber mehren Flüssen Entstehen. — Den südöstlichen Winkel durchschneidet der Rivière Noire und Ruisseau Gosselin.

Lotbiniere und Zusatz, Seigneurie am St. Lorenz, zwischen St. Croix im Osten und des Chaillons im Westen, hat 3½ League Fronte und 6 Leagues Tiefe, und ist jetzt Eigenthum des Esq. Gustav Joly. — Der Boden ist im Allgemeinen vortrefflich, gut mit Waldungen bestanden und die Ufer des du Chêne, Huron und Boisclere mit vorzüglichem Mastholz bewachsen; der erste dieser Flüsse ist während des ganzen Jahres bis zum Portage (Tragplatz) schiffbar, die beiden andern aber nur im Frühjahr. Trotz der üppigen Fruchtbarkeit des Landes ist nur der sechste Theil der Verwilligungen angesiedelt. Sieben Reihen von Landplätzen ziehen sich parallel mit dem St. Lorenz, eine achte perpendikulär auf den Fluß zu; alle acht Reihen enthalten 580 Pflanzungen von 3 Acres Fronte bei 30 Tiefe, und von diesen sind 465 von thätigen Landleuten in Kultur genommen. In der Mitte der Fronte ist am Ufer des St. Lorenz die Kirche St. Antoine, und östlich von dieser Lotbiniere mit der Bannmühle und einer Kirche. — Das Kirchspiel St. Antoine zählt 2.092, Lotbiniere 2.406 Einwohner.

St. Croix, Seigneurie mit Kirche am St. Lorenz, zwischen Bonsecours, des Plaines und St. Giles im Osten und Lotbiniere im Westen, hat 1 League Fronte und 10 Leagues Tiefe, und ist Eigenthum des Ursuliner-Klosters zu Quebec. Auf dem hohen steilen Ufer des St. Lorenz ist der Boden ein hellfarbiger fruchtbarer Lehm, der durch vorzügliche Bearbeitung noch mehr verbessert worden ist; weiter landeinwärts erhebt sich der Boden immer mehr, geht in reiche schwarze Erde über, welche mehre Meilen weit anhält, und senkt sich dann zu ausgedehnten Marschen und Sümpfen herab, die mit Cedern, schwarzen Eschen und Sprossenfichten bedeckt sind. Kein Strom von Bedeutung durchschneidet die Seigneurie, und nur 2 Straßen die Reihen am St. Lorenz. Mehr als die Hälfte des Landes ist noch unvergeben.

St. Giles, Seigneurie im Südosten von Gaspé und des Plaines, ist 2¾ Lea-

gues breit und 6 tief, enthält 160.000 Acres und wird durch ſeine ganze Länge vom Beaurivage bewäſſert. — Craig's Straße, eine der beſten im Lande, läuft 12 Meilen längs dem Ufer dieſes Fluſſes, und geht mit demſelben nach Dorcheſter über. Die Zahl der Konzeſſionsreihen beträgt 22, mit 524 Landplätzen; die bevölkertſten und beſt angeſiedeltſten ſind an Craig's Straße, andere Theile des Landes ſind nur theilweiſe angeſiedelt, doch mehrt ſich die Nachfrage nach neuen Landplätzen mit jedem Tage. Zwei der nördlichſten Konzeſſionen, weſtlich vom Beaurivage, liegen am Noire und enthalten niederes flaches Land; die nächſten vier Reihen liegen am Beaurivage und ſind im Allgemeinen ſandig, mit Ausnahme des Points, wie hier der Alluvialboden zunächſt des Fluſſes genannt wird; jeder Landplatz (lot) hat einiges Pointland, welches mit Ulmen, Ahorn und Butternüſſen beſtanden iſt, während die ſandigen Ländereien, in welchen kleine Sümpfe vorkommen, mit Nadelholz und ſchwarzen Birken bedeckt ſind. Der ſüdöſtliche Theil der Seigneurie, zwiſchen dem Beaurivage und Fourchet, einem Arm des erſtern, wird das Gebirge (the Mountains) genannt, enthält 12 — 14 Konzeſſionen. Der Boden iſt hier viel beſſer als in den niedern Theilen der Seigneurie, iſt zwar ſandig, gewährt aber reiche Ernten, und wird von allen neuen Anſiedlern vorgezogen. Die Zahl der Einwohner beläuft ſich auf 1.000 Seelen. Die Kirche St. Giles iſt am weſtlichen Ufer des Beaurivage, und unfern derſelben der Fief Beaurivage, welchen ſich der urſprüngliche Eigenthümer beim Verkauf der Seigneurie, an den Richter Daviſon, reſervirte.

Tilly, oder St. Antoine, Seigneurie am St. Lorenz, im Nordoſten des Kantons und weſtlich von des Plaines, öſtlich vom Kanton Dorcheſter begränzt; hat am St. Lorenz die Kirche St. Antoine, mit mehren Häuſern in der Nähe, und eine Breite und Tiefe von 1½ League.

7. Der Kanton Megantic.

Ein irregulär begränzter Kanton im Südoſten von Lotbiniere; im Südweſten von Beauce und im Nordoſten und Oſten von Sherbrooke und Drummond. — Der Kanton iſt 65½ Meile lang, 28 breit und umfaßt einen Flächenraum von 1.465 □ Meilen oder 937.600 Acres, von denen erſt 65.357 Acres ausgegeben, bis jetzt aber noch nicht mehr als 6.615 in Kultur genommen ſind. Die Mitte des Kantons iſt unter 46° 5′ 30″ nördl. Br. und 71° 12′ 5″ weſtl. Länge. — Das Land iſt angemeſſen bewäſſert; den Norden durchſtrömt der nach Südweſten ſtrömende Becancour mit ſeinen zahlreichen Zweigen, und den ſüdweſtlichen Theil die Zuflüſſe des Chaudière, unter denen der Bras Grand Coute, Mactaviſh und Eugene die bedeutendſten ſind und alle nach Nordoſten ſtrömen. — Eine große Menge anmuthiger fiſchreicher Seen ſind im Lande zerſtreut, unter denen Lake Lomond, L. William und St. Francis die größten ſind. — Die Oberfläche des Kantons iſt gebirgig and durchbrochen, enthält aber deſſen ungeachtet große Strecken vorzüglichen Acker- und Wieſenlandes, und gewährt hinſichtlich des Bodens und Holzwuchſes beſondere Vortheile. Zwei Straßen, unter denen Craig's Road die beſte iſt, durchſchneiden die Mitte des Landes von Südweſten nach Nordoſten, und in ihrer Nähe ſind die Hauptniederlaſſungen des Kantons, der kleine Seugneurial-Verwilligungen enthält, dafür aber in die Ortſchaften Adſtock, Broughton, Coleraine, Dorſet, Gayhurſt, Halifax, Iverneß, Ireland, Leeds, Nelſon, Oulney, Shenley, Somerſet, Thetfort, Tring und Winslow geſchieden iſt. Der Kanton zählt 2.283 Einwohner, alles Einwanderer aus Großbritannien und der Union, ohne einen einzigen Canadier; der Religion nach ſind unter denſelben: 952 Episcopalen, 459 Anhänger der ſchottiſchen Kirche, 343 Katholiken, 231 Methodiſten, 186 Presbyterianer und 71 Baptiſten. Errichtet ſind bis jetzt 5 Schulen, 4 Wirthshäuſer,

2 Branntweinschenken, 5 Mahlmühlen, 16 Sägemühlen und 2 Pottaschsiedereien; 367 Familien sind im Landbau beschäftigt, 7 im Handel und 31 Familien mit verschiedenen Handwerken.

Adstock, projektirte Ortschaft zwischen Tring und Thetford, die aber noch nicht vermessen ist.

Broughton, bergige aber sehr fruchtbare Ortschaft im Norden von Tring und Thetford; ist gut mit Nutzholz bestanden, wird durch einige Zweige des Becancour, einige dem Chaudière zuströmende Flüßchen und 2 kleine Seen bewässert, und wird von 2 Straßen durchschnitten, von denen eine nach dem Chaudière, die andere nach Craig's-Straße führt. Die nördliche Hälfte der Ortschaft, 22.000 Acres enthaltend, wurde den Herren Jenkins und Hall zur Anlegung einer Niederlassung verwilligt, ist jetzt Eigenthum des Letztern, zählt 210 Einwohner und enthält einige Mühlen. — Unvergeben liegen noch in der Ortschaft 12.400 Acres.

Coleraine, neu ausgelegte Ortschaft im Süden von Ireland, Thetford und Tring, deren südlicher Theil von dem St. Francis-See durchschnitten wird.

Dorset, Ortschaft am westlichen Ufer des Chaudière, zwischen Shenley im Norden, Gayhurst im Süden und Winslow im Westen; ein großer, reicher, fruchtbarer, gutbewaldeter Landstrich, der durch mehre Flüsse und Seen herrlich bewässert wird, von denen der M'Tavish sowohl als die Abflüsse der Seen Oliveira und Marguerita dem Chaudière zufließen. An den Ufern der Flüsse und Seen zieht sich üppiges Wiesenland; längs dem Chaudière ist felsiger durchbrochener Boden, im Westen und Nordwesten der Ortschaft aber der romantischste Landstrich.

Gayhurst, neu ausgelegte Ortschaft im Süden des Kantons, zwischen Winslow und dem Chaudière und im Nordosten von Dorset begränzt, wird von dem Eugenie-Fluß durchschnitten.

Halifax, Ortschaft zwischen Inverneß und dem Kanton Drummond, mit reichem fruchtbarem Boden; im Nordosten flach, mit einigen kleinen Sümpfen und Niederungen, nach Süden zu sich erhebend; fast durchgehends mit gutem Walde bestanden, von den Quellenwässern des Rivière Blanche und Becancour durchströmt und die malerischen Seen Lomond, William Pitt und Joseph Halls tragend. Der südöstliche Theil der Ortschaft ist vermessen und ausgelegt, wird von der Craig's-Straße durchschnitten, hat aber bis jetzt erst wenige Niederlassungen mit einigen 60 Einwohnern. — Unvergeben liegen nur 7.200 Acres.

Inverneß, Ortschaft zwischen Halifax und Nelson, Somerset und Leeds, mit durchgehends reichem Boden; im Norden mit einem 8.000 Acres großen, mit Nadelholz bedeckten Sumpf. — Waldungen sind vorherrschend; das Land wird durch den Hauptzweig des Becancour und den Lomond-See bewässert, von 2 Straßen durchschnitten, ist bis auf 15.500 Acres ausgelegt und verwilligt, und mehrt sich die Zahl der Ansiedler mit jedem Jahre; 1831 belief sich dieselbe auf 239, und in verschiedenen Theilen des Landes waren 7 Sägemühlen errichtet.

Ireland, Ortschaft im Südosten von Halifax. Der nordwestliche Theil besteht aus trefflichem Ackerlande, ist vermessen und ausgegeben, und wird durch 20 — 25 Familien bewohnt, welche Lords Settlement (Lords Niederlassungen) bilden. — Laubholz, namentlich Buchen, Birken und Ahornbäume sind in außerordentlicher Menge vorhanden; mehre kleine Ströme und der Trout Lake (Forellen-See) bewässern die Ortschaft hinreichend. — Der südöstliche Theil ist nicht zum Anbau geeignet und besteht aus rauhen Bergketten, zwischen denen kleine Seen und Sümpfe sich ausbreiten. — Unvergeben liegen noch 14.614 Acres. Die Bevölkerung beläuft sich auf 260 Seelen.

Leeds, Ortschaft im Südosten von Inverneß und Nordosten von Halifax, ent-

hält, das nordwestliche Viertel ausgenommen, welches aus armem steinigtem Lande besteht, im Allgemeinen vortrefflichen Boden und Waldungen der vorzüglichsten Art. Der Becancour mit seinen Zweigen durchströmt das Land; die Ansiedelungen längs dem Flusse und Craig's Road mehren sich monatlich, und bereits ist die Zahl der Einwohner auf 230 gestiegen.

Nelson, Ortschaft im Norden des Kantons, an der Gränze von Lotbiniere, welche im Jahre 1804 an Officiere und Freiwillige der Canadischen Miliz verwilligt wurde. Das Land ist mehr eben, doch von ziemlicher Güte, wird durch den Becancour und du Chêne bewässert, und hat im Südosten einige Hochlande. — Ansiedelungen haben hier noch nirgends begonnen.

Oulney, projektirte Ortschaft zwischen Tring im Nordwesten und Dorset im Südosten.

Shenley, Ortschaft im Osten der vorigen und nördlich von Dorset. Ein Viertel derselben wurde an den verstorbenen Mr. James Glenny verwilligt, und ist jetzt in den Händen von dessen Erben, doch noch kein Theil der Verwilligung in Kultur gesetzt. Unvergeben liegen noch 33.000 Acres.

Somerset, Ortschaft im Nordwesten des Kantons, südwestlich von Nelson, ist, wie Nelson, den Offizieren und Freiwilligen der Canadischen Miliz verwilligt, bis jetzt aber noch nirgends angesiedelt.

Thetford, Ortschaft zwischen Ireland und Broughton, ist im Allgemeinen gebirgig, hat aber einige Intervallen guten ackerbaren Landes. Der südöstliche Theil enthält sehr mittelmäßigen Boden, ist mit Moos bewachsen, und hat eine steinigte, kaum einige Zoll mit Erde bedeckte Unterlage. Die Waldungen sind gut bestanden. — Die Hälfte der Ortschaft ist Eigenthum des Dr. North. — Unvergeben liegen noch 22.000 Acres.

Tring, Ortschaft im Südosten von Broughton, ein mit guter Waldung bedecktes und mit einer Kette von fünf kleinen Flüssen und mehren dem Chaudière zuströmenden Flüßchen durchschnittenes fruchtbares Land. Die Bevölkerung zählt erst 50 Seelen. — Unvergeben liegen noch 20.800 Acres.

Winslow, projektirte Ortschaft zwischen Coleraine im Nordwesten und Gayhurst im Südosten.

8. Der Kanton Montmorency,

im Nordwesten von der Nordgränze der Provinz, im Nordosten von dem Kanton Saguenay, und zwar von einer Linie, die von Kap Abatis, am St. Lorenz, mit der östlichen Gränzlinie der Seigneurie Beauport parallel läuft und sich dann in gleicher Richtung bis zur Nordgränze verlängert; im Südosten vom St. Lorenz und im Südwesten vom Kanton Quebec begränzt; hat von Südwesten nach Nordosten eine Breite von 32½, von Südosten nach Nordwesten eine Länge von 240 Meilen, und umfaßt einen Flächenraum von 7.396 □Meilen oder 4.733.440 Acres. Das Gros des Landes ist eine gebirgige, mit Wald bedeckte Einöde, und nur die Fronte desselben, am St. Lorenz, ist bis auf eine Tiefe von 6 Leagues (18 engl. Meilen) bekannt und in die Seigneurie Côte de Beaupré ausgelegt. Das Centrum dieses verwilligten Landstrichs liegt unter 47° 10′ nördl. Br. und 70° 53′ 10″ westl. L. Der ganze Kanton ist gebirgig und felsig, und wird vom Montmorency-Fluß, den St. Anne und Lombrette durchschnitten. Der Montmorency ist ein Abfluß des Lac des Neiges, strömt in südwestlicher Richtung bis zur Gränze der Seigneurie Beauport durch dichten ununterbrochenen Wald, bildet 300 Yards von seiner Mündung, wo er über eine steile Felsenwand herabstürzt, den berühmten Montmorency-Fall, der bei einer Breite von 60 Fuß den Niagara-Fall noch um 100 Fuß Höhe übersteigt, da seine ganze

Höhe 250 Fuß beträgt, und hat unterhalb des Falles, wo er bis zum St. Lorenz ein von Felsen umgebenes Bassin bildet und einen ruhigen Strom beschreibt, die ausgedehnten Sägemühlen des Herrn Patterson. Das Bett des Flusses bildet, vom Fall an aufwärts bis zu seiner Quelle eine natürliche Treppe. — Der St. Anne entspringt in den noch unbekannten Theilen des Kantons, strömt nach Südwesten, nimmt außer einer Menge kleiner Ströme den von Nordwesten kommenden Lombrette in sich auf bildet mehre bedeutende Fälle, von denen der bedeutendste 2 Meilen oberhalb des Dorfes St. Anne ist, und mündet im östlichen Winkel des Kirchspiels St. Anne in den St. Lorenz.

Côte de Beaupré, Seigneurie am St. Lorenz, erstreckt sich von Beauport im Südwesten 16 Leagues bis zum Cap à l'Abatis und im Kanton Saguenay bis zur Mündung des Rivière du Gouffre, und hat landeinwärts eine Tiefe von 6 Leagues. — 1636 wurde dieselbe dem Sieur Cheffauld de la Regnardière verwilligt, und ist jetzt Eigenthum des Seminars in Quebec. Der ausgedehnte Landstrich ist der gebirgigste der ganzen Provinz, enthält aber dessenungeachtet große Strecken fruchtbaren und reichen Landes. Der Boden ist abwechselnd; die Niederungen in der Fronte, von Beauport bis Kap Tourmente enthalten eine dunkelfarbige fruchtbare Dammerde; in dem Hochlande ist schwarzer strenger Boden, der in den Gebirgen in Lehm übergeht. Buchen, Ahorn, Birken, Kiefern, Hickory und Baßholz ist in Ueberfluß vorhanden, und ebenso die geringern Nadelholzarten. Von der nordöstlichen Spitze der Seigneurie zieht sich ein Streifen vortrefflichen Weidelandes, von ½ bis 1 Meile Breite, bis zum Kap Tourmente, 22 Meilen weit, und wird im Norden von einer beträchtlichen Höhe begränzt. Der äußerste Rand dieses Streifens ist bei niederm Wasser ein ununterbrochener Sumpf, nicht weniger als 1 Meile breit und zu jener Zeit mit Schaaren von wilden Enten, Schnepfen und Kibitzen bedeckt. Hinter dieser ebenen Fläche erhebt sich der Boden mit wachsender Schnelligkeit und geht in die hohe Bergkette über, die den zurückliegenden Theil der Seigneurie durchzieht. — Kap Tourmente ist ein steil aufsteigendes Vorgebirge, welches sich 1.892 Fuß über den St. Lorenz erhebt; von hier bis zum Kap Maillard, einem andern schroff vorspringenden Vorgebirge, 5 Leagues dem St. Lorenz abwärts, ist eine fortgesetzte Reihe von Vorgebirgen und Landspitzen, die in Höhe und Größe variiren, sich aber alle steil erheben und an ihrem Fuße nur einer Straße (Chemin des Caps genannt) Platz lassen, die die einzige Landverbindung zwischen beiden Plätzen ist, und bei hohem Wasser nicht einmal passirt werden kann. Vom Kap Maillard bis zum Kap de la Baie, beinahe 3 Leagues, ist zwischen dem Flusse und dem steigenden Grunde der Division Petite Rivière ein schmaler Streifen niedern Landes, der ganz dem am Kap Tourmente endenden gleich, aber sehr gut angebaut ist. Weiter nach der Bay St. Paul zu, in welche der Gouffre mündet, ist das Land sehr gebirgig, übrigens der Boden gut, dicht bewohnt und schon sehr kultivirt. — Die Seigneurie wird durch eine Menge von Strömen bewässert, die theils dem St. Lorenz, theils dem Gouffre zufließen, und von denen der oben angeführte Montmorency, der Sault à la Puce, au Chien, St. Anne, du Domaine, Sault au Cochon, der nordwestliche Arm des Gouffre, Rivière des Mares und Remus die bedeutendsten sind. — Côte de Beaupré wird in die acht Kirchspiele: Ange Gardien, Chateau Richer, St. Anne, St. Joachim, St. Fereol, la Petite Rivière, Baie de St. Paul und St. Urbain geschieden, und in jedem dieser Kirchspiele befindet sich 1 Kirche, 1 Pfarrhaus, 1 Mahlmühle und verschiedene Sägemühlen. Die bestkultivirtesten und bevölkertsten Theile der Seigneurie sind: Ange Gardien, Chateau Richer, St. Anne, St. Joachim und die Ansiedlung St. Fereol; zwischen der letztern und la Petite Rivière zieht sich ein dürrer unfruchtbarer Landstrich

von 5 Leagues Länge, welche, da keine Straße durch denſelben führt und der Chemin des Caps ſo ungewiß iſt, den Fortſchritten der Anſiedelungen an der St. Pauls-Bay ſehr hinderlich iſt. Zwei Straßen durchſchneiden die Seigneurie, doch ſind beide nicht im beſten Zuſtande. Die Zahl der Einwohner beläuft ſich (1832) auf 6.603, größtentheils Katholiken; ausgegeben ſind 72.077 Acres, von dieſen aber erſt 17.994 in Kultur geſetzt. Alle Pflanzungen haben 3 Arpents Fronte, die Tiefe der kultivirten Ländereien aber iſt verſchieden und beträgt in Ange Gardien, Chateau Richer und St. Fereol 30, in St. Anne 40, und in St. Joachim 25 Arpents. — Die höchſten Punkte der Seigneurie erheben ſich: Kap Tourmente auf 1.892, der Berg St. Anne 1.900, Kap Maillard 2.200, und der Berg Remy auf 6—700 Fuß.

9 Der Kanton Orleans.

Dieſer Kanton umfaßt die 4 Meilen nordöſtlich von Quebec liegende Inſel St. Laurent oder Orleans, unter 46° 56′ nördl. Br. und 70° 57′ 30″ weſtl. L., welche den St. Lorenzſtrom in 2 Kanäle theilt, 19 Meilen lang und 5½ Meile breit iſt, und einen Flächenraum von 69 □Meilen oder 44,160 Acres umfaßt, von denen 28.489 an Anſiedler ausgegeben, und 20.236 von dieſen bereits in Kultur geſetzt ſind. — Die Inſel wurde 1636 als Seigneurie an einen Sieur Caſtellon verliehen, iſt aber jetzt in drei beſondere Abtheilungen geſchieden und Eigenthum der Madame Drapeau, des Grafen Dupré und eines Hrn. Poulain, umfaßt die Kirchſpiele St. Pierre, St. Jean, St. Famille, St. Laurent und St. François, und die in der Nachbarſchaft liegenden Eilande Madame und Reaux. — Hinſichtlich der Größe folgt die Inſel Orleans unmittelbar nach Montreal, und in Betreff der Fruchtbarkeit und des Reichthums des Bodens ſteht ſie keinem Theile des Kantons Quebec nach. Die Küſte zieht ſich mit ſanftem Fall zum Ufer herab, an einigen Stellen treten ſteile, doch nicht ſehr hohe Klippen hervor; am Fuße der Küſtenhügel dehnt ſich ein ſchmaler langer Strich niedern Wieſenlandes hin, welches hier und da durch einzelne Flecke reichen Ackerlandes durchbrochen wird. Am Nord-Kanal iſt das Geſtade flach und ſchwammig und mit einem Felſenreef umgeben, am Süd-Kanal hingegen iſt das Geſtade ein feiner Sand, aus welchem hier und da einige Felſenſpitzen vorſpringen. Der höchſte Theil der Inſel iſt bei der Kirche St. Pierre, gegen 4 Meilen vom weſtlichen Ende, dem Montmorency-Fall gegenüber, und oberhalb Patrick's Hole, an der Südſeite der Inſel, wo der zweite Telegraph der Telegraphenkette von Quebec nach Green Island aufgerichtet iſt. Das Centrum der Inſel iſt dicht bewaldet, doch ohne vorzügliches Nutzholz. Der Boden iſt faſt durchaus ſehr fruchtbar; im Hochlande enthält der Boden eine leichte gute Erde, theils mit Sand, theils mit Sand und Lehm vermiſcht; in wenigen hohen Lagen iſt eine ſchwarze Dammerde vorherrſchend, die nach der Küſte zu ebenfalls mit geblendet Sand iſt. Die herrliche Inſel wird nur ſpärlich durch den kleinen Dauphin, den Maheu und einige andere unbedeutende Flüßchen bewäſſert, die im Sommer kaum Waſſer genug haben, die an ihren Ufern befindlichen Mahl- und Sägemühlen in Gang zu erhalten. Die Kirchſpiele St. Pierre und St. Famille im Norden, St. Laurent und St. Jean im Süden und St. François im Oſten, haben jedes eine Kirche und ein Pfarrhaus; St. Jean und St. Famille ſind die bevölkertſten, und ihre Bewohner wohlhabende und reiche Landleute. Eine gute Straße zieht ſich rings um die Inſel, und eine Menge von Vicinalwegen führen von einem Kirchſpiel in's andere. Die Kirche St. Laurent und St. Jean liegen dicht an der ſüdlichen Küſte, ſind 6 Meilen von einander entfernt, und zwiſchen ihnen liegt gutangebautes, mit ſchönen Gärten und Obſtanlagen abwechſelndes Land. Längs der Straße liegen die Häuſer der Pflanzer durch kurze Intervallen von einander geſchieden, und alle drei bis vier Arpents berührt der Reiſende eins der freundlichen, größtentheils

von Holz erbauten Häuser. — Patrick's Hole, ein wenig westlich von St. Laurent, ist eine sichere, gutgeschützte Bucht, in welcher die seewärts bestimmten Schiffe in der Regel ankern und auf guten Wind harren; zu Anse au Marand, einer kleinen noch weiter westlich gelegenen Bucht, wurde das viermastige Riesenschiff, Columbus, welches die Schottische Compagnie erbauen ließ, vom Stapel gelassen. Auf der westlichen Point der Insel ist eine Gruppe selbst eleganter Landhäuser, die im Sommer und Winter von Quebec aus als Vergnügungsorte häufig besucht werden, und die Einwohner dieses angenehmen fruchtbaren Platzes versehen die City mit Obst, Gartengewächsen und Küchenbedürfnissen. In St. Famille ist ein großes steinernes Gebäude, gewöhnlich das Kloster genannt, in welchen einige Nonnen den Unterricht der weiblichen Jugend leiten. Die Zahl der Einwohner der Insel und Seigneurie Orleans beläuft sich auf 4.349, sämmtlich Katholiken; die der Kirchen auf 5, der Pfarrer auf 4, da der Geistliche in St. Famille auch zugleich den Dienst in St. François mit zu versehen hat. Schulen sind 3 auf der Insel mit 245 Schülern, und außerdem 4 Wirthshäuser, 4 Branntweinschenken, 7 Mahlmühlen, 14 Sägemühlen, 3 Walkmühlen und 1 Schiffsbauhof. 544 sind im Landbau beschäftigt, 16 im Handel und 49 treiben verschiedene Gewerbe.

10. Der Kanton Portneuf,

wird im Nordwesten durch die Nordgränze der Provinz, im Nordosten von Quebec, im Südosten vom St. Lorenz und im Südwesten vom Kanton Champlain begränzt; hat eine Länge von 240 und eine Breite von 35½ Meile, und umfaßt einen Flächenraum von 8.640 □Meilen, oder 5.529.600 Acres. Das Centrum des Kantons am St. Lorenz liegt unter 46° 41′ nördl. Br. und 71° 30′ westl. L. — Das Land ist uneben und gebirgig, und wird von mehren terrassenförmig aufsteigenden Hochländern, die mit dem St. Lorenz gleichlaufen, durchzogen. Am Ufer des St. Lorenz ist das Land hoch und steil abfallend, der Boden aber reich und fruchtbar und eine Mischung leichter sandiger Erde mit Lehm. Der Kanton wird durch zahlreiche Ströme und Seen überflüssig bewässert; die bedeutendsten sind: der Jacques Cartier, welcher in den unbebauten Ländereien des Kantons Montmorency entspringt und den Namen des berühmten Navigators trägt, der das Land entdeckte und 1536 hier überwinterte. Der Fluß strömt in südwestlicher Richtung und vielen Krümmungen durch den Kanton Quebec und Portneuf, und mündet in dem gleichnamigen Fief in den St. Lorenz. Das Bett des Flusses ist felsig, und die vielen Fälle und Stromschnellen machen denselben, namentlich im Frühjahr und Herbst, zur Schifffahrt für Boote und Kanoes ganz unpassend. Die Ufer sind ausnehmend hoch und bestehen theils aus Kalksteinlager, theils aus hohen, über einander gethürmten Granitmassen. Am obern Theile des wildromantischen Flusses schließen denselben hochstämmige Wälder ein, am untern Theile sind mehre Mahl- und Sägemühlen errichtet, und 3 Brücken, welche über ihn führen, unterstützen die Verbindung des Kantons mit Quebec. — Der Portneuf, welcher aus einem See in der Seigneurie Fausembault abfließt, hohe, dicht bewaldete Ufer und in der Nähe seiner Mündung einige Mühlen und reiche Felder hat. — Der Chevrotière. — Der große St. Anne, der ebenfalls in Montmorency entspringt, durchströmt in südwestlicher Richtung Quebec und Portneuf, und mündet im nordöstlichen Winkel des Kantons Champlain in den St. Lorenz; verstärkt sich durch den Tabayarle, Noioe und eine Menge anderer Zuflüsse, und bildet, wie alle Flüsse der nördlichen Kantons, eine Menge von Stromschnellen und Fällen. — Das Innere des Landes durchströmt der Batiscan mit seinen Armen, der Rivière du Portage, Rivière Propre, Peters River und des Vases, und führt die Wasser der Leach Ponds, des kleinen Wayagamack-Sees und

des großen Lake Edward, dem St. Lorenz zu, wird auch durch den letztgenannten See, wie durch den Rivière du Portage, mit einer Kette von größern und kleinern Seen verbunden, deren Abfluß nach Nordoſten dem St. John-See zuſtrömt. — Den Nordweſten des Kantons, der noch als Wildniß liegt und nur von Jägern, Fiſchern und Indianern beſucht wird, wäſſert der obere Theil des St. Maurice, der im Kanton ſelbſt, vom Nordoſten den Baſtonais oder Croche, den Ice Chiſel River, den Old Pierriſh, Windigo, White Fiſh und Chub River, und von Weſten den Rivière au Lait, Vermillon und Coo-coo-caſh-River empfängt. — Die ganze Fronte des Kantons zeigt bis auf 7 oder 8 Meilen vom St. Lorenz landeinwärts die herrlichſten Landgüter und blühendſten Niederlaſſungen, namentlich an den Flüſſen und zu beiden Seiten der den ſüdweſtlichen Theil des Kantons durchziehenden Straßen, wo bereits 242.344 Acres ausgegeben, davon aber erſt 70.949 Acres in Kultur genommen ſind. Dieſer ſüdöſtliche Theil des Landes enthält die Seigneurien Belair und Zuſatz, Bourg-Louis, D'Auteuil, Deſchambault, Desmaure oder St. Auguſtin, Fauſembault, Gaudarville, Grondines, Guillaume Bonhomme, Jacques Cartier, Neuville oder Pointe aux Trembles, Perthuis und Portneuf, und die Fiefs Francheville, La Chevrotière und La Teſſerie, zählt eine Bevölkerung von 12.350 Seelen, worunter 11.902 Katholiken, 365 Epiſkopalen, 48 Presbyterianer und 33 Anhänger der ſchottiſchen Kirche (nach Bouchette: 16.542 Einwohner). — Im Kanton befinden ſich 4 Dörfer; 6 Kirchſpiele mit Kirchen; 51 Schulen mit 1.146 Schülern und 1.048 Schülerinnen, 2 Klöſter, 22 Wirthshäuſer, 9 Branntweinſchenken, 14 Mahlmühlen, 44 Sägemühlen, 3 Krämpelmaſchinen, 3 Walkmühlen, 2 Pottaſchſiedereien und 4 Schiffsbauhöfe; 1.409 Familien ſind im Landbau beſchäftigt, 27 im Handel und 147 mit verſchiedenen Gewerben. — Im Innern des Landes liegt noch ein einziger, von Berg- und Felſenketten durchzogener Wald.

Belair und Zuſatz, auch les Ecureuils genannt, Seigneurie am St. Lorenz, zwiſchen Jacques Cartier im Südweſten und Neuville im Nordoſten, hat am St. Lorenz eine Fronte von ½ und landeinwärts eine Tiefe von 3 Leagues. Das Land iſt durchaus angebaut; der Zuſatz nur zum Theil, obwohl der Boden daſelbſt beſſer iſt; die unvergebenen Ländereien ſind felſig und nicht zum Anbau geeignet; — der Fluß Jacques Cartier kreuzt die Seigneurie in diagonaler Richtung, und nimmt den einige Mühlen treibenden Rivière des Pommes in ſich auf. — Kirchſpiel St. Jean Baptiſte des Ecureuils, mit der gleichnamigen Kirche am St. Lorenz, und 512 Einwohnern.

Bourg-Louis, Seigneurie im Rücken von Neuville oder Pointe aux Trembles, hat 2¾ Leagues Fronte und eine Tiefe von 3 Leagues, liegt noch ganz im Stande der Natur, obgleich der Boden, namentlich an den Ufern des St. Anne, von vorzüglicher Güte iſt, und hat einen Ueberfluß an herrlichem Waldung, beſonders aber Buchen, Fichten und Zuckerahorn.

D'Auteuil, Seigneurie von ½ League Fronte bei 4½ League Tiefe, im Südweſten von Bourg-Louis und im Rücken von Belair; wird vom St. Anne durchſchnitten, enthält reiche Waldung, iſt aber noch nirgends angebaut.

Deſchambault, Seigneurie am St. Lorenz, und im Nordoſten von Portneuf, im Südweſten von La Chevrotière begränzt, hat am Fluſſe eine Fronte von 1 League und eine Tiefe von 3, und iſt jetzt Eigenthum der Herrn L. de la Gorgendière und Jucherau Duchesnay. Der Boden iſt von ausgezeichneter Güte; die Oberfläche iſt uneben: am St. Lorenz eine ſchöne Ebene, landeinwärts eine allmählige Folge ſanft aufſteigender terraſſenförmiger Höhen. Das Land iſt in 6 Reihen von Conzeſſionen geſchieden, von denen vier bereits in Kultur geſetzt ſind. Die Waldungen enthalten noch

einen herrlichen Vorrath von Nutzholz. Den nordweſtlichen Theil der Seigneurie durchſtrömt der St. Anne, den Südoſten bewäſſert der Chevrotière, Belleisle und mehre kleine dem St. Lorenz zuſtrömende Flüſſe, die nicht wenig zur größern Fruchtbarkeit des Landes beitragen. — Der St. Anne bildet in der Seigneurie einen Fall von 130 Fuß; der Belleisle hat in ſeiner Mündung zur Zeit der Fluth 10 — 12 Fuß Waſſer, und bietet Schoonern und andern kleinen Schiffen im Winter einen ſichern Schutz; in ſeinen Windungen durch die Seigneurie bahnt er ſich durch Felſen einen unterirdiſchen Kanal von 7 — 8 Arpents Länge, und ſtrömt unter Morins Farm hinweg. — Point Deschambault iſt eine bedeutend hohe, weit in die Rapids oder Stromſchnellen des St. Lorenz hervortretende Landſpitze, auf welcher die von einem Fichtenhain umgebene Kirche von Deschambault erbaut iſt; am Abhange der Point liegt das gleichnamige Dorf von 15 Häuſern, 1 Wirthshaus, 4 Kaufläden und 1 Mühle. Die Zahl der Einwohner der Seigneurie beläuft ſich auf 1.570.

Desmaure oder St. Auguſtin, Seigneurie am St. Lorenz, zwiſchen Gaudarville im Nordoſten und Pointe aux Trembles im Südweſten; von 2½ League Fronte und 1½ League Tiefe, iſt jetzt Eigenthum der Dames religieuses des General-Hoſpitals von Quebec; das Land iſt ausnehmend reich und fruchtbar; die Oberfläche uneben und gewellt; das Ufer des St. Lorenz iſt ſehr hoch und ſenkt ſich landeinwärts ab. Drei Viertel der Seigneurie ſind bereits unter den Pflug gebracht und werden durch den Rivière du Cap Rouge und den See Calvaire bewäſſert. An der Mündung des Fluſſes in den St. Lorenz ſteht auf einem hervortretenden Point die Kirche St. Auguſtin, oberhalb derſelben die bedeutenden Holzplätze und Schiffsbauhöfe der Herren Atkinſon, und mehre Mühlen. — 1.503 Einwohner.

Fauſembault, Seigneurie im Nordweſten der vorigen, von irregulärer Form und circa 12 Leagues Flächenraum enthaltend. Der dritte Theil des Landes wird von Seen, Flüſſen und Gebirgen bedeckt; der Boden iſt im Allgemeinen mittelmäßig. Im ſüdöſtlichen Theile der Seigneurie ſind die beiden erſten Frontreihen von Eingebornen des Landes angeſiedelt, die dritte Reihe auch an Eingeborne ausgegeben, aber noch nicht in Beſitz genommen. — Der Jacques Cartier durchſchneidet die Seigneurie in diagonaler Richtung, und an ſeinen beiden Ufern ſind die bedeutendſten Niederlaſſungen, gegen 180 Farms an der Zahl. Weiter nördlich breiten ſich die großen Seen St. Joſeph, Lac Bonhomme und der See der Sieben-Inſeln aus, zwiſchen denen mehre Anſiedelungen ſind, von denen St. Patrik, eine irländiſche Niederlaſſung am Abfluß des St. Joſeph-See, mit 1 Mahl- und 1 Sägemühle, und einer 60 Fuß langen über den Abfluß führenden Brücke, mit 283 Einwohnern, die anſehnlichſte iſt.

Gaudarville oder Guardarville, Seigneurie an der Nordoſt-Gränze des Kantons, und im Südweſten von Desmaure begränzt, zwiſchen dem St. Lorenz und Jacques Cartierfluß, iſt 45 Arpents breit und 4 Leagues tief, und gegenwärtig, wie die vorige Seigneurie, Eigenthum von Juchereau Duchesnay, Esq. — In beiden Seigneurien ſind noch jetzt, wenn auch entlegener, große Strecken Landes zu vergeben; die Landplätze ſind 90 Arpents groß, zahlen eine jährliche Rente von 30 Shillings, und neue Anſiedler ſind für die erſten 3 bis 4 Jahre von jeder Rentenabgabe befreit. Das Land iſt im Allgemeinen gut, und wird von dem St. Charles, dem Rivière du Cap Rouge und mehren Bächen durchſchnitten.

Grondines, Seigneurie im Südweſten des St. Lorenz, wurde urſprünglich in drei Parten verwilligt, von denen die erſte 1 League Fronte und 10 Tiefe, die zweite ¾ Leagues Fronte und 3 Tiefe, und die dritte, im Nordweſten der zweiten, eine Breite von ¾ und eine Tiefe von 2 Leagues enthält; alle zuſammen ſind jetzt Eigenthum des Herrn Charret. — Der Boden iſt, im Ganzen genommen, arm; eine dünne Erdſchichte auf felſigem Untergrund, hier und da mit einzelnen reichen Flecken.

— Der St. Anne, Blanche und Batiscan wässern das Land, und an den Ufern der beiden erstern sind die meisten Niederlassungen. — Vor der Küste zieht sich im St. Lorenz die ausgedehnte im Frühjahr überschwemmte Scholleninsel les Battures des grondines genannt.

Guillaume Bonhomme, Seigneurie im Rücken von Desmaure, 1 League breit und 2 Leagues tief. Nur ein kleiner Theil der Seigneurie ist bis jetzt in Kultur genommen; das ganze ruht als hochstämmiger werthvoller Wald, durch welchen sich nur einige unbedeutende Bäche winden.

Jacques Cartier, Seigneurie am St. Lorenz, zwischen Portneuf und Bellair, hat ½ League Fronte und eine Tiefe von 5 Leagues, und ist jetzt Eigenthum der Herren de Lery und Allsop. Obgleich die Oberfläche des Landes irregulär und gebrochen ist, ist der Boden im Allgemeinen von guter Beschaffenheit, und selbst im gebirgigen Theil des Landes immer noch ein guter leichter Lehm. Der St. Anne und Portneuf durchschneiden die Seigneurie, der Hauptfluß des Landes aber ist der Jacques Cartier, über welchen eine fliegende Fähre führt. Eine einzige Straße führt durch das Land, welches erst zum dritten Theil in Kultur genommen ist. — Jacques Cartier, Fief am gleichnamigen Fluß, und in der Seigneurie eingeschlossen.

Neuville oder Pointe aux Trembles, Seigneurie am St. Lorenz, zwischen Belair im Südwesten und Desmaure und Fasembault im Nordosten, hat 2¼ Leagues Fronte und eine Tiefe von 4 Leagues, ist eine der werthvollsten Besitzungen im Lande, und jetzt Eigenthum des ehrenwerthen Mr. Descheneaux. — Die Ländereien sind alle verwilligt, und der größte Theil unter den Bedingungen von 1759. — Zwei Drittel sind bereits in Kultur gesetzt und zeichnen sich durch Fruchtbarkeit aus. — Eine Menge ziemlich guter Straßen durchschneiden das Land, das vom Jacques Cartier und Portneuf gewässert wird. Zahl der Bevölkerung 1.521. — Pointe aux Trembles, reizendes Dorf am St. Lorenz, von einem Amphitheater sanft aufsteigender Berge umgeben, die bis zum Gipfel bebaut und mit freundlichen Häusern, Gärten und Obstanlagen nach jeder Richtung zu bedeckt sind, mit 1 Kirche, 1 Pfarrhaus, 1 Kapelle, 1 sogenannten Kloster (einer weiblichen Erziehungsanstalt) und 37 größtentheils von Stein erbauten Häusern.

Perthuis, Seigneurie im Nordwesten von Portneuf, 1½ League breit und 9 Leagues tief, hat, obwohl der Boden theilweise von besonderer Güte und mit schönem Walde bedeckt ist, bis jetzt nur erst wenige Ansiedelungen, und wird durch die Flüsse St. Anne, R. Ferre und R. Propre und dessen Zuflüsse bewässert.

Portneuf, Baronie und Seigneurie am St. Lorenz, zwischen Jacques Cartier im Nordosten und Deschambault im Südwesten, hat 1½ League Fronte und 3 Leagues Tiefe, und ist jetzt Eigenthum des Hotel-Dieu zu Quebec, von welchem es die Herren Coltman und Comp. in Pacht genommen haben. — Es ist ein schöner werthvoller Landstrich; der Boden fruchtbar; theils ein leichter mit Sand gemischter Thon, theils schwarze Dammerde auf einem Thonlager; die Waldungen im Nordwesten enthalten nur mittlere Holzsorten, längs den Ufern des Portneuf aber sind einige werthvolle Fichtenstrecken. — Der Portneuffluß und mehre kleine Ströme wässern die Baronie, und an den erstern befinden sich, in einer dicht bebauten romantischen Gegend, die bedeutenden Mühlenwerke des Hrn. Hale, dicht an der nach Quebec führenden Hauptstraße, die mit ihren Produkten, Mehl und Holz, allein durch's ganze Jahr eine kleine Flotte von Fahrzeugen beschäftigen. Oestlich von den Mühlen hebt sich das Ufer des St. Lorenz allmählig bis zur Kirche zu Kap Santé, wo das Ufer plötzlich zu 150 Fuß Höhe aufsteigt. Am Fuß des Hügels liegt das Dorf Kap Santé mit 25 Häusern, und vor diesem im St. Lorenz die große Scholle Batture du Cap Santé, welche

mit Klippen eingefaßt, sich bis zur Mündung des Jacques Cartier zieht. — Längs der am St. Lorenz hinführenden Straße zeigt sich dem Auge des Reisenden eine fortlaufende Reihe schöner Häuser und Gärten, und die ganze Fronte der Baronie gleicht einem einzigen blühenden Dorfe. — Die Zahl der Einwohner beträgt 2.829.

Francheville, kleiner Fief am St. Lorenz, im Südwesten von La Tesserie.

La Tesserie, Fief am St. Lorenz, zwischen Grondines im Südwesten und La Chevrotière; hat ½ League Fronte und 3 Tiefe, und ist in 4 Konzessionen geschieden, von denen 3 schon angesiedelt sind. Der rückwärts liegende Theil wird vom St. Anne durchschnitten, den mittlern Theil der Chevrotière, an dessen Ufer in einem malerischen Thale eine große Mühle von 3 Gängen errichtet ist.

La Chevrotière oder Chavigny, Fief (oder Seigneurie!) am St. Lorenz, zwischen dem vorigen im Südwesten und Deschambault im Nordosten, hat 1 League Fronte und 3 Leagues Tiefe, guten Boden, gute Waldung und nicht unansehnlichen Schiffsbau.

11. Der Kanton Quebec.

Dieser Kanton, der nach der Hauptstadt Unter-Canada's seinen Namen erhalten hat, wird im Nordosten von Montmorency, im Südosten vom St. Lorenz, im Südwesten von Portneuf, und im Nordwesten von der Nordgränze der Provinz begränzt, hat in der Fronte eine Breite von 11½, im Nordwesten eine Breite von nahe an 100, und eine Tiefe von 240 Meilen, streckt seine südlichsten Points unterm 71° 18′ westl. L. zum 46° 46′ 30″ nördl. Br. herab, und umfaßt einen Flächenraum von 14.240 □Meilen oder 9.113.600 Acres. Die Oberfläche des Landes ist gebirgig, durchbrochen und von mehren Höhenzügen durchschnitten, dessen ungeachtet eignen sich viele Gegenden zum Ackerbau, und große Flächen reicher natürlicher Wiesen liegen an den Ufern der zahlreichen Flüsse, Ströme und Seen, die das Land nach allen Seiten zu durchschneiden und wässern, und von denen der St. Charlesfluß, der Jacques Cartier, St. Anne, Batiscan, Bastonais, Shecoubish, und der untere Theil des Montmorency, mit ihren Zweigen die ansehnlichsten sind; die bedeutendsten Seen des Kantons sind: der St. Charles, der Tabayarte, Oleri und Crooked Lake, die Duck (oder Enten) Lakes, Kajoulwang, Quaquagamack und Quaquagamackfis, Commissioners Lakes, Bouchette, Shecoubish und Assuapmoussoin Lake, die, bis auf den ersten, alle in dem noch im rohen Naturzustande liegenden Theil des Landes zerstreut liegen, und zum Theil mit dem St. Mauricefluß, zum Theil mit dem großen See St. John in Verbindung stehen. Die große Fronte des Kantons und der St. Lorenz entfaltet eine Scenerie, deren Pracht, verbunden mit der natürlichen Schönheit des Landes, ihres Gleichen in Amerika nur wenig findet: Meilenweit erblickt das Auge ein reich angebautes Land, das sich in einen Bergrücken verliert, auf dem sich die Stadt und Festungswerke von Quebec amphitheatralisch erheben und majestätisch die unten sich ausbreitende Landschaft beherrschen. Das Innere des Landes bilden hohe Berge, weite Thäler, üppige Wälder, und meilenweite mit Eilanden bedeckte Wasserflächen, und bis zum Jacques Cartierfluß angebaute Fluren, hübsche, zum Theil die Berge entlang sich ausbreitende Dorfschaften und Niederlassungen mit zierlichen weißen hölzernen Häusern, reichen Weideplätzen und wohlgenährten Heerden. Nordwestlich vom See St. Charles, einem der romantischsten Punkte, sind nur einige zerstreute Ansiedelungen, und der größte Theil des Landes liegt noch als hochstämmiger Wald; nur ein im Verhältniß unbedeutender Theil des Kantons, der kaum 150 □Meilen Flächenraum umfaßt, und sich vom 67° an zum St. Lorenz hinunterzieht, ist erst der Kultur eröffnet, im ganzen Kanton nicht mehr als 91.200 Acres vergeben, und von

dieſen erſt wirklich 37.664 Acres unter den Pflug gebracht. Dieſer ſüdöſtliche Theil des Landes begreift die Seigneurien Beauport, Notre Dame des Anges, Levinay, St. Gabriel und Sillery, die Fiefs D'Orſainville, Hubert und St. Ignace, die Ortſchaften Stoneham und Tewkesbury, und die Kirchſpiele Beauport, Charlesbourg, St. Ambroiſe, Jeune Lorette, einen Theil von Alt-Lorette und St. Foi, und das Kirchſpiel und die City Quebec. — Die Bevölkerung des Kantons beläuft ſich auf 36.173 Seelen, worunter 27.872 Katholiken, 5.580 Epiſkopalen, 2.181 Anhänger der ſchottiſchen Kirche, 337 Methodiſten, 163 Presbyterianer, 14 Baptiſten und 3 Juden; 830 Familien ſind im Kanton mit Landbau beſchäftigt, 581 im Handel, 1.250 mit verſchiedenen Künſten und Gewerben, und 79 Perſonen werden durch Almoſen erhalten. Im Kanton befinden ſich 14 katholiſche, 2 proteſtantiſche und 1 Methodiſtenkirche, 64 Schulen, 4 Klöſter, 2 Colleges, 1 Courthaus, 1 Gefängniß, 159 Wirthshäuſer, 132 Branntweinſchenken, 7 Mahlmühlen, 15 Sägemühlen, 1 Oelmühle, 4 Krämpelmaſchinen, 2 Walkmühlen, 2 Triphammer, 3 Gerbereien, 2 Potterien, 3 Brennereien und 7 Schiffsbauhöfe.

Quebec, die Hauptſtadt Unter-Canada's, unter 46° 48′ nördl. Br. und 70° 72′ weſtl. L., breitet ſich am nordweſtlichen Ufer des St. Lorenz aus, und liegt am Nordoſt-Ende eines Felſenrückens oder Vorgebirgs, Kap Diamond genannt, welches ſich 350 Fuß über den Strom erhebt, ſich 7—8 Meilen weſtlich erſtreckt, und mit dem Kap Rouge das hohe Ufer des St. Lorenz bildet, welches nur während einer kurzen Strecke durch ein kleines Thal unterbrochen wird, das dem Fluß St. Charles zum Flußbette dient. — Quebec beſteht aus zwei Theilen: der Oberſtadt (Upper Town) auf dem Kap, und der Unterſtadt (Lower Town) am Fuße des Vorgebirges, und mit dem höchſten Waſſerſtande gleich, wo der Felſen weggeſprengt werden mußte, um Platz für Häuſer zu gewinnen. Die Häuſer der Unterſtadt ſind alle von Stein erbaut, 2—3 Stockwerk hoch, und größtentheils mit Schindeln gedeckt; öffentliche Gebäude hingegen, ſo wie die größern Häuſer und Waarenniederlagen, haben Zinn oder Eiſenplatten als Dachbedeckung, die, in Folge der Trockenheit des Klimas, viele Jahre hindurch ihren Glanz behalten. Die Straßen ſind eng, ſchmutzig und dumpfig; — eine gekrümmte, ungemein ſteile Straße, „Mountain-Street" genannt, die von gut gerichteten Kanonen beſtrichen wird, und ſich auf einer Höhe von 200 Fuß über dem Fluſſe an den Stadtwällen oder bei „Break Neck Stairs" (den halsbrechenden Stufen) endigt, zieht ſich von der Unterſtadt den Berg hinauf, und verbindet die Oberſtadt, die ſich bedeutend weſtlich, dem Abhange des Bergrückens entlang, und das Vorgebirge aufwärts gegen das Kap hin innerhalb 50—60 Yards von ſeinem Gipfel ausbreitet mit der untern; am Ende derſelben befindet ſich ein befeſtigtes Thor, hinter welchem die Oberſtadt beginnt; auch hier ſind die Straßen eng und unregelmäßig, doch ſind ſie luftig und reinlich. An beide Theile der Stadt ſchließen ſich Vorſtädte, und zwar an die obere, längs dem Abfall der Hügelkette: St. John und Lewis, an die untere längs des Thales von St. Charles, wo der gleichnamige Fluß die Nordſeite von Quebec beſpült, die Rock's oder St. Roch. — Auf dem oberſten Puncte der Kalkſteinklippe der Oberſtadt liegt das Fort Diamond, ein Meiſterſtück der Befeſtigungskunſt, mit ſeinen 400 Feuerſchlünden, und nach der Waſſerſeite zu, die von Natur ſchon unbezwinglich iſt, ſind mehre Batterien errichtet. — Die Unterſtadt wird nur durch Batterien vertheidigt, die zugleich den St. Lorenz mit beſtreichen. — Das Gouvernement hat ungeheure Summen daran gewandt, Quebec uneinnehmbar zu machen; Fort Diamond ſucht ſeines Gleichen in der Welt, die Kaſematten ſind bombenfeſt, ziehen ſich längs den Ramparts, und ſind von ſolcher Größe, daß die ganze Garniſon (4—5000 Mann) in denſelben paradiren kann; die Wälle ſind 40 Fuß hoch, die Gräben 50 Fuß breit, und alles aus dem Felſen gehauen; die Barracken,

Magazine und Vorrathshäuser sind ausgedehnt und bequem, und frisches Wasser quillt in hinlänglicher Menge innerhalb des Forts. — Nichts ist majestätischer, als die Aussicht von der alten Cavaliers-Batterie auf dem Gipfel des Felsens: rechts und links der herrliche St. Lorenz, auf dem gegenüberliegenden Ufer Point Levy, mit seinem reichen Ufersaume, belebter durch freundliche, weißgetünchte Häuser und reizende Farms; im Osten ruht das Auge auf der Insel Orleans, die den Fluß in zwei gleiche Arme theilt, und im Nordosten auf der kühnen Schlucht, durch welche der schnell hinströmende Montmorency hinrauscht, und seine Wasser durch einen 250 Fuß hohen Fall herunterstürzt; auf den St. Charlesfluß, der die Nordseite der Stadt bespült, von dessen Ufern ein reicher gutgebauter Landstrich sich mehre Meilen zurück bis zu dem indianischen Dorfe Loretto zieht, hinter welchem sich bewaldete Hügel erheben und die Aussicht schließen. — Die Plains of Abraham, General Wolfe's Sieges- und Todesbette, auf welchen der Earl von Dalhousie, zum Andenken Wolfe's und Montcalms, einen Obelisken errichten ließ, erstrecken sich westlich von der Stadt, auf dem Tafel-Ende oberhalb des Flusses, und werden von der nach Montreal führenden Straße durchschnitten, unterhalb welcher sich die große Rennbahn zieht, auf welcher bis spät im Herbst Pferderennen gehalten werden. Quebec vergrößert sich mit jedem Jahre; 1662 zählte der Ort nicht mehr als 50 Einwohner; 1759 war die Zahl derselben auf 8—9.000 gestiegen, und 1825 und 1831 gab der Census folgende Resultate:

	1825.		1831.
	Häuser.	Einwohner.	Einwohner.
Die Oberstadt Quebec . .	480	4.163	4.498
„ Unterstadt „ . .	549	3.935	4.933
„ Vorstadt St. Roch . .	1.128	6.273	7.983
„ „ St. John . .	843	6.025	6.918
„ „ St. Lewis .	120		1.583
Total . .	3.120	20.396	25.915

mit Ausnahme der Bannmeile von St. John und St. Lewis.

Eine große Anzahl bequemer und eleganter öffentlicher Gebäude zieren die Stadt: das Schloß St. Louis in der Oberstadt, an einem freien Platze, ist ein einfaches massives Bauwerk, das aus dem neuen und alten Schlosse besteht, die durch einen großen Hof von einander getrennt werden, und in welchem der Gouverneur residirt; das Hotel-Dieu, der Ursuliner-Convent, das Jesuiterkloster (jetzt eine Militär-Barracke), die anglikanische Kathedrale, ein 136 Fuß langes und 75 Fuß breites Gebäude; die katholische Kathedrale, 216 Fuß lang und 108 breit; die presbyterianische und Unterstadtkirche; die Trinity- und Wesleyanische Kapelle; die Bank und Exchange; das Courthaus auf der Nordseite der St. Louisstraße; der bischöfliche Palast; die neuen Artillerie-Kasernen an der Schloßgasse, 527 Fuß lang und 40 Fuß breit; das neue Gefängniß und mehre andere. — Quebec ist die erste Stadt Unter-Canada's, steht aber, obgleich auch hier sich alles mit dem Handel beschäftigt, an Lebhaftigkeit desselben Montreal weit nach. Der Hafen, oder das Basin von Quebec ist sicher und bequem, hat 28 bis herab auf 10 Faden Tiefe, und die Fluth steigt in demselben 17—18 Fuß. — Handwerker aller Art findet man in hinlänglicher Anzahl, und Arbeiter sind, da die Einwanderung alle Jahre mehr überhand nimmt, hier immer zu haben; eigentliche Fabriken findet man nicht, dagegen mehre Brauereien, Brennereien, Taback-, Licht- und Seifenfabriken, und in der Nachbarschaft viele Pottaschsiedereien. — Das gesellschaftliche Leben ist hier höchst angenehm, nur macht das viele Militär, die Menge, durch äußere Decorationen ausgezeichnete Beamte, nicht den günstigsten Ein-

druck auf einen Fremden, der aus der Union herüber kommt und gewohnt ist, Jeden als seines Gleichen zu betrachten, da ihn über kurz oder lang die Achtung seiner Mitbürger zu gleichen Ehrenposten berufen kann. — Das Leben ist in Quebec nicht theurer als in andern großen Städten Amerika's, der Verdienst der Arbeiter aber zu manchen Zeiten größer, als in Neu-York oder Boston: In den besten Hotels und Boardinghouses zahlt man 20 bis 30 Shillings die Woche; in den mittleren 15 — 20 Shillings; — Handwerker und Arbeiter zahlen für Kost und Wohnung 7 — 9½ Shilling, und erhalten dafür Thee oder Kaffee, Fleisch zum Frühstück, und ein reichliches Mittag- und Abendbrod. Die Miethen sind hier nicht theuer: die besten Privathäuser, 2 — 3 Stockwerke hoch, werden für 100 bis 150 Pfund vermiethet; Kaufläden nach der Lage von 20 — 100 Pfund; Häuser für Handwerker 20 — 30, und geringere für 10 — 15 Pfund. — Farms in der Nachbarschaft, von 100 Acres, von denen 20 — 30 in Kultur gesetzt sind, mit hübschem Wohnhause und den nöthigen Wirthschaftsgebäuden, wurden für 300 Pfund ausgeboten. — Die Dienstlöhne sind ziemlich hoch: Schiffszimmerleute und Tischler erhalten, nach ihren Leistungen, von 5 — 7 Sh. 6 P. täglich; Maurer und Steinhauer eben so viel; Handarbeiter 2 Sh. 6 P. bis 4 Sh. per Tag; Arbeiter auf dem Lande 40 Shillings den Monat nebst Kost; alle Handwerker in der City von 5 — 7 Sh. täglich; Hausbedienten, männliche, monatlich 26 — 36 Sh., weibliche 20 — 30 Sh. nebst Beköstigung. Lebensmittel sind hier theurer als in den Vereinigten Staaten. Rindfleisch kostet im Winter 2½, im Sommer 3½ — 4 Pence das Pfund; Schöpsenfleisch im Winter 2½, im Sommer 5 — 6 P. — Kalbfleisch im Winter 2½ — 3, im Sommer 6 — 7 P. — Butter 6 — 9 P. das Pfund; frisches und gesalzenes Schweinefleisch 5 — 7 P. — Käse von 3 — 6 P. — Waizenmehl 20 — 26 Shillings der Barrel von 196 Pfund. — Waizen wird der Minot mit 5, Mais mit 3½, Hafer mit 2, und Kartoffeln mit 2 Shillings, und eine gute Gans oder ein Truthahn mit 1 Sh. 6 P., und ein Paar Hühner mit 1 Sh. 2 P. bezahlt. — Gemüse verschiedener Art und Fische sind hier von besonderer Güte und billig zu haben. — Aepfel, Melonen und Weintrauben findet man im größten Ueberflusse; Holz ist billiger als in den großen Städten der Union, Steinkohlen aber werden, da man die meisten von England einführt, mit 30 — 35 Shillings der Chaldron bezahlt.

Beauport, Seigneurie am St Lorenz, im Nordosten des Kantons, hat 1 League Fronte und 4 Leagues Tiefe, und ist, obgleich von Bergketten durchzogen, ein reicher fruchtbarer Landstrich. Die Fronte, zwischen dem Flusse und der ersten Höhenterrasse, ist eine ebene Fläche, und bietet in ihrer ganzen Breite einen fortgesetzten Garten; weiter landeinwärts ist der Boden verschieden; der erste Höhenzug, auf welchem sich die Landstraße nach Quebec zieht, bietet kahle Felsenstellen von Granit, und an seinem Abhange vereinzelte auf der Oberfläche zerstreute lose Granitmassen; weiter im Innern verschwinden die Felsen, überall zeigt sich eine dunkle Pflanzenerde oder ein leichter Lehm, und erst nach der Nordwest-Gränze zu steigen die eigentlichen Gebirge wieder auf. Die Seigneurie wird im Nordosten durch den Montmorency, über welchen oberhalb des Falls eine bequeme Brücke führt, durch den kleinen Beauport und viele kleine, dem St. Lorenz zuströmenden Flüßchen, bewässert; 2 Leagues von der Fronte liegt der kleine See Beauport oder Waterloo, aus welchem der St. Charles abfließt, an der Nord-Gränze der noch kleinere Lake Vermine, und zwischen beiden windet sich der River Jaune. Die kultivirten Ländereien erstrecken sich 6 Meilen landeinwärts, sind vortrefflich angebaut und liefern einen Ueberfluß von Getraide und Vegetabilien; in verschiedenen Theilen des Landes sind Steinbrüche, die herrliches Baumaterial für die Nachbarschaft und Quebec liefern; auch Zeichen von Steinkohlen hat man gefunden, dieselben aber bis jetzt noch nicht benutzt; der innere Theil des Landes ist dicht beweidet; Buchen und Ahorn sind vorherrschend, und große

Quantitäten von Ahornzucker werden jährlich hier und in den benachbarten Seigneurien gewonnen. Längs beiden Seiten der nach Quebec führenden Straße liegen die Häuser so dicht, daß die ganze Fronte eine einzige Stadt zu seyn scheint; alle von derselben landeinwärts abführenden Vicinalwege sind ebenfalls mit Häusern, Gärten und freundlichen Farmen eingefaßt. — Das Dorf Beauport liegt an der Hauptstraße auf einem sanft ansteigenden Grunde, enthält 60 — 70 zur Hälfte von Stein erbaute geschmackvolle Häuser, 1 Kirche, das Herrenhaus des Seigneurs, die ausgedehnten Mühlen und die Brennerei der Herren Racy und M'Callum, am Ufer des für kleine Fahrzeuge schiffbaren Beauport, und auf der Höhe des Hügels zwei schöne steinerne mit Gärten umgebene Häuser, von denen aus man ein herrliches Panorama, den Riesenstrom, die City, die Insel Orleans und den Fall des Montmorency übersieht. — Am Fuß des letztern ist das bedeutende Sägemühlenwerk des Herrn Paterson mit 33 Sägen, und auf dem Gipfel des westlich gelegenen Präcipis die Residenz des Besitzers. — Um Lake Beauport herum haben sich eine Menge Schotten und Iren angesiedelt. — Die Seigneurie umfaßt das Kirchspiel Notre Dame de Misericorde, und hat eine Bevölkerung von nahe an 2.000 Seelen.

Notre Dame des Anges, Seigneurie am St. Lorenz, zwischen D'Orsanville und Beauport; 1 League breit und 4 Leagues tief; früher Eigenthum der Jesuiten und jetzt nach deren Erlöschen Eigenthum der Krone. Das Land ist ausnehmend reich und fruchtbar; die Oberfläche ist uneben; in der Fronte eine freundliche Ebene, steigt das Land allmählig aufwärts und geht nach Nordwesten zu in ein gebrochenes gebirgiges Land über; zwei Drittel des Ganzen sind unterm Pfluge, vorzüglich gut angebaut und dicht bewohnt; die Ebene am St. Lorenz, la Canadière genannt, ist durchaus Weidenland und Wiesengrund, und liefert eine außerordentliche Menge des trefflichsten Heues. Dicht am Ufer ist längs der ganzen Fronte ein Streifen des herrlichsten Nutzholzes reservirt. — Charlesbourg, freundlich gelegenes Dorf, 4 Meilen nördlich von Quebec, mit 70 Häusern, die wohlgebaut, und sämmtlich von kleinen Gärten und Obstanlagen umgeben sind, und 2 Kirchen. — Little Village, Dorf von 30 Häusern, unterhalb des vorigen. — Das Kirchspiel Notre Dame des Anges ist sehr klein, enthält nur 50 — 55 Häuser, ein Hospital, und wenige Einwohner, alles Gewerbtreibende oder Handarbeiter. — Das Kirchspiel Charlesbourg oder St. Charles Borromee hat 3 Leagues und 18 Arpents Fronte und umfaßt die kleinen Dörfer und Flecken: Little Village, Gros Pin, St. Jerome oder Lavergne, Bourg Royal, Bourg la Reine, Charlesbourg, St. Claude, St. Pierre, St. Joseph, St. Bonaventure, St. Bernard, St. Romain, St. Gabriel, St. Jacques, Pincourt, und le Petit- und Grand- St. Antoine. — In diesem Kirchspiele sind ferner die Hochlande „Charlesbourg Mountains" genannt. — Die ganze Bevölkerung der Seigneurie beläuft sich auf 1.558 Seelen.

Lepinay, oder St. Joseph, Seigneurie im Norden von Quebec, hat nur 11 Arpents Breite am St. Charlesfluß, und eine Tiefe von 4 Leagues; einen leichten sandigen Boden, und in der Fronte reiches Wiesenland.

St. Gabriel, Seigneurie zwischen St. Ignace und dem Kanton Portneuf, und im Norden von Sillery, hat in der Fronte 2, im Rücken 4 Leagues Breite, und eine Tiefe von 10 Leagues, und ist jetzt Eigenthum der Krone. Der untere Theil der Seigneurie ist gutes fruchtbares Land, der Boden im Allgemeinen eine dunkle Dammerde; in der Nähe der ersten Bergreihe und in der Nachbarschaft des Sees St. Charles ist ein leichter lehmiger Boden, der Rest des Landes aber ist so rauh und bergig, daß es der Landwirthschaft nicht sobald zugänglich seyn dürfte. Am Jacques Cartier ist das Land zwar gebirgig, dessen ungeachtet aber sind mehre zu Niederlassungen

geeignete Plätze in der Nähe des Sees Tsonnontonan, wo hartes Holz im Ueberfluß ist. — Der St. Charles durchströmt in malerischen Windungen den untern Theil der Seigneurie, und empfängt daselbst eine Menge kleiner Bäche; der Jacques Cartier, St. Anne und Batiscan durchschneiden in verschiedenen Entfernungen den gebirgigen Theil des Landes. Bis 6 Meilen von der Fronte ist alles Land in blühendem Kulturzustande; überall sind gut gebaute Häuser zerstreut, und Obstgärten und Fruchtfelder wechseln lieblich mit einander ab; jenseits dieser Linie breitet sich eine traurige Wildniß nach jeder Seite aus, die nie von eines Menschen Fuß, Indianer ausgenommen, betreten wird. — Die Seigneurie wird von mehren Straßen durchschnitten, die mit Quebec und den benachbarten Seigneurien communiziren, und zerfällt in die Kirchspiele St. Ambroise mit 1.613, Ancienne Lorette mit 741, Jeune Lorette mit 165, und Valcartier mit 338 Einwohnern. — Mount Tsounonthouan, ein 2.000 Fuß hoher Berg am nördlichen Ufer des Jacques Cartier, und 24 Meilen von Quebec entfernt, bildet die südlichste Spitze der Granitkette, welche von der Küste Labrador nach dem Ottawa zieht, und gewährt eine Aussicht auf einen Landstrich von nahe an 3.600 □Meilen.

Sillery, Seigneurie im Südwesten des Kantons, zwischen dem St. Lorenz und der Seigneurie St. Gabriel, ist 1 League breit und 1½ tief, jetzt Eigenthum der Krone, und am St. Lorenz höher als landeinwärts. Der Boden ist von vorzüglicher Güte und ziemlich gut angebaut. Bei St. Foie, der Kirche der Seigneurie, ist auf einem felsigen Untergrunde eine Lage herrlicher Dammerde, und nach Alt-Lorette zu treffliches Wiesenland. — Am Ufer des St. Lorenz sind die Buchten Sillery Cove, Anse-des-Mères und Cape Cove oder Anse-des-Morts. — Die Bevölkerung beläuft sich auf 940 Seelen.

D'Orsainville, Fief von 3.575 Arpents, im Osten von Epinay, Eigenthum des Hospitals von Quebec, von diesem aber nie verwilligt worden.

Hubert, Fief (oder Seigneurie?) im Norden von St. Gabriel und St. Ignace, ist 2 Leagues breit und eben so tief, bis jetzt aber noch gänzlich unbekannt und noch nirgends in Kultur genommen. Der Talayorte durchschneidet das Land von Nordosten nach Südwesten, und strömt von hier dem St. Annefluß zu.

St. Ignace, Fief, zwischen Sillery im Südosten und Hubert im Nordwesten. — Die Südfronte, welche der St. Charles bildet, hat ½ League Breite, die Tiefe beträgt 10 Leagues. — Boden, Holzwuchs und Gestaltung des Landes wie in St. Gabriel.

Stoneham und Tewkesbury, zwei Ortschaften zwischen St. Ignace und der Westgränze von Montmorency, mit zwar gebirgigem, aber sehr reichem empfehlenswerthem Boden und guten Ahorn-, Eichen- und Buchenwaldungen, welche von dem St. Anne, Batiscan und Jacques Cartier, den Huron und den Lake à Hibou durchschnitten werden. Kaum 400 Acres sind bis jetzt in Kultur gesetzt, und die Bevölkerung zählt kaum 250 Seelen.

12. Der Kanton Nimouski.

Der östlichste Kanton des Districts Quebec im Süden des St. Lorenz, erstreckt sich von der Westgränze der Seigneurie Rivière du Loup bis zum Kap Chat, und wird im Nordwesten vom St. Lorenz, im Nordosten von Gaspé, im Südosten von Bonaventure und dem streitigen Lande, und im Südwesten von Kamouraska begränzt, umfaßt alle längs der Fronte im St. Lorenz liegenden Inseln, und hat vom Südwesten nach Nordosten eine Länge von 152, von Norden nach Süden mit dem streitigen Lande eine Breite von 116 Meilen. Der Flächeninhalt beträgt 8.840 □Meilen oder 5.657.600 Acres. Das Centrum des Landes ist unter 48° 1′ nördl. Br. und 67° 51′ 30″ westl. L.

— Die allgemeine Anſicht des Landes iſt gebirgig, abfallend; Hochebenen, Bergzüge und Felſenketten durchziehen daſſelbe, mit dem St. Lorenz gleichlaufend, deſſen ungeachtet iſt der Boden in den Intervallen von guter Beſchaffenheit und bildet treffliches Ackerland, iſt überflüſſig mit Ahorn, Buchen, Birken und Kiefern bewaldet, wird durch die Flüſſe du Loup, Vert, Abawisquaſh, Otty, Rimouski, Mitis, Tartigo, Grand Rivière Blanche, Matane, Crepeau, und Grand und Petit Michaud, welche dem St. Lorenz zuſtrömen, und im Süden durch den St. John, den Madawaska und deren Zuflüſſe: den Pechenegamoot, St. Francis, Wababble, Upquedopscook, Namjamſhuticook oder Cabana, Warienequammaticook, Iroquois, Green, Squſebiſh, Shigaſh, Grand, Chesnut und Skouaquaſhaetick, und die Quellenflüſſe des Riſtigouche bewäſſert, und durch drei Landſtraßen durchſchnitten, von denen die erſte im Norden längs dem Ufer des St. Lorenz nach Mitis Point führt, eine zweite den St. Lorenz mit dem St. John und Madawaska verbindet, und die dritte, die „Kempt Road", von Mitis Point nach der Baye de Chaleurs führt. Im Innern, namentlich in dem ſtreitigen Lande, liegen mehre große Seen, von denen die Chipilogmiſis oder Adlerſeen, Long Lake, Temiscouata, Toledo, Squatteck, Abagusquaſh, Mitis und Matapediac, welche mit den oben genannten Flüſſen in Verbindung ſtehen, die bedeutendſten ſind. — Der Kanton zerfällt in die Seigneurien Bic, d'Artigny, de Peiras oder Mitis, Isle Vert, Lac Matapediac, Lac Mitis, le Page und Tivierge, Leſſard, Madawaska, Matane, Richard Rioux, Rimouski, Rivière du Loup, St. Barnabé und Trois Piſtoles, in den Fief Pachot und Cacona, und in die Ortſchaften Matane und St. Denis, und hat, außer einer Menge kleiner Eilande, an ſeiner Küſte die Inſeln Bic, Biquette, Green und St. Barnabé. — Einwohner zählt der Kanton 10.061, und außerdem 6 katholiſche Kirchen, 4 Dörfer, 8 Schulen, 9 Mahlmühlen, 18 Sägemühlen, 3 Schiffsbauhöfe und 5 Wirthshäuſer; 850 Familien ſind mit dem Landbau und der Holzwirthſchaft beſchäftigt, 16 als Kauf- und Handelsleute, und 97 treiben verſchiedene Gewerbe.

Bic, Seigneurie am St. Lorenz, zwiſchen Rimouski im Nordoſten und Richard Rioux im Südweſten, hat 2 Leagues Fronte und 2 Tiefe, und umfaßt zugleich die vor der Fronte liegende Inſel Bic, welche 3 Meilen lang und ¾ Meilen breit iſt. Die Oberfläche des Landes iſt uneben und gebirgig, und die hohen Berge Bic und Kap l'Original dienen dem den St. Lorenz heraufſegelnden Schiffer zum ſichern Wegweiſer. Die beſten Ländereien liegen im Rücken der Seigneurie, und zwiſchen den mit dem St. Lorenz parallel laufenden Bergreihen. Die Fronte zählt nur wenig Anſiedler, und an der durch die Seigneurie führenden Straße ſind noch keine Niederlaſſungen eröffnet. — An der Bic Bay, in welcher kleine Fahrzeuge ſicher liegen können, ſind einige Häuſer errichtet. Die ganze Bevölkerung beläuft ſich auf 96 Seelen. — Der Otty durchſtrömt die Seigneurie und mündet im nordöſtlichſten Winkel derſelben in den St. Lorenz.

D'Artigny, auch Villeray genannt, Seigneurie am St. Lorenz, zwiſchen Isle Vert im Nordoſten und Cacona im Südweſten, wird vom Rivière Verte durchſtrömt, und hat vor der Fronte Green Island de Peiras oder Mitis, Seigneurie am St. Lorenz, im Nordoſten von le Page, hat 2 Leagues im Quadrat, wird durch den großen und kleinen Mitisfluß durchſchnitten, hat mehre gut unterhaltene Straßen, und in der Fronte, weſtlich von Mitis Point, Anſe aux Snelles und Anſe des Morts, zwei kleine fiſchreiche Bayen; im Oſten der Point, vor welcher ſich ein gefährliches Felſenreef zieht: Mitis Bay und la

Boule. — Die Bevölkerung der ganzen Seigneurie beläuft sich auf 120 Seelen, die größtentheils mit Schifferei und als Lootsen beschäftigt sind. Das Land ist im Allgemeinen sehr fruchtbar, und Landplätze von 140 bis 400 Acres werden für einen Erbzins von 12 Sh. 6 P. für jeden Platz ausgegeben. Die Kronländereien im Osten und Südosten der Seigneurie, bis zum See Matapediac, sind noch vorzüglicher, und bieten, wie der größte Theil von Mitis, treffliche Waldungen.

Isle Verte, Seigneurie am St. Lorenz, zwischen Trois Pistoles und Villeray, umfaßt die große mit einem Leuchtthurm versehene Insel Green, und längs dem Flusse eine Fronte von 2 Leagues bei eben so viel Tiefe. — In der Fronte sind zwei Reihen Conzessionen ausgelegt; die Ansiedler halten ihre Ländereien, welche 3 Arpents breit und öfters 2 Leagues tief sind, größtentheils als Fiefs, beschäftigen sich aber viel mit der Jagd und dem Heringfang, und kümmern sich wenig um den Landbau.

Lac Matapediac, Seigneurie im Südosten von de Peiras, ein reicher, um den gleichnamigen fischreichen See liegender, mit trefflichen Waldungen bedeckter Landstrich; an den Ufern des Sees haben sich erst zwei Familien angesiedelt.

Lac Mitis, Seigneurie unweit der nordwestlichen Ecke des Kantons Bonaventure, 9 Leagues südlich vom St. Lorenz entfernt, wird durch den großen Mitisfluß durchströmt, der sich zu einem 5 Meilen langen und 3 Meilen breiten See erweitert, und hat rings um den See eine Tiefe von 1 League. 1693 wurde das Land an den Sieur Louis Rouer verwilligt, doch haben bis jetzt hier, obgleich das Land von vorzüglicher Güte ist, noch keine Ansiedelungen begonnen.

Le Page und Tivierge, Seigneurie am St. Lorenz, im Südwesten von de Peiras, wird vom Mitis durchströmt, hat in der Fronte die Bucht Anse au Coq und einige kleine Eilande, die von Fischern besucht werden, hat aber noch keine Niederlassungen.

Lessard, Seigneurie zwischen le Page im Nordosten und St. Barnabé im Südwesten, hat $1^1/_2$ League Fronte bei 2 Leagues Tiefe, und am St. Lorenz Fathers Point, wo sich der größte Theil der Quebecker Lootsen niedergelassen hat.

Madawaska und Temiscouata, Seigneurie und Niederlassungen längs dem Ufer des Temiscouata-Sees und Flusses Madawaska, verspricht mit der Zeit eine lebhafte Ansiedelung zu werden, da die Hauptstraße von Quebec nach Halifax in Neu-Schottland (Nova Scotia) hier durchführt, der Boden im Allgemeinen sehr gut, die Gestaltung des Landes nach dem See zu allmählig abfallend und malerisch ist, herrliche Waldungen den größten Theil des Landes bedecken, eine Unzahl kleiner Flüsse, welche herrliche Mühlsitze bieten, dem See und Fluß zueilen, und Alexander Frazer, Esq., der Haupteigner der Seigneurie und Niederlassungen, neuen Ansiedlern alle mögliche Unterstützungen gewährt, und als Centralpunkt der Ansiedelung am Südost-Ende des Sees das Dorf Kent und Strathern errichtet hat. Die Bewohner sind größentheils französischen Ursprungs und Katholiken. In der Nähe der kleinen Fälle des St. John, dicht unterhalb der Mündung des Madawaska, beginnt die Madawaska-Niederlassung, welche, mit Intervallen, sich 25 Meilen weit auf beiden Seiten des Flusses hinzieht, und gegen 200 Familien, 1 Kirche, 1 Pfarrhaus und 2 Mühlen enthält. Die gegenwärtigen Eigenthümer dieser ausgedehnten Besitzungen sind der Oberst A. Frazer, D. Sutherland und Fr. Languedoc, Esq.

Matane, Seigneurie am St. Lorenz, zwischen St. Denis im Nordosten und der Ortschaft Matane im Südwesten, hat $2^1/_2$ Leagues im Quadrat, und wird durch den Matanefluß durchschnitten, der auf den Paps von Mantane im St. Denis entspringt, und in der Mitte der Fronte in den St. Lorenz einmündet; vor der Mündung zieht sich eine Sandbarre, die nur zur Zeit der Fluth von Schoonern passirt werden kann; eine Meile aufwärts sind Stromschnellen, die herrliche Mühlsitze bieten.

Der Boden der Seigneurie ist vortrefflich, und besteht aus einer dünnen Sandlage, die auf einem Untergrund von Mergel ruht; die vorzüglichsten Niederlassungen sind zu beiden Seiten des Matane, erstrecken sich bis eine Meile oberhalb seiner Mündung, und enthalten eine Bevölkerung von 300 Seelen, 1 hölzerne Kirche, 1 Herrenhaus und 2 Mühlen. — Längs dem Strande des St. Lorenz liegen einige elende Fischerhütten. — Die Küste ist reich an Heringen und Stockfischen, und der Matane bietet einen Ueberfluß von Lachsen.

Richard Riour, Seigneurie zwischen Bic im Nordosten und Trois Pistoles im Südwesten, hat am St. Lorenz eine Fronte von 3, und landeinwärts eine Tiefe von 4 Leagues. Die große nordöstliche Gebirgskette zieht sich hier so dicht an den St. Lorenz, daß nur ein schmaler Streifen zwischen derselben und dem Strome bleibt; dieser enthält ziemlich guten Boden und bietet einige respectable Ansiedelungen. Das Land ist nur spärlich bewässert, die ganze Seigneurie aber gut bewaldet. Das Innere des Landes trägt einen wild romantischen düstern Character, ist nur theilweise bewohnt, und führt den Namen Rimouski- oder Neun Leagues-Portage.

Rimouski, Seigneurie am St. Lorenz, zwischen St. Barnabé im Nordosten und Bic im Südwesten, hat 2 Leagues Tiefe bei gleicher Fronte, und wird durch die vor ihr liegende Insel St. Barnabé vor Nordwinden geschützt. Das Land ist ziemlich gut angebaut, doch liegen die Niederlassungen zerstreut. Längs der Küste ziehen sich, von der Kirche bis zur Pointe aux Pères, ausgedehnte Salzmarschen, und am Strande sind 8 bedeutende Fischereien. — Die Seigneurie zählt 2.191 Einwohner.

Rivière du Loup, Seigneurie zwischen Grenville im Südwesten und Isle Vert im Nordosten, hat längs dem St. Lorenz 5 Leagues Fronte, 2 Leagues Tiefe, und ist jetzt Eigenthum von A. Frazer, Esq. — Die allgemeine Ansicht der Seigneurie ist uneben und gebirgig, doch enthält dasselbe mehre ausgedehnte Flächen guten Acker- und Wiesenlandes, die in verschiedene Reihen ausgelegt sind, welche die Namen: St. André Rivière du Loup, St. Patrick Rivière du Loup, Frazerville, Nouvelle Ecosse, St. George oder Cacona, St. Anthony, St. Andrew und St. Jacques führen. Die ganze Seigneurie ist überflüssig bewaldet, hat herrliches Mastholz und wird durch den großen und kleinen Rivière du Loup bewässert, zählt 1.402 Einwohner, und besitzt das Dorf Frazersville mit Frazers Lodge, der Residenz des Seigneurs, 1 Kirche, 2 Mahlmühlen, 4 Sägemühlen und 2 Schiffszimmerhöfe.

St. Barnabé, Seigneurie zwischen Lessard im Nordosten und Rimouski im Südwesten, hat am St. Lorenz 1½ Leagues Fronte und 2 Leagues Tiefe, umschließt die Pointe aux Pères, und alle längs der Küste liegende Eilande, ist theilweise gut angesiedelt und bietet werthvolle Waldungen.

Trois Pistoles, Seigneurie von 2 Leagues Fronte und Tiefe, am St. Lorenz, zwischen Richard Riour im Nordosten und Villeray, ist uneben, enthält aber guten Boden, und wird in drei Reihen geschieden, die größtentheils sämmtlich angesiedelt sind. — Der Trois Pistolesfluß, welcher aus zwei Armen besteht und durch den Abawsisquash verstärkt wird, der Rivière du Moulin, welcher eine, der Rivière de l'Eglise, welcher zwei, und des Coqs, welcher eine Sägemühle in Bewegung setzt, wässern das Land hinlänglich. — Die Einwohnerzahl beläuft sich auf 1.744 Seelen. — Ha-ha, Fief im Kirchspiel Trois Pistoles.

Cacona oder Kacouna, Fief am St. Lorenz, im Südwesten von Villeray, ist in 5 Conzessionen geschieden, gut angebaut, treibt bedeutende Viehwirthschaft, und zählt 1.169 Einwohner.

Pachot, Fief am St. Lorenz, zwischen Mitis und le Page, ist sehr gebirgig, bietet wenig guten Boden und wird durch den Mitisfluß durchschnitten.

Matane, Ortschaft im Südwesten der gleichnamigen Seigneurie, ist 9 Meilen

breit und 11 Meilen tief, enthält reichen Boden, wird durch den Grand Rivière Blanche und Matanefluß bewässert, und hat an der Mündung des letztern in den St. Lorenz treffliche Mühlsitze. — Unvergeben liegen noch 55 556 Acres.

St. Denis, Ortschaft im Nordosten der vorigen und im Norden vom St. Lorenz und der Seigneurie Matane begränzt, ist gut bewässert, bietet reichen Boden, und hat in seiner Mitte die Hügel: Paps von Matane genannt; unvergeben liegen noch 40.000 Acres.

13. Der Kanton Saguenay.

Dieser östlichste Kanton des Districts Quebec erstreckt sich am nördlichen Ufer des St. Lorenz vom Kanton Montmorency bis zur östlichen Gränze der Provinz, und wird im Norden von den Hudsonsbay-Ländereien begränzt, umschließt alle zunächst der Küste liegende Inseln, und zieht sich vom Kap Abatis unter 47° 12′ 30″ bis 51° 30′ nördl. Br., und vom 64° 30′ bis 70° 24′ 30″ westl. L. — Die Ausdehnung von Nordosten nach Südwesten beträgt 547, die Tiefe 240 Meilen, der Flächeninhalt nach Bouchette 72.700, nach M. Martin 75.090 □ Meilen oder 48.057.600 Acres. Die Oberfläche des Landes ist uneben und gebirgig, der Boden weniger gut als in andern Theilen der Provinz, doch sollen nach den neuesten Untersuchungen vortreffliche, zu Ansiedelungen geeignete, Landstriche im Innern des Landes, und namentlich herrliche Waldungen in der Nachbarschaft des St. John-Sees seyn. — Das Land wird durch den Saguenay und dessen Zuflüsse, den Chicoutimi, Belle Rivière, Peribonea, Gouffre, Mal-Bay, Black River, Portneuf, Belsiamitis, Bustard und Manicouagan bewässert, trägt zahlreiche Seen, welche durch schmale Tragplätze (portages) von einander geschieden werden, und mit den Flüssen Chicoutimi und Belle Rivière eine Communication von Chicoutimi nach Lake St. John befördern. Die bedeutendsten Seen des Landes sind: der St. John, der Kiguagomi und der Kiguagomisish. — Nur ein kleiner Theil dieses größten aller canadischen Kantone am St. Lorenz und Saguenay ist bis jetzt erst in Kultur genommen, Handelsposten und Fischereistationen hingegen sind in großer Anzahl im ganzen Lande verbreitet. Der südliche und südwestliche Theil des Landes enthält die Seigneurien Eboulemens, Gouffre, Isle aux Coudres, Mille Vaches, Mount Murray, Murray-Bay und Terra Firma de Mingan, die Ortschaft Settrington und die Inseln und Eilande de Mingan und die große Insel Anticosti; 221.360 Acres sind erst verwilligt, 43.477 Acres davon in Kultur genommen; die Zahl der Bewohner beläuft sich auf 8.385 Seelen, größtentheils Katholiken. Der Kanton enthält 6 katholische Kirchen, 3 Dörfer und 5 Schulen; zählt 15 Wirthshäuser, 32 Branntweinschenken, 13 Mahlmühlen, 16 Sägemühlen, 3 Krämpelmaschinen, 7 Walkmühlen und 2 Schiffsbauhöfe; 1.933 Familien sind im Landbau beschäftigt, 11 im Handel und 59 mit verschiedenen Handwerken.

Der Saguenayfluß, von den Indianern Pitchitauichetz genannt, wird durch zwei Ausflüsse des St. John-Sees gebildet, die den Namen Grande Decharge und Petite Decharge führen, und durch die Dalhousie Eilande und Grande Isle, welche am östlichen Ende des Sees liegen, getrennt werden. Die Vereinigung beider Ausflüsse findet 3 Leagues unterhalb des Sees statt; von hier strömt der Fluß in südöstlicher Richtung mit reißender Schnelligkeit bis zur Mündung des Chicoutimi, welcher, von Süden kommend, die Wasser des Quiqui-Sees dem Saguenay zuführt, empfängt bis dahin, außer mehren noch unbenannten Strömen, Bromes River und Rivière du Grandfond, welche beide vom Norden kommen; bildet hier den Hafen von Chicoutimi, nimmt unterhalb desselben, dem Kap St. François gegenüber, den von Süden kommenden Pepinasish in sich auf,

wendet sich von da nach Nordosten bis zur Mündung des Rivière Valain, und setzt dann seinen frühern Kurs nach Südosten bis zum Kap à l'Est fort, nachdem er bis dahin von Norden den Rivière des Outards und Peltier, einen Abfluß des Lac Benoit, vom Süden den Temistiobish in sich aufgenommen. Dem Kap gegenüber bildet der Fluß auf der Westseite die große Bay Ha-Ha, in welcher die Flüsse Vasegamique und Wipuscoal münden, und strömt von hier, beinahe östlich, später aber südöstlich, bis Pointe aux Allouettes, wo er sich 5 Meilen unterhalb Tadoussac und 35 Leagues unterhalb Quebec mit dem St. Lorenz vereinigt. Der Lauf des Saguenay wird durch herabgestürzte Felsenmassen unterbrochen, über welchen sich die Fluthen schäumend brechen; die Ufer sind auf beiden Seiten sehr hoch, und stellenweise windet er sich durch Felsenklippen von 200 bis 1.000 Fuß Höhe. Die Breite des Stromes ist bis zu seinem Ursprung bedeutend; 10 Leagues oberhalb der Ha-Ha-Bay ist er eine Viertel League, zwischen Ha-Ha und Tadoussac eine halbe League, und an seiner Mündung von 60 — 70 Meßketten breit. Die Tiefe in der Mitte der Mündung ist noch nicht bestimmt: Kapitän Martin fand mit einem Senkblei von 330 Faden noch keinen Grund; 100 Faden vom Ufer entfernt mögen Schiffe auf 12 bis 14 Faden guten Ankergrund finden. Zwei Meilen höher hinauf ist die Tiefe von 130 bis 140, und 60 — 70 Meilen vom St. Lorenz entfernt, immer noch von 50 bis 60 Faden. Die Schifffahrt des Saguenay ist ein Gegenstand der größten Wichtigkeit für künftige Ansiedelungen: der Kurs des Flusses ist, trotz der Bedeutendheit desselben, sehr geschlängelt, da viele hohe Landspitzen vom Ufer hervortreten; im Winter ist derselbe vom 10. December bis zum 10. oder 20 Mai von Chicoutimi bis herab zu den oberhalb Tadoussac liegenden Inseln von St. Louis mit Eis bedeckt, der Hafen Tadoussac selbst aber ist 2 bis 3 Wochen länger offen, als der Hafen von Quebec, und schließt sich um eben so viel Wochen später; Linienschiffe können bis Rocky Point, 4 Leagues von Chicoutimi, gelangen, kleinere Schiffe aber von 80 Tonnen bis nach Chicoutimi, wo die Fluth immer noch 15 Fuß steigt.

Das ganze Saguenay-Land ist jetzt erforscht, und die Gewißheit hat sich gezeigt, daß es herrliche Niederlassungsplätze bietet, und ein vielversprechendes Feld für landwirthschaftliche Speculationen gewährt, vorzüglich, wenn dieselben in großem Maßstabe unternommen werden, denn unmittelbare Ansiedelungen können hier nur durch das Gouvernement oder Privatpersonen und Gesellschaften von außerordentlichem Vermögen in Ausführung gebracht, eventuelle aber ohne Hülfe dieser, freilich aber langsamer und natürlicher; die jetzt hier hausenden Jäger und Pelzhändler werden, da das Wild sich mindert, und der handelslustigen Indianer immer weniger werden, sich zum Pflug wenden müssen, um ihren Lebensunterhalt zu erringen, wie auch schon an mehren Handelsposten geschehen ist, und einzelne Ansiedler sich nach und nach zu ihnen gesellen, um ihre Unabhängigkeit zu theilen, und durch den Reiz besseren Lohnes ebenfalls bald Unabhängigkeit zu erringen. — Das Klima am Saguenay ist dem von Quebec gleich, ja fast noch besser, obgleich die Herbstfröste hier früher gefühlt werden; um den St. John-See herum aber, obgleich derselbe nördlicher liegt, ist es bedeutend milder und angenehmer, und die Fröste treten hier 15 bis 20 Tage später ein. Zu Chicoutimi kann im Mai das Feld zur Landwirthschaft vorbereitet werden, und reife Erdbeeren hat man daselbst schon am 17. Juni gefunden. — Der Boden in der unmittelbaren Nachbarschaft des Stromes ist verschieden, und die Uferbänke, welche sich an vielen Stellen perpendikular aus dem Wasser erheben, sind durchaus felsig und erreichen eine Höhe von 170 bis 340 Yards. Von Tadoussac nach der Ha-Ha-Bay schließt eine fortgesetzte Kette hoher Gebirge den Fluß auf beiden Seiten ein, und tritt abwechselnd als Kap oder Vorgebirge in den Fluß hinein; von da bis zum St.

John-See ist das Land eben und von der besten Qualität; von Rocky Point bis zur Pointe of Broken Lands sind 5 Leagues des Uferstandes mit ansehnlichen Wiesen eingefaßt, welche les Prairies genannt werden, und auf denen die Einwohner von Chicoutimi ihr Viehfutter mähen; der Boden ist hier hauptsächlich Thon, näher nach den Hügeln zu aber, welche felsig und zum Anbau ungeeignet sind, ist eine reiche Dammerde vorherrschend. Die Ländereien um die Ha-Ha-Bay und Chicoutimi-Hafen sind viel versprechend, und dürften hier einst die Ansiedelungen des Saguenay-Landes entstehen. Von Point Brulee bis Chicoutimi, 15 Meilen, ist das Land gut und eben, und wird durch drei kleine schöne Flüßchen, à l'Helle, au Moulin und aux Rats Musqués genannt, bewässert. An den Mündungen vieler, dem Saguenay zuströmenden Flüsse, sind bedeutende Striche guten Ackerlandes, und selbst ober- und unterhalb der Mündung des Saguenay in den St. Lorenz ist unterhalb des Hochlandes guter Boden für wenigstens 150 Pflanzungen, jede zu 120 Arpents gerechnet, die zugleich den Vortheil bieten: Salz, Prairieheu, Fische, Wasservögel und anderes Wild in der Nähe zu haben. — Kein Fluß Unter-Canada's, der St. Lorenz ausgenommen, bietet so viele Bayen und Buchten, als der Saguenay, und alle gewähren, mehr oder minder, gute Anker- und Landeplätze für Schiffe. Anchoring Ground ist eine schöne Bay 6 Meilen unterhalb des Rivière Belle Fleur, ist vor den West- und Südwest-Winden geschützt, und bietet auf 25 bis 40 Faden guten Ankergrund. — Anse à la Barque, an der Südseite des Flusses, 2 Meilen von dessen Mündung ein guter Landeplatz für Boote. — Anse des Femmes, in welche der Rivière des Femmes mündet, und dessen Ufer sich in konischer Form 400 bis 500 Fuß erheben. — Baie à l'Aviron, ein guter Hafen, la Trinité gegenüber. — Baie à la Grosse Roche. — Baie des Echaffauds oder Basques, bei Pointe aux Bouleaux, vor deren Mündung zwei kleine Inseln liegen. — Baie des Foins, ein wenig unterhalb des Posten von Tadoussac, wird, da die Ufergebirge sich hier etwas zurückgezogen haben, von einem flachen Wiesenlande umgeben. — Baie des Rochers, vor deren Eingang sich ein gefährliches Felsenreef hinzieht, und in welche ein kleiner Strom mündet, welcher die umgebenden Gebirge durchbricht. — Baie du Rude, ein sehr guter Hafen. — Big Rock Cove, St. Stephans Cove gegenüber, ein guter Hafen für Seeschiffe. — Descente des Femmes, unter 48° 22′ 9″ nördl. Br. und 70° 11′ westl. L., 42 Meilen oberhalb Tadoussac, an der Nordseite des Flusses; die Fluth steigt hier 17 Fuß. — Ha-Ha-Bay oder Bai des Has, von den Indianern Heskuewaska genannt, 7 Leagues unterhalb Chicoutimi, bildet ein Basin von $2^1/_2$ Leagues Breite, und erstreckt sich auf der Südseite des Flusses 7 bis 9 Meilen ins Land; der Ankergrund ist sehr gut und variirt von 15 bis 35 Faden. Das Land in der Nachbarschaft ist von vorzüglicher Güte, und die Bay wird von ausgedehnten Prairies begränzt, durch welche die beiden von Norden kommenden Flüsse Wipuscool und Vasigamenké der Bay zuströmen. — Hay Cove oder Anse aux Foins, ein wenig oberhalb Ottapeminche Cove, bietet wie der letztere einen guten Hafen für Schooner. — Paddle Cove, an der Südseite des Flusses, Trinity gegenüber. — Little Paddle Cove, 3 Meilen oberhalb der vorigen, ein guter Hafen für Boote. — Passé Pierre, 3 Leagues von Tadoussac, ein guter von Nordwest- und Südwest-Winden geschützter Hafen für Schooner, ist zugleich eine treffliche Fischerstation; ihr gegenüber liegen einige kleine Eilande. — Pelletiers Bay, an einem Platze, welcher the Portage genannt wird; der Saguenay ist hier 2 Meilen breit; an der Westseite der Bay liegen zwei kleine Inseln, und an der Nordost-Seite mündet der Pelletier. — St. Catherines Cove, in der Mündung des Flusses, in welcher 50 Schiffe vor allen Winden, den West ausgenommen, gesichert liegen können.

St. Johns Bay, an der Südseite des Flusses, 9 Meilen vom Rivière St.

Marguerite und 21 von Tadouſſac; iſt an der Mündung 3 Meilen breit und hat landeinwärts eine Tiefe von 2 Meilen; im weſtlichen Theile der Bay liegt eine kleine Inſel, und in deren Nähe iſt der beſte und ſicherſte Ankerplatz: die Ufer, welche allmählig zu dem Flußgebirge aufſteigen, bieten, bis eine League zurück, gute Weiden und reiches Ackerland; der Boden beſteht größtentheils aus grauem und blauem Mergel, und 16 bis 18 Meilen landeinwärts ſind bedeutende Striche Zuckerahornland. — St. Marguerite-Bay, an der Nordſeite des Fluſſes, mit einem Felſenreef vor der Mündung. — St. Stephens Cove, 2 Leagues von La Boule und 3 von Tadouſſac, iſt 1½ Meile weit, und hat eine Lachsfiſcherei. — Tadouſſac, ſchöner Hafen an der Nordoſtſeite der Mündung, unter 48° 6′ 44″ nördl. Br. und 69° 13′ weſtl. L., in welchem die Fluth 21 Fuß ſteigt. — Es iſt hier ein Handelspoſten angelegt, der aus 9 Waarenniederlagen, dem Poſthauſe und einer Kapelle beſteht. — Trinity Bay, 14 Meilen unterhalb Cap à l'Eſt, iſt 1 Meile breit, erſtreckt ſich 1½ Meile landeinwärts und iſt von hohen Felſen umgeben; dieſe Bay iſt bei allen Winden ein ſicherer Hafen und hat von 10 bis 30 Faden Waſſertiefe; in der Nähe iſt kulturbares Land, und die Umgegend iſt reich an Holz. — Die bewohnteſten Stellen des Kantons liegen zwiſchen dem Saguenay und der Oſtgränze von Montmorency, und ſind:

Les Eboulemens, Seigneurie am St. Lorenz, zwiſchen Le Gouffre und Murray Bay; hat eine Fronte von 3 und eine Tiefe von 2 Leagues, und erhielt ſeinen Namen nach einigen Naturerſcheinungen, von denen wir nur unbeſtimmte Nachrichten haben: Nach Charlevoix ſollen im Jahre 1663 Erderſchütterungen durch ganz Canada, von Labrador bis St. Pauls Bay, gefühlt worden, nach Andern aber ein Theil des Landes vor jener Zeit ſchon Erdbeben unterworfen geweſen ſeyn; Jacques Cartier ſoll auf ſeiner erſten Reiſe den St. Lorenz hinaufgeſegelt ſeyn, ohne irgend eine Unterbrechung ſeiner Fahrt zu finden, auf ſeiner zweiten Reiſe aber, wo er denſelben Cours verfolgte, zwiſchen der Inſel aux Coudres und dem Norden, durch eine bedeutende renversement des Terres aufgehalten worden und dieſe Landveränderung ſeit jener Zeit den Namen Grande Pointe des Eboulemens führen. — Dieſer Theil der Küſte iſt auch noch neuerer Zeit Erdbeben unterworfen; im Januar 1737 ſpaltete ſich die Erde in mehren Plätzen und die Schornſteine der Häuſer ſtürzten durch die Erſchütterung ein; im Winter 1791 hielten die Erdſtöße 40 Tage an, doch ohne beſondern Schaden zu machen, und noch jetzt werden bei plötzlichem Witterungswechſel einzelne Stöße geſpürt, im Winter aber bedeutender als im Sommer. — Beide Seiten der großen Pointe des Eboulemens, welche faſt eine Inſel von 14 □Arpents bildet, werden von zwei großen Creeks beſtrichen, in welche viele kleine Flüſſe ſich ergießen und welche zu Zeiten der Fluth hinlängliche Tiefe haben, um Schiffe von 100 Tonnen in ſich aufnehmen zu können. Die Oberfläche des Landes iſt bergig; Hügelreihen ſteigen terraſſenförmig hinter einander auf und gehen im Norden der Seigneurie in 1.800 Fuß hohe Gebirge über. Das Land iſt in die Conzeſſionen Godefroi, Dorothee, St. Joſeph und St. George geſchieden, iſt zum größten Theil gut angebaut, hat freundliche, von Baumgruppen umgebene Häuſer, und gewährt vom St. Lorenz aus eine maleriſche Anſicht. Der Boden iſt von vorzüglicher Güte, gewährt reiche Ernten und wird durch die im Norden liegenden Gebirge vor den Einflüſſen des rauhen Nordwinds geſchützt. — Die zwiſchen den Hügelketten liegenden Thäler ſind außerordentlich reich; das Thal, in welchem die Dörfer St. Joſeph und St. Godefroi liegen, hat an der einen Seite eine große Kirche und zum wenigſten 3 Leagues im Umfange. — Die Seigneurie wird durch die Flüßchen du Moulin, du Mouton, de l'Egliſe und du Cap aux Oies bewäſſert und von mehren Straßen durchſchnitten, allgemein wird aber der Mangel einer guten nach Quebec führenden

Straße empfunden, denn während 6 Monaten, wo die Schifffahrt geschlossen ist, hört alle Communikation mit Quebec und andern Theilen des Landes auf. In den längs der Küste liegenden Bayen sind gute Fischerstationen, und die Fischerei und der Holzhandel beschäftigen Jahr aus Jahr ein 10 Schooner und 4 Schaluppen. — In der Seigneurie sind bis jetzt 284 Farms von 24.607 Arpents, und unvergeben liegen noch 17.729 Arpents des besten Landes. Die Seigneurie umfaßt das Kirchspiel Notre Dame de Bon Secours und zählt 1.632 Einwohner.

Isle aux Coudres, Seigneurie und Insel am St. Lorenz, 2 Meilen von dem nördlichen Ufer entfernt und der St. Pauls Bay gegenüber, ist 5 Meilen lang, 66 Arpents breit und hat einen Umfang von 5 Leagues. Die Insel ist durchaus flach und hat nur in der Mitte einen etwas aufsteigenden Grund, ist in 400 Landgüter (Farms) geschieden, die in zwei Divisionen getrennt werden, von denen die westliche Côte du Cap à la Branche, die östliche Côte de la Baleine genannt wird, und hat überall einen guten leichten Boden, ist durchaus in Kultur und hat am Rivière Rouge eine Mahlmühle. Die Kirche ist auf der Südseite der Insel, die Wohnungen der Ansiedler aber sind alle an der Straße, welche sich rings um die Insel zieht. — Zahl der Einwohner 652.

Mille Vaches, Seigneurie in der Nähe des Flusses Portneuf, am St. Lorenz, 10 Leagues unterhalb der Mündung des Saguenay, von 3 Leagues Fronte und 4 Leagues Tiefe.

Mount Murray, eine britische Verwilligung en fief et seigneurie, zieht sich von der Nordseite des River Malbay längs dem St. Lorenz bis zum Rivière Noire, hat eine Tiefe von 3 Leagues, und ist Eigenthum von Malcolm Frazer, Esq. — Die Seigneurie enthält im Verhältniß ihrer Größe nur wenig angebautes Land: die Oberfläche ist gebirgig, in vielen Gegenden aber der Boden von vorzüglicher Güte; Waldung ist noch vorherrschend und Kiefern in besonderm Ueberfluß. Die bestkultivirtesten Ländereien ziehen sich 6 Meilen längs dem Ufer des Malbay; Frazers Niederlassung, nach der Seigneurie Mount Murray genannt, liegt an der Ostseite der Mündung der Bay, und wird von einem gut angebauten Landstrich umgeben. Mehre Creeks und Bäche durchströmen das Land und setzen 2 Mahl- und 6 Sägemühlen in Bewegung. — Die Bevölkerung beläuft sich auf 1.087 Seelen.

Murray Bay oder Malbay, ist die zweite britische Verwilligung, die en fief et seigneurie ausgegeben wurde, erstreckt sich längs dem St. Lorenz von Eboulemens bis zum Malbayfluß, hat 4 Leagues Fronte bei 3 Tiefe, und ist jetzt Eigenthum der Mistreß Nairn. — Die Ansiedelungen ziehen sich fast alle längs dem Malbayfluß, an welchem außer der Kirche, dem Pfarr- und Herrnhause mehre Mühlen errichtet sind. Der Boden ist gut, wird durch mehre Bäche durchschnitten und hat im Norden und Nordosten die Seen Nairn, Anthony und St. Marie. — Die Zahl der Einwohner beträgt 1.873. — Erderschütterungen sind hier, wie in Eboulemens, gewöhnliche Erscheinungen; sie wiederholen sich jährlich neun- bis zehnmal, sind im Januar und Februar am häufigsten, nehmen eine nordwestliche Richtung und bringen gewöhnlich eine Witterungsveränderung hervor.

Terra Firma de Mingan, auch nur Mingan genannt, Seigneurie am St. Lorenz, erstreckt sich von Cap Cormorant, längs der Nordküste des Kanals von Labrador bis zum Fluß Goynish, und fällt nur zum Theil in die Provinz Unter-Canada. — Das Land ist verschieden, noch nirgends angebaut und zum größten Theil auch wohl nicht zum Anbau geeignet. — Die unweit der Küste liegende Inselgruppe, die Mingan Islands genannt, ist vortheilhaft zur Fischerei gelegen und jetzt Eigenthum der Erben von Lalande und Jolliet. Auf einer der Inseln ist ein König-

licher Posten errichtet, und hat die Krone dafür dem Eigenthümer jährlich 500 Pf. St. zu entrichten.

Settringston, Ortschaft im Norden von Eboulemens und östlich vom Rivière du Gouffre, mit den Niederlassungen St. George, St. Urbain und St. Croix, welche von französischen Canadiern bewohnt werden. Unvergeben liegen noch 20.000 Acres.

Anticosti, Insel im Eingang des St. Lorenz, früher zu Labrador gehörend, durch eine Parliaments-Akte von 1825 aber zu Unter-Canada gezogen und dem Kanton Saguenay einverleibt, ist wegen ihres Umfanges, ihrer geographischen Lage und ihrer Wichtigkeit für Schiffer von besonderem Interesse, obgleich sie weder eine geschützte Bay noch einen Hafen bietet, in welchen Schiffe bei Ungemach und Stürmen sich bergen könnten, und sie nur zu häufig die Ursache Schauder erregender Schiffbrüche wurde. Die Insel, welche Sieur Jolliet im Jahre 1680 in Lehen erhielt, ist gegen 125 Meilen lang, 30 Meilen breit und umfaßt einen Flächenraum von 1.530.000 □Acres. Die Oberfläche ist im Allgemeinen niedrig und Boden und Holzwuchs von nur geringer Qualität. An der Nordseite der Insel ist das Ufer stellenweise mehr erhöht, und drei bemerkenswerthe Hügel unterbrechen die monotone Fläche; einer dieser Hügel ist dem kleinen Jupiter River gegenüber, ein zweiter im Rücken der Südwest-Point, und der dritte, Table Mountain genannt, am westlichen Ende der Insel. — Die Lage der einzelnen Punkte der Insel wurde, da man deren Wichtigkeit erkannte, von Seiten der Admiralität mit größter Genauigkeit bestimmt: West-Point liegt unter 49° 52′ 29″ nördl. Br. und 64° 36′ 54″ westl. L.; Variation 22° 55′ w.; — Ost-Point, 49° 8′ 30″ nördl. Br. und 61° 44′ 56″ 9 w.; Variation 24° 38′ w.; — Nord-Point 49° 57′ 38″ nördl. Br. und 64° 15′ 1″ 4 w., und Südwest-Point 49° 23′ N. und 63° 44′ W. Durch eine Akte der General-Versammlung wurden zwei Leuchtthürme auf der Insel errichtet, der eine an der Ost-, der andere an der Südwest-Point, und auf verschiedenen Punkten der Küste an entästeten Bäumen Segel-Direktionen angeschlagen, um Schiffer auf einige Punkte aufmerksam zu machen, in denen sie ihre Fahrzeuge bei plötzlich umsetzender Witterung bergen können. Der einzige Ankerplatz an der Küste ist Grand-Bay, zwischen Kap Henry und Kap Eagle, 2 Leagues südöstlich von dem westlichen Ende der Insel, wo vom Gouvernement einige Blockhäuser zum Schutz für Schiffbrüchige errichtet und Provisionen unter Aufsicht eines Herrn Delisle niedergelegt sind. Am Jupiter River, 2 Leagues westlich an der Süd-Point, ist ein Vorrathshaus unter Aufsicht eines Herrn Hamel, und ein drittes zu Fox Bay, 5 Leagues nordwestlich vom östlichen Ende der Insel, unter Hrn. Godin. — An verschiedenen hervortretenden Punkten der Küste sind Posten als Wegweiser errichtet, um Schiffbrüchigen die Richtung und Entfernung der Provisionsposten anzugeben. — Die drei genannten Herren sind die einzigen Bewohner der Insel.

III. Der Distrikt Three Rivers oder Trois Rivières,

wird im Nordwesten vom Hudsonsbay-Territorium, im Nordosten vom Distrikt Quebec, im Südosten und Süden von New Hampshire, dem Connecticut-Fluß und Vermont, und im Südwesten und Westen vom Distrikt Montreal begränzt und vom St. Lorenz durchschnitten. Die Oberfläche des Landes im Norden des St. Lorenz ist in der Nähe des Flusses flach und eben, weiter landeinwärts aber nimmt das Land einen gebirgigen Charakter an und ähnelt dem District Quebec. Südlich vom St. Lorenz setzt die Ebene fort bis zu den Ortschaften in der Nachbarschaft von Ascot, wo sich das Land wellenförmig erhebt und endlich im Süden in Gebirge übergeht. Der Boden in diesem Theil des Distrikts ist ausgezeichnet; an den Ufern der verschiedenen Flüsse aber und in der Nähe des St. Lorenz ist der Boden leicht und sandig. Nördlich vom St. Lorenz ist der

Boden durchaus leicht und ſandig, deſſen ungeachtet aber für Kultur ſehr empfänglich, weiter im Innern aber ſtreng und ſteinig. — Der Diſtrikt wird von mehren Straßen durchſchnitten, im Norden des Fluſſes erſtrecken ſich dieſelben nirgends über 5 bis 6 Leagues landeinwärts, im Süden aber ziehen ſich dieſelben bis zur Südgränze der Provinz und verzweigen ſich in die ſüdlichen Ortſchaften. Die alten Niederlaſſungen oder Seigneurien dieſes Diſtrikts erſtrecken ſich längs beiden Seiten des St. Lorenz und an den Hauptflüſſen des Landes aufwärts. Die Ortſchaften liegen größtentheils in der ſüdlichen Sektion und ziehen ſich von der Provinzgränze nach Norden. Neuerer Zeit bilden die Ortſchaften den Diſtrikt St. Francis. — Die einzige Stadt des Diſtrikts iſt Three Rivers oder Trois Rivières, nach welcher der Diſtrikt benannt wurde; außerdem liegen aber mehre Dörfer im Lande zerſtreut: Machiche und Rivière du Loup an der Nord-, und Nicolet an der Südſeite des St. Lorenz, und Sherbrooke und Stanſtead in den Ortſchaften. — Der Diſtrikt iſt vorzüglich bewäſſert; die bedeutendſten Flüſſe und Seen ſind:

Flüſſe

im Norden des St. Lorenz:	im Süden des St. Lorenz:
St. Maurice, und ſeine Zweige,	St. Francis, und ſeine Zweige,
Batiscan,	Nicolet,
Champlain,	Becancour,
Du Loup, der große und kleine,	Gentilly, und der
Maskinongé,	Yamaska.
Machiche,	

Seen

im Norden des St. Lorenz:	im Süden des St. Lorenz:
O'Cananſhing,	Nicolet,
Matawin,	St. Francis, zum Theil,
Goldfinch,	Megantic,
Shaſawataiata,	St. Paul,
Montalagooſe,	Outardes,
Oskelanaio,	Back Lake,
Croßways,	Connecticut,
Perchaudes,	Weedow,
Black Beaver,	Scaswaninepus, zum Theil, und der
Bewildered,	St. Peter.

Der Diſtrikt Three Rivers umfaßt einen Flächenraum von 15.823 □Meilen, enthält eine Bevölkerung von 56.570 Seelen, und wird in 6 Kantons, 25 Seigneurien, 9 Fiefs und 53 Ortſchaften (Townships) geſchieden, und zwar:

Kanton.	Seigneurie.	Fief.	Ortſchaft.	Kanton.	Seigneurie.	Fief.	Ortſchaft.
Champlain, mit .	5	—	1	St. Maurice, mit	8	5	3
Drummond . .	—	—	19	Sherbrooke . . .	—	—	28
Nicolet	4	4	2	Yamaska	8	—	—

1. Der Kanton Champlain.

Dieſer Kanton liegt im Norden des St. Lorenz, wird im Nordweſten von dem Hudſonsbay-Territorium, im Nordoſten von Portneuf, im Südoſten vom St. Lorenz und im Südweſten von St. Maurice begränzt, und hat von Südoſten nach Nordweſten eine Länge von 66, von Südweſten nach Nordoſten eine Breite von 23 Meilen. Der Flächenraum umfaßt 783 □Meilen oder 501.120 Acres. — Die Mitte der Fronte

am St. Lorenz liegt unter 46° 28′ nördl. Br. und 73° 17′ 30″ westl. L. — Nach der Gränzakte begreift der Kanton die Seigneurien Batiscan, Cap de la Magdelaine, Champlain und Zusatz, St. Anne und Zusatz, und St. Maurice, die Ortschaft Radnor, und die Inseln du Large, St. Marguerite und St. Ignace, umfaßt fünf Kirchspiele und enthält als Hauptort das Dorf St. Anne. Das Land in der Nähe des St. Lorenz ist eben und hat leichten Boden, nach dem Innern zu aber erhöht sich der Boden, wird von Hügelketten durchzogen, ist strenger, gleichwohl aber zum Anbau geeignet. Der Kanton ist trefflich bewässert, und wird vom Batiscan, dem St. Maurice, dem Champlain, dem St. Anne und mehren kleineren Flüssen und einer Menge größerer und kleinerer Seen durchschnitten, hat eine Bevölkerung von 7.300 Seelen, worunter 6.863 Katholiken, 5 Kirchen, 24 Schulen, 2 Dörfer, 6 Wirthshäuser, 15 Branntweinschenken, 7 Mahlmühlen, 31 Sägemühlen, 2 Walkmühlen, 2 Krämpelmaschinen, 6 Gerbereien und 2 Pott- und Perlaschsiedereien; 912 Familien sind im Landbau beschäftigt, 45 mit Handwerken und Künsten, und 18 im Handel.

Batiscan, Seigneurie am St. Lorenz, zwischen Champlain im Südwesten und St. Marie und dem Zusatz von St. Anne im Nordosten, hat eine Fronte von 2 und eine Tiefe von 20 Leagues, war früher Eigenthum der Jesuiten, ist aber nach deren Erlöschen wieder an die Krone gefallen. Die Seigneurie enthält die drei Kirchspiele St. Stanislas de Batiscan, St. François und St. Geneviève, wird vom Champlain und Batiscan durchströmt, und hat am östlichen Ufer des letztern, 6 Meilen oberhalb dessen Mündung, das gleichnamige Eisenwerk. — Die Fronte ist 2 bis 3 Meilen landeinwärts und für mehr als 5 Meilen an beiden Ufern des Batiscan gut angebaut; das Innere ist noch wenig bekannt, soll aber treffliche Waldungen enthalten. — Bevölkerung 2.669 Seelen.

Cap de la Magdelaine, Seigneurie am St. Lorenz, im Südwesten von Champlain, früher ebenfalls Eigenthum der Jesuiten, hat, wie die vorige, 2 Leagues Fronte und eine Tiefe von 20 Leagues; 17.707 Arpents Land sind bereits vergeben, doch nur zum Theil in Kultur gesetzt. Das Innere des Landes, im Norden der Hytos Rapids des St. Maurice, ist gebirgig und größtentheils noch unbekannt, der Süden ist flach, doch nur am St. Lorenz und dem östlichen Ufer des St. Maurice bis zu den Fällen von Gabelle hinauf, angebaut. Eine einzige Straße zieht sich längs dem St. Lorenz, und wird durch eine über den St. Maurice führende Fähre mit der Stadt Three Rivers verbunden; an dieser Straße steht die von mehren Häusern umgebene Kirche Cap de la Magdelaine. In der Mündung des St. Maurice liegen die zur Seigneurie gehörenden Inseln Bellerive, Cochon, St. Christophe, La Croix und l'Abri, welche theils mit Holz bewachsen sind, theils als Grasland benutzt werden. — Die Zahl der Einwohner beläuft sich au 572 Seelen.

Champlain und Zusatz, Seigneurie am St. Lorenz, zwischen Cap de la Magdelaine und Batiscan, hat 1½ League Fronte und 4 Leagues Tiefe, wird von dem kleinen Champlain und mehren Bächen bewässert und ist jetzt Eigenthum der Herren Munro und Poole. Der dritte Theil des Landes ist angebaut; der Boden ist ein gelber mit Sand gemischter Lehm, im Nordwesten ist derselbe strenger, aber besser, und vorzüglich zum Flachsbau geeignet. — Das Dorf und die Kirche Champlain liegen an der Quebec-Straße am St. Lorenz. — Das Dorf Hayotte am Champlain. — Bevölkerung der Seigneurie 755.

St. Anne und Zusatz, Seigneurie am St. Lorenz, zwischen dem Kanton Port neuf im Nordosten und St. Marie und Batiscan im Südwesten, hat am St. Lorenz eine Fronte von 1 League, im Nordwesten aber eine Breite von 2 Leagues und mit

den drei Zusätzen eine Tiefe von 7½ League. Die Fronte ist so niedrig, daß sie im Frühjahr vom St. Lorenz überschwemmt wird, eine Unannehmlichkeit, die reichlich durch den üppigen Graswuchs wieder ersetzt wird. Der Boden der ganzen Seigneurie ist durchaus fruchtbar; 300 Landplätze (Farms) sind unter Kultur, doch nur erst ein kleiner Theil der Zusätze ist unter den Pflug genommen, sondern ruht als herrliche, gut bestandene Waldung. — Der Batiscan und St. Anne, zwei große Ströme, und mehre unbedeutende, wässern das Land; an der Ostseite des Letztern, nahe am St. Lorenz, liegt das Dorf St. Anne, mit 40 Häusern, 1 Kirche, 1 Kapelle, mehre Kaufläden und 1 Postamt; vor demselben liegen in der Mündung des St. Anne die Inseln St. Ignace, St. Marguerite, du Large und du Sable, welche flach sind und auf denen schöne Weiden und freundliche Haine lieblich abwechseln. — Die Seigneurie zählt 2.436 Einwohner.

St. Marie, kleine Seigneurie am St. Lorenz, zwischen St. Anne und Batiscan, hat nur ¾ League Breite und nicht mehr als ½ League Tiefe, und ist jetzt Eigenthum des Herrn Boisvert. Die ganze Seigneurie ist angebaut, und namentlich ziehen sich längs dem St. Anne die schönsten Pflanzungen.

Radnor, Ortschaft im Nordwesten von Champlain, zwischen Batiscan und Cap de la Magdelaine, hat 1½ League Fronte und 16 Leagues Tiefe, ist uneben und gebirgig, wird vom St. Maurice, dem Batiscan, Rat River und Metinac bewässert, und hat unterhalb des 47° nördl. Br. am östlichen Ufer des St. Maurice die beiden hohen Berge l'Oiseau und Mount Caribou. — Das Land ist noch nirgends angebaut.

2. Der Kanton Drummond,

im Süden des St. Lorenz, wird im Norden von Yamaska, Nicolet und Lotbiniere, im Osten von Megantic, im Süden von Sherbrooke und im Westen von Shefford begränzt, hat eine Länge von 66 und eine Breite von 47½ Meile, und umfaßt einen Flächenraum von 1.674 □Meilen oder 1.081.360 Acres. — Das Centrum des Kantons liegt unter 46° 0′ nördl. Br. und 72° 0′ westl. L. — Die Oberfläche des Landes ist sehr abwechselnd, und ein bedeutender Theil des Landes sumpfige Niederung. — Die Hauptflüsse sind: der Becancour, der im Norden zum Theil die Gränze von Nicolet bildet; die verschiedenen Zweige des Nicolet, welche den östlichen Theil wässern, und der St. Francis im Westen, längs dessen Ufern die Hauptstraßen des Landes sich hinziehen. — Die Straßen sind, so weit sie bewohnte Ortschaften durchschneiden, in guter Ordnung, in unangebauten Theilen des Landes hingegen, wo es schwer hält, sie in gutem Zustande zu erhalten, kaum zu passiren. — Der Kanton zählt 3.566 Einwohner, worunter 2.063 Katholiken, 905 Episkopalen, 244 Anhänger der schottischen Kirche, 160 Methodisten, 84 Presbyterianer und 35 Baptisten; 3.060 Personen sind im Landbau beschäftigt, 230 treiben Handel und der Rest verschiedene Gewerbe. — Schulen zählt man im Kanton 10, Kirchen 2, und außerdem 7 Wirthshäuser, 6 Branntweinschenken, 5 Mahl- und 10 Sägemühlen, 1 Krämpelmaschine, 1 Walkmühle, 1 Papiermühle, 4 Gerbereien und 8 Pott- und Perlaschsiedereien. — Seigneurien finden sich in diesem Kanton nicht, dagegen die Ortschaften (Townships): Acton, Arthabaska, Aston und Zusatz, Bulstrode, Chester, Durham, Ham, Horton, Grantham, Kingsey, Simpson, Stanfold, Tingwick, Upton, Warwick, Wendover, Wickham, Wolfstown und Wotton.

Acton, im Südwesten des Kantons, an der Gränze von Shefford, ist erst zur Hälfte vermessen und ausgegeben, doch noch nirgends angesiedelt; das Land ist flach,

zum Theil sumpfige Niederung, und wird von zwei Armen des Yamaska bewässert. — Unvergeben liegen, ausschließlich der Kron-Reservationen, 9.372 Acres.

Arthabaska, im Osten zwischen Chester und Stanfold, wird vom Nicolet und Becancour durchschnitten, ist noch nirgends angesiedelt und hat noch 15.600 Acres unvergebene Ländereien.

Aston und Zusatz, im Norden des Kantons, am Becancour, hat reichen Boden, bietet am Becancour und Rivière Blanche, welche die Ortschaften bewässern, herrliche Landschaften, ist bereits vermessen und zum Theil ausgegeben, aber nur erst in den Frontreihen angesiedelt. — Eine Straße durchzieht das Land, in welchem noch 26.352 Acres unvergeben liegen.

Bulstrode, im Osten der vorigen, flach und mit vielen Sümpfen und Marschen untermischt, hat guten Boden und auf den trockenen Strichen treffliche Waldung, wird vom Hauptarm des Nicolet durchschnitten, und hat am Becancour, der Ortschaft Blandford gegenüber, eine Niederlassung von 40 Seelen.

Chester (St. Francis), zwischen Arthabaska im Nordwesten und Wolfstown im Südosten, hat vorzüglich guten Boden, wird von den Hauptzweigen des Nicolet und Rivière Blanche bewässert und von Craig's Road, der besten Straße des Südens, durchschnitten. Das Land ist zum größten Theil vergeben, aber nur erst wenige Pflanzungen an der Straße angebaut. — Zahl der Einwohner 42.

Durham (St. Francis), an der Westseite des St. Francis, im Südosten von Wickham; hat reichen Boden, ausgezeichnete Waldungen und wird durch eine Menge kleiner Ströme bewässert. — Die Abenaqui-Indianer der Seigneurie St. François besitzen in dieser Ortschaft 8.150 Acres Land. — Längs dem St. Francis zieht sich die Drummondville-Straße nach Süden und hat rechts und links gut angebaute Farms. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 500, die der Sägemühlen auf 5.

Ham (St. Francis), zwischen Wotton im Südwesten und Wolfstown im Nordosten, hat vortrefflichen Boden, ist im Süden hügelig und mit Waldung bedeckt, hat im Osten den See Nicolet, der $2^1/_2$ Meilen lang und 1 Meile breit ist und mehre Inseln trägt, und entwickelt in diesem Theil des Landes einen höchst romantischen Charakter. Der Nicoletfluß, welcher aus dem See abfließt und nach Nordwesten strömt, hat malerische Ufer und in der Nähe herrliche Pflanzungen. — Unvergeben liegen noch 18.500 Acres.

Horton, zwischen Wendover im Nordwesten und Warwick im Südosten. — Dieser kleine irreguläre Trakt ist ganz vermessen und der Miliz verwilligt, bis jetzt aber hat sich erst eine Familie angesiedelt. Das Land bietet guten Boden und wird vom Nicolet durchschnitten.

Grantham, an der Westseite des St. Francis, zwischen Upton im Nordwesten und Wickham im Südosten, ist eine der reichsten Ortschaften des Kantons. — Am St. Francis ist der Boden hoch und wird durch mehre Bäche durchbrochen; in der Nachbarschaft des Flusses wird viel Eisenerz gefunden, und ausgedehnte natürliche Wiesen, die ein vortreffliches Heu liefern, ziehen sich nach Südwesten und werden hin und wieder von hochstämmigen Hainen durchbrochen. Eine Menge Straßen durchschneiden die Ortschaft, in welcher schon 9 Conzessionsreihen theilweise angebaut sind. — Brücken sind mehre über den St. Francis angelegt, und 3 Mahl- und 8 Sägemühlen sind an ihm und seinen Zuflüssen errichtet. — Drummondville, Dorf an der Westseite des St. Francis, 1816 gegründet, 1826 durch Feuer zerstört, aber vom Neuen wieder aufgebaut, zählt gegen 40 Häuser, 2 Kirchen und 3 Schulen, treibt bedeutenden Getraide-, Pott- und Perlaschhandel mit Sorel und den benachbarten Ortschaften, und wird durch die von Quebec nach Boston führende Poststraße durchschnitten. — Zahl der Einwohner der Ortschaft 700.

Kingsey (St. Francis), an der Oſtſeite des St. Francis und im Südoſten von Simpſon, hat an der Frontſeite und nach Südoſten zu vortrefflichen Boden mit reicher Waldung von Buchen, Birken, Ahorn, Butternüſſen und Eichen, nach Simpſon und Warwick zu zwar ſumpfige Niederung aber mit Cedern und Tannen bedeckt. Der ſüdweſtliche Arm des Nicolet und mehre kleine Zuflüſſe durchſtrömen die Ortſchaft und haben an ihren Ufern einige Anſiedler, die meiſten und beſten Pflanzungen aber ſind in der Fronte, längs der am St. Francis hinführenden Straße. — Die Bevölkerung beläuft ſich im Ganzen auf 398 Seelen. — Unvergeben liegen noch 12,100 Acres.

Simpſon, ebenfalls an der Oſtſeite des St. Francis und im Nordweſten der vorigen, iſt durchaus flache Ebene mit einigen Sümpfen, hat reichen fetten Boden und iſt den Offizieren und Freiwilligen der Canadiſchen Miliz verwilligt, welche während der Belagerung von Quebec 1775—1776 dienten. — Mehre Zweige des Nicolet, welche gute Mühlſitze bieten, und verſchiedene Bäche, die dem St. Francis zuſtrömen, bewäſſern die Ortſchaft, welche von mehren Straßen durchſchnitten wird; trotz aller ſich bietenden Vortheile zählt die Ortſchaft bis jetzt nicht mehr als 47 Einwohner.

Stanfold, im Norden des Kantons, öſtlich von Bulſtrode, wird in der Fronte von Becancour, im Süden vom Rivière Blanche bewäſſert, iſt ſehr niedrig gelegen und außerordentlich ſumpfig, und bietet nur wenig kulturfähiges Land. — Die Hälfte der Ortſchaft iſt an Jenkin Williams verwilligt; unvergeben liegen noch 16.693 Acres.

Tingwick (St. Francis), zwiſchen Warwick im Nordweſten und Ham im Südoſten, wird durch zahlreiche dem Nicolet zufließende Ströme und Craig's Straße durchſchnitten, bietet vortreffliches Land, zählt aber bis jetzt erſt eine Bevölkerung von 104 Seelen. — Unvergeben liegen noch 2.270 Acres.

Upton, irreguläre Ortſchaft, welche ſich von der Gränze der Seigneurie de Ramzay nach dem St. Francis zieht, im Nordweſten von Grantham, iſt ein niederes, ſumpfiges, mit Tamarack und Cedern bedecktes Land, welches nur wenige anbauwerthe Plätze bietet; der Boden längs beiden Ufern des Ruiſſeau des Chênes iſt ziemlich gut angebaut und wird von einer gut unterhaltenen Straße durchſchnitten. Zahl der Einwohner 298.

Warwick, im Mittelpunkt des Kantons, nordöſtlich von Kingsey und Simpſon; ein armer unfruchtbarer Landſtrich, der, die drei erſten Reihen ausgenommen, ſich faſt nirgends zum Anbau eignet; rauh, gebrochen und ſumpfig iſt, ſonſt aber einen Ueberfluß von Spruce- und Schierlingstannen bietet. Im Frühjahr wird der größte Theil der Ortſchaft durch die verſchiedenen Zweige des Nicolet überſchwemmt.

Wendover, im Nordweſten von Simpſon, zwiſchen dem St. Francis im Südweſten und dem Nicolet im Nordoſten, wird vom nordweſtlichen Arm des letztern in der Mitte durchſchnitten, hat am St. Francis guten Boden, ſenkt ſich aber landeinwärts zu einem tiefen Sumpf, der ſich bis zur nordöſtlichen Gränze erſtreckt und im Frühjahr durch die verſchiedenen Arme des Nicolet überſchwemmt wird. — Das Land iſt dicht bewaldet, mehr als die Hälfte deſſelben iſt verwilligt; unvergeben liegen noch 11.657 Acres. — Zahl der Einwohner 57.

Wickham, an der Weſtſeite des St. Francis, zwiſchen Grantham und Durham; ein ebenes, im Südweſten ſumpfiges, mit Cedern bedecktes Land; nach der Fronte zu hebt ſich das Land und bietet guten Boden. Der größte Theil des Landes iſt vergeben, doch nur erſt ein kleiner Theil unter Kultur; unvergeben liegen noch 7.326 Acres. — Zahl der Einwohner 283.

Wolfstown (St. Francis), im Nordoſten von Ham und im Südoſten von Cheſter. — Die nordweſtliche Hälfte der Ortſchaft hat ziemlich guten Boden und treffliche Waldung, die ſüdöſtliche Hälfte iſt felſiges, unfruchtbares Land; mehre kleine em Nicolet zueilende Flüßchen durchſtrömen das Land; im Norden liegt der freund-

liche, von reichem Lande umgebene Moon-See. Die von Ireland nach dem Süden ziehende Dodswell-Straße durchschneidet die Ortschaft, in welcher sich erst 12 Familien angesiedelt haben. — Unvergeben liegen noch 22.300 Acres.

Wotton (St. Francis), im Südwesten von Ham, und von den Quellenwässern des Nicolet durchströmt.

3. Der Kanton Nicolet,

im Süden des St. Lorenz, wird im Nordosten von Lotbiniere, im Südosten und Süden von Drummond, im Südwesten von Yamaska und dem St. Peters-See, und im Nordwesten vom St. Lorenz begränzt, hat am letztern Flusse eine Fronte von 32½ Meile und landeinwärts eine Tiefe von 20 Meilen, und umfaßt einen Flächenraum von 487 (nach Bouchette 475) □Meilen, oder 311.680 Acres, von denen 150.682 vergeben, 53.710 Acres aber erst in Kultur genommen sind. Das Centrum des Kantons ist unter 46° 20′ nördl. Br. und 72° 17′ 30″ westl. L. — Die Oberfläche des Landes ist eben, und enthält, in vielen Plätzen, namentlich an den Ufern der Flüsse, einen leichten sandigen Boden; im Innern ist der Boden strenger, aber reicher. — Das Land wird durch die Flüsse Nicolet, Becancour und Gentilly nnd deren Zweige, und den See St. Paul bewässert, umschließt die Seigneurien Becancour, Gentilly, Levrard oder St. Pierre les Becquets, und Nicolet und Zusatz, die Fiefs Cournoyer, Dutord, Godefroi und Roquetaillade, die Ortschaften Blanford und Maddington und die Insel Moran, und enthält die fünf Kirchspiele Nicolet, St. Gregoire, Becancour, Gentilly und St. Pierre. — Die Hauptniederlassungen sind längs dem St. Lorenz, dem Nicolet, Becancour und Gentilly, und zu Seiten der das Land durchziehenden guten Straßen. — Einwohner zählt der Kanton 12.593, worunter 12.279 Katholiken; besitzt 2 Dörfer, 5 katholische und 1 Episkopalkirche und 28 Schulen, und enthält außerdem 14 Wirthshäuser, 9 Branntweinschenken, 11 Mahlmühlen, 31 Sägemühlen, 1 Krämpelmaschine, 6 Walkmühlen und 3 Pott- und Perlaschsiedereien; 1.425 Familien sind im Landbau beschäftigt, 19 im Handel und 98 in verschiedenen Gewerben.

Becancour, Seigneurie am St. Lorenz, zwischen den Fiefs Godefroi im Südwesten und Dutord im Nordosten, hat 2¼ League Fronte und 2 Leagues Tiefe; ist nach dem St. Lorenz zu flach und von vorzüglicher Güte, hat aber nur unbedeutenden Holzwuchs. Drei Viertel der Seigneurie ist in guter Kultur; der größte Theil der Landplätze ist schon vor 1759 verwilligt, und zahlt 1 Livre Tournois und einen Kapaun für jeden Arpent Fronte bei 30 Arpents Tiefe; die Habitans sind verpflichtet, ihr Getraide in der Bannmühle mahlen zu lassen, und der Seigneur hat beim Verkauf das droit de retrait. — Die besten Niederlassungen sind längs dem Ufer des St. Lorenz und zu beiden Seiten des Becancour und Blanche, außer welchen Flüssen die Seigneurie noch durch den Godefroi und die Seen St. Paul und aur Outardes bewässert wird. Mehre Straßen durchschneiden das Land und eine Fähre fährt nach Three Rivers hinüber. — Oberhalb der in der Mündung des Becancour liegenden Insel Dorval liegt an der Westseite des Flusses eine von der Regierung errichtete Hanfmühle. Die Kirche, das Pfarrhaus und einige Häuser, die zusammen ein kleines Dorf bilden, liegen am östlichen Ufer des Becancour, und in geringer Entfernung von demselben ein Dorf der Abenaqui-Indianer, welches aus einigen elenden Hütten besteht. Die Zahl der Einwohner der Seigneurie beträgt 2.752.

Gentilly, Seigneurie am St. Lorenz, zwischen Cournoyer im Südwesten und Levrard im Nordosten, hat 2½ League Fronte bei 2 Leagues Tiefe und ist jetzt Eigenthum der Herren de Lery. Die Fronte ist niedrig und erhebt sich wenig über den

St. Lorenz; weiter landeinwärts steigt der Boden ziemlich steil und senkt sich nach der südlichen Gränze zu allmählig wieder herab. Der Boden in der Fronte ist ein sandiger Lehm, im Innern eine strenge schwarze fruchtbare Dammerde. Die Hälfte der Seigneurie ist bereits in Kultur gesetzt; 2 Reihen von 30 Arpents Tiefe sind noch unvergeben.

Levrard oder St. Pierre des Becquets, auch Livraud genannt, Seigneurie im Nordosten des Kantons, hat 2 Leagues Fronte bei 4 Leagues Tiefe, ist aber, obgleich der Boden reich und fruchtbar ist, bis jetzt noch wenig angebaut, sondern ruht ganz zum größten Theil als herrliche Waldung, die durch den Rivière du Chêne und mehre kleine Flüsse bewässert wird. — Die beiden Frontreihen sind zum Theil in Kultur gesetzt, werden von einigen Straßen durchschnitten und haben die Kirche St. Pierre, das Pfarrhaus und eine Kapelle dicht am St. Lorenz an der sich längs dem Ufer hinziehenden Hauptstraße. — Einwohner 1.653.

Nicolet und Zusatz, Seigneurie am St. Lorenz und See St. Peter, im Südwesten des Kantons, von 2 Leagues Fronte bei 5 Leagues Tiefe, ist jetzt Eigenthum von Kenelm Connor Chandler, Esq. — Der Boden ist nicht vorzüglich, Industrie aber hat denselben stellenweise werthvoll gemacht. Nach dem See zu ist das Land arm und sandig, weiter im Innern jedoch strenger und besser, und zwischen den beiden Armen des Nicolet selbst fruchtbar. Drei Fünftel der Seigneurie sind unter Kultur und in 11 Conzessionsreihen geschieden, welche 850 Farms enthalten, von denen 400 ziemlich stark bevölkert sind. Die unvergebenen Ländereien liegen größtentheils als Waldung und könnten in 300 neue Farms ausgelegt werden. — Das Dorf Nicolet ist freundlich am Ufer des gleichnamigen Flusses, eine Meile oberhalb dessen Mündung, gelegen, zählt 100 größtentheils schön erbaute Häuser, 1 katholische Kirche, 1 Episkopalkirche und ein auf 200 Studenten berechnetes College. Die Umgegend ist sehr romantisch, und sowohl vom St. Peters-See als vom Lande aus gewährt Nicolet einen entzückenden Anblick. — Die Zahl der Einwohner der Seigneurie beläuft sich auf 4.000.

Cournoyer, Fief am St. Lorenz, im Südwesten von Gentilly, hat ½ League Fronte und 3 Leagues Tiefe, ziemlich guten Boden, und ist zu zwei Drittel gut angebaut.

Dutord, oder Linctot, Fief zwischen dem vorigen und der Seigneurie Becancour im Südwesten, ¾ League Fronte bei 3 Leagues Tiefe, hat vortrefflichen Boden und Waldung und ist jetzt Eigenthum des M. Bellefeuille.

Godefroi, Fief am St. Lorenz, zwischen Becancour im Nordosten und Roquetaillade im Nordwesten, hat ¾ Leagues Fronte und 3 Leagues Tiefe, enthält zum größten Theil werthvollen Boden, wird vom St. Marguerite und Godefroi bewässert und von mehren Straßen durchschnitten, und ist zu zwei Drittel bereits in Kultur gesetzt. — An der Ostseite der nach Süden führenden Straße steht die von mehren Häusern umgebene Kirche St. Gregoire.

Roquetaillade, Fief zwischen dem vorigen und Nicolet im Südwesten, hat ½ League Fronte bei 3 Leagues Tiefe, und ist im Boden und Holzwuchs Nicolet gleich.

Blandford, Ortschaft im Süden von Levrard und Gentilly, wurde 1823 errichtet und enthält 54.131 Acres. Das Land ist in 13 Conzessionsreihen ausgelegt und enthält 214 regelmäßige und 72 irreguläre Landplätze, ist im Allgemeinen flach und wird von Nordwesten nach Südwesten von einer kleinen Hügelkette durchzogen, die sich nirgends über 30—40 Fuß erhebt. — Die das Land durchziehenden Straßen sind in schlechter Ordnung und fast nur im Winter zu passiren; der Boden ist gut, bietet viele Savannen und einige gute Waldungen, und wird durch den Gentilly, kleinen du

Chêne und die Seen St. Louis, St. Eustache und mehre andere hinlänglich bewässert.

Maddington, Ortschaft im Westen der vorigen und südlich von Gentilly und Cournoyer, hat viele Savannen und einen vorzüglich guten, an manchen Stellen felsigen Boden. — Waldung ist noch vorherrschend, und auf den Höhen wird vorzügliches Nutzholz gefunden. — Die Ortschaft wird durch den Gentilly und Becancour bewässert, und der letztere, welcher von Südosten nach Nordwesten einen halben Bogen um dieselbe beschreibt, bietet verschiedene herrliche Mühlsitze. — Erst eine Niederlassung ist am Becancour, nach Blandford zu, eröffnet worden, welche (1834) 25 Einwohner zählte.

4. Der Kanton St. Maurice,

im Norden des St. Lorenz und St. Peters-See, zwischen Champlain im Nordosten und Berthier im Südwesten, hat von Südosten nach Nordwesten eine Länge von 240, von Südwesten nach Nordosten eine Breite von 28½ Meile, und umfaßt einen Flächenraum von 9.810 □Meilen, oder 6.078.400 Acres. Der Mittelpunkt der Fronte am See St. Peter ist unter 46° 17′ 30″ nördl. Br. und 72° 42′ 30″ westl. L. — Das Land längs dem St. Lorenz und mehre Leagues nach Innen ist flach und bietet leichten sandigen Boden; im Innern hebt sich das Land und wird von bedeutenden Berg- und Felsenketten durchzogen, durch welche der St. Maurice, der Maskinongé, du Loup, Grande und Petite Machiche, und andere kleine Ströme sich durchwinden; weit im Nordwesten breiten sich die Seen Kempt, Matawin und Shasawataisi aus, welche mit dem Rivière aux Lievres in Verbindung stehen, und im mittlern Theile des Landes führt der Matawinfluß die Wasser des Lake Bewildered und Indian Grave-Sees dem St. Maurice zu, während der schwarze Biber-See seinen Abfluß nach Süden sucht. — Die vorzüglichsten Niederlassungen sind in der Nachbarschaft des St. Lorenz und an den Ufern der oben genannten Flüsse; gut kultivirte Farms und freundliche Häuser ziehen sich längs der Poststraße, die von Three Rivers nach Westen führt, und die Flecken Point du Lac, Machiche und Rivière du Loup mit einander verbindet. — Der Kanton enthält die Seigneurien Grandpré, Grosbois oder Machiche, einen Theil von Lanaudiere, Maskinongé, Pointe du Lac, Rivière du Loup, St. Marguerite und St. Maurice, die Fiefs Carufel, Dumontier, Gatineau, St. Etienne und St. Jean, und die Ortschaften Carton, Hunterstown und New Glasgow, zählt 16.909 Einwohner, worunter 16.340 Katholiken, 1 Stadt, 6 Dörfer oder Flecken, 6 katholische und 2 protestantische Kirchen, 40 Schulen, 1 Kloster, 1 Gerichtshaus, 1 Gefängniß, 31 Wirthshäuser, 53 Branntweinschenken, 13 Mahlmühlen, 27 Sägemühlen, 3 Oelmühlen, 5 Krämpelmaschinen, 3 Walkmühlen, 22 Eisenwerke und 6 Pott- und Perlaschsiedereien; 1.732 Familien sind im Kanton mit dem Landbau beschäftigt; 68 leben vom Handel und 160 treiben verschiedene Gewerbe.

Grandpré oder Madrid, Seigneurie an der Nordseite des St. Pierre-Sees, zwischen Rivière du Loup im Südwesten und Groisbois und Dumontier im Nordosten, hat 1 League Fronte bei 3 Leagues Tiefe, und ist ein werthvoller, bis jetzt nur wenig angebauter Landstrich, welcher vom Rivière du Loup durchschnitten, von der gleichnamigen Seigneurie aber durch eine Irrung in der Verwilligung so in der Fronte gedeckt wird, daß die Seefronte von Grandpré sich in fast Nichts auflößt.

Grandbois oder Machiche, Seigneurie am St. Peter-See, zwischen Rivière du Loup und Grandpré im Südwesten und Gatineau im Nordosten, hat 1½ League Fronte bei 2 Leagues Tiefe, ist am See flache Niederung, geht aber weiter

nach Innen in gewelltes Land über; wird durch den Rivière du Loup und den großen und kleinen Machiche, über welche gute Brücken führen, bewässert und von mehren Straßen durchschnitten, ist zu drei Vierteln bereits ausgegeben und angebaut, und enthält längs den Straßen und Flüssen reiche Farms. — An der Ostseite der nach Quebec führenden Hauptstraße liegt das Dorf Machiche, von 40 Häusern, 1 Kirche und einigen Mühlen. — Die Seigneurie ist in zwei Kirchspiele geschieden: St. Anne de Yamachiche umfaßt die Fronte und die benachbarten Seigneurien Gatineau und Pointe du Lac, enthält 2 Dörfer, von denen das obengenannte mit der Kirche am kleinen Machiche, das andere, welches 30 Häuser zählt, am großen Machiche liegt, und zählt 3.396 Einwohner. — Das Kirchspiel St. Leon begreift den innern Theil von Grandbois und die Seigneurien Dumontier und Grandpré, und hat 1 Dorf, 1 Kirche und 1.792 Einwohner.

Lanaudiere, Seigneurie im Rücken von Carufel, liegt nur zur Hälfte in diesem Kanton und gehört zum größten Theil dem Kanton Berthier; umschließt den 4 Meilen langen und 1½ Meile breiten Maskinongé-See, welcher von reichem Marschlande umgeben ist, und wird durch den Maskinongé-Fluß, welcher herrliche Mühlsitze bietet, durchschnitten. Das vom See abwärts gelegene Land ist bergig und hat guten Boden. Nur der Fief Marie-Anne ist in dieser Seigneurie, welcher jetzt Eigenthum des Herrn T. Pothier ist, verwilligt und zum Theil in Kultur gebracht, und zählt 209 Einwohner und einige Sägemühlen.

Maskinongé, Seigneurie am St. Peter-See, im Südwesten des Kantons, hat 1½ League Fronte bei 2½ League Tiefe, bietet reichen, zum Hanf- und Flachsbau geeigneten Boden, und ist in der Fronte, wo sich üppige Marschen ausdehnen, im Frühjahr Ueberschwemmungen ausgesetzt, welche die Wiesenländereien befruchten. — Zwei Drittel des Landes sind in Kultur genommen und die besten Farms sind an den Ufern des Chenail du Nord, an beiden Seiten der Quebec-Straße und am östlichen Ufer des Maskinongé, über welchen eine Brücke führt; hier befindet sich auch die Kirche, das Pfarrhaus und eine Mahl- und Sägemühle. — In der Mündung des Maskinongé liegen 3 flache mit Holz bedeckte Inseln, und ihnen gegenüber, im südwestlichen Winkel der Seigneurie, der Fief Petit Bruno, welcher durch den Nord-Kanal des St. Lorenz von der Insel Dupas geschieden wird. — Zahl der Einwohner 3.770.

Pointe du Lac oder Tonnancour, Seigneurie am St. Peter und St. Lorenz, zwischen Gatineau im Südwesten und St. Marguerite und St. Maurice im Nordosten, enthält die Fiefs Normanville und Souvaget, hat 1½ League Fronte bei 2 Leagues Tiefe und ist jetzt Eigenthum der Madame Montour. — Der Boden ist zum größten Theil ein leichter rother mit Mergel gemischter Thon; die Fronte ist flache sandige Niederung, das Innere gewelltes hügeliges Land. Die ganze Seigneurie ist in 7 Reihen geschieden, von denen 3 durchaus, die vierte aber erst zum Theil in Kultur gesetzt ist. Alle vor 1759 ausgegebenen Ländereien zahlen einen Erbzins von 20 Sols für den Frontarpent und einen Kapaun. Das Land wird durch den kleinen Machiche, den Rivière du Sable, an welchem 2 Sägemühlen, den St. Charles, an welchem 1 Säge- und 1 große Mahlmühle, und den Rivière au Glaise, an welchem 1 Säge-, 1 Walk- und Krämpelmühle ist, gewässert; keiner von diesen Flüssen ist boot- oder schiffbar, doch sind an ihren Ufern gute Pflanzungen. — Die im Lande befindlichen Straßen sind in guter Ordnung, im besten Zustande aber die längs der Fronte sich hinziehende Quebec-Straße. Pointe du Lac selbst ist eine hervorspringende Landzunge, die den St. Peters-See im Osten begränzt; oberhalb derselben liegt an der Ostseite des gleichnamigen Flusses das Dorf

Pointe du Lac, mit der Kirche, dem Pfarrhause, mehren Waarenniederlagen und Wohnhäusern und ausgedehnten Mühlen. Zahl der Einwohner der Seigneurie 1.062.

Rivière du Loup, Seigneurie am St. Peter-See, zwischen Grandpré im Nordosten und dem Fief St. Jean im Südwesten, hat 1 League Fronte bei 4 Leagues Tiefe, und ist jetzt Eigenthum der Ursulinerinnen von Three Rivers. — Die Seigneurie übertrifft im Werthe wahrscheinlich jedes Eigenthum gleicher Größe in der Provinz, hat einen reichen Boden, ist im Allgemeinen flach, nach der Fronte zu sogar niedrig, und bietet daselbst die reichsten Gräsereien. Der große und kleine Rivière du Loup und mehre kleinere Ströme bewässern die Seigneurie hinlänglich, und verschiedene gute Straßen durchschneiden das Land nach jeder Richtung. An der Westseite des großen Rivière du Loup liegt das gleichnamige Dorf, welches außer der Kirche zwar nur 40 Häuser zählt, die Ansiedelungen längs beiden Seiten der Front-Straße sind aber so dicht bewohnt, daß die ganze Fronte ein einziges Dorf zu bilden scheint. Zahl der Einwohner der Seigneurie 3.740.

St. Marguerite, Seigneurie im Nordosten des Kantons, am St. Mauricefluß, und im Südwesten von Pointe du Lac begränzt, hat ¾ Leagues Fronte 1 League Tiefe, und in der unmittelbaren Nachbarschaft die früher den Jesuiten gehörenden Fiefs Boucherville, Labadie und Vieupont. Die Seigneurie hat einen leichten sandigen, gut kultivirten Boden, einige gute Waldungen und ist trefflich durch mehre kleine Ströme bewässert. — Das Kirchspiel Three Rivers, welches in dieser Seigneurie liegt, umfaßt die Stadt Three Rivers und die oben angegebenen Fiefs; die Stadt, welche an der Mündung des St. Maurice liegt, erhielt ihren Namen nach drei Kanälen, in welche der Fluß durch zwei Inseln geschieden wird. Hinsichtlich ihres Alters ist Three Rivers oder Trois Rivières die zweite Ansiedelung in der Provinz, und in der Mitte zwischen Quebec und Montreal gelegen; die Stadt bedeckt gegen 400 Acres und hat längs dem St. Lorenz eine Fronte von 1.300 Yards, zählt 550 Häuser und hat eine Bevölkerung von 3.500 Seelen. — Als Hafen ist Three Rivers herrlich gelegen, da die größten Schiffe hierher gelangen können, der St. Maurice aber ist für große Schiffe gar nicht und für Schaluppen nur einige Leagues aufwärts schiffbar. Die Stadt hat enge, winkelige Straßen, 1 katholische und 1 anglikanische Kirche, 1 Ursuliner-Kloster, welches 1677 gegründet wurde und auf 1 Aebtissin und 24 Nonnen berechnet ist, welche die weibliche Erziehung leiten und dem Hospitale vorstehen; 1 altes Kloster der Recollecten, welches jetzt als Pulver-Magazin benutzt wird; 1 Gerichtshaus, 1 Gefängniß, mehre Mühlen, Pott- und Perlaschsiedereien, 3 Brauereien, einige Schiffsbauhöfe, in welchen die Rinder-Kanoes der Nordwest- und Hudsonsbay-Compagnie gebaut werden, und eine große Anzahl von Kaufläden und Waarenlagern. Die Seigneurie zählt außer der Stadt 2.627, das Weichbild 483 Einwohner und 1 katholische Kirche. In der Nähe der Stadt ist eine Eisenschmelze und ein Hammerwerk, welche das in der Nachbarschaft gegrabene Eisen verarbeiten und den größten Theil der umliegenden Gegend mit eisernen Geräthschaften versorgen.

St. Maurice, Seigneurie am gleichnamigen Fluß, zwischen St. Marguerite im Südosten und St. Etienne im Nordwesten, hat 1 League Fronte bei 1½ League Tiefe, wurde den 6. April 1740 mit den königlichen Domainen vereinigt und den 13. desselben Monats den Hammergewerken (Company of the Forges) verwilligt, zugleich aber auch ein Stück Land von 3 Leagues Tiefe und 2 Leagues Breite unter dem Namen St. Etienne, und später ein gleich großer Landstrich, als Hammerländereien beigefügt. Das Ganze ist Eigenthum der Krone, jetzt aber an die Herren Munro und Bell auf 21 Jahre für den jährlichen Pachtzins von 500 Pf. St. ausgegeben. Der Boden ist leicht und sandig und ruht auf einem Untergrund von Thon und

Mergel. Die Oberfläche ist gewellt, abwechselnd steigend und fallend; in den niedern Theilen sind einige mit Cedern und Schierlingstannen bedeckte Sümpfe. St. Etienne und die Hammerländer steigen im Nordwesten in Bergketten auf und haben in vielen Plätzen eine reiche schwarze Dammerde. — Der Fief St. Etienne ist in verschiedene Abtheilungen oder Côtés geschieden, die den Namen Rouge, de Grand Pont, Croche, Turcotte, de 14 Arpents und St. Jean führen, durchaus mit Wald bestanden sind, einige Holzwirthschaften (Pineries) besitzen, die treffliches Mast- und Bauholz liefern, und hatte früher Eisenerz in Menge, was jetzt nur noch in einzelnen zurückliegenden Gegenden gefunden wird. — Kalkstein- und graue Marmorbrüche sind am Ufer des St. Maurice, in der Nähe der Fälle von Gros und unterhalb der von Gabelle eröffnet. Die Eisenwerke von St. Maurice sind in einem romantischen Thale, an der Vereinigung eines kleinen Stromes mit dem St. Maurice, 8 Meilen oberhalb Three Rivers gelegen, und beschäftigen gegen 300 Menschen. Nur ein unbedeutender Theil des großen 80 □Meilen umfassenden Landstrichs ist in Kultur gesetzt, da der Zwang, welchen die Pächter der Hammerwerke über die Verwilligung ausüben konnten, die Ansiedler verhinderte, sich hier niederzulassen. Vielfache Klagen wurden in der General-Versammlung der Provinz geführt, daß ein so bedeutender fruchtbarer Landstrich, um jährlicher Einnahme von 500 Pf., der Betriebsamkeit fleißiger Landleute entzogen werden sollte, nur um Feuermaterial für ein Eisenwerk zu sichern, das den Pächtern herbeizuschaffen mehr kostete, als die Ansiedler gefordert haben würden, wenn sie es selbst nach dem Hammer geliefert hätten. Die Stadt Three Rivers verlor am Meisten dabei, denn statt daß die Bewohnerzahl der Umgegend sich naturgemäß vermehren konnte, war die heranwachsende ansiedelungslustige Generation stets genöthigt, in weite Fernen zu ziehen, um diesen Zweck zu erreichen, und das reiche, im Rücken einer vielversprechenden Stadt gelegene Land blieb eine Einöde, die Niemandem als einer Gesellschaft von Pächtern Nutzen gewährte, und so groß war die Eifersucht derselben, daß sie nicht einmaldas Anzapfen der Ahornbäume im Frühjahr gestatten wollten; ein Verbot, das übrigens durch Lord Dalhousie aufgehoben wurde, und seit dieser Zeit wird alle Frühjahr das Land, bis 7 Leagues oberhalb Three Rivers, von Zuckersiedern durchzogen, die jährlich von 300.000 bis 500.000 Pfund Ahornzucker erzeugen, und so eine Quelle des natürlichen Reichthums der Provinz benutzen, ohne der Allgemeinheit zu schaden.

Carufel, Fief im Rücken von Maskinongé, hat 144 Arpents Fronte bei 2 Leagues Tiefe, guten reichen Boden und treffliche Kieferwaldungen, deren Holz dem Maskinongéfluß hinabgeflößt wird. Drei Straßen durchziehen das Land vom Norden nach Süden, theilen dasselbe in fünf Reihen, welche 230 gut kultivirte Farms enthalten, und umschließen im Nordosten den kleinen Fief Marie-Anne, welcher das Bannrecht über Carufel ausübt. — An dem Maskinongé, welcher das Land nach seiner Länge durchschneidet, an dem Ruisseau de Luniere und du Bois Blanc sind mehre Mahl- und Sägemühlen errichtet und in verschiedenen Theilen des Landes Kalksteinbrüche eröffnet und Kalköfen aufgebaut. — 9.000 Acres gutes Land liegen noch unvergeben. — Eigenthümer des Fiefs ist L. A. Duchesnay, Esq.

Dumontier, Fief im Nordwesten von Grosbois, zwischen Gatineau und Grandpré, hat 1½ League Breite bei 3 Leagues Tiefe, wird durch den Rivière du Loup und den Grande Rivière Machiche durchströmt, und hat an diesen einige Ansiedelungen.

Gatineau und Zusatz, Fief am St. Lorenz, zwischen Grosbois und Pointe du Lac, hat ¾ Leagues Fronte bei 5½ League Tiefe, enthält einen leichtern Boden als die benachbarten Seigneurien, ist aber eben so fruchtbar, und wird durch die beiden Machiche bewässert, längs deren Ufern sich blühende Niederlassungen hinziehen.

St. Jean und Zusatz, Fief zwischen Rivière du Loup und Maskinongé, hat

¾ Leagues Fronte bei 3 Leagues Tiefe, und ist Eigenthum der Ursulinerinnen von Three Rivers. Das Land ist zum größten Theil angebaut, der Zusatz, welcher 1 League Tiefe hat, aber ist meistens mit Wald bestanden.

Carton, Ortschaft im Norden von St. Etienne und Gatineau, hat bis jetzt nur wenig Ansiedler, obgleich eine große Anzahl Acres den Offizieren und Freiwilligen der Miliz verwilligt wurde, welche während des letzten amerikanischen Krieges gedient hatten. Die Ortschaft ist überflüssig durch eine Menge von Flüssen und Seen bewässert, von denen unter den erstern der Machiche, Rivière du Loup und Shawenegan, unter den letztern der O'Cananshing und Lac des Perchaudes die bedeutendsten sind. — Das Land ist gut bewaldet, hat trefflichen Boden, und verspricht, so wie Straßen eröffnet werden, schnell in Aufnahme zu kommen.

Hunterstown, Ortschaft im Westen der vorigen und im Norden von Rivière du Loup, Grandpré und Dumontier, hat, als Ackerland betrachtet, nur wenig Werth, da ein fortgesetztes Felsenlager sich unter der dünnen Erdoberfläche hinzieht und nach der nordwestlichen Gränze zu in gebrochenes steinigtes Land und endlich in eine Felsenkette übergeht. — Kiefern, Fichten, Ahorn, Cedern und Schierlingstannen sind im Ueberfluß vorhanden, und deren Benutzung dürfte durch den Rivière du Loup, welcher die Ortschaft durchströmt, leicht einen Absatzweg nach dem St. Lorenz finden. Einige kleine Seen liegen in der Ortschaft zerstreut. — Ansiedler sind bis jetzt wenige vorhanden, und Mr. John Jones, welchem im Jahre 1800 24.620 Acres verwilligt wurden, ist der gegenwärtige Eigenthümer des Landes.

New Glasgow, kleine Niederlassung, zwischen Hunterstown und Grandpré, am Rivière du Loup.

6. Der Kanton Sherbrooke.

Dieser Kanton liegt im Südosten des Distrikts, wird im Osten von Megantic und Beauce, im Süden von den Staaten New Hampshire und Vermont, im Westen von Stanstead und Shefford, und im Norden von Drummond begränzt, umfaßt den größten Theil des Distrikts St. Francis, und enthält die Ortschaften: Ascott, Auckland, Brompton, Bury, Chesham, Clifton, Clinton, Compton, Croydon, Ditton, Drayton, Dudswell, Eaton, Emberton, Garthby, Hampden, Hereford, Lingwick, Marston, Melbourne, Newport, Orford, Shipton, Stoke, Stratford, Weedon, Westbury, Whitton und Windsor. — Der Kanton hat eine Länge von 68 und eine Breite von 57½ Meile, und bedeckt einen Flächenraum von 2.786 □Meilen, oder 1.783.040 Acres, von denen erst 113.816 in Besitz genommen, hiervon aber nicht mehr als 41.113 Acres in Kultur gesetzt sind. Der Mittelpunkt des Landes, Westbury, am St. Francis, ist unter 45° 30′ 15″ nördl. Br. und 71° 35′ 15″ westl. L. — Die Ansicht des Landes in der Nachbarschaft von Eaton und weiter östlich ist im Allgemeinen eben oder sanft gewellt, bis zu dem Landrücken, welcher sich nach den Quellen des Connecticut hinunterzieht; im Westen, in der Nachbarschaft von Orford, ist das Land uneben und gebrochen, und zeigt mehre Hochland-Ketten. Boden und Holzwuchs sind im Allgemeinen von vorzüglicher Qualität, und das Land besitzt Vortheile aller Art, die nur Lokalität und Straßen zu geben vermögen, längs denen man in allen Theilen schöne und blühende neue Niederlassungen findet. Zahllose Flüsse und Seen bewässern das Land, und unter den erstern sind der St. Francis, der Magog, der Coaticook, Salmon, Connecticut, der Perry, Indian, Hull und Leech, unter den letztern die Weedon Lakes, die Orford Lakes, welche einen Theil der Connecticut-Seen ausmachen, der Megantic, der Scaswaninipus, der St. Francis und Back Lake die bedeutendsten sind.

— Einwohner zählt der Kanton 7.104, unter denen 1.101 Episkopalen, 420 Anhänger der schottischen Kirche, 747 Katholiken, 172 Methodisten, 200 Presbyterianer, 153 Baptisten und 4.354 von andern Religionsparteien, enthält mehre Flecken und Dörfer, worunter das Dorf Sherbrooke der Hauptort des Kantons und Sitz des Distrikts St. Francis, 39 Schulen, 10 Wirthshäuser, 10 Branntweinschenken, 16 Mahlmühlen, 31 Sägemühlen, 4 Krämpelmaschinen, 4 Walkmühlen, 1 Triphammerwerk, 7 Brennereien, 11 Pottasch- und 11 Perlaschsiedereien und 2 Gerbereien; 908 Familien sind im Landbau beschäftigt, 135 treiben Handel und 89 sind mit verschiedenen Handwerken und Künsten beschäftigt.

Ascott, sehr vortheilhaft gelegene Ortschaft an der Gabel (forks) des St. Francis, und im Norden von Stoke, im Osten von Eaton, im Süden von Hatley und Compton, und im Westen von Orford begränzt, mit vorzüglich gutem Boden und trefflichem Holzwuchs, wird durch den großen St. Francis in einem nach Norden geöffneten Bogen durchzogen, und durch den Magog mit dem Memphramagog-See, durch den Salmon und mehre andere Zuflüsse mit dem Tomesobi-See verbunden. Drei gute Straßen durchziehen das Land; die Ansiedelungen an demselben und den Flüssen wurden nach einem großen Plane begonnen, und Factoreien, Mahl- und Sägemühlen an allen geeigneten Wassern angelegt. An den Forks des St. Francis und am Fuße der großen Fälle sind Hyatt's Mills, eine bedeutende Mühlenanlage und werthvolles Eigenthum des Herrn Gilbert Hyatt, welchem, mit einigen Theilnehmern, die Ortschaft ursprünglich verwilligt wurde, und welcher jetzt noch der größte Landbesitzer ist. Eine Eisen- und Schwefel-Mine von großer Mächtigkeit hat man auf einer Pflanzung bei Sherbrooke entdeckt, und eine Mineralquelle im Mittelpunkt der Ortschaft. Die Kultur des Bodens hat sich ungemein gehoben, der Hanfbau kommt mit jedem Jahre mehr in Aufnahme, und eben so der Anbau der Kartoffeln, die größtentheils zum Branntweinbrennen benutzt werden. Die Einwohner, deren die Ortschaft 1.155 Seelen zählt, sind größtentheils, wie die der benachbarten Ortschaften, Amerikaner aus den Staaten, ein industriöses gedeihliches Volk, die den Landbau besser zu betreiben wissen, als die Canadier, und denen es im Landroden und Klaren kein Volk der Erde gleich thut; 125 Familien sind im Landbau beschäftigt, haben 18.392 Acres in Besitz genommen, und 5.746 davon schon in Kultur gebracht; 34 Familien treiben Handel, und der Rest sind Handwerker und Künstler. — Sherbrooke, Flecken und Hauptort des Kantons, liegt an der Mündung des Magog in den St. Francis, auf beiden Ufern des letztern, und wird durch eine Brücke verbunden; enthält gegen 75 Häuser, 2 Kirchen mit Thürmen, von denen eine den Episkopalen, die andere den Katholiken; 1 Methodisten-Bethaus, das Courthause des Distrikts, 1 Gefängniß, die Landschreiberei (County register office), 1 Postamt, 2 Druckereien, in denen 2 wöchentliche Zeitungen erscheinen; 1 große Wollen-Manufactur, 2 Sägemühlen, 1 Mahlmühle und mehre Wirthshäuser, Kaufläden und Waarenniederlagen. — Belvidere, herrlich gelegenes Dorf unweit des vorigen, und Residenz des ehrenwerthen W. B. Felton, eines der größten Landbesitzer dieses und der benachbarten Ortschaften. — Lennorville, 3 Meilen von Sherbrooke, an der Mündung des Massawippi mit dem St. Francis, mit 20 Häusern, 1 Kirche mit Thurm, 1 Postamt, 2 Wirthshäusern, mehren Kaufläden und 150 Einwohnern. Schulen sind in der Ortschaft 5 errichtet, welche 265 Schüler zählen.

Auckland, neue Ortschaft im Süden des Kantons, zwischen Clisten im Westen und Emberton im Osten, ist uneben und theilweise gebirgig, hat zwischen inne einige Sümpfe, auf ebenen Stellen aber guten Boden; die nördliche Hälfte der Ortschaft ist vergeben, aber noch nicht angesiedelt; eine Straße ist noch nirgends eröffnet, ein

indianischer Fußpfad aber zieht sich von hier nach dem Chaudière. Unvergeben liegen noch 20.900 Acres.

Brompton, irreguläre Ortschaft im Westen des Kantons, an der Westseite des St. Francis und im Norden von Ascott und Orford, ist im nördlichen Theile und längs dem Flusse von trefflicher Qualität, im Süden aber uneben, rauh und felsig; hat am St. Francis mehre blühende Niederlassungen; zählt 248 Einwohner, und hat, da erst 4.061 Acres Land vergeben sind, noch eine Menge trefflicher unvergebener Ländereien. — Am St. Francis sind die großen und kleinen Brompton-Fälle, welche unterhalb herrliche Mühlplätze bieten.

Bury, neue Ortschaft in der Mitte des Kantons, im Südosten von Dudswell, von welcher erst der vierte Theil vermessen ist; der Boden ist ziemlich gut; die Waldungen enthalten Birken, Butternüsse, Buchen und Ahorn, und werden durch mehre kleine Ströme durchschnitten. Eine Straße, die sich bei Kemp's Brücke an die Craig's Road anschließen und bis zum Staat Vermont fortgeführt werden soll, ist bereits ausgelegt und mit Meilensteinen bezeichnet. — Unvergeben liegen noch 18.638 Acres.

Chesham, projektirte Ortschaft im Süden von Marston.

Clifton, Ortschaft im Süden von Eaton, zwischen Auckland im Osten und Compton im Westen, ist bergig und durchbrochen, hat aber guten Boden und Holzwuchs und zählt 83 Einwohner. Die Niederlassungen liegen in der zweiten und dritten Reihe, an der nach Eaton führenden Straße, und im nordwestlichen Winkel der Ortschaft am Salmon River; — 1.601 Acres sind bis jetzt erst in Besitz genommen, vergeben aber ist der größte Theil des Landes.

Clinton, ein kleiner Landstrich am südlichen Ende des Megantic-Sees und im Norden von Marston, im Westen von Chesham begränzt, hat nur den vierten Theil der Größe einer gewöhnlichen Ortschaft, wird durch den Arnold und andere dem See zuströmende kleine Flüßchen bewässert, hat vorzüglich reichen Boden und üppige Wiesenländereien, und ist auf den Höhen gut mit Wald bestanden. Ansiedelungen haben noch nirgends begonnen.

Compton, bis jetzt die bevölkertste Ortschaft des Kantons, liegt im Süden von Ascott und westlich von Clifton, wird von mehren Straßen durchschnitten, ist sanft gewellt, herrlich bewaldet, und bietet durch den Coaticook, welcher mit dem Tomefobi-See und St. Francis kommunizirt, und den dem letztern zuströmenden Moose, treffliche Wasserverbindungen. Die Ortschaft wurde bereits 1802 errichtet, wo an Jesse Pennoyer, Esq., und seine Gefährten 26.460 Acres verwilligt wurden; ein Theil dieses Landes wurde schnell angesiedelt und gehört jetzt zum reichsten der Ortschaft; 1810 wurden dem Baronet Sir Rob. S. Milnes 13.110 Acres verwilligt, und auch von diesen sind bereits verschiedene Plätze in trefflicher Kultur. — Zahl der Einwohner 1.510, von denen 208 Familien mit Landbau, 22 Familien mit dem Handel beschäftigt sind; 10 Schulen, 3 Wirthshäuser, 3 Mahl- und 4 Sägemühlen. — Compton, Dorf mit 30 Häusern, 1 Postamt, 1 Kirche, mehren Kaufläden und 9 Handwerkern.

Croydon, projectirte Ortschaft.

Ditton, Ortschaft zwischen Chesham im Osten und Newport im Westen, ist vermessen, aber noch nirgends angesiedelt, wird von einem indianischen Fußpfad durchzogen, und hat im allgemeinen guten, dicht bewaldeten Boden. Unvergeben liegen 33.000 Acres.

Drayton, neue Ortschaft im Osten von Hereford und südlich von Auckland, ist noch nicht vermessen und ausgelegt, auch noch keine Landverwilligung ausgegeben, dessen ungeachtet haben sich am Indian Stream und dem Connecticut einige 20 amerikanische Familien unter Dr. Taylor angesiedelt, die zwar keine Grundbriefe

beſitzen, ſich aber auf eine 1792 erſchienene Proclamation des damaligen Gouverneurs, Sir Aburey Clarke, berufen, und dadurch mit einem der Hauptpuncte des Gränzſtreites zwiſchen der Union und Canada beſtätigen. — Die Ortſchaft iſt bergig, hat aber reichen Boden, und wird durch den Indian Stream, Hall's Stream, und den Back Lake hinlänglich bewäſſert.

Dudswell, Ortſchaft im Norden vom Stoke und Bury, hat 242 Anſiedler, und bis zur ſechsten Reihe gutes ebenes Ackerland, geht von da aber in bedeutendes auf den Gipfel abgeflachtes holzfreies Gebirge über, welches ſich nach Wotton zieht, und den Namen Bald Mountain führt. Der St. Francis und mehre ſeiner Zuflüſſe bewäſſern das Land, welches von einer guten, den ganzen Kanton durchziehenden Straße, der „Dudswell Road" durchſchnitten wird; 5.299 Acres Land ſind erſt in Beſitz genommen, 1.105 Acres davon in Kultur geſetzt, und unvergeben liegen noch 18.663 Acres.

Eaton, Ortſchaft im Oſten von Ascott; die weſtliche Hälfte derſelben, welche im Jahre 1800 an Joſiah Sawyer und Andere verwilligt wurde, iſt zum größten Theil angeſiedelt und enthält werthvolle Pflanzungen; der nordweſtliche Theil iſt flach und ſumpfig, der übrige Theil hügelig und von mehren Strömen durchſchnitten; der Boden iſt größtentheils ſteinig und mit Sand gemiſcht, und große Granit- und andere Felſenmaſſen von verglastem Anſehen brechen überall zu Tage aus, oder liegen auf der Oberfläche zerſtreut umher. — Die Waldungen ſind vorzüglich gut beſtanden, und beſchäftigen mehre Sägemühlen. Am Eaton River, dem Hauptſtrom der Ortſchaft, ſind mehre herrliche noch nicht benutzte Mühlſitze. — Die Ortſchaft, welche 985 Einwohner zählt, iſt in zwei Kirchſpiele geſchieden, St. Peter im Norden und St. Paul im Süden, in dem erſtern iſt das Dorf Cookſhire, mit 25 Häuſern und 1 Kirche, im letztern Eaton Corner, mit 15 Häuſern, 1 Kirche, 1 Poſtamt und 1 Wirthshaus. — 18.680 Acres ſind bis jetzt vergeben, 12.026 bereits in Kultur geſetzt, und unvergeben liegen noch 3.100 Acres.

Emberton, neue Ortſchaft im Oſten von Auckland, und durch den Margalloway bewäſſert.

Garthby, projectirte Ortſchaft im Nordoſten von Weedon, wird durch den See St. Francis in zwei Theile geſchieden, und durch den St. Francis-Fluß durchſtrömt.

Hampden, neue Ortſchaft zwiſchen Marston, Ditton, Lingwick und Bury; ein irregulärer Landſtrich.

Hereford, Ortſchaft im Süden des Kantons, weſtlich von Drayton, hat eine unebene, durchbrochene Oberfläche, und geht nach dem Connecticutfluß zu in Gebirge über. Der größte Theil enthält gutes Land, iſt im Süden theilweiſe angeſiedelt, und hat am Hall's Stream 16, am Leech Stream 10 Familien, 1 Mahl- und 2 Sägemühlen, und 171 Einwohner; 3.273 Acres ſind, obgleich die ſüdliche Hälfte der Ortſchaft ſchon 1.800 vergeben wurde, erſt in Beſitz genommen, und von dieſen 1.012 Acres in Kultur geſetzt; 16.200 Acres liegen noch unvergeben. Mehre Straßen durchziehen das Land von Norden nach Süden, von denen die über Cliſton nach Eaton führende, in der fünften und ſechsten Reihe, den Hereford Mountain, einen hohen Berg umzieht.

Lingwick, Ortſchaft im Südoſten von Weedon, iſt erſt zur Hälfte vermeſſen, wird durch mehre, dem St. Francis zuſtrömenden, Flüſſe bewäſſert, hat guten Boden und Holzwuchs, iſt zum Theil vergeben, noch nirgends aber eine Anſiedelung eröffnet.

Marston, Ortſchaft an der Weſtſeite des Megantic-Sees, iſt ganz vermeſſen, zum vierten Theile bereits verwilligt, nirgends aber bis jetzt eine Niederlaſſung ge-

gründet. Das Land ist irregulär, hügelig und theilweise steinigt, der Boden zum größten Theile gut, und in manchen Lagen zum Hanf und Flachsbau geeignet. In der Nähe des Megantic sind ausgedehnte, mit Baumgruppen untermischte Wiesen, und die Scenerie in dieser Gegend ist äußerst malerisch. — Unvergeben liegen noch 43.996 Acres.

Melbourne, Ortschaft an der Südwestseite des St. Francis, im Norden von Brompton; ein herrlich reiches, gut mit Ahorn, Buchen und Kiefern bewaldetes Land, welches von mehren kleinen Strömen durchflossen wird, mehre große Ansiedelungen bietet, 864 Einwohner zählt, und von zwei guten Straßen durchschnitten wird; 12.817 Acres, von denen erst 4.153 in Kultur gesetzt, sind bis jetzt in Besitz genommen, die südliche Hälfte der Caldwell'schen Verwilligung liegt aber noch, trotz des guten Bodens, als reizende Wildniß. — Die Ortschaft besitzt 1 Kirche, 1 Wirthshaus, 2 Mahl- und 6 Sägemühlen.

Newport Ortschaft zwischen Eaton und Ditton, wird vom North River und Newport River durchschnitten, ist uneben und sanft gewellt, hat guten Boden, und selbst die sumpfigen Niederungen sind zum Anbau vortheilhaft gelegen. Verschiedene Straßen sind bereits eröffnet, doch sind dieselben in schlechtem Zustande und verbinden nur nothdürftig die Ansiedelungen der 22 zerstreut liegenden Familien, die 120 Seelen zählen. — Eine Schwarzblei-Mine ist entdeckt worden und verspricht gute Ausbeute; Dachschiefer aber findet man in Menge in allen Theilen der Ortschaft. — Unvergeben liegen noch 15.000 Acres.

Orford, im Westen von Ascott, eine rauhe gebirgige Ortschaft mit geringem Boden, welche mehre große Seen im Innern hat, und vom Magog River und verschiedenen kleinen Strömen durchschnitten wird. — Am Magog und längs dem St. Francis sind mehre gut gelegene Ansiedelungen und eine Sägemühle; 1.429 Acres sind erst in Besitz genommen; unvergeben liegen noch 29.403 Acres. — Einwohnerzahl 230.

Shipton, eine der besten Ortschaften des Kantons, im Norden von Melbourne und Windsor, auf der Nordost-Seite des St. Francis, welcher, wie der das Innere durchströmende Nicolet, von hier an bis zum St. Lorenz für Flachboote schiffbar ist. Die Ortschaft wird in Fronte und Rücken (Front and Back) geschieden, von denen die Fronte alles Land zwischen dem St. Francis und der achten Reihe, der Rücken aber die ersten acht Reihen enthält. Das Land ist in allen Theilen gleich gut, ist sanft gewellt und mit großem Fleiße angebaut. Die Farms liegen am St. Francis, Nicolet und den andern die Ortschaft durchschneidenden Strömen zerstreut, und gewähren reiche Erndten. — Shipton zählt 1.313 Einwohner, von denen 131 Familien sich mit Landbau, 19 Familien mit Handel beschäftigen; 18.086 Acres sind bereits in Besitz genommen, 5.215 in Kultur gesetzt, unvergeben liegen noch 18.000 Acres; zwei gute Straßen durchschneiden das Land, und mehre Vicinalwege verbinden die zerstreut liegenden Pflanzungen. — Richmond, Dorf am St. Francis, wo Craig's Straße denselben kreuzt, mit 80 Einwohnern, 12 Häusern, 3 Kaufläden, 2 Wirthshäusern, 2 Gerbereien, 1 Säge- und Mahlmühle und einer bedeutenden Pottaschsiederei. — Interior Village, im Rücken von Shipton, an der Craig's Straße, 11 Meilen vom vorigen, mit 50 Einwohnern, 10 Häusern, einigen Mühlen und mehren Pottaschsiedereien.

Stoke, an der Ostseite des St. Francis, im Norden von Ascott, mit vorzüglich reichem Lande und guter Waldung; der größte Theil der Ortschaft wurde bereits im Jahre 1804 vergeben, blieb aber bis zu den letzten Jahren unbeachtet liegen; erst 5 Familien haben sich am St. Francis angesiedelt. Unvergeben liegen noch 7.000 Acres.

Stratford, projectirte Ortschaft im Nordosten von Lingwick und südöstlich von

Garthby, wird von mehren dem St. Francis zufließenden Strömen bewässert, hat im Innern einen See, und im westlichen Winkel einen Berg von bedeutendem Umfange.

Weedon, Ortschaft im Südwesten von Garthby, ein bergigtes Land mit größtentheils gutem Boden, hat in der Mitte den großen Weedon-See, durch welchen der St. Francis strömt, und wird im Westen von der Dudswell-Straße durchschnitten. Ansiedelungen haben noch nicht begonnen. — Unvergeben liegen noch 32.700 Acres.

Westbury, eine kleine, außer den gewöhnlichen Reservationen nur 12.262 Acres haltende Ortschaft, welche vom St. Francis durchströmt wird, erst 67 Einwohner zählt, von Stoke, Bury und Eaton eingeschlossen wird, und im Westen herrliche Ansiedelungsplätze gewährt, im Osten aber rauhen, unebenen und sumpfigen Boden hat. — Die Ortschaft wurde bereits 1804 verwilligt, und ist jetzt Eigenthum des Sir John Caldwell.

Whitton, projectirte Ortschaft zwischen Adstock, Stratford und Gayhurst.

Windsor, Ortschaft an der Ostseite des St. Francis, zwischen Shipton und Stoke, ein vorzüglicher Landstrich, mit reichem gewelltem Boden und trefflicher Waldung, hier und da einigen flachen leicht trocken zu legenden Sümpfen. Trotz der Vortheile, welche diese Ortschaft bietet, ist sie nur spärlich angesiedelt, und zählt nicht mehr als 151 Einwohner, 1 Mahl- und 2 Sägemühlen. Das ganze Land wurde den Offizieren und Privaten der canadischen Miliz, welche in den Jahren 1775 und 1776 gedient hatten; für ihre Leistungen verwilligt, doch kaum einige machten davon Gebrauch, verkauften ihre Ansprüche um eine Wenigkeit, und kümmerten sich nicht im geringsten um das werthvolle ihnen zugesprochene Land, von welchem bis jetzt erst 3.225 Acres in Besitz genommen, und davon 830 in Kultur gesetzt sind.

6. Der Kanton Yamaska,

im Norden vom St. Lorenz und dem St. Peter-See, im Osten von Nicolet, im Süden von Drummond, und im Westen von Richelieu begränzt, hat von Osten nach Westen eine Länge von 21, von Norden nach Süden eine Breite von 15 Meilen, und umfaßt einen Flächenraum von 283 □Meilen oder 181.120 Acres, von denen 99.462 in Besitz genommen, 41.086 Acres aber in Kultur gesetzt sind. Das Centrum des Kantons ist unter 46° 0′ nördl. Br. und 72° 41′ 20″ westl. L. — Die Oberfläche des Landes ist im Allgemeinen eben, der Boden von vorzüglicher Qualität, und in vielen Gegenden des Innern mit gutem Holze bedeckt. Die Fronte längs dem St. Peters-See, meist ausgedehnte werthvolle Wiesenländer, wird von vielen Straßen durchschnitten, an welchen reiche blühende Niederlassungen liegen. Der Kanton ist herrlich bewässert, und hat vom Westen an den Yamaska, den St. Francis, Rivière David, und den Südwest-Arm des Nicolet, nebst einer großen Menge kleiner Bäche und Creeks, umfaßt die Seigneurien Baie St. Antoine oder Febvre, Bourgmarie (Ost-), Courval, Deguir, Lussaudiere, Pierreville, St. François und Yamaska, und zählt 9.496 Einwohner, worunter 9.394 Katholiken; enthält außer zwei Dörfern die indianischen Dörfer St. François und St. Antoine, 3 katholische Kirchen, 20 Schulen, 10 Wirthshäuser, 19 Branntweinschenken, 10 Mahlmühlen, 5 Sägemühlen, 2 Krämpelmaschinen und 3 Walkmühlen; 1.625 Familien beschäftigen sich mit dem Landbau, 19 mit dem Handel, und 58 treiben verschiedene Handwerke.

Baie St. Antoine oder Lefebvre, Seigneurie am St. Peters-See, und im Osten vom Nicolet begränzt, hat 2 Leagues Fronte und Tiefe, und ist jetzt Eigenthum des Herrn Leblanc; die Fronte ist unregelmäßig eingeschnitten und hat die Land-

zungen Longue Pointe, Pointe aux Pois und Pointe à la Garenne, welche sich weit in den See hinaus erstrecken, und zwischen denen zwei große Bayen, worunter die Baie du Febvre die bedeutendste ist, weit ins Land dringen; längs dem Ufer dieser Bayen ziehen sich ausgedehnte Marschen, die im Sommer herrliche Weiden gewähren. Zwischen diesen und der die Mitte durchziehenden Hauptstraße, an welcher das Dorf und die Kirche der Seigneurie liegen, ist das Land reich und vortrefflich, und steigt von da an allmählig immer höher, bis an die südliche Gränze. — Der Nicolet ist der einzige Strom von Bedeutung, welcher die Seigneurie durchzieht, und wegen Mangel an Wassermühlen hat man zu Windmühlen seine Zuflucht ergriffen. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 3.005 Seelen.

Ost-Bourgmarie, Seigneurie im Rücken der Seigneurie Yamaska, und im Westen vom Yamaskafluß begränzt, hat reichen Boden, eine Fronte von 50 Arpents, und eine Tiefe von 2 Leagues; das Innere des Landes durchwindet der River David, welcher eine Mahlmühle treibt. Die Kirche liegt am Yamaska, hat aber keinen eigenen Prediger. — Bevölkerung 375 Seelen.

Courval, Seigneurie im Rücken von Baie St. Antoine, von 2 Leagues Fronte bei 3 Leagues Tiefe; wird durch den westlichen Arm des Nicolet und dem St. Francis, an welchem die Kornmühle des Seigneurs steht, bewässert, von einer nach Süden führenden Straße durchschnitten, und ist nur erst zum kleinsten Theil in Kultur genommen.

Deguir, Seigneurie im Süden von St. Francis, zwischen Bourgmarie und Pierreville, hat 2 Leagues Fronte bei einer eben solchen Tiefe, zählt gegen 300 Ansiedler, wird durch den River David durchschnitten.

Lussaudiere, Seigneurie am St. Peters-See, zwischen Baie St. Antoine und St. François, umfaßt nur 1 □League, ist in der Fronte so niedrig, daß das Land öfters vom St. Peter überschwemmt wird, bietet aber daselbst reiche Weiden. Ein Drittel der Seigneurie ist in Kultur gesetzt; der Rest ist mit Holz bedeckt, welches aber nicht von besonderer Güte ist.

Pierreville, Seigneurie im Rücken von St. François, hat 1½ League Fronte bei 1 League Tiefe, wird vom St. Francis durchströmt, und hat an beiden Seiten dieses Flusses vortreffliches Land und gute Pflanzungen. Der Fluß treibt einige Mühlen und trägt drei mit werthvollem Holze bedeckte Inseln.

St. François, Seigneurie am See St. Peter, hat 1½ League Fronte und 2 Leagues Tiefe, und ist jetzt Eigenthum eines Hrn. Legendre und einiger Familien der Abenaqui-Indianer. Das Land wird vom St. Francis und einigen kleinen Strömen bewässert, ist nach dem See zu niedrig und Ueberschwemmungen ausgesetzt, hat aber zu beiden Seiten des Flusses sehr guten Boden und reiche Farms. In und vor der Mündung des St. Francis in den St. Peters-See liegen mehre zur Seigneurie gehörende Inseln; die größte derselben ist gegen 4 Meilen lang, zur Hälfte in Kultur gesetzt, und enthält die Kirche und das Pfarrhaus der Seigneurie. Beim Dorfe der Abenaquis kreuzt eine Fähre den St. Francis, und unterhält die Verbindung mit der nach William Henry führenden Straße. — Einwohnerzahl 2.938.

Yamaska, Seigneurie am See St. Peter, im Südwesten von St. François, hat 1½ League Fronte bei 3 Leagues Tiefe, und ist bereits zur Hälfte angebaut. Die verschiedenen Conzessionen, gegen 160 an der Zahl, liegen an beiden Seiten des Flusses Yamaska, am Petit Chenail und in den Côtes St. Louis und St. Catharine. Die Bay Lavalliere oder Yamaska erstreckt sich quer über die Fronte der Seigneurie nach Sorel hinein, und die Bay St. Francis macht östlich von derselben einen bedeutenden Einschnitt. Das Land in der unmittelbaren Nachbarschaft dieser Bayen ist niedrig und marschig, weiter davon geht es in treffliches Wiesenland

über, und weiter landeinwärts ist der Boden ausnehmend reich und vorzügliches Ackerland. — In der Fronte der Seigneurie sind die Inseln du Moine und aux Raisins, und in der Mündung des Yamaska die große Insel St. Jean, an deren obern Ende die große Dampfmühle des Herrn Buchanan sich befindet. — Unvergeben liegen noch gegen 300 Farms, jede 3 Arpents bei 30 Tiefe; alle sind vermessen, doch da bis jetzt noch keine Straße durch diese unvergebenen Ländereien führt, dürften wohl noch Jahre vergehen, ehe dieselben in Besitz genommen werden. — Eigenthümer der Seigneurie J. M. de Tonnancour. — Einwohnerzahl 2.935.

IV. Der District Gaspé.

Dieser District bildet die östlichste Spitze der Provinz Unter-Canada, und eine Halbinsel, die im Norden und Osten von dem Fluß und Golf St. Lorenz, im Süden von der Bay Chaleurs und Neu-Braunschweig (New Brunswick), und im Westen vom District Quebec begränzt wird, sich zwischen dem 47° 18′ und 49° 12′ nördl. Br. und 64° 12′ bis 67° 53′ westl. L. ausbreitet, und eine Tiefe von 200, eine Breite von 80 Meilen längs dem St. Lorenz hat, einen Flächenraum von 7.389 □ Meilen umfaßt, und außer den in der Nähe liegenden Inseln 2 Kantons, 1 Seigneurie, 6 Fiefs und 10 Ortschaften in sich begreift. Das Land ist im Allgemeinen von vorzüglicher Güte, hat einen Ueberfluß an herrlicher Waldung aller Art, und fast unerschöpfliche Pineries oder Schiffbauholzhöfe, welche mit den bedeutenden Stockfisch- und Lachsfischereien, die Hauptstapelartikel des Landes liefern. — Der ganze District ist merkwürdig gut durch zahllose Flüsse bewässert, die im Gebirge längs dem St. Lorenz entspringen, und nach allen Richtungen, zu der Bay Chaleurs und dem Golf und Fluß St. Lorenz zuströmen. Alle haben Ueberfluß an Fischen, und viele derselben durchschneiden dicht mit Holz bestandene Landstriche. Trotz der Vortheile, welche Gaspé in Hinsicht auf den Reichthum des Bodens bietet, ist der District rücksichtlich der Landwirthschaft noch weit zurück, ein Umstand, der allein den ausgedehnten Fischereien und dem schwunghaften Holzhandel zuzuschreiben ist, da diese die Hauptbeschäftigungen der Einwohner ausmachen. — Zwischen Kap Rosier und Kap Chat ist die Küste gebirgig und barren. — Die Industrie der Einwohner zeigt sich hauptsächlich in der Fischerei, welche durch eine Acte der Generalversammlung (47 Geo. III.) regulirt wurde; der Pelzhandel ist jetzt nur unbedeutend, und der Schiffbau liefert alle Jahre nur 2 große Schiffe und 4 oder 5 kleine Fahrzeuge. Das Innere des Landes wird durch zwei Gebirgsketten durchschnitten, welche den Namen des Albanygebirges führen, sich bei Kap Anne und Kap Rosier erheben, beim Ursprung des Montmorency sich vereinigen, und mit dem Ristigouche die Gränze zwischen Neu-Braunschweig bilden. — Im Norden dieses Gebirgszuges entspringen der River Kap Chat, St. Anne, Marcoin, Peters, Claude, Mont Louis, Magdalaine, Grand- und Little Vallee, und der große und kleine Fox River; die Ostküste der Halbinsel hat tiefe Einbuchten; die Gaspé-Bay, in welche der St. John und der Nordwest- und Südwest-Arm mündet, und Mal-Bay, welche den gleichnamigen Fluß in sich aufnimmt. Die Südseite der Halbinsel bespült die große Bay Chaleurs und der Ristigouche, von denen die erstere von Osten nach Westen den Bonaventure, und den kleinen und großen Cascapediac, der letztere den Seminac, den Matapediac, Mistoue, Gaduamgouiehue oder Gaduamgoushout, Goummitz, Pscudie, Wembrook und Waganſis in sich aufnimmt. — Der District ist nur sparsam bevölkert, zählt 13.312 Einwohner, worunter 6.684 Katholiken, 2.086 Episkopalen und 1.496 Anhänger der schottischen Kirche, und hat zum Hauptort New Carlisle an der Gaspé-Bay.

Die beiden Kantons des Districts sind:

Bonaventure mit 1 Seigneurie, — Fief und 7 Ortschaften, und
Gaspé mit . . — „ 6 „ 3 „

Früher soll, nach den Berichten des P. Leclerq (in seiner nouvelle relation de la Gaspesie, Paris 1692), in diesem Theile Canada's der jetzt ganz verschwundene Indianerstamm der Gaspester hier seine Heimath gehabt, und sich durch gebildete Sitten und seinen Sonnen-Kultus ausgezeichnet haben. Diese Indianer unterschieden die Windstriche, kannten einige Sterne, und zeichneten sogar Karten von dem Landstrich, welchen sie bewohnten (übrigens eine Kunst, die fast alle Stämme des Westens, und selbst die Eskimo's inne haben). Ein Theil des Stammes verehrte das Kreuz, und hatte eine Tradition von einem ehrwürdigen Manne, welcher in der Urzeit dieses Kreuz ihnen überbracht und sie dadurch von einer ansteckenden Krankheit befreit habe. — Malte-Brun vermuthet, daß man hier das Winland der Grönländer suchen, und jener ehrwürdige Mann wohl der Bischof von Grönland gewesen seyn könne, welcher im Jahre 1121 Winland besucht habe.

1. Der Kanton Bonaventure.

Dieser Kanton wird im Norden und Osten von Gaspé, im Süden von der Bay Chaleur und Neu-Braunschweig, und im Westen von Rimouski begränzt, umschließt alle in der Bay zunächst der Küste liegenden Inseln, und enthält innerhalb dieser Gränzen die Seigneurie Shoolbred und die Ortschaften Carleton, Cox, Hamilton, Hope, Maria, Nummer 7 und Richmond. Die Länge des Kantons in der Fronte beträgt 166, die größte Tiefe 47, und am schmalsten Theile, am Seminacfluß, 21 Meilen; der Flächenraum 4.108 (nach Bouchette 4.014) □Meilen oder 2.629.120 Acres. Die ausgedehnte Fronte, welche sich von der Point Macquereau im Osten bis zu dem Kreuz in der Nähe des Ursprungs des südlichen Zweiges des River Waganſis im Westen zieht, bietet mannichfache Vortheile: die Bay Chaleur und den Riſtigouche, mit zahlreichen Bayen, Buchten und Einbiegungen, mit denen beide eingezähnt sind, und in diesen die herrlichen Fischereien, durch welche der District berühmt geworden. Treffliche, zur Landwirthschaft geeignete Landplätze liegen längs dieser Strecke, und an den Seiten der das Land durchschneidenden Flüsse. Das Land an der Bay Chaleur, von Port Daniel bis New Richmond, eine Entfernung von 50 Meilen, hat in einer Durchschnittstiefe von 2 Meilen landeinwärts einen reichen Boden, bestehend aus einem Untergrund von rothem Thon, auf welchem eine dicke Lage schwarzer Dammerde ruht, eignet sich zu allen landwirthschaftlichen Zwecken, und ist mit vorzüglichen schwarzen und weißen Birken und Ahorn bewaldet. Am Riſtigouche sind verschiedene schöne ausgedehnte Wiesenstriche, und an dessen Tributaries treffliches Ackerland. — Die Fronte ist flach, erhebt sich aber landeinwärts allmählig zu einem hohen Tafellande, dessen Inneres fast gänzlich unbekannt ist, nur von Indianern und Jägern durchzogen wurde, und auf welchem die dem Süden zuströmenden Flüsse entspringen. — Der Kanton ist überflüssig bewässert, und hat die Flüsse Riſtigouche, Matapediac, großen und kleinen Cascapediac, Bonaventure, großen und kleinen Nouvelle, Ost-Nouvelle, Seminac, Miſtoue, Gaduamgoushout, Goummitz, Pscudy, Wembrook und großen und kleinen Waganſis. Die bedeutendsten Bayen und Buchten der Fronte sind: Port Daniel, Larger Nouvelle, Hafen New Carlisle, Paspébiac Cove, Hafen Bonaventure, Bay of Good Fortune, Black Cove, Cascapediac Bay, Hafen Richmond, Traquadigach Bay, Carleton Basin und Riſtigouche Bay. Eine einzige Straße zieht sich längs der Fronte durch den ganzen Kanton, und eine neue, die Fortsetzung der Kempt-Straße, welche sich längs dem Ufer des Riſtigouche und des Matapediacflusses und Sees nach dem St. Lorenz ziehen soll, ist

	Dollars.
Uebertrag	64
Zehn Acres für Erbſen gepflügt, 2 D. der Acre, (oft auch für 1½ D.) und 3 Buſhels Saamen für dieſelben (gewöhnlich nimmt man nur 2) à 1½ D. der Buſhel	35
Säen und Eggen 5 D., für das Ausdreſchen von 50 Buſhels 3 D.	8
(Die übrigen 150 Buſhels gebe man ungedroſchen den Schweinen, wenn das Stroh nicht für Schaafe und Rindvieh gut, d. h. nicht gut gerathen iſt.)	
Zehn Acres Waizen, welcher nach den Erbſen geſäet wird, zu pflügen à 2 D.	20
Saamen wie oben 9 D., für Säen und Eggen 5 D.	14
Zwanzig Acres zu mähen und aufbinden, der Acre à 1½ D.	30
Einfahren und Banzen (Aufſchichten)	23
360 Buſhels auszudreſchen à 7½ Cents	27
Angenommen, daß 10 Acres Klee im vorigen Jahre mit Hafer, zu 7 Pfund auf den Acre, geſäet waren (oft werden nur 3 oder 4 Pfd. geſäet)	8
Das Mähen für die erſte Erndte frühen Klees zu Heu, ¾ D. für den Acre, zuſammenharken à 1 D. und in Feimen zu ſetzen à 1¼ D.	35
Mähen der zweiten Erndte zu Saamen u. ſ. w., wie oben	35
Dreſchen des Saamens, à 2 Buſhels vom Acre, 1 Dollar den Buſhel	20
Vier Acres Hafer für Kühe, Schaafe, Kälber und Pferde, der Saame 3 Buſhels auf den Acre à ¾ D. beträgt 3 D.; Pflügen u. ſ. w. 10 D.	13
Sechs Acres indianiſches Korn (Mais) zweimal zu pflügen 18 D., zu ſäen und eggen 4 D., zweimal zu hacken 9 D., zwiſchen den Reihen pflügen 2 D., Aushülſen u. ſ. w. 12 D., einzubringen, dreſchen und der Saamen 10 D.	55
Acht Acres Timothy- oder anderes Gras zu Heu zu mähen und in Feimen zu ſetzen, wie für den Klee	24
Zwölf Acres in Schaafweide liegen zu laſſen	—
Zwei Acres zu Kartoffeln, Kohl, Rüben und andern Gemüſen für das Haus u. ſ. w. Lohn für einen kräftigen Burſchen, um das Vieh zu hüten, 5 D. monatlich, und Koſt auf ein Jahr u. ſ. w.	100
Ein Jahr Zinſen auf das noch unbezahlte Kaufgeld von 700 D. à 6 Procent	42
	553

Ertrag der 70 Acres:

Zwanzig Acres Waizen, zu 18 Buſhels der Acre (manchmal auch 30) zu ¾ D. der Buſhel	270
Zehn Acres Kleeſaamen, 2 Buſhels per Acre, und 7 D. der Buſhel	140
Sechs Acres indianiſches Korn, 25 Buſhels auf dem Acre, à ½ D.	75
Dreißig junge Schweine (für den nächſten Winter zu mäſten)	30
Dreißig fette Schweine, jedes wenigſtens 2 Zentner (1 Barrel) an Gewicht, à Barrel 12 D.	360
Sechs Kühe, Butter und Käſe auf den Sommer	60
Ein Joch fetter Ochſen (außerdem noch 1 od. 2 Kühe für die Wirthſchaft zu ſchlachten)	60
Zwanzig Lämmer 20 D., und die Wolle von zwanzig Schaafen 20 D.	40
Gänſe, Hühner, Eier, Federn u. ſ. w.	10
Producte eines Jahres	1.045
Ausgaben	553
Bleibt Beſtand	492 D.

Mit den oben angegebenen Rindfleisch und Gemüsen werden 292 Dollars hinlänglich seyn, um eine Familie von 4 oder 5 Personen recht gemächlich das Jahr hindurch zu erhalten, wonach denn ein reiner Gewinn von 200 D. oder 45 Pf. St. außer den Verbesserungen des Gutes erwachsen würde; bauete der Ansiedler hingegen Hanf oder Tabak, so würde der Gewinn noch bedeutend höher seyn, und eben so würde es zum Vortheil der Bauern Ober-Canada's, besonders derer auf den zurückliegenden Ansiedelungen, gereichen, wenn sie der Zucht und dem Mästen der Schweine mehr Aufmerksamkeit widmeten; aus Mangel an Antrieb herrscht indessen nur wenig Geist und Sinn für Verbesserungen, und da im Allgemeinen ein nur zu geringes Kapital in den Ackerbau verwendet wird, fehlt es auch an leitenden Männern, um den Geist der Verbesserung einzuführen oder zu erregen. Die Bildung von Agricultur-Gesellschaften in jedem Districte, wie solche in Unter-Canada, Neu-Schottland, Neu-Braunschweig, so wie in den Vereinigten Staaten, mit allgemein gutem Erfolge und Nutzen für die Gesammtheit errichtet worden, würde sich gewiß auch hier als zweckmäßig erweisen, und den Unternehmungsgeist der Bewohner hervorrufen.

Nach amtlichen Angaben (M. Martin, vol. III.) waren im Jahre 1832 in Ober-Canada 3.540.000 Acres Land in Besitz genommen, und davon 1.630.965 Acres bereits in Kultur gesetzt. Der Werth des beweglichen und unbeweglichen Eigenthums belief sich auf 37.581.183 Pf. St., der Werth der jährlichen Erzeugnisse auf 13.160.000 Pf. St. — Alles Land, was nicht in Kultur genommen ist, besteht aus dichten Wäldern, die vorzüglich mit Buchen, Ahorn, Birken, Ulmen, Eschen, Eichen, Fichten, Hickory, Butternüssen, Balsambäumen, Haselsträuchen, Schierlingstannen, Kirschen, Cedern, Cypressen, Fören, Pappeln, Sycamoren oder Knopfholzbäumen, Weißtannen, Weiden und Sprossenfichten bestanden sind. — Kastanien, schwarze Wallnüsse und Sassafras, die man häufig am obern Theile des Ontario findet, trifft man seltener im Norden des Sees; der werthvolle Zuckerhorn hingegen ist allenthalben reichlich vorhanden. Der Sumach kömmt überall fort, und seine Rinde und Blätter werden in großen Quantitäten für Gerber und Färber nach Großbritannien ausgeführt. Die Butternuß, welche im Ueberflusse vorkommt, liefert einen nahrhaften angenehm schmeckenden Kern; die jungen Nüsse liefern ein treffliches Eingemachtes, die Rinde färbt dauerhaft braun, und ein Extract aus derselben dient als mildes sicher wirkendes Abführmittel. — Eine ungeheure Menge von Eichen- und Fichtenholz wird jährlich nach Montreal und Quebec zur Ausfuhr geschickt. — In den Wäldern findet man eine Menge heilsamer Kräuter und Wurzeln, namentlich aber Sassaparille, den Ginseng, welcher einen bedeutenden Handelsartikel ausmacht, und die Schlangenwurzel, die von den Indianern als Gegengift gegen den Biß der Klapperschlangen angewendet wird. — Hollunderbeeren, wilde Kirschen, Schlehen, Schwarzbeeren, Himbeeren Heidel- und Kransbeeren, so wie zwei Sorten Weinbeeren findet man überall. Aus den Sprossen der weißen Fichte und der Sprossentanne wird das bekannte Spruce-Bier gebraut, indem man die Sprossen und Zweige mit Wasser kocht, es mit den Hefen gähren läßt und mit Zucker versetzt, um den harzigen Geschmack wegzunehmen. Der Wachholderstrauch wird zum Branntwein verwendet, und der Zahnwehbaum (Zanthoxylon), welcher nur eine Höhe von 14 — 15' erreicht, und dessen Blätter viel Aehnlichkeit mit der Esche haben, gilt allgemein in Ober-Canada für ein sicheres Mittel, um die Zahnschmerzen zu vertreiben. — Die reichsten und fruchtbarsten Gefilde, die aber erst neuerer Zeit in Kultur genommen sind, ziehen sich längs den Flüssen Ouse und Thames; die angebautesten und bevölkertsten Striche sind zwischen der Gränze von Unter-Canada und dem Ontario, eine Entfernung von etwa 150 Meilen; dann die Talbotsstraße, die Niagaragränze, und der südwestliche Theil der von den drei großen Landseen gebildeten Halbinsel. Die ausgezeichnetsten Ländereien liegen

in den Districten Gore, Niagara, London und des Westens. — Zwischen der Hauptstadt Toronto (York) und der Mündung des Niagara liegen zu beiden Seiten der großen nach West führenden Dundas-Straße ebenfalls zahlreiche Ansiedelungen, und obgleich der Boden hier nicht von vorzüglicher Güte ist, ist er doch ziemlich gut angebaut. Vom Ouse oder Grand River bis zum St. Clair-See, längs der Talbot-Straße, wird das Land immer besser; an vielen Orten liegt auf der Oberfläche eine schöne schwarze 6—9 Zoll tiefe Dammerde, auf einem Lager von grauem Thon oder sandigem Lehm, ohne alle Steine. — Im Allgemeinen hält man hier in Ober-Canada das Land, welches weiße Wallnußbäume und das härteste Holz trägt, für das allerfruchtbarste Land. Land zweiter Klasse heißen die Waldgegenden, welche mit Buchen, Ahorn und Kirschen bewachsen sind. Eichen, Ulmen und Eschen bezeichnen trefflichen Waizenboden; wo aber Fichten, Schierlingstannen und Cedern wachsen, achtet man vor der Hand den Boden kaum des Anbaues werth. — Der westliche Theil des Landes ist arm an Nadelholz, und obwohl dieses für die Güte des Bodens spricht, hat es auf der andern Seite doch großen Nachtheil für die neuen Ansiedler, die dadurch Mangel am nöthigsten Bauholz und Brettern haben.

Die früher einheimischen vierfüßigen Thiere Ober-Canada's, die ihres Pelzes und Fleisches wegen die ersten Ansiedler in's Land zogen, vermindern sich mit außerordentlicher Schnelligkeit; das Musethier (Moose) kommt nur noch im Norden vor; der Büffel oder Bison, welcher sich jetzt nach dem westlichen Binnenlande zurückgezogen hat, wird in der Nähe der Niederlassungen jetzt selten mehr erblickt, er ist schüchtern und menschenscheu, kehrt sich aber, wenn er verwundet wird, gegen den Jäger. Der amerikanische Elk kommt im nördlichen Theil des Landes häufig vor, und gleicht dem Musethier. Rothwild giebt es in großer Mannichfaltigkeit, und manche Thiere sind gegen 300 Pfund schwer; der canadische Wolf, von schmutzig-blasser oder grauer Farbe, mit einem schwarzen Streifen längs des Rückens, hat mit einem großen Hunde einige Aehnlichkeit, ist sehr gefräßig, und richtet zu Zeiten unter den hiesigen Heerden bedeutende Verwüstungen an. Der Bär mit seinen Spielarten ist sehr groß, oft 400 Pfund schwer, von schmutzig schwarzer Farbe und außerordentlich schlau, er ist ein guter Fischer, zieht aber Früchte, Nüsse und Getraide dem Fleische vor. — Wolverenen, Luchse und verschiedene Arten von Füchse trifft man in den weniger angebauten Strichen in Menge, und eben so den Catamount oder die Tiegerkatze, mit röthlichbraunem schwarzgeflecktem Fell, den Musquash, den Minx, den Racoon oder Waschbär, das Fischerwiesel, den Marder, das canadische Stachelschwein, den Woodchuck oder das Grundschwein, den Skunk, und verschiedene Arten von Hasen, Eichhörnchen, Ratten und Mäusen. — Alle Arten von Hausthieren gedeihen hier vortrefflich, und die Pferdezucht hat sich seit den letzten Jahren sehr vervollkommnet. — Die einheimischen Vögel sind sehr zahlreich, und obgleich in den Arten verschieden, haben sie hier doch die gewöhnlichen Namen der europäischen Geschlechtsverwandten beibehalten, wie Truthühner, Gänse, Schwäne, Rothgänse, Wasserhühner, Fasane, Rebhühner, Tauben, Adler, Falken, Raben, Geier, Krähen, Eulen, Ziegenmelker (hier nach seinem Geschrei Whip-poor-will genannt), Schwalben, Rothkehlchen, Lerchen, Reiher, Pelikane, Schnepfen, Meven, Kibitze, Taucher, Königsfischer, Schwarz- und Blauvögel, Spottvögel, Spechte, Kuckuke, Sperlinge, Schneeammern, Kolibris und viele andere, die als Zugvögel nur einen Theil des Jahres hier zubringen. — Wandertauben nisten in außerordentlichen Schwärmen an den Ufern der Binnenseen, und ziehen mit Beginn des Winters in wolkenähnlichen Zügen dem Süden zu. — An Fischen ist Ober-Canada außerordentlich reich: der Stöhr (Sturgeon) wiegt von 75—100 Pfund und ist ein vortreffliches Essen; der sogenannte Schabrücken (Shellback) wird in Menge im Ontario-See gefangen; der Mosquenonge, ein seltener

Fisch wiegt 50 — 60 Pfund, und wird dem Lachs vorgezogen. Die Lachsforelle der oberen Seen erreicht eine Größe von 80 bis 90 Pfund, gleicht dem Lachse in der Farbe, ist aber nicht so wohlschmeckend als dieser; der Weißfisch, welcher der Else (dem Shad) gleicht, ist in Menge in allen Flüssen und Seen vorhanden und ein treffliches Nahrungsmittel; der Hecht des Ontario wiegt von 3 bis 10 Pfund; der Grashecht (Pickerel) ist nicht so rund, kürzer und flacher; von Bassen giebt es mehre Arten; der Barsch wiegt durchschnittlich ein Pfund und ist ein vorzüglicher Bratfisch. Unter den übrigen Fischarten sind: Heuerlinge, Kaulbarsche, Karpfen, Barben, Sauger, Schnabelfische, Seeheringe und Aale am häufigsten, und letztere werden unterhalb der Niagarafälle in Menge gefangen. — Von Amphibien findet man drei Arten Frischwasser- und Land-Schildkröten, eine Menge schön gezeichneter Schlangen, doch nur wenig giftige darunter. Klapperschlangen sind in den unangebauten Theilen des Landes in großer Anzahl; sie werden mittelst gespaltener Stäbe von den Indianern gefangen, die ihnen, ehe sie Zeit zum Beißen haben, die Köpfe abschneiden, und sie gekocht oder gebraten verzehren. Mr. Gould bemerkt, daß kaltes Wetter ihre giftigen Eigenschaften schwäche oder vernichte, und daß sie im Frühjahre, wenn sie aus ihren Schlupfwinkeln hervorkommen, so lange unschädlich sind, bis sie das Wasser erreichen. In dieser Zeit haben sie einen so starken und eigenthümlichen Geruch, daß sie denjenigen, die auf sie Jagd machen, Unwohlseyn verursachen. In den angebauten Districten sind sie übrigens eben so selten, als in Europa, und darum von den Ansiedlern nicht im geringsten zu fürchten. — Eidechsen und Frösche findet man in Menge in den Niederungen, und an der Nordküste des Erie-Sees die sogenannte Landkrabbe, welche mit der Eidechse einige Aehnlichkeit hat. — Von nützlichen Insecten kennt man hier nur die Biene, die in großen Schwärmen die Wälder bewohnt, von beschwerlichen aber Wolken von Muskiten, die den Aufenthalt in den unangebauten Niederungen unerträglich machen.

Den Mineralreichthum des Landes haben wir schon oben erwähnt, und fügen hier nur kurz hinzu, daß Kalksteine, Ziegelerde, Gyps, Mergel, Lehm, Seifen- und Pfeifenerde, Ocher, Eisen, Blei und Salz in allen Theilen des Landes mehr oder weniger reichlich vorhanden sind.

Der Kunstfleiß Ober-Canada's ist ganz unbedeutend, und beschränkt sich größtentheils aufs Haus. Mahl- und Sägemühlen sind bis jetzt über 1.000 vorhanden, welche Waizenmehl, Bretter und Balken zur Ausfuhr liefern. Ahorn-Zucker wird, wie in Unter-Canada, in Menge gewonnen, doch allein im Lande verbraucht, und Leinwand und grobes Tuch fast in allen Niederlassungen zum eigenen Bedarf gefertigt. Fast alles wird von auswärts eingeführt, und selbst ein großer Theil der Kleidungsstücke muß aus der Fremde entboten werden. — Der Schiffbau ist bei weitem nicht so bedeutend als in Unter-Canada; der Bootbau hingegen wird schwunghaft betrieben, und sind die hier lebenden Indianer in diesem am meisten erfahren.

Der Haupthandel von Ober-Canada geht durch die Häfen von Quebec und Montreal, und ist ganz in den von Unter-Canada verflochten; auch mit den Vereinigten Staaten wird ein lebhafter Verkehr betrieben, doch besteht dieser größtentheils in Schmuggelhandel. — Die Ausfuhr besteht in Stabholz, Mehl und Waizen, Erbsen, Pott- und Perlasche, Häuten und Pelzwerk, Schweinen, Hornvieh, Fleisch und Butter, und etwas Ginseng; die Einfuhr in Kolonial- und Manufacturwaaren und andern Artikeln. — Die Aus- und Einfuhr geht größtentheils durch den La Chine-Kanal, und gestaltete sich der Umfang derselben nebst den aus dem Handel auf dem Kanale gewonnenen Zöllen für die Jahre 1825, 1832 und 1833 folgendermaßen:

	Aufwärts.			Abwärts.		
	1825.	*1832.*	*1833.*	*1825.*	*1832.*	*1833.*
Barken und Boote . .	335	1.821	2.160	362	1.752	2.049
Paſſagiere	377	12.838	7.869	157	338	368
Zimmerholz, Tonnen .	10	76	32	366	599	1.410
Feuerholz, Klaftern .	"	"	"	194	8.889¾	10.130
Güter und Spirituoſen, Tonnen	333¾	11.014¼	13.267¼	81½	531¾	619¼
Pott- und Perlaſche, Barrels	"	"	"	23.727	27.666	21.129
Waizenmehl, Barrels .	24	30	"	17.112	91.862	126.866
ditto, halbe Barrels .	"	"	"	"	467	177
Schweine- und Rindfleiſch, Barrels . .	4	8	"	6.507½	21.503	30.836½
Butter, Barrels . .	"	"	"	79	328	763½
Waizen, Buſhels . .	"	80	1.935	19.536	293.268	392.660
Schweine, Schaafe und Kälber	"	3	32	"	2.576	2.460
Pferde und Hornvieh .	"	1	12	"	"	2
Schindeln, im Tauſend	"	"	"	"	64	67
Steine und Ziegel, Tonnen	2	"	"	"	"	13½
Dauben, im Tauſend .	"	"	"	"	34⅝	34
Salz, Tonnen . . .	"	427¾	449	"	"	"
Heu, Bündel . . .	"	"	100	"	150	"
Kalk und Sand, Orhoft	"	"	"	"	20	353
Zölle, Pf. Sterl. . .	190	2.102	2.310	1.089	3.802	4.849

Unzureichend, wie bis jetzt die Schleußen am Coteau du Lac, und an den Cascades ſind, iſt das Einkommen an denſelben nicht unbedeutend, wie nachſtehende Tabelle bezeugt, welche die jährliche Netto-Einnahme der Schleußen in Halifax Kurant, und die Zahl der die Cascades, Split Rock und Coteau du Lac paſſirenden Flach- und Durhamboote ſeit dem Jahre 1816 angiebt.

Jahr.	Netto-Einnahme.	Cascades.		Split Rock.		Coteau du Lac.	
	Pf.	Flachboote.	Durhamboote.	Flachboote.	Durhamboote.	Flachboote.	Durhamboote.
1816	565	225	24	254	1	994	130
1817	444	14	43	10	12	835	286
1818	1.288	639	337	642	359	649	311
1819	1.166	559	338	562	302	568	301
1820	1.403	430	560	430	560	427	456
1821	1.178	336	517	343	452	357	442
1822	1.035	370	437	388	476	385	407
1823	694	378	351	378	374	377	317
1824	696	449	245	450	254	457	292
1825	873	489	309	"	"	"	"
1826	460	162	308	193	342	167	313
1827	1.348	249	504	252	523	254	497
1828	1.519	399	403	408	440	403	358
1829	1.010	"	"	"	"	"	"

Jahr.	Netto-Einnahme.	Cascades.		Split Rock.		Coteau du Lac.	
	Pf.	Flach-boote.	Durham-boote.	Flach-boote.	Durham-boote.	Flach-boote.	Durham-boote.
1830	1.849	712	530	712	530	712	530
1831	2.106	837	371	837	371	837	371
1832	1.636	792	451	792	451	817	451
1833	2.218	863	612	863	612	864	612
1834	2.038	807	413	723	522	852	622

Auch längs der amerikaniſchen Gränze, an den Seen und dem St. Lorenzfluß wird ein bedeutender Handelsverkehr unterhalten, bei welchem die Bewohner Ober-Canada's um ſo mehr im Nachtheil ſind, als die Amerikaner alle Arten von Getraide und andern Vorräthen frei i'ns Land bringen dürfen, während die Briten durch hohe Zölle von dem amerikaniſchen Markte völlig ausgeſchloſſen ſind, und nur durch Hinausſchmuggeln von britiſchen Manufacten in die Vereinigten Staaten Repreſſalien ergreifen können.

Der herrſchende Mangel an baarem Gelde wird durch die Noten einiger privilegirten Banken erſetzt; britiſche Papiere ſind ſelten im Umlauf, eben ſo wenig amerikaniſche Papiere, und was man von Münzen ſieht, iſt Gold.

Die bedeutendſte und Hauptbank der Provinz iſt die „Bank von Ober-Canada", deren Angelegenheiten am 18. December 1833 folgendermaßen ſtanden:

Debet.

	Pf.	Sh.	D.
Eingezahltes Grund-Kapital	182.847	10	—
Betrag der cirkulirenden unverzinslichen Noten, von 5 Dollars und darüber . . . 156.257 Pf., und			
ditto, unter 5 Dollars 42.181½"	198.438	10	
Saldi, ſchuldend an andern Banken	7.860	17	8
Depoſiten, mit Einſchluß aller der Bank gehörenden unverzinslichen Summen, excluſive der cirkulirenden Noten	117.780	5	9
Guthaben der Offizianten und Agenten der Bank, an dieſem Tage, als Geld in transitu	1.993	1	6
Deponirte Gelder der Sparbank des Home-Diſtricts, welche zu 5 % verzinst werden	919	10	7
Geſammtbetrag der Bankſchulden	509.839	15	6

Credit.

	Pf.	Sh.	D.
Hülfsquellen der Bank; Gold, Silber und anderes gemünztes Geld in der Bank und ihren Bureau's	44.653	7	9
Grundeigenthum und Bankmobilien	9.186	17	5
Noten anderer Banken	8.929	15	—
Saldi, geſchuldet von andern Banken und auswärtigen Agenten in London und Neu-York, in Wechſelgeſchäften	67.177	10	10
Betrag der fälligen Schulden, mit Einſchluß der Noten, Wechſel, und aller Stocks und fundirten Schulden jeder Art, mit Ausnahme der von andern Banken ſchuldigen Saldi	379.892	4	6
Geſammtbetrag der ausſtehenden Summen	509.839	15	6

Die Geldgeſchäfte mit den Agenten dieſer Bank ſind, wenn man den ſich erſt entwickelnden Zuſtand der Kolonie betrachtet, ſehr bedeutend, und beliefen ſich bis zu

dem Datum, wo der vorstehende Bericht aufgenommen wurde, auf mehr als eine Million Pfund Sterling! nämlich:

Rimessen an Thomas Wilson und Comp. in London:

Vom 1. Januar bis 30. Juni 1833	Pf. 100.808
Vom 1. Juli bis 17. December 1833	118.007

Rimessen an die Montreal-Bank, während derselben Daten:

Im ersten halben Jahre	267.095
Im zweiten halben Jahre	332.707

Rimessen nach Neu-York zu derselben Zeit:

Im ersten Semester 116.087, im zweiten 116.900, zusammen . . .	232.987
Im Ganzen	Pf. 1.051.604

Um dieses ausgedehnte Geschäft zu betreiben, ist sehr wenig baares Geld erforderlich, da die Haupteirculation in Banknoten und Wechseln besteht, und wie in jeder gut regulirten Vereinigung, ein großer Theil des Handels auf Kredit betrieben wird. — Bei Unterzeichnung des neuen Kapitals (New-Stock) der Bank von Ober-Canada, im August 1832, betheiligten sich alle Districte der Provinz: York zeichnete 125.487 Pf. in 10.039 Theilen (Shares). — Niagara 78.637 Pf. in 6.291 Theilen. — Brockville 35.300 Pf. in 2.824 Th. — Kingston 26.700 Pf. in 2.136 Th. — Hamilton 15.897 Pf. in 1.279 Th. — London 12.750 Pf. in 1.020 Th. — Coburg 7.912 Pf. in 633 Th. — Cornwall 7.000 Pf. in 560 Th. — Perth 10.975 Pf. in 806 Th. — Amherstburg 1.137 Pf. in 91 Theilen. — Der Gesammtbetrag des unterzeichneten Kapitals belief sich auf 320.987 Pf. in 25.679 Theilen oder Shares, von denen das Gouvernement 2.000, im Betrage von 25.000 Pf. Kurant besitzt, welche ganze Summe bereits eingezahlt ist. — Der Zinsfuß und der Betrag der letzten Dividende vom 1. Juli 1833 (neuere Berichte konnte der Herausgeber nicht erhalten) war 4 Procent auf das eingezahlte Kapital; der Betrag 5.239 Pf. — Der Betrag des Reservefonds, nach Abzug der letzten Dividende 6.661 Pf. — Der Betrag der Schulden an die Bank, die noch nicht gezahlt, aber bereits verfallen sind, 23.075 Pf., von denen 572 Pf. als ungewiß oder schlecht anzusehen sind.

Die Geschäfte der Handelsbank (Commercial Bank) des Midland-Distrikts gestalteten sich am 17. Dezember 1833 folgendermaaßen:

Debet.	Pf.	*Credit.*	Pf.
Eingezahltes Stamm-Kapital .	90.477	Gold, in der Kasse . 3.193	
Circulirende Banknoten von		Silber, ditto . . . 19.533	
5 Dollars und darüber . 58.550		Kupfer, ditto . . . 162	
Unter 5 Dollars 22.850			22.888
	81.400	Grundeigenthum und Bankmobilien	862
Unverzinsliche Depositen . . .	19.180	Noten anderer Banken	1.163
Insgemein	8.565	Saldi, geschuldet von andern Banken	295
		Betrag der fälligen Schulden, incl. discontirter Noten	169.235
		Wechsel	159
		Fundirte Schuld	5.000
	199.622		199.622

Betrag der letzten Dividende: 4 Procent auf 70.000 Pf., welche bis zum 1. Juli 1833 eingezahlt waren: 2.800 Pf. — Betrag des Reservefonds, nach Erklärung der letzten Dividende: 3.158 Pf. — Betrag der der Bank fälligen, noch nicht eingezahlten Schulden: 2.455 Pf.

Seit 1833 iſt eine dritte Bank etablirt worden, doch iſt bis jetzt noch kein Bericht von derſelben veröffentlicht worden. — Die Wechſel- und Geldcourſe geſtalten ſich gegenwärtig:

Wechſel auf 60 Tage, bei der Bank 3 Procent; bei Privaten 2—2½ Procent; ditto auf 30 Tage, beim Gouvernement 4 Sh. 4 P. Sterling per Dollar. — Zu Neu-York 2½ Procent per Tratten auf Neu-York; auf 3 Tage Sicht 1½—2 Procent. — Goldſouveräns 23 Shillings.

Der Kurs fremder Münzen iſt in Ober-Canada geſetzlich folgendergeſtalt feſtgeſtellt:

	Pf.	Sh.	P.	
Eine britiſche Guinee	1	3	4	Kurant.
Ein Portugaleſer	4	—	—	
Ein Moidor	1	10	—	
Eine ſpaniſche Doublone	3	14	6	
Ein franzöſiſcher Karolin	1	2	8	
Ein neuer Louisd'or	—	18	3	
Ein amerikaniſcher Adler	2	10	—	
Eine britiſche Krone	—	5	6	
Eine franzöſiſche Krone	—	5	6	
Ein ſpaniſcher Piaſter, oder ein amerikaniſcher Dollar	—	5	—	
Ein Vier-Frankenſtück	—	4	2	
Ein 36 Sousſtück	—	1	8	
Ein 24 Sousſtück	—	1	1	
Ein britiſcher Shilling	—	1	1	

Der Werth der Kupfermünzen iſt noch durch kein Statut regulirt; doch ſind 2, 1 und ½ Pennyſtücke im Umlaufe; Niemand aber kann gezwungen werden, ſie an Zahlungsſtatt anzunehmen.

e. Einwohner.

Die Bevölkerung Ober-Canada's gehört unter die am meiſten begünſtigſten der Erde, und genießt, ohne von Laſten irgend einer Art bedrückt zu werden, auf einem fruchtbaren ausgedehnten Boden und in einem geſunden Klima Frieden, Freiheit und Sicherheit; die Aufregungen des letzten und laufenden Jahres finden im Lande wenig Anklang und ſind von keinem Belang, und trotz derſelben mehrt ſich die Volkszahl durch Einwanderung mit jeder Woche. — Die früheſten europäiſchen Anſiedler in Ober-Canada waren einige franzöſiſche Familien, welche ſich an den Ufern des Detroit und St. Lorenz niederließen, lange vorher, ehe die Briten dieſe Provinz in Beſitz nahmen; nach jener Zeit aber ermunterte man europäiſche Auswanderer, und nach dem Schluſſe des Unabhängigkeitskrieges der dreizehn vereinigten Provinzen, die loyalen Bewohner der Union, ſich in Ober-Canada niederzulaſſen. Im Jahre 1806 betrug die Bevölkerung 70.718 Seelen; im Jahre 1811: 77.000. — Der bald darauf mit der Union ausgebrochene Krieg war dem Wohlſtande der Provinz und der Zunahme der Bevölkerung nicht beſonders förderlich, und bis 1821 hatte ſich die Bevölkerung erſt bis zu 122.587 Seelen vermehrt. — Nach öffentlichen Berichten des Kolonial-Amtes geſtaltete ſich die Volkszahl in dieſem und den folgenden Jahren auf:

Jahr.	Bevölkerung.			Jahr.	Bevölkerung.		
	Männliche.	Weibliche.	Total.		Männliche.	Weibliche.	Total.
1821	65.792	56.795	122.587	1828	99.465	89.093	188.558
1823	79.238	70.931	150.169	1829	103.285	92.880	196.165
1827	95.903	85.842	181.745	1830	151.081	100.386	251.467

Nach den Berichten der General-Versammlung (House of Assembly) aber, nach den verschiedenen Distrikten, auf:

Distrikte.	1823.	1827.	1828.	1830.	1833.	Vermehrung in 10 Jahren.
Eastern	14.878	17.099	18.165	21.168	22.286	7.407
Ottawa	2.560	3.009	3.732	4.456	6.348	3.788
Johnstown . . .	14.741	13.354	17.399	21.961	27.058	17.317
Bathurst	10.121	11.364	14.516	20.212	22.286	12.065
Midland	27.695	29.425	32.293	36.322	42.294	14.499
Newcastle . . .	9.292	12.017	13.337	16.498	25.560	16.269
Home	16.609	19.000	22.927	32.871	47.650	38.853 *)
Gore	13.157	13.020	15.834	23.552	31.820	18.677
Niagara	17.552	19.059	20.177	21.974	24.772	7.220
London	17.539	16.822	19.813	26.180	33.225	21.374 *)
Western	6.952	7.533	8.333	9.970	11.788	4.836
	151.097	163.702	185.526	234.865	296.544	145.447

Hierzu kommt noch die indianische Bevölkerung, welche, obwohl sie in rascher Abnahme begriffen ist, nach M. Martin und Mc. Taggart, sich in Ober-Canada auf 28.000 Seelen beläuft.

Der Census von 1832 gab, nach den Distrikten aufgenommen, folgende Resultate:

Distrikte.	Bevölkerung 1832.					Land in Acres, vergeben.		
	Männliche.		Weibliche.		Total.	Kultivirt.	Unkultivirt.	Total.
	Unter 16 Jahr.	Ueber 16 Jahr.	Unter 16 Jahr.	Ueber 16 Jahr.				
Eastern . . .	5.640	5.692	5.208	5.692	21.765	66.435	341.960	408.395
Ottawa . . .	246	366	265	252	5.293	12.775	90.409	103.184
Bathurst . .	4.973	5.353	4.673	4.637	19.636	44.996	313.303	358.299
Johnstown .	6.280	6.645	5.671	5.703	24.299	69.534	29.761	99.285
Midland . .	9.419	10.373	8.947	8.718	37.457	154.936	432.055	586.991
Newcastle . .	2.277	2.470	2.042	1.927	8.716	796.235	346.220	1.142.455
Home . . .	9.897	11.350	9.489	9.914	40.650	115.053	548.238	663.291
Gore	7.421	8.028	6.876	6.849	55.488	130.821	421.088	551 909
Niagara . .	6.362	6.312	5 708	5.799	24.181	196.324	352.913	459.237
London . . .	7.707	7.553	7.361	6.320	28.841	104.205	480.396	584.601
Western . .	2.819	2.820	2.702	2 286	10.627	29.651	184.819	214.470
	63.041	66.962	58.942	58.097	276.953	1.630.965	3 541.162	5.172.127

Die weißen Ansiedler sind theils französische Canadier, theils Einwanderer aus Europa (meistens Engländer, Schotten, Iren und Deutsche) und den Vereinigten Staaten, und letztere bilden, da sich in ihnen der Charakter der Anglo-Amerikaner ganz ausspricht, den Grundstamm der Bevölkerung. Anhänglichkeit an ihren König und ihr Vaterland veranlaßte sie nach Beendigung des Unabhängigkeitskrieges, die südlichen Kolonien zu verlassen und sich hier anzusiedeln; ihre Loyalität pflanzte sich auf ihre Kinder fort, und nirgends hat wohl die britische Monarchie treuere Unterthanen, als in Ober-Canada: die neuen Einwanderer nehmen schon in den ersten Jahren die Sitten und die Denkart der ältern Einwohner an, und alle leben in Eintracht unter einander, unterstützen sich gegenseitig bei ihren Ansiedlungen, und bearbeiten ihren Boden mit vorzüglichstem Fleiße, weßhalb auch schon die Mehrzahl der Ansiedler zu einem gewissen Wohlstande, wenigstens aber zu einer völligen Unabhängigkeit gelangt

*) Die Volkszahl des Home-Distrikts betrug 1834: 55.462, des Distrikts London 38 913 Seelen.

sind. — Ein eigentlicher Ständeunterschied existirt in Ober-Canada nicht, jeder Bürger ist vor dem Gesetz gleich. Talbot scheidet die Gesellschaft in zwei Klassen, deren erste aus den Gliedern des Parlaments, den Civil- und Militärbeamten, den Kaufleuten und Professionisten, und die zweite aus Landbesitzern, gemeinen Handwerks- und Gewerbsleuten und Tagelöhnern besteht. Die zweite Klasse gehörte im Ganzen meistens der niedrigsten Volksklasse des Landes an, von welchem sie ausgewandert sind, und daher findet man auch in Ober-Canada selbst unter den Wohlhabenderen viel weniger Bildung als in Unter-Canada. Die Tracht der ersten Klasse ist wie die in England, die Männer aber sowohl als die Frauen haben weniger Bildung als dort; die Tracht der Landwirthe ist höchst einfach; ihre Röcke, Beinkleider und Schuhe sind von selbst gewebtem Tuche, von selbst gefertigtem Leder, und nur auf Bequemlichkeit berechnet; die Kleidung der Frauen ist bis jetzt eben noch so einfach, und Verschwendung an Putzsachen fast noch ganz unbekannt, obgleich Talbot den Frauen und Mädchen eine übertriebene Putzliebe vorwirft: Ihr schwarzes seidenes Gallakleid hat zur Besetzung hochrothes oder grünes Band; die Strümpfe werden mit blauen Strumpfbändern befestigt, und bei ihren Reitausflügen tragen die Damen außer ihrem Reitkleide Schuhe, welche niemals gewichst werden, musselinene Halskragen, mit Scharlach eingefaßt, und einen Hut von reichem Taffet und dem feinsten Glanze. — Auf Reisen im Lande begegnet man täglich so geputzten Damen zu Pferde, wenn sie auch nur Eier oder Aepfel zu Markte bringen. — Der Ober-Canadier liebt große öffentliche Gesellschaften, in Gasthöfen oder Wirthshäusern, legt aber wenigern Werth auf häusliche Zirkel; Tanz und gymnastische Leibesübungen sind die Hauptvergnügungen, und im Winter versammelt man sich gern auf den sogenannten Subscriptions-Bällen, bei denen man viel Geld aufgeben läßt. Beide Geschlechter kommen übrigens bei diesen Bällen nur während des Tanzes zusammen; — wenn es zur Tafel gehen soll, führt jeder Herr seine Dame zu ihrem Sitz und kehrt wieder in's Ballzimmer zurück, denn die Damen speisen allein und erst nach ihnen nehmen die Herren ihre Plätze an der Tafel ein. Nach der Mahlzeit beginnt der Tanz von Neuem und währt bis zum Tagesanbruch. — Trinkgelage, Pferderennen und Kartenspiele sind außerdem ebenfalls noch Hauptvergnügungen der Männer, doch werden Branntwein und andere geistige Getränke nicht im Uebermaße genossen, für gewöhnlich aber Sprossenbier und in manchen Gegenden Cyder als Hauptgetränk getrunken. — Kartenspiele werden hier und da leidenschaftlich getrieben, und da baares Geld eine große Seltenheit in ganz Canada ist, gewöhnlich Thiere eingesetzt, so daß mancher Landwirth in wenigen Stunden die Frucht zwanzigjährigen Fleißes verliert. — Die Neugierde ist ein Fehler, welchen der Canadier mit seinem republikanischen Nachbar gemein hat, was wohl hauptsächlich von der isolirten Lage und Lebensweise der Ansiedler herkommt, übrigens aber eine große Plage für den reisenden Ausländer, denn nicht Jedermann hat Lust, den Zudringlichen zu erzählen, woher er kommt und wohin er reisen will, wie ihm das Land gefällt, das er durchreist, oder wie herzlich er dessen Bewohner verachtet, ob sein Vater ein Strumpfwirker oder ein Parlamentsmitglied war, ob seine bessere Hälfte mehr einer Lucretia oder Potiphar's Weibe gleicht? Aber alle solche Fragen müssen beantwortet werden, und sucht man durch unbestimmte Antworten auszuweichen, so schärft man die Neugierde des Inquisitors nur noch ärger, und wird mit zehn Mal mehr Fragen belästigt.

Der Winter ist auch hier, wie in Unter-Canada, die wahre Zeit der Vergnügungen; die Landarbeiten ruhen, der Umgang wird lebhafter und ausgebreiteter, und die Schlitten bringen die Gesellschaften näher. Man vereinigt sich zu großen Schlittenparthien, und macht oft Reisen von 10 — 12 englischen Meilen, um einen Nachbar heimzusuchen. Man schmaust, zecht und spielt, schwatzt über allerlei und fährt Abends

wieder nach Hause. — Solche unverlangte und unerwartete Besuche machen keine sonderlichen Ungelegenheiten, selbst wenn 20 bis 30 Gäste kommen; denn in diesem fruchtbaren Lande ist Jedermann auf eine solche Bewirthung stets eingerichtet. Was die Küche bedarf, wächst Jedem auf seinem Landsitze zu. In einer Stunde steht eine Mahlzeit vor der Gesellschaft, die einem hungrigen Fürsten mit seinem Gefolge genügen würde. Selten ist die Mehltonne leer, immer Schweinefleisch vorräthig und der Hühnerhof stets wohl besetzt. Erbsen, Gebacknes und Eingemachtes sind im Haushalt eines Ansiedlers an der Tagesordnung; auch fehlt es keineswegs an vielen Kleinigkeiten, die zu einem Gastmahl gehören. — Kaum in der Union ißt und trinkt man besser, als in Ober-Canada: schon beim Frühstück erscheinen nicht selten 12 bis 14 verschiedene Schüsseln; grüner Thee oder Caffee, Fleisch, Honigscheiben, gesalzener Lachs, Kuchen, eingelegte Gurken, Hühner, Aepfeltorten, Ahornzucker, Erbsenpudding, Ingwergebacknes und Sauerkraut — Alles muß in einen und denselben Magen hinein, und eben so reichlich ist der Mittags- und Abendtisch besetzt. — Bei diesem verschwenderischen Leben ist es etwas sehr Seltenes, daß ein canadischer Bauer außer einer guten Pflanzung seinen Kindern ein bedeutendes Vermögen hinterläßt. Gewöhnlich sagt er, er habe mit Nichts angefangen und die Kinder sollten es auch so machen. Selbst wenn der Sohn oder die Tochter sich verheirathet, giebt er ihnen selten eine Aussteuer; der neue Hausvater läßt sich entweder Land von der Regierung anweisen, oder kauft solches auf lange Termine von Privatpersonen. — Die Erziehung der Kinder wurde bis jetzt sehr vernachlässigt, und wegen des Mangels an Tagelöhnern und Dienstboten müssen schon sieben- und achtjährige Knaben mitarbeiten und Ochsen treiben oder Pferde leiten. — Schulen giebt es bei weitem noch nicht in dem Verhältniß, wie in Unter-Canada, und die Entfernung derselben von den Wohnungen der Ansiedler ist oft ungeheuer groß; dem gemeinen Manne war bisher keine Ausgabe lästiger für seine Kinder, als das Schulgeld, und die Unfähigkeit zu lesen oder zu schreiben veranlaßte im Unterhause des Provinzial-Parlaments schon manche Lächerlichkeit. — In den letzten zehn Jahren hat die Regierung außerordentlich viel zur Errichtung von Schulen in allen Theilen des Landes gethan, zu bedauern aber ist es, daß keine statistischen Berichte über die Fortschritte des Unterrichtswesens in Ober-Canada vorhanden sind. Jeder Distrikt hat jetzt Unterrichtscollegien, Schulvorsteher und Gouvernementsschullehrer. Die Bewilligung von Ländereien Behufs der Bestreitung der Ausgaben für das Schulwesen geschah von Seiten der Behörden mit großer Freigebigkeit; 467.675 Acres, von denen 170.719 Acres an einzelne Individuen verwilligt sind, wurden für das Unterrichtswesen reservirt; 225.944 Acres der Universität von King's College angewiesen, und 66.000 Acres zum Besten des Ober-Canada College ausgelegt; außerdem verwendet die Legislatur jährlich von 4.000 bis 8.000 Pf. zur Unterhaltung der Schulen. — In jedem der einzelnen Distrikt Colleges befinden sich über 100 Schüler, von denen Jeder für Kost, Wohnung und Unterricht, einige Extraausgaben abgerechnet, jährlich 30 Pfund Kurant zu zahlen hat. In der York National Central School, wo im Jahre 1833 402 Knaben und 235 Mädchen Unterricht erhielten, bezahlten Unbemittelte nur einen Dollar vierteljährlich, und keine Familie ist verbunden für mehr als z w e i Kinder zu zahlen, gleichviel ob sie mehr als diese Zahl zur Schule sendet.

In keinem Lande werden die Ehen mit solcher Leichtigkeit geschlossen, als hier; — Talbot, der die Sitten und Gebräuche der Canadier am treuesten schildert, sagt, daß man in Europa entweder um des Geldes willen oder aus Liebe heirathe, in Canada hingegen selten aus einer dieser beiden Ursachen, sondern nur weil es in Amerika nicht gut ist, daß der Mensch allein sey! — Der Landesgebrauch verlangt, daß der Jüngling, wenn er 20 Jahr alt ist, nicht länger beim Vater bleibe: — wenn er, ohne

Hausarbeiten zu leisten, dort zu leben fortfährt, so muß er für Kost und Wohnung bezahlen; dagegen bezahlt ihm wiederum sein Vater jede geleistete Arbeit, wie einem Fremden. — Die erste Sorge eines jungen Anfängers ist es, sich mit Hülfe seiner Freunde ein Haus zu bauen und nun auszugehen, um sich eine Frau zu suchen. — Gewöhnlich verrichtet er dieses Geschäft allein, ohne dabei eines Brautwerbers oder sonstigen Beistandes zu bedürfen. Er tritt in das Haus seiner Auserwählten, und findet er, daß sein Besuch sowohl ihr als der Familie angenehm ist, so wird die Sache bald ohne viele Umstände in's Reine gebracht. Er zeigt nunmehr beim nächsten Friedensgerichte an, daß er gesonnen sey, seine Geliebte zum Altar zu führen. Der Friedensrichter schlägt deßhalb eine Bekanntmachung in den beiderseitigen Wohnorten an, welche, sobald die Verlobten wenigstens 18 englische Meilen vom nächsten Geistlichen entfernt sind, drei Wochen lang angeheftet bleibt. Geschieht während dieser Zeit kein giltiger Einspruch, so wird die Vermählung vollzogen. — Das junge Ehepaar besitzt oft so wenig, daß es im ersten Ansiedelungsjahre vom Kredit leben muß. Einen jeden Andern, sagt Talbot, würde eine solche Lage in Angst setzen; aber ein Amerikaner hält es für eine Kleinigkeit, so viel zu verdienen, als er zum Leben bedarf, und freut sich, große Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenthürmen, zu besiegen. Er fühlt sich unabhängig, und es mag ihm beim ersten Beginn auch noch so sauer werden, so gelingt es ihm doch in der Regel, nach etwa sechs Jahren ohne Schuld zu seyn und ein gutes Inventarium auf seiner Landstelle zu besitzen. Freilich darf er aber auch selbst an Sonntagen die Hände nicht in den Schoos legen. Sein Wahlspruch ist: Heute wollen wir essen, trinken und arbeiten, um morgen desto besser leben zu können. — In diesen ersten Jahren wendet er nichts an die Verbesserung oder Verschönerung seines ersten von Balken erbauten Hauses und eben so wenig an dessen Mobilien: mit der Axt hat er sich seine rohe Bettstelle ausgehauen; die Seiten, die Pfosten und Endbretter sind durch Baststricke befestigt; auf den Federn der erlegten Vögel oder auf Schilfgras schläft er; sein Tisch ist ein großer Holzblock; die vier oder fünf Bänke in seiner Wohnung sind eben so roh ausgehauen, und das unentbehrlichste Küchen- und Tischgeräthe macht sein ganzes Mobiliar aus. Selten sorgt er dafür, die Zwischenräume zwischen den Balken seines Hauses dicht zu verstopfen; denn, im Sommer, sagt er, giebt dies Kühle und im Winter bringt es reine Luft ins Zimmer; auch friert man nicht, wenn das Feuer auf dem Herde brennt. — Wenn der junge canadische Landmann nur satt Schweinefleisch und Pudding, Ahornzucker, Sauerkraut und Maiskornkuchen hat, so verlangen er und seine theure Ehehälfte vorläufig nichts mehr. Auch ist die letztere zufrieden, wenn sie bisweilen auf einen Ball gehen kann, woselbst sie auch jetzt schon aufgenommen wird, obgleich das Luftschloß eines prachtvollen Landhauses nur erst in den kühnen Hoffnungen des Ehepaars existirt.

Nach diesen ersten Jahren wahren Elends faßt nun der junge Mann den kühnen Entschluß, sich eine Wohnung nach feinerem Geschmack zu bauen: er verpfändet sein Gut einem nahen Landkaufmann, der ihm, wenn er als ein fleißiger und unternehmender Mann bekannt ist, Alles was er zum Hausbau bedarf, auf Kredit liefert. Steht nun das große und geschmackvolle Haus da, so wird es auch angemessen möblirt. Die Familie zieht in das neue Haus, und ein paar Jahre lang gehen die Sachen ziemlich gut. Aber der neue Triptolemus fängt bald an, den Landherrn zu spielen, und glaubt, er habe nicht länger nöthig, für sich und seine Familie zu arbeiten: er wird Spieler, wettet viel und macht allerhand Unternehmungen, wodurch er reich werden will. Gelingen nun solche Unternehmungen nicht ganz nach seinem Wunsche, so liegt er Tag und Nacht in der nahen Taverne, mit Kameraden, welche eine eben so schlechte Lebensart führen. Sein Landgut geräth in Verfall; der Kaufmann klagt seinen Pfandbrief ein und verlangt die Bezahlung seiner Rechnung. Das Gut muß

verkauft werden, und mit dem, was ihm nach bezahlten Schulden noch übrig bleibt, wagt sich der Canadier in den Spekulationshandel, wobei er aber meistens sein Geld verliert. Hat er dann keinen Penny mehr übrig, so läßt er sich einen neuen Platz in der Wildniß anweisen, und fängt dort von Neuem, mit seiner Frau und einem halben Dutzend Kindern, die saure Arbeit seiner ersten Jugend wieder an.

Obgleich in Ober-Canada alle Religionspartheien gleiche Rechte haben, kann man die Anglikanische oder Episkopalkirche als die herrschende Kirche betrachten; sie gehört zur Diözese des Bischofs von Quebec, welchem die Archidiakonen von Toronto und Kingston, unter denen 40 Geistliche stehen, subordinirt sind. Die Zahl der protestantischen Kirchen in der Provinz beläuft sich auf etwa 50. — Zum Unterhalt der protestantischen Geistlichkeit hat die Regierung ein Siebentheil aller Ländereien reservirt; nehmen wir nun den ganzen Flächeninhalt von Ober-Canada auf 31 Millionen Acres an, von denen 26 Millionen des Anbaues fähig sind, so sehen wir zu diesem Zwecke 3.700.000 Acres angewiesen, die in 18.800 Landplätzen, à 200 Acres jeder, im Lande vertheilt sind. — So bedeutend diese Verwilligung auch erscheint, so geringfügig wäre sie vor der Hand, wenn die Zahl der Geistlichen gegenwärtig bedeutender wäre: ein Jahrhundert würde vergehen, ehe diese Bauplätze so in Kultur gesetzt würden, daß jeder einen reinen Ertrag von 20 Pf. St. jährlich liefern dürfte; dieses würde dann eine Summe von 376.000 Pf. einbringen, welche unter 2.000 Geistliche vertheilt (eine nur geringe Zahl für ein Land, das so groß als England ist), für den Einzelnen nur 188 Pf. St. abwerfen würde. — Unabhängig von den Geistlichen der herrschenden Kirche befinden sich in jedem Kirchspiele auch noch Kirchendiener für verschiedene andere Konfessionen; so zählt z. B. die presbyterianische Kirche in Verbindung mit der schottischen 21 Prediger; die vereinigte Synode von Ober-Canada 20; die römisch-katholische Kirche 20; nämlich 1 Bischof und 29 Priester, mit 35 Kirchen und Kapellen, die theils schon erbaut, theils noch im Bau begriffen sind. Die methodistische Episkopalkirche zählt 18.451 Mitglieder in ganz Canada; in York befinden sich 250 in 14 Klassen eingetheilte Mitglieder. Die britisch-wesleyanische Mission hat 3 Prediger; die primitiven Methodisten, deren Doktrinen und Bestimmungen für die Privatmitglieder mit den Wesleyanischen bis auf einige Punkte der kirchlichen Disciplin übereinstimmen, haben 5 reisende Prediger, 14 Lokalprediger, 250 Mitglieder und 14 Congregationsdistrikte. Die Baptisten haben 40 — 50 Kirchen in Ober-Canada, mit eben so viel ordinirten Kirchendienern, und außerdem 35 ordinirte Prediger oder Licentiaten.

Nach den Parlamentsberichten haben die 40 Geistlichen der herrschenden Kirche in Ober-Canada jeder einen Gehalt von 50 bis 130 Pf. St.; die Mehrzahl aber 100 Pf., welche aus öffentlichen Kassen bestritten werden. — Die Priester der römischen Kirche haben durchschnittlich 50 Pf., die Geistlichen der schottischen Kirche jeder 60 Pf., welche ebenfalls aus den öffentlichen Einnahmen des Landes gedeckt werden. Die Archidiakonen von Toronto und Kingston haben jeder 300 Pf.; der Prälat der römischen Kirche, welcher den Titel eines Bischofs von Regiopolis führt und seinen Sitz zu Toronto hat, 500 Pf. — Der Totalbetrag aller kirchlichen Ausgaben, welche auf das Budjet der Provinzialverwaltung geschlagen waren, betrug im Jahre 1832: 10.150 Pf. St., und zwar: für die anglikanische Kirche 4.430 Pf. — für die römisch-katholische Kirche 2.400 Pf. — für die schottische Kirche 1.120 Pf. — für die presbyterianische Synode 700 Pf. — den britisch-wesleyanischen Methodisten 300, und den canadischen Methodisten 600 Pf. Die Ausübung der geistlichen Funktionen ist in Ober-Canada zum Theil mit außerordentlichen Beschwerden verbunden, da bei der großen Ausdehnung der meisten Kirchsprengel, die oft mehre 100 englische Meilen beträgt, es den Geist-

lichen oft unmöglich wird, überall so häufig zu lehren und zu predigen, als es doch wirklich noth thut. Da es nicht überall Kirchen giebt, werden viele christliche Versammlungen, namentlich die der Methodisten, im freien Felde gehalten; diese dauern oft acht Tage lang, und machen eine strenge Aufsicht der Kirchenpolizei dabei nöthig. — In neuerer Zeit hat die Londoner Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums in fremden Ländern auch nach Canada Missionäre geschickt, und nach den Berichten vom Jahre 1833 unterhielt sie daselbst 51 Missionäre und 11 Schullehrer, welche zusammen 6.200 Pf. St. kosteten, und deren Thätigkeit sich auch auf die Bekehrung der canadischen Indianer erstrecken soll, die theils den beiden Hauptstämmen der Chippewyans angehören und am nördlichen Gestade des Obern-Sees wohnen, theils zu den Stämmen der Irokesen, Huronen und Mohawks gehören, in den Distrikten Gore, Home und Midland ansässig sind und Jagd, Fischerei und Viehzucht betreiben. — Die Gesammtzahl der in Ober-Canada hausenden Indianer beläuft sich auf 28.000 Seelen, ist aber in stetem Abnehmen begriffen. Ein großer Theil ist jetzt zum Christenthum bekehrt, scheint aber bis jetzt noch keine bedeutenden Fortschritte in der Gesittigung gemacht zu haben, woran wohl hauptsächlich das schlechte Beispiel der sie umgebenden Weißen Schuld seyn mag.

Die Presse ist in Ober-Canada, wie in ganz Amerika, frei, und da das Papier keinen Eingangszoll bezahlt und die Ankündigungen keiner Taxe unterliegen, hat dieses Element der Civilisation außerordentliche Fortschritte gemacht. Von 30 Zeitungen, welche bereits in der Provinz erscheinen, vertheidigen 18 die bestehenden Verhältnisse und 12 die Sache der Opposition; nach einem andern Berichte sind 10 Journale den freisinnigen Grundsätzen, 4 den Ultra-Tory- und 10 den gemäßigten Toryprincipien zugethan; es giebt zwei Orange-Zeitungen von zweifelhaftem Charakter, und eine literarische und eine officielle Zeitung. — Die Whigzeitungen sind mehr im Umlaufe als die Toryblätter, zu Ankündigungen aber zieht man die letztern stets vor. — Zu Toronto erschienen im Jahre 1834 sechs Zeitungen, und andere zu Kingston, Brockville, St. Thomas, St. Catharines, Niagara, London, Dundas, Port Hope, Belleville, Hamilton u. a. O.

f. Provinzialverfassung und Verwaltung.

Seit dem Jahre 1791 bildet die Provinz Ober-Canada ein eignes britisches Gouvernement, dessen Lieutenant-Gouverneur in Civilsachen völlig unabhängig, in Militärsachen aber dem General-Gouverneur von Unter-Canada untergeordnet ist. Die Verfassung ist wie in Unter-Canada: die Regierung besteht aus einem Lieutenant-Gouverneur, einem Vollziehungsrathe (Executive Council), einem Gesetzgebungsrathe (Legislative Council) und einem Versammlungs- oder Repräsentantenhause. — Der Vollziehungsrath besteht aus 6 Mitgliedern, welche von der Krone und dem Lieutenant-Gouverneur erwählt werden. Der vorsitzende Rath ist der Archidiakonus Strachan. — Der Gesetzgebungsrath, welcher aus 30 Mitgliedern besteht, ist nicht, wie das in vielen constitutionellen Staaten der Fall ist, aus demselben Staatskörper, welcher den Vollziehungsrath constituirt, gebildet, sondern ist in der That eine berathende, von dem executiven Departement genau geschiedene Versammlung, ist aus Mitgliedern der verschiedenen Provinzial-Distrikte zusammengesetzt, die auf Lebenszeit angestellt sind, und deren Obliegenheit sich ausschließlich auf Gesetzgebung beschränkt, und wobei alles frei und öffentlich verhandelt und nach denselben Formalitäten verfahren wird, welche man bei dem repräsentativen Zweige der Legislatur beobachtet. — Das Versammlungshaus

(House of Assembly) zählt für die Kantons (Counties) 46, für die Städte 4 Repräſentanten, und zwar: für Toronto, Niagara, Kingston und Brockville für jede 1, für den Kanton Lincoln 4 und für die andern 26 Kantons für jeden 2 Repräſentanten, mit Ausnahme von Haldimand, Kent, Simcoe, Lenox, Addington, Prescott und Ruſſel, Carlton und Lanark, von denen jeder nur ein Mitglied ſendet. Die Verhandlungen finden in engliſcher, und nicht, wie in Unter-Canada, in franzöſiſcher Sprache ſtatt; die Berichte werden regelmäßig gedruckt, und die Debatten in derſelben Art, wie im britiſchen Unterhauſe, veröffentlicht. — Die Wahlbeſetzung iſt ganz wie in Unter-Canada, und alle andern hier nicht erwähnten Punkte ſtimmen ganz mit den in Unter-Canada überein. — Zwiſchen dem Hauſe der Repräſentanten und dem Geſetzgebungs- und Vollziehungsrathe herrſchen im gegenwärtigen Augenblicke Mißverſtändniſſe, wenn auch nicht in dem Grade, wie es in der untern Provinz der Fall iſt; der Hauptpunkt, über welchem ſich die Volksparthei beſchwert, betrifft die Einmiſchung des britiſchen Gouvernements in die innere Geſetzgebung, beſonders in Bezug auf die Bankintereſſen des Volkes, und ferner beklagt man ſich darüber, daß durch die gegenwärtige Vertheilung der Repräſentanten die Minorität eine Herrſchaft über die Majorität ausüben kann, weßhalb man auch eine der Stärke der Bevölkerung und ihrem Wohlſtande entſprechendere Repräſentantenwahl eingeführt wiſſen will. Dieſer Wunſch iſt durchaus nicht unbillig, und das Kolonialamt ſollte der einheimiſchen Behörde, die darüber am beſten zu urtheilen vermag, die Sache zur Entſcheidung überlaſſen. Schon im Jahre 1831 kam dieſer von Großbritannien ſo wenig beachtete Gegenſtand im Hauſe der Repräſentanten zur Sprache; die Nichtabhülfe veranlaßte die betrübenden Aufregungen am Schluſſe des vorigen und dem Beginne dieſes Jahres, die hoffentlich durch Lord Durham's Vermittlung für England ſich günſtiger löſen werden, als durch ſchroffes Feſthalten am Hergebrachten. — Für die Verwaltung der Juſtiz iſt der Vollziehungsrath der höchſte Gerichtshof, und bildet zugleich auch das Appellationsgericht, unter ihm beſteht als zweite Inſtanz die Court of Queen's Bench (früher King's Bench) mit einem Oberrichter und zwei Richtern (puisné judges), welche die Civil- und Criminaljuſtiz handhaben, und jährlich vier regelmäßige Termine halten. Hinſichtlich der Aſſiſen und Nisi prius haben ſich die beiden Richter getheilt, und einer unterſucht in den öſtlichen, der andere in den weſtlichen Diſtricten. Jeder der eilf Diſtricte hat ſein Diſtrictsgericht, deſſen Richter 4 Termine hält, und in Sachen über 40 Pf. entſcheidet, auch vierteljährlich ſeine Courts of Sessions abhält. Die Zahl der Friedensrichter beläuft ſich auf 500, und ſind dieſelben je nach der Bevölkerung und dem Umfange über die einzelnen Diſtricte zerſtreut. Zwei derſelben beſorgen in jedem Diſtricte die Courts of requests, und bilden dieſelben mit dem Court of probate, dem surrogate Court und dem Lord Board of Commissions die Untergerichte des Landes. — Die Appellationen gehen durch alle obern Inſtanzen: in Sachen über 40 Pf. vom Diſtrictsgericht an die Queen's Bench, welche bis zu 100 Pf. definitiv entſcheidet; über jene Summe an den Vollziehungsrath, und ſobald jene Summe 500 Pf. und mehr betrifft, findet auch hier noch ein Recurs an den Geheimen Rath des Königs (der Königin) ſtatt. — Uebrigens hat der Canadier ſeine Jury, und ſeine Criminal- und Civilſtreitigkeiten werden nach britiſchen Geſetzen abgeurtheilt, wenn nicht beſondere eigene Geſetze über dieſen oder jenen Fall vorhanden ſind. — In allen Diſtricten ſind Diſtrictsgefängniſſe, über welche 2 oder 3 Grundbeſitzer in jedem Diſtricte die Aufſicht führen. — Ueber die Gerechtſame der Krone wachen der General-Attorney und der General-Solicitor, und verſehen auch zugleich das Fiskalamt. — Alle obern Staatsbeamte, Richter und Geiſtlichen erhalten ihre Beſoldung von der Krone, und alle Richter bei den Untergerichten, die Sherifs

und Friedensrichter, werden vom Lieutenant-Gouverneur im Namen der Krone ernannt und bezahlt.

Die Abgaben an die Regierung sind nicht bedeutend: die zur Bestreitung der Regierungsausgaben, so wie die zur Besoldung des Justizpersonals erforderlichen Summen fließen aus einer Abgabe von 2½ Procent, die von allen zur See eingeführten Gütern und Waaren in den Häfen von Quebec und Montreal erhoben wird; Weine, Liqueurs und gewisse Luxusartikel zahlen eine spezielle Abgabe. — Diese Abgabe wird von dem Einführer (importer) in dem Zollhause zu Quebec entrichtet, und Ober-Canada erhält von der ganzen das Jahr über eingehenden Summe ein Drittheil. — Dieser Betrag, so wie die Taxen auf Licenzen für Kaufläden und Branntweinschenken, die Abgaben, welche Branntweinbrenner, Destillateure, Höker, herumziehende Krämer und Auctionatoren zu entrichten haben, so wie ferner eine Auflage auf gewisse Einfuhrartikel aus den Vereinigten Staaten, die gleichfalls von dem Einführer bezahlt wird, bilden die öffentlichen Einkünfte der Provinz, und stehen zur Disposition der Provinzial-Gesetzgebung, um damit die öffentlichen Beamten zu besolden, und die durch Begründung allgemein nützlicher Anstalten und die Wohlfahrt der Provinz befördernder Einrichtungen veranlaßten Kosten zu bestreiten. — Die Einkünfte für das Jahr 1832 betrugen: von Unter-Canada, unter der Imperial-Akte 14 Geo. III. 12.000 Pf., unter Provinzial-Akten 35.000 Pf., an in Ober-Canada erhobenen Abgaben: unter der Imperial-Akte 14 Geo. III. 3.000 Pf., unter 6 Geo. IV. und den Provinzial-Akten 14.000 Pf., Bankstock-Dividenden 2.000 Pf., Interessen von Darlehn 350 Pf., Leuchtthurm-Abgaben 150 Pf., im Ganzen 66.500 Pfund. — Nach den Berichten des General-Einnehmers betrugen die Einnahmen für 1833 74.232 Pf., und zwar: von Unter-Canada 41.416 Pf., von ditto Differenz zwischen einem Drittel und einem Viertel, nach Urtheil 13.803 Pf.; Bankstock-Dividende 2.000 Pf.; Bank-Verschreibungen 1.500 Pf.; Abgaben auf eingeführte Waaren aus den Vereinigten Staaten 5.580 Pf.; Abgaben für Salz von eben daher 1.782 Pf.; Höker und Landkrämer-Licenzen 393 Pf.; Auctionsabgaben 511 Pf.; Leuchtthurm zu York 54 Pf.; Laden-, Wirthshaus- und Brennerei-Licenzen 5.905 Pf.; Burlington-Bay-Zölle 915 Pf.; Bierschank-Licenzen 2 Pf., und Interessen an Dahrlehn 371 Pfund. — Den größten Theil der Einkünfte bilden die zu Montreal und Quebec entrichteten Zölle; die innern Einnahmen beschränken sich auf geistige Getränke, sowohl auf deren Bereitung als Verkauf, auf Einfuhr des Salzes von den Vereinigten Staaten, wo 6 Pence auf jeden Bushel entrichtet werden muß, auf Licenzen für Auctionen, Gasthäuser, Händler und Höker, und einige Zölle, mit denen der Burlington-Bay-Kanal belegt ist. — Licenzen für Wirthshäuser und Tavernen müssen beim Magistrat der Ortschaft gelöst werden und kosten jährlich 11 Pf. 5 Sh.; die Strafe für Haltung solcher Häuser ohne Licenz beträgt 20 Pf.; Branntweinschenken zahlen für ihre Licenz 5 Pf. 3 Sh., doch dürfen sie nicht unter einem Quart verkaufen, da Uebertretung dieser Vorschrift ebenfalls mit 20 Pf. bestraft wird. — Höcker und Händler, welche zu Fuße das Land durchziehen, zahlen für die Licenz 5 Pf., besitzen sie ein Pferd, 10 Pf., und für zwei Pferde 15 Pf. — Auctionator zahlen jährlich 5 Pf., und außerdem eine bestimmte Abgabe für alle Verkäufe. Eine ebenfalls nicht unbedeutende Einnahme fließt aus den der Ober-Canada-Compagnie verkauften Ländereien; die erste Anzahlung leistete jene Gesellschaft am 29. Juli 1827 mit 20.000 Pf., 1828 zahlte dieselbe 15.000, 1829 15.000; 1830 15.000; 1831 16.000; 1832 17.000; 1833 18.000, und für verschiedene Gebühren fernere 1.776 Pf., im Ganzen in sieben Jahren also 117.776 Pfund. — 1834 betrug ihre Abzahlung 19.500 Pf., und jedes der folgenden Jahre, bis die ganze Summe von 348.680 Pf. St. im Jahre 1842 abgezahlt ist, hat sie 20.000 Pf. zu entrichten.

Der Niagarafluß beginnt an der Nordoſtſpitze des Erie, und dient nicht blos den Gewäſſern dieſes Sees, ſondern auch denen der ungeheuern Baſins des Huron, Michigan und Obern Sees und deren Zuflüſſen zum Abzugskanale. Der Fluß iſt in ſeinen Krümmungen 33½ (in gerader Richtung 28) Meilen lang, und durchſchneidet, die Gränze zwiſchen Ober-Canada und der Union bildend, ein unvergleichlich ſchönes und fruchtbares Land. Bei dem Fort Erie, wo er zuerſt den Charakter eines Fluſſes annimmt, iſt er eine Meile breit, aber bald darauf bei Black Rock verengert er ſein Bett bis auf eine halbe Meile und wird ſchnellſtrömend; jenſeit Black Rock erweitert ſich der Fluß von Neuem, um Grand Isle, eine 12 Meilen lange und 2 bis 7 Meilen breite Inſel, nebſt Square und Navy Isle zu umfaſſen; unterhalb derſelben gleicht der Niagara einer Bay und hat 2 Meilen Breite, wird aber die Stromſchnellen abwärts, gegen die Niagarafälle hin, immer enger. Die Fälle ſind 20 Meilen vom Erie-See entfernt, und iſt der Fluß bis Chippewa durchaus fahrbar, unterhalb dieſes Ortes aber macht ſich die Strömung der Katarakte zu ſehr fühlbar. — Die Fälle des Niagara ſind ſo oft beſchrieben worden, daß wir hier nur Einiges darüber mittheilen wollen: Ehe der Fluß an der Kette von Kalkſteinfelſen ankommt, über die er ſich auf eine ſo furchtbare Weiſe hinabſtürzt, macht er plötzlich eine Wendung nach Nordnordoſten, während ſein früherer Lauf ſich mehr nach Weſten richtet, und bildet hier den Hufeiſenkatarakt (Horseshoe Fall), welcher durch die kleine Inſel Goat Island von den Fällen der Neu-Yorker Seite geſchieden wird. Der Hufeiſenkatarakt iſt der breiteſte; die Windungen des Falles wurden geometriſch aufgenommen und auf 700 Yards angeſchlagen, die Höhe des Falles aber von der Oberfläche des Table Rock mittelſt eines Senkbleis auf 149 Fuß beſtimmt. Der Amerikaniſche Fall, der durch Goat Island zuſammengedrängt wird, nach welcher ein unternehmender Amerikaner eine 600 Fuß lange hölzerne Brücke anlegte, überſteigt in ſeiner gekrümmten Ausdehnung nicht 375 Yards und ſeine ſenkrechte Höhe iſt 162 Fuß oder 13 Fuß höher als der obere Theil des Großen Falles: fügt man noch hinzu für den Fall ſelbſt 57 Fuß, ſo beträgt die Geſammthöhe 219 Fuß, alſo weniger als viele andere Waſſerfälle. Die Großartigkeit der Niagarafälle beſteht daher mehr in der ungeheuren Maſſe des ſich herabſtürzenden Waſſers, das den Tag über auf 2.400 Millionen Tonnen, oder genauer die Stunde auf 102 Millionen angeſchlagen wird. Eine Berechnung, welche zu Queenstown, unterhalb der Fälle, gemacht wurde, gab folgendes Reſultat: der Fluß iſt hier nur eine halbe Meile breit, ſeine mittlere Tiefe beträgt 25 Fuß und ſeine Schnelligkeit 3 Meilen in der Stunde; wonach alſo der Fluß jede Stunde bei Queenstown eine Waſſerſäule von 3 Meilen Länge, ½ Meile Breite und 25 Fuß Höhe vorbeitreibt, welche nach der gewöhnlichen Kubikinhaltsberechnung 1.111.440.000 Kubikfuß enthält, mithin ſtrömen in jeder Minute hier 18.524.000 Kubikfuß oder 113.510.000 Gallonen Waſſer vorüber. — Die Inſel, welche den Fall theilt und dadurch die Schönheit deſſelben erhöht, iſt 330 Yards breit und mit Pflanzen bedeckt; das öſtliche oder Amerikaniſche Ufer des Fluſſes und die an demſelben liegenden kleinen Eilande ſind ebenfalls niedrig und dicht bewachſen, und bildet mit ſeiner ſanften Schönheit einen auffallenden Kontraſt mit der furchtbaren Scene, die ſich unten zeigt. Das weſtliche oder Canadiſche Ufer iſt ſteiler und höher und beſteht längs dem Rande der Stromſchnellen aus einer horizontalen Kette felſigen Tafellandes, das allmählig von 10 bis zu 100 Fuß Höhe ſteigt. Am Fuße dieſes Felſenrückens iſt, in gleicher Linie mit der Oberfläche des Hufeiſenfalles, der berühmte Tafelfelſen (Table Rock), von welchem man den Katarakt ganz in der Nähe ſehen kann, und welcher einen Theil der Felſenſchichten bildet, über welchen ſich theilweiſe die Waſſermaſſe herabſtürzt; er ragt mit ſeiner ebenen Oberfläche gegen 50 Fuß hinaus, und überhängt den furchtbaren Schlund. Am Fuße der Katarakte kann man, obgleich nicht

Die Ausgaben für Ober-Canada betrugen im Jahre 1833: 66.500 Pf., und zwar: für die Civilliste 9.379 Pf.; für die Beamten der Legislatur 890 Pf.; für zufällige Ausgaben der Legislatur 5.000 Pf.; für fixirte Gehalte 7.223 Pf.; rückständige Ausgaben von 1832: 4.929 Pf.; für Elementar-Schulen 2.900 Pf.; für Distrikts-Schulen 1.100 Pf.; Pensionen der Miliz 1.000 Pf.; Adjutant-Generals Establishment 650 Pf.; Gehalt des General-Inspektors 406 Pf.; Gehalt des Ober-Einnehmers 778 Pf.; für landwirthschaftliche Gesellschaften 600 Pf.; an 6 Pensionäre 120 Pf.; dem Sekretär der Kanzley (Chancery) 75 Pf.; Leuchtthürme 760 Pf.; für den Hafen zu Kettle Creek 1.500 Pf.; zum Bau des Kingston Hospitals 2.000 Pf.; für Loskaufung von Schuldscheinen 18.890 Pf. (!) und für Interessen der öffentlichen Schuld 8.303 Pfund.

Ein in dem Kolonialamte ausgefertigtes, doch nicht für das Parliament gedrucktes Dokument liefert hinsichtlich der Brutto-Einnahmen und Ausgaben Ober-Canada's in Pfund Sterling folgende Resultate:

	Brutto-Einnahme.	Ausgabe.		
Jahr.		Civil.	Militär.	Total.
1821	25.892	39.144	—	39 144
1823	20.222	24.224	716	24.940
1827	96.548	90.261	585	90.846
1828	58.667	58.667	585	59.252
1829	54.906	57.329	585	57.914
1830	95.368	96.229	585	96.814
1831	102.289	98.928	2007	101.035

Der Gesammtbetrag der Schulden der Provinz, welche größtentheils zur Ausführung öffentlicher Anlagen kontrahirt wurden, ist nach einem gedruckten Berichte des Repräsentantenhauses vom Jahre 1833: 191.500 Pf. Kurrant, über welche Schuldscheine zum Betrage von 138.833 Pf. Kurrant zu 5⅞ Prozent Zinsen ausgegeben sind; — 52.666 Pf. Schuldscheine, die mit 6 Prozent verzinst werden mußten, sind bereits wieder eingelöst. — Die für letztere nach und nach aufgenommenen Summen wurden zu folgenden Zwecken verwandt: für die Miliz 25.000 Pf.; für den öffentlichen Dienst im Jahre 1824 16.000 Pf.; für den Burlington-Kanal 3.000, und für den Welland-Kanal 8.666 Pf. — Die noch jetzt ausstehenden Schuldscheine betragen: für den Burlington-Kanal in drei Anleihen 5.000, 4.500 und 5.000 Pf. — für den Welland-Kanal in 3 Anleihen: 16.334, 50.000 und 25.000 Pf.; — für den Kettle Creek Hafen 3.000 Pf.; für den Oakville Hafen 2.500 Pf.; für Straßen und Brücken 20.000 Pf.; — ferner für den Kettle Creek Hafen 2.500 Pf.; für den Port Hope Hafen 2.000, und für den Coburg Hafen 3.000 Pf. — Die Interessen werden halbjährlich gezahlt, so wie die Schuldscheine fällig sind, und deren Betrag wechselt von 25 bis 100 Pf. Kurrant. — Im Jahre 1833 autorisirte die Provinzial-Legislatur eine Anleihe von 70.000 Pf. für Verbesserung der Schifffahrt des St. Lorenzstromes, zu 5 Prozent Zinsen, statt der im Lande gewöhnlichen 6 Prozent, da aber weder in den Canada's noch in den Vereinigten Staaten zu diesen Zinsen Geld aufgebracht werden konnte, wurde der General-Einnehmer Dunn nach England gesandt, um dort mit dem Hause Wilson und Comp. eine Anleihe von 200.000 Pf. zu 5 Prozent Zinsen, in England zahlbar, abzuschließen, um mit diesem Gelde zugleich die 6 prozentigen Schuldscheine des Welland-Kanals einzulösen. Zugleich sanktionirte die Legislatur eine Anleihe von 350.000 Pf. für Fahrbarmachung des St. Lorenz für Seeschiffe von Montreal bis in den Ontario-See; von 50.000 Pf. für die fällige Schuld des Welland-Kanals und von 45.000 Pf. für Eröffnung von Straßen und Brücken in der Provinz;

diese Summen, einschließlich mit der bereits bestehenden Schuld und einigen kleineren hier nicht angeführten Anleihen, werden den ganzen Betrag der Provinzial-Schuld auf circa 800.000 Pf. St. bringen, während, wie die Opponenten des Anleihesystems sagen, die ganze Einnahme von 1833, eines der besten Jahre, nicht mehr als 77.000 Pfund betrug. — So sehr die Stimmung in Ober-Canada gegen die in England kontrahirte Anleihe war, sollte die Opposition gleichwohl beachten, daß die zur Anlegung von öffentlichen Werken, wie z. B. Kanäle u. dgl., aufgenommenen Kapitalien, sowohl diese als die Interessen reichlich wieder einbringen und die Einkünfte von Ober-Canada im Zunehmen sind; daß übrigens die Anleihe in England zu 5 Prozent abgeschlossen wurde, statt in den Canada's, wo man 6 Prozent verlangte, sollte von den Canadiern mit Dank erkannt werden, denn britisches Kapital steigert den Werth ihres Landes, und die Zinsen-Differenz von einem Prozent, Zinsen auf Zinsen gerechnet, deckt in wenig mehr als 30 Jahren ihre ganze in England kontrahirte Schuld!

Seit dem letzten Kriege mit der Union befindet sich Ober-Canada in einem ganz andern Vertheidigungszustande als damals, und könnte, im Fall es einst von der amerikanischen Gränze her angegriffen werden sollte, nicht nur dem Feinde die Spitze bieten, sondern selbst den Kriegsschauplatz in das Land des Nachbars verlegen. Es hat gegen 60 Regimenter enrolirter Miliz, die aus allen waffenfähigen Männern vom 18. bis 60. Jahre zusammengesetzt sind, jedes mit einem Oberst, Oberstlieutenant und Major, 9 Kapitäns, 10 Lieutenants und 10 Fähnrichen, und zählt zusammen in Reih und Glied gegen 50.000 Mann, welche, obgleich nur zum Theil uniformirt und schlecht eingeübt, tüchtige Schützen sind und europäischen Truppen an Tapferkeit gleich stehen. — Das regelmäßige Militär, welches Großbritannien in Ober-Canada unterhält, bestand vor den ersten Unruhen aus etwa 2.500 Mann, von denen 1.500 zu Kingston, 500 zu Niagara, 150 zu York, 100 zu Amherstburgh, 30 auf Drummonds Island, 20 im Fort Wellington und die übrigen in den Forts Erie, Chippawa, Queenston und Penetanguishene stationirt waren. Im Jahre 1828 aber mußte diese kleine Macht auf 10.000 Mann vermehrt werden, und das britische Parliament bewilligte zur Erhaltung desselben 1.061.000 Pf. St.; — neuerer Zeit sind noch mehr Truppen nach den beiden Canada's beordert worden, und wahrscheinlich dürften dieselben jetzt längere Zeit daselbst stationirt bleiben. — Die britische Krone unterhält ferner auf dem Ontario-See eine kleine bewaffnete Flotte von 5 Schiffen mit 52 Kanonen, scheint aber dieselbe vor der Hand nicht vermehren zu wollen.

g. Eintheilung. — Topographie.

Der Theil der Canada's, welcher gegenwärtig die obere Provinz bildet, wurde am 24. Juli 1788 durch eine Proklamation des damaligen General-Gouverneurs von Quebec, Lord Dorchester, in die vier Distrikte: Lüneburg, Mecklenburg, Nassau und Hessen geschieden, später aber, im Jahre 1792, durch die erste Akte des Provinzial-Parliaments von Ober-Canada die Namen dieser Distrikte, ohne ihre Gränzen zu verändern, in Eastern, Midland, Home und Western umgewandelt; General-Major Simcoe, der erste von der Krone erwählte Lieutenant-Gouverneur der Provinz, adoptirte bei seinem Antritt eine neue Eintheilung des Landes in Distrikte, Kantons und Ortschaften, die später wiederum geändert wurde und durch Proklamationen der nachfolgenden Gouverneure und verschiedene Akten der Provinzial-Legislatur bedeutende Zusätze erhielt. — Gegenwärtig ist die Provinz in folgende 11 Distrikte, 26 Kantons und 6 Bezirke (Ridings) geschieden, welche 277 Ortschaften (Townships) und außerdem verschiedene große Striche reservirten Landes und indianisches Gebiet umfassen, was weiter oben schon näher angegeben ist.

Distrikte.	Kantons.	Ortschaften.	Distrikte.	Kantons.	Ortschaften.
Eastern	3	12	Uebertrag	15	131
Ottawa	2	12	Home	2	52
Bathurst	3	19	Gore	3	21
Johnstown . . .	2	18	Niagara	2	17
Midland	4	40	London	3	33
Newcastle . . .	2	30	Western	2	23
	15	131		26	277

Der mittlere Umfang jeder Ortschaft, einschließlich der reservirten Ländereien beträgt circa 61.600 Acres. Jede Ortschaft zerfällt wiederum in Conzessionen, und diese in Loose (lots, Landplätze) von 200 Acres, die durch parallele Linien im rechten Winkel durchschnitten werden: jede Conzession wird durch eine Strecke Landes von etwa einer viertel englischen Meile von der andern getrennt, und auf jedem Zwischenraum von 2 oder 3 dergleichen Meilen zieht sich eine 40 Fuß breite Straße. — Ober-Canada zerfällt in drei natürliche Sectionen, von denen die östliche alles Land zwischen den Flüssen St. Lorenz und Ottawa enthält, im Westen von der Gränze des Distrikts Newcastle und im Osten von Unter-Canada begränzt wird, und die Distrikte Eastern, Ottawa, Bathurst, Johnstown und Midland umschließt; die mittlere Newcastle und Home in sich begreift, und die westliche den westlichen, zwischen dem obern Theil des Ontario, dem Erie- und Huron-See liegenden Theil des Landes und die Distrikte Gore, Niagara, London und Western umfaßt.

I. Section des Ostens.

Die erste dieser Sectionen, durch welche sich in diagonaler Richtung ein herrlicher Kanal windet, der den Ontario-See mit dem Ottawa verbindet, erfreut sich einer wichtigen vortheilhaften Lage; ihre Oberfläche bietet fast ohne Ausnahme ein sanft erhöhtes Tafelland, das nach den Ufern der bedeutenden Gränzflüsse zu allmählig nach Norden und Südosten abdacht. — Der Boden, obgleich in manchen Gegenden zu feucht und marschig, ist außerordentlich reich und fruchtbar und besteht hauptsächlich aus einer dunkeln Thon- und gelblichen Lehmerde, in welcher Waizen und andere Fruchtarten vorzüglich gedeihen. In der unmittelbaren Nachbarschaft der Quinté-Bay und längs dem Ufer des Ontario ist der Boden noch thonhaltiger und ruht auf einer Unterlage blauen Kalksteins, der hier und da durch die Oberfläche zu Tage ausbricht. Die Waldungen enthalten eine Verschiedenheit des herrlichsten Nutzholzes, unter welchem sich weiße Kiefern und weiße und rothe Eichen vorzüglich auszeichnen. Zahlreiche Flüsse durchschneiden diese östliche Section und zeichnen sich durch die Mehrzahl ihrer Arme und die Verzweigungen ihrer kleinern Zuflüsse mit einer Menge von Seen und Teichen vorzüglich aus. Von diesen Flüssen sind die bedeutendsten der Rideau, Petite Nation, Missisippi und Madawaska, welche ihren Ursprung weit im Innern des Landes, im Westen ihrer Mündungen haben und dem Ottawa zueilen, und der Gannanoqui, Raisin, Cataraqui, Napanee, Salmon, Moira und ein Theil des Trent, die sämmtlich in den St. Lorenz und die Quinté-Bay sich ergießen, das Land, welches sie durchwinden, befruchten, eine vortreffliche Wasserverbindung fast durch's ganze Jahr unterhalten und eine zahlreiche Menge von Mahl-, Säge- und Walkmühlen in Bewegung setzen. — Von den Seen dieser Section erwähnen wir nur den Rideau, Gannanoqui, White oder Henderson's, Mud, Devil, Indian, Clear, Irish, Loughborough, Missisippi, Olden, Clarendon Barrie, Stoke, Marmora, Collins, Blunder, Angus und Opinicon. — Die öffentlichen Hauptstraßen, welche diesen Theil des Landes durchschneiden, sind: die Haupt-Frontstraße längs dem

St. Lorenz, zwischen Unter-Canada und Kingston, welche durch Cornwall und Lancaster führt, und die Frontstraße am Ottawa, zwischen Point Fortune und Plantagenet. Die innern Verbindungsstraßen führen von Lancaster und Charlottenburg durch Lochiel nach Hawkesbury; die von Elisabeth und Augusta nach Kingston, nach der Rideau-Niederlassung, nach Perth und Lanark und von diesen Ortschaften nach Richmond und By-Town, am Ottawa. Die oberhalb Kingston nach der Quinté-Bay, über die Fähre bei Long Reach, Adolphustown, oder durch das indianische Dorf in Tyendinaga, führenden Straßen sind ziemlich gut; von Sidney ist eine Straße längs dem Trent, durch Rawdon nach den Marmora-Eisenwerken, eröffnet worden; außer diesen verbinden eine Menge von Nebenstraßen die entferntesten Niederlassungen mit den Hauptstraßen, sind aber, da nur wenig an ihnen gethan werden kann, vermöge des üppigen nachgebenden Bodens, öfters kaum zu passiren und wie die Hauptstraßen fortwährenden Ausbesserungen unterworfen. — Die Bevölkerung dieser Section betrug 1824: 69.996, 1828: 85.103, und 1832: 108.450 Seelen, hatte sich mithin in 8 Jahren um 38.454 Seelen vermehrt. Der bevölkertste und am besten angebauteste Theil ist der, welcher sich im Süden von Pointe au Baudet nach dem obern Theil der Quinté-Bay in einer Länge von 170 Meilen zieht, die Städte und Ortschaften Kingston, Johnstown und Cornwall, Fort Wellington, das Dorf der Mohawks, Brockville und verschiedene kleinere Dörfer, und längs der Hauptstraße eine fortgesetzte Reihe von Häusern und Landgütern, enthält. Die Ansiedler haben Fleiß und Aufmerksamkeit auf das Emporbringen ihrer Pflanzungen gewandt; die frühern schlechten Straßen und Verbindungswege sind in gute umgewandelt und neue eröffnet worden, Brücken über die Flüsse geschlagen und Fähren angelegt, und alles angewandt worden, den herrlichen reichen Landstrich noch nutzbarer zu machen.

1. Der District Eastern (Ostdistrict).

Ein nur kleiner, aber durchaus vertheilter District im Osten der Provinz, welcher im Nordwesten vom District Ottawa, im Nordosten von Unter-Canada, im Südosten von einem Theil des St. Francis, dem Long Sault Rapid und dem St. Lorenz, und im Südwesten von Johnstown begränzt wird. Das Land ist größtentheils eben, zum Theil niedrig und moraſtig, und hat noch viele Waldungen; der Boden ist fruchtbar, gut bewässert und wohl angebaut, und zum Theil an verabschiedete Soldaten, zum Theil an die Kinder der neuenglischen Loyalisten ausgegeben; auch die Canada-Compagnie besitzt hier einige bedeutende Parzellen. — Die Mitte des Districts durchzieht ein hohes Tafelland, welches bei Lochiel beginnt und diagonal bis zur Ortschaft Matilda streicht, von dort aus aber sich in dem benachbarten Districte verliert. Der District enthält die drei Kantons Glengarry, Stormont und Dundas, mit 12 Ortschaften; 21.765 Einwohnern; 66.435 Acres angebauten und 341 961 Acres unangebauten Landes und einem steuerbaren Eigenthum von 275.271 Pf. St.

Glengarry, Kanton im Osten des Districts, von 330 □Meilen Flächeninhalt, ist gut bewässert und angebaut und zählt 10.531 Einwohner. — Lancaster, östliche Ortschaft von Ober-Canada, an der Pointe au Baudet, wo der Gränzstein ist, mit 2.230 Einwohnern; aus der Mitte tritt die Spitze Mouillée in den St. Lorenz.

Charlottenburgh, Ortschaft im Westen der vorigen, mit dem gleichnamigen Städtchen am St. Lorenz, die mit der von den beiden Armen des Raisins durchflossenen Ortschaft 1 presbyterianische und 1 katholische Kirche, 3 Bethäuser, 12 Schulen, 14 Waarenlager, 18 Wirthshäuser, 5 Mahl-, 9 Säge- und 3 Walkmühlen, 540 bewohnte Häuser und 4.576 Einwohner hat; 16.104 Acres sind in der Ortschaft in Kultur gesetzt und 58.321 liegen noch als unangebaute Ländereien. — St. Regis, ein schmaler Strich Landes zwischen Charlottenburgh und Cornwall, welcher nebst den

beiden im St. Lorenz liegenden Inseln den St. Regis-Indianern gehört, die auf dem entgegengesetzten Ufer des Stromes, im Staate Neu-York, das Dorf St. Regis bewohnen. — Kenyon, Ortschaft im Nordwesten von Charlottenburg, mit 2.959 Acres angebauten und 35.789 Acres unangebauten Landes und 1.573 Einwohnern. — Lochiel, Ortschaft im Nordwesten von Lancaster und ebenfalls an Unter-Canada gränzend, mit den Dalhouse-Mills, am Rivière del'Isle, 2.152 Einwohner und 6.367 Acres angebauten und 43.709 Acres unangebauten Landes.

Stormont, Kanton in der Mitte des Districts, von 180 □Meilen, mit 4 Ortschaften, der Stadt Cornwall und mehren Dörfern; 7.312 Einwohnern, 21.645 Acres angebauten, 92.739 Acres unangebauten Landes und eines steuerbaren Eigenthums von 95.962 Pf. St. — Cornwall, Hauptstadt des Districts und Sitz des Sherifs und des Districtsgerichts, am St. Lorenz; wird von einem kleinen Fluß durchschnitten, hat einen kleinen Flußhafen und treibt bedeutenden Verkehr; die Stadt zählt 102 Häuser, hat 1.047 Einwohner, 1 Kirche und 1 Akademie. Vor ihr liegen im Strome die Eilande Groß- und Klein-Regis, das 700 Acres große Eiland Mille Roches und die kleine Insel Chenaux écartes, welche 800 Acres gutes Land enthält und wie die andern Eilande durchaus bebaut ist. — Cornwall, Ortschaft im Osten des Kantons, und vom Raisins durchflossen, hat außer der gleichnamigen Stadt das Dorf St. Andrews, mit 1 Kirche und mit der im Nordwesten liegenden Ortschaft Roxborough, 3.539 Einwohner und 12.191 Acres angebautes und 53.030 Acres unangebautes Land. — Osnabruck, Ortschaft am St. Lorenz, welcher hier die Stromschnelle Long Sault bildet, mit 2.313 Einwohnern; vor ihr liegen im Strome die Eilande Long Sault, mit 1.430, au Chat, mit 160, und Trois Chenaux écartes, mit 1.800 Acres guten Landes. — Finch, Ortschaft im Nordwesten der vorigen, wird von den Quellenwässern des Petit Nation durchflossen, zählt 413 Einwohner und besitzt 711 Acres angebautes und 8.549 Acres unangebautes Land.

Dundas, Kanton im Westen des Districts, von 130 □Meilen Flächeninhalt, mit 4 Ortschaften, mehren Dörfern, 3.922 Einwohnern und einem steuerbaren Eigenthum von 51.171 Pf. St.; wird von den Armen des Petit Nation durchströmt und enthält reiches, im Südwesten moraſtiges Land. — William's Burgh, Ortschaft mit gleichnamigem Dorf, am St. Lorenz, ist wenig bewässert und besitzt 1 katholische Kirche; östlich von derselben ist Chrysler's Farm, bei welcher 1814 ein Gefecht zwischen den Briten und Amerikanern, zum Vortheil der ersteren, vorfiel; westlich liegt Mariastown, ein kleines Dorf am St. Lorenz. — Matilda, Ortschaft mit Dorf, südwestlich von der vorigen, am St. Lorenz, mit moraſtigem Boden, 4.586 Acres angebauten und 25.080 Acres unangebauten Landes und 1.448 Einwohnern; hat am Flusse die Landspitzen Point aux Pins und Point Iroquois, und oberhalb der letztern das Eiland Rapid plat. — Mountain, Ortschaft im Nordwesten der vorigen, vom Flusse Petit Nation bewässert und sehr fruchtbar, mit 707 Einwohnern. — Winchester, Ortschaft im Nordwesten von Williamsburg, mit reichem Boden, zählt erst 181 Einwohner, die bis jetzt nur wenig Land angebaut haben.

2. Der District Ottawa.

Im Rücken des vorigen, zieht sich vom Ausfluß des Rideau-Kanals in den Ottawafluß bis zur Pointe Fortune, und wird im Norden vom Ottawa, im Osten von Unter-Canada, im Süden von Eastern und im Westen und Südwesten von Johnstown und Bathurst begränzt. Der District ist nur dünn bevölkert und zählt bei einem Flächenraum von 162 □Meilen (1832) nur 5.293 Einwohner; 12.775 Acres sind erst in Kultur gesetzt, 90.409 Acres liegen noch unbebaut. Die Ländereien sind gut, aber

niedrig und sumpfig und noch zum größten Theil mit dicken Waldungen besetzt: auf hohem trockenen Boden Eichen, Hickories, Pappeln, Kirschen, Sykamoren, Ahorn, Buchen und Ulmen; auf niedrigem morastigen Boden: Cedern und Cypressen, und an den Ufern der zahlreichen Creeks schöne Fichten zu Bauholz und gut gelegene Mühlsitze. Die Hauptflüsse, welche den District bewässern, sind der Ottawa, der Rideau und der Petit Nation und deren Zuflüsse; alle haben einen Ueberfluß an Stören, Karpfen, Barschen und Weißfischen, und die Teiche liefern grüne und andere Schildkröten. — Durch den Rideau-Kanal steht der District mit dem Ontario-See in Verbindung; längs desselben erweitert sich der Anbau immer mehr, und sobald die Civilisation sich mehr ausbreitet, werden jene Landstriche, die gegenwärtig für nutzlose Marschgegenden gelten, die fruchtbarsten Theile des Landes bilden. — Der District ist in die 2 Kantons, Prescott und Russel, geschieden, enthält 12 Ortschaften, und unter seinen 5.293 Bewohnern im Jahre 1832 nur 883 steuerbare Einwohner.

Prescott, Kanton im Nordosten des Districts, mit 10.955 Acres angebauten und 64.558 Acres unangebauten vergebenen Landes, hat 6 Ortschaften und 4.164 Einwohner. — Ost-Hawkesbury, Ortschaft am Ottawa, im Osten des Kantons, mit 883 Einwohnern, welche 1.319 Acres Land in Kultur gesetzt und außerdem noch 14.922 Acres unangebauten Landes in Besitz haben; mit dem Dorfe Pointe Fortune, an der Gränze von Unter-Canada. — West-Hawkesbury, Ortschaft westlich von der vorigen, mit dem gleichnamigen blühenden Dorfe, am südlichen Ufer des Ottawa, treibt bedeutenden Holzhandel und hat ausgezeichnete Sägemühlen; 1.440 Einwohner und 4.417 Acres angebautes und 14.962 Acres unangebautes Land. — Longueil, Ortschaft im Westen der vorigen, mit 855 Einwohnern und an der Point à l'Original, am Ottawa, mit dem Anfange eines Dorfes. — Alfred, Ortschaft am Ottawa, mit 112 Einwohnern; enthält 2.929 Acres, von denen erst 107 in Kultur gesetzt sind. — Caledonia, Ortschaft im Südwesten von Longueil, mit 311 Einwohnern. — Plantagenet, Ortschaft am Ottawa, zu beiden Seiten des Flusses Petit Nation, mit 613 Einwohnern und höchst ergiebigem, gut bewässertem Boden.

Russel, Kanton im Südwesten des Distrikts, ein reich bewässerter Landstrich, welcher im Westen vom Rideau-Kanal begränzt wird, in 6 Ortschaften abgetheilt ist, 1.129 Einwohner zählt und an vergebenen Ländereien 1.820 Acres angebautes und 26.051 Acres unangebautes Land enthält. — Cambridge, Ortschaft im Südwesten von Plantagenet, mit dem gleichnamigen, nur wenige Häuser zählenden Dorfe am Petit Nation. — Clarence, Ortschaft am Ottawa, im Nordwesten von der vorigen, mit 123 Einwohnern und 4.350 Acres vergebenen Landes. — Cumberland, Ortschaft im Westen der vorigen, am Ottawa, mit 116 Einwohnern. — Gloucester, Ortschaft im Osten des Rideau-Kanals und Flusses, welcher letztere hier die Black Rapids bildet, mit 653 Einwohnern und 12.071 Acres vergebenen Landes. — Osgoode, Ortschaft im Süden der vorigen, am Rideau, der hier Long Island trägt, mit 198 Einwohnern. — Russel, Ortschaft im Süden von Cumberland, enthält sehr reichen guten Boden, zählt aber bis jetzt erst 10 Familien.

3. Der District Johnstown.

Dieser District zieht sich längs dem St. Lorenz hin, und wird im Nordwesten von Bathurst, im Nordosten von Ottawa und Eastern, im Süden vom St. Lorenz, welcher ihm vom Staate Neu-York trennt, und im Südwesten von Midland begränzt. Die Lage desselben ist vortrefflich, der Boden im Allgemeinen gut, das Land zum Theil vergeben und von diesen 69.534 Acres bereits in Kultur gebracht, 297.613 Acres unangebaute Ländereien aber schon in Besitz genommen. Ein hohes Tafelland, welches

aus Eastern herüberstreicht, durchzieht den District, in dessen südwestlichem Theile ein Konglomerat von Seen sich befindet; mitten durch ihn geht der Rideau-Kanal, und nach verschiedenen Richtungen eine Menge kleiner Ströme, von denen der Osweigatchee durch Edwardsburg, der Tonianta und Jones Creek durch Elizabethtown und der Gananoque durch Leeds dem St. Lorenz zueilen, der sich hier erweitert und von der Wolfs-Insel bis zur Ortschaft Brockville den See der tausend Inseln bildet. Der District ist in die Kantons Leeds und Grenville geschieden und zählt 24.295 Einwohner, zu welchen noch einige hundert Indianer kommen, die meistens die kleinen Inseln des St. Lorenz bevölkern, und sich daselbst von der Fischerei ernähren.

Grenville, Kanton im Nordosten des Districts, mit 8 Ortschaften und 10.971 Einwohnern, hat an der Fronte die Landspitzen Cardinal, Gallop, Jorogne und Fein, und im St. Lorenz mehre kleine Inseln, worunter Hospital, Gallop und Levy, auf welcher letztern früher ein französisches Fort stand. — Edwardsburg, Ortschaft im Osten des Kantons, mit der Stadt Johnstown, dem Fort Osweigatchee und 1.584 Einwohnern. — Die Stadt Johnstown, Sitz des Sherifs und des Gerichtshofs, liegt am St. Lorenz, vor der Stromschnelle Long Sault, hat 120 Häuser, 1 Kirche und 1 Courthaus. — Augusta, Ortschaft im Südwesten der vorigen, mit 4.091 Einwohnern und den beiden Flecken Fort Wellington (früher Prescot) mit 60, und Maitland, mit 40 Häusern. — North- und South-Gower, Ortschaften im Nordosten, welche durch den Rideaufluß und Kanal getrennt werden, mit 245 und 646 Einwohnern. — Marlborough, Ortschaft im Norden des Rideau-Kanals, mit 445 Einwohnern. — Montague, Ortschaft im Westen der vorigen, mit Maitlands Rapids, einer Niederlassung am Rideau, und 755 Einwohnern. — Oxford und Wolford, 2 Ortschaften im Süden des Rideau, mit 1.292 und 1.121 Einwohnern.

Leeds, Kanton im Südwesten des Districts, mit 10 Ortschaften und 14.120 Einwohnern, wird im Süden vom St. Lorenz und dem See der Tausend Inseln begränzt, und im Norden vom Rideaufluß und Kanal durchschnitten. — Elisabethtown, Ortschaft mit der Stadt Brockville am St. Lorenz, an der Mündung des Tonianta, und 4.350 E. — Die Stadt ist angenehm gelegen, hat ein geschmackvolles Rathhaus, 1 schöne presbyterianische Kirche und gegen 90 Wohnhäuser und Magazine; die Einwohner, deren Brockville gegen 700 zählt, nähren sich von Schmiede-, Schuster-, Sattler- und Schneiderarbeit und Gerberei, treiben ansehnlichen Handel, und besitzen mehre Mahl-, Säge- und Walkmühlen, so wie in der Nähe der Stadt eine geringhaltige Salzquelle. Die Ortschaft ist trefflich angebaut, hat gute Mühlsteinbrüche, und vor ihr liegen im St. Lorenz die Baril-Inseln. — Yonge, Ortschaft im Westen der vorigen, am St. Lorenz, der hier durch eine Halbinsel und die Grenadier-Islands eingeengt, einige Stromschnellen bildet, ist gut angebaut und besitzt 4 Mahl- und 14 Sägemühlen, und 2.894 Einwohner. — Landstown und Leeds, im Südwesten des Kantons, am See der Tausend Inseln, mit dem Dorfe Ganannoque an der Mündung des gleichnamigen Flusses, der aus dem See Ganannoque abläuft. Am Flusse befinden sich 8 Mahl- und Sägemühlen, weiter aufwärts ein Marmorfelsen, und in der Nähe die Eisenhütte von Ephr. Jones; beide Ortschaften zählen zusammen 1.867 Einwohner. — North- und South Crosby, zwei niedere, von einer Menge kleiner Seen durchschnittene Ortschaften, welche vom Rideau-Kanal durchzogen werden, mit 739 E. — Bastard, mit dem großen Rideau-See und dem Dorfe Stone Mills, welches eines der größten Mühlenanlagen in Ober-Canada, mit Mahl-, Säge- und Walkegängen besitzt, mit 1.825 E. — Burgeß, im Norden der vorigen, in welche der größte Theil des Rideau-Sees

fällt, mit dem Dorfe Burgeß und 304 E. — Elmsley, östlich von der vorigen, eine fruchtbare, vom Rideaufluß und Kanal und dem Cockburn Creek durchschnittene Ortschaft mit 1.070 E. — Ritley oder Kitley, Ortschaft zwischen Elmsley und Elizabethtown mit 1.071 Einwohnern.

4. Der District Bathurst.

Seit einigen Jahren vom District Johnstown abgeschieden, und in die beiden Kantons Carleton und Lanark getrennt, bildet ein Dreieck, welches im Norden und Nordosten vom Ottawafluß, im Südosten von Johnstown, und im Westen von Midland begränzt wird. Das Land ist von außerordentlicher Fruchtbarkeit, wird durch den Mississippi River, welcher mehre Fälle bildet und den gleichnamigen See durchschneidet, den Madawaska und River Bonne Chaur, welche sämmtlich dem Ottawa zuströmen, und im Süden durch die Quellenwasser des Rideau durchschnitten. Die neu ausgelegten Ortschaften am Ottawa, welcher sich an der Nordost-Gränze des Districts in die Seen oder Basins Chat und Chaudière erweitert, stehen gegenwärtig sehr im Rufe, und werden mit jedem Jahre mehr besucht, und Holzschläger gehen jetzt 150 Meilen jenseits des Lake Chat. Die Einwohnerzahl beträgt (1832) 19 636 Seelen, meistens Schotten aus den Hochlanden und aus den Niederungen, deren besonnener und sparsamer Character sie ungemein zu Ansiedlern befähigt; 358.293 Acres sind bereits an Ansiedler vergeben, und von diesen 44.993 Acres schon in Kultur genommen. Der Viehstapel mehrt sich mit jedem Jahre, und der Werth des steuerbaaren Eigenthums beträgt bereits 179.257 Pf. St.

Carleton, Kanton im Norden des Districts, mit 9 Ortschaften und 7.329 Einwohnern, einem Viehstapel von 520 Pferden, 863 Ochsen, 1.746 Milchkühen und 567 jungen Rindern, und einem Gesammt-Eigenthum von 67.931 Pf. St. am Werthe. — Nepean, Ortschaft im Osten des Kantons, und im Norden vom Ottawa, im Osten vom Rideaufluß und Kanal begränzt, wird von drei Straßen durchschnitten und von dem Goderich River und mehren kleinen Creeks durchströmt; zählt 2.810 Einwohner, in deren Besitz 2.196 Acres angebautes und 15.998 Acres unangebautes Land sich befinden, und hat im nordöstlichsten Winkel am südlichen Ufer des Ottawa, ein wenig unterhalb der herrlichen Fälle des Chaudière, Hull in Unter-Canada gegenüber, das aufblühende Städtchen By-Town, welches im Jahre 1826 gegründet wurde, regelmäßig ausgelegt ist und jetzt gegen 200 Häuser zählt. — Goulburn, Ortschaft südwestlich von der vorigen, mit reichem vom Goderich durchströmten Lande, mit dem Dorfe Richmond, am südlichen Ufer des Goderich, und 1.913 Einwohnern. — March, Ortschaft am See Chaudière, nordwestlich von Nepean, mit 426 E. — Tarbolton, Ortschaft am südlichen Ufer des Chaudière, mit 96 E. — Fitzroy, südwestlich von der vorigen, reiche niedere dicht bewaldete Ortschaft, zwischen Lake des Chats und Chaudière, wird vom Mississippi durchströmt, der hier die Harveys- und Hobbles-Fälle bildet, und von seiner Mündung in den Ottawa, oberhalb der Rapids des Chats, eine große Insel hat, mit 327 E. — M'Nab, Ortschaft am südwestlichen Ufer des Lake des Chats, mit 318 E. und der freundlichen Niederlassung Kinell Lodge, des Hochland Häuptlings Mac Nab. — Huntley, im Südosten von Fitzroy, reiche, von den Zuflüssen des Mississippi durchströmte Ortschaft, mit 1.031 E. — Pakenham, Ortschaft im Südosten von M'Nab, mit 408 E.; wird vom Mississippi durchströmt. — Horton, neu ausgelegte Ortschaft am obern Theile des Lake des Chats, im Nordwesten von M'Nab, mit dem See Catherine.

Lanark, Kanton im Süden des Districts, mit 10 Ortschaften und 11.707 Einwohnern, welche bereits 31.044 Acres in Kultur gesetzt, und 196.891 Acres unculti-

virte Länder in Beſitz genommen haben. — Beckwith, öſtlichſte Ortſchaft des Kantons, und in der Mitte von dem großen Miſſiſſippi-See durchbrochen, deſſen Abfluß im Norden die Murphys- und Apple Tree-Fälle bildet, hat 2.217 Einwohner, und wird von einer vom Rideau-Kanal nach den Norway-Fällen führenden Straße durchſchnitten, an welcher an der Südoſt-Gränze der Ortſchaft das Dorf Franktown liegt. — Drummond, im Südweſten der vorigen, blühende Ortſchaft mit 2.472 E. und dem Dorfe Perth. — Bathurſt, Ortſchaft ſüdweſtlich von Drummond, vom Miſſiſſippi und Rideau durchſtrömt, reiches Land, mit herrlichen Anpflanzungen und 2.019 E. — North- und South-Sherbrook, zwei Ortſchaften im Süden des Kantons, von denen die erſtere 262, die letztere 98 Einwohner zählt. — Dalhouſie, im Nordweſten von Bathurſt, Ortſchaft mit 1.019 E. — Lanark, zwiſchen Drummond und Dalhouſie, mit dem gleichnamigen Dorfe und 1.845 E. — Ramſay, Ortſchaft im Nordweſten von Beckwith, von mehren Straßen und dem Miſſiſſippi durchſchnitten, der hier die Murphys-, Apple Tree-, Shepherds- und Norways-Fälle bildet, mit 1.775 Einwohnern und dem Dorfe Carleton, an den Murphys-Fällen, mit mehren Mahl- und Sägemühlen. — Darling, im Nordweſten von Lanark, und Lavant, im Nordweſten von Dalhouſie, neue Ortſchaften.

6. Der Diſtrict Midland.

Dieſer größte Diſtrict der öſtlichen Section zieht ſich vom St. Lorenz und Ontario-See unterm 43° 36′ bis zum 46° 30′ nördl. Br., und wird im Nordoſten vom Ottawa, im Oſten von Bathurſt und Johnstown, im Süden vom St. Lorenz und dem Ontario-See, und im Weſten von New-Caſtle begränzt. Das Land bildet im Süden eine große Halbinſel, Prince Edward genannt, die durch die Quinté Bay vom feſten Lande getrennt wird und von einer Menge Einbuchten durchſchnitten iſt. — Der große Trent River, welcher von New-Caſtle herüberſtrömt, mündet an der ſüdweſtlichen Gränze in die Quinté Bay; auf der nordöſtlichen Gränze ſtrömt der Ottawa, welcher während ſeines Laufes die Katarakte Grand Allumet, Long Rapid und Grand Callumet macht, die durch Tragplätze umgangen werden müſſen, und bildet oberhalb derſelben den See Allumet, welcher die große Black River Inſel trägt; das Innere des Landes durchſchneiden der Pillowaiſi, die Flüſſe Bonne Chaur und Madawaska, welche eine Menge kleiner Seen mit einander verbinden, und die Quellenwaſſer des Miſſiſſippi, und den Süden durchſtrömen der Napane, der Salmon oder Shannon und die Moira, außer einer Anzahl kleiner Flüſſe und Creeks, welche die in allen Ortſchaften zerſtreut liegenden Seen mit einander verbinden. Den Nordweſten und den mittleren Theil des Diſtricts durchzieht ein Hochland, welches ſich mannichfach verzweigt und nach Johnstown übergeht. — Der Boden des Landes beſteht aus dunkelfarbigem Thon und gelbem Lehm, der äußerſt fruchtbar iſt, und im Neubruch 25 bis 30, im Altland 15 bis 20 Buſhels Waizen vom Acre gewährt. Die Saatzeit beginnt in der Mitte des April; die Erndte fällt von der Mitte des Julius bis Ende Auguſt. Arbeiter ſind ſehr geſucht und erhalten monatlich 10 bis 12 Dollars Lohn nebſt Koſt, und zur Zeit der Erndte täglich 4 bis 5 Shillings. Nur erſt zum kleinern Theile iſt der Diſtrict angebaut und in Beſitz genommen, 154.934 Acres ſind in Kultur geſetzt, außerdem aber bereits 412.055 Acres unkultivirten Landes vergeben. Die Wälder in den Ebenen und Niederungen ſind mit Weißtannen, weißen und rothen Eichen, Buchen, Ahorn, Hickorys, Birken, Eiſenholze, Pappeln und dichtem Geſtrüpp beſtanden. Bauſteine und Kalk ſind in hinreichender Menge vorhanden; von Steinkohlen und Metallen hat man zwar Spuren entdeckt, dieſelben aber bis jetzt nicht weiter verfolgt. — Der Viehſtand belief

sich 1832 auf 6.896 Pferde, 4.646 Ochsen, 15.607 Milchkühe und 4.955 Stück junges Hornvieh, und außerdem findet sich eine ansehnliche Schaaf- und Schweinzucht. — Der District ist in die 4 Kantons Frontenac, Lennox und Addington, Prince Edward und Hastings geschieden. — Die Volksmenge belief sich im Jahre 1832 auf 37.457 Seelen, worunter 19.992 männlichen und 17.685 weiblichen Geschlechts, und der Gesammtwerth des steuerbaren Eigenthums in diesem Jahre auf 574.987 Pf. St.

Frontenac, Kanton im Südosten des Districts, mit 13 Ortschaften und 10.403 Einwohnern, hat in der Fronte mehre durch Inseln gebildete Bayen, und sowohl im Süden als Norden des die Mitte durchziehenden Hochlandes eine Menge großer und kleiner zum Theil inselreicher Seen. — Kingston, Hauptstadt des Districts, Sitz des Sherifs und der Districtsgerichte, ist eine höchst vortheilhaft am Nordgestade des Ontario-Sees, am Abfluß des St. Lorenz, gelegene Stadt, welche durch die sich weit nach Norden ins Land erstreckende Navy-Bay von den Points Frederick und Henry getrennt wird. Sie liegt auf der Stelle, wo früher das alte französische Fort Frontenac stand, unter 44° 8′ nördl. Br. und 76° 40′ westl. L., ist seit 1783 erbaut und besitzt regelmäßig gebaute Straßen, gegen 670 gut gebaute Häuser, 4 Kirchen und Kapellen, wovon 1 die Episkopalen, 1 die Katholiken und 2 die Methodisten besitzen, 10 Schulen, 1 Gouvernements- und 1 Courthaus, 1 Districtsgefängniß, 1 Hospital, einige 70 Magazine und Lagerhäuser, Kasernen für 1.500 Mann, welche die gewöhnliche Besatzung ausmachen, und 1832 4.196 Einwohner, die sich theils von Gewerben, vorzüglich aber vom Handel nähren. Kingston macht den Stapelplatz zwischen Montreal und dem ganzen nordwestlichen Amerika, vom Anfange des Frühlings bis Ende Herbstes, so lange die Fahrt offen ist, herrscht hier die größte Handelsthätigkeit. Der Hafen ist geräumig und vor den Winden gesichert, doch nur zugänglich für Schiffe, die nicht mehr als 18 Fuß brauchen, indeß gehen große Fahrzeuge selten bis Kingston herauf, da alle Güter und Waaren von Montreal auf Booten hierher gebracht werden. — Point Frederick ist eine lange schmale Halbinsel, welche von Kingston gegen ¾ Meilen auf der entgegengesetzten Seite der Bay entfernt ist, sich eine halbe Meile weit in südöstlicher Richtung in den See erstreckt, und mit der Stadt durch eine lange hölzerne Brücke verbunden wird; dieselbe bildet die Westseite einer schmalen und tiefen Bucht, Navy Bay genannt, des Haupthafens für die britische Seemacht auf dem Ontario-See; an der äußersten Spitze der Point ist eine starke Batterie aufgepflanzt, welche mit der auf der gegenüber liegenden Mississage Point errichteten, den Eingang des Hafens vertheidigt, und hat oberhalb derselben Schiffswharfte und eine Schiffsdecke mit Vorrathshäusern. — Point Henry bildet die Ostseite der Navy-Bay, und ist ein hoher schmaler Felsenrücken, der in derselben Richtung wie Point Frederick in den See hinausragt; auf der Spitze desselben erhebt sich ein Fort, das den höchsten Punct in diesem Theile von Canada einnimmt. — Kingston ist nach Quebec und Halifax die stärkste britische Position in Amerika, die Wharfte, Vorrathshäuser, Anstalten für den Bau von Kriegsschiffen, Marinebarracken u. s. w. Alles findet sich hier in einem großen Maßstabe, und im Nothfalle könnte in Kingston in ganz kurzer Zeit eine furchtbare Flotte völlig ausgerüstet werden. Nach Quebec und Montreal der wichtigste Handelsplatz, hebt sich die Stadt mit jedem Jahre mehr empor, und seit der Eröffnung des Rideau-Kanals ist sie zum Hauptdepot des Handels der untern Provinz und aller Niederlassungen an den großen Seen im Westen gemacht worden. — Kingston, Ortschaft um die Stadt herum, mit 3.013 Einwohnern; das Land ist steinig, doch ohne Nachtheil für die Landwirthschaft; Kalksteinbrüche sind unweit der Stadt, und in deren Nähe eine salzige Quelle, deren Soole jedoch arm ist; am großen Cataraqui, der in die

Navy-Bay mündet, liegen mehre Mahl-, Säge- und Walkmühlen. — Pittsburgh, Ortschaft im Osten der vorigen, am Ontario-See, wird vom Rideau-Kanal durchschnitten und zählt 987 Einwohner; an der Küste liegt Howe, ein kleines stark bewaldetes, von Fischern bewohntes Eiland; im Innern des Landes mehre Seen, unter denen Dog Lake der bedeutendste ist. — Wolf Island, Insel und Ortschaft vor Kingston, im Eingang des St. Lorenz, und durch Navy Bay und Kingston Channel vom festen Lande geschieden, hat 611 Einwohner und ist nur erst zum kleinsten Theile angebaut; 9.670 Acres sind an Einsiedler und Fischer vergeben. — Loughboro, Ortschaft im Norden von Kingston, mit reicher, fruchtbarer, von Landseen durchschnittener Niederung, mit 1.112 E. — Portland, im Westen der vorigen, Ortschaft mit 484 E., welche 12.033 Acres in Besitz genommen haben. — Bedford, mit den Seen Indian, Devils und Wolf; Hinchinbrooke, Oso, Olden, Kenebec, Palmerston, Clarendon und Barrie, neue seit 1833 ausgelegte Ortschaften im Norden des Kantons.

Lennox und Addington, Kanton im Westen von Frontenac, mit 8 Ortschaften und 10.733 Einw., welche 52.385 Acres Land in Kultur, und 120.767 Acres rohes Land in Besitz genommen haben, und einem steuerbaren Eigenthume von 158.517 Pf. St. — Das Land ist von vorzüglicher Güte, und wird vom Napane River und einer Menge kleiner Creeks durchströmt; die Küste ist im Südwesten vielfach durchschnitten und bietet die Bayen East und Hay, und den Napane- oder Richmond-Hafen. — Ernestown, Ortschaft im Westen von Kingston am Ontario-See, mit 3.763 Einwohnern und dem gleichnamigen Dorfe, ist vortrefflich angebaut; wird nach allen Richtungen von Straßen durchschnitten, und zählt bereits 18.844 Acres in Kultur gesetzte Ländereien; zwei Bäche, an welchen gegen 14 Mühlen liegen, bewässern das Land, und in der Nähe des Dorfes sind einige Heilquellen. — Fredericksburgh, Ortschaft im Südwesten der vorigen, mit Dorf am Eingang der Quinté-Bay, hat in ihrem Innern die Hay-Bay, welche durch einen natürlichen Kanal mit der East-Bay zusammenhängt, und 2.556 Einwohner. — Adolphus-Town, Ortschaft, welche durch zwei durch die East-Bay getrennte Halbinseln gebildet wird, im Südwesten des Kantons, mit 666 Einw., durch Long Reach, einen schmalen Arm der Quinté-Bay, wird sie von der Insel Prince-Edwards geschieden. — Richmond, durch den Napanefluß und Hafen von Fredericksburgh getrennt, Ortschaft im Norden der vorigen, mit 1.367 Einw — Camden, Ortschaft im Nordwesten von Ernestown, schöner reicher, vom Salmon River und Napane durchschnittener Landstrich, der im Innern einige kleine Landseen trägt mit 1.780 E. — Sheffield, fast noch größtentheils mit dichtem Wald bedeckte Ortschaft, durch welche sich eine Kette kleiner Seen zieht, die durch die Quellenwasser des Salmon und Napane verbunden werden; mit jährlich steigender Kultur und 89 Einw. — Amherst Island, Insel und Ortschaft im Ontario-See, die sich vor Ernestown hinzieht, etwa 16.000 Acres enthält und von 512 Seelen bewohnt wird, die bereits 2.115 Acres in Kultur, und 5.351 Acres rohen Landes in Besitz genommen haben und Fischerei betreiben; an ihrer Südküste, die mehre Einbuchten macht, liegt das kleine Eiland Grape. — Kaladar und Anglesea, zwei neu ausgelegte Ortschaften im Norden von Sheffield.

Prince-Edwards, Halbinsel und eigner Kanton im Süden des Districts, im Ontario-See, mit 5 Ortschaften und 10.791 E. — Die Halbinsel ist von unregelmäßiger Gestalt, wird von einer Menge von Bayen und Buchten durchschnitten, läuft nach allen Richtungen in langen sandigen Landzungen aus, und hat im Innern bedeutende Niederungen und Marschen. Durch eine schmale, jetzt durchstochene, Erdzunge hängt sie bei der Ortschaft Murray, des Districts New Castle, mit dem festen Lande

zusammen, und wird im Norden durch die tiefe sich weit in's Land erstreckende Quinté-Bay von Hastings und Lennox geschieden. — Die Halbinsel ist ziemlich wohl angebaut; 56.243 Acres sind bereits in Kultur, und 122.880 Acres rohen Landes in Besitz genommen. Der Viehstapel ist bedeutender als in irgend einem andern Kanton des Districts, und der Werth des gesammten steuerbaren Eigenthums beläuft sich bereits auf 169.472 Pf. St. — Marysburgh, Ortschaft im Osten der Halbinsel, mit den beiden großen nach Osten und Nordosten streichenden Landzungen Point Traverse im Süden und Point Pleasant im Norden, zwischen welchen sich die große Prince Edwards-Bay eröffnet; diese dringt nach Westen ins Land, bildet im Innern eine tiefe durch die vortretende Tower Point abgeschiedene Bucht, Duck Cove genannt, und hat vor derselben die Insel du Chene, und unterhalb Kay Besy die beiden kleinen Orphan-Eilande; vor Point Traverse liegen die Fischer-Inseln False Duck, und weiter östlich die beiden Eilande Duck, welche noch zur Ortschaft gehören. Auf der Nordseite der Point Pleasant eröffnet sich am Eingange der Quinté-Bay, Fredericksburgh gegenüber, die kleine Grog Bay, und im Süden der Ortschaft wird eine seichte, nur Fischerfahrzeugen offene, Bucht durch die Gravel Point begränzt. Marysburgh zählt 1.674 Einw., die zum Theil von Fischerei leben und 7.480 Acres Land in Kultur gesetzt haben. — Hallowell, Ortschaft im Westen der vorigen, mit der großen und kleinen Sandy und Peters Bay, und den beiden durch sandige Nehrungen vom Ontario geschiedenen Haffs East- und West-Lake, mit 3.525 Einw. — Sophiasburgh, Ortschaft im Nordosten der Halbinsel mit dem Dorfe Morrisville an der Quinté Bay und der Green Point im Norden mit 2.137 E. — Hillier, Ortschaft im Südwesten der Halbinsel, mit 1.733 Einw., dem gleichnamigen Dorfe, und den unweit der Küste liegenden beiden Eilanden Nicholsons. — Ameliasburgh, Ortschaft im Westen mit 1.722 Einwohnern.

Hastings, Kanton im Westen des Districts, mit 12 Ortschaften und 5.530 Einwohnern. Der größte Theil des Landes ist sandige marschige Niederung, und wird von dem Salmon, Moira, Trent und dessen Zuflüssen durchströmt; der Norden ist hohes dicht bewaldetes Tafelland. Nur erst ein kleiner Theil des ausgedehnten Landes ist in Kultur genommen; angebaut sind 24.835 Acres, außerdem aber erst 90.607 Acres uncultivirten Landes vergeben. Der Südwesten eignet sich mit seinen Marschen vorzüglich für Viehzucht und hat bereits einen bedeutenden Viehstapel. Der Werth des gesammten steuerbaren Eigenthums beträgt bereits 98.568 Pf. St. — Sidney, Ortschaft mit Dorf im Südwesten des Kantons, an der Quinté-Bay, in welche sich hier der die Ortschaft durchströmende Trent ergießt, mit 2.237 Einwohnern und reichen Ansiedelungen. — Thurlow, Ortschaft im Osten der vorigen, an der Quinté-Bay, mit 1.511 Einw. und dem Dorfe Belleville an der Mündung der Moira. — Rawdon, im Norden von Sidney, mit 409 Einw. — Marmora, im Norden der vorigen, mit bedeutenden Eisengruben und 205 Einw.; der größte Theil der Ortschaft ist noch dicht bewaldet, und hat im Südwesten den sich nach New-Castle hinüberziehenden See Marmora. — Huntingdon, Ortschaft im Norden von Thurlow, mit 271 Einw. — Madoc, im Osten von Marmora, mit 205 Einw. — Tyendinaga, Ortschaft an der Quinté-Bay, im Osten von Thurlow, mit fruchtbarem Boden, welcher vom Salmon River bewässert wird, und 692 Einw.; im Südosten der Ortschaft befindet sich an der Mündung eines kleinen Creeks ein Dorf der Mohawks. — Hungerford, im Norden der vorigen, Elzevir, Grimsthorpe, Tudor und Lake, neu ausgelegte Ortschaften im Norden des Kantons.

zum kleinern Theil in Kultur genommen und ausgelegt, und in die beiden Kantons Northumberland und Durham geschieden. Der ganze nördliche Theil besteht aus einer ungeheuren Wildniß: eine ziemlich hohe Bergkette, die von der Landeskette abstreift, zieht sich in südöstlicher Richtung durch den nördlichen Theil des Districts und geht nach Midland hinüber; eine zweite, minder hohe Kette zieht sich von Nordwesten her zum Balsam Lake und streicht von hier, beinahe Ost in Nord, bis zur Gränze von Midland, um sich dort mit der erstern zu vereinigen; eine dritte Kette hohen Landes, welche sich terrassenförmig nach Süden abdacht, zieht sich unter dem 44° nördl. Br. von Home her gerade Ost und trennt den Rice Lake von dem Ontario. Das Land ist äußerst produktiv und der Süden sehr gut angebaut: 81.621 Acres sind bereits in Kultur genommen, außerdem aber 346.217 Acres roben Landes vergeben. Die Bevölkerung belief sich 1833 auf 25.560 Seelen; der Werth des steuerbaren Eigenthumes in diesem Jahre auf 257.952 Pf. St.

Northumberland, Kanton im Osten des Districts, mit 19 Ortschaften und 15.380 Einwohnern; der Viehstapel ist nicht unbedeutend und betrug 1832: 1.378 Pferde, 2.101 Ochsen, 4.045 Milchkühe und 1.787 junge Rinder; der Werth des steuerbaren Eigenthums belief sich in diesem Jahre auf 160.226 Pf. St. — Hamilton, Ortschaft im Südwesten des Kantons, am Ontario, und im Norden vom Rice Lake begränzt; wird vom Jones- und Smiths-Creek bewässert und hat, zwischen den Mündungen beider Ströme, die kleine Bucht Little Bay. Hamilton zählt 2.871 Einwohner und hat am Ontario das Dorf Coburgh. — Haldimand, im Osten der vorigen, mit dem gleichnamigen Dorfe am Keelers Creek, und 1.857 Einwohnern. — Cramaghé, Ortschaft am Ontario, östlich von der vorigen, mit dem Dorfe Colbourn an einer kleinen Bucht des Ontario, und östlich von derselben eine lange sandige Halbinsel, welche sich östlich und westlich gleich einer Nehrung vor der Küste hinzieht und von Westen den Presqu'Isle-Hafen einschließt; 1.905 Einwohner. — Murray, Ortschaft und Dorf im Südosten des Kantons, mit 1.738 Einwohnern und dem Presqu'Isle-Hafen, der mittelst eines Durchstichs mit der Quinté-Bay zusammenhängt; der Trent mündet an der Ostseite der Ortschaft. — Seymour, Ortschaft im Norden der vorigen und vom Trent durchströmt, mit reichem, gut bewässertem Lande, welches von drei guten Straßen durchschnitten wird. — Percy, im Norden von Cramaghé und nördlich von Trent begränzt, mit 377 Einwohnern. — Alnwick, kleine, sehr gebirgige Ortschaft am südöstlichen Ufer des Rice-Lake; ist noch größtentheils dicht bewaldet und hat nur wenige Ansiedelungen. — Asphodel, Ortschaft im Norden des Trent, mit 265 Einwohnern. — Ontanabee, im Norden des Rice Lake und westlich vom Otanabeefluß begränzt; fruchtbare Niederung mit 862 Einwohnern. — Monaghan, Ortschaft am westlichen Ufer des Otabanee, mit 850 Einwohnern und der Niederlassung Petersborough, mit 2.024 Einwohnern. — Belmont, im Norden von Seymour, eine vom Marmora- und Belmont-See durchbrochene Ortschaft. — Dummer, Ortschaft im Westen der vorigen, zwischen Asphodel und dem Trout Lake. — Douro, im Norden der Ortschaft Otanabee, und von diesem Fluß im Westen begränzt, mit 571 Einwohnern. — Ennismore, Ortschaft im Norden von Monaghan, zwischen dem Otanabeefluß und dem See Shemong, mit 254 Einwohnern. — East-Gore, Ortschaft im Westen des Shemong-Sees. — Smith, zwischen dem Trout- und Shebauticon-See, mit 753 Einwohnern. — Harvey, große Ortschaft im Nordwesten des Kantons, welche im Süden vom Pigeon- und Shebauticon-See begränzt wird, bis jetzt aber nur wenige Ansiedler hat. — Burleigh, im Norden des Trout Lake und Methuen, im Nordosten des Kanton; neue Ortschaften.

Durham, Kanton im Westen des Districts, mit 12 Ortschaften und 10.180

Einwohnern, welche 27.749 Acres Land in Kultur geſetzt und außerdem 151.748 Acres in Beſitz genommen haben und ein ſteuerbares Eigenthum von 97.726 Pf. St. beſitzen. — Hope, Ortſchaft am Ontario, zwiſchen Smiths Creek und Kap Allured, mit dem Städtchen Port Hope und 2.272 Einw. — Clarke, im Weſten der vorigen, mit 919 Einw. — Darlington, mit dem gleichnamigen Städtchen am Ontario, im Südweſten des Kantons, mit 1.098 Einw.; das Land wird vom Baldwin's und Barbers Creek, welche mehre Mühlen treiben, bewäſſert, und hat vor Darlington eine, durch das Vorland Raby Head geſchützte, offene Bucht. — Cartwright, Manvers und Cavan, im Rücken der Front-Ortſchaften, von denen die letztere 2.173 Einw. zählt. — Mariposa, mit 208 Einw. — Ops, im Norden von Manvers, mit 545 Einw. — Emily, im Oſten der vorigen und im Süden vom Shemong-See durchſchnitten, mit 1.095 Einw. — Eldon, im Nordweſten des Kantons, vom Talbot durchſtrömt, mit 406 Einw. — Fenelon, im Oſten von Eldon, mit dem Balſam- und Cameron-See, und Verulam, im Norden von Emily, mit Sturgeon Lake, neue Ortſchaften.

7. Der Diſtrict Home.

Die weſtliche Hälfte der mittleren Section, welche im Nordweſten vom Huron-See, im Nordoſten von New Caſtle, im Südoſten vom Ontario, im Südweſten von Gore, und im Weſten von London begränzt wird, iſt einer der größten des Landes; in ſeiner Mitte liegt der Simcoe-See, deſſen Gewäſſer der Severn durch die Gloſter-Bay dem Huron-See zuführt. Das Land iſt vom Ontario bis zum Huron angebaut, bietet aber immer noch ausgedehnte Waldungen; jenſeits des Severn bis zum Nipiſſing-See iſt der ganze Norden eine einzige Wildniß, ein faſt ununterbrochener Wald. Der bewohnte Theil, welcher ſich vom Severn ſüdlich bis zum Ontario erſtreckt, wird in die Kantons York und Simcoe geſchieden, und York ferner in 4 Ridings abgetheilt. Die Volksmenge belief ſich 1817, nach Gourlay, mit Einſchluß von 200 Indianern, die zwiſchen Toronto und Etobicoke leben, auf 7.900 Köpfe; 1834 hingegen war dieſelbe, nach dem Toronto-Courier vom März 1834, bis auf 110.924 Seelen geſtiegen, und dürfte die Bevölkerung in dieſem Jahre wohl in runder Summe 120.000 Seelen betragen, da in der vom „Courier" gelieferten Angabe die nicht gering bevölkerten Ortſchaften Orillia, Notterwaſaga, Sunnidale und einige andere fehlen. — Der Landbau kömmt ſehr in Aufnahme: 118.423 Acres ſind bereits in Kultur geſetzt, und 513.739 Acres Waldlandes in Beſitz genommen; die Viehzucht iſt bedeutend; 1834 zählte man 4.817 Pferde, 5.908 Ochſen, 11.928 Milchkühe und 5.765 Stück junge Rinder, und der Werth des geſammten ſteuerbaren Eigenthums belief ſich bereits auf 524.823 Pf. St.

York, Kanton im Süden des Diſtricts, iſt in 4 Ridings und 21 Ortſchaften geſchieden, und zählte 1834 47.725 Einw. und ein ſteuerbares Eigenthum von 482.172 Pf. St. — Im erſten Riding liegen:

City Toronto (bis in die neueſte Zeit York genannt) unter 43° 39′ nördl. Br. und 79° 36′ weſtl. L. von Greenwich, die junge Hauptſtadt der Provinz; Sitz des Lieutenant-Gouverneurs, der Provinzialcollegien und des Parliaments von Ober-Canada, ſo wie des Obergerichts, Sheriffs und Diſtrictshofs. Die Stadt hat eine herrliche Lage an der Mündung des Don in den Ontario-See, an der Nordſeite eines vortrefflichen Hafens oder eines elliptiſchen Baſins von 8 bis 9 Meilen Flächeninhaltes, welches durch eine lange, niedere, ſandige Halbinſel oder Inſel, die ſich von dem im Oſten der Stadt liegenden Lande bis nach Gibraltar-Point zieht, gebildet wird. Die Halbinſel iſt eine durch Strömungen und Stürme aufgeworfene ſandige Nehrung, die in einigen Plätzen nicht mehr als 60 Yards Breite hat, nach Weſten

zu ſich bis zu einer Meile Breite erweitert, und im breiteſten Theile durch eine Menge großer Teiche durchſchnitten wird, die fortwährend der Zufluchtsort großer Schwärme von Waſſervögeln ſind. — Die Stadt iſt in die 5 Wards St. David, St. Lawrence, St. Andrew, St. Patrick und St. George geſchieden, iſt in rechten Winkeln ausgelegt, hat lange, geräumige Straßen, von denen die Königsſtraße eine halbe Meile lang iſt, und iſt mit Trottoiren verſehen und einige der Straßen macadamiſirt. Einige Feſtungswerke beſchützen die Stadt, die etwas über 500 zum größten Theil von Fachwerk und Ziegeln erbaute Häuſer zählt, mehre öffentliche Plätze hat, unter denen der am Hafen der ſchönſte iſt, und an öffentlichen Gebäuden 1 Parliamentshaus, 1 Gouvernementshaus, 1 Hospital, 1 Courthaus, 1 Gefängniß, 1 proteſtantiſche, 1 ſchottiſche und 1 römiſch-katholiſche Kirche, mehre Kapellen und Verſammlungshäuſer, 1 Bank, die Geſetzhalle, 1 Kollege und Barracken aufzuweiſen hat. Die Bevölkerung der Stadt, welche aus Engländern, Iren, Schotten, Eingebornen von Ober-Canada und einigen wenigen franzöſiſchen Canadiern beſteht, zählt gegenwärtig gegen 11.000 Seelen. Noch vor wenig mehr als dreißig Jahren war die Gegend, wo jetzt Toronto ſteht, und der ganze Diſtrict nördlich und weſtlich eine völlige Wildniß; gegenwärtig wird dieſelbe von einer kräftigen und fleißigen Bevölkerung, die theils aus Europäern, theils aus Nachkommen derſelben beſteht, und mit Wohlſtand und Reichthum geſegnet iſt, raſch angebaut und ausgelichtet, und überall zeigen ſich die ſchnellen Fortſchritte der Civiliſation. Die Umgebung der Stadt iſt fruchtbar und die Luft ſehr geſund, obgleich im Oſten ſich ausgedehnte Marſchen finden. — York, Ortſchaft um Toronto herum, mit 3.544 Einw., iſt gut finden, namentlich an der nach dem Simcoe führenden Yongeſtraße, und wird von den Flüſſen Don und Humber bewäſſert. — Vaughan, Ortſchaft im Norden der vorigen, mit dem Dorfe Thornhill und 2.861 Einw. — King, gebirgige Ortſchaft im Norden von Vaughan, mit dem Dorfe New Market, an der Yongeſtraße und 1.672 Einw. — Etobicoke, am Ontario, im Weſten von York, mit 1.290 Einw. — Im zweiten Riding, welches 9.624 Einw. zählt, liegen: Toronto, Ortſchaft am Ontario, im Südweſten des Kantons, wo ſonſt ein altes franzöſiſches Fort ſtand, mit 4.990 Einw. — Toronto Gore, kleine Ortſchaft im Nordoſten der vorigen und vom Humber durchſtrömt, mit 483 Einw. — Chinguacouſy, im Nordweſten von Toronto, reiche, vom Etobicoke und Credit durchſtrömte Ortſchaft, mit 2.728 Einw. — Caledon, gebirgige aber fruchtbare Ortſchaft im Nordweſten der vorigen, mit 1.233 Einw. — Albion, öſtlich von Caledon, mit 1.050 Einw. — Den dritten Riding bilden die Ortſchaften Markham, mit dem gleichnamigen Dorfe im Oſten von Vaughan, und 4.436 Einw., welche herrliche Pflanzungen beſitzen, 16.327 Acres bereits in Kultur geſetzt, und außerdem noch 44.321 Acres in Beſitz genommen haben. — Whitby, am Ontario, an der Gränze von New Caſtle, mit dem Dorfe Windſor an der Beg-Bay und 3.212 Einw. — Scarborough, am Ontario, im Süden von Markham, mit dem River Rouge und Highland Creek, die am Ontario zwei kleine Bayen bilden, und 1.897 Einw. — Pickering, mit dem gleichnamigen Dorfe am Ontario, zwiſchen Scarborough und Whitby, mit 1.807 Einw. — Der vierte Riding, welcher 8.207 Einw. zählt, umfaßt die Ortſchaften Whitchurch, im Norden vom Markham, mit 2.732 Einw. — Uxbridge und Reach, im Norden von Pickering und Whitby. — Eaſt-Gwillimbury, mit dem Dorfe Gwillimbury, im Norden von Whitchurch, mit 1.389 Einw. — North-Gwillimbury, an der Oſtſeite der Cooks-Bay, des Simcoe-Sees, mit 467 Einw., und unweit der Küſte den Inſeln Markego und Snake. — Brock, im Norden von Reach, mit 1.032 Einw. — Georgiana, am ſüdlichen Ufer des Simcoe-Sees, mit 855 Einw., und Scott, im Süden von Georgiana, mit nur erſt wenig Anſiedelungen.

Simcoe, Kanton im Norden des Districts, ist einer der reichsten und fruchtbarsten der Provinz, und enthält alles zwischen dem Kanton York und dem Huron-See liegende Land. Eine von Caledon nördlich bis zur Nottawasaga-Bay sich hinziehende Bergkette, die Blue Mountains genannt, bildet die Hauptköhe des Landes, und eine andere Hochlandskette, welche sich im Nordosten des Simcoe-Sees, von New Castle kommend, mit bedeutendem Falle nach dem Huron zu abdacht, die einzige Unebenheit des Terrains; der übrige Theil des Landes ist flach und eben, außerordentlich fruchtbar, und wird durch die Flüsse Holland, Nottawasaga, River Wye, Matchadesh, Severn, Black und Talbot bewässert. Das Land bietet vortreffliche Waldungen, ist aber nur erst zum kleinsten Theil in Anbau genommen, und zählte 1834 blos 7.861 Acres angebauten Landes. Die Bevölkerung ist nur dünn zerstreut, und belief sich 1834 auf 7.737 Seelen, die ein steuerbares Eigenthum von 42.651 Pf. St. besitzen. Der Kanton ist in folgende 31 Ortschaften ausgelegt: West-Gwillimbury, von der östlichen Ortschaft durch die Yongestraße geschieden, im Süden der Cooks Bay; ein reicher, fruchtbarer, vom Holland durchströmter Landstrich, mit 1.293 Einw. — Tecumseth, im Westen der vorigen, mit den Quellenwassern des Nottawasaga, und 1.389 Einw. — Adjala, mit 787. — Mono, mit 1.208 Einw. im Westen von Tecumseth. — Amaranth, gebirgige Ortschaft im Westen von Mono, in welcher der Ouse oder Grand-River entspringt. — Luther, im südwestlichsten Winkel des Kantons, mit nur wenigen Ansiedlern, und vom Ouse durchströmt. — Proton, im Nordwesten der vorigen. — Melancthon, Mulmur, Tossorontio und Essa, neue, wenig bebaute Ortschaften in der zweiten Reihe, östlich von Proton, und sämmtlich von beiden Armen des Nottawasaga durchströmt; letztere mit 167 Einw. — Innisfil, am westlichen Ufer des Simcoe-Sees und der Cooks Bay, und im Norden von der Bucht Kempenfelat begränzt; eine viel versprechende Ortschaft mit 406 Einw. — Thora, im Osten des Simcoe-Sees, mit 431 Einw., wird vom Black River durchströmt und im Norden vom Talbot begränzt, und hat unweit der Küste die Inseln Graves und Canise. — Mara, an der Nordost-Seite des Simcoe, im Norden der vorigen, mit mehren guten Einbuchten. — Rama, am obern Ende des hier durch Höhen zusammengedrängten Simcoe, aus welchem hier der Severn abfließt, dicht hinter einander zwei bedeutende Fälle macht, und sich im Norden der Ortschaft zu dem großen Witch-Pool erweitert. — Oro, auf der Nordwest-Seite des Simcoe, im Norden der Kempenfelat-Bay, von welcher die Penetenguishene-Straße nach der Gloster-Bay des Huron führt, mit 881 Einw. — Vespra, westlich von der vorigen, mit reichem, vom Nottawasaga und River Wye durchströmten Lande und 236 Einw. — Sunnidale, am südlichen Ufer der Nottawasaga-Bay, in welche hier der gleichnamige Fluß mündet. — Merlin und Ospry, zwei gebirgige Ortschaften im Westen von Sunnidale, bis jetzt noch ohne Kultur. — Artemisia, im Westen von Ospry, und Euphrasia, nördlich von derselben, neu ausgelegte Ortschaften. — Zero, am Huron-See, zwischen der Nottawasaga-Bay im Osten und Owens Sound im Westen mit dem Kap Rut. — Alta, an der Westseite der Nottawasaga-Bay, eine gebirgige Ortschaft, welche nach Norden zu in das Kap Rich ausläuft, und dicht am Ufer die Felseninsel und Klippen Hen und Chickens hat. — Java, im Süden der Nottawasaga-Bay. — Flos, im Norden von Vespra, vom Nottawasaga-Flusse durchströmt, mit 90 Einw., die sich zum größten Theil an der Bay angesiedelt haben. — Medante, östlich von der vorigen und von der Penetenguisheneſtraße durchschnitten, mit 448 Einw. — Orillia, im Nordwesten des Simcoe-Sees, mit einem Tragplatz, welcher vom See nach der Matchadash-Bay führt. — Matchadash, im Nordwesten der vorigen, und im Norden vom Severn River begränzt,

der hier den dritten, vierten, fünften, sechsten und siebenten Fall beschreibt. — Tay, im Südwesten der vorigen, an der Gloster-Bay, die mehre treffliche Einbuchten bildet, von denen die, in welche der River Wye mündet, und die Matchadash-Bay die bedeutendsten sind, mit 180 Einw. — Tiny, Ortschaft und Halbinsel, westlich von der vorigen, zwischen der Gloster- und Nottawassaga-Bay, mit 221 Einw. die sich an der Penetanguishene-Bay angesiedelt haben, woselbst sich auch ein Marine-Depot befindet; im Nordwesten und durch Christian Channel vom festen Lande getrennt, liegen die Inseln Christian, Hope, Beckwith, Giants Thumb und die Watchers; am andern Ufer der Gloster-Bay hingegen Prince Henry's Islands.

III. Section des Westens.

Die westliche Sektion des organisirten Ober-Canada's umfaßt die vier Districte Gore, Niagara, London und Western, breitet sich zwischen den 42° und 45° 30′ nördl. Br. aus, und hat vor allen andern britischen Besitzungen in Nord-Amerika den Vortheil einer südlichern Lage; sie bildet eine ausgedehnte, fast gleichseitige, dreieckige Halbinsel, deren Basis vom Fort Erie bis zum Kap Hurd am Huron-See eine Länge von 216 Meilen hat, und deren Schenkel bis Amherstburgh sich gegen 195 Meilen hinziehen, wird im Norden und Westen durch den Huron-See, Fluß und See St. Clair, und dem Detroitfluß, im Süden durch den Erie-See, und im Osten durch den Niagarafluß, den Ontario-See und die westliche Gränze des Districts Home eingeschlossen. — Mit Ausnahme einiger weniger vereinzelter Anhöhen und eines, im Durchschnitte 100, an einigen Puncten aber 350 Fuß hohen Tafellandes in den Districten Gore und Niagara, stellt die ganze Oberfläche eine gleichmäßige, hier und da wellenförmige Ebene dar. Der ganze Trakt, welcher der Alluvialbildung angehört, besteht hauptsächlich aus einer Schichte schwarzen und bisweilen gelben Lehms, über welcher, wenn noch im Naturzustande, eine tiefe und fette Dammerde lagert. Die Unterlage bietet ein zäher, grauer oder blauer Thon, der bisweilen, mit Sand vermischt, an die Oberfläche tritt. — Nirgends trifft man, selbst in der größten pflugbaren Tiefe, Steine oder Kies; dafür giebt es aber zahlreiche ausgedehnte Stein- und Quaderbrüche, welche überflüssige Baumaterialien liefern. — Die Wälder zeichnen sich durch ihr ununterbrochenes Wachsthum und das reiche Blätterwerk ihrer Bäume aus: Ahorn, Buchen, Eichen, Baßholz, Ulmen, Eschen, Fichten, Kiefern, Hickory, Wallnüsse, Butternüsse, süße Kastanien, Kirschen, Birken und Cedern oder Cypressen sind in diesem Theile Ober-Canada's vorherrschend; an einigen Stellen dehnen sich unermeßliche Prairien, auf denen hier und da Gruppen von Eichen, weißen Fichten und Pappeln, wie zum Schmucke von Menschenhand hingepflanzt, sich zeigen, oft viele hundert Meilen weit aus. In der Nachbarschaft von Long-Point und an den Ufern des Grand River liegen mehre dieser ausgedehnten fruchtbaren Ebenen, die sich im blühendsten Kulturzustande befinden; in den Ortschaften Burford, Stamford, Niagara, Dumfries und Ancaster sind große natürliche Wiesen, am vorherrschendsten aber im District London, wo der größte Theil des Landes aus offenen Prairien besteht. — Die vier Districte des Westens werden durch mehre große Flüsse und deren Arme nach allen Richtungen hin durchschnitten, und von diesen bieten die Thamse, die Ouse oder der Grand River, der Welland oder Chippewa, der Big Bear und der Maitland die herrlichsten Wasserverbindungen. — Die Thamse, früher Rivière à la Tranche genannt, entspringt weit im Innern des Landes, im Norden der Ortschaft Blandford, und mündet nach 150meiligem Lauf in südwestlicher Richtung in den St. Clair-See; für große Schiffe ist sie bis Chatham, 15 Meilen oberhalb ihrer Mündung, fahrbar, für Boote aber bis beinahe zu ihren Quellen; das Land, welches sie durchwindet, ist

reich und fruchtbar, und bietet alle Erfordernisse für neue Ansiedelungen im reichsten Maße. — Der Grand River, die Ouse, entspringt im Reservegebiet der sechs Nationen, verfolgt in vielen Windungen einen südöstlichen Kurs, durchschneidet einen der fruchtbarsten Trakte und mündet zu Sherbrooke, zwischen Point au Barbet und Grand River Point in den Erie-See. Die Mündung des Flusses ist gegen 900 Yards breit, doch verbietet eine vor dem Eingange gelagerte Sandbarre, die gewöhnlich nur 8 Fuß Wasser hat, großen Schiffen die Einfahrt; Schooner können den Fluß 25 Meilen aufwärts gelangen, Boote aber noch eine bedeutende Strecke höher hinauf. Die Uferbänke bieten eine Fülle von Gypslagern, und mit Leichtigkeit könnte von hier aus die ganze Provinz mit Gyps versehen werden. — Der Welland oder Chippewa ist ein schöner Fluß, der durchaus von Fällen unterbrochen wird und das Herz des Districts Niagara durchströmt; er entspringt in Binbrook, gegen 50 Meilen von seiner Vereinigung mit dem Niagara, welche 3 Meilen oberhalb des berühmten Falles des letztern Flusses statt findet; an seiner Mündung ist er 100 Yards breit, und bis 25 Meilen aufwärts variirt seine Tiefe von 9 bis 14 Fuß; durch einen trefflichen Kanal steht er mit dem Ontario im Norden und dem Erie im Süden in Verbindung, und bildet so mit diesem vereinigt, gegen 10 Meilen seines Laufes eine Fortsetzung des Kanales. — Der Big Bear entspringt im Huron-Trakt der Land-Compagnie und mündet nach hundertmeiligem Laufe in den Chenail Ecarté, einen der zahlreichen Kanäle des Flusses St. Clair. — Der Maitland ist noch nicht hinlänglich erforscht; er entspringt im Indianer-Gebiete, durchströmt die Ländereien der Canada-Compagnie, und mündet in den Huron-See, woselbst er den Goderich-Hafen bildet.

Betrachtet man die Jugendlichkeit der Ansiedelungen in dieser Section Ober-Canada's, so ist hier durch Anlegung von Straßen und Verbindungswegen schon außerordentliches geleistet worden. Die Dundas-Straße, Talbots-Straße West, die Middle-Straße, Talbotsstraße Ost, Talbotsstraße Nord, und die Straße östlich von Port Talbot, längs der Küste des Erie, längs dem Niagara und dem südlichen Ufer des Ontario nach Dundas, sind die vorzüglichsten öffentlichen Verbindungsstraßen, welche die Extremitäten der angesiedelten Theile des Landes vereinigen; außer diesen zählt man noch gegen fünfzig Haupt-, Neben- und Verbindungsstraßen, von denen einige von ansehnlicher Länge sind. Die bedeutendsten derselben sind die nach Galt und Guelph führenden Straßen; die neue von der Canada-Compagnie eröffnete Straße nach Godrich am Huron-See; die zwischen Burford und Malahide; zwischen Brantfort und Charlotteville; zwischen Grimsby und Rainham, und verschiedene andere.

Auch in diesem Theile des Landes hat die Bevölkerung mit außerordentlicher Schnelligkeit zugenommen; 1823 belief sich die Bevölkerung auf 55.200 Seelen; 1826 auf 56.434; 1828 bereits auf 64.157; 1830 auf 81.676, und 1833 schon auf 101.605 Seelen.

8. Der District Gore.

Dieser District, welcher im Jahre 1816 aus Theilen der Districte Home und Niagara zusammengesetzt wurde, wird im Norden und Nordosten von Home, im Osten vom Ontario-See, im Westen von Niagara, und im Westen von London begränzt, von der Ouse oder dem Grand River und dessen Zuflüssen bewässert und durchströmt, und hat einen reichen fruchtbaren Boden; der District wird in die beiden Kantons Hatton und Wentworth geschieden, und wurde 1832 von 27.224 Einwohnern bebaut, die bereits 117.721 Acres in Kultur gesetzt und 421.078 Acres unangebauten Landes außerdem in Besitz genommen hatten, und ein steuerbares Eigenthum von 412.263 Pf. St. besitzen. Den Westen des Districts, namentlich aber den westlichen Theil von Wentworth, bewohnen verschiedene Indianerstämme, deren gesammte Kopfzahl sich auf circa 1.800 Individuen belaufen mag. — Der Landbau macht in diesem

Districte außerordentliche Fortschritte; der Viehstapel mehrt sich mit jedem Jahre, und 1833 zählte man bereits 3.716 Pferde, 5.198 Ochsen, 9.956 Milchkühe und 4.015 junge Rinder.

Hatton, Kanton im Norden des Districts, vom Grand River durchströmt, und von der Dundas-Straße und mehren Nebenstraßen durchschnitten, mit 20.424 Einw. in 16 Ortschaften, 87.351 Acres angebauten und 363.282 Acres unangebauten Landes, und einem steuerbaren Eigenthume von 296.060 Pf. St. — Trafalgar, am Ontario, an der Gränze von Home, mit dem gleichnamigen Dorfe an der Dundasstraße und 2.730 Einw., gut angebaute fruchtbare Ortschaft, welche vom 12 und 16 Mile Creek durchströmt wird. — Nelson, im Südwesten der vorigen, mit dem Dorfe Dundas und 1.809 Einw. — Ost-Flamborough, mit dem Städtchen Burlington, an der gleichnamigen, durch zwei sandige Nehrungen begränzten Bay, im westlichsten Winkel des Ontario-Sees, welche durch Brants Outlet mit dem See in Verbindung steht, mit 712 Einw. — West-Flamborough, mit 1.398 Einw. und dem Städtchen Dundas, dem Hauptort des Kantons, am obern Ende der Burlington-Bay, unweit der marschigen Niederung Cootes Paradies. — Beverly, im Westen der vorigen, mit 1.050 Einw. — Dumfries, reiche, vom Grand River durchströmte Ortschaft, mit 2.936 Einw. und dem Städtchen Galt. — Waterloo, im Norden von Dumfries, deutsche Niederlassung mit 2.320 Einw., welche bereits 13.983 Acres Land in Kultur gesetzt haben, und einen Viehstapel von 520 Pferden, 555 Ochsen, 1.007 Milchkühen und 661 jungen Rindern, und ein steuerbares Eigenthum von 44.395 Pf. St. besitzen. — Wilmot, im Westen der vorigen, mit 645 größtentheils deutschen Einwohnern. — Puslinch, im Norden von Beverly, mit nur wenigen Ansiedelungen. — Nasagiweya, im Nordosten der vorigen, hügelige Ortschaft mit 484 Einw. — Esquesing, im Nordwesten von Trafalgar, fruchtbare, vom 16 Mile Creek und dem River Credit durchschnittene Ortschaft mit 1.700 Einw. — Erin, im Nordwesten der vorigen, dicht bewaldetes hügeliges Land, mit 611 Einw., die erst 1.485 Acres in Kultur gesetzt haben. — Garrafraxa, auch Grand River genannt, im Westen des Kantons, und vom Grand River durchströmt, mit 1.967 Einw. — Nicholl, kleine Ortschaft im Südwesten der vorigen, mit 134 Einw. — Eramosa, Ortschaft im Südwesten von Erin, mit 421 Einw. — Woolwich, im Südwesten von Nicholl, vom Grand River und dessen Zuflüssen durchströmt, mit 439 Einw. — Guelph, im Nordosten von Waterloo, mit dem gleichnamigen Städtchen und 1.068 meist deutschen Einw. — Die Reserve-Ländereien der Sechs Nationen erstrecken sich längs der Nordwest-Gränze des Kantons, von Wilmot bis Garrafraxa, und machen einen der reichsten Theile des Landes aus.

Wentworth, im Süden des Kantons, mit 5 Ortschaften, den Niederlassungen der Indianer und 6.800 Einwohnern. So klein der Kanton ist, hat er schon bedeutende Fortschritte in der Kultur gemacht; 30.370 Acres sind schon in Kultur genommen und außerdem 57.796 Acres rohen Landes vergeben. Der Werth des steuerbaren Eigenthums belief sich 1832 bereits auf 116.203 Pf. St. — Ancaster, Ortschaft im Südwesten von West-Flamborough, mit dem gleichnamigen Städtchen, einer Heilquelle und 2.276 Einw. — Salt Fleet, im Südosten des Kantons, an der Südseite der Burlington-Bay, mit 1.769 Einw. — Binbrook, im Südwesten der vorigen und vom Welland River durchströmt, mit 335 Einw. — Glanford, im Nordwesten von Binbrook, mit 653 Einw. — Barton, an der Südseite der Burlington-Bay, wo sich Brant's Salzwerke befinden, mit dem Dorfe Hamilton, durch welches die Straße von Dundas nach Niagara führt, und 1.776 Einw. — Die Dörfer der Indianer liegen zu beiden Seiten des Grand River, im Westen von

Wentworth, und zwar auf dem östlichen Ufer ein Dorf der Delawaren, eines der Cayugas und eines der Mohawks, auf dem westlichen Ufer hingegen ein Dorf der Tuscaroras, ein zweites der Cayugas, und Brantford, ein Dorf der Mohawks. Die Indianer sind seit 1784 aus den Vereinigten Staaten hierher versetzt, sind gegenwärtig alle Christen, und leben von Ackerbau, Viehzucht und Fischerei; jährlich machen die Krieger Ausflüge nach dem Norden und Westen, um der Jagd zu pflegen; die Gesammtzahl der im District lebenden Indianer beläuft sich auf 1.800 Köpfe.

9 Der District Niagara.

Dieser kleinste District der Provinz, der im Norden vom Ontario, im Osten von dem Niagarafluße und Katarakte, im Süden vom Erie-See, im Westen von London und im Nordwesten von Gore begränzt wird, gehört zu den schönsten und reichsten Gegenden der Welt, und liegt zwischen den prachtvollen Wasserflächen des Erie- und Ontario-Sees wie in einer Bucht eingeschlossen, wird in die beiden Kantons Lincoln und Haldimand geschieden, und hat eine Bevölkerung von 64.595 Seelen. — So klein der District ist, ist er im Verhältniß mit den übrigen besser als alle angebaut, und enthält einen größern Reichthum, gleichwohl ist immer noch eine bedeutende Quantität unangebauten Landes vorhanden; 106.421 Acres sind bereits in Kultur genommen, und außerdem 352.909 Acres rohen Landes vergeben. Der Werth des steuerbaren Eigenthums beläuft sich bereits auf 383.671 Pf. St. — Der District wird aufs herrlichste vom Grand River, dem Wellandfluß und Kanal, dem Warney River, und den Creeks Dusk, Stony, Onstones, Pottman, Black, Chippewa und dem Mud, und durch den 40, 30, 20, 18, 15, 12, 10, 8, 6 und 4 Mile Creek bewässert; der Niagara bespült seine östliche Gränze und bildet daselbst den berühmten Fall. — Die Scenerie der ganzen Landschaft ist außerordentlich malerisch; das Fort George oder Niagara ist, wenn man ihn so nennen darf, der Seehafen des Districts und sehr stark befestigt, und in der freundlichen Stadt herrscht durch die beständige Ankunft und Abfahrt von Dampfbooten, Sloops und andern Schiffen lauter Leben und Thätigkeit.

Lincoln, Kanton im Osten des Districts, wird in 4 Ridings geschieden, und zählt 15 Ortschaften, 1 Stadt und 22.412 Einwohner, die bereits 100.514 Acres in Kultur gesetzt haben. — Im ersten Riding sind die Ortschaften Grimsby, am Ontario, mit dem gleichnamigen Dorfe und 1.614 Einw. — Clinton, im Osten der vorigen, und vom Mud Creek durchströmt, mit 1.572 Einw. — Claistor, im Südwesten von Grimsby, und vom Wellandfluß durchströmt, mit 329 Einw. — Gainsborough, im Süden von Clinton, mit 1.252 Einw. — Im zweiten Riding: Louth, Ortschaft im Osten von Clinton, am Ontario mit 1.157 Einw., dem 20, 18 und 15 Mile Creek, der Mündung des Welland-Kanals und Flusses, und einigen Salzwerken. — Grantham, am Ontario, im Osten der vorigen, mit dem Dorfe St. Catherine, in deren Nähe ein Salzwerk ist, und 2.454 Einw., die größtentheils in der Nähe des Welland-Kanales sich angesiedelt haben. — Niagara, fruchtbare Ortschaft am Ontario und Niagara, mit 1.717 Einw., die erst 8.623 Acres in Kultur gesetzt, außerdem aber 124.021 Acres rohen Landes in Besitz genommen haben. — Niagara oder Fort George, früher Newark genannt, Hauptstadt des Districts, am westlichen Ufer des Niagara, unweit der Mündung desselben, und dem gleichnamigen alten Fort auf der amerikanischen Seite gegenüber, ist gut gebaut, wird von geraden, sich in rechten Winkeln kreuzenden Straßen durchschnitten, und hat die Districtsgerichte, 2 Kirchen, mehre Schulen, 1 Gefängniß, gegen 200 Häuser und 1.406 Einw.; die Flußmündung macht einen guten Hafen, und liefert köstliche Weiß-

fische. Die Stadt wird durch das Fort Mississaga, das hart an der Mündung angelegt ist, hinlänglich gedeckt. — Queenston, Dorf am Niagara, 7 Meilen oberhalb Fort George, am Fuße der Höhen (Queenston Hights), mit 1 Kirche, 1 Courthaus und 500 Einw., es treibt einen nicht unbedeutenden Handel, und hier werden, um den Niagarafall zu umgehen, die Waaren ausgeladen und nach Lewistown getragen. — St. David, Dorf in der Ortschaft Niagara. — Chippewa, Dorf 10 Meilen von Queenston, an beiden Ufern des Wellandflusses und in der Nähe von dessen Mündung, mit 200 Einw.; in der Nähe ist das kleine Fort Wallard, und Barracken. Am gegenüber liegenden Ufer des Niagara sind die Dörfer Manchester und Fort Schlosher, die beide zum Staate Neu-York gehören. — Die Bridgewater Mills, bedeutende Mühlenwerke, befinden sich am westlichen Ufer des Niagara, einige Meilen unterhalb der Mündung des Welland; in deren Nähe sind, am rechten Ufer des Flusses, ein wenig über der Oberfläche des Wassers, mehre brennende Quellen. — Lewistown, Dorf am Niagara, hat einen Flußhafen und treibt guten Handel; hier werden die von Queenston herabgebrachten Waaren wieder zu Schiffe gebracht. — Im dritten Riding sind: Stamford, am Niagara, mit 1 presbyterianischen und 1 Methodistenkirche, und 1.493 Einw. — Thorold, im Westen der vorigen und vom Welland-Kanal durchschnitten, mit 2.052 Einw. — Pelham, an der Nordseite des Wellandflusses, mit 1.106 Einw. — Im vierten Riding: Crowland, südlich von Thorold, am kanalbaren Theile des Wellandflusses, mit dem Dorfe Lyons und 841 Einw. — Willoughby am Niagara, Grand-Island gegenüber, und im Norden vom Wellandfluß bespült, der vor seiner Mündung im Niagara, dicht oberhalb die Goat Islands hat, mit 569 Einw. — Bertie, im Südosten am Niagara und Erie, fruchtbare, gut angebaute Ortschaft mit 2.159 Einw., dem Fort Erie, unter 42° 53′ 17″ nördl. Br., auf einer Landspitze am Erie-See, wo der Niagara austritt, mit dem gleichnamigen industriösen Städtchen, von welchem aus verschiedene Dampfboote nach Amherstburgh, Sandwich, Detroit und Michilimackinac führen. Fort Erie gegenüber liegt im Staate Neu-York das blühende Dorf Black Rock, am Erie-Kanal, und 2 Meilen unterhalb desselben Buffaloe. — Humberstone, Ortschaft am Erie-See, im Westen von Bertie, mit Point Abino im Osten und Sugarloaf Point im Westen, und 1.554 Einw. — Wainfleet, am Erie-See, im Westen der vorigen, wird vom Welland-Kanal durchschnitten, enthält größtentheils marschiges Land, 842 Einwohner, und hat am Erie-See, oberhalb Point Industry, einen für kleine Fahrzeuge sichern Hafen.

Haldimand, Kanton im Westen des Districts, und vom Grand River oder der Ouse durchschnitten; hat zu beiden Seiten dieses Flusses Indianer-Länder, sonst aber nur 3 für Ansiedler vermessene Ortschaften. Die Zahl der Einwohner beträgt, einschließlich der Indianer, 4.181; 5.807 Acres sind erst in Kultur gesetzt, und 27.058 rohen Landes an Ansiedler ausgegeben. — Moulton, Ortschaft am nordöstlichen Ufer des Grand River, mit dem Städtchen Sherbrooke, an der Mündung dieses Flusses, wo die Küste zwischen Point au Barbet und West-Point eine ziemlich tiefe sichere Bucht bildet, mit 528 Einw. — Rainham, am Erie-See, im Südwesten der Indianerländer, mit Onstones- und Stony-Creek, und 340 Einw. — Walpole, im Westen der vorigen, vom Dusk Creek und Waveny River durchströmt, mit 480 Einw. — Indianerland, auch Haldimand genannt, reservirte Ländereien der sechs vereinigten Nationen; zieht sich vom Erie-See an zu beiden Seiten des Grand River in nordwestlicher Richtung bis zur Gränze von Gore, und enthält am östlichen Ufer 2 Dörfer der Delawaren und Onandagas, am westlichen hingegen 2 Dörfer der Senecas und Mississagas, zusammen mit 421 Einwohnern.

10. Der District London.

Der größte District der westlichen Section, welcher im Norden vom Huron-See, im Osten von Home, Gore und Niagara, im Süden vom Erie-See, und im Westen vom Westdistrict und dem Huron-See begränzt wird, die Vortheile einer ausgedehnten Wassergränze längs der Gestade des Erie- und Huron-Sees genießt, und von den schiffbaren Flüssen Thames und Great Bear, welche dem St. Clair-See, River aux Sables, Bayfield und Maitland, welche dem Huron, und den Kettle, Catfish, Otter, Hemlock und andern Creeks, welche dem Erie zufließen, durchströmt wird. — Nur der kleinste Theil des Landes ist bis jetzt angebaut, und erst 104.198 Acres in Kultur genommen, 488.849 Acres aber außerdem bereits vergeben; der Rest ist eine fruchtbare Wildniß, die man aber jetzt angreift und lichter zu machen sucht. Ausgedehnte Straßen werden gegenwärtig nach allen Richtungen angelegt; den mittlern Theil durchzieht die Dundasstraße, den Süden die Talbotsstraßen; der Boden ist reich und fruchtbar und im mittlern Theile des Districts größtentheils in den Händen der Ober-Canada-Land-Compagnie, welche die Ländereien unter billigen Bedingungen an Einwanderer überläßt, so daß der London-District wegen seiner trefflichen Lage, seines reichen Bodens und seiner gut bestandenen Waldungen die Beachtung aller Ansiedelungslustigen in hohem Grade verdient. — Gegen den Mittelpunct der Nordküste des Erie zu hat der excentrische, aber philanthropische und redliche, oft verkannte Oberst Talbot eine Niederlassung gegründet, die seinem Verstande wie seinem Herzen zur Ehre gereicht, und seit dem Jahre 1802 ist dieser wohlwollende Mann in seinem Streben, das um ihn herumliegende schöne Land britischen Einwanderern zugänglich zu machen, unermüdlich. — Die Bevölkerung, welche 1810 erst 8.907 Einw. zählte, mehrt sich mit jedem Jahre und belief sich im März 1834 schon auf 38.913 Seelen, die ein steuerbares Eigenthum von 366.849 Pf. St. besaßen. — Der District wird in die drei Kantons Norfolk, Oxford und Middlesex und den Huron-Trakt der Canada-Compagnie geschieden, hat im Norden des letztern noch Kronländereien, die sich bis zu den Quellen des Maitlandflusses erstrecken, und nördlich von diesen Indianergebiet.

Norkfolk, Kanton im Südosten des Districts, am Erie-See, mit 6 Ortschaften und 6.827 Einwohnern, welche 29.571 Acres angebauten und 86.820 Acres unangebauten Landes, so wie im Ganzen ein steuerbares Eigenthum von 92.897 Pf. St. besitzen. Das Land ist gut gelegen, wird von einer Menge kleiner, Mühlen treibender Creeks durchströmt und von mehren guten Straßen durchschnitten, und hat am Erie-See Long Point oder North Foreland, eine schmale Halbinsel, die an der breitesten Stelle nur 180 Yards breit ist und sich von der südwestlichen Ecke von Walsingham gegen 20 Meilen östlich in den See erstreckt. — Woodhouse, Ortschaft im Osten des Kantons, und vom Patersons und Collmans Creek bewässert, mit 1.298 Einwohnern und dem Dörfchen Dover am Erie. — Townsend, im Norden der vorigen, mit dem Dorfe Waterford, am Wavenyfluß. — Charlotteville, im Westen von Woodhouse, am Erie-See, mit dem neu ausgelegten Städtchen Vittoria, am Milk Creek, dem Dorfe Simeo, im Nordosten und Charlotteville, an der Turkey Point, die einen für kleine Fahrzeuge sichern Hafen schließt, mit 80 Häusern und 1 Kirche; in der Nähe sind Eisenwerke und eine Heilquelle; 1.460 Einwohner. — Windham, im Norden der vorigen und vom Big und Collmans Creek durchströmt, mit 930 Einwohnern. — Walsingham, westlich von Charlotteville, am Erie, mit der Long Point und 790 Einwohnern. — Middletown, im Nordwesten der vorigen, mit 361 Einwohnern. — Houghton,

im Südweſten von Walſingham, am Erie, und vom Hemlock, Clear und Long Point Creek durchſchnitten; mit 141 Einwohnern.

Oxford, Kanton im Nordweſten von Norfolk, mit 10 Ortſchaften und 9.470 Einw.; — 25.092 Acres ſind in dieſem Kanton in Kultur geſetzt und 115.790 Acres rohen Landes vergeben. — Oakland, kleine Ortſchaft im Südoſten, mit 490 E. — Burford, mit dem gleichnamigen Dorfe, im Weſten der vorigen, mit 1.302 Einw. — Blenheim, im Norden der vorigen, mit 916, meiſt deutſchen Einwohnern. — Oſt-, Weſt- und Nord-Oxford, 3 Ortſchaften im Weſten von Burford, welche von der Dundasſtraße und der Thames durchſchnitten werden; zuſammen mit 847 Einw. und dem Städtchen Oxford an der Dundasſtraße, welches erſt einige 30 Häuſer zählt. — Norwich, im Südoſten von Oxford, mit dem gleichnamigen Dorfe und 1.977 Einw., beſt bebauteſte Ortſchaft des Kantons. — Derebam, im Weſten der vorigen, mit 336 Einw. — Niſſouri, im Nordweſten des Kantons, an der Dundasſtraße, und von den Zuflüſſen der Thames durchſtrömt, mit 725 Einw. — Zorra, im Oſten von Niſſouri, an der Dundasſtraße, mit 1.801 Einw., welche bereits 2.578 Acres in Kultur geſetzt haben. — Blanford, zwiſchen Zorra und Blenheim, im Norden der Dundasſtraße, mit 214 Einwohnern.

Middleſex, Kanton im Weſten von Oxford und Norfolk, am Erie-See, mit 16 Ortſchaften und 20.616 Einw. — Der Kanton hat reichen fruchtbaren Boden, und wird von der Dundas- und den Talbotsſtraßen durchſchnitten. Nur Talbots Straßenſyſtem hat Ober-Canada ſein Aufblühen zu verdanken, und nur dadurch, daß ſpäter ſein Syſtem nachgeahmt wurde, kam das Land auf geordnete Weiſe in Aufnahme. — Die Einwohner haben 49.535 Acres in Kultur, außerdem aber 286.239 Acres unbebauten, größtentheils bewaldeten Landes in Beſitz genommen. — Bayham, Ortſchaft im Südoſten des Kantons, am Erie-See, mit dem Städtchen Port Burwell, an der Mündung des großen Otter-Creek und 1.871 Einw. — Malahide, im Weſten der vorigen, von Talbotsſtraßen durchſchnitten und dem Catfiſh Creek durchſtrömt, mit 1.948 Einw. — Yarmouth, am Erie, mit dem Städtchen Sterling, an der Mündung des Kettle Creek, mit 2.676 Einw. — Southwold, weſtlich von der vorigen, mit Port Talbot, einer freundlichen Niederlaſſung auf dem hohen Ufer des Erie-Sees, und 2.404 Einw. — Dunwich, im Weſten von Port Talbot, mit der Plumb Point, am Erie, und 564 Einw. — Aldborough, im Südweſten des Kantons, von der Thames und den Talbotsſtraßen durchſchnitten, mit einigen kleinen ſichern Buchten am Erie und 637 Einw. — Moſa, am nördlichen Ufer der Thames, mit 690 Einw. — Ekfrid, im Nordoſten der vorigen, mit 406 Einw. — Carradoc, öſtlich von Ekfrid, und vom Great Bear und den Zuflüſſen der Thames durchſtrömt, mit 550 Einw. — Delaware, am öſtlichen Ufer der Thames, im Norden von Southwold, mit 212 Einw. und einem indianiſchen Dorfe. — Weſtminſter, im Norden von Yarmouth, vom Kettle Creek durchſtrömt und von der Nord-Talbotsſtraße durchſchnitten, mit 357 Einw. — Nord- und Süd-Dorcheſter, große, durch die Thames in zwei Theile geſchiedene Ortſchaft, mit 1.576 Einw. — London, reiche Ortſchaft, welche von der Dundas- und Londonſtraße und den Zuflüſſen der Thames durchſchnitten wird, mit der Stadt London, die, obwohl jetzt noch klein, im Herzen eines fruchtbaren Landes, an den Ufern des ſchönen Thamesfluſſes liegt, und ohne Zweifel in ihrem Wohlſtande und ihrer Bevölkerung raſche Fortſchritte machen wird; mit 4.152 Einw. — Lobo, zwiſchen Carradoc und London und vom Great Bear und der Thames durchſtrömt, an der Nordſeite der Dundasſtraße, mit 684 Einw. — Williams, im Nordweſten des Kantons, vom Rivière aux Sables durchſtrömt, mit 251 Einw. —

Goderich, südlich von der vorigen, zwischen dem Rivière aux Sables und Great Bear, 874 Einwohnern.

Der Huron-Trakt der Canada-Compagnie eröffnet sich im Norden des Kantons Middlesex, wird von der London- und Goderichstraße durchschnitten, und enthält an der Nordgränze von Middlesex die Ortschaften: Biddulph, mit 70, und Adelaide, mit 718 Einw.; Blanshard, Downie und South- und North-Easthope; an der Londonstraße, im Osten: Usborne und Tucker-Smith; an der Westseite längs dem Huron-See: Mac-Gillivray, Stephen, Hay, Stanley, mit dem Bayfieldfluß, Goderich, mit einem guten Hafen und über 800 Einw., und Colborne, durch welche Ortschaft der Maitlandfluß dem Goderichhafen zuströmt. — Zu beiden Seiten der Goderichstraße liegen im Südwesten die Ortschaften Hibbert und Fullarton, und im Nordosten Ellice, Logan, Mc Killop, Hullet und die schon oben angegebene Ortschaft Colborne am Huron-See.

Das Indianerland springt nach Nordwesten in eine Landspitze aus, die sich weit in den Huron-See hinaus erstreckt und im Nordwesten in dem Kap Hurd, im Nordosten in der Wingfield Point und Cabots Head endigt; an der Westseite eine Menge kleiner Buchten und die St. Lukas-Bay hat, und nach Osten zu die große Georgian-Bay und die Nottawasaga-Bay begränzt, und eine Menge noch wenig bekannter Einbuchten bildet, von denen Owen Sound, zwischen Kap Rut und Kap Commodore; Colpoys Bay, vor welcher die Inseln Griffith, White Cloud und Hay liegen; Melville Sound, im Westen des Kap Croker und Dyer Bay, im Norden des Chin-Kap die bedeutendsten sind. — Im Nordwesten des Kap Hurd liegen die noch zum Indianerland des London-Districts gehörenden Inseln Coves, Echo, Flower Pot, Bears Rump, Shingle Bank und Half Moon.

11. Der District Western (der West-District).

Dieser District begreift die südwestlichste Spitze der Halbinsel und wird im Norden vom Huron-See, im Osten von London, im Süden vom Erie-See und im Westen vom Detroit-Flusse, dem St. Clair-See und der Sinclairstraße begränzt, im Innern von der Thames, dem Great Bear Creek und einer Menge kleiner Ströme bewässert und von mehren guten Straßen durchschnitten. — Das Land ist fruchtbar nnd höchst vortheilhaft gelegen und wird in die Kantons Essex und Kent geschieden; an der Thames sind schöne Weideländereien und die Gegend am Detroitfluß ist dicht bevölkert; Pflanzung reiht sich an Pflanzung; bis Sandwich glaubt man einen Obstgarten zu durchwandern, eine solche Fülle von Aepfeln, Birnen, Pfirsichen und Nektarinen sieht man hier überall, und auf allen Ansiedelungen sind Aepfelpressen im Gange. — 1810 hatte der District erst eine Bevölkerung von 5.158 Seelen, worunter gegen 1.000 Indianer, 1832 belief sich dieselbe auf 10.687. — Das angebaute Land betrug in diesem Jahre 29.651 Acres, das vergebene unangebaute 184.819 Acres; der Werth des steuerbaren Eigenthums 134.874 Pf. St.

Kent, Kanton im Osten des Districts, zwischen dem Erie- und Huron-See; reiches, fruchtbares, von der Thames und dem Great und Little Bear Creek durchströmtes Land, mit den Ortschaften: Orford, im Osten des Kantons, am Erie-See, mit 352 Einw.; drei Straßen durchschneiden das Land; den nordwestlichen Theil bespühlt die Thames, an deren südlichen Ufer eine Herrnhuterniederlassung und in deren Nähe eine Salzquelle sich befindet. Die hier lebenden Indianer bauen viel Mais, Bohnen und Kürbisse, bereiten Ahornzucker zum Verkauf und sammeln Naphtha, welches in beträchtlicher Menge auf der Oberfläche der Thames gefunden wird: es quillt

aus einer Oeffnung am Gestade, und man soll täglich eine Gallone vom Wasser abschöpfen können. — Howard, im Südwesten der vorigen, am Erie, mit 852 Einw. — Harwich, im Südwesten von Howard, mit der Pointe aux Pins oder Landguard, einer nach Süden sich in den Erie-See erstreckenden Landzunge, welche eine Wasserfläche von 8 □ Meilen einschließt, die durch einen kleinen Ausfluß mit dem Erie in Verbindung steht; die Ortschaft enthält 462 Einw. — Raleigh, zwischen dem Erie und der Thames, mit dem gleichnamigen Städtchen, am südlichen Ufer des letztern Flusses; mit 691 Einw. — East-Tilbury, an der Mündung der Thames in den St. Clair-See und von der mittlern Talbotsstraße durchschnitten. — Romney, südwestlichste Ortschaft des Kantons, am Erie, mit den Crooked-, Yellow, Two- und Muddy-Creek und 392 Einw. — Ost- und West-Dover, am östlichen Ufer des St. Clair-Sees, mit 669 Einw., dem Dorfe Baldoon, an der Mündung des großen Bear Creek, und vor derselben, im Sinclairfluß, mit den großen Inseln St. Anns und St. Mary oder Walpole, letztere mit 75 E. — Chatham, an der Nordseite der Thames, mit dem gleichnamigen Städtchen, eine sehr in Aufnahme gekommene Ortschaft: vor 15 Jahren lebte noch kein einziger weißer Einwohner innerhalb 20 Meilen von dieser Stadt, und gegenwärtig befinden sich 18.000 thätige und industriöse Einwohner in diesem Stadtbezirke, die 4 Mahlmühlen, mehre Sägemühlen und 2 Brauereien zu ihrem Gebrauche haben. Der Boden gehört zu den fruchtbarsten der Erde, und giebt, ohne weitern Dünger bis zu den nächsten 10 — 16 Jahren, 18 — 20 Barrels des feinsten weißen Waizens per Acre. — Alle britischen Unterthanen haben auf 210 Acres Anspruch, die binnen 10 Jahren mit 15 Shilling per Acre vollständig gezahlt werden müssen. Die Ansiedler haben allerdings tüchtig zu arbeiten, aber weder Zinsen, Zehnten, noch Taxen zu zahlen, ausgenommen die jährlichen Abgaben von 6 Pence vom Acre, zur Verwendung für Straßen- und Brückenbau u. dgl., nachdem das Land 7 Jahre frei gewesen war. Im Stadtgebiete Chatham befinden sich: 2 große protestantische Kirchen, 4 Methodisten-Versammlungshäuser, 2 presbyterianische und 2 Quäcker-Versammlungshäuser, 1 römisch-katholische Kapelle, 3 dotirte Schulen, 2 Zeitungen, welche dreimal in der Woche erscheinen, ein weibliches Erziehungsinstitut, eine Handels-Akademie und einen Ackerbauverein; alle Glaubensmeinungen leben hier friedlich neben einander, indem ihre Bekenner nur damit beschäftigt sind, durch freundschaftliche Dienstleistungen ihre gegenseitigen Interessen und Zwecke zu fördern. — Camden, im Nordosten von Chatham, am nördlichen Ufer der Thames, mit 169 Einw. — Zone, fruchtbare, vom Great Bear durchströmte Ortschaft, mit 255 Einw. und einem indianischen Dorfe. — Dawn oder Dacon, im Westen von Zone, ebenfalls vom Great Bear bewässert, mit 290 E. — Sombra, im Westen der vorigen, an der Ostseite des Sinclair, mit 304 Einw. — St. Clair, im Norden von Sombra, am Sinclairfluß, mit Point Edward, am Huron-See; ist zum größten Theil für die Indianer reservirt, und hat im Sinclairfluß, der Mündung des Commodore Creek gegenüber, die Insel au Cerf. Im Osten dieser Ortschaft liegen unvergebene, dicht bewaldete Kronländereien, und nördlich von diesen, am Huron-See, schließt die vom Rivière aux Sables durchströmte und vom Kap Ippewash begränzte Ortschaft Bosanquet den Kanton Kent.

Essex, Kanton im Westen der Provinz, zwischen dem Erie- und St. Clair-See, und im Westen vom Detroitfluß begränzt, ein gut angebauter Landstrich, welcher größtentheils von Franzosen und deren Nachkommen bewohnt wird, die sich hier festsetzten, als Frankreich noch im Besitze der Canada's war; sie sind ein heiteres, wenn auch in wissenschaftlicher Hinsicht unwissendes Völkchen, die ihre Sitten treu bewahrt haben, durch welche sie sich vor den Landschaften anderer Länder so vortheilhaft aus-

zeichnen. Die Häuser der Landwirthe sind alle klein und freundlich, von Blumengärten umgeben und die Außenseite derselben nach Indianerart mit Baumrinden belegt. Die Ortschaften dieses Kantons sind: Mersea, im Südosten am Erie-See, mit der weit hervortretenden Pointe Pele oder South Foreland, welche sich gegen 9 Meilen südlich in den See erstreckt, einen zu Zeiten überschwemmten Sumpf umschließt und nach Westen zu die Pigeon Bay bildet, in welche der Curticos und Sturgeon Creek münden; mit 549 Einw.; unweit der Point liegen im Erie-See die Inseln Pele, East Sister, St. George und la Fleur. — Gosfield, im Westen der vorigen, mit dem Mill Brook und Cedar Creek und 791 Einw. — Colchester, am Erie, im Westen von Gosfield, mit 667 Einw. und dem alten Forte, an der Mündung des Mc Gregor-Creek. — Malden, im Südwesten des Kantons, an der Mündung des Detroitflusses in den Erie-See, mit 1.351 Einw. und dem Städtchen Amherstbourg, an der Mündung der Detroitstraße, mit einem herrlichen Hafen, in welchem die britische Flotte des Erie-See stationirt ist; — gegenüber liegt im Strome die Insel Bois Blanc, auf welcher die Engländer zur Schützung ihres Hafens, trotz der Einsprüche der Amerikaner, eine Befestigung aufgeworfen haben. — Huron, ein den Huron-Indianern zugehöriger Landstrich im Norden von Malden, mit Dorf am Detroit, an der Mündung des Rivière au Canard. — Sandwich, an der Ostseite der Detroitstraße, mit der Turkey-Insel, einem Eiland im Detroit, das schöne Weiden, aber nur wenig Holz hat, und der Stadt Sandwich, die gegen 240 Häuser hat; nur wenige sind von Ziegeln, alle aber sind weiß getüncht und viele mit grünen Jalousien versehen; an öffentlichen Gebäuden besitzt die Stadt, außer einer kleinen katholischen Kirche, ein Districtsgericht, 1 Gefängniß, 2 Schulen, 3 Wirthshäuser und 8 Kaufmannsläden. Einwohner zählt die Ortschaft 1.502, die meistens vom Landbaue und Handel leben. — Maidstone, am St. Clair-See, im Osten von Sandwich und vom Pike Creek und dem Rivière aux Puces durchströmt, mit 211 Einw. — Rochester, im Osten der vorigen, mit 198 Einw. und den Flüssen Belle und Ruscum, und West-Tilbury, am St. Clair-See, im Nordosten des Kantons, mit 304 Einw.

IV. Neu-Braunschweig. — New Brunswick.

a. Geschichte des Landes.

Die Provinz Neu-Braunschweig, ursprünglich ein Theil der Provinz Neu-Schottland, war mit jener Provinz entdeckt und bis zum Jahre 1784 als die undurchdringliche Wildniß jenes wichtigen aufblühenden Landes betrachtet worden. Die frühere Geschichte der Kolonie ist mit jener von Neu-Schottland innig verwebt; durch den Utrechter Frieden vom Jahre 1713 wurde das Land, nach vorgängiger Eroberung, an Großbritannien abgetreten; der ruhige, ungestörte Besitz von Neu-Braunschweig aber den Briten erst durch die gänzliche Vernichtung der französischen Macht in Nord-Amerika (1758—1759) vollkommen gesichert. Im Jahre 1784 wurde das Land, in Rücksicht auf die Loyalisten, die nach dem Frieden von Versailles die dreizehn vereinigten Staaten verließen, um sich in diesem Landstriche niederzulassen, von Neu-Schottland getrennt und in eine besondere Provinz umgewandelt, die nach dem Stammhause der jetzt regierenden britischen Königsdynastie den Namen Neu-Braunschweig erhielt. — Im folgenden Jahre wurden die jetzigen Gränzen der Provinz festgestellt,

das Land selbst aber, unter der Administration des Obersten Carleton, der nach St. John eine gesetzgebende Versammlung berief, zu einem eigenen Gouvernement erhoben. Obwohl das Land damals nur spärlich bevölkert war, wurde dasselbe doch durch das zwanzig Jahre lang fortgesetzte umsichtige und väterliche Bestreben des Gouverneurs Carleton aus dem Zustande seiner Wildniß zu allmähliger Civilisation erhoben; die trefflichen Eigenschaften des Gründers der neuen Kolonie und die Leiden der neuenglischen und übrigen amerikanischen Loyalisten, die größtentheils die ersten Ansiedler in diesem wichtigen Theile des britischen Reiches waren, bilden die Hauptzüge der Geschichte des Landes, dessen Bewohner bis jetzt ein Stillleben führten, das nur im Anfange durch Ansiedlungsschwierigkeiten, Indianerkämpfe, wilde Thiere, kalte Winter und abwechselnd Waldbrände unterbrochen wurde. — Letztere sind hier zu Lande historische Ereignisse, und nicht umhin können wir, hier des furchtbaren Brandes zu Miramichi an der Ostküste im Jahre 1825, ausführlicher zu erwähnen, da derselbe zu den schrecklichsten Waldbränden gehört, die jemals stattgefunden haben, und von wichtigem, wenn auch betrübten Einfluß, auf einen Theil des Landes war, das nur langsam sich von dem erlittenen Unglücke erholen konnte: Wer nie außerhalb Europa gewesen ist, kann sich von der Heftigkeit und Schnelligkeit, mit welcher das Feuer nach längerer Dauer der heißen Jahreszeit in Nord-Amerika wüthet, wenn das dürre Unterholz, das abgefallene Laub, verbunden mit den harzigen Bestandtheilen des hier heimischen Bauholzes, brennbare Materialien in ungeheuerm Ueberflusse anhäuft, kaum eine entsprechende Vorstellung machen, und folgende Schilderungen eines Augenzeugen, des Herrn Cooney (M. Martin History, vol. III. p 389), von dem großen Miramichi-Brande übertrifft Alles, was je in dieser Art vorkam. — Der Sommer 1825 war in beiden Hemisphären, besonders aber in Amerika, wo sich die verderblichen Wirkungen durch epidemische Krankheiten kund gaben, ungewöhnlich heiß. Während des Juli und August wütheten an verschiedenen Orten Neu-Schottlands, zumal in der östlichen Abtheilung der Halbinsel, weitverbreitete Waldbrände. Die anhaltende Hitze des Sommers wirkte auf die Dürre der Waldungen, machte dieselben mehr als gewöhnlich für das Feuer empfänglich, und erzeugte, da sie die Verbreitung der bereits in der ersten Hälfte des Sommers eingetretenen Waldbrände unterstützte, eine nicht gewöhnliche erstickende Wärme. Am 6. Oktober näherte sich das Feuer augenscheinlich Newcastle, und man gewahrte in verschiedenen Zwischenräumen auflodernde Flammen in den Waldungen, vorzüglich gegen Nordwesten, im Rücken von Newcastle, in der Nachbarschaft von Douglastown und Mooresields und längs den Ufern des Bartibog. Viele hörten das Zusammenkrachen fallender Bäume und zerknitterter Aeste, während ein dumpfes polterndes Getöse, nicht unähnlich dem Rollen fernen Donners, sich in Zwischenräumen, wie abwechselnde Artilleriedechargen, vernehmbar machte. Am 7. Oktober stieg die Hitze bis zu einem solchen Grade und wurde so drückend, daß Viele von ihren entnervenden Wirkungen zu leiden hatten. Gegen 12 Uhr Mittags erhob sich ein bleicher, leicht mit Purpur gefärbter Nebel aus dem Walde empor und lagerte sich über ihn hin, wich jedoch bald vor einer großen schwarzen Wolke zurück, welche das ganze Firmament wie in Rauch einhüllte und bis gegen 3 Uhr, wo die Hitze qualvoll und unerträglich wurde, ihre Stelle behielt. — Kein Hauch bewegte die Luft, — die Atmosphäre war überladen; — eine unwiderstehliche Erschlaffung bemächtigte sich der Menschen und eine betäubende Unthätigkeit schien allenthalben zu herrschen, ausgenommen in den Wäldern, welche jetzt erbebten und raschelten, und mit Platzen und Knallen und unaufhörlichem, schauderhaftem Getöse, in welchem die schreiendsten Mißklänge jeder Art vernehmbar waren, eine furchtbare Lebendigkeit erhalten hatten. Das ganze Land erschien nun wie von einem Feuermeer umflossen, welches durch die Verwüstung, welches es anrichtete, seine Kreise immer enger zog,

aber nicht eher sich zu einem Punkt schließen zu wollen schien, als bis Alles der Zerstörung unterlegen hätte. — Ein wenig nach 4 Uhr erhob sich eine ungeheure Rauchsäule in vertikaler Richtung im Nordwesten von Newcastle und hüllte den ganzen Himmel in völlige Dunkelheit ein; da aber ein leichter Nordwind eintrat, dehnte sie sich allmählig aus und zertheilte sich in eine Menge formloser Nebelmassen. Eine Stunde später, gegen halb 6 Uhr, stiegen zahllose Rauchsäulen, die von Flammen erleuchtet, aus verschiedenen Theilen des Waldes drangen, zum Himmel auf: Eine schwere, erstickende Rauchdecke, die sich bis an den äußersten Horizont ausbreitete, und um so furchtbarer erschien, als flammende Blitze und feurige Zungen dieselbe unregelmäßig durchzuckten, hing jetzt über Newcastle und Douglastown in bedrohlicher Nähe herab, während Schauer von Feuerbränden, kalzinirten Blättern, Asche und glühenden Kohlen unter heulendem Getöse herabhagelten. Gegen 9 Uhr, oder kurz nachher, hallten die Wälder von unaufhörlichem donnerartigen Brüllen wieder; Schlag auf Schlag, Krachen auf Krachen verkündigten das Werk der Zerstörung; jeder neue Schlag erregte neue Besorgnisse, jedes neue Krachen gab ein Zeichen der fortschreitenden Wuth des furchtbaren Elements. Mit gieriger Schnelligkeit näherten sich die Flammen den ihnen verfallenen Gegenständen; nichts vermochte ihren Fortschritt zu hemmen; jedes Hinderniß mußte der Verwüstung weichen, und mehre hundert Meilen niedergebrannter Waldungen bezeichneten ihren verheerenden Weg. — Der Fluß, vom Orkan gepeitscht, schäumte und warf seine kochenden Wellen aufs Land; das Himmelsgewölbe erbebte vom Krachen des Donners und zuckende Blitze zerrissen das Firmament. — Ein Augenblick, und Alles war still! ein tiefes, furchtbares Schweigen beherrschte einen kurzen Moment die ganze Natur, als plötzlich ein langgedehntes, düsteres Getöse durch die Waldung brauste und tausende, Alles verzehrende Flammen vor sich her jagte: Newcastle, Douglastown und die ganze Nordküste des Flusses, welche sich von Bartibog bis an den Naashwaak, eine Strecke von mehr als 100 Meilen, in der Länge ausdehnt, wurde von einem unermeßlichen Feuermeer überströmt, das sich über mehr als 6.000 □Meilen ergoß! — Man denke sich, um nur eine ungefähre Vorstellung von der Verwüstung und dem Elende zu bekommen, das alle Schilderung übersteig, einen großen reißenden Strom, dessen beide Ufer über 100 Meilen weit dicht von Ansiedlern bewohnt sind; dazu vier blühende Städte, zwei auf jeder Seite desselben, und bedenke, daß diese Städte und Ansiedlungen aus hölzernen Gebäuden, Vorrathshäusern, Ställen und Scheunen bestehen, daß diese Scheunen und Ställe mit dem Ertrag der Ernten bis oben angefüllt sind, daß die Ankunft der Herbst-Importen die Vorrathshäuser und Niederlagen mit Spirituosen, Pulver und andern brennbaren Materialien sowohl, als mit den nothwendigen Bedürfnissen für den herannahenden Winter versehen hat, daß der kultivirte oder angesiedelte Theil an dem Flusse nur einen langen, schmalen, etwa eine Viertelmeile breiten Streifen bildet, der zwischen dem Flusse und unabsehbaren, sich bis an den Rand herabziehenden Waldungen eingeschlossen ist; daß diese sich über einen Raum von 6.000 □Meilen ausbreiten und durch die anhaltende Hitze eines langen Sommers völlig ausgedörrt sind! Belebt man nun noch dieses Gemälde durch die zahllosen Schaaren herumschweifender wilder Thiere, vermehrt durch viele Hunderte von Rindern und andern Hausthieren und durch Tausende im Innern des Landes zerstreuter Menschen, wird man doch nur ein schwaches Bild von dem Zustande eines Landes erhalten, das binnen wenig Stunden plötzlich von einem Feuermeer umflossen war. — Ein gräßlicheres oder ergreifenderes Bild menschlichen Elendes kann kaum erdacht werden; der ganze angebaute District war in ein Leichentuch der schaudervollsten Verwüstung eingehüllt; die Töne der Freude, die früher hier erschollen, waren vor der Stimme des Unglücks verstummt; nur Laute des Jammers und der Verzweiflung trafen das Ohr, und das Auge erblickte ringsum

nichts als Trümmer, Verwüstung und Tod. — Newcastle, noch gestern eine blühende Stadt, voll Handel und Leben, mit etwa 1.000 Einwohnern, war nur ein Haufen rauchender Ruinen, und Douglastown, ein Drittel seiner Größe, war in dieselbe jammervolle Lage gebracht. — Von den 260 Wohnhäusern und Niederlagen, woraus die erstere bestand, waren nur noch 18, und von den 70, welche letztere enthielt, nur 6 übrig. — Die Verwirrung, welche am Bord der 150 Seeschiffe war, welche damals im Miramichi ankerten, war schrecklich; ein großer Theil brannte bis aufs Wasser ab, alle aber wurden mehr oder weniger vom Feuer zerstört. — Zerstreute Gruppen halbausgehungerter, halbnackter und obdachloser Geschöpfe, alle mehr oder weniger beschädigt, und den Verlust ihres Eigenthums, ihrer Kinder, Freunde und Verwandten beklagend, durchzogen das Land. Menschliche Leichname lagen in allen Richtungen umher, deren Eingeweide heraustraten; andere, an denen alles Fleisch von den Flammen verzehrt und nur noch die rauchenden Gerippe übrig waren; hier lag ein Rumpf ohne Kopf, mit losgetrennten Gliedern; dort Körper in Kohlen verwandelt oder zu Asche verbrannt; andere durch Erstickung aufgeschwollen und mehre die Spuren des zuckenden Todeskampfes an sich tragend. Kurz und gewaltsam war ihr Uebergang vom Leben zum Tode; kunstlos und melancholisch ihre Todtenfeier. Ueber 500 Menschen sollen den Tod gefunden haben! — Tausende von wilden Thieren kamen in den Wäldern um, aus deren faulenden Leichnamen Ströme pestartigen Gestankes flossen, welche verheerende Krankheiten über die verödeten Besitzungen ausbreiteten. Hausthiere aller Art lagen todt und sterbend in den verschiedenen Theilen des Landes und Myriaden von Lachsen, Schollen, Forellen und andern Fischen, welche in Folge des durch die in die Flüsse niedergeschlagene Asche erzeugten Alkalis vergiftet worden waren, lagen todt oder zappelnd an den ausgebrannten Küsten und Buchten, und eine zahllose Menge wilder Vögel und Reptilien theilte ein gleiches Schicksal. — Solchergestalt war der furchtbare Brand von Miramichi, der Neu-Braunschweig um viele Jahre zurücksetzte und die schnelle Hülfe zahlreicher Menschenfreunde in der alten und neuen Welt in Anspruch nahm, die eine Summe von 40.000 Pf. St. zur Unterstützung der Ueberlebenden unterzeichneten, deren Eigenthum im Betrage von beinahe einer viertel Million Pfund Sterling durch den Brand zerstört worden war.

b. Lage. — Gränzen. — Größe. — Ausdehnung.

Die Provinz Neu-Braunschweig liegt zwischen 45° 5′ (oder wenn man die Insel Grand Manan dazu rechnet, zwischen 44° 52′) und 48° 4′ 30″ nördl. Br. und 63° 47′ 30″ bis 67° 53′ westl. L.; begränzt wird dieselbe im Norden durch die Bay Chaleurs, in dem St. Lorenzgolfe, welche den Gaspé-District Unter-Canada's davon scheidet, und vom Ristigoucheſluß, welcher von seiner Quelle an bis zu seiner Einmündung in die Bay Chaleurs die Provinz vom Kanton Bonaventure in Unter-Canada trennt; im Süden durch die Fundy-Bay, Chignecto Inlet und Shepody-Bay, die Neu-Schottland beinahe zu einer Insel gestalten; im Osten vom Golf von St. Lorenz und der Northumberlandstraße, welche die Prince Edwards-Insel vom festen Lande scheidet und im Westen vom Gebiet der Vereinigten Staaten, welches von der Südküste an der Passamaquoddy-Bay nordwärts sich längs dem Flusse Scodie oder St. Croix, dem Chiputnetikooh bis zu einer Kette von Seen fortzieht und dann eine Gränzlinie bildet, die am Monumente auf Mars Hill, 100 Meilen westlich von Fredericton, unter 45° 57′ nördl. Br. und 66° 46′ westl. L. beginnt und nördlich etwa 4—5 Meilen, westlich von dem Flusse St. John, nach den Quellen des Ristigouche-Flusses sich erstreckt. Die Gränze mit Maine ist schon seit langer Zeit ein Gegenstand des Zwistes zwischen den Vereinigten Staaten und Großbritannien gewesen, und die Entscheidung

des Königs der Niederlande ist bis jetzt immer noch von beiden Partheien verworfen worden. Nach dem Friedensvertrage von 1783 soll nämlich die Gränze von Neu-Schottland (zu dem damals Neu-Braunschweig noch gehörte) im Osten der Vereinigten Staaten durch eine Linie bestimmt seyn, die längs der Mitte des Flusses St. Croix, von seiner Mündung in der Fundy-Bay bis zu seiner Quelle und von dieser Quelle gerade nordwärts bis zu dem Hochlande, durch welches die in das atlantische Meer fallenden Flüsse von denen in den St. Lorenz fallenden geschieden werden, sich erstreckt. — Das Unbestimmte lag in der Annahme des St. Croix als Gränze, da nicht genau bekannt war, welchen Fluß man unter diesem Namen verstehe, und welcher seiner obern Arme als der Quellenfluß zu betrachten sey. Die Briten hatten angenommen, es sey der westlicher liegende Scodie (Schudik) oder Passamaquoddy darunter gemeint, die Amerikaner aber wollten den östlicher liegenden Magaguadik unter der Benennung des St. Croix verstanden wissen. Der Gegenstand ist nicht unwichtig, da es sich einerseits um den Besitz eines fruchtbaren Landstrichs von beinahe 400 geographischen □Meilen handelt, andererseits aber auch ein weit größerer Theil des obern St. John in die Hände der Vereinigten Staaten fallen würde. — Bis in die neuern Zeiten haben die Engländer den im Streite gelegenen Bezirk als ihr Eigenthum behandelt, seit 1825 aber haben die Amerikaner angefangen, von einzelnen Theilen Besitz zu nehmen, Ansiedler dahin zu verpflanzen und sich Abgaben entrichten zu lassen. Ihre Kommissäre wurden indeß von der britischen Regierung mit Gewalt verjagt, und seit jener Zeit haben die Gränzstreitigkeiten nie ganz aufgehört.

Die Länge der Provinz von Osten nach Westen beträgt 282, die Breite von Süden nach Norden 207 englische Meilen, der Flächenraum nach frühern Berichten 1.548, nach Hassel 1.350 geogr. □Meilen, nach Bouchette hingegen 27.704 englische (gleich 1.320 geographischen) □Meilen oder 17.730.560 Acres.

c. Physischer Charakter des Landes.

Neu-Braunschweig ist ein fast noch ganz rohes, im Naturzustande liegendes Land, und besteht im Allgemeinen aus wellenförmigen Erhöhungen, die hier bis zu Bergen aufschwellen, dort sich zu Thälern und Niederungen abdachen, die mit dichten stattlichen Waldungen bedeckt sind, von zahlreichen Seen und Flüssen durchschnitten werden und nach allen Richtungen hin mit den freundlichen, über die fruchtbaren Alluvialstriche zerstreuten, „Intervales“ benannten Ansiedelungen Wasserverbindungen eröffnen. — Der größere Theil dieses Gebietes, etwa 14 Millionen Acres, befindet sich immer noch im rohen Naturzustande, ist aber reichlich mit Bauholz bedeckt und mit schönen ausgedehnten Prairien versehen. Die Küsten des Landes sind größtentheils hoch und felsig, längs der Fundy-Bay sehr ausgezackt und im Rücken des Küstenstrichs mit vielen Ebenen und Thälern abwechselnd, welche den darauf verwandten Fleiß reichlich lohnen.

Eigentliche Gebirge besitzt Neu-Braunschweig nicht; am südlichen Ufer des Ristigouche ziehen sich die niedern Ausläufer der uns aus Unter-Canada bekannten Albanykette hin und machen nach Nordwesten zu die Gränze mit Maine; erheben sich zu einzelnen Bergen, senken einige kleine Aeste nach Süden hinab und verbreiten sich in abgesonderten Höhenzügen durch's ganze Land. Der bemerkenswertheste Punct, der durch den Umstand, daß er von den britischen Kommissarien als der Anfang der, die Gränzen der Vereinigten Staaten bildenden, Hochlande bezeichnet wurde, eine nicht geringe Wichtigkeit erhielt, ist der Mars-Hill, etwa 5½ Meile westlich vom St. Johnflusse und 100 Meilen von Fredericton entfernt; dieser Berg, dessen Gipfel sich beinahe senkrecht erhebt, ist gegen 3 Meilen lang, mit einer Basis von 4 Meilen und

einer Höhe von 2.000 Fuß über dem Meere und 1.200 über dem Niveau des St. Croixflusses. Da derselbe der höchste Punct in der Gegend ist, so beherrscht er die ganze Umgebung; an seinem Fuße breiten sich ungeheure Waldungen wellenförmig aus; ihm gegenüber, im Osten des St. John, liegen die beiden 1.200 bis 1.500 Fuß hohen Berge Bear Mount und Moose Mountains; weiter im Süden die abgesonderte unbedeutende Hügelkette Goatawomsook, und im Osten der Provinz die höhern Shepody Mountains, die im Nordwesten die Chignecto-Bay begränzen. — Auch der Isthmus, durch welchen Neu-Schottland mit dem Festlande zusammenhängt, wird von einem Landrücken durchzogen. — Alle Gebirge und Bergzüge Neu-Braunschweigs gehören zu denen von zweiter Bildung, erreichen nirgends über 3.000 Fuß Höhe und sind im Innern des Landes mit dichten Waldungen bedeckt; bergmännisch untersucht sind sie noch nirgends. — Auf dem Greenlaw Mountain, 5 Meilen nordwestlich von St. Andrew, soll nach dem Berichte des St. Andrew Herald vom 21. April 1828 ein vulkanischer Ausbruch stattgefunden haben! — Die Küste längs dem Golf des St. Lorenz ist niedrig und sandig, mit verkrüppelten Bäumen besetzt und von ausgedehnten Marschen, breiten, tiefen Moorgründen und langen Sandgestaden, die durch das Zusammenstoßen der Strömungen des Golfes mit den einmündenden Flüssen gebildet werden, eingefaßt. — Die Küstenlinie der prächtigen, 85 Meilen langen und 16—30 Meilen breiten Chaleurs-Bay beginnt unter 47° 58′ nördl. Br. und 64° 30′ westl. L. und gleicht größtentheils der Golfküste, hat jedoch an einigen Stellen senkrechte Felsenklippen von nicht unbedeutender Höhe. Vor dem Eingange der Bay liegen an der Neu-Braunschweiger Seite die beiden Inseln Shipegan und Miscou; erstere ist 20 Meilen lang, niedrig und sandig, sonst aber mit ziemlich ergiebigem Boden und von französischen Akadiern bewohnt; letztere, deren Umfang 10 Meilen beträgt, ist nur von einigen holländischen Familien bewohnt, welche für ihre Heerden hier treffliche Weide und reichlich Heu zum Winterfutter finden. — Die Seeküste der Miramichi-Bay ist niedrig, gegen das Innere zu erhebt sich aber das Land und besteht zum Theil aus ausgedehnten, fruchtbaren „Intervales", zum Theil aus rauhen Felsparthien. — Im Norden derselben ist bis zur Miscou-Point die Küste von großen Lagunen eingefaßt, von denen einige 12 Meilen lang und 3 Meilen breit sind und die Küstenschifffahrt, vermittelst kleiner Fahrzeuge, sehr erleichtern; die Küste selbst ist niedrig, flach und sandig und 2 bis 3 Meilen landeinwärts dünn mit Tannen und Föhren bedeckt. — Der Norden der Provinz, längs dem südlichen Ufer des Ristigouche, besteht aus Hochebenen, die sich etwa eine Meile rückwärts ausdehnen, mit ihren Vorsprüngen aber sich bis an den Rand des Wassers erstrecken und wie Festungswerke aussehen. Der Anblick des Landes ist hier ungemein großartig und effektvoll; wohin sich das Auge wendet, erblickt es eine fast unermeßliche Reihenfolge gigantischer Hügel, mit zahlreichen Seen und Flüssen, Thälern und Schluchten wechselnd; — einige der Berge sind mit schlanken, schönen Fichten geschmückt, andere mit Hartholz bedeckt; viele haben sumpfige, oberquellige Gipfel, und wieder andere verflächen sich allmählig in reiche Wiesen und Ebenen. Der Form nach sind einige dieser Berge konisch, andere fast ganz rund, viele schlank und in Piks zulaufend, und nicht wenige von der groteskesten Gestalt. Das abschüssige Ufer des Ristigouche erhebt sich zuweilen 300 Fuß hoch über seinen Wasserspiegel, und bei jeder Windung des Flusses, die etwa aller 6 Meilen eintritt, wird der Reisende von Neuem durch den Anblick eines wohlgeschützten Sees überrascht. — Gegen 70 Meilen vom Meere an verflacht sich das Land im Nordwesten der Provinz immer mehr, und die ganze Strecke, bis zu den Quellen des Ristigouche, ist eine schöne, offene, fruchtbare Hochebene, die mit ausgedehnten Intervales eingefaßt und mit dichten, noch unberührten Waldungen gemischter Holzarten bedeckt ist, unter denen sich große Fichten- und Kiefernhaine

besonders auszeichnen. — Hoffentlich wird dieser schöne Landstrich, der bis jetzt nur theilweise, den Ufern des Flusses entlang, sparsam kultivirt ist, bald wegen der vortrefflichen Qualität des Fichtenbauholzes und der Ergiebigkeit seines Bodens von Ansiedlern angebaut werden. — Die Küste von Kent, längs dem St. Lorenzgolf und der Straße von Northumberland, ist mit Sandflächen und Marschen durchzogen, landeinwärts aber erhebt sich die Gegend und ein stärkerer Baumschlag zeugt für die Ergiebigkeit des Bodens. Die Küste an der Fundy-Bay bietet nichts als nackte Felsen, ist aber, wegen der Nähe der Hauptstadt, sorgfältig angebaut und gewährt landeinwärts einen freundlichen Anblick, indem unweit derselben mehre mäßig hohe Hügel hier mit Seen und Flüssen abwechseln. Der Hafen von St. John stellt sich von der See aus kühn und wild dar, hat man aber den Eingang passirt und die kleine Insel Partridge im Rücken, so giebt der gebirgige Hintergrund und die malerische Umgebung ein sehr schönes Bild. Der St. Johnsfluß bahnt sich bei seinem Eintritt in den Hafen durch die Spalte eines massiven überhängenden Felsens, die augenscheinlich einer Erdrevolution ihren Ursprung verdankt, seinen Weg. Da nun diese in einer Strecke von beinahe 600 Meilen sich anhäufende Wassermasse hier in eine nur 1.300 Fuß breite Straße eingezwängt wird, so entstehen dadurch die sogenannten St. Johns-Fälle, die eigentlich eine Schleuße nach großem Maßstabe darstellen. Der Anblick dieses überhängenden Felsenabsturzes zur Zeit hoher Fluth ist wahrhaft wundervoll, und das Getöse, zumal während der Ebbe, furchtbar. Die gewöhnliche Höhe der Fluth oberhalb der Fälle beträgt 6 Fuß, aber nur in dem Falle, wenn der Fluß nicht angeschwollen ist. Die Fluth muß 12 Fuß abfließen, bevor der Strom für Schiffe befahrbar wird. Die Dauer dieser Passage währt gegen 20 Minuten, nach welchen das Steigen des Wassers einen Fall von unten her bewirkt; bei der Rückkehr der Fluth ebnet sich das Wasser auf eben so lange Zeit, und nur viermal während 24 Stunden können Schiffe in den St. Johnshafen einlaufen, in welchem die Fluth von 25 bis auf 30 Fuß steigt, und dadurch die niedern Schlammküsten in der Fronte der Stadt überschwemmt. — Oberhalb der Fälle erweitert sich der Fluß und bildet eine ziemlich geräumige, von waldigem rauhem Hochlande umgebene Bay, an deren Seiten Kalkfelsen luftige Hügel und Vorgebirge bilden. — Derselbe landschaftliche Charakter herrscht an der Grand-Bay, von deren ausgedehnten Küsten sich die Kenebekasis-Bay gegen 40 Meilen östlich hinzieht; die Küste dieser Bay ist im Allgemeinen steil und felsig; am obern Theile derselben liegt Sussex-Vale, ein schöner, reich angebauter, fruchtbarer Landstrich. Weiter aufwärts, nach Fredericton hin, ist die Scenerie sehr lieblich: ein großer Theil des Bodens besteht aus Intervale oder angeschwemmter Erde, welche die üppigste Fruchtbarkeit erzeugt, und von hier bis zum Mars-Hill wechselt fruchtbares Waldland mit gut kultivirten Landgütern. — Gegen Brighton hin schweift das Auge über eine smaragdgrüne, dicht bewaldete, wellenförmige Landschaft, und unter dem 46° 55′ nördl. Br. gelangt man an die großen Fälle (Grand Falls), eine rauhe, wildromantische Gegend, wo der St. John zwischen wilde, von Bäumen überhangene Felsklippen eingeengt, einen Abhang von mehren Fuß mit tobendem Ungestüm herabstürzt, hier durch einen plötzlich dazwischen tretenden Felsrücken in seinem Sturze gehindert und in eine ungeheure Schaummasse verwandelt wird und von diesem herab in einen senkrechten, 50 Fuß tiefen, von schwarzen Felsblöcken umstarrten Abgrund mit donnerndem Gebrause herabfällt, hier in einen noch engern Kanal eingezwängt, noch mehre Fälle bildet und an einigen Orten durch überhangende, finstere Felsklippen fast ganz dem Auge entzogen wird. — Jenseits jener Fälle, namentlich aber am Gestade des 30 Meilen langen und 2 bis 3 Meilen breiten Tamisquata-Sees, ist die Gegend reich und fruchtbar, und wird gegenwärtig bis an den St. John von den

Amerikanern in Anſpruch genommen, und ſelbſt, da die Briten denſelben wenig Achtung ſchenken, ſogar ſchon als Eigenthum benutzt.

Die vornehmſten Vorgebirge des Landes ſind: Mans Point und Indian Point, am Riſtigoucheſluß; Black Kap an der Chaleurs-Bay, der Inſel Heron gegenüber; Madisco Point, Kap Playe, Caraquette und Miscou Point, ebenfalls an der Chaleurs-Bay; Point Niguac, Oak Point und Kap Escuminac, am Golf St. Lorenz, Point Sapin, Nord- und Süd-Kap, Kap Richibucto und Tormentine an der Northumberlandſtraße, und Kap Enrage, Martins-Head, Quaco-Head, Kap Spencer und La Preau Point, an der Fundy-Bay.

Den Oſten der Provinz umgiebt der Golf St. Lorenz, der im Nordoſten die große Chaleurs-Bay bildet, deren nördliche Hälfte zu Unter-Canada gehört; der ſüdliche Theil derſelben beſchreibt im Oſten der Madisco Point die Nipiſiguit-Bay, eine tiefe, nach Süden in's Land hinein ſcheidende Bucht, und im Nordoſten den Caraquette Hafen. Weiter im Süden öffnet ſich zwiſchen Point Niguac und Kap Escuminac die große Miramichi-Bay, in welcher die Inſeln Portage, Hay und Fox und mehre kleinere Eilande liegen. — Die Northumberlandſtraße, der Kanal, welcher Prince Edwards Inſel vom feſten Lande ſcheidet, wird im Lande ſelbſt gewöhnlich die rothe See genannt; an ihr öffnen ſich an der Küſte von Neu-Braunſchweig die Einbuchten Richibucto, Chibuctouche, Cocagne, Shediac und Chemogue, und im Südoſten der Provinz, an der Gränze von Neu-Schottland, die grüne Bay (Bay verte), welche durch einen Kanal mit der Fundy-Bay verbunden werden ſoll. Die Fundy-Bay, welche die ganze Südküſte der Provinz beſpült, macht zwiſchen dem Feſtlande und Neu-Schottland die große Chignecto-Bay, die Shepody-Bay und Cumberland Baſon; weiter weſtlich Salisbury Cove, den St. Johns Hafen, Musquaſh Cove und Mace's Bay, und zwiſchen Neu-Braunſchweig und Maine die große Paſſamaquoddy-Bay, von der die ganze Oſtſeite hierher gehört. — Die Fluth in der Fundy-Bay ſteigt 50 und noch mehr Fuß, während dieſelbe in der Verte-Bay, auf der St. Lorenzſeite des Iſthmus, nur die Höhe von 10 Fuß erreicht. — Bei dem Eintritte der Fluth in der Fundy-Bay zeigt ſich jenes eigenthümliche Phänomen „Bore“ genannt, das auch an den Einmündungen des Ganges, Indus und Miſſiſſippi wahrzunehmen iſt: die zurückkehrenden Waſſer ſcheinen ſich nämlich, ohne vorwärts zu dringen, anzuhäufen, bis ſie eine beträchtliche ſenkrechte Höhe erreichen, wo ſie dann plötzlich mit unglaublicher Schnelligkeit und unwiderſtehlicher Gewalt hereinſtürzen und ein furchtbares, ſchreckenerregendes Getöſe verurſachen. — An Landſeen iſt Neu-Braunſchweig ebenfalls reich; die bedeutendſten ſind: der Grand Lake oder Freneuſe, unter dem 46° nördl. Br., unweit des St. Johnfluſſes und in denſelben abfließend; er iſt 30 Meilen lang und von 8 bis 10 Meilen breit, ſehr fiſchreich und ſoll an manchen Stellen 40 Faden Tiefe haben; der Waſhedemoak, im Süden des vorigen; der Darling- und Lomond-See; der Eutopia und der 9 Meilen-See, im Oſten der Paſſamaquoddy-Bay; der Oronocto, Loon und Erino-See, im Südweſten des St. John, und der Quako und French im Nordweſten des Grand Lake.

Der Hauptfluß des Landes iſt der St. John, welcher im Staate Maine, am Fuße der Albanykette, an der Gränze von Unter-Canada aus dem St. John's-See entſpringt, dort den Namen Walloſtook oder Maine St. John führt, nach Nordoſten durch Unter-Canada geht, ſich unterhalb der Mündung des Madawaska, am Fuße der Quamquerticook Mountains, wo er die kleinen Fälle beſchreibt, nach Südoſten ſchwingt, von da bis zur Gränze von Neu-Braun-

ſchweig von Nordoſten den Green, Squſebiſh, Troubleſome, Shigaſh und Grand River, von Südweſten den Cheſnut und Skouaguaſhaetik in ſich aufnimmt, unterhalb der Einmündung des von Norden kommenden Raagaoubſkihank die großen, zuſammen 75 Fuß hohen Fälle bildet, von da an bis zur Gränze von Woodſtock beinahe ſüdlich ſtrömt, vom Nordoſten und Oſten durch den Salmon River, Tobique, Muineck, Wood Creek, Monquart, Shicktabauk und Veckalagomique, vom Weſten durch den des Chutes, Gooſequil, Presqu'isle, Meduynekik, Meduktik und Eel River verſtärkt wird, hier ſeinen Lauf bis zur Ausmündung des Grand Lake, in vielen Krümmungen, beinahe nach Oſten wendet, von Norden den Naſhwack und den Abfluß des Quako, von Süden den Shogomuk, Pockuck, Scoodowabscook, Oronocto und Swan River in ſich aufnimmt, ſich hier nach Süden ſchwingt und durch die Belle Isle Bay, Long Reach, Grand-Bay und Kennebeckaſis-Bay erweitert, oberhalb St. John auf 1.300 Fuß eingeengt, durch eine breite Mündung der Fundy-Bay zueilt. Luftige, mit ſchwarzen Fichtenwaldungen bedeckte Hügel umgeben die Grand-Bay, von deren ausgedehnten Küſten ſich die Kennebeckaſis-Bay und Fluß gegen 40 Meilen öſtlich hinziehen, von welcher Strecke 20 Meilen für große Schiffe zugänglich ſind. Am obern Theile der Grand-Bay mündet der aus Weſten kommende Neripis in den St. John, der hier eine raſche Wendung aufwärts macht und die ſchöne, Long Reach genannte, 18 Meilen lange Viſta bildet. Die Ufer auf beiden Seiten des Fluſſes und die Inſeln, welche denſelben in mehre Ströme abtheilen, geben ein anmuthiges Bild. Die Belle Isle Bay, ein ſchöner, mehre Flüſſe aufnehmender Waſſerſpiegel, löſt ſich hier von St. John ab und ſtreicht gegen 20 Meilen nordöſtlich, während der St. John ſich nordweſtlich aufwärts wendet. Bei Frederickton, 90 Meilen oberhalb St. Johns City, iſt der Fluß ¾ Meile breit, und die Fluth, welche bei dieſer Hauptſtadt des Landes eine Höhe von 6 bis 10 Zoll erreicht, wird noch 9 Meilen höher hinauf, wo der St. John den Madame Keswick Creek in ſich aufnimmt, und mehre anmuthige Inſeln und angebaute Ländereien das Auge des Reiſenden erfreuen, bemerkbar. 130 Meilen höher hinauf können immer noch Bateaux oder Zugboote den Fluß befahren. Zu Woodſtock und Northampton, 36 Meilen oberhalb Frederickton, erblickt man viele ſchöne Inſeln, und die Landſchaft nimmt, je näher man der amerikaniſchen Gränze kommt, einen kühnern Charakter an, und unterhalb Woodſtock ſind die ſchäumenden Strömungen der Meduktik Rapids nicht ohne Gefahr zu paſſiren.

Den Nordweſten der Provinz beſpült der Riſtigoucheſluß, welcher am Fuße des Sugar Loaf Hill entſpringt, im Allgemeinen eine oſt-nord-öſtliche Richtung hat und auf ſeinem, 220 Meilen langen, Lauf aus Neu-Braunſchweig die Flüſſe Mogabach, Gagouchigaouway und Upſalquiſh empfängt. Er bildet an ſeiner Einmündung in die Chaleurs-Bay einen großen, geräumigen Hafen; die gegen 3 Meilen breite Einfahrt in den Riſtigouche, die von zwei hohen, aus rothem Sandſtein beſtehenden Vorgebirgen gebildet wird, hat weder eine Barre noch Untiefen und enthält über 9 Faden Waſſer. Zwei Meilen von ſeiner Einmündung aufwärts liegt die Stadt Dalhouſie, die einen breiten, 6 bis 7 Faden tiefen Schiffskanal hat, der ſich gegen 18 Meilen weit erſtreckt und einen ſichern, bequemen Hafen für Schiffe erſter Größe bildet. Ueber 200 Meilen von ſeiner Einmündung, bis wohin die Fluth reicht, iſt der Riſtigouche über eine Meile breit, und bis auf 40 Meilen von ſeiner Quelle für Barken und Kanoes fahrbar. — Außer dem Riſtigouche empfängt die Chaleurs-Bay aus Neu-Braunſchweig den Eel River, Charles, Benjamin, Belledown, Negadoon, den kleinen und großen Nipiſiguit, welche der gleichnamigen Bucht zuſtrömen, den Baſſe und Caraquetteſluß. — In den

Golf des St. Lorenz münden: der Tracadia und Tabasintack, zwei noch wenig bekannte Flüsse, und der Hauptstrom der östlichen Districte, der stattliche Miramichi, welcher noch vor einigen 30 Jahren nur wenigen Pelzhändlern bekannt war, jetzt aber wegen des bedeutenden Handels, den seine kühnen und unternehmenden Anwohner mit Bauholz und dem Ertrag der Fischerei treiben, von großer Wichtigkeit ist. An seiner Mündung, unter 47° 10′ nördl. Br. und 64° 40′ westl. L., bildet der Miramichi eine geräumige Bucht mit mehren Inseln und einen Schiffskanal für Schiffe von 700 Tonnen Last, bis über 30 Meilen aufwärts. — Chatham, die Hauptseehafenstadt des östlichen Districts, liegt an dem südöstlichen Ufer, etwa 25 Meilen von dem St. Lorenzgolfe entfernt, und an dem entgegengesetzten Ufer liegen Douglas, und weiter aufwärts Newcastle, an welchen beiden Niederlassungen jährlich über 200 Schiffe mit Bauholz für Großbritannien u. s. f. geladen werden. Sieben Meilen oberhalb Chatham theilt sich der Miramichi in zwei Arme, von denen der eine von Nordwesten, der Hauptarm aber von Südwesten herströmt. — Die Fluth erstreckt sich gegen 15 Meilen weit in den südwestlichen Arm aufwärts, und die Ufer desselben sind bis auf 45 Meilen von der Fluthgränze an, bis zu welchem Puncte Schiffe erster Größe gelangen können, mit Ansiedelungen besetzt. Von da an bis zu den kleinen Fluß Tauk, 45 Meilen höher hinauf, kommen von Chatham und Newcastle kleine Fahrzeuge, Lichterschiffe und Barken an, und gehen noch durch das Gebiet der Neu-Braunschweig-Compagnie, 40 Meilen weiter aufwärts. — Der nordwestliche Arm des Miramichi ist reißender, von Felsen unterbrochen und deßhalb für die Schifffahrt weniger geeignet als der südwestliche Arm, indessen stehen der Beschiffung mit Kanoes in einer Ausdehnung von 80 Meilen oberhalb der Flutheinwirkung wenig Hindernisse im Wege. Die Quelle des südwestlichen Armes ist im Kanton York, nahe bei dem St. John, und wird durch einen kleinen Tragplatz mit dem Shicktabauk, der jenem zuströmt, verbunden; die Quelle des kleinen südwestlichen Armes, welcher den nordwestlichen Arm vor der Vereinigung mit dem Hauptstrom zueilt, ist weiter im Norden und kommunizirt durch zwei Tragplätze mit dem Wapsknegan und Tobique; die des nordwestlichen Armes ist zur Zeit noch unbekannt, da dieser Theil des Landes noch wenig erforscht ist. Der Lauf des Hauptstroms beträgt, bevor er sich mit dem nordwestlichen Arm vereinigt, 189, der Lauf des letztern 100 Meilen; von Tributaries empfängt der erstere von Süden und Osten: den Taris, den Bains River oder St. Etienne, welcher durch den Zusammenfluß des Musrott Brook, des Cain, Salmon und Savoys River gebildet wird, den Back Brook und Barnaby River; von Westen und Norden Porters Brook und den Bartholomews und Renousfluß; der letztere, der nordwestliche Arm des Miramichi hingegen, den großen und kleinen Sewogle und den kleinen südwestlichen Arm und die Miramichi-Bay ergießen sich außer diesen noch von Süden der Napan, Black und Bay du Vin River, welcher letztere noch durch den Ettrick und Red verstärkt wird. — In die Northumberlandstraße oder rothe See münden: der Black River, dessen Mündung einen sichern Hafen bildet, der durch eine hervortretende Nehrung noch mehr vergrößert wird, der Kouchibougouac, vor welchem sich eine Sandbank hinzieht; der Kouchibougouacsis; der North-West River oder Aldouane, welcher durch eine Lagune in den Richibucto-Hafen tritt; der Richibucto, an dessen westlichem Ufer die Stadt Liverpool liegt, und welcher durch einen sichern und geräumigen Hafen, 43 Meilen südlich von Kap Escuminac, einmündet; er ist gegen 65 Meilen lang und seine größte Breite an der Mündung beträgt nirgends über eine Meile, öfters aber nicht über 200 Fuß; da sich die Fluth in denselben gegen 22 Meilen aufwärts erstreckt, so bietet er bis dahin selbst für große Schiffe hinlängliche Wassertiefe,

und Kanoes fahren bis an ſeine Quelle, von welcher ein kleiner Tragplatz nach dem Salmonfluß führt, der von hier aus 80 Meilen ſüdweſtlich fließt und ſich am Anfang des Grand-Lake in die Salmon-Bay ausmündet. — Die Ufer des Richibucto ſind bis 9 Meilen aufwärts niedrig und ſandig, weiter landeinwärts hingegen erhebt ſich die Gegend allmählig und ein ſtärkerer Baumſchlag zeugt für die Ergiebigkeit des Bodens. — 20 Meilen ſüdlich vom Richibucto mündet der Chebuctouche, der bis auf 12 Meilen von ſeiner Mündung, bis wohin die Fluth ſteigt, für Schooner befahrbar iſt. Dieſer Fluß zeichnet ſich durch ſeinen Ueberfluß an großen und trefflichen Auſtern aus. — Weiter ſüdlich münden der Cocagne, der Shediac, Aboushagen, Tittiſue und Chemogue und einige unbedeutende Flüßchen in die Verte-Bay, welche von dem Salzwaſſergraſe ſo genannt wird, das hier im Schlamme wächſt und auf der Oberfläche ſchwimmt.

In die große Fundy-Bay ergießen ſich, von Oſten nach Weſten der Küſte folgend: der Aulac und Tantamar in das Cumberland-Baſin; der Memlamcook, welcher durch einen Kanal mit dem Shediac verbunden werden ſoll, in die Shepody-Bay; in eben dieſelbe der ziemlich große und für Schooner fahrbare Petcoudiac, welcher durch den Zuſammenfluß des Anagance und North Rivers gebildet, durch den Pole, Coverdale und Turtle River verſtärkt wird und durch einen Kanal mit dem Shediac-Hafen verbunden werden ſoll. Weiter weſtlich münden: der kleine Shepody, der kleine und große Salmonfluß, der Quaco, Black River und Mispec, und im Weſten des St. Johnshafen: der Musquaſh in die gleichnamige Bucht, der Poklogan in die Maces-Bay, und der große Magaguadavik, welcher durch den Piskehegan oder Paskekegan und den Suquayska verſtärkt wird, ſo wie der Digdeguaſh, Bukabuk und Chiputnaticook oder Scodie in die Paſſamaquoddy-Bay.

Eine große Anzahl von Inſeln liegen an der Küſte und in den Buchten von Neu-Braunſchweig zerſtreut; die bedeutendſten derſelben ſind: die 20 Meilen lange und im Durchſchnitt 5 Meilen breite Inſel Grand Manan, welche 7 Meilen ſüdlich von Campo Bello, in geringer Entfernung von der Paſſamaquoddy-Bay, an der Küſte von Maine, zunächſt an der Einfahrt in die Fundy-Bay, liegt; an ihrer nordweſtlichen Seite ſind viele kleine Eilande zerſtreut, von denen das größte nicht tauſend Acres umfaßt. Zum großen Theile iſt Grand Manan angebaut und an ihren Küſten wird der Heringsfang nach einem großen Maßſtabe betrieben. Da ſie durch ihre Lage die Einfahrt in die Fundy-Bay beherrſcht, iſt ſie nicht ohne Wichtigkeit und könnte durch eine geringe Nachhülfe der Kunſt zu einer uneinnehmbaren Poſition gemacht werden, da die ſenkrechten Felſenriffe an einigen Stellen gegen 600 Fuß Höhe haben. — Deer Island, eine wohlangebaute, 6¾ Meilen lange und in der größten Breite 3 Meilen breite Inſel, liegt in der Mündung der Paſſamaquoddy-Bay, nordweſtlich von Campo Bello, und iſt von einer Menge kleiner Eilande umgeben und gleichſam beſchützt. Ueberhaupt iſt die ſchöne und prächtige Einfahrt der Paſſamaquoddy-Bay, welche die Seeküſte Neu-Braunſchweigs vom Gebiet der Vereinigten Staaten trennt, mit zahlreichen Inſeln und Inſelgruppen gefüllt, von denen einige reich bewaldet ſind, die ſtattliche Bay ſelbſt aber hat den Vorzug, weiter landeinwärts als irgend ein anderer Hafen im Norden von Neu-York von Eis befreit zu ſeyn.

Obgleich mit Frankreich unter gleicher Breite liegend, iſt Neu-Braunſchweig doch weit kälter und rauher als jenes Land, und der Winter, wie in Unter-Canada, 5 bis 6 Monate anhaltend. Der Frühling tritt plötzlich ein und hält kaum einige Tage an; die Vegetation iſt ſchnell und blühend und der Sommer in der Regel ſehr heiß. Die Oſtküſte erſcheint meiſtens im Nebel eingehüllt, im Innern des Landes hingegen

herrscht gewöhnlich eine heitere Luft. Der Herbst ist hier die angenehmste Jahreszeit; der Winter beginnt im November mit Schnee und Eis; die Flüsse fangen an zu gefrieren, und selten verschwindet das Eis in ihnen vor Ende des Monats März Ostwinde sind vorherrschend. Das Thermometer steigt im Sommer zu Zeiten bis auf 30° Reaumur und darüber, hält aber auch im Winter wohl 20° unter 0. — Folgende meteorologische Tabelle wurde in Fredericton, unter 47° 57′ nördl. Br. und 66° 45′ westl. L. von Sir James M'Grigor aufgenommen und giebt mehr als irgend eine andere Uebersicht ein treues Bild des Klima's des mittlern Theiles von Neu-Braunschweig:

	Stand des Fahrenheit-Thermometers.				Tage der Winde.					Tage des Wetters.			
	Höchster	Niedrigster	Täglich. Durchschnitt.	Größter Wechsel.	O.	S.	W.	N.	Variabel.	Schön.	Regen.	Nebl.	Gewitt.
Januar .	22	12	17	24	4	—	7	6	14	24	2	1	4
Februar .	29	19	24	34	2	4	4	2	16	23	1	—	4
März . .	36	30	33	20	23	2	5	—	1	22	2	2	5
April . .	44	36	40	14	12	4	11	—	3	22	7	—	1
Mai . .	49½	44½	37	10	20	1	7	—	3	18	8	5	—
Juni . .	50½	46½	48½	28	19	1	10	—	—	15	6	9	—
Juli . .	73	58½	65½	14	20	—	7	2	2	18	3	10	—
August .	75	64½	69½	12	17	—	9	4	1	23	3	5	—
September	66½	56½	61½	16	17	—	10	2	1	17	5	8	—
Oktober .	53	42	47½	20	14	—	8	—	9	22	7	2	—
November	34	28	31	16	11	5	—	14	—	15	8	3	4
December	16	11	13½	24	—	—	9	14	8	26	—	2	3
Mittler Stand und Total.	45½	37½	41½	22	159	17	87	44	58	245	52	47	21

Das Land ist ungemein gesund, und wird es sicher noch mehr werden, wenn die Wälder erst gelichtet und die Marschen und Sümpfe längs den Flüssen ausgetrocknet sind: Leute, die nicht im Geringsten mäßig leben, wie durchaus die Holzschläger hier zu Lande, erreichen ein hohes Alter. Auszehrung und Rheumatismen sind die vorherrschenden Krankheiten; kalte und Wechselfieber hingegen sind selten, ja fast gänzlich unbekannt.

d. Naturprodukte. — Kultur des Bodens. — Kunstfleiß und Handel.

Neu-Braunschweig ist ein großer, weiter Wald: der Mensch wandert wie ein Zwerg zwischen den Riesen dieses Waldes, und seine Pygmäenanstrengungen zur Zerstörung desselben üben kaum eine Wirkung auf diese herrliche Masse aus. Ueberall Baum an Baum; sie verbergen das Land vor der Sonne und drängen sich selbst in das Reich des Wassers, indem sie ihre majestätischen Aeste weit über die Seen und Flüsse schwingen, die zu ihren Füßen demüthig, gleichsam unter dem Schutze und als Vasallen des Waldkönigs dahingleiten. Die Schönheit und Erhabenheit der hiesigen Urwälder kann sich die lebhafteste Einbildungskraft nicht vorstellen: im Herbste besonders wird das reiche Grün, das vorher nur eine Mannigfaltigkeit des Schattens entwickelte, im Laufe weniger Frostnächte in alle nur mögliche Farben, in Scharlach, Violet, Blau, Braun, Karmoisin und Gelb verwandelt, und nur die Fichte allein behält, inmitten dieser herrlichen Metamorphosen, ihr trauriges Grün, den Versuchen der Jahreszeit widerstehend. — Bauholz aller Art bedeckt fast die ganze Oberfläche des Landes in solchem Ueberflusse, daß, sollte es nur zum Bauen verwendet werden, Großbritannien für Jahrhunderte mit Material versehen werden könnte. — Die weiße,

gelbe oder Weymouth-Kiefer oder Fichte (Pinus strobus), dieser Monarch der Neu-Braunschweigischen Wälder, erreicht hier eine Höhe von 130 Fuß, und man behauptet, öfters die Staunen erregende Zahl von 1.500 Jahresringen auf umgehauenen Wurzelstöcken gezählt zu haben. Das Holz derselben ist der Hauptstapelartikel des Landes, ein werthvolles Material für Tischler und Schiffszimmerleute und ein im Auslande sehr gesuchter Artikel. — Die rothe Kiefer (Pinus sylvestris) ist ebenfalls ein werthvolles Holz und härter und dauerhafter als das der weißen Kiefer. Man unterscheidet hier zwei Arten, doch ohne ihnen besondere Namen als den des Fundortes zu geben. Die rothe Kiefer des Topique ist ein sehr großer Baum, der zu Zeiten bis zu 9 Tonnen Holz liefert, eine kleinere Art findet man am St. John und allen seinen Zweigen. — Die, welche man am Miramichi und Kouchibougnac findet, ist außerordentlich klein, wird selten weit vom Wasser gefunden, ist aber von vorzüglicher Güte. — Die Lärche (Pinus larix), hier Hackmetack und Tamarack genannt, hat ein vortreffliches dauerhaftes Holz, das sich vorzüglich zum Schiffbau eignet und nur vom Holz der weißen Eiche übertroffen wird. — Die Sproffentanne (Spruce, Pinus nigra), von welcher man hier zwei Arten, die weiße und schwarze, hat. — Die Helmlock- oder Schierlingstanne (Pinus Canadiensis), deren Holz größtentheils von Hausschreinern verarbeitet wird. — Die Föhre (Pinus picea), ein weiches, weißes Holz, von außerordentlicher Dauer, das größtentheils zu Schindeln und Bootplanken für den westindischen Markt benutzt wird. — Die Pappel (Papulus alba) erreicht an der Golfküste eine außerordentliche Größe, ist aber weder dauerhaft noch stark. — Das Baß-Holz, eine Abart des Platanus occidentalis, wird meistens von Drechslern benutzt. — Der weiße Ahorn und der Felsen- oder Zuckerahorn (Acer rubrum und saccharinum). — Die schwarze, gelbe und weiße Birke (Betula nigra, lenta und alba); die Buche, weiße und schwarze oder Sumpf-Esche; die weiße und rothe Eiche werden in Menge gefunden, und Ulmen und Butternüsse, die in allen Theilen des Landes vorkommen.

In den Wäldern findet man noch das Elenn, das Moosethier und den canadischen Hirsch, das Carcajou, den Landbär, den Waschbär oder Racoon, das Opossum, den Minx, den Luchs und die Bergkatze, Wölfe, verschiedene Arten Füchse, Marder und Wiesel, die Fischotter und den Biber, die meisten Vögel Canada's, und jetzt auch alle unsere Hausthiere. Das Meer und die Flüsse sind reich an allerlei eßbaren und wohlschmeckenden Fischen, und der Golf sowohl als die Northumberlandstraße und die Fundy-Bay liefern Stockfische, Dorsche und Heringe, so wie die Flüsse und Landseen Weißfische, welche sowohl gesalzen als geräuchert einen Hauptausfuhrartikel ausmachen. — Fauna und Flora Neu-Braunschweigs sind bis jetzt eben so wenig gehörig untersucht, als das Mineralreich, und daß in einem erst vor Kurzem angebauten Lande, wo die Bewohner noch mit den dringendsten Bedürfnissen des Lebens zu kämpfen haben, der Geologie eine besondere Aufmerksamkeit nicht geschenkt werden konnte, läßt sich im Voraus erwarten. — Längs den Küsten des Golfs und der Chaleurs-Bay herrscht der graue Sandstein und Thonschiefer vor, mit zerstreuten Felsenmassen von Granit, Glimmer, Quarz und Eisenstein; an der Südküste hingegen Kalkstein, Grauwacke, Thonschiefer mit Sandstein, von Gneis, Trap und Granit unterbrochen. An verschiedenen Stellen fand man Specimen von Amethyst, Karneol und Jaspis. Kohlen und Eisenerz trifft man im Ueberfluß in verschiedenen Theilen des Landes; auch Kupfer, Bleierz und Braunstein. — Gyps-, Schleif- und Mühlsteine sind in der Nähe der Chignecto-Bay in unerschöpflicher Quantität vorhanden; stark gesättigte Salzquellen giebt es in Menge, und auch einige schwefelhaltige Quellen wurden in letzter Zeit aufgefunden. Weitverbreitete Kohlenlager, die nur wenige Fuß unter dem Niveau des

Waſſers liegen und horizontal ſtreichen, wurden am Geſtade des Grand Lake im Kanton Queen entdeckt, und eine Geſellſchaft wurde bereits auf 30 Jahre beſtätigt, um mit einem Kapital von 30.000 Pf. dieſe Minen zu bearbeiten. Ein zweites treffliches Kohlenlager, am Ufer des Salmon River, iſt erſt vor Kurzem eröffnet worden, und ſoll daſſelbe das erſtere am Grand Lake noch in der Güte übertreffen.

Eigentliche europäiſche Kultur hat erſt im Süden der Provinz, zwiſchen der Paſſamaquoddy-Bay und dem St. John, längs den Ufern dieſes Fluſſes, und an der Miramichi- und Richibucta-Bay begonnen; der übrige Theil des Landes und ſelbſt der größte Theil der Küſte ſtellt noch eine wahre Wildniß dar. Die Anſiedler bauen Waizen, Roggen, Mais, Gerſte, Hafer, Erbſen, Flachs und etwas Hanf, Kartoffeln, Bohnen und die gewöhnlichen europäiſchen Gartengewächſe, auch etwas Obſt, von keinem aber mehr als zum eigenen Bedarf, weshalb auch Mißerndten, der häufigen Nachtfröſte wegen, nicht ungewöhnlich ſind. Der Ackerbau wird rein engliſch betrieben, nur mit dem Unterſchiede, daß man des langen Winters wegen faſt gar keine Winterfrüchte baut. Die Viehzucht iſt beträchtlich, und der hieſige Landmann wendet mehr Aufmerkſamkeit auf dieſelbe als auf den Ackerbau, und wird durch den Ueberfluß grober Grasarten, die auf den natürlichen Wieſen wachſen und ein nährendes Futter liefern, dabei noch mehr unterſtützt. Die Vegetation beginnt in den erſten Tagen des Mai; gegen den 25. Mai iſt das Gras gewöhnlich ſchon hoch, und Anfang Juni ſind die niedern Weideländereien ſchon feſt genug, um das Gewicht der Rinder zu tragen. Vom 5. Mai bis zum 1. Juli werden Kartoffeln mit Erfolg gepflanzt; der Waizen muß bis zum Anfang des Juni, und andere Getraidearten, einſchließlich des Mai's, bis zum 10. Juni in der Erde ſeyn. — Von der Mitte des Juli bis zu den letzten Tagen des Auguſt wird das Timothygras und andere kultivirte Futterkräuter gemäht, und das Getraide geerndtet. In der Mitte des Septembers beginnt der Mais zu reifen, deſſen Einſammeln den Landmann bis zur Mitte des Oktobers hinlängliche Beſchäftigung gewährt, in welcher Zeit ihm einige warnende Nachtfröſte auf die Nothwendigkeit des Einerndtens der Kartoffeln aufmerkſam machen. — Der Gartenbau iſt noch in der Kindheit, und der Landmann begnügt ſich, Kartoffeln für ſein Vieh und Paſtinaken für ſeinen Tiſch zu ziehen; Kohl und alle andern Gartengewächſe müſſen den Winter über für's nächſte Jahr im Keller eingelegt werden. Baumfrüchte werden bis jetzt nur wenige gebaut, doch bezeugen die Obſtpflanzungen in der Nähe von St. John und Fredericton die Nützlichkeit der Einführung junger Obſtbäume aus engliſchen Baumſchulen. — Die Pferdezucht iſt hier zu Lande noch weit zurück; Ochſen und Kühe ſind weder ſo groß noch ſo ſtark als in Deutſchland, werden aber auch nicht in der Art gefüttert, ſondern ſind ſich 6 Monate lang allein überlaſſen; Ein von der Weide genommenes Rind wiegt in der Regel zwiſchen 7 und 800 Pfund, ein den Winter über mit Heu, Kartoffeln und Mais gemäſtetes hingegen von 11 bis 1.300 Pfund. Die hieſigen Schaafe ſind klein, liefern aber ziemlich feine Wolle und ein treffliches Fleiſch, und ſind keiner der Krankheiten unterworfen, die bei uns in Deutſchland ſo häufig vorkommen. — Schweine werden in großer Menge gezogen, und iſt die hieſige Race in ganz Nord-Amerika berühmt. — Früherer Zeit wurden Getraide, Fleiſch und andere Lebensbedürfniſſe nach Neu-Braunſchweig eingeführt; gegenwärtig deckt die eigene Production das Bedürfniß des Landes, und es läßt ſich erwarten, daß bald das umgekehrte Verhältniß eintreten, und Neu-Braunſchweig nach andern Ländern Getraide ausführen wird, da durch den letzten Vice-Gouverneur der Provinz, Sir Howard Douglas, eine Menge von Verbeſſerungen in den hieſigen Ackerbau und der Viehzucht eingeführt wurden, im Kirchſpiel Woodſtock und andern Pflegen am St. Johnsfluß der Waizenbau mit jedem Jahre zunimmt, und die Quantität des angebauten Landes bereits eine halbe Million Acres beträgt. Der Viehſtapel belief ſich 1833

in runder Summe auf 12.000 Pferde, 90.000 Rinder, 120.000 Schaafe und 80.000 Schweine. — An Manufakturen ist in Neu-Braunschweig noch nicht zu denken, und die Industrie der Bewohner dreht sich lediglich um ihre Landwirthschaft, Viehzucht, Fischfang und Waldbenutzung: Es giebt bereits eine Menge Sägemühlen, die Bretter und Latten liefern; auch wird Theer gebrannt und Pott- und Perlasche in Menge gesotten. Die Zahl der Sägemühlen-Etablissements belief sich 1833 auf 228, und deren Werth auf 232.030 Pf. St.; durch dieselben wurden 3.792 Menschen beschäftigt, und im genannten Jahre 103.840.000 Fuß Bretter, im Werthe von 261.210 Pf. St. erzeugt. — Das Hauptgewerbe aller Küsten- und Flußbewohner ist die Fischerei. Der Golf, die Northumberlandstraße und die Fundy-Bay, die hier so überreich an Fischen sind, liefert ihnen vorzüglich Stockfische, Dorsche, Schollen, Plateise, Heringe, Makrelen und, wenn auch jetzt seltener, Robben; die Flüsse und Seen enthalten Störe, Lachse, Lachsforellen und Meerschweine oder Porpoisen, an denen besonders der St. John Ueberfluß hat; dann Hechte, Karpfen, Barsche, Forellen, Barben, Aale und viele andere Fischarten. Die Seefische werden zum Theil gesalzen, zum Theil getrocknet oder geräuchert, und gehen in dieser Gestalt als Handelswaare nach Europa, den Vereinigten Staaten und den westindischen Inseln. Der Wallfischfang der Provinz nimmt jährlich an Bedeutung zu: aus St. John allein gehen 7 Schiffe, deren Tonnenlast im Durchschnitte etwa 400 Tonnen beträgt, nach dem stillen und östlichen Ocean auf den Robben-, Kaschelot- und Wallfischfang aus.

Der Handel wird äußerst schwunghaft betrieben; die Ausfuhr beruhet auf Fischen, Holz und Holzprodukten, und dies ist, außer einigen Häuten und Pelzwerk, das einzige, was die Bewohner Neu-Braunschweigs in den Handel bringen, und womit sie ihre auswärtigen Bedürfnisse bestreiten; St. John und St. Andrew sind die beiden Haupt-Einfuhrhafen der Provinz, und von der Passamaquoddy-Bay aus wird ein nicht unbedeutender Schleichhandel mit den Nord-Amerikanern unterhalten. In neuerer Zeit ist der Handel außerordentlich gestiegen: er beschäftigte 1804 erst 126 Schiffe mit 17.203 Tonnen, 1807 156 Schiffe mit 27.430, 1810 aber bereits 410 Schiffe mi 87.690 Tonnen. — Seit 1822 hat sich die Schiffs- und Tonnenzahl ungemein vermehrt. Die Zahl der einlaufenden Schiffe belief sich:

1822	auf	997	Schiffe	mit	222.306	Tonnen;	der	auslaufenden	auf	1.102 Schiffe mit 226.863 T.
1823	"	744	"	"	188.906	"	"	"	"	770 " " 198.742 "
1824	"	1.070	"	"	249.254	"	"	"	"	1.073 " " 226.120 "
1825	"	1.810	"	"	256.376	"	"	"	"	1.902 " " 279.656 "
1826	"	2.403	"	"	257.257	"	"	"	"	2.736 " " 336.250 "
1827	"	1.954	"	"	234.952	"	"	"	"	1.919 " " 252.970 "
1828	"	3.157	"	"	319.733	"	"	"	"	2.114 " " 286.015 "
1829	"	2.314	"	"	271.603	"	"	"	"	2.684 " " 309.429 "
1830	"	3.968	"	"	351.174	"	"	"	"	3.073 " " 348.546 "
1831	"	2.914	"	"	257.616	"	"	"	"	2.367 " " 266.634 "
1832	"	3.817	"	"	336.246	"	"	"	"	2.967 " " 314.446 "
1833	"	2.999	"	"	313.217	"	"	"	"	2.771 " " 314.178 "
1834	"	2.902	"	"	304.929	"	"	"	"	2.605 " " 316.214 "

Der Küstenhandel beschäftigte 1832 600 Schiffe mit 33.646 Tonnen und 1.436 Matrosen; 1833 550 Schiffe mit 34.780 Tonnen und 1.628 Seeleuten; die Fischerei in diesen Jahren hingegen: 1832 66 Schiffe mit 2.672 Tonnen und 840 Mann, und 1833 63 Schiffe mit 2.663 Tonnen und 355 Fischern.

Der Werth der Einfuhr und Ausfuhr betrug nach offiziellen Berichten der Colonial-Office in Pf. St.

Einfuhr:		Ausfuhr:	
1822	266.528 Pf. St.	1822	272.177 Pf. St.
1823	303.228	1823	287.202
1824	514.557	1824	462.043
1825	694.815	1825	501.944
1826	544.372	1826	492.258
1827	643.311	1827	483.807
1828	638.076	1828	457.138
1829	693.561	1829	514.219
1830	603.870	1830	570.307
1831	610.523	1831	427.318

Die Hauptausfuhrartikel selbst bestanden in diesen Jahren:

	Masten und Sparren.	Bauholz.	Gesalzene und geräucherte Fische.
	Stück.	Tonnen.	Werth in Pf. St.
1822	7.709	247.149	1.827
1823	4.609	239.406	„
1825	3.008	388.395	21.208
1826	6.857	299.265	21.576
1828	5.931	232.412	19.690
1829	5.772	190.645	27.415
1830	4.304	232.748	26.370
1831	2.920	187.166	29.980

Der Handel im Innern des Landes wird, obgleich bereits einige Straßen das Land durchschneiden, auf den Flüssen betrieben, und selbst im Winter das Bett der Flüsse als Verbindungsstraße der verschiedenen Niederlassungen benutzt. Mit Quebec findet die Handelsverbindung mittelst des St. Johnflusses und des Madawaska statt, von dessen obern Ende an die Güter über den Temiscouata-Tragplatz nach dem St. Lorenzstrom gebracht werden.

Gewichte und Maaße sind wie in England; man rechnet nach Pfund, Shilling und Pence, und die britischen Münzen sind allgemein im Umlauf. Das Papiergeld besteht aus den Noten der Bank von Neu-Braunschweig zu St. John, welche durch eine Akte der Generalversammlung auf ein Kapital von 50.000 Pf. incorporirt wurde, und von welchen 1834 gegen 45.000 Pf. in Cirkulation waren. Der Werth der Noten ist von verschiedenem Betrag, von 5 Shillings bis zu 20 Pfund, und der Durchschnittsgewinn 10½ Procent. Eine andere Bank existirt zu St. Andrew's, mit einem Kapital von 15.000 Pfund, und eine dritte zu Fredericton mit einem ähnlichen Kapitalstock.

c. Einwohner.

Die Bevölkerung der Provinz Neu-Braunschweig belief sich im Jahre 1812 (nach Morse) auf 40.000, 1821 auf 60.000 Individuen; nach dem Census von 1824 ergab sich folgendes Resultat: Weiße, männliche 38.764, weibliche 32.656, zusammen 71.420; freie Schwarze, männliche 738, weibliche 774; Totalbetrag 72.932 Seelen. Der Census von 1834 gab 106.983 Individuen, und gegenwärtig mag sich die Zahl der Einwohner, bei der Zunahme derselben durch Einwanderung, auf 120 bis 125.000 Seelen belaufen.

Seine erste Bevölkerung erhielt Neu-Braunschweig aus Neu-Schottland; nach dem Unabhängigkeitskriege der Vereinigten Staaten wendeten sich eine Menge Loyalisten

hierher, um sich hier niederzulassen und eine neue Heimath zu gründen, und die britische Regierung bestimmte, nach dem Frieden von 1783, das Land zur Aufnahme der deutschen Soldaten in britischen Diensten, die sich in Amerika niederzulassen wünschten, von welcher Offerte jedoch nur eine geringe Zahl Gebrauch machten. — Jetzt besteht die weiße Bevölkerung der Mehrzahl nach aus Anglo-Amerikanern, Engländern, Schotten und Iren, unter denen auch einige deutsche und französische Familien, so wie noch einige Nachkommen der alten Acadier leben. Viele Einwanderer der neuern Zeit sind, nachdem sie hier die ersten Jahre der Noth überstanden, und ihre Vermögensumstände sich gebessert hatten, von hier weiter nach den Vereinigten Staaten gezogen, während jährlich viele Auswanderer aus der Union herüberkommen, um sich hier niederzulassen. Die Hauptsprache des Landes ist die englische. Alles wohnt, nährt und kleidet sich nach der Sitte des Vaterlandes, und nur nach den Beschäftigungen und Nahrungszweigen modificirt. Der größere Theil der Bewohner längs der Seeküste macht den Fischfang zu seinem Hauptgewerbe, und eilt ihm nicht blos an den Küsten und in den Bayen, sondern auch auf den Bänken von Neufundland, in der Baffins-Bay und dem stillen Oceane nach; ein anderer Theil hat zur Axt gegriffen und holt sich seinen Unterhalt aus den Wäldern; einige beschäftigen sich mit Handel und Schifffahrt, die Meisten aber treiben Ackerbau und Viehzucht als Nebengeschäft, und überlassen dasselbe den Weibern und Kindern. — Die Einwohner sind im Allgemeinen schlank, wohl proportionirt und athletisch; die in der Provinz Gebornen übertreffen die Europäer, von denen sie abstammen, an Größe und Kraft. Ein unternehmender Geist und männliche Thatkraft zeichnet sie aus; ihre Loyalität entspringt aus einem edlen Gefühle, und ihre freie ungezwungene Haltung ist eher anziehend als abstoßend. — Die in den letzten 20 Jahren erhöhete Betriebsamkeit hat die Mehrzahl der Bewohner zu einem gewissen Wohlstand gebracht, und selbst dem ärmsten Ansiedler bietet die Provinz hinsichtlich ihres Bodens, ihres Klima's und ihrer trefflichen Lage zur Betreibung von Handel und Gewerben, die herrlichsten Aussichten.

Die ursprünglichen Bewohner Neu-Braunschweigs waren Indianer des großen Volksstammes der Algonquins, von denen gegenwärtig nur noch der Rest der Marechiten, eines nie sehr zahlreich gewesenen Stammes, übrig ist; sie zählen gegen 350 Krieger oder gegen 17 bis 1800 Köpfe, leben in eigenen Dörfern im Innern des Landes von Jagd und Fischerei, treiben den Landbau zur Nothdurft, und haben größtentheils das Christenthum angenommen. Die Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums hält Missionäre in ihren Dörfern und hat zum Unterricht derselben in Sussex Vale eine Lehranstalt errichtet, in welcher 40 junge Indianer gekleidet, ernährt und unterrichtet werden.

Die herrschende Kirche Neu-Braunschweigs ist die Episcopalenkirche, welche zur Diöcese des Bischofs von Neu-Schottland gehört; sie steht unter der Aufsicht eines Archidiakon, mit 26 Geistlichen, zu deren Unterhalt die Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums reichlich beisteuert; die schottische Kirche zählt 5 Pastoren; die römische Kirche hat einen Bischof und 12 Priester; die presbyterische Kirche von Neu-Schottland 3 Prediger; von Wesleyanischen Missionären giebt es 15, und von Baptisten 16 Geistliche. — Fast alle Engländer bekennen sich zur Episcopalkirche; die Schotten sind Presbyterianer; die Iren Katholiken; die Anglo-Amerikaner größtentheils Kongregationalisten; die Deutschen Lutheraner. — Trotz der Glaubensverschiedenheit übt hier jede Religionspärthei ungestört ihren Kultus aus, und die Religion bewirkt, wie überall in den Kolonien, keinen Unterschied in den bürgerlichen Verhältnissen. Für den Schulunterricht ist in den letzten Jahren sehr viel gethan worden: in mehren Distric-

ten verbreiten mehre zum Theil von der Legislatur unterſtützte Elementarſchulen Unterricht, und ein vortreffliches Kollegium wurde unter dem väterlichen Schutze des Sir Howard Douglas gegründet, und mit 6.000 Acres vorzüglichen Landes zu deſſen Unterhaltung dotirt; Schulen nach dem Madras-Syſtem, mit einer legislativen Unterſtützung von 20 Pf. St. für jede einzelne ſind in allen Niederlaſſungen verbreitet und ſtehen unter der Oberaufſicht des Gouverneurs und eines Board of Truſtees; mehre treffliche Privatſeminarien blühen in verſchiedenen Theilen der Provinz, und in Suſſex Vale das ſchon oben erwähnte indianiſche Inſtitut.

Die Preſſe iſt hier, wie überall in Nord-Amerika, frei; doch wird bis jetzt, außer Zeitungen, von denen gegenwärtig acht erſcheinen, die Literatur nur wenig gefördert. Von den Zeitungen erſcheinen vier: der Courier, City Gazette, Obſerver und Coloniſt in St. John, der Herald in St. Andrew; die Roval Gazette und der Watchman in Frederickton, und der Gleaner zu Miramichi.

f. Provinzialverfaſſung und Verwaltung.

Seit dem Jahre 1784 bildet Neu-Braunſchweig eine britiſche Provinz, die ihre eigene Verfaſſung und Verwaltung hat, und hinſichtlich der Erſteren nur in ſo fern von der in Ober- und Unter-Canada abweicht, daß der dem Lieutenant-Gouverneur zur Seite ſtehende, aus 12 Mitgliedern gebildete Executivrath auch die legislativen Functionen ausübt; eine Vereinigung zweier Gewalten, welcher ſich ein Theil der Koloniſten mit Heftigkeit widerſetzt hat, da die Mitglieder als vollziehender Rath in allen Civilangelegenheiten eine blos durch die Krone motivirte Gewalt ausüben, als Oberhaus oder Legislative Council aber vom König (oder jetzt der Königin) ernannt werden. Die Generalverſammlung oder das Unterhaus (House of Assembly) zählt 28 Mitglieder, die durch freie Wahl von den Freeholders gewählt werden. — Während des Winters hält die Aſſembly zwei Monate lang Sitzungen zu Frederickton bei denen das Verfahren ganz ſo iſt, wie es in den beiden Canada's beobachtet wird. — Der Lieutenant-Gouverneur repräſentirt die Perſon des Königs, ſteht aber in Militärangelegenheiten unter dem Gouverneur von Unter-Canada. — Die Gerichtsverfaſſung iſt nach der des Mutterlandes gemodelt. Die Geſetze werden von einem oberſten Gerichtshof (Supreme Court) und untergeordneten Tribunalen gehandhabt, und der erſtere durch einen Oberrichter und 3 Unterrichter gebildet. Ferner beſtehen Kanzlei-Gerichte (Courts of Chancery), ein Court of common pleas, ein Vice-Admiralitäts-Gerichtshof, und in jedem Kanton ein Kantonsgericht und ein Erbſchaftsgericht (Court for granting probates of wills), ſo wie Friedensrichter und Jurys — Die Zahl der in der Provinz fungirenden Advokaten (Barristers) und Attorneys beträgt in Frederickton 15, in St. Johns 19, und 37 in andern Stationen; öffentliche Notaren giebt es 50.

Die Einkünfte Neu-Braunſchweigs fließen hauptſächlich aus den Abgaben, die in den verſchiedenen Häfen auf die Einfuhr von Gütern gelegt werden. — Folgende Ueberſicht umfaßt die Provinzial-Einnahme und Ausgabe für die Jahre 1821 bis 1832, nach Berichten der Colonial Office, und beweiſt mehr als hinlänglich, daß die bisher aufgeſtellte Behauptung: Neu-Braunſchweig gehöre zu jenen Theilen des britiſchen Reiches, die dem britiſchen Schatze zur Laſt fielen, irrig, da das Land im Gegentheil alle nothwendigen Ausgaben ſelbſt zu beſtreiten im Stande iſt.

Jahr.	Provinzial-Einnahme.			Provinzial-Ausgabe.		
	Einnahme.	Parliamentar-Verwilligungen.	Total.	Civil.	Militär.	Total.
	Pf.	Pf.	Pf.	Pf.	Pf.	Pf.
1821 . .	31.100	"	31.100	"	"	25.063
1822 . .	28.455	"	28.455	"	"	"
1823 . .	34.096	"	34.096	"	"	"
1824 . .	44.670	"	44.670	"	"	"
1825 . .	33.055	"	43.055	39.537	"	39.537
1826 . .	34.609	5.100	39.709	59.894	950	60.844
1827 . .	61.155	5.100	66.255	40.920	950	41.870
1828 . .	31.740	5.100	36.840	42.610	850	43.460
1829 . .	33.350	5.100	38.450	41.203	1.250	42.453
1830 . .	49.284	"	49.284	42.606	1.587	44.193
1831 . .	29.645	"	29.645	26.120	527	26.647
1832 . .	68.769	"	68.767	"	"	"

Die Netto-Einnahmen der Provinz, nach Abzug der Rückzölle u. s. w. betrug im Jahre 1833 35.661 Pf. St. — Von den Einnahmen des Kronland-Amtes, welche die Casual Revenue genannt wird, werden die Gehalte der Beamten bestritten, und betrugen dieselben 1831 10.687 Pf. St. — Zu öffentlichen Zwecken wurden im Jahre 1831 im Ganzen 29.608 Pf. verwendet, und zwar: für Kirchspielschulen 3.633 Pf., für Elementarschulen 500 Pf., für das Collegium 1.100 Pf.; Prämien für Fischerei 3.094 Pf., für Getraidebau 1.165 Pf., für Vertilgung von Bären 144 Pf., für Errichtung von Hafermühlen 175 Pf., für Straßen und Brücken 7.625 Pf., für Bedürfnisse der Legislatur 3.813 Pf., für die Miliz 472 Pf., für Einbringung entlaufener Soldaten 55 Pf., für öffentliche Gebäude 2.856 Pf., für Packetboote und Kouriers 285 Pf., für Gerichtskosten 637 Pf., für wohlthätige Zwecke 1.461 Pf., für Einsammeln und Aufbewahren der verschiedenen Einnahmen 2.093 Pf., Insgemein 592 Pf., in Summa 29.608 Pf. St.

Die Krone Englands unterhält in Neu-Braunschweig nur eine geringe Anzahl reguläres Militär, die Miliz der Provinz hingegen besteht aus mehr als 12.000 Mann, die in 10 Regimenter und 29 Bataillone abgetheilt sind, und von denen auf den Kanton York 5 Bataillone, auf St. Johns City 2, auf den Kanton St. John 2, auf Sunbury 4, auf Westmoreland 4, auf Northumberland 2, auf Glocester 2, auf Kent 2, auf King's 3 nebst Kavallerie, und auf den Kanton Queen 2 Bataillone kommen.

Neu-Braunschweig, obgleich erst der jüngsten Zeit entsprossen, gehört unstreitig unter die am schnellsten aufblühenden Kolonien Nord-Amerika's, und hat in seinem bürgerlichen Wohlstande ungeheure Fortschritte gemacht; über 17 Millionen Acres enthaltend, von denen erst 3 Millionen vergeben (granted) sind, sind noch gegen 10 Millionen unangebauten, größtentheils bewaldeten, unvertheilten Landes vorhanden; die Regierung ist milde, das Land reich und fruchtbar, das Klima trefflich, die Flüsse, Seen und Küsten reich an Fischen aller Art, und so die Vortheile einleuchtend, welche die Provinz fleißigen, nüchternen und geschickten Auswanderern darzubieten vermag, und die „New Brunswick Land Company" wird wesentlich dazu beitragen, die reichen Hulfsquellen dieser werthvollen Kolonie völlig zu eröffnen.

g. Eintheilung des Landes. — Topographie.

Die Provinz Neu-Braunschweig zerfällt in 10 Kantons, welche wiederum in Townships, Ortschaften oder Kirchspiele geschieden werden, und welche in den Jahren 1824 und 1834 folgende Bevölkerung hatten:

Kantons.	Volkszahl 1824.	Volkszahl 1834.
York	10.972	15.207
Charlotte	9.276	12.758
Sunbury	3.227	5.512
Queen's	4.741	7.461
King's	7.930	11.294
St. John's	12.907	20.268
Westmoreland . . .	9.303	15.877
Gloucester	15.829	18.608
Kent		
Northumberland . .		
	74.176	106.983

Die Ländereien der „New Brunswick Land Company" liegen im Kanton York, wo wir wieder auf dieselben zurückkommen werden.

1. Der Kanton York.

Dieser Kanton, der größte der Provinz, liegt im Nordwesten und Westen des Landes, und wird im Norden von Unter-Canada, im Nordosten von Gloucester, im Osten von Northumberland, im Südosten von Sunbury, im Süden von Charlotte, und im Westen vom Staate Maine und Unter-Canada begränzt. — Vom St. Johnsfluß in seiner ganzen Länge durchschnitten, bietet er durch dessen Tributaries die herrlichsten Wasserverbindungen. Der nördliche Theil des Kantons, zwischen dem Grand River des St. John, dem Ristigouche im Norden, und dem Tobique im Süden ist herrliches Waldland, der Boden aber gebirgig und durchbrochen. Die Fronte am St. John ist ziemlich wohl angebaut, doch ist noch keine Straße in diesem Theile des Landes eröffnet worden; einige Meilen oberhalb der großen Fälle beginnt die Madawaska-Ansiedelung, welche sich bei einer halben Meile Tiefe bis zu dem Temiscouate-See in Unter-Canada zieht. Am Tobique, welcher für Boote 60 Meilen aufwärts schiffbar ist und nur wenige Unterbrechungen hat, haben sich erst einige Familien niedergelassen, doch kommen jährlich ganze Gesellschaften von Holzschlägern hierher, die hiesigen Fichtenwaldungen auszubeuten. In der Nachbarschaft des obern Ristigouche sind die Nadelholzwaldungen ausgezeichnet, doch wird bis jetzt, durch die Rauheit des Bodens abgehalten, und so lange es in gelegenen Situationen noch hinreichendes Schiffsbauholz giebt, oberhalb der Mündung des Upsalquitch kein Holz geschlagen. — Der ausgedehnte Landstrich zwischen dem Tobique und Nashwack enthält trefflichen Waldboden, und wird von dem Otella, Gulquack, und dem bootbaren Wapskehagan, drei Zuflüssen des Tobique, den Abflüssen des Bieber und Wapsknegan-See, und dem kleinen Peckagwimick, dem Nackackwickack, Macktuquack, Keswick und Nashwacksis, welche dem St. John zuströmen und blühende Niederlassungen an ihren Ufern haben, durchflossen. — Im Westen des St. John durchschneidet der Restook, von den Amerikanern Aroostic genannt, welcher über 50 Meilen aufwärts schiffbar ist, der große und kleine Presqu'isle und der Des Chutes das Land, und weiter abwärts der Medurnikick, welcher eine Menge Mühlen treibt, und der St. Croix und Eel River. — Der Süden des Kantons ist ebenfalls herrlich bewässert und enthält reichen vortrefflichen

Boden. Der Oromucto entſpringt in einem großen, tiefen, 14 Meilen langen und 4 bis 5 Meilen breiten See, iſt ein großer aber flacher Fluß, der erſt nach ſeiner Vereinigung mit dem Süd-Arm hinlängliche Tiefe für Schiffe bekommt, und bis dahin, 16 Meilen von ſeiner Mündung, für große Schiffe fahrbar wird. An ſeinen Ufern wird bedeutender Schiffbau betrieben; für Kanoes iſt er bis zum See zugängig; ſeine Zuflüſſe, der Erina, welcher aus dem gleichnamigen See abfließt, und der Ruſhagaunis, ſind unbedeutende Waſſer, durchſchneiden aber ein üppiges wohlangebautes Land, und letzterer treibt mehre Mühlen. Der Süd-Arm wird durch den Zuſammenfluß des Shin- und Back-Creek gebildet, und iſt bis zu ſeinen Quellen für Kanoes fahrbar. — Longs Creek oder Scoodawapscook, der 2 Meilen oberhalb der Fähre in den St. John mündet, iſt ein kleiner Strom, der ein dicht bewaldetes Land durchfließt, 2 Sägemühlen in Bewegung ſetzt, und nur in der Nähe dieſer Mühlen etwas gelichtetes Land enthält. Der Poquiock, 4 Meilen oberhalb der Meductic-Fälle und der Shugamock, 5 Meilen über den letztern, ſind kleine nicht ſchiffbare Flüſſe mit Sägemühlen. Dem alten Militär-Tragplatz (Portage) am Naſhwack gegenüber, ziehen ſich dieſen Fluß hinab und dem St. John aufwärts bis zum Tobique, eine ununterbrochene Reihe blühender Pflanzungen, die durch einfache Waldpfade mit einander verbunden ſind, und ſich von $^1/_4$ bis zu $1^1/_2$ Meile in's Land hinein erſtrecken. Dieſer ganze Theil des Kantons enthält den trefflichſten Boden, mit Ausnahme eines Trakts von 40 □Meilen im Rücken des Mackluquack und Peckaguimik. — Der Weſten des Kantons iſt durchaus Land der erſten Klaſſe, auf welchem alle Getraidearten in der größten Ueppigkeit gedeihen; die ganze Fronte am St. John, bis beinahe zu den großen Fällen hinauf, iſt durchaus in Kultur geſetzt. Eine kleine Niederlaſſung iſt am Presqu'isle eröffnet worden, und verſchiedene ausgedehnte im Rücken von Wakefield; in der Nachbarſchaft des Meduxnikik, nicht nur an deſſen Ufern, ſondern ſelbſt weiter landeinwärts, iſt das Land dicht angebaut, und ſelbſt in der fünften Reihe vom St. John aus und längs der Gränze von Maine haben mehre Anſiedelungen begonnen.

Frederickton, Hauptſtadt der Provinz, Sitz des Lieutenant-Gouverneurs und der übrigen hohen Autoritäten, unter 45° 57′ nördl. Br. und 66° 45′ weſtl. L., 85 Meilen von St. John und der Seeküſte, 90 von St. Andrew, 90 von Northumberland, 140 weſtlich von Fort Cumberland in Weſtmoreland, und eben ſo viel Meilen von den obern Niederlaſſungen am Madawaska entfernt, liegt am rechten Ufer des St. Johnfluſſes, der hier 1 Meile breit iſt und die Stadt von zwei Seiten einſchließt, und wird nach der Landſeite zu von einer Ebene umgeben, die von einer Hügelkette begränzt wird, welcher gegenüber der Naſhwack ſich mit ſeinem breiten, bisweilen ungeſtümen, Strome in den St. John ergießt, der bis zu dieſem Punkte für Seeſchiffe von 50 Tonnen Laſt fahrbar iſt. Frederickton iſt in 18 Quartiere (Squares) ausgelegt, von denen jedes 40 Ruthen à $16^1/_2$ Fuß) lang und eben ſo breit iſt, hat gerade, ſich in rechten Winkeln kreuzende Straßen, und größtentheils von Holz erbaute Häuſer. Die Stadt wurde von Sir Guy Carleton im Jahre 1785 bald nach der Erhebung Neu-Braunſchweigs zu einer eigenen Provinz erbaut, und eignet ſich ihrer Lage nach ganz vorzüglich als ein Central-Depot für den Handel und für militäriſche Zwecke, und ihre Bevölkerung, die gegenwärtig auf 5.000 Einwohner angeſetzt werden kann, wird ſich ohne Zweifel bei dem fortſchreitenden Wohlſtande der Provinz raſch vermehren. — An öffentlichen Gebäuden findet man in der Stadt: die Provinz-Halle, worin die General-Verſammlung und die Gerichte ihre Sitzungen halten, das Courthaus, das Gouvernementshaus, die Bibliothek, die Kaſernen, die Episkopalenkirche, das methodiſtiſche und baptiſtiſche Bethaus und das Kollegium. — Der Kanton York iſt bis jetzt in 12 Kirchſpiele geſchieden, von denen 5 am rechten, 7 hingegen am linken Ufer des St. John liegen. Die erſteren ſind: King's-Clear, im Südoſten des

Kantons, um Fredericton herum, und vom Scoodawayscook, dem Buskonifluß und den Crino-See durchschnitten, mit Hanwells Settlement, einer dicht bevölkerten blühenden Niederlassung und 1.122 Einw. — Queensbury, im Westen des vorigen, am südlichen Ufer des St. John, und in der Mitte vom Goatawomsook-Mountains durchschnitten, welche die Wasser des Tierge-Sees und Poquiockflusses von denen des North- und Loon-Lake scheiden, und 798 Einw. — Magundy, im Süden der vorigen; hügeliges, vom Loon-, Cranberry-, Bear- und Oromocto-Lake und dem Secomegos oder Westfluß durchbrochenes Land. — Woodstock, im Westen von Queensbury, reicher Landstrich an der Biegung des St. John, zwischen den Mündungen des Poquiock und Medurnikik; wird vom Shogomuk, dem Eel- und Meductic River durchschnitten, hat an der Mündung des letztern in den St. John die Meductic-Fälle, zählt 999 Einw., und hat die Dörfer Woodstock am St. John; Richmond, im Westen desselben, in einer der „Park" genannten Gegend, und Houlton, an der Gränze von Maine. — Wakefield, im Norden des vorigen und im Osten vom St. Johnsfluß begränzt, reiches fruchtbares Kirchspiel mit 1.418 Einw.; zwei Militärposten, von denen der eine an der Mündung des Presqu'isle Rivers, der andere an der Westseite der großen Fälle stationirt ist, und dem Dorfe Jackson-Town, im Norden des Medurnikik. — Auf dem linken Ufer des St. John liegen die Kirchspiele: St. Mary, Fredericton gegenüber, zwischen dem Nashwack und der Gränze von Sunbury, mit 1.118 Einw. — Douglas, im Westen des Nashwack, mit 1.516 Einw. — Cardigan, mit Tey's Settlement, im Norden des vorigen, und vom Tay und Nashwasis durchströmt. — Prince William, im Westen von Douglas, am St. John, mit 610 Einw., und Caverhill's Settlement, am obern Theile des Mactuquak, und dem Dorfe French Village am St. John. — Northampton, durch den St. John von Woodstock geschieden, im Westen des vorigen und vom Nackakwickak durchströmt, mit 820 Einw. — Brighton, im Norden der vorigen, reiches, fruchtbares, im Norden von Bear- und Moose-Mount, und einer durchbrochenen Hügelkette durchzogenes Land, welches vom Pekagomik, Vekalagomik, Shiktabauk und Monquart durchströmt wird, und bis jetzt nur am östlichen Ufer des St. John Ansiedelungen hat. — Kent, im Norden von Brighton, umschließt den ganzen Norden des Kantons, vom Muineck River bis zum Ristigouche, und zählt 3.723 Einwohner. — Die Ländereien der New-Brunswick Land Company enthalten 500.000 Acres, und liegen zwischen 45° 55′ und 46° 50′ nördl. Br. und 66° 30′ und 67° 15′ westl. L., zwischen Fredericton am St. John, und Chatham und New Castle am Miramichi; der Boden ist von vorzüglicher Güte, und die Bedingungen, unter welchen Ansiedler angenommen werden, höchst vortheilhaft für Einwanderer mit geringem Kapitale.

2. Der Kanton Charlotte

liegt im Südwesten der Provinz, und wird im Norden von York, Sunbury und Queen, im Osten von King und St. John, im Süden von der Fundy- und Passamaquoddy-Bay, und im Westen vom Staate Maine und dem St. Croix, Scodie oder Chiputnaticookfluß begränzt. Das Innere des Landes wird vom Magaguadavick, welcher im Kanton York aus den Seen Cranberry und Loon entspringt, nach Süden strömt, und in Charlotte durch den Little Elahatch, Kellackineguch, Paskekegan und Suquapska verstärkt wird, durchströmt, und hat zahlreiche, treffliche, geräumige und leicht zugängliche Häfen, indem es die an der Passamaquoddy-Bay, an der Mace-Bay und die dazwischen liegenden Etang- und Beaver-Häfen umschließt. — Das Land im Norden des Kantons, nach dem Oromocto-See zu, ist hügelig und gebrochen; die Küste der Fundy-Bay hoch und felsig und zum Theil steril, am Magaguadavick

aber, und zwiſchen dieſem und dem die Gränze der Vereinigten Staaten bildenden St. Croix oder Scodie (Schoodic), iſt das Land von vorzüglicher Güte; der Kanton umfaßt 8 Kirchſpiele und alle in der Paſſamaquoddy-Bay und vor der Küſte liegende, zu Neu-Braunſchweig gehörende Inſeln, zählte 1834 12.758 Einw., und bietet einen Schatz herrlicher Kieferwaldungen.

St. James, im Nordweſten des Kantons, zwiſchen dem Denysſtrom und Chiputnaticook, und vom Canous River durchſtrömt, mit 722 Einw. — St. David, im Oſten des vorigen, mit 1.253 Einw. — St. Stephens, im Süden von St. David am St. Croix, und vom Denys und Sohantis durchſtrömt, mit dem gleichnamigen am Scodie gelegenen Dorfe und 1.898 Einw. — St. Andrew, um die St. Andrew-Bay herum, eines der fruchtbarſten Kirchſpiele, mit der gleichnamigen Shire auf einem ſchmalen niedrigen Streifen Landes in der Fronte der Bucht, woran ſich im Hintergrund ein Bergrücken anlehnt; 60 Meilen vom St. John und 3 Meilen von der amerikaniſchen Gränze entfernt, iſt St. Andrew vortrefflich für den Handel an der Nordoſt-Spitze der Paſſamaquoddy-Bay gelegen; die Stadt wurde 1784 gegründet, iſt gut angelegt und zählt gegen 400 Häuſer, worunter mehre ſchöne öffentliche und Privatgebäude, eine Episkopalen-, eine ſchottiſche und eine katholiſche Kirche. Die Zahl der Einwohner der Stadt beläuft ſich gegenwärtig auf 5.000, die des Kirchſpiels auf 3.614 — St. Patrick, im Oſten der vorigen, und vom Digdeguaſh und Bukabuk durchſchnitten, die beide in die Paſſamaquoddy-Bay münden und viele Sägemühlen an ihren Ufern haben, mit 927 Einw. — St. George, ein reiches, fruchtbares Kirchſpiel, das in ſeiner ganzen Tiefe vom See L'Etang und Eutopia an bis an ſeine Nordgränze, vom Magaguadavick durchſchnitten wird; an den Ufern dieſes Fluſſes, in welchem die Fluth 2½ Meile ſteigt, und welcher durch vier hinter einander folgende Fälle unterbrochen wird, ſind bis zum Paskekegan hinauf herrliche Anſiedelungen. Die Zahl der Einwohner beläuft ſich auf 1.650. — Pennfield, das öſtlichſte und größte Kirchſpiel des Kantons, wird größtentheils von Quäkern bewohnt, vom Poklogan durchſtrömt, und hat im Süden die Mace-Bay und die Häfen Deadman, Negro und Beaver. Die Zahl der Einwohner beträgt 877. — Das achte Kirchſpiel des Kantons, Campo Bello, umfaßt alle in und vor der Paſſamaquoddy-Bay liegende Inſeln. — Die Inſel Campo Bello iſt von Norden nach Süden 8 Meilen lang, hat eine Durchſchnittsbreite von 2 Meilen, und umſchließt einen Flächenraum von circa 4.000 Acres; die Inſel iſt zum größten Theile vorzüglich angebaut und könnte mit einem kleinen Koſtenaufwande uneinnehmbar gemacht werden. Der Hafen De Lute an der Weſtſeite, zunächſt der Nordſpitze, iſt groß und ſicher, und ſeine Einfahrt iſt beinahe eine Meile breit; an der Nordoſt-Seite iſt Head Harbour, und im Oſten Herring Cove, eine große ſichere Bucht; Campo Bello zählt 826 Einw. — Die Inſel Grand Manan, auch Great St. Mary's Island genannt, 7 Meilen ſüdlich von Campo Bello, liegt im Eingang der Fundy-Bay, zwiſchen der Grand Paſſage und der Paſſamaquoddy-Bay, und iſt gegen 20 Meilen lang und im Durchſchnitt 5 Meilen breit. Die Nordſeite der Küſte iſt felſig, und bietet außer zwei kleinen Buchten keinen Landungsplatz, an der ſüdlichen Küſte hingegen iſt leicht zu landen; Grand Harbour liegt an der Mitte der Inſel, ſteht aber in geringem Anſehen und wird nur von Fiſchern benutzt; Seal Cove, an der Südſeite, wird häufig von Fiſchern benutzt, zwei kleine in ihr liegende Inſeln aber, die eine von 100, die andere von 150 Acres Größe, hindern größern Schiffen den Eingang. Dreizehn kleine Eilande liegen an der Südſeite von Grand Manan, von denen die größte, White Land Island, 900, die kleinſte aber gegen 25 Acres enthält. Die Schifffahrt an dieſer Seite iſt ſehr gefährlich; die Fiſcherei auf Stockfiſche und Heringe aber, namentlich im Herbſt und Winter, ſehr einträglich. Beinahe der

dritte Theil von Grand Manan ist mit Heide bedeckt, die aber, wenn in Kultur gesetzt, treffliches Gras hervorbringt. Sieben kleine Seen, von denen der kleinste 50 Acres bedeckt, sind auf der Insel zerstreut; der Rest des Landes ist mit Wald bestanden und theilweise kultivirt; gerodeter Waldboden bringt Waizen, Winterroggen, Gerste, Mais, Kartoffeln und andere Nothwendigkeiten des Lebens in Menge hervor. Die Zahl der Bewohner von Grand Manan beträgt 878. — Indian Island, früher St. Altereuil genannt, im Westen von Campo Bello, wird häufig von den Indianern besucht, die hier einen gemeinschaftlichen Begräbnißplatz haben; die Insel enthält zwar nur 100 Acres, war aber früher ein bedeutender Handelsplatz; gegenwärtig wird dieselbe nur von zwei Familien bewohnt, zur Fischzeit aber von Fischern besucht, die ihre Trockenplätze hier etabliren. Indian Island theilt den Schiffkanal des St. Croix in zwei Passagen, von denen die südliche den Namen Passamaquoddy führt, die nördliche aber Indian River benannt wird; von ihrer nördlichen Point ziehen sich, bis zum Eingange der nördlichen Passage, die 5 kleinen Eilande Sandy oder Gull, Case's Bay und Spruce, Pope's Folly und Green, die beiden letztern haben wenig Werth, die erstern aber sind, namentlich Case's Bay Island, die herrlichsten Fischereiplätze der Passamaquoddy-Bay, und unter Neu-Schottländischem Siegel an William Owen verwilligt. — Deer Island, und die kleineren westlichen, zu Neu-Braunschweig gehörenden, Eilande La Tete, Bean, White Head oder Penguin, Horse, und St. Croix oder Allen's Island zählen zusammen eine Bevölkerung von 113 Seelen.

3. Der Kanton Sunbury.

Dieser Kanton, welcher zu beiden Seiten des St. John liegt, wird im Nordwesten von York, im Nordosten von Northumberland, im Südosten von Queen, und im Südwesten von Charlotte begränzt; enthält 4 Kirchspiele, von denen Mageeville und Sheffield im Nordosten, Lincoln und Burton aber an der Südwest-Seite des St. Johnflusses liegen; die beiden erstern gelten, in Folge der alle Jahre eintretenden Ueberschwemmungen, für die fruchtbarsten Districte der ganzen Provinz. Nicht leicht läßt sich eine üppig-reichere Scenerie denken, als diese Landschaften im Herbste darstellen, und bis 20 Meilen unterhalb Fredericton giebt es kaum eine unangebaute Stelle an den Ufern des St. John, der bis hierher von einer Gruppe eben so fruchtbarer Inselchen bedeckt ist. Der Boden ist außerordentlich reich, und Sunbury soll gegen 40.000 Acres trefflichen Weiden- und Ackerlandes, und über 20.000 Acres üppiger Wiesengründe umfassen. — Das Land ist herrlich bewässert; den nordöstlichen Theil durchschneidet der Nashwack, der den Pennyneck an sich zieht und an der Gränze von York in den St. John mündet, und der Little River, Mill und Portobello Creek, die in den French-Lake fallen; den südöstlichen Theil der Oromocto River mit seinen Tributaries, den Süd- und Nordwest-Arm, den Shin Creek, Yoho, Kushagonis und Buskoni. Der Kanton ist gut angebaut und zählt 5.512 Einwohner.

Lincoln, Kirchspiel im Südwesten des St. John, im Süden mit felsigem, im Norden mit niederem fruchtbarem Lande, und 911 Einwohnern. — Burton, im Südosten des vorigen, und vom Oromocto und Swan River durchschnitten, mit 1.918 Einw. und der in der Mitte des Districts liegenden Niederlassung Geary. — Mageeville, auch Maugerville genannt, am nordöstlichen Ufer des St. John, und nur erst in der Nähe dieses Flusses angesiedelt, mit 681 Einw. — Sheffield, im Südosten des vorigen, ein fruchtbarer Landstrich, in dessen Mitte sich der French-Lake ausbreitet, der mit dem Quako-See in Verbindung steht und mit diesem einen gemeinschaftlichen Ausfluß in den St. John hat; an den dem French Lake zuströmen-

den Flüſſen Mill, Little und Portobello ſind viele Sägemühlen angelegt. Einwohner zählt das Kirchſpiel 2.002.

4. Der Kanton Queen

wird im Nordweſten von Sunbury, im Norden von Northumberland, im Nordoſten von Kent, im Südoſten von King's, und im Südweſten von Charlotte begränzt, wie der vorige Kanton durch den St. John, der ſeine Mitte durchſchneidet, in zwei Hälften geſchieden, und enthält 5 Kirchſpiele, von denen zwei im Südweſten, die drei andern hingegen im Nordoſten des St. John liegen. Das Land iſt ungemein fruchtbar, und liefert treffliches Schiffbauholz in großen Quantitäten. — Zu den hervorragendſten Zügen des Diſtricts gehört der im Nordoſten des St. John liegende und dahin abfließende Grand-Lake oder Freneuſe, der gegen 30 Meilen lang und 3 Meilen breit iſt, und das ganze Kirchſpiel Waterborough der Länge nach durchzieht; etwas weiter öſtlich von ihm, Long Island gegenüber, liegt der faſt eben ſo große Waſhedemoak-See, und unweit ſeines nordweſtlichen Ufers der mit ihm in Verbindung ſtehende Quako-See oder Maquapit. — Der große Fluß Salmon River, der durch kurze Trageplätze mit dem Richibucto und dem Cains River des Miramichi in Verbindung ſteht und durch den Gaspereau verſtärkt wird, mündet in den Grand Lake aus, der außerdem noch den Coal- und New-Caſtle-River in ſich aufnimmt und mehre herrliche Buchten bildet, von denen New Caſtle Harbour, Cumberland-Bay, Youngs Cove und Mill Cove gute Hafen für kleinere Schiffe bieten. — Den Waſhedemoak-See durchſtrömt der große gleichnamige Fluß, der mehre kleine Ströme und Creeks an ſich zieht, und die ſüdliche Hälfte des Kantons bewäſſern der Swan River und Creek, der Otnabog, Little und Neripis. — Den größeren Theil der Anſiedler, deren der Kanton 7.461 zählt, bilden die urſprünglich amerikaniſchen Loyaliſten, deren trefflich angebaute Landgüter, freundliche Wohnhäuſer, blühende Obſtgärten, zahlreiche Heerden und bedeutender Ausfuhrhandel ein Beweis für ihren aus beharrlichem Fleiße entſprungenen Reichthum abgeben. Die Ufer des St. John ſo wie des Grand Lake ſind dicht angebaut, und mit Recht kann man das nördlich vom St. John gelegene Land den Garten Neu-Braunſchweigs nennen. Die an den nördlichen Ufern des Grand Lake entdeckten reichen Steinkohlenlager werden von den Anſiedlern trefflich benutzt, und tragen, wie die unerſchöpflichen Waldungen des vorzüglichſten Schiffsbauholzes, weſentlich zur Erhöhung des Reichthumes des Kantons bei.

Gagetown, Kirchſpiel und Stadt im Südweſten des St. John, mit reichem Lande, und vom Swan River und Creek durchſtrömt, mit 972 Einwohnern. Das Städtchen, welches zugleich den Gerichtsſitz des Kantons bildet, liegt auf einer vom St. John umfloſſenen Landzunge, dem Ausfluß des Grand Lake gegenüber. — Hampſtead, im Südoſten des vorigen, mit 1.044 Einw.; wird vom Otnabog, Little und Neripis durchſtrömt, die ſämmtlich in den St. John münden und daſelbſt kleine Hafen bilden; hat in dem St. John die großen angebauten Inſeln Spoon, Long Island und Musquaſh, und im Süden des Little die blühende Niederlaſſung Kembles Manor. — Waterborough, eines der reichſten Kirchſpiele des Landes im Nordoſten des St. John, und der ganzen Länge nach vom Grand Lake durchſchnitten, hat an der Cumberland-Bay das werdende Dorf Waterborough, ihm gegenüber an der Nordweſt-Seite des Sees New Caſtle, ein Städtchen, welches fortwährend 3 Schooners und 1 Sloop beſchäftigt, um Steinkohlen nach St. John zu bringen, und am Abfluß des Grand Lake in den St. John die Niederlaſſung Jemſeg. Die Zahl der Bewohner des Kirchſpiels iſt 3.431. — Wickham, im Südoſten des vorigen, und vom Waſhedemoak durchſchnitten, mit 1.511 Einwohnern. — Brunswick, im Nordoſten von Waterborough und Wickham, reiches Kohlen- und Waldland,

hat am obern Theile des Washedemoakflusses die Niederlassung New Canaan mit 503 Einwohnern.

5. Der Kanton King

gränzt im Nordwesten an Queen, im Nordosten und Osten an Westmoreland, im Süden und Südosten an St. Johns, und im Westen an Charlotte, und umfaßt die ganze Belle-Isle-Bay, die Long Reach des St. John, und die ganze Kennebekasis-Bay, mit Einschluß von Long Island und des Sees und der Insel Darling. Die Fronte des Kantons ist arm und felsig, der innere Theil des Landes aber zum größten Theil von trefflicher Qualität und mit Ahorn- und Birkenwaldung bedeckt, die hier und da von mit Buchen bewachsenen Hügelketten durchzogen werden. Die Kultur macht hier seit einigen Jahren rasche Fortschritte, besonders im östlichen Theile des Landes, der noch vor kurzem eine traurige Einöde war, jetzt aber in ein üppiges, liebliches Thal umgeschaffen und mit gesegneten Erndten und reichen Weideplätzen geschmückt ist, während Straßen, Brücken und andere öffentliche Werke den Gemeingeist der Einwohner, deren der Kanton 11.294 zählt, beurkunden. Das Land ist herrlich bewässert, den Westen durchströmt der Neripis, der in den St. John mündet, und der Musquash, welcher der Fundy-Bay zueilt; den Osten der kleine aber reißende Belle Isle River, der der gleichnamigen Bay zuströmt, und der Hamondfluß, der eine arme bergigte Landschaft durchwindet. Der zwischen beiden den Kanton durchschneidend Kennebekasisfluß ist 20 Meilen für Schiffe jeder Größe, 30 Meilen für Schiffe, die 7 Fuß Wassertiefe nöthig haben, und 30 Meilen weiter für flachbodige Fahrzeuge schiffbar. Der Kanton besitzt im östlichen Theile des Landes mehre Salzquellen, und umfaßt folgende 7 Kirchspiele:

Westfield, im Westen der Long Reach des St. John, und vom Neripis und Musquash durchströmt, mit 1.085 Einw. — Greenwich, im Nordosten des vorigen, am westlichen Ufer des St. John, der Belle Isle Bay gegenüber, mit 1.119 Einw. — Kingston, welches eine Halbinsel bildet, und im Südwesten und Nordwesten von der Long Reach und der Belle Isle Bay, und im Südosten von dem Kennebekasis eingeschlossen wird; mit dem gleichnamigen Städtchen, dem Hauptorte des Kantons und 2.933 Einwohnern; das Städtchen zählt erst 24 Häuser, 1 Kirche, 1 Courthaus und 1 Gefängniß. — Springfield, im Nordwesten des vorigen und vom Belle Isle River und Bay durchschnitten, mit 1.217 Einw. — Norton, im Nordosten von Kingston, wird vom Kennebekasis durchströmt, zählt 822 Einw., und hat an der Nordseite des Flusses das Dorf Norton. — Hampton, im Südosten des Kantons, vom Hamondfluß durchströmt und im Norden vom Kennebekasis begränzt, mit 1.805 Einw., hat am östlichen Ufer des Darling-Sees das Dorf Hampton. — Sussex, im Norden des vorigen, fruchtbarster Theil des Kantons, und vom Kennebekasis, dem Mill, Smith's, Trout und Gingerboard und den Quellenwassern des Anagance durchschnitten, hat in Sussex Vale die reichste Niederlassung und eine Unterrichtsanstalt für Indianer, am Will Creek Studholmes Sägemühlen, und 1834 im Ganzen 2.313 Einwohner.

6. Der Kanton St. John.

Der Kanton St. John wird seiner ganzen Länge nach, im Süden und Südosten von der Fundy-Bay, im Westen von Charlotte, im Norden und Nordwesten von King's, und im Osten von Westmoreland begränzt. Die Küste an der Fundy-Bay bietet nichts als nackte Felsen dar, ist aber, wegen der Nähe der Hauptstadt, sorgfältig angebaut, und gewährt landeinwärts einen freundlichen Anblick, da mehre mäßig hohe Hügel im Innern mit schönen Landseen und Flüssen abwechseln. Der Boden im Innern des Kantons ist größtentheils arm und kiesig, doch findet man am Lomond-

See, dem Hamondfluß und den Intervallen des Kennebekaſis, ſo wie am obern Quaco und Mispec, herrliche angeſchwemmte Ländereien. Das Land iſt gut bewäſſert; der Mündung des St. Johns iſt ſchon weiter oben gedacht; im Weſten derſelben durchſtrömt der Musquaſh mit ſeinen Zuflüſſen das Land, im Oſten durchſchneiden nur kleine Küſtenflüſſe, als: der Mispec, Black River, Emmerſons- und Gardners Creek, der Quaco, der Salmon und Gooſe River das felſige Geſtade. Kleine Landſeen ſind im ganzen Lande zerſtreut, doch nur der Lomond, Negro und Otter-See von einiger Bedeutung. Der Kanton wird in drei Kirchſpiele und die City St. John geſchieden, und zählte 1824 12.907, im Jahre 1834 aber 20.266 Einwohner.

Die City St. John, vormals Parrtown genannt, unter 45° 20′ nördl. Br. und 66° 3′ weſtl. L., bildet wegen des ſtattlichen St. John-Fluſſes, an dem ſie gebaut iſt, den Stapelplatz für den innern Handel des größten Theils der Provinz; ſie liegt auf einer rauhen, felſigen, unebenen, in den Hafen hinausragenden Halbinſel, iſt gut gebaut, hat regelmäßige, geräumige Straßen, und wird in ſechs Bezirke oder Wards geſchieden, von denen 4 am öſtlichen, die 2 letztern hingegen am weſtlichen Ufer des Fluſſes liegen, und wird der öſtliche Theil, oder die eigentliche City, durch einen hervortretenden Felſen in die obere und untere Cove abgetheilt. Die Stadt zählt gegen 700 Häuſer, worunter zahlreiche öffentliche, aus Stein, Ziegel oder Holz aufgeführte Gebäude, von denen ſich das Courthaus, die eine der beiden Episkopalenkirchen und die Bank durch ihre herrliche Bauart auszeichnen. Die andern öffentlichen Gebäude ſind: 1 ſchottiſche Kirche, 1 katholiſche und 2 Methodiſten-Kapellen und 1 Bethaus der Baptiſten, das Armenhaus, das Gefängniß, 1 Marine-Hoſpital, und die Kaſernen an der untern Cove mit den Gouvernements-Magazinen. An öffentlichen und Wohlthätigkeits-Anſtalten beſtehen hier, außer 2 Elementar- und der Central-Madras-Schule, mehre Sonntagsſchulen, für Kinder ſowohl als für Erwachſene, 2 öffentliche Bibliotheken, 1 Impfanſtalt, 3 Buchdruckereien, 1 Bibel-Geſellſchaft, 1 Zweig der Geſellſchaft zur Verbreitung des Evangeliums, und die St. George's, St. Patrick's und St. Andrew's Societies zur Unterſtützung armer Engländer, Iren und Schotten, und 1 Zweig der Wesleyaniſchen Miſſionsgeſellſchaft. Die beiden Wards am weſtlichen Ufer des Fluſſes, an der Navy Island gegenüber liegenden Point, ſind in das Weichbild der City eingeſchloſſen, führen den Namen Carleton, und enthalten 1 hübſche Kirche, 1 Bethaus, die Ruinen des alten Forts Frederick, und mehre ſchöne Privatgebäude. — Da St. John eine inkorporirte Stadt iſt, ruht die Verwaltung derſelben in den Händen eines Magiſtrates, der aus 1 Mayor, 1 Recorder, 6 Aldermen und 6 Aſſiſtenten beſteht, von denen die beiden erſteren vom Gouverneur ernannt, die letztern aber von den Bürgern der City in den verſchiedenen Wards erwählt werden. Der Magiſtrat hat über ein jährliches Einkommen von 2.000 Pf. St. zur Verſchönerung der Stadt zu verfügen, doch iſt darin, bis zu den letzten Jahren, wenig geleiſtet worden. — Port St. John iſt der Haupthafen des Kantons, und die Einfahrt in dieſen geräumigen ſichern Hafen, in deſſen Mitte auf der kleinen Inſel Partridge ſich ein Leuchtthurm befindet, iſt leicht und bequem, nur müſſen, wie ſchon weiter oben bemerkt worden iſt, die Schiffer die rechte Fluthzeit abwarten, um durch die natürliche Schleuße, welche der St. John in ſeiner Mündung bildet, in den Hafen von St. John einlaufen zu können. Innerhalb des Hafens iſt eine werthvolle Fiſcherei, und jährlich werden in demſelben 10 bis 15.000 Barrels Heringe, 2 bis 3.000 Barrels Lachs und 1.500 bis 2.000 Barrels Shad (Alſen) gefangen und eingeſalzen; eine eben ſo werthvolle Cod-Fiſcherei (Stockfiſchfang) könnte außerhalb deſſelben betrieben werden, doch hat man bis jetzt von hier aus noch nichts dafür gethan, und dieſe den Bewohnern der Küſte und den Amerikanern überlaſſen. — Die Ebbe und Fluth im Hafen differirt zwiſchen 16 und 24 Fuß, und einer der wichtigſten

Vorzüge deſſelben iſt, daß er ſelbſt im ſtrengſten Winter nicht vom Eis geſchloſſen wird. St. John und deſſen Hafen ſind außerordentlich befeſtigt; die Haupt-Citadelle iſt Fort Howe, im Kirchſpiele Portland, 1 Meile vom Mittelpunkte der Stadt, dann 3 kleine Blockhäuſer in der Stadt mit den Batterien Prince Edward, Fort Frederick und Grave-Yard, und ein viertes Blockhaus auf der Höhe oberhalb Fort Frederick. 5 Sägemühlen und 2 Mahlmühlen ſind in der Nähe der Stadt und die Umgegend derſelben ſo angebaut, daß alle Lebensbedürfniſſe in St. John in Menge zu haben ſind.

Lancaſter, im Weſten des St. Johnsfluſſes, und vom Musquaſh durchſchnitten, der in die gleichnamige Bay fällt, mit 1.583 Einw. und dem zur City gehörenden Städtchen Carleton; hat an der Küſte der Fundy-Bay den großen und kleinen Dipper-Hafen, Musquaſh Cove und Manawogonis-Bucht, in welchen anſehnliche Fiſcherei betrieben wird. — Portland, im Oſten des St. John, mit den Seen Lomond, Negro und Otter, dem Miſpecfluß, der aus den erſtern abfließt, und dem Black River, Emmerſon's, Gardner's und Ten Mile Creek, zählt 6.228 Einw. — St. Martin, öſtlich vom vorigen, ein felſiger, im Oſten von den Shepody Mountains begränzter Landſtrich, welchen die Flüſſe Salmon, Quaco und Gooſe durchſtrömen, mit den Dörfern St. Martin, bei Martins Head, unterhalb der Mündung des Gooſe Creek, und Quaco, am gleichnamigen Fluſſe, deſſen Mündung eine kleine Bay beſchreibt, mit 1.138 Einwohnern; — Kirchſpiele.

7. Der Kanton Weſtmoreland

liegt zwiſchen der Straße von Northumberland und der Fundy-Bay, und wird im Norden von Kent und dem St. Lorenz-Golf, im Oſten von letzterm oder dem Theile, der den Namen Straße von Northumberland führt, im Süden von Neu-Schottland, und im Weſten von King und dem Kanton St. John begränzt. Zwei Drittel des Kantons werden vom Waſſer begränzt, und da derſelbe als die einzige Verbindungsſtraße zwiſchen Neu-Braunſchweig und Neu-Schottland zu betrachten iſt, ſo bildet er einen reichen und werthvollen Diſtrict. — Das Land wird durch eine Menge von Flüſſen bewäſſert, von denen der Petcoudiac der bedeutendſte iſt; deſſen Quellenfluß, welcher im Kanton King, unweit des Waſhedemoak entſpringt, empfängt den Anagance, der von den Gränzbergen des Suſſexthales herabſtrömt, da, wo die von St. John führende Straße mittelſt einer Brücke den Fluß ſchneidet, an welchem Puncte auch ein Blockhaus mit einem Picket Beſatzung errichtet iſt. Der North River mündet etwas unterhalb des Anagance; der Paulet und Coverdale fallen weiter abwärts in den Petcoudiac; beide ſind einige Meilen aufwärts ſchiffbar, und der erſtere bildet einen maleriſchen, 30 Fuß hohen, durch Felſen brechenden Fall, der rechts und links vom üppigſten Waldlande umgeben iſt. Der Petcoudiac bildet in ſeinem von der Quelle an faſt öſtlich gerichteten Laufe eine plötzliche Wendung nach Süden, der Bend genannt, bis zu welchem die größten Schiffe gelangen könnten, doch werden, der Gefahr wegen, welche der die Fluth begleitende Bore herbeiführt, nur kleine Schooner zur Beſchiffung dieſes Fluſſes angewendet, obgleich das Fahrwaſſer bis 40 Meilen oberhalb der Mündung hinreichende Tiefe für große Fahrzeuge hat. Unterhalb des Bend ſoll ein Kanal den Petcoudiac mit dem Shediac-Hafen verbinden. Die Mündung des Petcoudiac bildet die große Shepody-Bay, in welche von Weſten der Shepody-Fluß, von Oſten der Memlamcook mündet; letzterer iſt für Boote 8 Meilen aufwärts fahrbar, bis wohin die Fluth ſteigt, kleine Seeſchiffe aber ſegeln nicht höher hinauf, als bis Dorcheſter Island, 2 Meilen unterhalb der Stadt Dorcheſter, um den Gefahren des Bore zu entgehen. Der Miſſiguaſh, welcher die Gränze zwiſchen Neu-Braunſchweig und Neu-Schottland bildet, iſt ein unbedeutender Strom, der in das Cumberland-

Baſſin, den innerſten Winkel der Fundy- oder vielmehr der Chignecto-Bay, mündet, und eben dahin ergießen ſich der Aulac oder Eau Lac, und der Tintamarre oder Tantamar, zwei nicht ſchiffbare Ströme, an deren Ufern die Fluth ausgedehnte werthvolle Salzmarſchen gebildet hat, die Veranlaſſung gaben, das Land ſchneller in Kultur zu bringen. Den öſtlichen Theil des Kantons durchſtrömen der Cocagne, welcher in der Nähe des Nord-Arms des Petcoudiac entſpringt, und nach einem Lauf von 80 Meilen in den St. Lorenz-Golf mündet; die Fluth ſteigt in demſelben 7 Meilen aufwärts, und Seeſchiffe können bis dahin gelangen, Boote aber noch 12 Meilen weiter hinauf. Der Shediacfluß, von den Acadiern Gidaic genannt, iſt ein kleiner Strom, der durch eine große Bay dem Golfe zueilt. Die Bay ſelbſt, welche den Namen Shediac-Hafen führt, iſt offen, hat guten Ankergrund, wird durch die Shediac-Inſel, an deren Südſeite die Einfahrt iſt, geſchützt, und iſt ihrer trefflichen Auſtern wegen berühmt. Der Abouſhagen, große und kleine Chemogue, der Tediſh und Gaspereau ſind unbedeutende nur bis zur Fluthgränze ſchiffbare Ströme, die innerhalb des Kantons entſpringen. — Das Land iſt hügelig und durchbrochen; der weſtliche Theil bietet trefflichen Boden, und kein Kanton Neu-Braunſchweigs beſitzt ſo gut unterhaltene Straßen als dieſer. Der Feldbau iſt bis jetzt noch unbedeutend, die Viehzucht aber wird ins Große getrieben, und jährlich große Quantitäten des beſten Heu's von den Marſchländereien des Petcoudiac und anderen Flüſſen nach den nördlichern Kantons, Butter, Käſe, Fleiſch und lebendes Vieh aber, ſo wie Gyps, Mühl- und Bruchſteine, nach St. John, Neu-Schottland und den Vereinigten Staaten ausgeführt. Der Kanton zählt 15.877 Einwohner und wird in folgende 8 Kirchſpiele geſchieden:

Salisbury, an der Gränze des Kantons King, vom Petcoudiac durchſchnitten, im Norden hügelig, im Süden treffliches Weidenland, mit 1.189 Einw. — Monkton, im Norden des Petcoudiac, öſtlich vom vorigen, mit den North-Mountains und 978 Einw. — Hillsborough, ſüdlich von Monkton, und im Norden und Oſten vom Petcoudiac begränzt, reiches vom Turtle River durchſchnittenes Land, mit 1.990 Einw. — Hopewell, im Süden an der Chignecto- und Shepody-Bay, ein von den Shepody-Mountains und dem gleichnamigen Fluſſe durchzogener etwas felſiger Landſtrich, mit der Bucht Salisbury Cove im Süden, dem Dorfe Shepody an der Bay, und dem angehenden Städtchen New Horton, an einer kleinen Einbucht im Südweſten der Grindſtone Inſel, mit 1.645 Einw. — Dorcheſter, im Oſten des Petcoudiac, mit dem ſchnell aufblühenden Städtchen Dorcheſter, am Memlamcook, und der blühenden Niederlaſſung am Bend, mit 4.007 Einw. — Sackville, im Oſten des vorigen, zwiſchen dem Golf St. Lorenz und der Fundy-Bay, hat im Norden am Shediac-Hafen das Städtchen Sackville oder Shediac, im Süden am Cumberland-Baſon das Dorf Weſtcock, 2.950 Einw. — Weſtmoreland, im Oſten von Sackville, mit einem Dorfe an der Mündung des Gaspereau in die Bay Verte, und 1.877 Einw. — Botsford, der öſtliche Theil des Landes, am Golf St. Lorenz, mit dem Fort Monkton an der Bay Verte, und 1.241 Einwohnern.

8. Der Kanton Kent.

Früher ein Theil von Northumberland, wird dieſer Kanton im Norden und Weſten von Northumberland, im Oſten vom Golf St. Lorenz, oder vielmehr der Northumberland-Straße, und im Süden von Weſtmoreland begränzt, und umfaßt von Point Escuminac im Norden bis an die Shediac-Inſel im Süden einen Küſtenſtrich von 50 Meilen. Die Küſte iſt mit Sandflächen und Marſchfeldern durchzogen, und wird von kleinen aber guten Häfen durchſchnitten, an denen Niederlaſſungen der franzöſiſchen Acadier zerſtreut liegen. Das Innere des Landes enthält guten, fruchtbaren, größten-

theils mit schwarzen Birken dichtbewaldeten Boden, doch westlich der Quellen des Kouchibouguac und Barnaby ist der Boden arm und barren. Kent ist gut bewässert; den Norden durchströmen der Portage River, Kouchibouguac und Kouchibouguacsis; den mittleren Theil des Landes der Aldouane und Richibucto, an dessen westlichem Ufer Liverpool liegt; weiter südlich strömen der Chokrish, Chibouctouche und Cocagnefluß. Der Kanton zählt 7.218 Einwohner, und ist in folgende sechs Kirchspiele geschieden:

Carleton, im Norden des Kantons, an der Northumberlandstraße, und vom Eel, Portage und Kouchibouguac durchschnitten, mit 872 Einw. — Huskisson, im Südwesten des vorigen, mit 989 Einw., größtentheils Holzschlägern. — Liverpool, im Süden von Carleton, reiches, fruchtbares, dicht angesiedeltes, und vom Richibucto durchschnittenes Land, mit 2.768 Einw., und der Bezirksstadt Liverpool, am Richibucto-Hafen, mit 42 Häusern und mehren Kaufläden. — Harcourt, im Südosten von Huskisson, mit üppigem Boden und 1.411 Einw. — Wellington, im Süden von Liverpool, vom Nicholas durchströmt, und im Süden vom Chibuctouche begränzt, mit einem Dorfe an der Mündung des letztgenannten Flusses und 1.938 Einw. — Dundas, im Süden des vorigen und vom Cocagne durchflossen, mit 1.240 Einwohnern.

9. Der Kanton Northumberland.

Einer der größten Districte des Landes, und im Nordwesten und Norden von Gloucester, im Osten vom Golf St. Lorenz, im Südosten von Kent, im Süden von Sunbury und Queens, und im Westen von York begränzt, ist durch den ihn durchschneidenden Miramichi der vortheilhafteste gelegenste District des Ostens. Das Land ist von wechselnder Güte, zwei Drittel desselben aber gutes, pflugbares, jetzt noch zum größten Theil mit dichter Waldung bestandenes gut bewässertes Land; der Hauptfluß des Kantons ist der Miramichi, dessen südwestlicher Arm, nur 12 Meilen vom St. John entfernt, entspringt, und bis zur Barnabys-Insel für Handelsschiffe, 68 Meilen vom Hafen aufwärts für Zugboote, und für Kanoes bis zum Tragplatz nach dem Tobique, gegen 138 Meilen von der Mündung, fahrbar ist; er empfängt im Kanton den Renores oder Renous und dessen großen Zufluß, der für Kanoes 25 Meilen aufwärts schiffbar ist, den Dungarvon, Bartholomew's River, Big-Hole und Porters Brook, und bei Point Miramichi den Northwest River, welcher im Kanton Gloucester entspringt, hat eine schnelle Strömung, und ist für Boote 80 Meilen aufwärts fahrbar Schooners können in derselben mit der Fluth 14 Meilen aufwärts gelangen, größere Schiffe aber haben bis jetzt noch nie gesucht, höher hinauf als bis zur Point Miramichi zu segeln. Die Zuflüsse des Northwest-Arms sind groß und bootbar, doch sehr durch Felsen und Katarakte unterbrochen; die bedeutendsten derselben sind: der kleine Südwest-Arm, welcher 30, der große und kleine Sewogle, welcher gegen 10, der Tomoganops, welcher gegen 9, und der Portage und Little River, welche gegen 4 Meilen aufwärts befahren werden können. Die Katarakte des letzten Flusses haben den Holzschlägern so unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg gelegt, daß oberhalb derselben das Land noch gänzlich unbekannt ist. So weit die Fluth steigt, sind die Ufer des Northwest Rivers an beiden Seiten dicht angesiedelt, weiter aufwärts aber liegen, bis zur Mündung des Little, nur einzelne zerstreute Pflanzungen; der kleine Südwest, welcher einen großen Strich des vorzüglichsten Landes durchströmt, ist 18 Meilen aufwärts angesiedelt. Der Südwest-Arm des Miramichi ist bis auf 70 Meilen vom Hafen angebaut, und am Renous leben einige vierzig Familien. Die andern Flüsse des Landes, im Norden des Miramichi, sind: der Bartibogue, welcher bis Green Brook, 12 Meilen oberhalb seiner Mündung in die Miramichi-Bay bootbar ist, und

durch den kleinen Bartibogue verstärkt wird, der Burnt Church River, der nach einer indianischen Kapelle so benannt wird, die an seiner Mündung stand, und im letzten Kriege von den Amerikanern niedergebrannt wurde, und der Tabusintack, dessen breite Mündung durch eine Sandbarre geschlossen wird. Den Süden durchwinden der Etienne oder Cains River, der für Zugboote 40 Meilen aufwärts, und der Barnaby, welcher 2 Meilen schiffbar ist, und dem Südwest-Arm des Miramichi zuströmen; den Osten der Napan, Black und Bay des Vents, welche in die Miramichi-Bay münden. Blühende schottische Niederlassungen sind an den Ufern der drei letztgenannten Flüsse, und der Boden daselbst von vorzüglicher Güte. — Der Kanton Northumberland wird in 7 Kirchspiele geschieden, und zählte im Jahre 1835 10.222 Einwohner.

Alnwick, im Nordosten des Landes, am nördlichen Ufer der Miramichi-Bay, und vom Tabusintack, Burnt Church und großen und kleinen Bartibogue durchschnitten, mit dem gleichnamigen Dorfe und der indianischen Niederlassung Riguac, zählt 901 Einw. — New Castle, im Westen des vorigen, und im Süden vom Miramichi, im Westen vom Nordwest River begränzt, mit 1.982 Einw., und den Städten New Castle und Douglas Town; New Castle, die Hauptstadt des Kantons, 1825 vom Feuer bis auf 6 Häuser zerstört, hat sich von Neuem aus der Asche erhoben, und zählt gegenwärtig 200 Häuser, 1 hölzernes Courthaus und ein von Stein errichtetes Gefängniß. Die Straßen sind nichts weniger als regelmäßig ausgelegt, und durchschneiden einander in stumpfen und spitzen Winkeln. — Douglastown liegt 3 Meilen unterhalb New Castle, wurde 1825 ebenfalls vom Feuer zerstört, und zählt gegenwärtig 60 Häuser, die eben so unregelmäßig als die in New Castle gebaut sind. — Chatham, an der Südostseite des Miramichi, reiches, fruchtbares, vom Napan und Black durchschnittenes Land, mit 1.589 Einw. und dem Städtchen Chatham, Douglastown gegenüber, mit 100, und Nelson, New Castle gegenüber, mit 80 Häusern. — Ludlow, im Südwesten des vorigen, am Südwest-Arm des Miramichi, und vom Barnaby durchströmt, mit der Barnaby-Insel in der Fronte, gut angesiedeltes Land mit 1.475 Einw. — Glenelg, im Nordosten von Chatam, an der Südseite der Miramichi-Bay, mit der Bay des Vents- und Fox-Insel in der Fronte, dem gleichnamigen Dorfe am Ufer der Bay und 1.176 Einw. — Nelson, ein großer, ein Dreieck bildender District im Süden des Kantons, und vom Südwest-Arm des Miramichi, dem Bartholomew's River und Cain mit seinen Zuflüssen, und dem Salmon River des Grand Lake durchströmt, mit 1.401 Einw. und einer an den Forks des Etienne oder Cain neuausgelegten Stadt. — Northesk, ein nur erst wenig bekannter, dicht bewaldeter, im Norden bergigter, nur von Holzschlägern bewohnter Landstrich im Westen des Kantons, mit 1.698 Einw. — Kirchspiele.

10. Der Kanton Gloucester.

Gloucester, der nördlichste Kanton der Provinz, wird im Norden von Ristigouche und der Bay Chaleurs, im Osten vom Golf St. Lorenz, im Süden von Northumberland, und im Westen von York begränzt, wird in 5 Kirchspiele geschieden, und zählte im Jahre 1835 5.446 Einw. — Den fast noch gänzlich unbekannten Westen des Kantons durchströmt der große, dem Ristigouche zueilende, Upsaltquitch, der 9 Meilen oberhalb seiner Mündung einen 12 Fuß hohen perpendikularen Fall bildet, oberhalb desselben aber gegen 70 Meilen aufwärts bootbar ist, wo er mittelst eines kleinen Tragplatzes mit dem Tobique des St. John communizirt. Den mittleren

Theil des Landes durchschneidet der große, mittlere und kleine Nipisiguit, welche im unbekannten Westen entspringen, und von denen der erstere bis zu den Fällen, 22 Meilen oberhalb seiner Mündung, schiffbar, oberhalb derselben aber für Kanoes bis beinahe zu seiner Quelle fahrbar ist. Das Nipisiguit Baſon ist eine breite seichte Wasserfläche, durch welche die einmündenden Flüsse sich Kanäle gewunden haben, in denen Schiffe auf 3 bis 7 Faden sichern, gut geschützten Ankergrund finden. Zwischen dem kleinen und mittlen Nipisiguit mündet der durch mehre Fälle unterbrochene Teteagouche, dessen felsige steile Ufer sich an manchen Stellen bis auf 150 Fuß erheben, und dessen Hauptfall eine senkrechte Höhe von 40 Fuß hat. Oberhalb des Basons münden in die Bay Chaleurs der Jaquet River, in welchem die Fluth 2 Meilen aufwärts steigt, der kleine Charles oder Charleau, vor welchem sich die Heron-Insel hinzieht, und der Eel River, ein sanfter Strom, der 15 Meilen aufwärts mit Booten befahren werden kann. Oestlich des Basons eilt der Bay der Base, Pokshaw und Caraquet River zu, und in den Golf des St. Lorenz münden der Pokmouche und der große und kleine Tracadie, deren Mündungen gute Fischerstationen bieten. Auf der nordöstlichen Spitze des Landes dringt der Shipegan-Hafen, welcher 17 Fuß tief gehende Schiffe in sich aufzunehmen vermag, in's Land, und wird durch die vor ihm liegenden Inseln Shipegan und Pokſudie vor allen Winden geschützt. — Niederlassungen erstrecken sich am Nipisiguit, dem Middle River und Teteagouche bis zur Fluthgränze hinauf, die sämmtlich durch Waldwege mit Bathurst, dem Hauptort des Kantons, verbunden sind, von Bathurst an ziehen sich längs der Küste der Bay dicht gelegene Ansiedelungen und von französischen Acadiern gegründete Dörfer bis Dalhouſie, und von dort 20 Meilen den Ristigouche aufwärts; im Innern des Landes sind noch nirgends Ansiedelungen eröffnet, und nur an den Ufern der Flüsse und längs der Bay Chaleur und des Golfes haben sich Ansiedler niedergelassen. Der Boden längs der Bay ist leicht und sandig, im Innern aber, so weit das Land bekannt ist, von vorzüglicher Güte. — Wald ist vorherrschend, und Holzhandel und Fischerei wird äußerst schwunghaft betrieben.

Eldon, im Westen des Kantons, zwischen dem Upsalquitch und der Gränze von York, fast ganz unbekannter Landstrich mit 87 Einw. — Addington, im Osten des Upsalquitch, und im Norden von Ristigouche begränzt, mit 1.480 Einw., und der Stadt Dalhouſie, an der Quintons Point, der Mündung des Ristigouche, mit einem sichern bequemen Hafen. — Beresford, im Osten des vorigen, und vom Charles, Benjamin, Jaquet, Rivière aux Ormes, dem kleinen Nipisiguit und Teteagouche durchströmt, mit 1.243 Einw. — Bathurſt, im Süden des vorigen, vom mittlen und großen Nipisiguit und Papineau durchströmt, mit 1.912 Einw. und der Hauptstadt des Kantons Bathurſt, an der Mündung des Nipisiguit, mit bedeutendem Holz- und Fischhandel. — Saumarez, im Osten des vorigen, eine Halbinsel zwischen der Bay Chaleur und dem Golf, mit 1.024 Einw., und den Inseln Shipegan, Miscou und Pokſudie. — Kirchspiele.

Der schwarze Bär. Der braune Amerikanische Bär.

Der weisse Bär.

Der Isländische Bär. Der Affe.

Digitized by Google

Fig. 1. Ovis musimon.

Fig. 2. Capra ibex.

Fig. 3. Bos taurus. Bison.

Fig. 4. Bos grunniens.

Digitized by Google

Hebräer.

Hebräerinnen als Modern Ton.

Hebräer als Modern Ton.

Digitized by Google

Man and Ape, an Aegis-Bearer, and a Bear.

Bear, Ape, Man, and Aegis-Bearer.

Cock-fight, Ape, Fowls, Dogs.

Digitized by Google

Digitized by Google

Mowing in 1900

Hay in Haycocks

Digitized by Google

Habitation des Esquimaux.

Esquimaux de la Baie d'Hudson.

Esquimaux de la Baie de Baffin.

Digitized by Google

Hache de bronze.

Instruments de bronze.

Digitized by Google

Bronze Schlangenstab der Athena.

Bronzestab und Schwert der Athena.

Digitized by Google

Hütte auf, wo einen Kajak wandert.

Ein Kajak auf. Mexiko.

Kanuschlepp auf Mexiko.

Digitized by Google

The Elephant and the Lion - Illustrated

The Elephant and the Lion - Illustrated

Battle of Lions - Illustrated by J.G.

Eskimo auf dem Wallrossfang.

Schlitten der Eskimos.

CHEROKEE-ALPABET

nach einer systematischen Anordnung.

D a	R e	T i
S ga	Ꞁ ge	y gi
Ꮵ ha	Ꞁ he	Ꮷ hi
W la	Ꮹ le	Ꞁ li
Ꮶ ma	Ꮺ me	H mi
Ꮵ na t. hna G nah	Ꮻ ne	h ni
Ꞁ qua	Ꮼ que	Ꮽ qui
Ꮿ SU sa	Ᏸ se	b si
Ᏺ da W ta	Ᏹ de Ᏻ te	Ᏼ di Ᏽ tih
᏶ dla ᏷ tla	L tle	C tli
C tsa	ᏸ tse	h tsi
G wa	ᏹ we	Θ wi
ᏺ ya	ᏻ ye	ᏼ yi

ᏽ o	᏾ u	i v
A go	J gu	E gv
F ho	Γ hu	᏿ hv
Є lo	M lu	ᐁ lv
ᐃ mo	y mu	
Z no	ᐅ nu	ᐆ nv
ᐇ quo	ᐈ quu	ᐉ qv
ᐊ so	ᐋ su	R sv
Λ do	S du	ᐌ tv
ᐍ to	ᐎ tlu	P tlv
K tso	ᐏ tsu	ᐐ tsv
ᐑ wo	ᐒ wu	ᐓ [illegible]

Digitized by Google

Digitized by Google

Grönländer mit dem Kajak.

Grönländerin der Kolonien, vor dem

Digitized by Google

Grönländer mit dem Kajjak.

Grönländerin der Kolonien, vor dem

Digitized by Google

Inneres einer grönländischen Wohnung.

Frau aus Uppernavik, Mann von Printz Regents-Bay;
Grönländischer Schlittenhund.

Digitized by Google

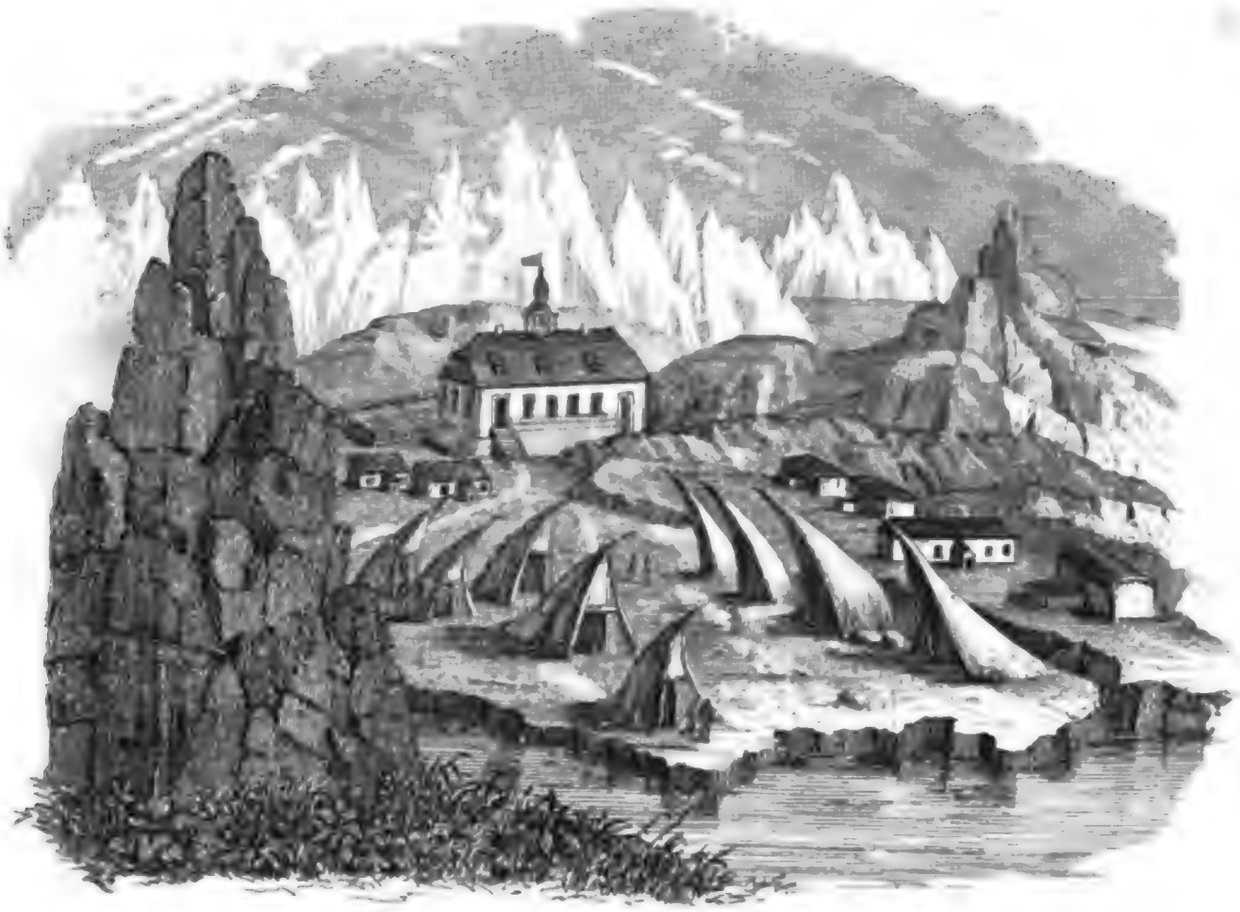
Digitized by Google

Ein Umiak oder Weiberboot.

Seehundsfang mit der Blase.

Digitized by Google

Digitized by Google



Lichtenfels in Grönland.

Neu-Herrnhuth in Grönland.

Digitized by Google

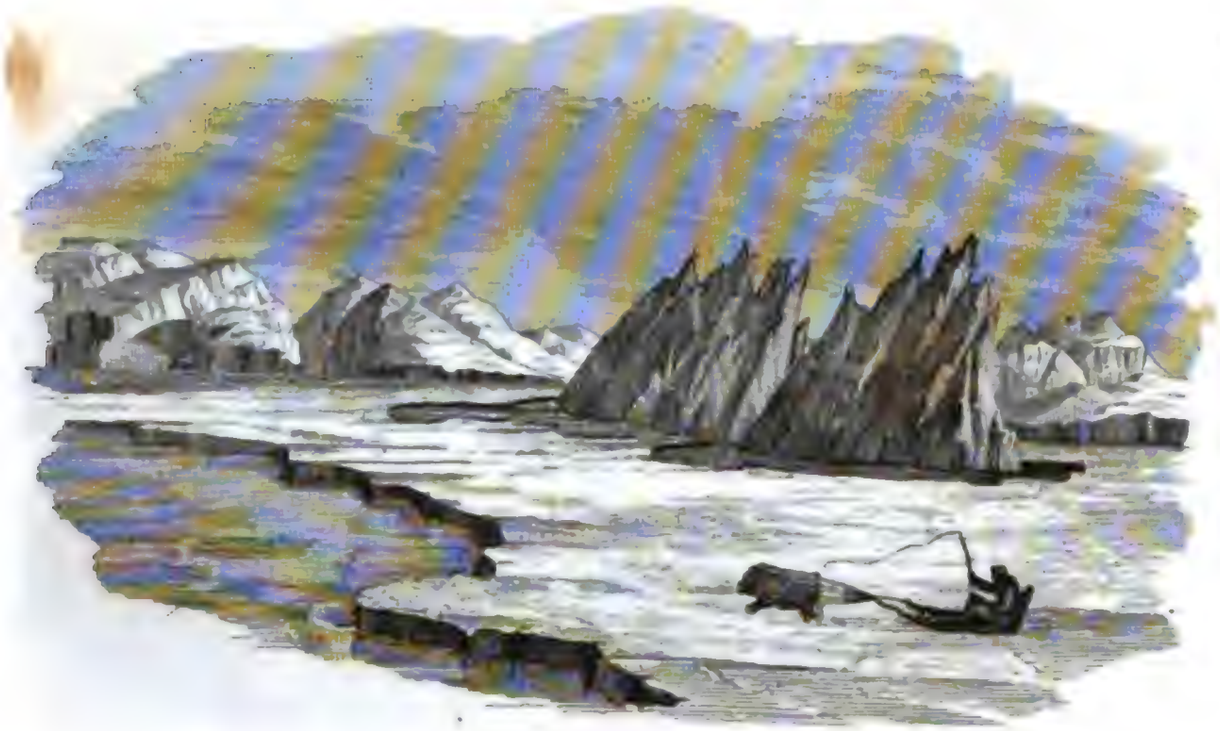
Digitized by Google

Eisberge an der Küste von Grönland in der Baffinsbay.

Disco - Insel.

Digitized by Google

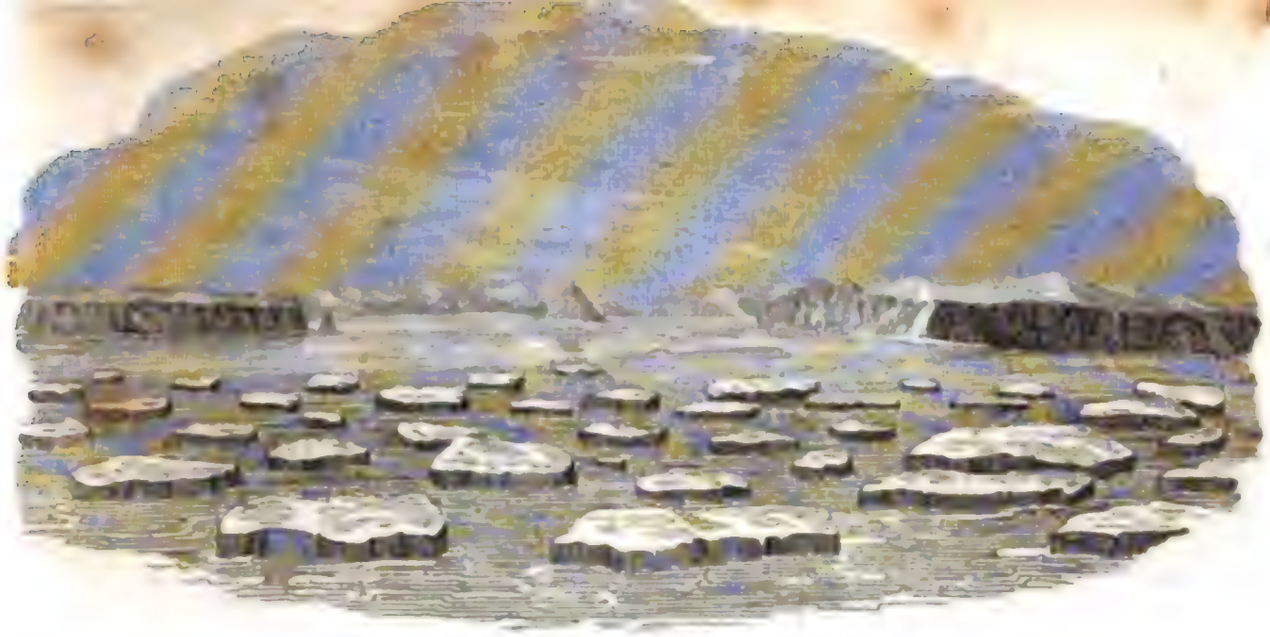
Grönländischer Schlitten.



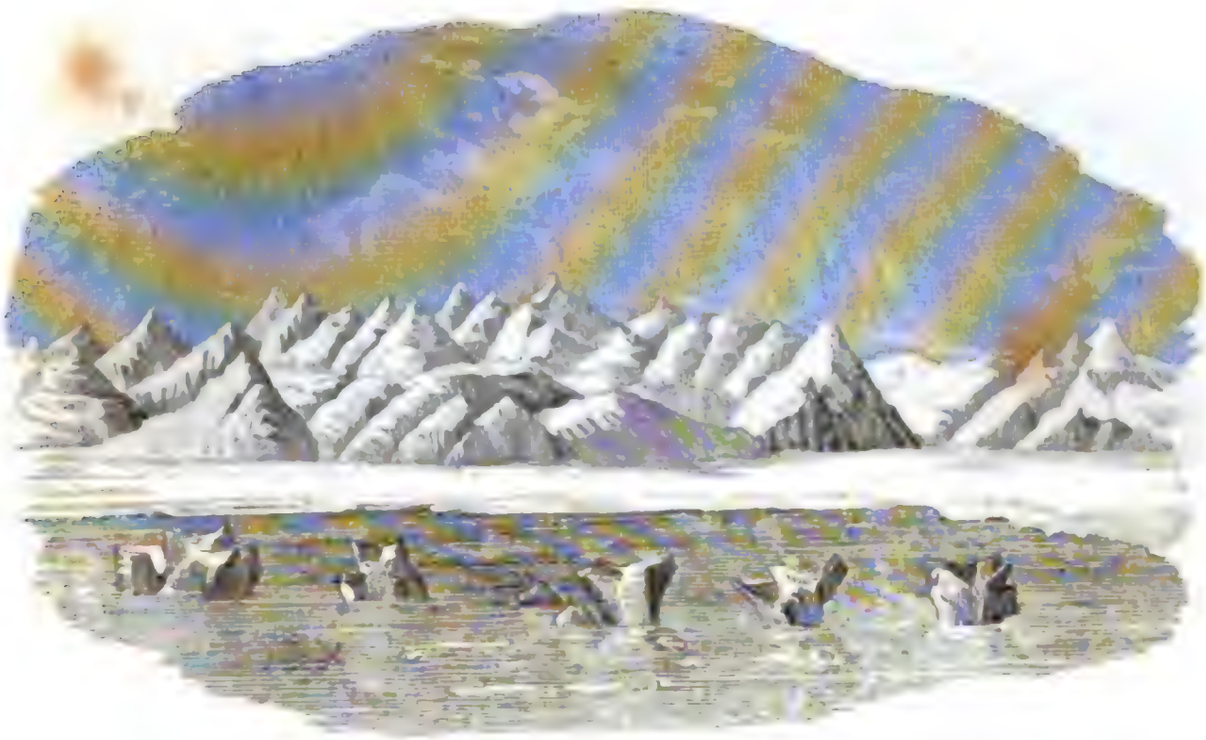
Prinz Regents Bay.

Google

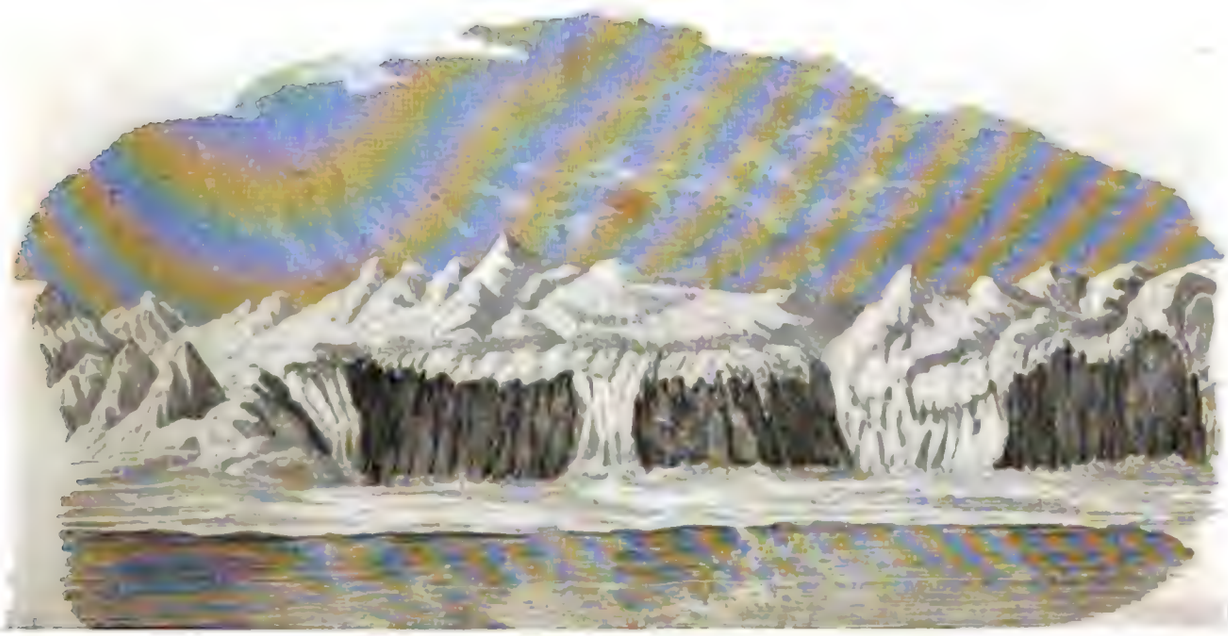
Digitized by Google



Ansicht der Inseln im Wölstenholme-Sund.

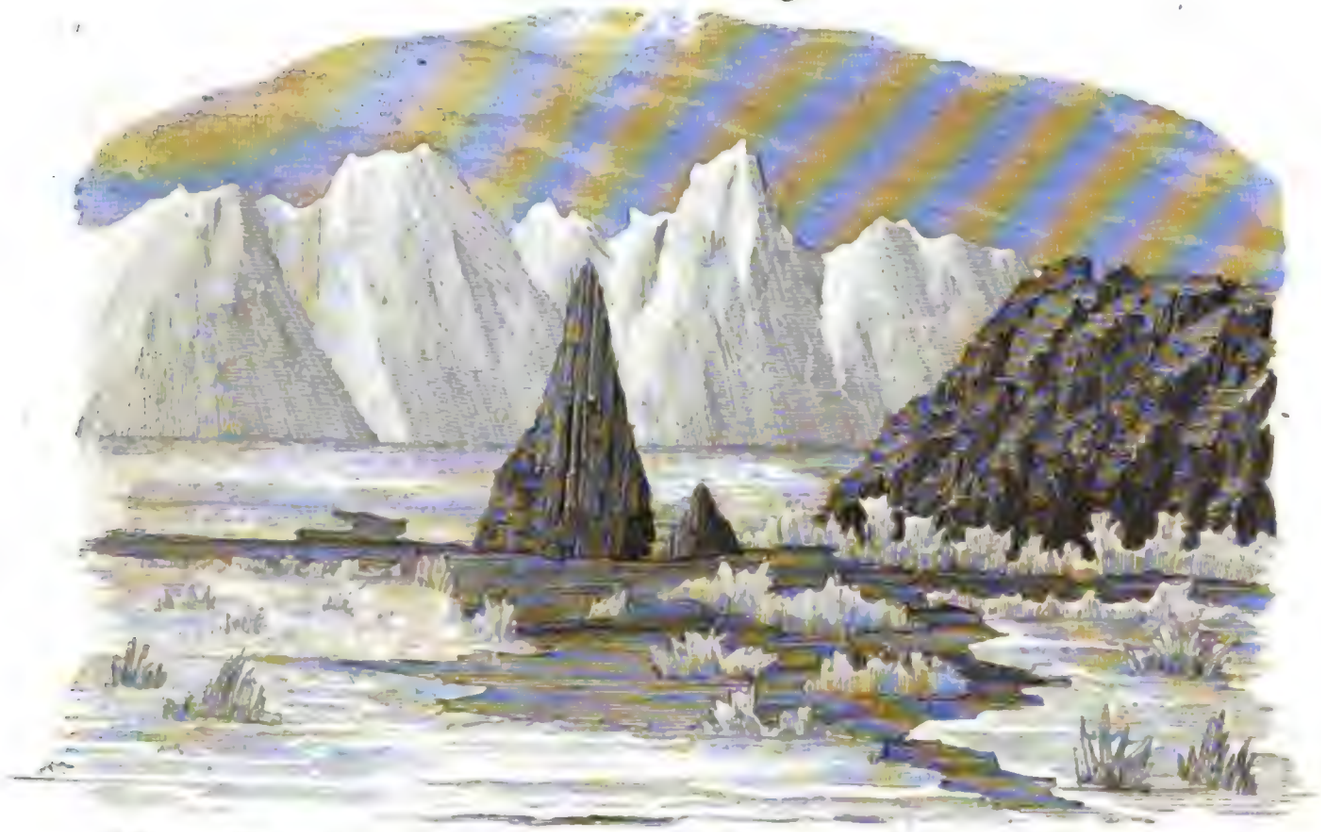


Kap Clarence.

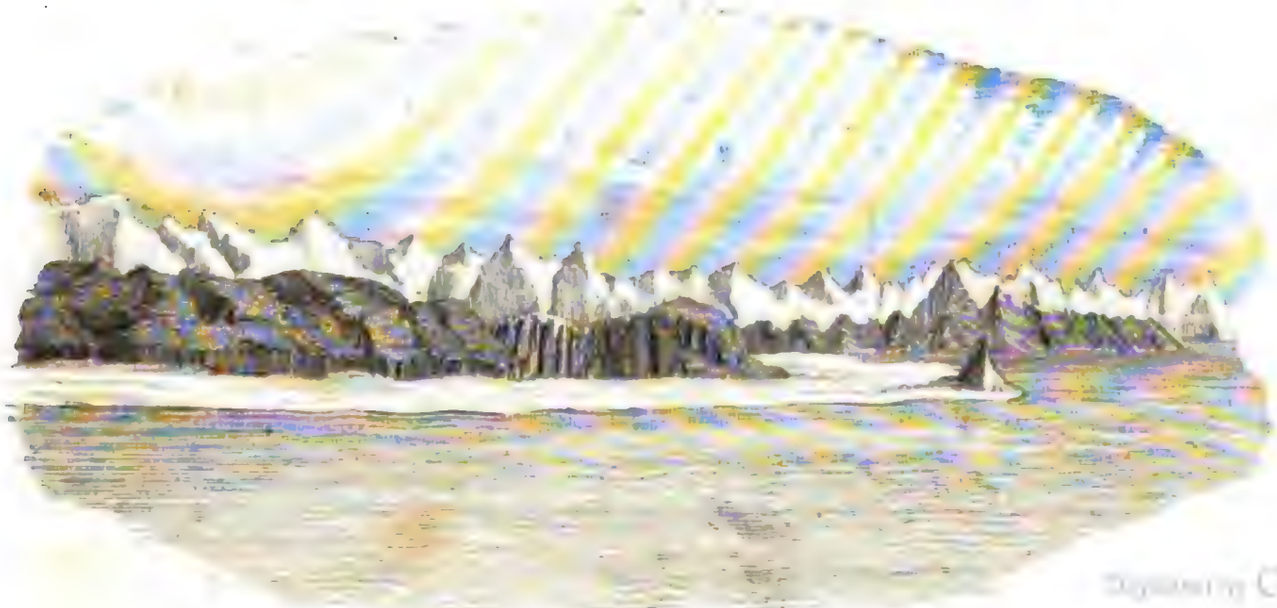


Google

Lady Ann's Bay.



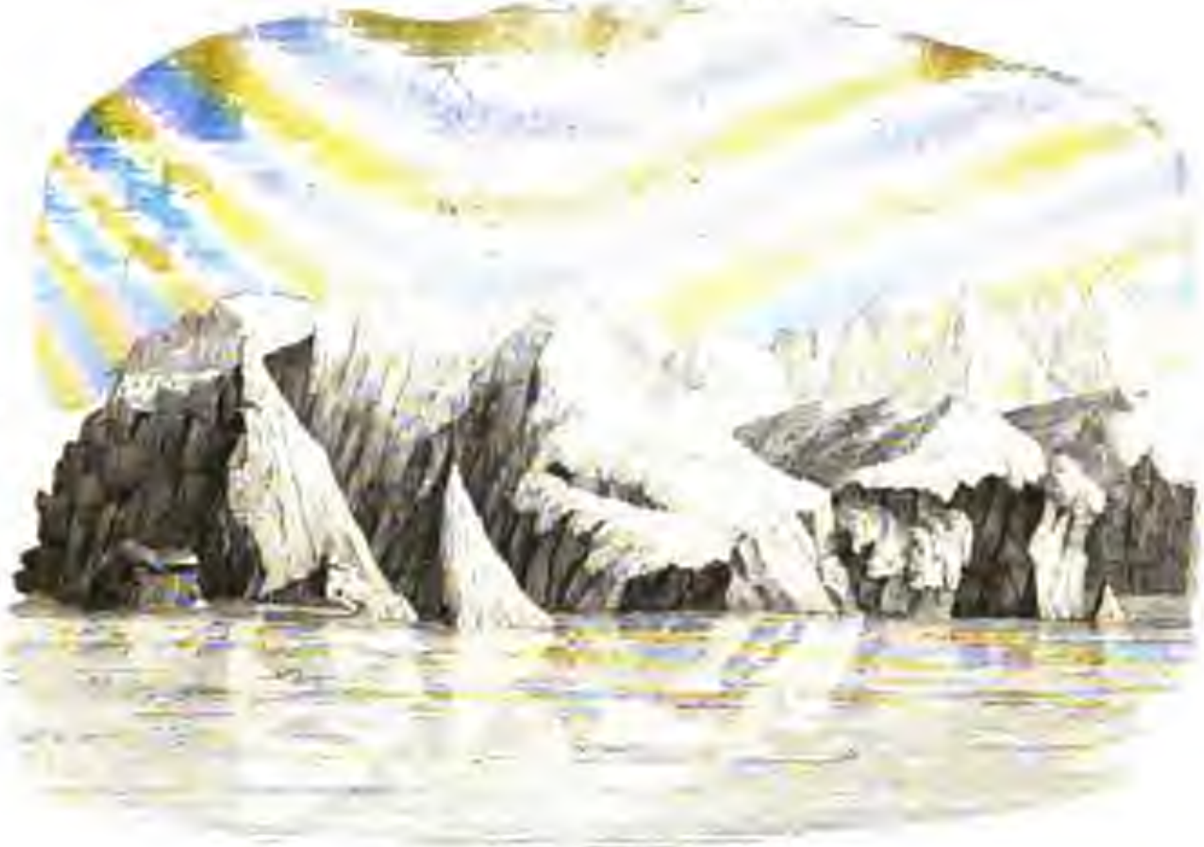
Coburg-Bay, Kap Leopold, und Prinzess Charlottes Monument.



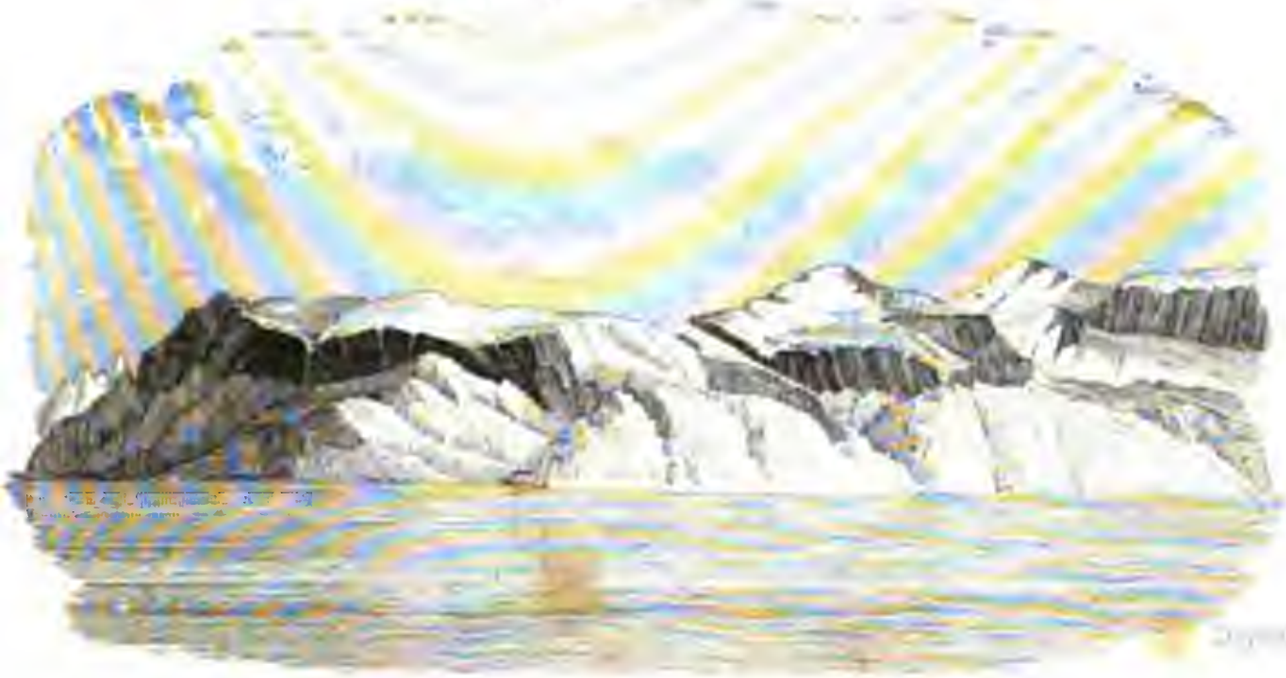
Digitized by Google

Digitized by Google

Lancaster-Sund.

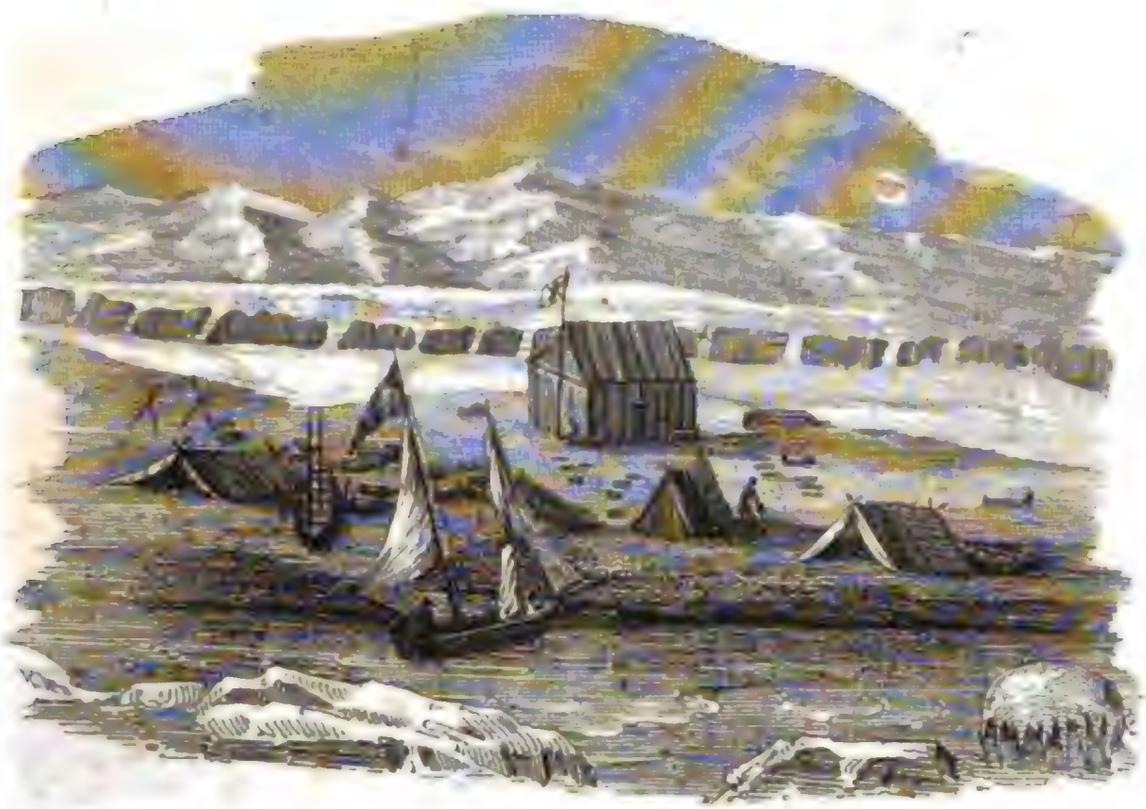


Kap Byam Martin.

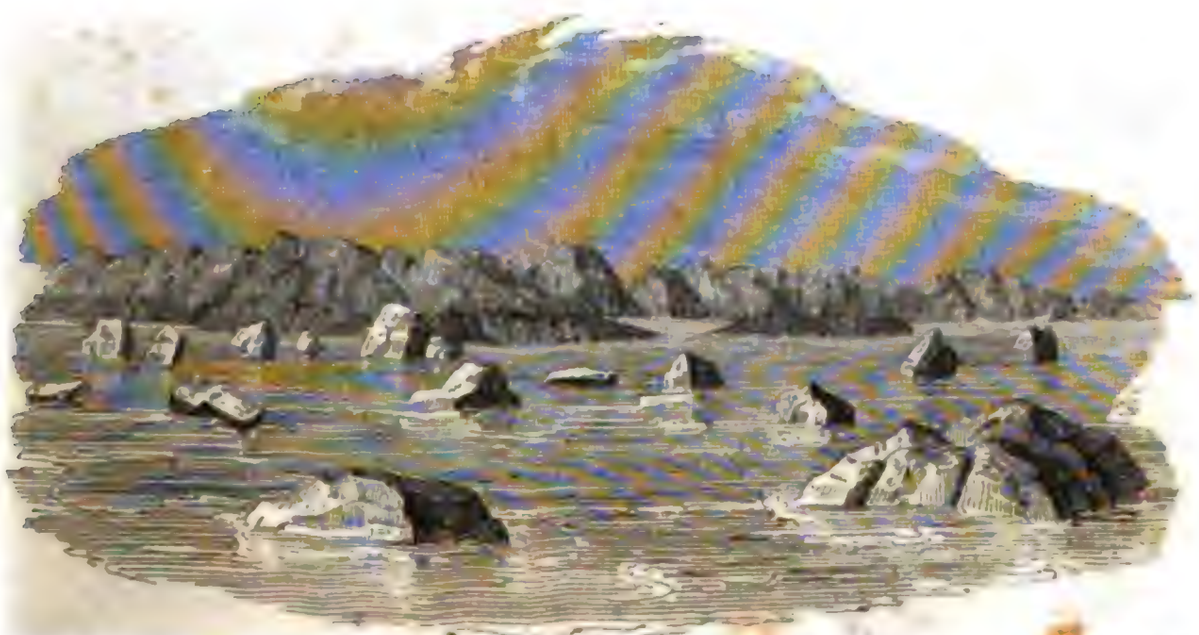


Digitized by Google

Black Head .



Somerset _ House .



Die Unionshaven

Digitized by Google

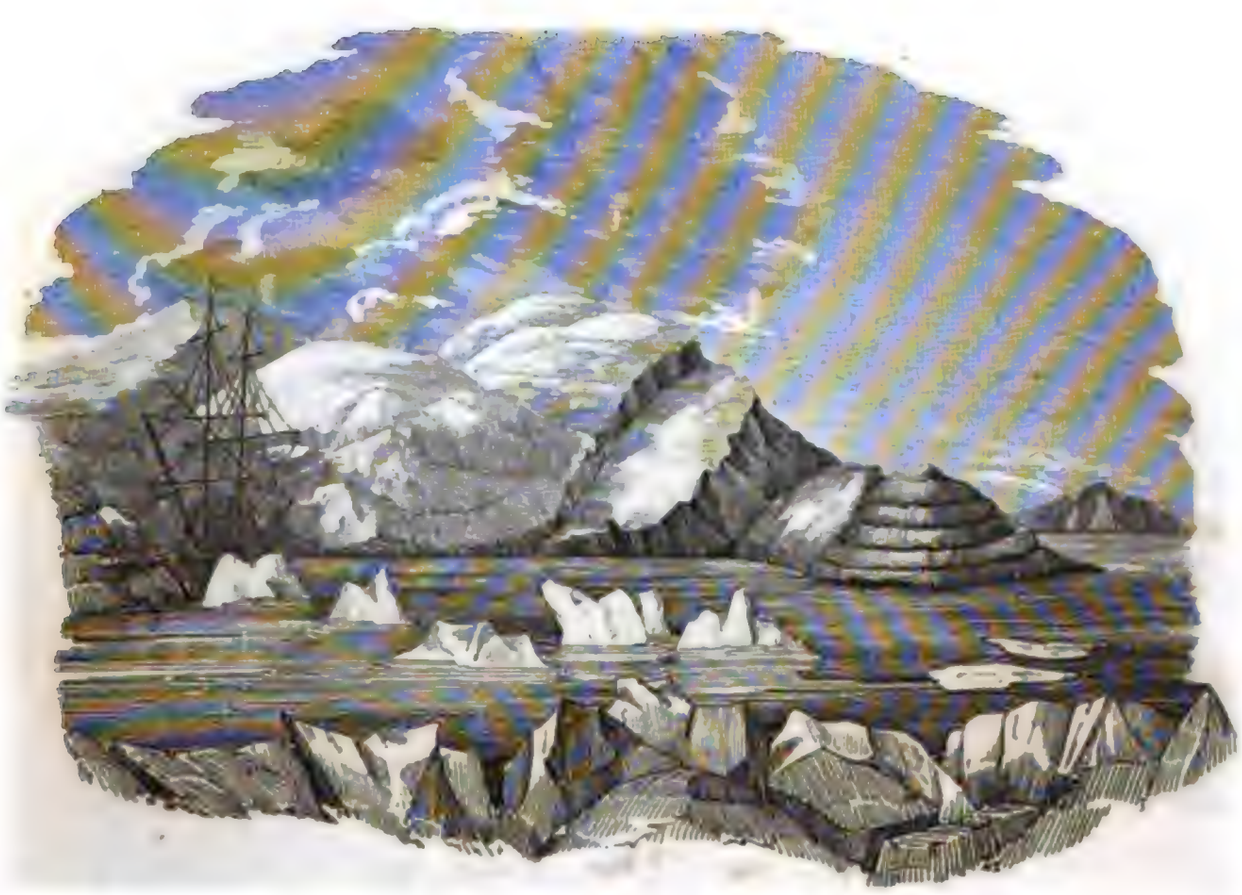
Digitized by Google

Brentford-Bay.

Christians Monument und die Mary Jones Bay.

Digitized by Google

Bay Margaret.

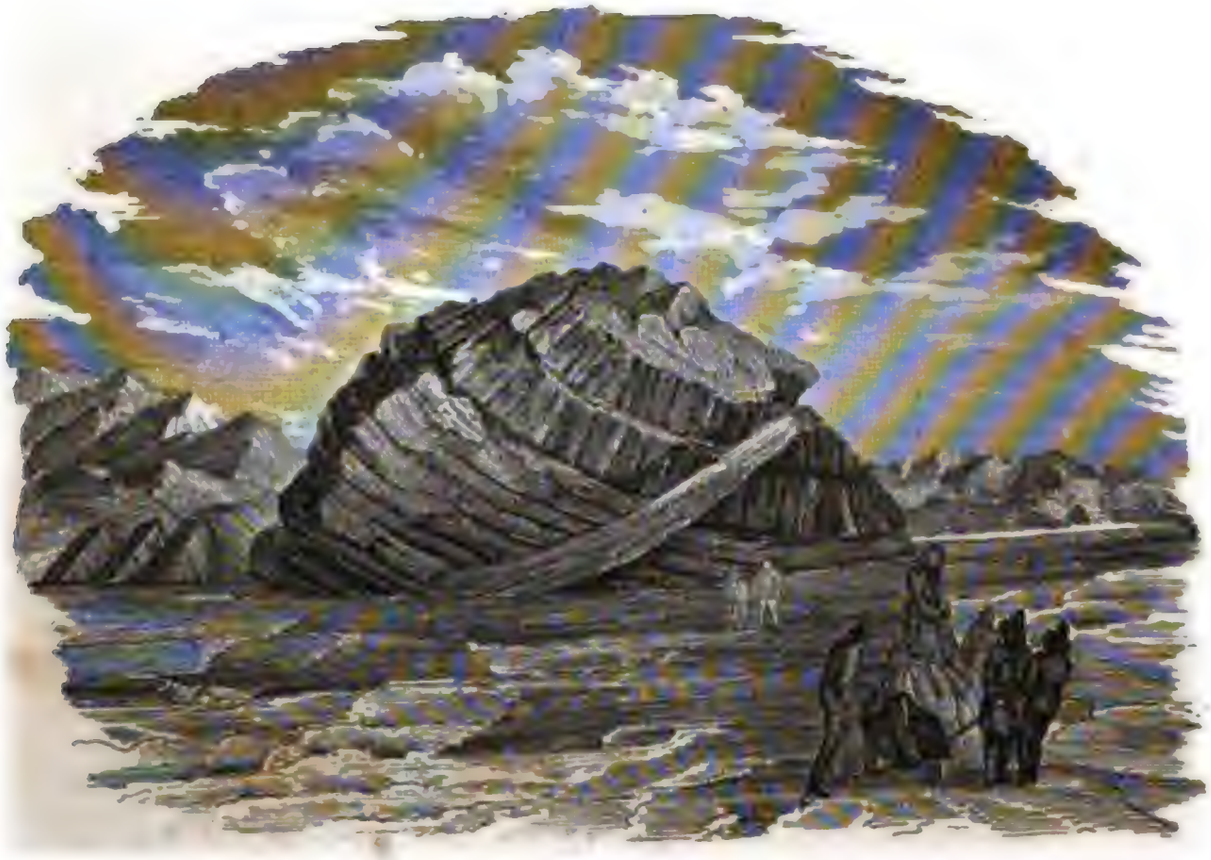


Andrew Ross Island.

Digitized by Google

Digitized by Google

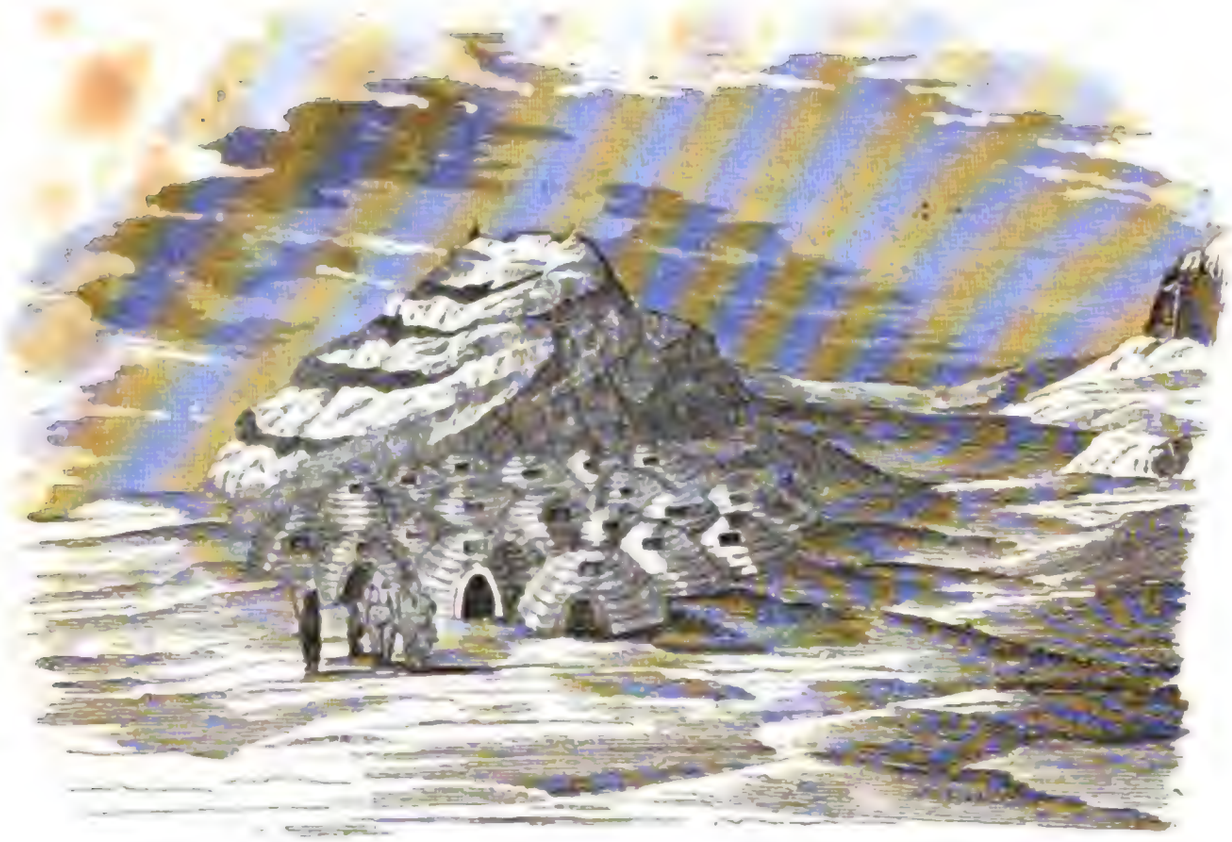
Lord Lindsays Fluss.



Sheriffs Haven und Copelands Inseln.

Digitized by Google

Digitized by Google

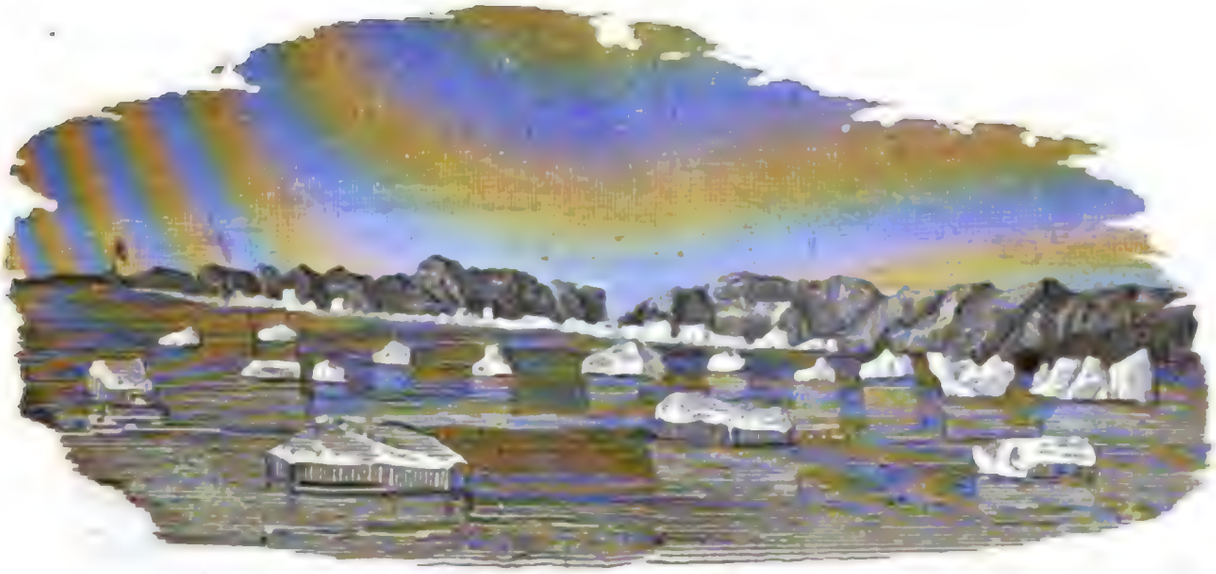


North Hendon.

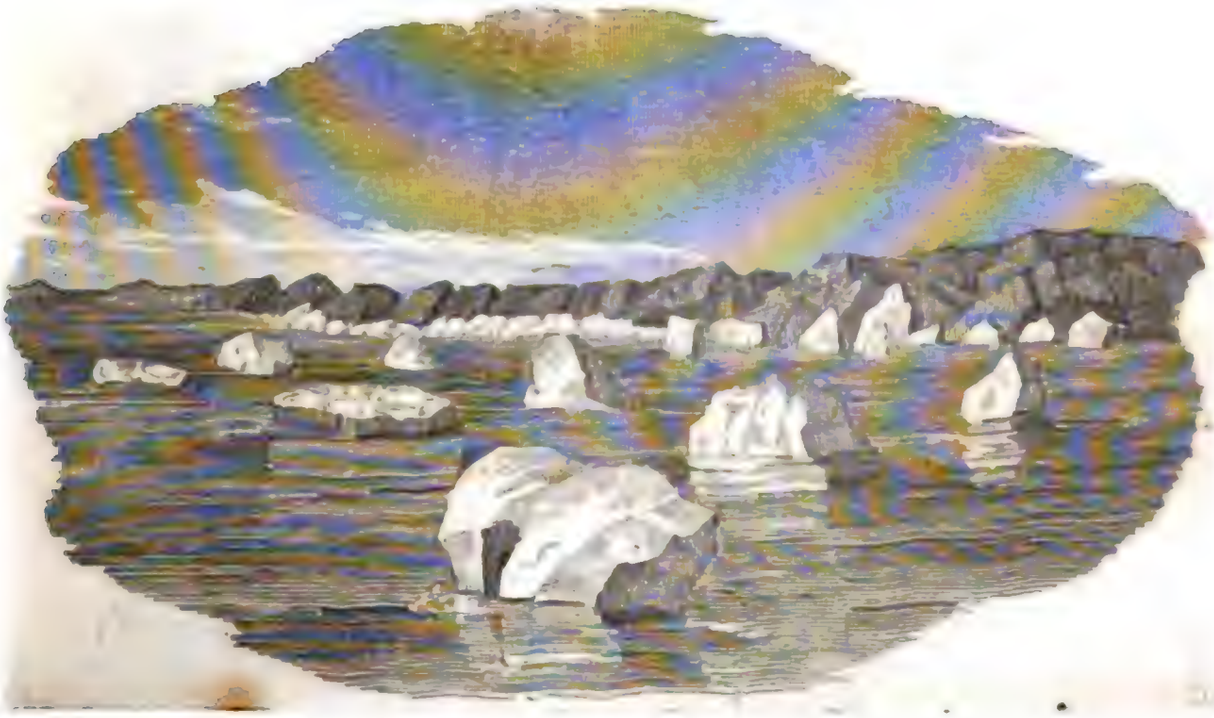
Felix Haven
im Sommer.

Digitized by Google

Grahams Valley.



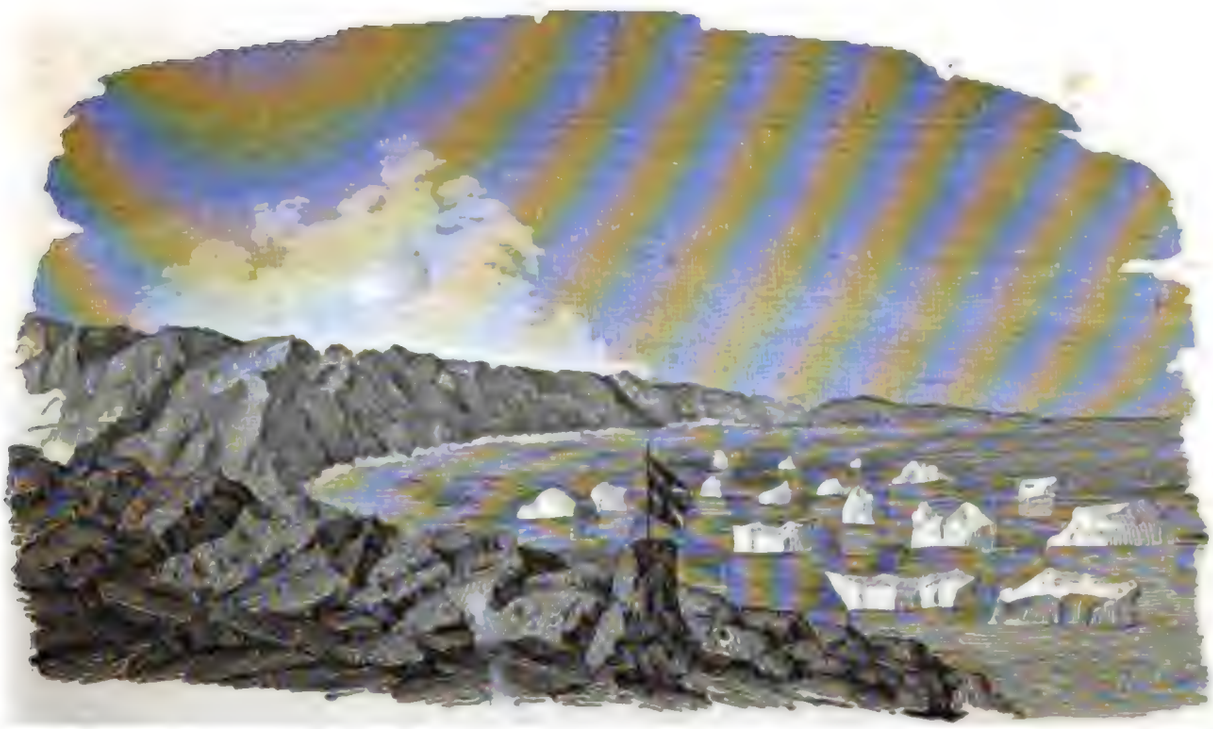
Land vom Magnetpol bis Kap Victoria.



Digitized by Google

Digitized by Google

Dundas Monument, im Lady Melvilles See.

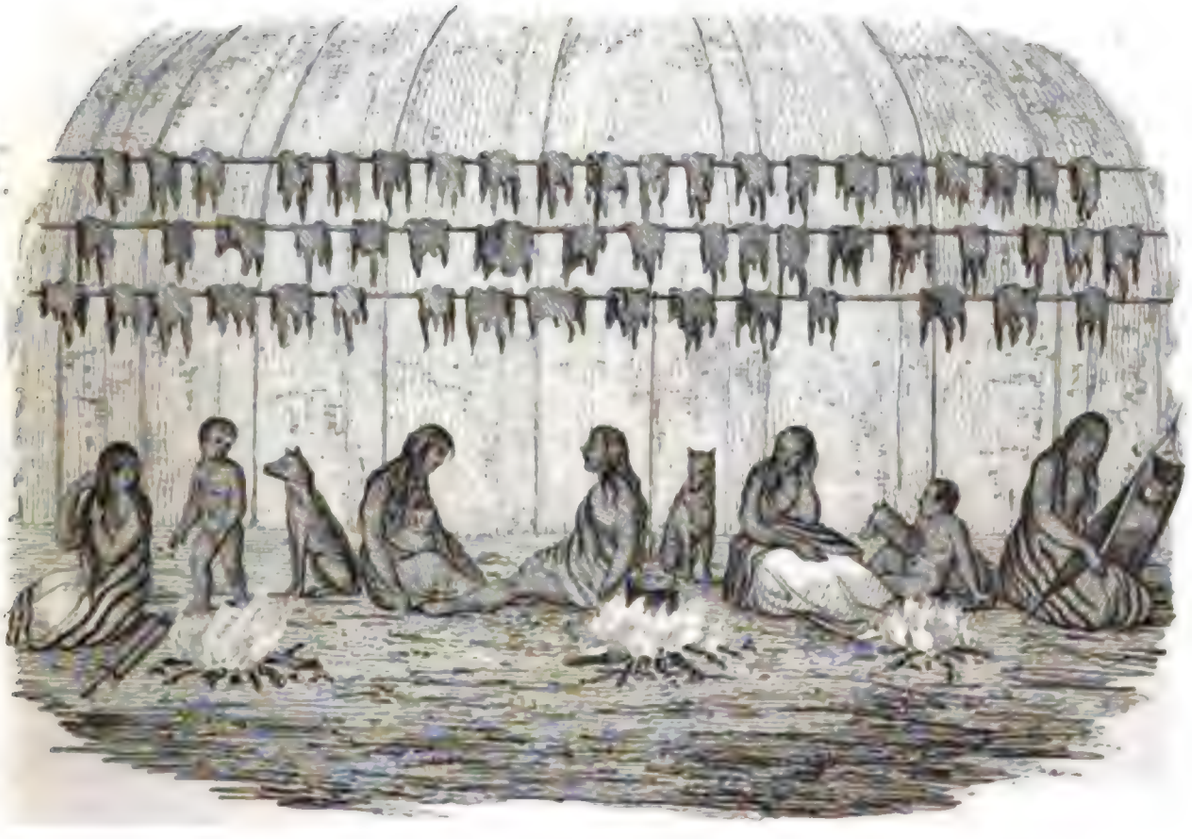


Victory Point und Point Franklin.

Digitized by Google

Der Barrow-River

auf der Halbinsel Melville.



Das Innere eines Wigwams der Kirh-Indianer.

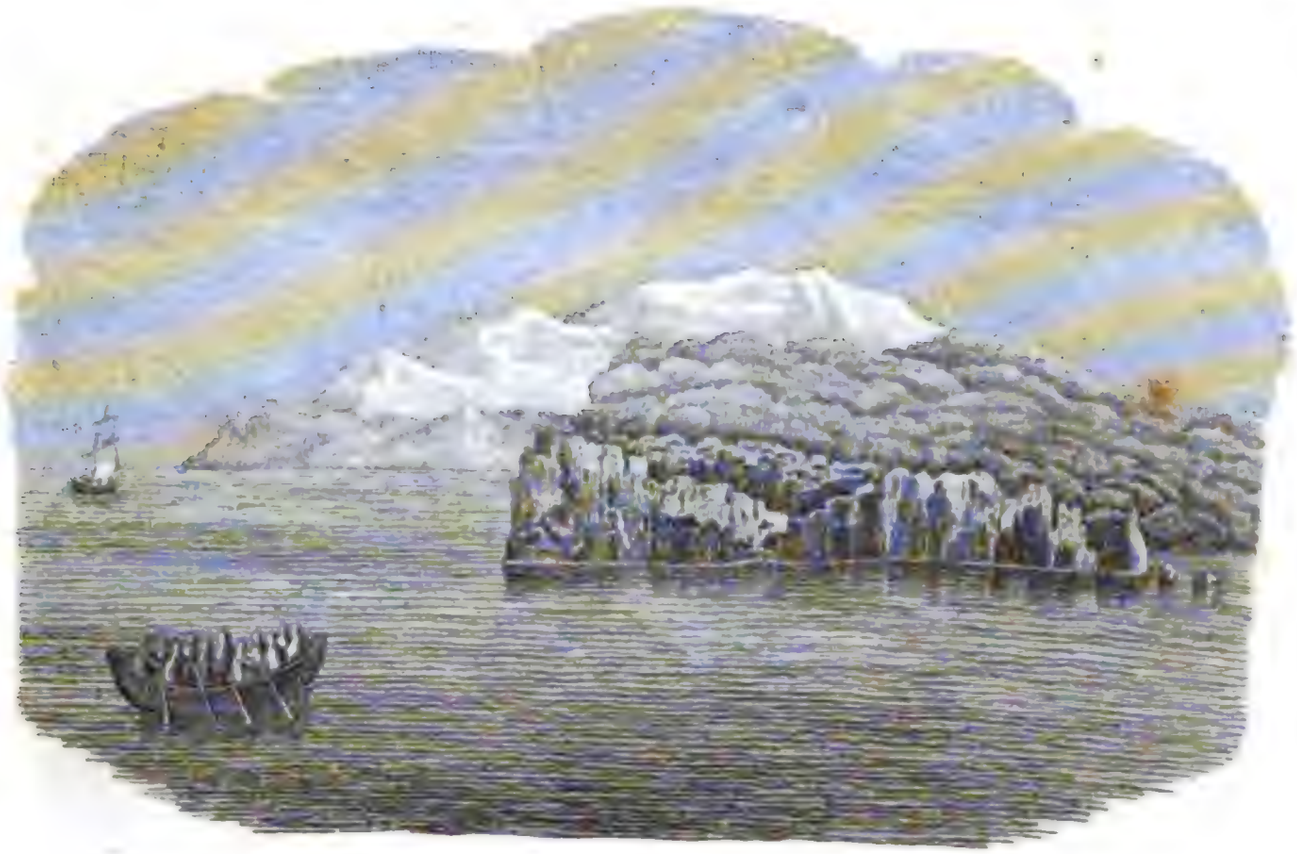
Hudsons-Bay.

Rinden-Canoe der Krih-Indianer
(Cree Indians) Hudsons-Bay Territ.

Winterreise eines Pelzhändlers
im Hudsons-Bay-Gebiet und auf der Küste von Labrador

Digitized by Google

Digitized by Google



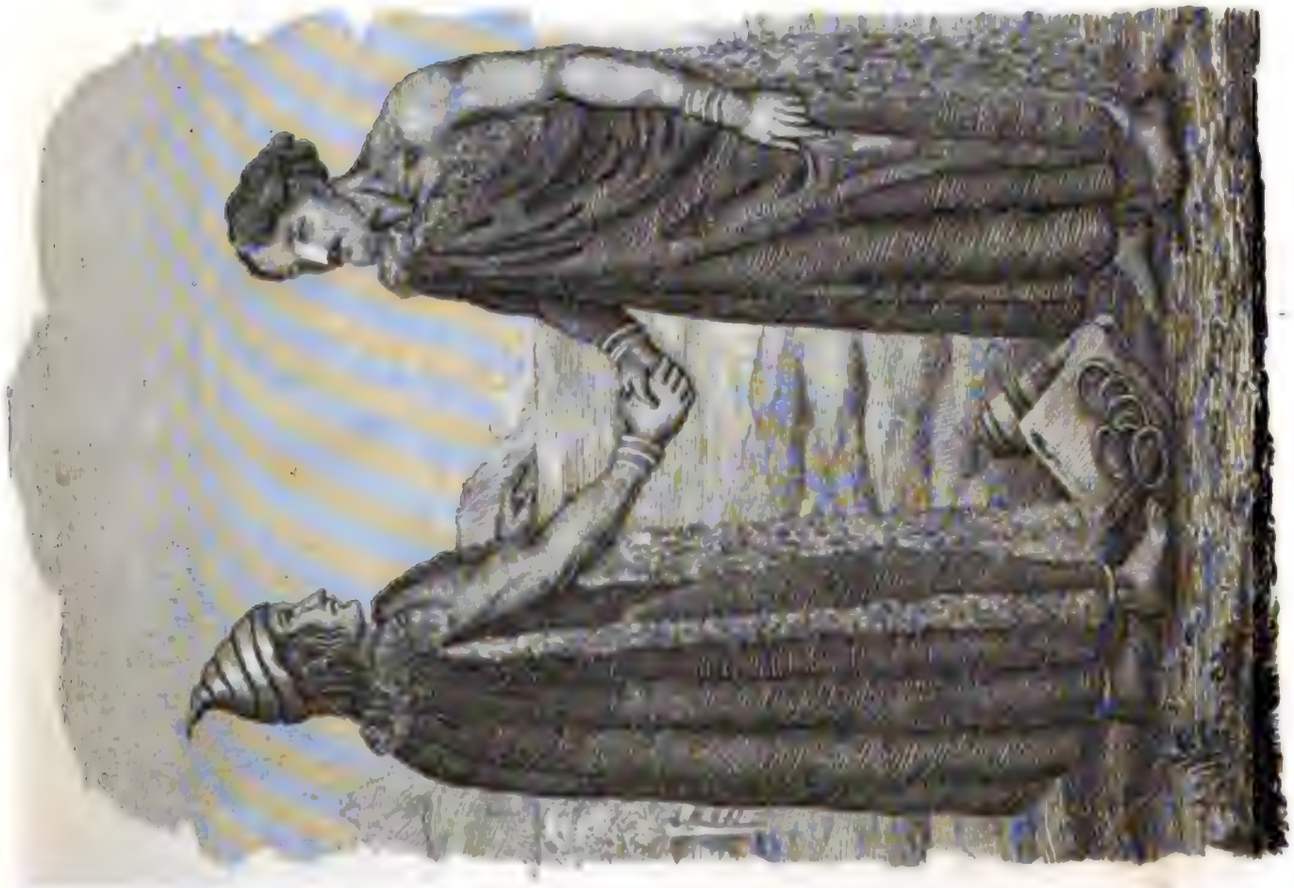
Eingang der Meerenge von Juan de Fuca.
an der Nordwest-Küste.

Ansicht von Nutka (Nootka)-Sund.

Digitized by Google

Digitized by Google

Indianisches Dorf auf Quadra-Vancouvers-Insel.



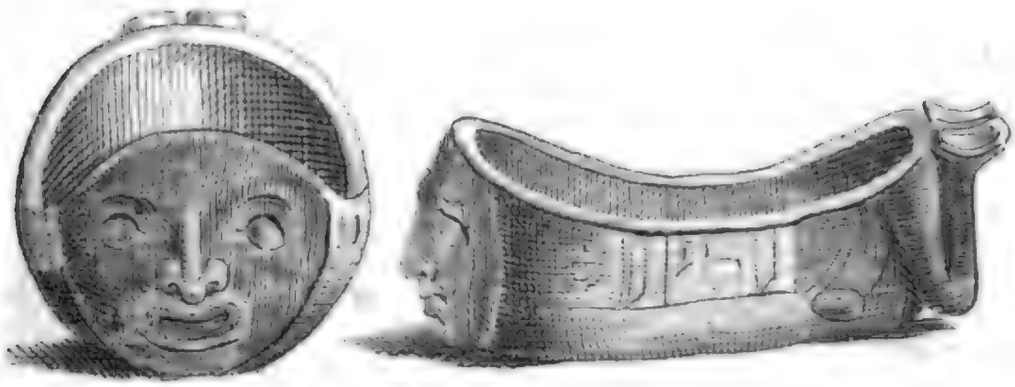
Oberhäupter der Indianer von Sitka-Sund.

Digitized by Google

Digitized by Google

Mann und Frau von Nootka Sund.

Mann und Frau von Prinz Williams Sund.



Hausgeräth der Indianer
an der Nordwest-Küste.

Digitized by Google

Hippah-Insel.

bei der Insel Königin Charlotte, an der Nordwest-Küste.

Die Cascaden des St. Lorenz.

Digitized by Google

Digitized by Google

Französische Canadier.

Canadische Cariole.

Digitized by Google

Digitized by Google

Montreal.

By Town und die Union-Brücke
über den Ottowa River.

Digitized by Google

Digitized by Google

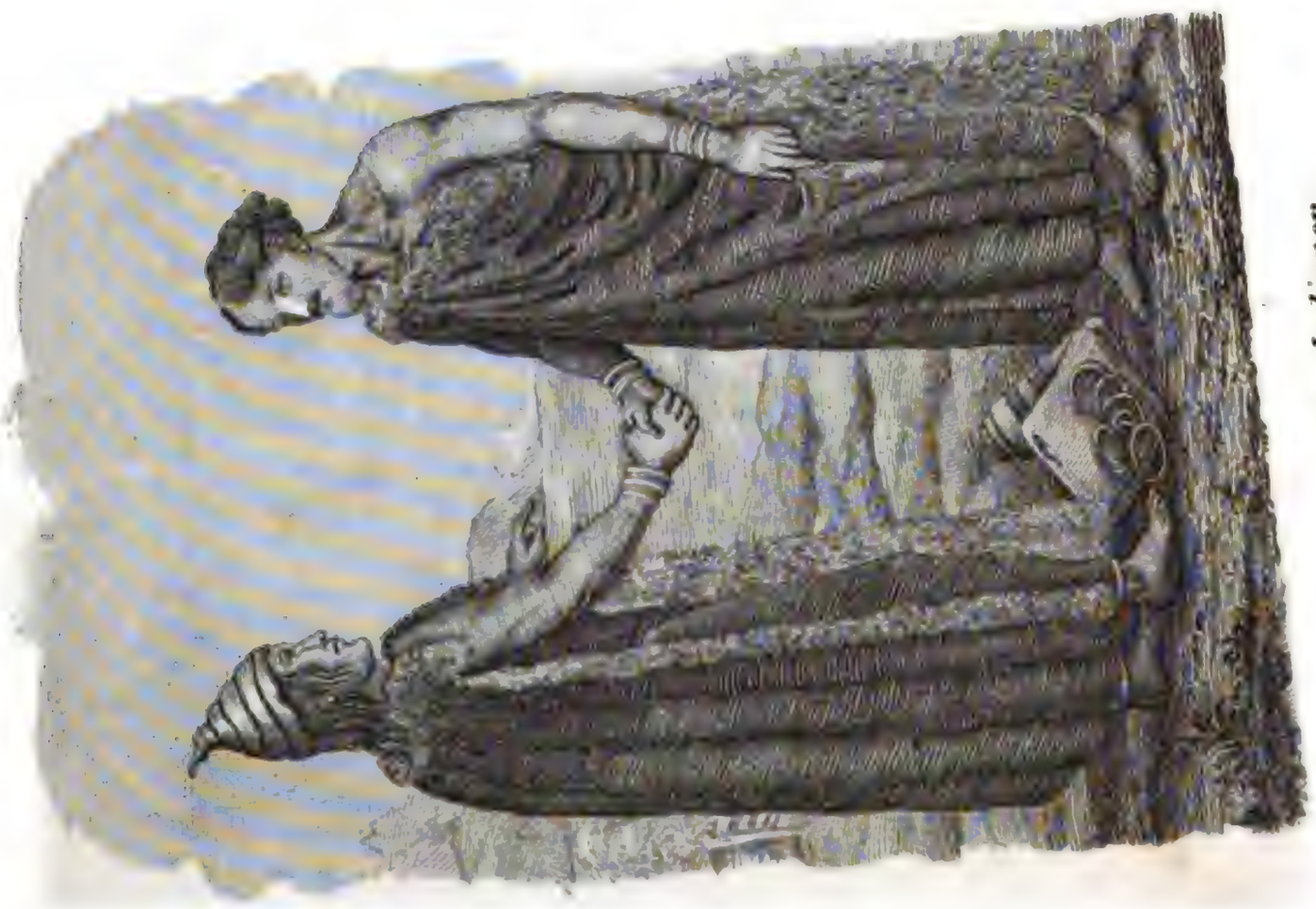
Montreal.

By Town und die Union Brücke
über den Ottowa River.

Digitized by Google

Digitized by Google

Indianisches Dorf auf Quadra-Vancouvers-Insel.



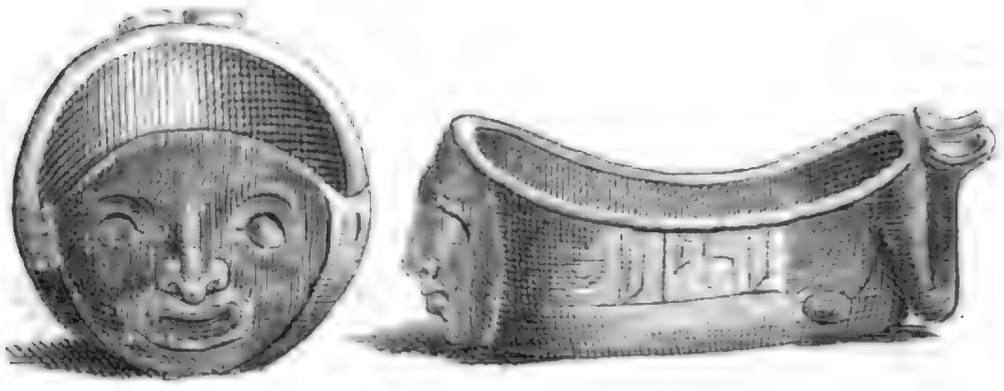
Oberhäupter der Indianer.

Digitized by Google

Digitized by Google

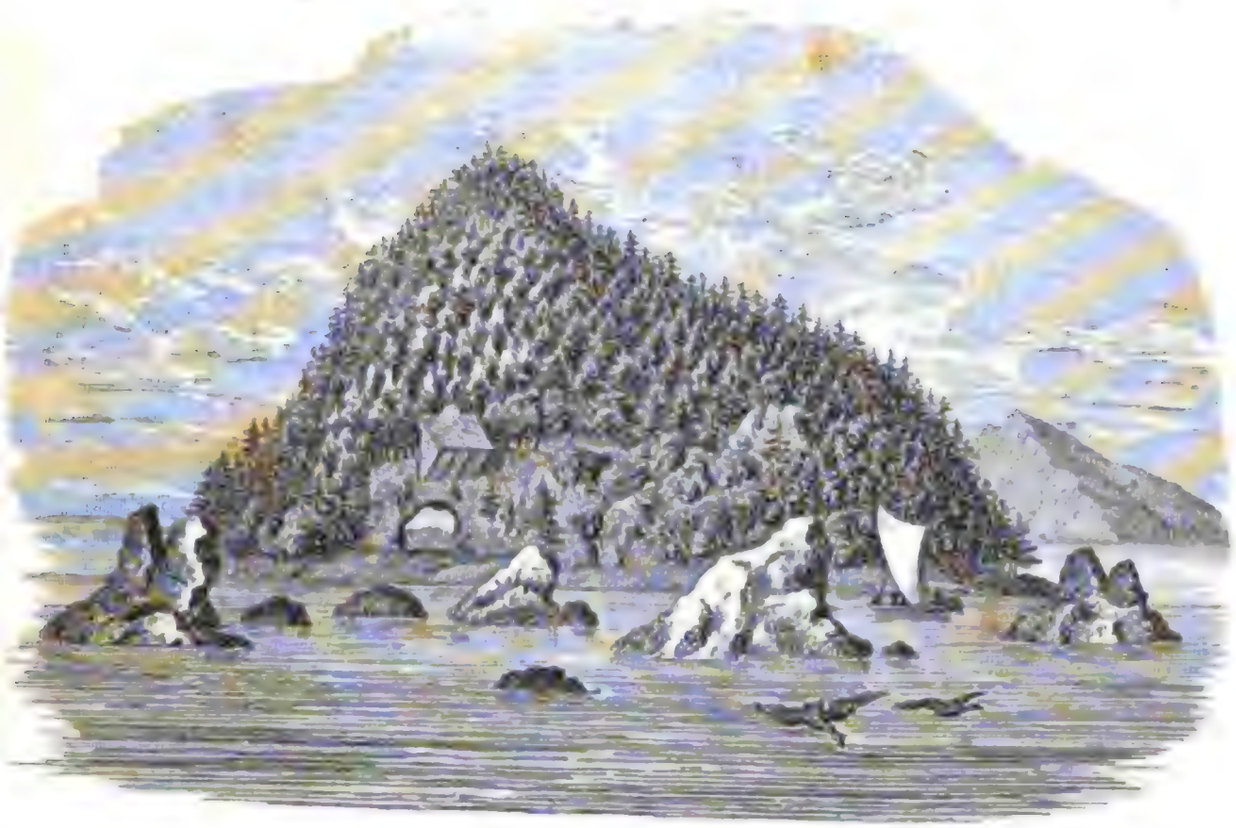
Mann und Frau von Nootka Sund.

Mann und Frau von Prinz Williams Sund.



Hausgeräth der Indianer
an der Nordwest-Küste.

Digitized by Google



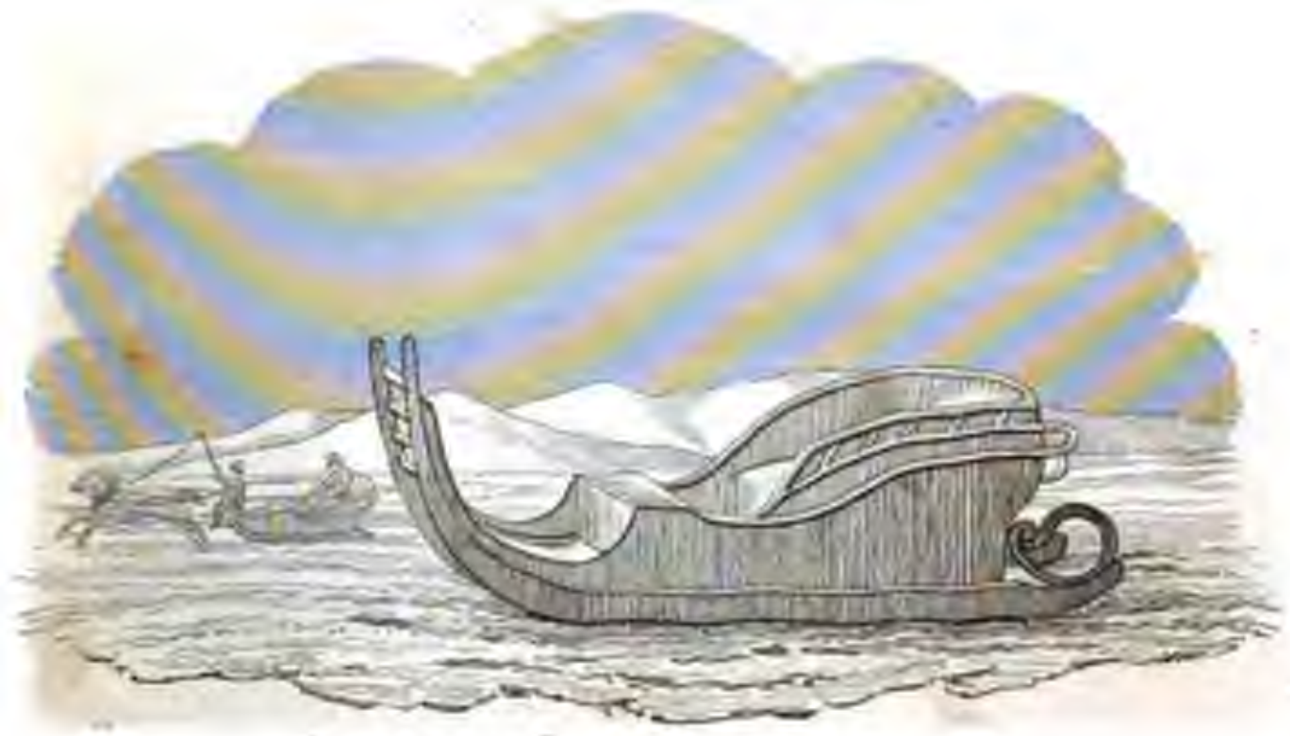
Hippah-Insel.
bei der Insel Königin Charlotte, an der Nordwest-Küste.

Die Cascaden des St. Lorenz.

Digitized by Google

Digitized by Google

Französische Canadier.



Canadische Cariole.

Digitized by Google

Digitized by Google

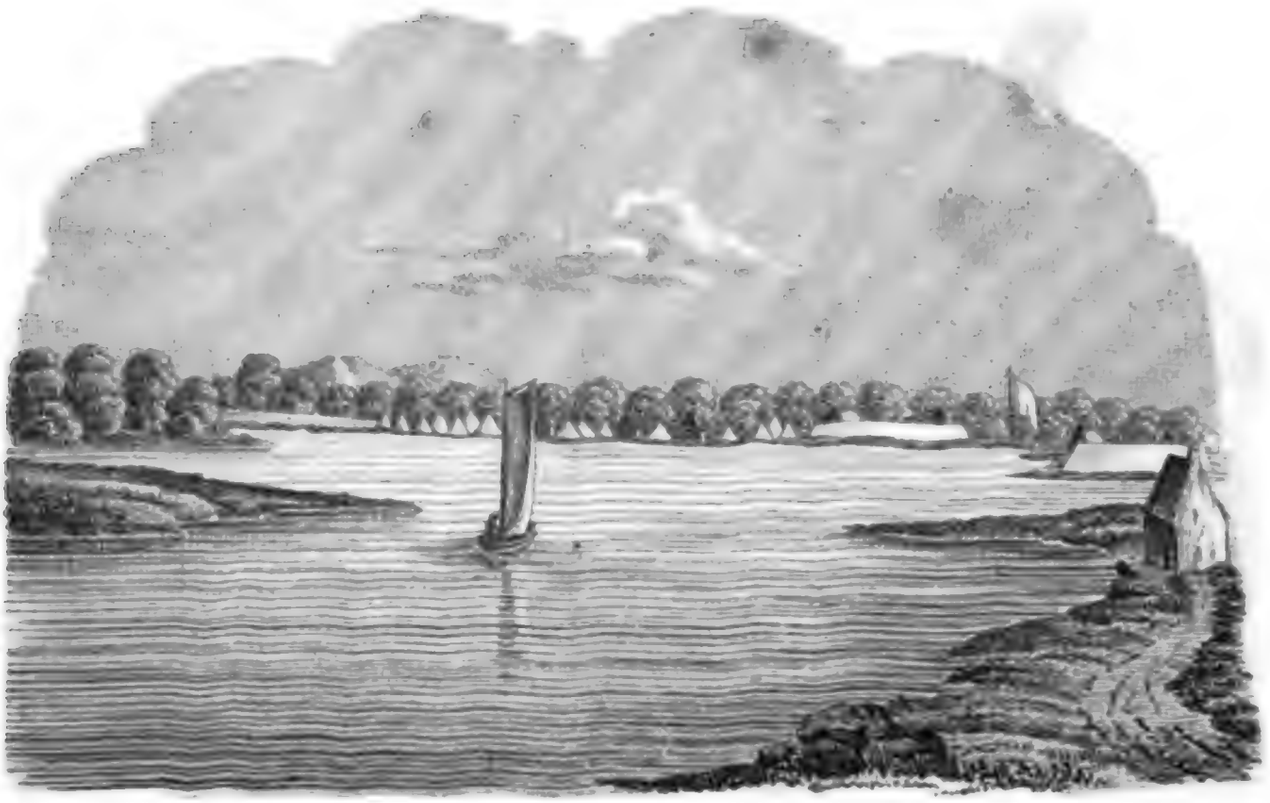
Montreal.

By Town und die Union-Brücke
über den Ottowa River.

Digitized by Google

Digitized by Google

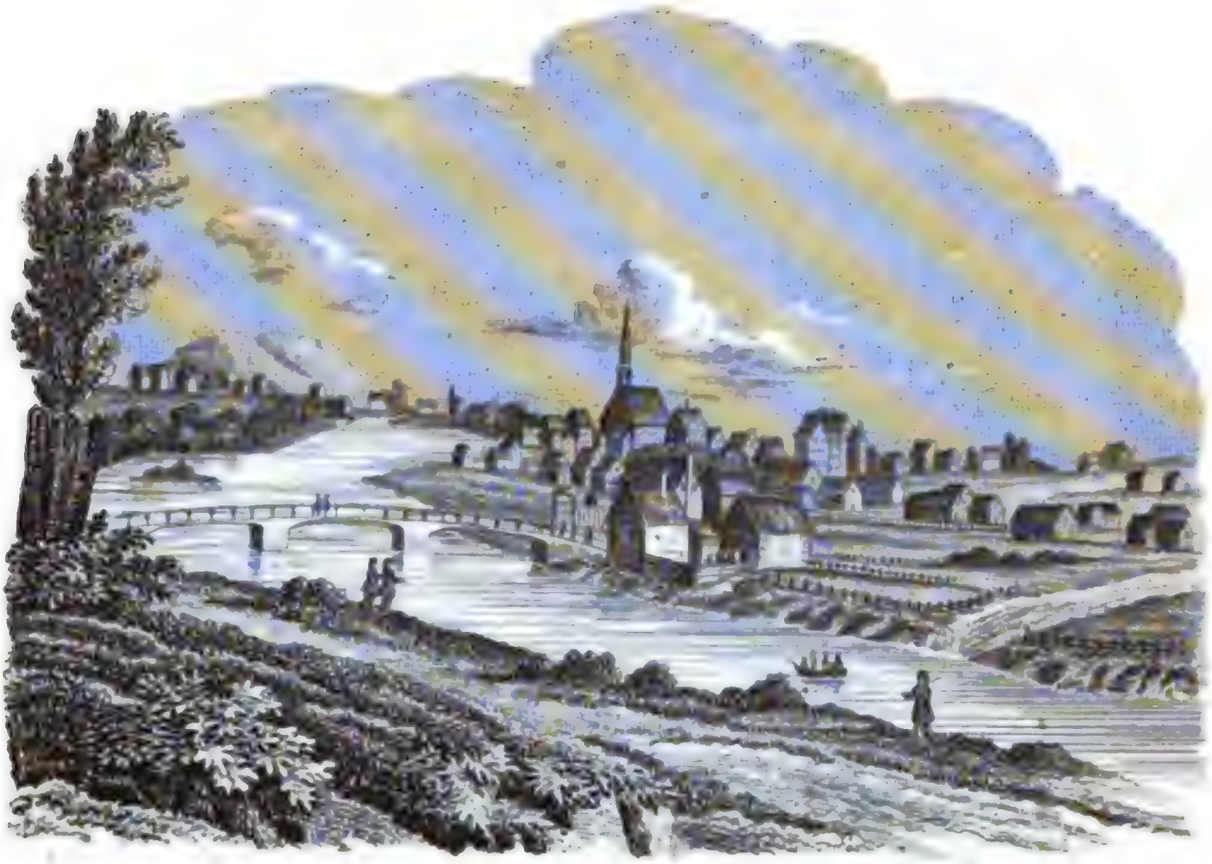
Fort Champly



Insel aux Noix, im Richelieu-River.

Digitized by Google

Digitized by Google



St. Hyacinthe.

Killburns Mills, Ont. Canada.

Digitized by Google

Digitized by Google

Harrower's Mühle am River Trois Saumons
Unter-Canada.

Der Fall des la Chaudiere
Unter-Canada.

Digitized by Google

Digitized by Google

Long's Farm, am Temiscouata See.

Die Forges (Hammerwerke) am St. Maurice.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Fälle grand Mere am St. Mauriees.

Handelsplatz am River aux Rats.

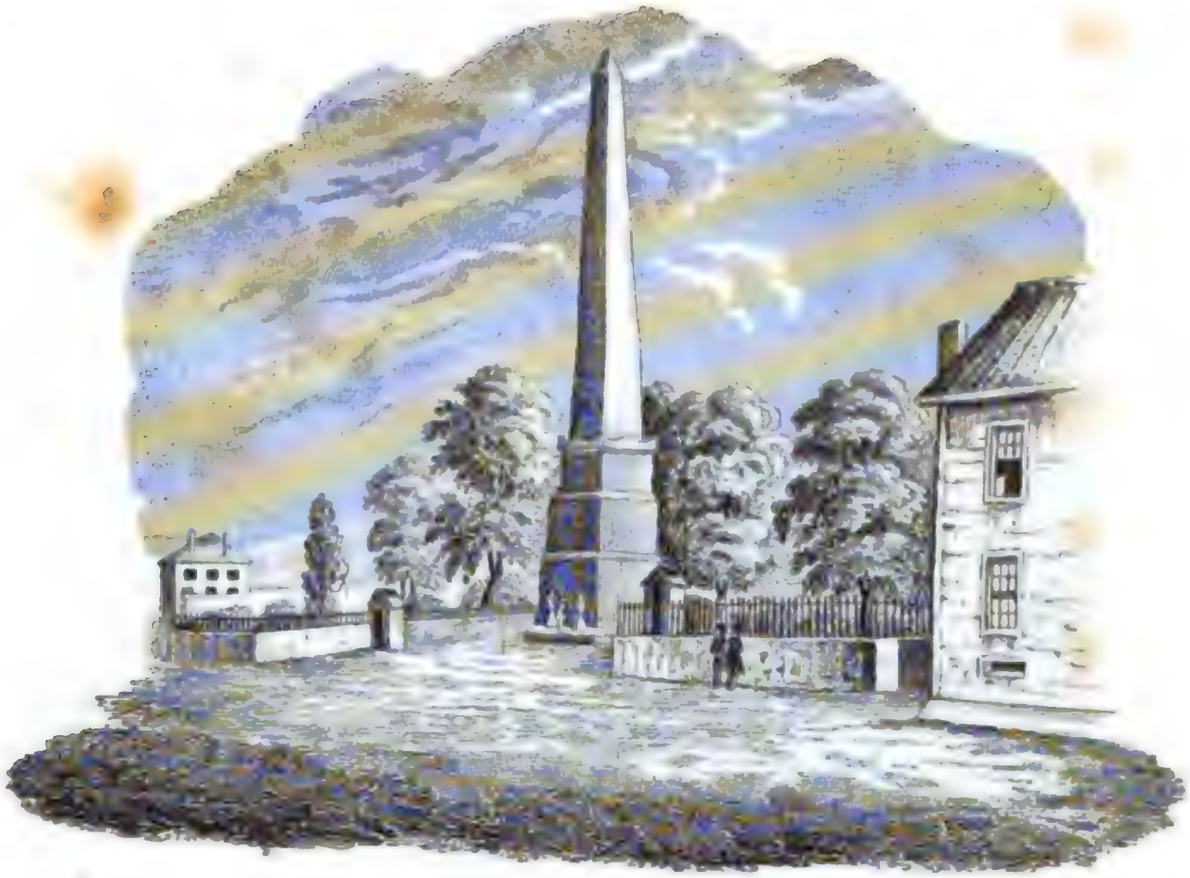
Digitized by Google

Quebec
von der oberen Stadt aus gesehen.

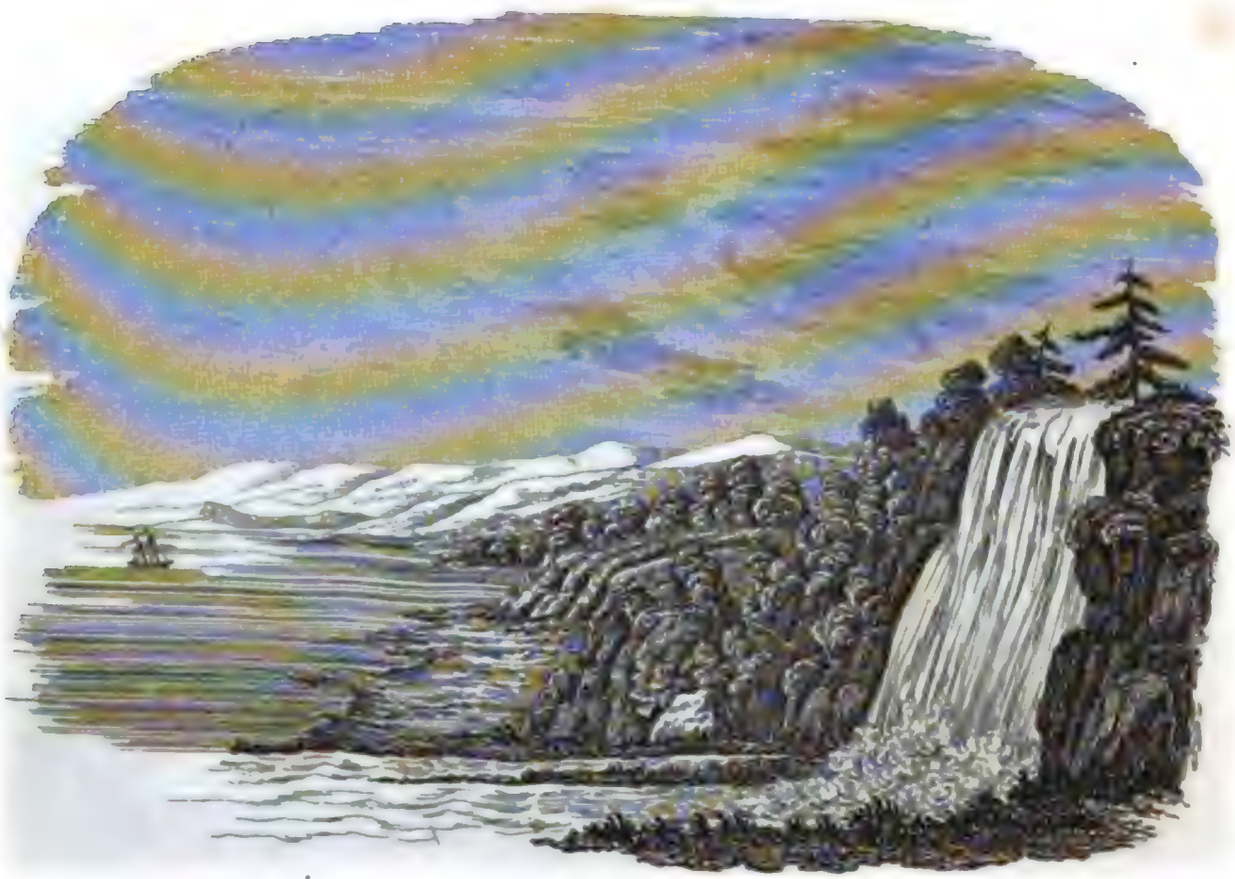
Quebec
vom St. Lorenz aus gesehen.

Digitized by Google

Digitized by Google



Wolfe's und Montcalm's Monument.
Quebec.



Der Fall des Montmorenci, im Sommer.

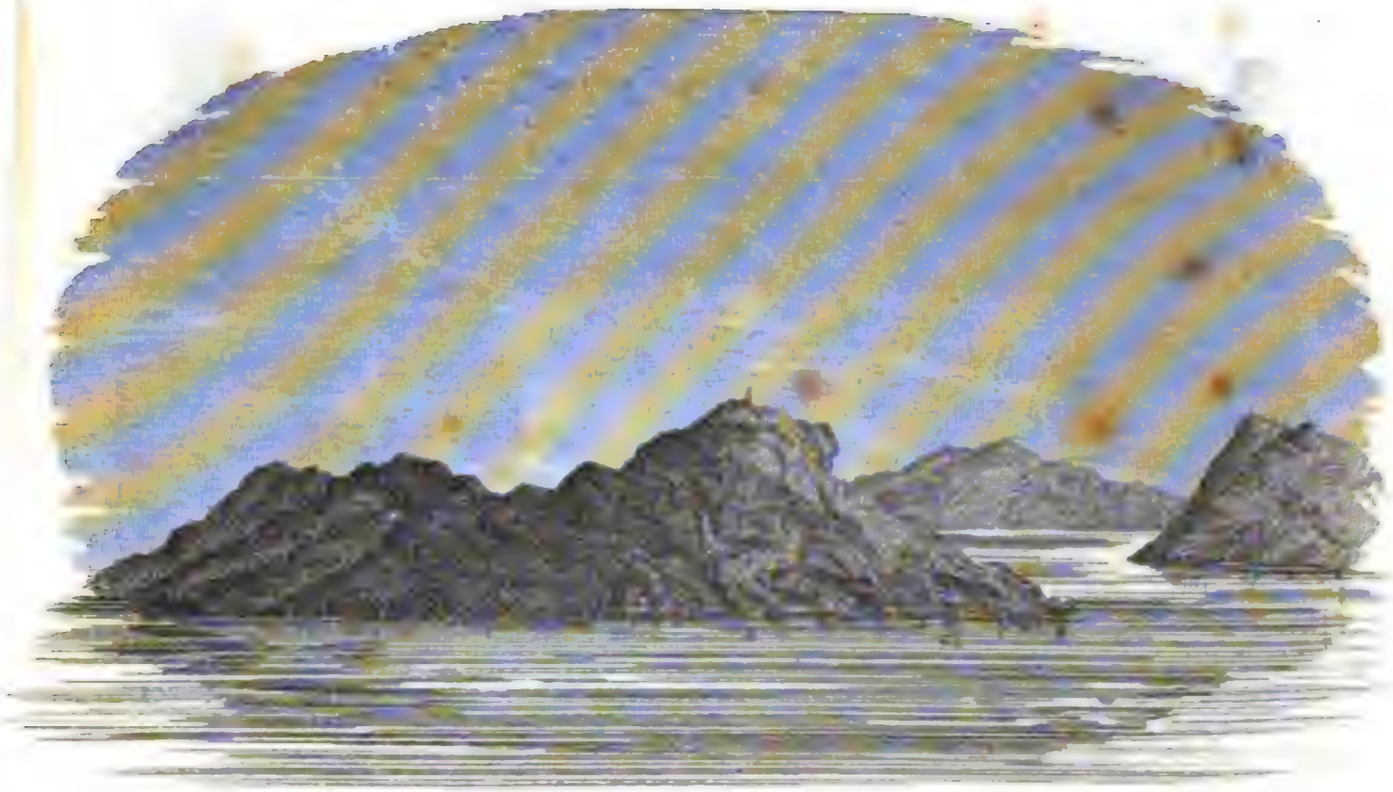
Digitized by Google

Digitized by Google

Fall des Montmorenci
im Winter.

Digitized by Google

Digitized by Google

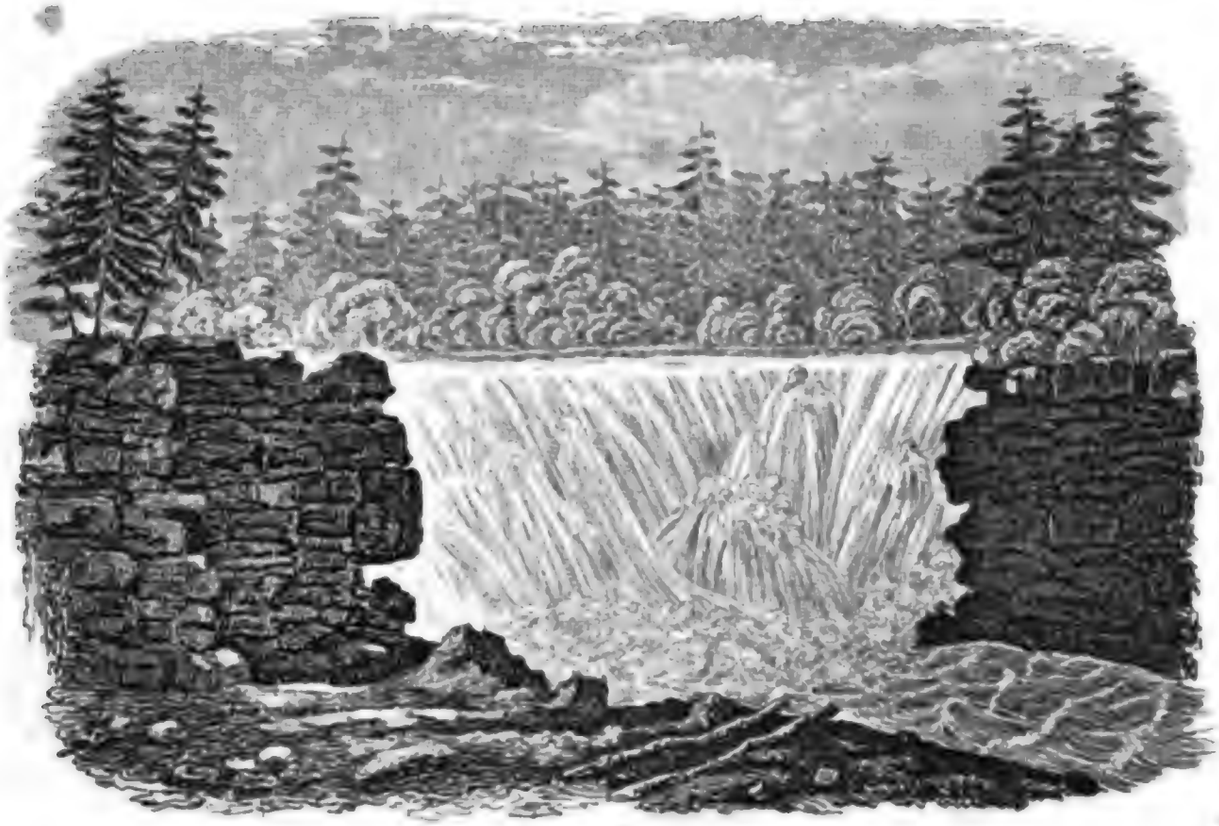


St. Pauls Island.

Christliche Indianer aus New-Brunswic.

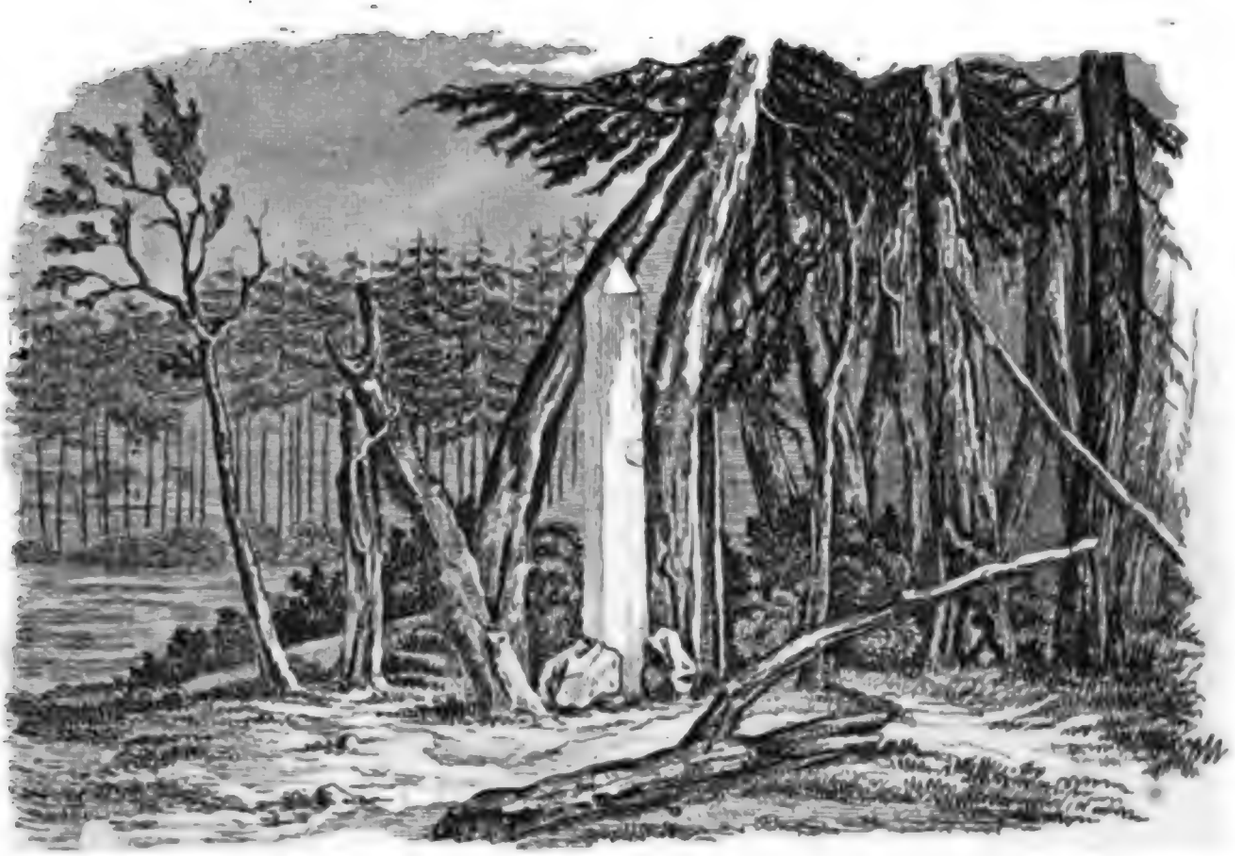
Digitized by Google

Digitized by Google



Die grossen Fälle des St. John.

Neu Brunswick.



Monument an der Quelle des St. Croix.

Digitized by Google

Digitized by Google

Kennebecasis-Bay, in der Nähe von St. John

Das neue Gouvernementshaus in Fredericton.

Digitized by Google

Digitized by Google

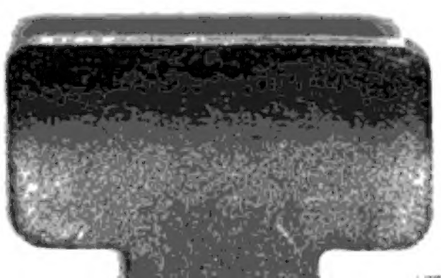
Barraks und Markthaus in Frederikton
Neu Braunswick.

Ansicht von Halifax, von Dartmouth Cove.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google

Digitized by Google